

Erheiterungen.

Ein Unterhaltungsblatt.

Jahrgang 1858.

Aschaffenburg.

Gedruckt in der A. Wailandt'schen Druckerei.

Inhalts-Verzeichniß.

(Die Zahlen bedeuten die Numern der einzelnen Blätter.)

Novellen.

Vermischte Aufsätze und kleine Erzählungen.

Länder- und Völkerkunde.

Gedichte.

Kunst und Literatur.

Mannigfaltiges.

(Fast in alle Numern.)

Räthsel.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 1 | Freitag, 1. Januar | 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

Roman von Julie Burow.

Erstes Kapitel.

Frühling! Frühling überall! Im Walde küßt der goldene Sonnenschein die braunen Kuppen der Fichtenzweige und leise regt sich in ihnen das stille Pflanzenleben. Sie streifen die bräunliche Winterhülle ab und strecken den zarten maigrünen Jahrwuchs fröhlich in die lauen Lüfte.

Auf der Wiese öffnen die Dotterblumen kokett ihren glänzenden Busen und mit lächelnden Kinderaugen schauen Blauveilchen am Hag aus dem lichten Grase.

Im Garten hängt ein goldbeschwingter Schmetterling im Kelche der ersten Hyazinthe.

Die zwitschernde Schwalbe flattert zur blühenden Weide und zupft die weichen weißen Fädchen von ihren Kätzchen, ihr Nest damit zu wattiren.

Der Storch schreitet gravitätisch durch das Feld, dessen weiches Grün im leichten Lufthauche bereits zu wogen beginnt.

Frühling überall!

Auch auf dem kleinen Hof hier regt sich sein Leben.

Am Breiterzaune, wo die Sonnenstrahlen sich durch die Giebelöffnung der Häuser stehlen, sitzen hunderte von roth-schwarz punktirten Käfern.

Auf dem Kehrichthaufen am Hinterhause scharrt der Hahn und ruft die kleine bunte Henne, die eilig herbeirennt, den Fund ihres Gatten, dessen einzige Sultanin sie ist, zu theilen.

Mitten im Hofe hat vor drei Jahren die kleine Gertrud einen Weidenzweig gepflanzt. Sie fand ihn beim Spaziergange am Graben liegen, Kinder mochten ihn vom nahen Baume gerissen haben. Gertrud hob ihn auf, es jammerte sie das grüne Aestchen und wie sie es genau betrachtete, da hatte die Feuchtigkeit und Frische seine Wurzelfasern aus dem armen verwaisten Zweige gelockt. Sie trug ihn nach Hause, Eduard grub mit dem großen Küchenmesser ein Loch im Hofe in die Erde und dahin pflanzte sie die kleine Weide, und sie wuchs, als ob Feen sie beschützten.

Da, wo das Bäumchen stand, hatte früher der Milchmann, der im Hinterhause gewohnt, den Düngerhaufen von seinen Kühen gehabt. Die Erde war fruchtbar dadurch geworden und Gertrud goß an jedem Abende ihre liebe Weide, und zum Glück stand sie auch gerade da, wo mindestens drei Stunden jeden Tag Sonnenschein hinkommen konnte.

Der Zweig war zum Bäumchen geworden und entwickelte jetzt neben den goldgelben Blüthenkätzchen, die die Luft des engen Höfchens mit Balsamhauch durchwürzten, Hunderte von zartgrünen feinen Blättern.

Neben dieser ihrer lieben Weide saß Gertrud heute im Sonnenschein.

Ihr ganzes Herz war voll Frühlingsseligkeiten. Der Duft der Weidenblüthen, die goldenen Sonnenstrahlen, die schon einen ordentlichen Schatten von der lieben Weide auf den Boden malten, das Leben und Treiben der Käfer am Zaune, das lustige Wesen der kleinen bunten Henne und des weißfederigen Hahns, das war doch Alles so wundervoll, so über alle Maßen schön, und da auf dem Dach von des Nachbars Kuhstall, da grünte das Hauslaub in ordentlichen Knollen. Hätte Gertrud nur einen Blumenscherben gehabt, einen dieser Knollen hätte sie hineinsetzen mögen und am Fenster pflegen, aber es schadete am Ende nichts, daß sie nicht so reich war, sie konnte ja auf dem Dache das hübsche Hauslaub alle Tage wachsen und grünen sehen.

Gertrud saß auf einer hölzernen Fußbank, sie war ihrer Größe angemessen, d. h. sehr klein, denn Gertrud war auch für ein zehnjähriges Mädchen sehr klein und sehr bleich dabei. Ihr Haar hing in zwei aschblonden langen Flechten glatt und spiegelblank über ihre Schultern herab und würde lang auf dem Boden gelegen haben, wenn sie es sich nicht im Schooße zusammengeringelt hätte, um die Zöpfe nicht sandig und schmutzig zu machen. Große tiefdunkle Augen leuchteten aus dem blassen Kindergesichtchen hervor, Augen, die an die Sterne im Gür-

tel Orion's oder an braune Aurikeln, oder auch an Weber's wundersamen Walzer erinnerten.

Sie hatte ein Röckchen von hundertmal gewaschenem braunen Kattun an, aber es glänzte in Reinlichkeit und schmiegte sich dem elfenzarten Körperchen an, als ob es mit Bewußtseyn das arme Kind schützen und decken wolle.

Strümpfe gehörten für Gertrud zu den selten gebrauchten Luxusartikeln. Die kleinen rosenrothen Kinderfüßchen standen in Holzschuhen, das eine davon war ein wenig zurückgeglitten und die zarten, vollkommen schön gebildeten Zehen mit den rosigen Nägeln waren sichtbar.

Die Händchen, sehr sauber gehalten, lagen im Schooß zusammengefalten über einem großen Strickzeuge von brauner Naturwolle, das sich schon seinem Ende näherte.

Ein Ausdruck von Glück, ja von Seligkeit war über das ganze Gesichtchen ausgegossen, ein solcher Ausdruck, der doch Den, der ihn sieht, mit Schmerz und Mitleid erfüllt, denn neben ihm liegt verhüllt von der Wimper des Auges, eingewickelt in die feine Lippe, die Erinnerung an stetes, sanft ertragenes Weh.

War Gertrud schön?

Wenige nur hätten das bejahen mögen. Es war ein ausdrucksvolles Kindergesicht, und am Kindergesicht ist es die rosige Frische, die harmlose Unbefangenheit, was uns schön erscheint, nicht aber der seelenvolle Ausdruck.

Unschön jedenfalls war der feine Mund, der fast nur im Gesichtchen durch eine hochrothe Linie angedeutet und so fest, so fest geschlossen erschien, daß man sah, der Wille zu schweigen habe schon auf dieß Thor eines menschlichen Herzens seine Wirkung geübt unschön, wenigstens unregelmäßig, war auch die allzu hohe Stirn, deren glatte Haut braun und von der Sonne angegriffen aussah.

Gertrud träumte und war glücklich! Ein unerwarteter Laut ließ sie zusammenschrecken und weckte sie aus ihren Träumen. Es war der Ton einer Geige, die von einer Meisterhand gespielt wurde.

„Der Vater", sagte sie aufhorchend und griff nach dem Strickstrumpf. „Aber er ist gut, noch ist er gut. O wie schön er spielt, wie wundervoll die Klänge durch die Luft zittern. Armer Vater!"

Sie regte fleißig strickend die kleinen Hände und schmerzliche Gedanken mochten die Kindesbrust bewegen, denn die Augen verschleierten sich mit Thränen, die lange an den bunten Wimpern, wie Thautropfen am Moose einer Rosenknospe hingen, und endlich glänzend auf des Kindes Hände fielen.

Ein rascher Tritt ertönte, die Hofthür ward aufgerissen und ein großer schlanker Knabe mit braunem Kraushaar und blitzenden blauen Augen trat mit Wangen, die Zorn und Aufregung hochgeröthet hatten, in den Hof.

Gertrud warf nur einen Blick auf den Bruder, sprang dann auf, lief ihm entgegen und sagte, seine Hand in ihre beiden Händchen nehmend:

„Was ist geschehen, Eduard? Wer hat dir etwas gethan, mein Bruder? O, lieber Gott, und ich war so vergnügt und so glücklich!"

Der Knabe warf den Bücherpack den er unter dem Arm getragen, ingrimmig zu Boden.

„Laß mich, laß mich nur, Gertrud", sagte er mit einer Stimme, welche die Gemüthsaufregung beben machte.

„Verlaß mich nur auch, und ich wollte der Himmel fiele ein und erschlüge mich, und all das Elend, das ich nun schon habe ertragen müssen, hätte einmal ein Ende."

„Eduard!"

Es war Alles, was Gertrud auf die wilde Rede des Bruders antwortete, aber es lag in dem einen Worte eine solche Fluth von Liebe und Milde, daß es ausreichte, um den tobenden Knaben zu beschwichtigen.

Er beugte sein zornglühendes Antlitz auf das Haupt der Schwester, und schwere, heiße Thränen strömten wie Regen darauf nieder.

Gertrud weinte mit. Noch wußte sie nicht, welche neue Kränkung das Wesen, das ihr auf Erden das liebste war, getroffen, aber sie war an Leiden und Kränkungen mancherlei Art schon gewohnt, und was sie für sich selbst mit stiller Resignation ertrug, das brannte wie Feuer auf ihrer Seele, traf es den Bruder.

Eduard hatte sich endlich gefaßt. Die Thränen hatten ihm das wilde Herz erleichtert.

Er setzte sich auf Gertrudens Bänkchen und zog die Schwester zu sich, die auf seinen Knieen sitzend, die Arme um seinen Nacken schlang.

„Was ist's auch am Ende mehr", sagte er beruhigend, „einmal mußte es ja doch kommen, ich wußte Das; aber daß es heute kam, heute, wo ich in der Prüfung als der Erste bestanden, heute, wo ich auf eine Versetzung, auf einen Preis so sicher rechnete, das war so fürchterlich."

„Was ist dir denn geschehen, mein einziger Eduard", schmeichelte Gertrud, des Bruders immer noch glühenden Wangen mit den kleinen Händchen streichelnd. „Sag' mir's nur, du armer Junge, hernach weinen wir Beide und dann wird uns Beiden besser."

Der Knabe küßte die rosigen Hände des kleinen Mädchens und seine Wange an die ihrige lehnend, sagte er:

„Ich bin relegirt, ausgewiesen aus der Schule!“ Ein tödlicher Schreck durchzuckte Gertrudens Herz. Sie erröthete erst rasch und erbleichte dann noch tiefer als gewöhnlich und ihre Lippen begannen leise zu zucken.

„Nun erschrick auch nicht zu sehr, arme Gertrud“, sagte Eduard, jetzt selbst ruhiger, die Schwester beruhigend. „Es konnte ja gar nicht ausbleiben. Seit elf Monaten habe ich keinen Heller Schulgeld bezahlt, habe ich kein Lehrbuch, kein einziges bekommen und mir immer durch Borgen so durchgeholfen. Ich wußte, es konnte nicht anders seyn. Die Anstalt, weißt du, ist städtisch und besteht zum Theil durch das Schulgeld. Der Rektor wies mich nicht aus, ihm zitterte sogar die Stimme, als er mir hier das Ausweisungsdekret vom Magistrat einhändigte. „Lesen Sie das für sich allein, Eduard Bergenau“, sagte er dabei und sah mich mit seinen guten grauen Augen so mitleidig an; aber ich hatte schon erkannt, was es war, und das Blut stürzte mir alles nach dem Kopfe, die Stube fing sich an, um mich zu drehen und ich stürzte hinaus und hierher.“

„Du kamst zu mir“, entgegnete Gertrud liebreich und trocknete ihre strömenden Augen mit dem kleinen, vielfach gebesserten Taschentuch. „Nicht wahr, Eduard, du dachtest, wenn wir zusammen weinen, wird uns Beiden bald besser. Aber das ist ein harter, ach ein sehr harter Schlag. Gott, was wird der Vater sagen, wie wird er es aufnehmen!“

Eduard schüttelte mit bitterm Ausdruck den dunkeln Lockenkopf.

„Laß nur den Vater ganz aus dem Spiel, Gertrud“, sagte er, „ich weiß, was er sagen, ja und auch was er thun wird. Ich weiß das zu gut. Wüßte ich nur, was aus mir werden soll. Selbst wenn ich zum Schuster hier unten in die Lehre gehen wollte, müßte ich konfirmirt seyn und Lehr- und Einschreibegebühr zahlen.“

„Eduard“, entgegnete das kleine Mädchen mit einem seligen Lächeln, „jetzt wirst du meine drei Thaler annehmen, nicht wahr, jetzt wirst du es?“

Er schüttelte den Kopf.

„Was helfen mir drei Thaler, die du mit blutsaurer Arbeit verdient, könnte ich damit einen Grund zu irgend einem Fortkommen in der Welt legen, da würde ich sie schon so gern nehmen als du sie gibst; wozu jetzt aber, ja wären es dreißig, fünfzig, hundert Thaler. Ach Geld ist ein so gemeines Ding, und doch, doch — was ist man ohne Geld?“

In diesem Augenblick verstummte oben das Violinspiel. Ein ziemlich hübsches, aber tückisch blickendes Frauenzimmer lehnte sich aus dem Fenster und rief hinab:

„Kommt zu Tisch, Eduard und Gertrud.“

Die Kinder sprangen auf.

„Wo mag die Mutter seyn?“ fragte Eduard leise im Gehen.

„Ausgefahren mit der Räthin und mit ihm“, antwortete ebenso leise das Mädchen.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung an Kissingen.
(Juli 1857.)

(Von A. Th. von Grimm.)

Aus der fernen Fremde denkt Jeder recht gern an den häuslichen Herd zurück, den er verlassen, und sendet Berichte ein über Das, was er am Wanderstab gesehen und erlebt hat. Und so will ich denn treu allen Freunden am häuslichen Herde erzählen, wie mir es ergangen und was ich gesehen habe. Denn das Heute ist nie wie das Gestern, wenn auch nie besser oder schlimmer, es ist aber anders. Als ich voriges Jahr das liebe Kissingen besuchte, war die Gesellschaft eine ganz verschiedene als die dießjährige, und selbst das niedliche Städtchen hat während des Winters die Spitze seines Kirchthurms verloren und bot nicht denselben Anblick mehr da. Mehr als in jedem andern deutschen Lande waren aber dieses Jahr Majestäten, Hoheiten, Durchlauchten und Erlauchten am Rakoczybrunnen versammelt und verdunkelten die Exzellenzen und hoch- und wohlgeborenen Leute, alle Räthe, die geheimen wie die öffentlichen, die Rittergutsbesitzer wie die Ritter ohne Gutsbesitz, die Schönheiten ersten wie dritten Ranges, und selbst die mächtigsten Ritter unserer Zeit, die Geldaristokraten, kurz, ich hätte eine totale Erd- und Mondfinsterniß des Publikums zu beschreiben, wenn ich nur die Sonnen und Sterne erster Größe nennen will. —

Welch reizende Lage hat dieß Kissingen für ein deutsches Gemüth! So heimlich und vertraulich still, wenn man von Schweinfurt kömmt, so lachend von Hammelburg und so lieblich von Ochsenfurt her; und dieser reizende Name neben Schweinfurt, Ochsenfurt und Hammelburg! Die schönen Buchenwälder, die stundenlangen Wiesen, das niedliche Flüßchen, das auf seinem Wege immer Versteckens spielt, die ernste Bodenlaube, die wie ein Cyklop herunter in das Thal blickt und sich freut, wenn es ihr gelungen, ein paar Kurgästen zu winken, daß sie hinaufsteigen und in diese Fülle Deutschlands recht gründlich hineinschauen. Kurz, es ist ein recht

friedlich stilles, vertraulich erbauliches Thal, als hätten es Diplomaten für geheime Sitzungen erbaut, und wo der müde Arbeiter sich recht gemächlich ausruhen und für die Zukunft frische Kräfte an den Quellen der Mutter Erde trinken kann. Und so sind denn dieses Jahr die Menschen herbeigeströmt aus Ostindien und Schwarzburg-Rudolstadt, aus Brasilien und Lippe-Detmold, aus Moskau und Liechtenstein, aus der Walachei und Sachsen-Gotha, aus Schweden und Norwegen und beiden Sizilien, kurz aus der ganzen bewohnten Erde, um — um durch deutsche Ammenmilch wieder verjüngt zu werden. Die gute Mutter Deutschland ist doch der häusliche Herd unserer zivilisirten Erde. Mutter aller germanischen Völker, Schwiegermutter aller romanischen Geschlechter, Tante aller slawischen Stämme, Großmutter aller zukünftigen Nationen, ist sie die reichste unerschöpfliche Quelle des ganzen Erdenlebens und sendet ihre Schätze aller Art, der Natur, des Geistes und des Herzens, des Wassers und des Weines in aller Richtung nach allen Landen, und wer gar zu ihr selbst kömmt, dem heilet sie jedes Leid, die Gicht wie die Wassersucht, den Beinbruch wie das Kopfweh. Diejenigen, die sich bei Sebastopol gegenseitig die Glieder zerschlagen haben, trinken an Deutschlands häuslichem Herde friedlich einen Becher heilenden Wassers oder baden ihre erfrorenen Glieder in dem Urquell deutscher Gebirgsgründe. Deutschland ist nicht allein der häusliche Herd, das Herz und Gemüth der Erde, es ist die chemische Küche, der Alles verdauende Magen, die Bibliothek, die Rüstkammer, die Apotheke, das Gymnasium, die Universität der Welt, es ist das Haupt- und Residenzland der Welt, während alle anderen nur langweilige Provinzen sind. Wie viel tausend melancholische Engländer ziehen nicht jährlich über das Meer den Rhein hinab, um in Deuschlands schöner Natur frisch aufzuathmen; ganz England stürbe mit seinen schwarzen Fabriken und seinen lebensmüden Lords ohne Deutschland an Hypochondrie. Die Franzosen freilich balsamiren sich in Paris ein und spekuliren an der Börse und freuen sich ihrer kaiserlichen Freiheit, wie einst der Herrgott sich in Frankreich zu freuen pflegte. Da sind die Russen doch ganz andere Leute! Die haben Kissingen gleich auf einige Zeit zur Residenz ihres Reiches erhoben, das Kurhaus zum Winterpalais, das Hotel Maulik und Hailmann zum Generalstabe, die Salinen und Bocklet zu Zarskoe-Selo und Peterhof. Der finnische Meerbusen und Kronstadt werden nicht so leicht durch die fränkische Saale ersetzt; denn selbst die kühnste Phantasie kann die rakoczygenährten Fische nicht für Fregatten und Linienschiffe ansehen; aber auch ohne Flotte konnte das ganze russische Reich von Kissingen aus regiert werden; denn Kaiser und Hof, Kanzler und Minister, Botschafter und Gesandte mit ihren Sekretären befanden sich daselbst, und der jüngste der europäischen Kriegshelden, Todleben, war mitten unter ihnen. Aber auch die Engländer waren reich vertreten; freilich nicht durch ihre Königin, die ruhig zu Hause geblieben ist, um den Sonntag ohne Musik und ohne Brunnen zu feiern; aber Lords, Ladies, Gentlemen und Misses brachten ein zahlreiches Publikum an den Brunnen und die lange Table d'hote. Vom Bayerland, in welchem Kissingen liegt, war dessen König und Königin, so wie der Prinz Feldmarschall Karl unter die Kurgäste gekommen, und denselben sind Minister und Generale, so wie andere Reichswürdenträger gefolgt. Auch Württembergs Königin nebst der Prinzessin Katharine sah man mehrere Wochen auf dem Kurplatze spazieren und theilnehmend mit dem Publikum sich unterhalten.

So hatten sich fünf Majestäten vereinigt, um in die gefrorene Oberfläche des Wasserlebens Wellen, Wogen und Bewegungen zu bringen. Und das war der Gesellschaft noch nicht einmal genug! Diese erwartete noch den Kaiser von Oesterreich, den Kaiser der Franzosen, ja zuletzt den großen Kometen und nebenbei sogar den Weltuntergang. Eitle Hoffnung, aber auch vergebliche Furcht!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Stabsarzt Dr. Thur in Schivelbein hat so eben eine kleine Schrift herausgegeben, welche den Titel: „Die Cholera ist ein Menschenwerk, ein Lehrsatz der Thatsachen, für Aerzte und Laien entwickelt“, führt und zu dem Audouard'schen Satze, daß die Sklavenschiffe die eigentliche Brutstätte des gelben Fiebers seyen, den Parallelsatz hinstellt, daß „die elende Ernährung und das gräßliche Hungerleiden so vieler Millionen im reich gesegneten Hindostan, als eine Folge der scheußlichen, unmenschlichen Verwaltung der ostindischen Kompagnie, die eigentliche Ursache der Cholera und deren Verbreitung über Europa“ sey. Schließlich wird die moralische Nutzanwendung gezogen: „Wer den armen Hindus zu menschlicher Existenz verhilft, der erlöst die Welt von der Cholera.“

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 2 Samstag, 2. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Oben in ein einem ziemlich gut möblirten Zimmer stand das Essen auf einem ungedeckten Tische.

Ein Mann, der kaum vierzig Jahre alt seyn mochte, mit einem schönen, genialen Gesicht, das aber um Auge und Mund bereits den Ausdruck des Trunkenboldes trug, lehnte am Sopha. Er trug helle Beinkleider und ein feines, aber an der Schulter zerrissenes Hemde Sein lockiges braunes Haar war leicht mit Grau gemischt, und wenn er lächelte, zeigte er ein Gebiß prächtiger leuchtender Zähne.

Als die Kinder ins Zimmer traten, fragte er, den Kopf über die Schultern gewendet:

„Wo ist meine Frau, Nanni?"

„Ausgefahren", antwortete die Dienerin mit leicht erkennbarem süddeutschen Dialekt, „mit der Frau Räthin und dem Prinzen."

„So, wieder!" war Alles, was er darauf erwiderte, aber eine tiefe Bitterkeit lag in den beiden Worten.

„Und du, Bursche, verweinte Augen, und das Mädel sieht auch aus wie sieben Jahre Regenwetter, was ist euch, was habt ihr?"

„Das!" entgegnete düster der Knabe, indem er das Ausweisungsmandat in die Hände des Vaters legte.

Dieser schlug es auseinander, blickte einen Moment mit den rothunterlaufenen Augen hinein und schrie dann:

„Ausgewiesen! Bube, Vagabund, Taugenichts! Ausgewiesen!" und ein Schlag so hart die rohe Hand ihn geben konnte, brannte auf der Wange des erbleichenden Knaben.

Gertrud kniff die Lippen übereinander und schloß eine Sekunde lang die Augen, dann schlang sie ihre Arme um den Hals des Bruders und flüsterte in sein Ohr:

„Es ist der Vater, bedenke, es ist unser Vater, lieber Eduard."

Mit der Festigkeit des Indianers am Marterpfahl blieb Eduard regungslos stehen, den sich wiederholenden Mißhandlungen diesen ruhigen Ernst entgegensetzend.

Gertrud's Gesicht war zu Marmor erblaßt und erstarrt, nur die dunkeln Augen sprühten von einem Feuer, das Mitleid und Entsetzen zugleich erregen mußte. Jeder Schlag, der den Bruder traf, schien einen elektrischen Funken aus ihren Augensternen zu ziehen, während ihre ganze übrige Gestalt starr dastand, gefesselt von dem Willen, auch den geliebten Bruder nicht zu vertheidigen.

Ein wahrhafter Heldenmuth sprach sich in den Zügen beider Kinder aus, die die tiefgefühlten Gewaltthätigkeiten von der Hand, die zu ehren ihnen die Pietät gebot, mit stolzer Festigkeit ertrugen.

Der ergrimmte Mann ermüdete endlich, ließ den Arm niedersinken und warf einen wüthenden Blick auf die Kinder.

Dieser Blick aber schien ihn plötzlich zu entwaffnen.

Die Heftigkeit zerschmolz vor dem erwachenden Vatergefühl. Die starren gerötheten Augen füllten sich mit Thränen.

„Arme Kinder, arme Geschöpfe", murmelte er vor sich hin, warf sich dann in einen Stuhl, verhüllte das Gesicht mit den Händen und weinte.

Die Kinder mochten Ausbrüche dieser Art bereits kennen, der jähe Wechsel schien sie nicht in Erstaunen zu setzen. Sie blickten einander an mit Augen voll unendlicher Liebe und Gertrud zog Eduard's Hand an ihre Lippen und küßte die einzelnen Finger des Knaben, dabei den Handteller mit ihren eigenen feinen Händchen streichelnd.

Das Frauenzimmer, das Bergenau Nanni genannt, trat indeß wieder ein, legte mit ziemlich rücksichtsloser Vertraulichkeit den Arm auf die Schulter des Weinenden und sagte:

„Nun lassen Sie das Flennen, Herr, und machen Sie, daß gegessen wird. Ich borge von Christen und Juden, um Ihnen und den Kindern

ein Mittagbrot zu schaffen und Sie setzen sich hin und lassen Alles alt und kalt werden.«

Bergenau richtete den Kopf empor.

»Schon gut, schon gut, Nanni, ich komme schon und ihr, Kinder eilt euch, kommt zu Tische. Laßt's euch schmecken, Kinder. Gutes Essen, ganz gutes Essen", rief er, sich behaglich die Hände reibend. Er schien die Scene von vorhin und seinen momentanen Schmerz darüber bereits vergessen zu haben.

Nicht so die Geschwister. Die Blässe ihrer Wangen, das Beben ihrer Lippen, der Händedruck den sie rasch noch mit einander wechselten, waren Zeugen wie ihrer innigen Liebe, so ihres gemeinsamen Seelenleidens, auch berührten sie die Speisen kaum, doch trank Eduard ein sehr großes Glas Wasser und nöthigte Gertrud ein fast eben solches auf.

Auch Bergenau trank viel Wasser, der Rausch schien allmählich ganz zu fliehen. Sein Gesicht ward todtenbleich, seine Augen fielen ein und gänzliche Erschlaffung lag auf den Zügen seines von Natur schönen und edlen Gesichts. Er setzte sich in die Sophaecke, zog bald auch die Füße hinauf und entschlief fest.

Die Kinder schlichen auf den Zehen hinaus in eine kleine Nebenkammer. Dort setzte Eduard sich an einen mit Zeichenapparat bedeckten Tisch, Gertrud mit ihrem Strickzeug ihm gegenüber. Beide arbeiteten erst eine Weile schweigend und emsig und begannen dann ein leises herziges Geplauder, aus dem Niemand errathen hätte, daß sie vor kaum einer Stunde so schmerzlich gelitten.

Zweites Kapitel.

Während dessen saß in einem prächtig möblirten Saale, in einem Landhause, nur wenig entfernt von der Stadt, eine aus drei Personen bestehende Gesellschaft an einer üppigen Mittagstafel.

Die Glasthüren des Gemachs standen offen und gestatteten den freien Einblick in einen Blumengarten, auf dessen braunen Beeten jetzt eben sich ein herrlicher Hyazinthenflor zu entfalten begann und ein leichter Lufthauch trug die balsamischen Düfte desselben den behaglich Speisenden zu.

Zwei davon waren Damen, der Dritte ein noch sehr junger blonder und blühender Mann. Er trug russische Oberstuniform und einige glänzende Ordenssterne. Beide Damen waren sicherlich älter als er, die eine davon war aber durch eine außerordentliche, blendende, man möchte sagen feenhafte Schönheit ausgezeichnet.

Sie war groß und hatte diejenige Fülle, ohne welche sich die Schönheit einer Frau selten bis über das dreißigste Jahr hinaus vollkommen erhält. Dabei hatte die Gestalt nicht das Geringste an jugendlicher Elastizität verloren. Sie war biegsam wie der Stengel, an welchem die prachtvolle persische Rose die Fülle ihrer zauberischen Reize entfaltet, und mit einer solchen war das Gesicht der Dame, die sich lächelnd zu dem blonden Jünglinge neigte, einzig zu vergleichen.

Die andere Dame hatte kluge Züge, einen feinen sarkastischen Mund und volle dunkelschwarze Augen; auch sie hätte für schön gelten können, wenn sie nicht neben ihrer Gefährtin gesessen, jedenfalls war das Gesicht bedeutend und ausdrucksvoll und wurde selten von Dem, der es einmal gesehen, vergessen.

Es war die Räthin Wender; früher eine der ersten Schauspielerinnen in Wien, dann an einen sehr reichen Kaufmann verheirathet, war sie mit diesem in seine Vaterstadt gezogen. Eine kurze kinderlose Ehe gab der originellen Dame ihre volle Freiheit und das Testament des Kommerzienraths Wender setzte sie in den Besitz von zwei Millionen.

Das Landhaus, in dem die Gesellschaft speiste, gehörte ihr. Sie führte ein eigenthümliches Leben. Bald ihr Nomadenzelt am Fuße des Kaukasus aufschlagend, bald in Paris, Wien oder London einen glänzenden Haushalt führend, bald in ihrer, reizend gelegenen Villa sich in die Geheimnisse der Natur und in mannigfache Studien versenkend.

Der junge blonde Mann an ihrer Seite war ihr Freund, der Prinz Alexis Moroschin, ein reicher vornehmer Russe, der sie von seinen Gütern auf der taurischen Halbinsel bis nach ihrem Landsitze begleitet und hier eine plötzliche Leidenschaft für eine Bekannte seiner Freundin gefaßt hatte.

Diese bekannte, die dem Prinzen zur Rechten sitzende bildschöne Dame war aber Niemand anders, als die Gattin des berühmten Violinisten Bergenau, die Mutter des Geschwisterpaares, das eben im Kämmerchen arbeitend und plaudernd, mit dem ganzen Glück der Kindheit, sein schweres Leid vergessen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung an Kissingen.

(Juli 1857.)

(Fortsetzung.)

Wie der Brunnen doch die ganze Welt zivilisirt! Keine Militär- — keine Staatsuniform, son-

dern nur der zivile Oberrock, der leichte Strohhut bedecken Alle, und am Brunnen hören alle andern menschlichen Eitelkeiten und Vorurtheile auf. Wie kann Wasser allein so große Dinge thun? Wasser allein thut es nicht, sondern das Eisen, das Salz und die Kohlensäure, mit dem Wasser unauflöslich verbunden, fester wie einst die Heilige Allianz, gebären den Rakoczy, und dieser ist der Wunderthäter der Welt. Sein Eisen dringt in das Blut und schafft die Helden und Ritter unsrer Zeit; sein Salz bringt in die Unterhaltung am häuslichen Herde und macht die Schweigsamen gesprächig, und die Kohlensäure düngt den Geist wie der Guano die dürren Küstenländer. Ja seit der Rakoczy in die Welt, d. h. ins Leben getreten ist, da entstanden Eisenbahnen und elektrische Telegraphen, Helden und Ritter größer als die Homerischen und die des alten Friedrich, Diplomaten feiner als Spinngewebe, Censoren strenger als der alte Cato, Redner wie Nestor und Cicero und eine glorreiche Zeit belebte das Weltall. Wären die Olmützer und Bamberger und Dresdner und Wiener und Pariser Konferenzen am Rakoczy zu Kissingen gehalten worden, die orientalische Frage wäre mit anderm Eisen und Blut, mit anderem Geiste und Gemüth und vor allem auf andern Richterstühlen entschieden worden, und wem sie heute noch unverdaut im Magen liegt, der trinke Rakoczy, um sie zu vergessen. Ja, wäre ich politischer Brunnenarzt Europas, ich verführe anders mit ihr als weiland der Heide Jupiter; ich schickte sie nach Kissingen und ließe sie Wasser trinken, bis alle Staatshämorrhoiden, alle Finanzgichtknoten, alle gesellschaftlichen Rheumatismen, alle Ober- und Unterhausbeschwerden und der ganze chronische Schnupfen spurlos verschwunden wäre. Bevor aber dieses geschieht (denn so leicht wie einst dem Zeus wird es mir nicht werden, sie auf dem Rücken fortzutragen), will ich auf gründlich deutsche Weise das Badeleben beschreiben.

Ein kleiner länglicher Platz mit Bäumen bepflanzt ist das Forum „des kranken Weltballs“; dort entspringen, dicht an der fischreichen Saale, die beiden Quellen, der Rakoczy und Pandur, die segensreichen Zwillingsbrüder, die Dioskuren der wassersüchtigen Welt. Sechs Uhr Morgens weckt ein Musikchor die ganze Stadt und kurz darauf beginnt es zu leben und zu weben und zu wimmeln und gegen 7 Uhr drängt man sich am Rakoczy, als gälte es, den Malakoff zu erobern. Das ist ein Summen, ein Schnurren, ein Drängen, ein dumpfes Rauschen in dem bunten Krankenhause! Was wird hier gegrüßt, betrachtet, gekichert, geplaudert, gelacht, bisweilen auch gestöhnt, gegangen, gelaufen, spazirt, gesessen, gestanden, große und kleine Kinder, junge und alte Greise, gelehrte und ungelehrte Herren, alt- und neumodische Frauen, reiche — und wenn nicht immer reiche, doch wohlhabende Leute; denn obgleich der Rakoczy auf die Armen eben so wirkt wie auf die Reichen, so bleibt doch mancher Schulmeister, mancher Dorfpfarrer, mancher Regierungsrath ruhig zu Hause, weil von seinem kleinen Gehalte eine Reise, und wenn es von Meiningen oder Bamberg wäre, an den Brunnen nicht erübrigt werden kann. „Nur die Reichen sind die Glücklichen dieser Welt“ und die eigentliche gesundheitsbedürftige Armuth muß sich den Rakoczy versagen; wenigstens in der Ursprache. Und doch weiß ich aus dem Munde mancher hochgestellten tiefeingeweihten Männer, daß der liebe Gott ihn eigentlich allen Hülfsbedürftigen zugedacht hat. Die Gesellschaft in Kissingen aber ist mehr aristokratischer Natur, obgleich sie sich in verschiedene Arten und Zweige spaltet. Obenan steht natürlich immer die Aristokratie der Abstammung, des reinen, edeln Blutes, daher häufig begleitet von galonnirten Kammerdienern, beständig aber von hohem Selbstgefühle, dem Erbtheile vieler Ahnen, immer angethan in reichen und modischen Stoffen, weniger des Morgens als des Abends; ich spreche vom weiblichen Geschlechte; denn von den Männern unterscheidet man den Prinzen nicht vom Advokaten, den General nicht vom Kaufmann, den Ritter hoher Orden nicht vom Gastwirth. Aber das weibliche Geschlecht verkündet seine hohe Abstammung, besonders durch äußere und künstliche Zierde, wenn die vielen vorangegangenen Ahnen von der Erbschaft der natürlichen Schönheit wenig nachgelassen haben. Diesen zunächst stehen die Geldaristokraten, die in vier Wochen so viel Rakoczy trinken müssen, als das Jahr zuvor Johannisberger; denn jedes Unrecht wird schon auf Erden bestraft, und am Brunnen in Kissingen werden viele alte Sünder gebeichtet, gebüßt und vergeben. Beichte, Buße und Vergebung helfen nicht immer; im nächsten Jahre kommen alle die alten Sünder zurück, weil sie zu viel Trüffeln, Schildkröten, fette Pasteten und Fasanen gegessen, zu viel Rheinwein getrunken und zu wenig getanzt haben. Eine besondere, erst in ganz neuer Zeit aufgekommene und noch nicht ganz vollzählige Aristokratie ist die des Geistes und des Verdienstes, in Kissingen sehr stark vertreten; äußerlich am unscheinbarsten; denn sie wird nicht durch dicke Fettbäuche beschwert, trägt aber meist ein hageres, gelbes Gesicht zur Schau, und während der Kopf die größten Erfolge im Staate wie in der Wissenschaft errungen hat, ist der Unterleib einem völligen Bankerotte nahe. Da wandelt im grauen Rocke und leichten Strohhut solch ein unscheinbar Männlein; von Niemanden bemerkt, da fast Alles nach dem reichen Kleide einer Wirthstochter aus Pommern gafft, und die Letztere macht mit ihrem rothen Gesichte eben so viele Eroberungen

für kurze Zeit, als jener seit Jahren und für alle kommenden Zeiten in der Naturwissenschaft gemacht hat.

(Schluß folgt.)

Geschichtskalender für das Jahr 1857.

Januar: 1. Die Pariser Nachkonferenz seit dem 31. Dezember versammelt.
3. Berger ermordet den Erzbischof Sibour von Paris.
6. Unterzeichnung des Schlußprotokolls der Nachkonferenz.
12. Die Engländer verbrennen die Vorstädte von Canton.
13. Der Schweizer Nationalrath beschließt die Freilassung der Neuenburger.
24. Kardinal Morlot wird Erzbischof von Paris.
25. Kaiser Franz Joseph erläßt in Mailand ein Amnestiedekret.

Febr.: 28. Die französischen und englischen Okkupationstruppen verlassen Griechenland.

März: 3. Der Friedenstraktat zwischen England und Persien unterzeichnet.
4. Buchanan tritt die Präsidentschaft der nordamerikanischen Union an.
5. Beginn der Pariser Konferenzen wegen Neuenburgs.
15. Die englischen Kriegsschiffe verlassen die türkischen Gewässer.
25. Die Oesterreicher räumen die Donaufürstenthümer.

April: 30. Großfürst Konstantin von Rußland in Paris.

Mai: 3. Der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich reisen nach Ungarn.
4. Der Papst geht nach Loretto. — Kunstausstellung in Manchester.
8. Amnestie des Kaisers Franz Joseph für die außer-lombardischen Lande.
10. Ausbruch der ostindischen Militärrevolution in Mirut.
26. Der Vertrag über die Abtretung Neuenburgs unterzeichnet.
28. Unruhen in Belgien. — Einsturz des Hauensteintunnels.

Juni: 2. Attentat gegen das Leben Napoleons III.
5. Konkordat zwischen Rom und Württemberg.
13. (Die Welt geht nicht unter.)
15. Handelsvertrag zwischen Rußland und Frankreich.
29. Mazzinischer Aufruhrversuch an verschiedenen Orten Italiens.

Juli: 9. Badische Amnestie.

August: 6. Die Repräsentanten Frankreichs, Rußlands, Preußens und Sardiniens brechen die diplomatische Verbindung mit der Pforte wegen der Wahlen in den Donaufürstenthümern ab.
12. Kaiser Napoleon dekretirt die Helenamedaille.
14. Inauguration des Louvre in Paris.
15. Eröffnung des holsteinischen Landtags.

Sept.: 25. Zusammenkunft der Kaiser Napoleon und Alexander in Stuttgart.

Oktbr.: 14. Die Erstürmung Delhi's beginnt. — Die Banken in New-York, Boston &c. stellen ihre Zahlungen ein. (Beginn der Geldkrise.)
20. Delhi ist von den Engländern genommen.
23. Der Prinz von Preußen wegen des Königs Krankheit zum Reichsverweser ernannt.
28. Tod des Generals Cavaignac.

Nov.: 17. Entsetzung Lucknow's durch General Colin Campbell.
18. Pulverexplosion in Mainz.
28. Der Prinz der Asturien, Kronprinz von Spanien, geboren. Amnestie.

Dez.: 15. Verlobung des Königs Dom Pedro V. von Portugal mit der Prinzessin Stephanie von Hohenzollern.
17. Erdbeben im Königreich Neapel.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Juden im österreichischen Heere.] Wertheimers »Jahrbuch für Israeliten«, das in Wien erscheint, zählt nicht weniger als 12,000 Juden im österreichischen Heere auf; darunter an 500 Offiziere, Aerzte und Rechnungsführer, 2 Majore, 4 Rittmeister, 4 Hauptleute, 15 Ober-, 34 Unterlieutenants, 20 Regimentsärzte, 51 Oberärzte, 24 Rechnungsführer. Seit 1848 dürfen Juden Aerzte in der Armee werden. Daß im Josephinum, der Stiftung des liberalen Kaisers Joseph, Juden nicht Zutritt haben, ist eine der auffallendsten Anomalien, an denen Oesterreich reich ist. Die Zahl der jüdischen Unteroffiziere im österreichischen Heere ist bedeutend, schon wegen des Umstandes, daß Juden deutsch lesen und schreiben können. An jüdischen Feiertagen ist der Israelit in der Armee dienstfrei.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 3. Montag, 4. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Diese Bekannte, die dem Prinzen zur Rechten sitzende bildschöne Dame war aber Niemand anders als die Gattin des berühmten Violinisten Bergenau, die Mutter des Geschwisterpaares, das eben im Kämmerchen arbeitend und plaudernd, mit dem ganzen Glück der Kindheit, sein schweres Leid vergessen hatte.

Hermione Bergenau hörte nur mit halbem Ohre auf das süße Geflüster des Prinzen. Ihre Antworten waren zerstreut, ihre Gedanken bei ihren Kindern. Ob sie wohl satt geworden seyn möchten? war die Frage, die sich in ihrem Herzen bewegte. Die leckern Speisen von ihr, die Champagnerflaschen, deren Stöpsel der Prinz gewandt an die Decke springen ließ, erregten in ihr ein Gefühl zuckender Schmerzen. Gertrud und Eduard, ob sie wohl satt geworden sind? Mein Gott, mein Gott!

„Nicht wahr, Sie singen, theuere Hermione“, sagte der Prinz, eine lange Rede endend, von der sie nichts als dieß Schlußwort verstanden.

„Nach Ew. Durchlaucht Befehl“, entgegnete Frau Bergenau melancholisch.

Die Räthin rückte den Stuhl.

Ein reich gallonirter Diener trat ein und räumte den Nachtisch ab, eine silberne Kaffeemaschine auf das Damasttischtuch setzend.

Frau Wender übernahm das Amt des Einschenkens.

Fürst Alexis öffnete den Flügel und Hermione setzte sich an denselben, die weißen wunderschönen Hände leicht über die Tasten gleiten lassend.

„Mein Lied, o bitte, Hermione, singen Sie mir das Jagdlied“, flüsterte der Prinz, über die Stuhllehne gebeugt, in ihr Ohr.

„Zu Befehl, Durchlaucht“, war die abermalige Antwort, und nun begann ein Vorspiel, das wie Säuseln des Windes in Baumblättern klang, in das sich die Töne von Jagdhörner mischen, und mit einer tiefen reinen Altstimme sang sie:

Ich wollt' ich wär' im Forst ein Reh,
Ein wilder Vogel auf Bergeshöh',
So ein Trapp, mit mächtigen Schwingen.
Wie gern verließ ich den grünen Wald,
Bräch' muthig hervor, wenn dein Jagdhorn schallt,
Dein Herz in Bewegung zu bringen.

Und mächtigen Flugs und schnellem Lauf
Lockt ich dich mir nach, Thal ab, Berg auf,
Dir würd' ich mein Leben vertrauen.
Wo das Moos so grün, wo der Busch so dick,
Da schaut ich dich an mit Liebesblick,
Mit den treuen Augen, den blauen.

Und legtest du an, voll Jägerlust,
Ich böte dir gern die weiche Brust,
Du würdest mich nicht verderben.
Und thätest du's auch, was hätt's für Noth,
Mein Lieben endet ja nicht den Tod,
Und göttlich ist's, liebend zu sterben.

Die Sängerin verstummte. Der Prinz hatte sich in eine Ecke des Damastsophas geworfen und die Augen auf ein Kissen gedrückt. Madame Wender präparirte ganz gemächlich ihre Tasse Kaffee, blickte dabei von Zeit zu Zeit durch die Flügelthüren in den Garten und sagte endlich:

„Bester Alexis, Sie werden langweilig.“

Wie von einem Schlage getroffen, richtete der Angeredete sich empor und zeigte den beiden Damen sein jugendliches, von Thränen benetztes Gesicht.

Frau Wender lachte hell auf.

„Nein, aber das ist ja zum Sterben ganz und gar zum Sterben,“ rief sie immer noch lachend. „Ein Seladon in Thränen im Jahr der Gnade 18.., das ist ja ein Mirakel!“

„Spotten Sie nicht, Anna, über Gefühle, die Sie nicht kennen,“ sagte Alexis. „Weiß ich doch kaum, ob ich Sie nicht über diese Unkenntniß bemitleiden müßte.“

Frau Bergenau war aufgestanden und hatte das Zimmer verlassen. Alexis sah ihr mit einem langen Blicke nach.

„Und dieß Meisterstück der Natur, diese göttliche

Schönheit, krümmt sich in den Fesseln einer unpassenden Ehe, kämpft mit dem entsetzlichsten aller Uebel, mit der Armuth, und Alles, was ich thue, um dieß Herz für mich zu gewinnen, rührt und bewegt es nicht um eine Linie breit vom Pfade der Pflicht. Je mehr ihre stolze keusche Tugend meine Bewunderung, je mehr ihre schrecklichen Lebensverhältnisse mein Mitleid erregen, um so tiefer und glühender muß ich sie lieben."

„Sie sind ein Thor, mein lieber Alexis, oder eigentlich Sie sind ein Kind. Noch kennen Sie vom Leben nichts, gar nichts, als Ihre Güter, Ihre sehr vornehme Mama und Ihre Leibeigenen. Hermione ist die erste Frau, der sie begegnen, und darum brennt die Leidenschaft gleich zu allen Thüren und Fenstern hinaus. Vergebens bestrebe ich mich, durch verständige Reflexionen zu löschen, mein Reden wirkt gerade so viel als ein Wasserstrahl auf ein flammendes Dorf."

„Sie beurtheilen mich falsch, Anna, wie Sie auch Hermione durchaus nicht zu würdigen wissen. Ich kannte schon Frauen vor dieser, ich kannte sogar Sie —"

„Und Sie liebten mich nicht;" ergänzte die Räthin den abgebrochenen Satz mit Lachen. „Ich, mein lieber Alexis, bin durchaus keine Person zum Lieben, darüber sind wir einig. Wenn Sie indeß auf das Wort einer Frau hören wollen, die von ihrem elften Jahre an mit der Leidenschaft der Liebe gespielt hat, gespielt in mehr als einem Sinne, so lernen Sie, bevor Sie sich für immer fesseln, erst einsehen, was an einem Weibe liebenswürdig ist."

„Darüber", sagte Alexis mit leichtem Achselzucken, urtheilt wohl am besten das eigene Herz."

„Das urtheilt gewöhnlich äußerst närrisch, mein Prinz, und ist bei einem Mann ein Ding, mehr wetterwendisch als ein Laubfrosch. Eigentlich haben die Männer keine Herzen, sondern nur Augen, Blut und Sinne. Sie machen allerdings einigermaßen eine Ausnahme. In Ihren tartarischen Steppen ist Ihnen wirklich etwas Herz geblieben, d. h. ein Plätzchen in Ihrer Seele, das weder die Sinne beschmutzt, noch der Verstand zu sehr beleuchtet, und wo in einem magischen Halbdunkel die Phantasie auf goldenen Eiern brütet. Sie brütet in Ewigkeit nicht aus, Lieber! Das schadet aber auch nichts. Ich möchte Ihnen Ihr jetziges Liebesglück recht goldig, recht rosenroth machen, damit Sie einst als Greis noch an die Tage, die Sie hier mit mir und Ihrer Geliebten verleben, wie an eine Feeninsel zurückdenken. Die Liebe wird vergehen, mein Guter! Die Erinnerung wird bleiben und dann doch gewissermaßen der Freundin zugute geschrieben werden. Dazu aber muß Ihre Liebe unglücklich seyn und bleiben.

Alexis hatte schweigend dagesessen, zugehört hatte er nicht.

Als Anna schwieg, fuhr er wie aus einem Traume empor und sagte:

Hermione muß mir angehören. Ich will, ich muß sie besitzen, und dieß göttliche Wesen mit irdischem Glück überschütten. Mir, mir muß und wird es vorbehalten seyn, diesem Edelstein, die seiner würdige Fassung zu geben, diese Blume in das für sie passende Erdreich zu verpflanzen. Ich will mein Leben, meine Seele daran setzen, dieß zu erringen."

Die Räthin blickte ihn mit einem hübschen Lächeln an.

„Sie sind ein edles Herz, Alexis, und es ist schade, daß die Erde solch ein erbärmlicher Winkel des Weltalls ist, in dem Edelmuth nicht recht gedeiht und nie zum Fruchttragen kommt. Um Ihretwillen wünschte ich dieß anders. Wollen Sie Hermione allen Ernstes heirathen?"

„Können Sie daran zweifeln? Könnte ich auch frech genug seyn, das erhabene Weib mit unreinen Wünschen beflecken zu wollen, an dem Diamant dieser Seele prallen sie unverstanden ab."

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung an Kissingen.

(Juli 1857.)

(Schluß.)

Die Aristokratie des Geistes durchläuft alle Gesellschaftsklassen Kissingens; sie erscheint als Minister, als Diplomat, als Rechtsgelehrter, als Arzt, als Mann, als Weib, als Reichthum, als Armuth. Man sagt zwar, und ich glaube es, daß der Geist die Weltgeschichte noch mehr beherrsche als der Stock; in Kissingen ist er aber in der Regel ebenso krank wie der Unterleib, und der letzte wird besonders sorgfältig hergestellt, damit jener oben in dem höchsten Stockwerk des menschlichen Körpers recht gesund wohnen und wirken kann. Die vierte Klasse der Aristokratie ist überall und folglich auch im Bade die mächtigste in ihrer Wirkung und wird mehr als Reichthum, Abstammung und Verdienst bewundert; das ist die Aristokratie der Schönheit, leider am schwächsten vertreten. Wenn sie sich gar noch mit dem Reichthum verbindet, dann überwindet manches edle Herz seine Standesvorurtheile und opfert seine Ahnen einem jährlichen Einkommen von 10,000 Thalern auf. Die fünfte Aristokratie wird wie das fünfte Rad am Wagen angesehen, nämlich von zwei oder drei der andern; sie ist die ärmste aller, sie ist die Tugend ohne Schönheit und

Reichthum, ohne Abstammung, aber nicht ohne Geistes- und Herzensvorzüge. Deutsche Tugend und deutsche Poesie wohnen meistens in der Dachstube, gehen zu Fuß, tragen einen unmodischen Rock, einen ausgebesserten Hut und meiden in Kissingen den Kurplatz. Und doch war diese Aristokratenklasse in Kissingen sehr zahlreich vertreten, aber nicht bemerkt. Eine Dame hoher Abstammung grüßt zwar im reinsten Sinne christlicher ritterlicher Demuth jeden Grafen und jeden Baron, aber sie bemerkt doch nicht den Mann im grauen Kittel, mit einem Apostelhute, unter dessen Rande zwei menschenfreundliche Augen glänzten und das Erbarmen predigen, das er seit einem Vierteljahrhundert selbst unter der leidenden Menschheit grübt hat. Sein Name ist gefeiert in zwei Welttheilen, aber in Kissingen speiste er zu 36 Kreuzer, und folglich kannte ihn Niemand.

So aristokratisch auch die Gesellschaft, die am Rakoczy herumwandelt, so ist die Ankunft aller Kurgäste doch heute sehr demokratisch; denn von Schweinfurt kommen alle in der gelben Kutsche, mit dem blauen Postillon, und nur die Allerhöchsten Herrschaften, Kaiser und Könige langen in eigenem Wagen an. Die Küche ist sogar demagogisch empörender Natur, besteht aus schlechter Suppe, hartem ledernem Fleisch und Braten, schwere Mehlspeise, und ist gar nicht auf die Ernährung der kranken Organe eingerichtet, sondern auf die Bereicherung der Gastwirthe. Deutsche Dichter sind schon in die klagendsten Elegieen darüber ausgebrochen, und die Diplomaten bestellen überall ihr Diner nach eigenem Zuschnitt. Ueberhaupt sind in unserer humanen Zeit die Gastwirthe die einzigen Tyrannen. Während alle Könige an Ständeversammlungen gebunden sind, verfahren diese eigenwilliger mit den Gästen als der Sultan mit seinen Pfeifenstopfern.

Kissingen ist für Menschen erfunden, die alle Philosophen sind und sich mit Wenigem begnügen. Kein leidenschaftlicher Tänzer hält es dort aus; diese ziehen bei Zeiten ab nach Baden und Homburg und suchen dort die schöne Natur, d. h. den grünen Spieltisch und den vollgedrängten Ballsaal. Doch bieten auch Kissingen jeden Mittwoch Gelegenheit, im Konversationssaale zu tanzen; aber es finden sich mehr Zuschauer als Tänzer. Und doch ist der Saal ein reiches Feld der Beobachtung; Alle sind fremd und bleiben sich fremd, aber die drei Nationen, die Kissingen vorzugsweise besuchen, Norddeutsche, Engländer und Russen, bringen ein nordisches frostiges Element hinein, so verschieden auch ihre Art zu tanzen ist. Die Russen sind die gewandtesten, leichtesten Tänzer; sich bewegen sich mit Leib und Seele; die deutschen mit Ernst und Gemüth, die Engländer nach den Gesetzen der Mechanik. Selten sieht man heute noch den ehrbaren Walzer mit musikalischem Rhythmus tanzen; Tänzer und Musik gehen meistens in Synkoben die Polka ist das Kind der Zeit, dem fast Alle huldigen; leidenschaftliche Naturen wählen den Galopp, gefallsüchtige Frauen die Quadrille. Alles Dieß bleibt aber in Kissingen sehr flau; spät kommt man zusammen, und früh, schon vor 10 Uhr, geht man auseinander. So lebte man gemüthlich, ja bescheiden, hörte Morgens und Abends die Musik, die unter Heinefetter's Leitung nach Kräften vortrefflich wirkte und täglich eine herrliche Auswahl bot, so daß Alles mit Vergnügen hörte und ging. Die Königin von Württemberg spazierte jeden Morgen mit der ganzen Gesellschaft ohne alle Ansprüche auf das Liebenswürdigste und Einfachste, unterhielt sich mit verschiedenen Gästen und hörte selbst bisweilen des Abends die besten Stücke mit an. Der Monat Juni ist in der ersten Hälfte weniger belebt; man kann der Kur vollkommen leben, ohne im Geringsten gestört zu werden. Allein vom 20. Juni an beginnt ein regeres Leben; fast jeden Tag sieht man ganze Schaaren anlangen und in Verlegenheit wegen eines Unterkommens gerathen. Besonders erregte die Ankunft der bayerischen Majestäten eine lebhafte Theilnahme der Stadt und der Gäste, die sich des Abends in einem Fackelzuge mit Musik aussprach. Diese deutsche Sitte, Jemanden mit Fackeln und Gesang festlich zu begrüßen, ist außerhalb Deutschlands nicht anerkannt und hätte sich zum Empfange der russischen Majestäten am wenigsten gepaßt, da Fackelzüge in Rußland nur bei Beerdigungen gebräuchlich sind. Als der bestimmte Tag erschien, und die ersten Vorposten in Packwagen und Kurieren anlangten, da war die Straße von Schweinfurt nach dem Kurhause dicht mit Zuschauern besetzt, und zwar nicht allein von den zahlreich anwesenden Russen, sondern von der ganzen kosmopolitischen Gesellschaft.

Man hat in Deutschland immer die sonderbarsten Vorstellungen über Rußland und die Stellung des Volkes zum Kaiser. Und so glaubte man allen Ernstes, daß alle anwesenden Russen bei der Ankunft ihres Herrschers auf die Kniee fallen würden. Das geschieht nämlich in Konstantinopel, wenn der Sultan zur Moschee Ejub reitet. Dieß Schauspiel fiel nun weg; Kaiser und Kaiserin, mit zwei Kindern auf dem Schooße, langten endlich an und wurden am Eingange des Kurhauses von den Großwürdenträgern Rußlands, die sich zufällig in Kissingen befanden, in Uniform empfangen. Niemand fiel auf die Kniee, der Selbstherrscher aller Reußen umarmte einige der dort aufgestellten Herren auf das Herzlichste, und die Kissinger Rathsherren hatten mit dem Rakoczy so viel Intelligenz getrunken, daß sie den Kaiser des Abends mit einer festlichen Erleuchtung des Kurgartens begrüßten und

den Fackelzug unterließen. Welche Unruhe, welche Neugierde am andern Morgen unter der Gesellschaft! Das Kurhaus war von allen Seiten umlagert, um das Kaiserpaar von keiner Seite her unbetrachtet entwischen zu lassen. Da erwacht der Ehrgeiz der Männer und Frauen, die sich nicht begnügen, die hohen Herrschaften nur spazieren gehen zu sehen, sondern vorgestellt seyn wollen. Man erkundigt sich auf das Aengstlichste, durch welchen Marschall, Kammerherrn, Adjutanten dieß geschehen wird. „Mein Herr", sagt einer, „ich bin großherzoglicher Geheimerath und Kammerherr." „Ich", fällt ein anderer ein, „bin Bataillonschef in der Garde." „Ich habe schon einmal das Glück gehabt, dem Kaiser vorgestellt zu werden", fällt ein dritter ein, „als er noch Thronfolger war." „Ich", unterbricht ein Mitglied der Ersten Kammer, „ich kann unmöglich inkognito hier seyn und mich den gnädigen Blicken des hohen Herrn entziehen." In Kurzem wächst das Register der Vorstellungen wie das des Leporello an; der heiß umringte Marschall verwechselt trotz seines glänzenden Gedächtnisses, trotz der hohen Stellung und der strahlenden Verdienste, die Jeder mit sich im Knopfloch herumträgt, die Namen der einzelnen Herren und die Staatsdame findet sich noch schwieriger in die Botanik der fremden Rangverhältnisse. Kaum läßt sich das hohe Kaiserpaar von fern blicken, als die ganze Wassergesellschaft zu kochen und zu sieden beginnt und sich auf das Kühnste in dessen Nähe herandrängt. Die einfache Erscheinung, der freundliche Gruß elektrisirt Alle, und als nun gar ein Ruhepunkt erfolgte, der zu Vorstellungen benutzt werden konnte, da drängten sich die allerhervorragendsten Bergspitzen der Gesellschaft herbei, von dem hohen und stolzen Montblanc bis zum Brocken, dem „langen Philister". Welch glückliche, glänzende Gesichter, die von dort zurückkommen, wie sanft und selig schlafen die Vorgestellten diese Nacht und die noch nicht Vorgestellten philosophiren bis zum kommenden Morgen über die Ungerechtigkeit des Schicksals. „Wenn der Hofmarschall nur wüßte", sagte ein alter Oberst, „was ich in der Schlacht von Waterloo geleistet habe, so hätte er mich gewiß zu allererst vorgestellt." Aber unsere Zeit ist nun einmal so reich an neuen Auszeichnungen, an jungen Verdiensten, an modernen Größen, an frischen Kiebitzeiern, daß die frühern Geschlechter dagegen alle verschwinden. Die Anwesenheit so hoher Herrschaften hat aber einen besondern Erfolg: die Vorgestellten verschwinden gleichmäßig in der allgemeinen Finsterniß des Publikums; jener stille Tugendaristokrat, die schöne Wirthstochter aus Pommern, stehen jetzt mit allen Andern auf gleicher Linie — der Vergessenheit. Nur der ist groß, mit dem der Kaiser spricht und so lange er mit ihm spricht. Jedoch gab es einige Männer, die selbst durch die Anwesenheit des Kaiserpaares nicht ganz verdunkelt werden konnten.

Mannigfaltigkeiten.

In **Paris** sind die Zweikämpfe neuerdings wieder so in Aufnahme, daß vor einigen Tagen sich sogar zwei Finanzgrößen, die beide Familienväter und Inhaber eines gesetzten Alters sind, duelliren wollten; die Veranlassung zu dem Wortwechsel war so nichtig, daß es den Zeugen eine Kleinigkeit gewesen wäre, die Sache sofort auszugleichen; nur wollte weder der Eine noch der Andere den ersten Schritt thun. Da ward endlich vereinbart, daß beide Herren sich schriftlich zur Zahlung einer Geldsumme für die Armen des zweiten Arrondissements verpflichten sollten und derjenige, welcher die kleinere Summe zeichne, den Andern um Verzeihung zu bitten habe. Die Zeichnung erfolgte sofort. Herr * schrieb: „Gut für fünftausend Franks." Gleichzeitig hatte ** ein Stück Papier beschrieben und dieselbe Summe gezeichnet. Es mußte also der zweite Gang erfolgen, und dießmal schrieb * 12,000 Frks, während ** bei 10,000 geblieben war. Letztere hatte also den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun, die zu Aller Vergnügen und zum nachträglichen besonderen Wohlgefallen der Armen des zweiten Arrondissements erfolgte.

Der Schneckenhandel blüht in diesem Winter in **Paris** wie nie zuvor und hat den täglichen Austernverbrauch der Hauptstadt von 6000 und 4000 Körbe herabgesetzt. Paris verzehrt jährlich für mehr als eine Million Franks Schnecken. Die besten kommen aus der Champagne, aus dem Perche, aus Burgund und aus dem Poitou.

Ein französischer Gelehrter hat berechnet, daß ein guter Schnupfer durchschnittlich alle 10 Minuten eine Prise nimmt, die 1½ Minute Zeit erfordert; dadurch verliert er in 16 Stunden 2 Stunden 24 Minuten, also auf 24 Stunden etwa ein Zehntel seines Lebens. Somit nimmt in 40 Jahren die Nase 4 Jahre seiner Zeit in Anspruch.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 4 Dienstag, 5. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Anna's Lächeln ward sarkastisch. „Aha! sagte sie, „Sie haben also den ächt männlichen Versuch gemacht, und sind abgewiesen. Nun mir gleich viel, ob Hermione kalt, klug oder tugendhaft ist, sie ist eine interessante Frau, hat viel gelitten in ihrer Ehe, und ich gönnte ihr wohl das Glück, das Reichthum bei leidenschaftlicher Liebe eines Gatten geben kann. Haben Sie aber auch wohl bedacht, Alexis, daß sie Kinder und zwar fast erwachsene Kinder hat.“

„Diese Kinder werden unter meinen Augen sich ausbilden, der Sohn wird mein Freund, die Tochter mein Kind werden, sie werden das Glück meiner Zukunft an Hermionens Seite nur vermehren.“

„Sie träumen sanguinisch, mein lieber Prinz,“ sagte die Räthin mit einigem Hohn, „schwerlich wird ein Sohn jemals der Freund des Mannes, der bei seiner Mutter den noch lebenden Vater verdrängt, und Gertrud Bergenau, jetzt ein zehnjähriges; freilich häßliches Kind, möchte in sechs Jahren wahrscheinlich eher zu Ihrer Geliebten, als zu Ihrem Kinde passen, denn in sechs Jahren sind Sie achtundzwanzig Jahre alt. Gleichviel indeß, mein Lieber. Bergenau ist arm und in durchaus brouillirten Verhältnissen. Zudem ist er ein Trunkenbold. Es kann also wohl nicht zu schwer seyn, die Einwilligung zu einer Ehescheidung zu erhalten. Sorgen Sie dann für die Kinder, Beide sollen Talent und Verstand haben. Heirathen Sie die Frau, und geben Sie dem Violinisten eine Pension, die ihn in den Stand setzt, täglich zwei Fläschchen Wein zu trinken, und Sie haben den Himmel, von dem Sie jetzt träumen.“

„So sarkastisch und höhnend auch ihr Rath klingen mag, beste Anna,“ sagte Alexis, „so ist er doch weise und klug, es fehlt nur eins, wollen Sie mir helfen bei der Ausführung?“

Frau Wender zuckte die Achsel. „Wenn ich Ihnen bei Hermionen helfen sollte, so würde ich Ihnen offenbar den schönsten Theil Ihres Glücks rauben. Mit dem Violinisten will ich reden, wenn es seyn muß. — Wie hoch wollen Sie mit einer Pension gehen, und wenn er vielleicht eine Summe auf einmal fordern sollte, wie hoch kann diese seyn?“

„Ich würde mein ganzes Vermögen hingeben um Hermionens Besitz, wenn ich es nicht ihr zu Füßen legen wollte. Eine Abstandssumme von zehntausend Thaler macht mich noch nicht arm, und eine Pension von tausend Thalern jährlich, würde ich auch mit Freuden zahlen.“

Anna legte die weiße Hand auf des Prinzen Schulter.

Ich denke wohlfeiler abzukommen, mein lieber Großmüthiger; jetzt aber lassen Sie uns Hermione aufsuchen, die wahrscheinlich in irgendeinem grünenden Bosket träumt.“

Der Prinz sprang auf, küßte die Hand der Räthin, und ging mit fliegender Eile in den Garten.

Frau Bergenau hatte während des Gesanges bemerkt, daß eine Volante ihres weißen Gazekleides abgetrennt sey, deßhalb war sie hinausgegangen und hatte es in einer Fliederlaube angenäht. Sie war eben fertig damit geworden, und strich mit der Hand den Rock über der Hüfte glatt, als sie die Tritte des Prinzen hörte. Eilig steckte sie den Fingerhut in die Tasche des Unterrocks, setzte sich nieder und nahm das Bändchen von Schiller zur Hand, das sie zur Entschuldigung ihrer Abwesenheit neben sich gelegt hatte.

Drittes Kapitel.

Am Morgen nach diesem Tag saß Eduard Bergenau in der kleinen Schlafkammer neben Gertrud. Die Mutter war früh aufgestanden und hatte im Wohnzimmer eine Gardine ausgebessert, der Vater schlief noch und wandte sich unruhig im Schlafe hin und her. — Hermione war in der heftigsten Aufregung! Prinz Alexis hatte gestern mit ihr gesprochen. Eine glänzende Zukunft lag vor ihr offen, eine Zukunft, so erfüllt mit Glück und Genuß als ihre Vergangenheit bisher leer davon gewesen.

Auch für ihre Kinder, selbst für ihren Gatten hatte der großmüthige Bewerber zu sorgen versprochen. Alles sah so schön, so sonnig aus, und Alexis hatte es mit allen Regenbogenfarben der Liebe ausgemalt.

Eins wußte indeß Hermione, wovon Alexis in seinen Berechnungen nicht träumte, daß nämlich Bergenau seine Einwilligung zu ihrer Scheidung sich nie würde abkaufen lassen.

Sie kannte diesen Mann! In einer fünfzehnjährigen Ehe hatte sich jede Falte seines Herzens ihr entschleiert. Und wenn es Hermionen nicht möglich war, das Ganze dieses Wesens zu würdigen, noch weniger es zu leiten, wenn er für sie auch wie ein Bild war, mit einer Unterschrift in fremder Sprache, so kannte sie doch jede Linie dieses Bildes, jeden Haarstrich in dieser Unterschrift.

Ob er sie selbst würde ziehen lassen — wer weiß? — Er war so, so eigen, so stolz, wenn sie es ernstlich verlangte, da würde er sie gewiß nicht halten.

Reichthum mit allem Glück, das er zu geben fähig, wartete auf sie, sie durfte nur zugreifen, und alle Pracht, die sie bei der Räthin Wender so oft bewundernd beneidet, ja etwas, das diese sogar nicht einmal besaß, der Glanz eines vornehmen Standes war ihr Eigenthum.

Die Gardine steckte wieder, Hermione bürstete noch mit einem sehr weichen Bürstchen den Sophaüberzug und nähte einen Stich fest, wo an demselben die Besatzschnur losgelassen. Dann blickte sie zuerst in den Spiegel, dessen Fläche auch nicht der kleinste Fliegenfleck entstellte, und darauf in dem reinlichen Zimmer umher, dessen niedlichem Arrangement man die Armuth der Bewohner nicht ansah.

„Und wie wird es hier aussehen in acht bis neun Wochen, wenn ich fort bin? Wie bald werden diese alten Gardinen in Fetzen gerissen seyn? Wie bald wird dieser Sophaüberzug Fettflecke haben? Wie bald werden Bergenau und die Kinder wie Bettler einherlaufen, zum Spott für die Nachbarschaft?“ — Eine Art Wehgefühl regte sich dabei in dem kalten Herzen der bildschönen Frau. Der Gedanke: Wie wird der Geist meines Knaben sich ohne mütterliche Leitung entwickeln? Wie wird meiner Tochter Herz sich ohne milde, mütterliche Vorsorge bilden? war ihr nicht aufgestiegen, konnte ihr nicht aufsteigen, aber die Erinnerung an Pflichten, die sie bis dahin mit musterhafter Treue erfüllt, das Uebersehen des Platzes, an dem sie bis dahin wirkend gestanden, und den sie nun zu verlassen entschlossen war, erregte ihr Schmerz.

In diesem Moment trat Bergenau mit verwirrtem Haare, das Hemd auf der Schulter zerrissen, bleich und mit zitternden Händen aus der Schlafkammer.

„Nein, wie du aussiehst, Franz“, sagte die Frau, alles andere für einen Augenblick vergessend, nicht über den Anblick des entnervten, durch Trunk entnervten Gatten, sondern des zerrissenen Wäschestücks, „Ich bitte dich nur, ziehe dir ein anderes Hemd an, ich werde dieses gleich ausbessern, du reißest es in Grund und Boden und ich dächte, wir hätten nicht so viel, um mit der Wäsche liederlich umzugehen.“

„Laß gut seyn, Jone“, sagte der Violinist, und ließ sich matt in den Sopha fallen, „ich werde dir den Willen thun, obschon es in unserer Lage fast gleich ist, ob wir mit einem Loch in den Kleidern gehen oder nicht. — Ich bin müde, bis in die Seele müde. Hier, in diesem verfluchten Neste muß ich sterben und verderben, wie ein angeschossener Hase in einer Schafpferche. Armes Weib, du quälst dich todt, und schöpfst doch nur Wasser im Siebe. Gib mir einen Schnaps, Jone, dort im kleinen Wandschrank muß noch etwas stehen.“

„Trink nicht, Bergenau.“

Er hob den zitternden Arm bis zur Höhe des Gesichts.

„Das Fliegen in den Gliedern endet nicht eher, bis ich getrunken habe.“

Sie schenkte ihm ein kleines Gläschen voll, er blickte sie mit einem Ausdruck von Kummer und Seelenleiden an.

„Und das ist das Loos, das ich dir bereitet habe, du prächtiges Geschöpf“, sagte er, indem er das Glas an die Lippen zog. — „Wo sind die Zeiten, Hermione, wo drei bis vierhundert Thaler an einem Konzertabende in Paris oder Stockholm, in Neapel oder Petersburg, mir eine nicht besonders große Einnahme schienen? Fluch dem Künstlerleben, das von der wetterwendischen Gunst des Publikums abhängt. Franz Bergenau kann mit seiner Geige für Weib und Kind nicht mehr Brod schaffen!“

„Du kannst das ändern,“ sagte die Frau, aber ihre Lippen zitterten und sie mußte sich setzen bei den Worten.

„Pah! ändern, ich! Für fünf Groschen die Stunde Musikunterricht an Kinder geben, die sich schwerer wie Bären abrichten lassen, das kann ich, nun ich versuchs! Ich verdiene so zehn bis fünfzehn Groschen den Tag, ich muß Branntwein trinken, um dabei nicht wahnsinnig zu werden.“

„So meine ich es nicht, Bergenau, es kostet dich nur ein Wort — und du bist ein reicher Mann.“

„So wird das Wort vermuthlich ein Meineid oder ein anderes Schurkenwort seyn, ehrliche Worte — —“

„Nun höre auf mich, Franz, und werde nicht heftig, der Prinz Alexis Moroschin —“

„Was ist's mit dem?" sagte Bergenau, und seine Stirn ward finster wie ein Gewitterhimmel.

„Er will mich heirathen —"

„Dich? Dich, Hermione? Du bist doch keine Thibetanerin."

„Ich weiß nicht, was das ist, Franz, aber der Prinz will mich und auch die Kinder glücklich machen, und auch dich, wenn du ohne Aufsehen in die Scheidung willigst. Er will dir ein Vermögen geben oder eine Pension, was dir lieber ist, und Eduard und Gertrud sollen wie seine eigenen Kinder gehalten werden, und alles kann so gut werden, wenn du nur vernünftig seyn möchtest. Was ist es nun mehr, hundert Ehen werden geschieden, und tausend Männer möchten ihre Frauen umsonst weggeben, dir bietet man viel Geld — —"

Bergenau war aufgestanden, seine Augen blitzten. Er wischte sich den Schweiß von der bleichen Stirn, und in seiner ganzen Haltung lag eine Hoheit und Würde, die deutlich zeigte, was dieser Mann einst gewesen — was er unter günstigen Verhältnissen hätte werden können.

Er legte die Hand auf die Schulter seiner Gattin und blickte ihr fest in die prachtvollen azurblauen Augen.

„Beantworte mir eine Frage, Hermione, beantworte sie mir wahr und offen, Gott hört dich und mich in diesem Augenblick. Liebst du den Prinzen?"

Die prächtigen Augen zuckten nicht und zeigten keine Veränderung in ihrem Strahl, kein Erröthen färbte die zarte Wange höher, die fein geschwungenen Lippen bebten nicht, sondern öffneten sich zu einer ruhigen Antwort.

„Ach! Bergenau, du weißt es ja, ich bin nicht zur Schwärmerei und zum Ueberschwänglichen geneigt. Der Prinz ist ein hübscher, artiger, junger Mann, er hat mir viel Schönes gesagt — lieber Gott, das thun alle Männer einer hübschen Frau gegenüber, aber so, was du Liebe nennst, das kommt mir gar nicht in den Sinn."

(Fortsetzung folgt.)

Achtundfünfziger Erinnerungen.

(Aus der Frankfurter Postzeitung.)

958. — Deutschland unter Otto I. Von einem schwachen und zweifelhaften Anfange war das deutsche Königreich in seinen ersten fünfzig Jahren zur ersten Macht der Christenheit erhoben worden. Den Verheerungen der Ungarn, Slaven, Normanen war ein Damm gesetzt. Die Gränzen Deutschlands waren wieder dieselben, wie in den glänzendsten Zeiten der Karolinger. Das Reich der Westfranken stand unter dem Einfluß der deutschen Könige. Otto I. erwarb das Königreich Italien und die Kaiserwürde. 957 war die dazu aufrufende italische Gesandtschaft nach Deutschland gekommen.

1058. — Deutschland seit zwei Jahren unter vormundschaftlicher Regierung, durch Parteiungen zerrüttet, geschwächt, innerlich und nach außen einbüßend, in den Vorbereitungen zu Empörungen und langjährigen Bürgerkriegen.

1158. — Deutschland seit 1152 unter Friedrich I. Barbarossa. Der Zeitraum der höchsten Erhebung der innern und äußern Blüthe und Macht des Reichs war eingetreten. Friedrich hatte in diesen sechs Jahren das Reich wieder hergestellt in der Kraft und Ausdehnung, die es unter Heinrich III. gehabt. Im Innern herrschte ein lange nicht gesehener Friede. Die mächtigsten Fürsten waren beruhigt. Alle standen mit dem Kaiser in Freundschaft. Das westliche Europa anerkannte — Ludwig VII. von Frankreich mit Furcht und Bangen — Deutschland als Mittelpunkt, Friedrich als den ersten Fürsten der Christenheit. 1158 erschien bei ihm eine Gesandtschaft des Dänenkönigs Waldemar, durch welche er die Bestätigung seiner Wahl nachsuchte und sich als Vasallen des Kaisers bekannte, der zu der Zeit auch dem Nachfolger des ersten Böhmenkönigs die Königskrone verlieh und vom Könige Ungarns als Schiedsrichter zwischen ihm und seinem Bruder erkannt wurde.

1258. — Deutschland im Beginn des großen Zwischenreichs, im Zeitraume der Versteigerung der deutschen Krone an auswärtige Fürsten.

1358. — Deutschland in den Anfängen der Regierung Karls IV., dessen Versuche zur Aufrechthaltung der nach Rudolf abermals heruntergebrachten Reichsgewalt mißlangen. 1356 war die goldene Bulle — mit der rück- und vorwärtsschauenden Prophezeihung im Eingange: „Ein jeglich Reich, so in ihm selber uneins ist, wird zu Grunde gehen" — zu Stande gekommen, das Uebergewicht des Fürstenthums über das Kaiserthum, aristokratisch-oligarchisches Regiment gesetzlich geworden. 1358 gesteigerte päpstliche Eingriffe. Karl belehnte noch Philipp den Kühnen in Burgund, doch nur mit Namen-Lehnsherrlichkeit über einen der drei französischen Prinzen, die im Besitze der größesten Lehen des alten burgundisch-arelatischen Reichs waren. Bedeutungsvolles geschah durch Herzog Rudolf, den Erbauer des Stephandoms, für Wien und Oesterreich, und Burggraf Friedrich V. von Nürnberg, der 1358 dem Vater folgte, in Grundlegung der brandenburg-preußischen Macht.

1458. — Deutschland seit 1440 unter Friedrichs III. Mißregierung, ohne politischen Verstand und Gemeinsinn in irgend einem Stande, noch blä-

tend von den Hussitenkriegen. 1458 beschäftigte sich der Kaiser mit böhmischen und ungarischen Angelegenheiten, darüber die „Beschwerden der — freilich sehr unbotmäßigen — deutschen Nation“ und den Türkenzug vergessend, während die Türkengefahr größer wurde. In demselben Jahre erfolgte der erste Versuch der Fürsten, die geschwächten und unter sich selbst zerfallenen Reichsstädte zu Landstädten zu machen, indem Herzog Ludwig von Bayern Donauwörth mit gewaffneter Hand einnahm. Es begann allgemeiner Krieg im Reiche, unter zunehmendem Verfall alles öffentlichen Geistes.

1558. — Deutschland unter Ferdinand I. zwei Jahre nach dem Religionsfrieden. Fortgesetzter konfessioneller Zank. Vergleichungsversuche zwischen Protestanten und Katholiken im Jahre 1558. Der Wahlkapitulation wurde noch ein besonderer Zusatz in Betreff der Handhabung des Religionsfriedens hinzugefügt.

1658. — Deutschland unter Leopold I. gegenüber dem Frankreich unter Ludwig XIV. nachblutend vom dreißigjährigen Kriege in verschlechterter Verfassung und Erlahmung des öffentlichen Geistes, konfessionell und politisch uneins, an der Schwelle der schon bei Leopolds Wahl begonnenen Eingriffe Frankreichs. Frankreich, die Zwietracht im Reiche, das kein eigentliches Reich mehr war, die Kurfürsten, die verdorbene öffentliche Meinung nöthigten im Juli 1658 dem Kaiser demüthigende und gemeinschädliche Wahlbedingungen auf. Die Reichsverfassung, die nach der Bestimmung des westfälischen Friedens durch einen nach sechs Monaten zu haltenden Reichstag hatte reformirt werden sollen, wurde durch den „jüngsten Reichsabschied“ noch mehr verunstaltet. In Mainz wurde gleichzeitig mit der Kaiserwahl in Frankfurt die zu neuen deutschen Einbußen führende, Frankreichs Präponderanz begünstigende, dem Kaiser die Hände bindende niederrheinische Allianz, welcher noch andere und schlimmere Sonderbünde mit Frankreich folgen sollten, abgeschlossen. Ein spanischer Staatsmann wies vergeblich auf die Folgen, wenn die deutschen Fürsten einen zuverlässigeren Schutz von Frankreich erwarteten, als von Kaiser und Reich. Eben so vergeblich war die kräftige Widerrede und Abmahnung des „großen Kurfürsten“, der später freilich wie nur Einer selbst sonderbündelte. Spanien, Frankreich, Schweden sprachen mit den verbündeten Kurfürsten und Ständen von „deutscher Freiheit“. Im beginnenden Kriege mit Schweden ließ er die Schrift ausgehen, die mit der Anrede: „Ehrlicher Teutscher! Dein edles Vaterland war leider bei den letzten Kriegen unter dem Vorwand der Religion und Freiheit gar zu jämmerlich zugerichtet“, begann und mit den Worten schloß: „Wir, du ehrlicher Teutscher, sind diese Dinge wohl bekannt, Etwas letzteres für die Ehre des teutschen Namens zu thun habe, um sich gegen sein eigen Blut und sein vor allen Nationen dieser Welt berühmtes Vaterland nicht zu vergreifen“) und habe sie dir daher wollen kommuniziren, damit man dich mit anderen Berichten nicht länger äffen und ohne Grund der Wahrheit ewig blind herumleiten möge. Adieu! Gedenke, daß du ein Teutscher bist!“ Er führte in Verbindung mit dem kaiserlichen Generale Montecuculi den schwedisch-polnischen Krieg, mit welchem Brandenburg-Preußens Aufschwung und Gegenstellung im Reiche begann, so nachdrücklich, daß noch im Spätjahre 1658 Holstein überwältigt wurde. Mit bedauernswerthem Glücke wurde der besonders seit 1654 angefangene Krieg der stärkeren Reichsstände gegen die schwächeren, gegen die Reichsverfassung und kaiserliche Obmacht, gegen Recht und Freiheit fortgesetzt.

1758. — Deutschland im Anfange der Vollendung des Verfalls und der Zerstörung des Reichs und der Reichsverfassung, auf dem Gipfelpunkte der Zweiung, im Wiederaufleben des Nationalgeistes und auf dem Wege zum Reichsuntergange, mitten in den Glorien und Greueln des siebenjährigen deutschen Kriegs. Crefeld, Zorndorf, Hochkirchen, eitle Friedenshoffnungen, vergeblich erneuerte Regungen des Reichstags, Aufhebung Senckendorfs, Erneuerung der Verträge mit England und Frankreich zur Fortsetzung der Selbstzerfleischung, Freude der Deutschen an deutschen Niederlagen.

1858. — ?

Mannigfaltigkeiten.

Direktor Renz machte während seines letzten Aufenthalts in Pesth einen Spazierritt auf seinem ausgezeichneten Schulpferde Almansor nach Neupesth. Er stieg daselbst in einem Gasthofe ab und übergab inzwischen sein Roß einem Hausknechte. Als er das Pferd wieder besteigen wollte, fragte er das kluge Thier mit lauter Stimme: „Almansor, hat Dir der Hausknecht zu trinken gegeben?“ worauf das Pferd verneinend den Kopf schüttelte. Der zum Tode erschrockene Bursche suchte sich stammelnd zu entschuldigen und kann sich über den lachend davon sprengenden „Zauberer“ und sein Roß lange nicht beruhigen.

Redakteur: Gustav Weckert.
Druck und Verlag der Wallau'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 5 Mittwoch, 6. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Wahr! wahr!“ sagte der Künstler mit dumpfem Tone. Dann raffte er sich von Neuem auf, und fragte mit Hoheit, „und um Geld, Gut, Stand und Reichthum, wolltest du den Mann, der deiner Kinder Vater ist, wolltest du deine Kinder verlassen? Frau! Hast du an Gott gedacht, der die Ehen segnet, an das Wort, mit dem du am Altare mir Treue bis übers Grab hinaus geschworen?“

Hermione weinte. „Wie du nur gleich bist, Bergenau. Wir sind blutarm, zur Arbeit, zum Unterrichten hast du keine Lust, unsern Jungen hat man aus der Schule gewiesen, weil er das Schulgeld über ein Jahr nicht bezahlt. Nun gibt dir Gott eine gute Gelegenheit, zu etwas in der Welt zu kommen. Der Prinz will dir zwanzigtausend Thaler ein- für allemal oder auch eine fortlaufende Pension von tausend, ja von zweitausend Thalern geben. Er will für die Kinder aufs Beste sorgen. Von mir rede ich ja gar nicht erst. Wenn ich denke, daß er mir ein Nadelgeld von ich weiß nicht wie viel tausend Rubel versprochen, daß er mir den Wagen, worin wir gestern fuhren, mit Pferden, Kutscher und Allem zur Disposition gestellt, daß ich alles zu meiner Ausstattung auf seine Rechnung nehmen soll. Es ist keine Kleinigkeit Bergenau! Du weißt, mir ist es nicht bei der Wiege gesungen, daß ich hungern und mich kümmern soll. Wir hatten es sonst besser, und auch jetzt habe ich ja nie geklagt, ich habe gearbeitet früh und spät, um euch etwas ordentlich und respektabel zu erhalten, aber es ist doch hart von dir, zu verlangen, daß ich ein so großes Glück für mich, dich und die armen Kinder, von der Hand weisen soll.“

Bergenau antwortete nichts, sondern öffnete die Thür der Schlafkammer und sagte kalt: „Kommt herein, Eduard und Gertrud.“

Die Kinder erschienen. Der Violinist wies mit der Hand auf Stühle, sie setzten sich, dem stummen Befehl gehorchend, nieder.

Auf dem Gesicht des Vaters lag Ruhe und Würde, die Mutter weinte, zog aus der Tasche ein Tuch, um sich die Augen zu trocknen, steckte es aber, bemerkend, daß es eins ihrer drei Halbbattisttücher sey, wieder ein, und nahm ein anderes, das hinter der Sopharolle seinen Platz hatte.

„Eduard“, begann der Violinist, „du bist nun bald dreizehn Jahre alt, du, Gertrud bist zehn, ihr habt menschliche Herzen, ihr Kinder, das weiß keiner besser als euer Vater. Hört, was ich euch sagen muß und urtheilt und wählt, wie es das Herz euch eingibt.“

Gertrud zitterte, Eduard's klare Augen blickten ernst vor sich nieder.

„Diese Frau hier, eure Mutter, will sich von mir trennen, um eine andere Ehe mit einem sehr reichen, sehr vornehmen Manne, abzuschließen, dieser Mann —“

„Halt“, sagte Hermione, den Arm des Gatten fassend, „sprich nicht weiter, Bergenau, sage auch nichts Schlimmes von dem Prinzen. Wenn die Kinder, denen er Gutes thun will, ihn künftig Vater nennen sollen, so ist es nicht gut, daß man denselben ihnen schlecht zeichne.“

Bergenau warf einen festen Blick auf seine Frau und fuhr mit unstörbarer Ruhe fort:

„Der Mann also ist ein Prinz und ein Millionär. Ich bin ein Bettler, noch mehr meine Kinder“, — seine Stimme zuckte bei diesen Worten ein wenig — „ich bin ein wahrscheinlich unverbesserlicher Trunkenbold. Der Prinz, eurer Mutter künftiger Gatte, bietet euch Reichthum und natürlich eine gute Erziehung, ich kann, das wißt ihr, nichts für euch thun, ich werde mich so fort und fort durch die Welt schlagen, und eines Tages wird in der Spalte einer Zeitschrift stehen: Der zu seiner Zeit berühmte Violinist Bergenau ist den und den, in der bittersten Armuth und einsam gestorben. Seine ehemalige Gattin, die Prinzeß Morotschin — —“.

„Mein Vater! mein Vater!“ rief Eduard und schlang seine Arme um den Hals des Sprechers, ihm mit einem heißen Kuß den Mund verschließend,

„du wirst nicht einsam sterben, deine Kinder werden, bei dir seyn und dich warten und pflegen, wir werden ja nun bald selbst etwas verdienen können, lieber, lieber Vater! wir werden nicht hungern und nicht frieren!"

„So gib mir wenigstens die Gertrud, Bergenau", sagte die Mutter, „ich habe ein Recht nach den Gesetzen Eines der Kinder zu fordern. Der Anwalt der Räthin hat mir das gesagt, ich will die Gertrud, sie soll hier nicht in schlechter Gesellschaft erst unordentlich und schmutzig und dann liederlich und gemein werden."

Das kleine Mädchen rang nach Athem, ihre Brust flog heftig, und mit einer unbeschreiblich rührenden Geberde, klammerte sie ihre beiden Händchen um den Arm des Bruders.

Bergenau schlang seine Arme um beide Kinder, blickte düster auf seine Frau und erwiderte:

„Ich will die Kinder nicht trennen lassen, hörst du, das will ich nicht. Geh du in Gottes Namen, dein Glück oder was du dafür hältst, werde ich nicht hindern. Die Kinder aber bleiben zusammen, das ist die einzige Bedingung meiner Einwilligung in unsere Scheidung. Es wäre vielleicht großmütiger, wenn ich sie Beide dir mitgäbe, aber höre, es ist nicht die pure Selbstsucht, die mich dazu treibt, sie zu behalten. Diese Herzen hier finden ihr Glück nicht da, wo du es findest. Es sind m e i n e Kinder, und es wäre möglich, daß sie im Hause eines vornehmen Stiefvaters mehr leiden würden als hier, inmitten aller Sorgen, aller Noth und Entbehrungen. Es sind Künstlerseelen Beide, so der Bursche als das Mädchen, denen wächst das Glück zu, in jedem Moose, jedem Grashalme, im Thautropfen und im Lichtstrahl sehen sie den reinen Diamant. Geh mit Gott, Hermione, du und wir haben nie zu einander gehört!"

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Eine Erzählung von A. Leibrock.)

Madame Werner bewohnte in der Residenz in einer kleinen abgelegenen Gasse ein noch kleineres Logis. Niemand kannte die Frau, die mit Niemanden umging; Keiner wußte, von wannen sie war; auch hörte man nie etwas von ihr, weder Gutes, noch Schlimmes; selbst in dem Hause, worin sie wohnte, war sie kaum von dem Wirthe gekannt, an den sie jedesmal pünktlich ihren Miethzins entrichtete. Sie ging äußerst selten aus, und wenn sie einmal das Haus verließ, so geschah das nur an einem Sonntage, wo sie dann mit ihrer neunjährigen Tochter das Gotteshaus besuchte. Ihre Kleider zeigten nicht nur von ehemaligem Wohlstande, sondern noch mehr von Pracht und Reichthum; aber sie waren um zehn Jahre in Schnitt und Façon zurück, doch sah man es ihnen an, daß einst darin die ersten Gesellschaften der Stadt besucht worden waren. Auch waren es bloß die Kleider noch, welche die Verräther ehemaliger glücklicher Tage waren; alles Uebrige, als Spitzen und sonstige Verzierungen von Werth, waren denselben geraubt, das verriethen die neugebliebenen Stellen und Streifen. Daher kam es denn auch, daß, wenn sie einmal ausging, sie gleich die Aufmerksamkeit der Bewohner des kleinen Gäßchens auf sich zog, besonders wenn man sie vielleicht an einem kalten Herbst- oder Frühlingsmorgen in einem rosaseidnen Kleide, auf den Falten ein wenig verbleicht, zur Kirche gehen sah. Mitten im Winter hatte sie seit mehreren Jahren ihre Andacht im Hause verrichtet, indem der kostbare Zobelpelz durch einen widrigen Zufall von Motten zernagt und unbrauchbar geworden war.

So wie die Kleider der Madame Werner einen deutlichen Beweis von ehemaligem Wohlstande gaben, so gab ihr hoher schöner Wuchs, ihr regelmäßiges, zwar bleiches, aber noch immer schönes Antlitz den sonnenklarsten Beweis von ehemaliger ausgezeichneter Schönheit. Obgleich sie durch ihren etwas auffallenden Anzug die Aufmerksamkeit ihrer Nachbarn auf sich zog, so wagte es doch keiner, stehen zu bleiben, ihr unbescheiden in's Gesicht zu schauen, oder wohl gar zu lächeln; nein, jeder, auch der weniger Gebildete fühlte sich veranlaßt, wenn er der hohen, ehrfurchtgebietenden Frau begegnete, sie achtungsvoll zu begrüßen. Es lag so etwas Erhabenes darin, wenn sie die langen seidenen Augenwimpern, die meistens zur Erde gesenkt waren, aufschlug, und einem Vorübergehenden ernst, aber dennoch mild dankte. Das schöne, bleiche Antlitz, über dem ein Zug von Schwermuth ausgebreitet lag, wurde indeß von Zeit zu Zeit immer bleicher; der kleine zierliche Fuß, mit dem verbleichten seidenen Schuh angethan, schritt nach und nach immer langsamer die enge Straße hinauf, so daß die Nachbarn am St. Johannestage nach ihrer Art meinten: sie werde wohl den Kukuk nicht lange mehr rufen hören.

Hermine, ihre neunjährige Tochter und einzige Begleiterin, war ihr stets zur Seite; ohne diese hatte man Madame Werner, seit den sechs Jahren, da sie das Logis in der kleinen Gasse bewohnt hatte, nicht gesehen. Dieses holde Kind war auch der Mutter leibhaftes Ebenbild. Es waren dieselben angenehme Züge, derselbe schlanke Wuchs, derselbe stolze Gang, die gemessene Haltung, und schon als Kind war Hermine schön zu nennen. Obgleich

ihr Anzug, aus den abgelegten Kleidern ihrer Mutter verfertigt, ein wenig phantastisch hätte scheinen können, so wurde doch dieser durch das schöne, blühende Angesicht und das hellbraune Haar, das in zwei Flechten zusammengewunden bis in die Kniekehle hinabreichte, gänzlich verdunkelt. Nicht selten stellten die Nachbarn ihren Kindern die kleine Hermine, von der sie zwar nie ein Wort hatten reden hören, als Muster der Artigkeit vor.

Ein Jahr war wieder verflossen, der St. Johannestag war wieder erschienen, an welchem die Bewohner der kleinen Gasse nach ihrer Gewohnheit sämmtlich ein ländliches Fest besuchten; aber Madame Werner hatte Keiner im Laufe des verflossenen Jahres gesehen; dessen erinnerten sich am Morgen dieses Tages Mehrere derselben. Wohl aber Herminen; diese hatte man jeden Tag zweimal ununterbrochen zur Schule gehen, und außer diesen Stunden auch wohl noch einige Mal, um der Mutter Bedürfnisse einzuholen, über die Straße gehen sehen. Nach Verlauf eines Jahres sah man aber auch das Kind nicht mehr so regelmäßig zur Schule gehen; oft ging es während der Schulstunden über die Straße, und, wie die Nachbarn bemerken wollten, mit kummervoller Miene, ja sogar oft mit Thränen in den Augen. Man schloß daher allgemein, daß Madame Werner krank seyn müsse, um so mehr, da man schon seit Jahr und Tag der schönen stolzen Dame es angesehen, daß ein geheimer Kummer an ihrem Innern nage, der sie über kurz oder lang in's Grab stürzen würde. Eine der neugierigsten Nachbarinnen war Frau Rabe, die Frau eines Lohnbedienten, welche nur durch eine einzige Wand von Madame Werner getrennt lebte; diese bemühte sich auf's Angelegentlichste, über die Verhältnisse ihrer stillen Nachbarin etwas zu erfahren; aber alle Bemühungen dieser Art blieben fruchtlos. Ja, selbst der Wirth des Hauses, ein alter Hagestolz, der den ganzen Tag über mit dem Hute auf dem Kopfe am Fenster saß, und durch die kaum durchsichtigen Scheiben schielte, wußte nicht mehr als jeder Andere.

Die Residenz, in welcher Madame Werner lebte, hatte zwei vorzüglich schöne öffentliche Gärten, in welchen an freundlichen Tagen die schöne Welt sich versammelte. Nach diesen Gärten — das hatte Frau Rabe ausgewittert — pflegte Hermine seit einiger Zeit an gewissen Tagen und Stunden, reinlich und zierlich gekleidet, hinzugehen. Mancherlei Vermuthungen über des Kindes Verrichtungen daselbst gaben jedoch keine Gewißheit, und Gewißheit darüber zu erlangen hielt schwer, indem von den niedrigen Bewohnern der kleinen Gasse keiner es gut wagen durfte, einen dieser Gärten zu besuchen.

Hermine aber — wir dürfen es dem Leser gestehen — hatte den Zweck, hier von den reichsten und angesehensten Damen der Stadt sich ein Almosen für ihre kranke Mutter zu erbitten. Sie war, nach dem sie beide Gärten schon verschiedene Mal besucht hatte, den Damen schon bekannt geworden, und Alle spendeten dem wunderlieblichen Kinde gern und willig eine kleine Gabe. Hermine hatte eine ganz eigene Art, sich dieser zu versichern: sie war, obgleich artig und bescheiden, doch keineswegs demüthig und kriechend. „Meine gute Mutter," pflegte sie zu sagen, „ist durch lange Krankheit arm, sehr arm geworden, aber Armuth ist keine Schande. Besaß doch der Edelste, der Erhabenste der Menschen, den wir alle in tiefer Demuth verehren, kaum so viel, wo er sein Haupt hinlegte, und der, der die Vögel unter dem Himmel speist, wird Ihnen diese Gabe reichlich vergelten." Die Anmuth des lieblichen Kindes, der sanfte Ton ihrer lieblichen Stimme, womit sie die inhaltschweren Worte sprach, öffneten ihr jeder Dame Herz und Hand, und reichlich beschenkt, aber dennoch mit schwerem Herzen kehrte sie jedes Mal wieder nach Hause zurück.

„Gott, der in's Verborgene schaut, und jede That, sey sie so gut oder böse, kennt, und einst belohnen oder bestrafen wird, wird auch dir, mein gutes Kind, was du an mir thust, reichlich vergelten," sagte Madame Werner jedes Mal, wenn Hermine zurückkehrte, und bemüht war, für das unter bangem Herzklopfen erhaltene Geld der kranken Mutter irgend ein Labsal zu bereiten. „Bleibe nur fromm und gut, weiche nie von dem Pfade der Redlichkeit und Tugend, und Gott, dem ich leider zu spät vertrauen lernte, wird einst an dir reichlich vergelten, was er mit Recht mir mangeln ließ."

Hermine benetzte dann gewöhnlich schweigend der Mutter welke Hand mit einem Strom heißer Thränen, und bat Gott im Herzen, ihr die leidende Dulderin noch lange am Leben zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Die amerikanische Dampf-Orgel.] Seit ungefähr einem Jahre erregt eine Dampf-Orgel (steam organ) „Kalliope" genannt, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika allgemeines Aufsehen. Nachdem sie alle größeren Städte der Reihe nach besucht und die lauschende Menge im Norden, Süden, Osten und Westen mit ihren grellen Tönen erfreut hat, nahm sie jetzt in den Räumen des Krystallpalastes zu New-York während der neunundzwanzigsten Ausstellung des Franklin-Instituts einen mehrwöchentlichen Aufenthalt und hilft den Besuchern die gegenwärtige Geldkrisis ver-

gessen, denn sobald ihre dumpfe Stimme erschallt, drängt sich Alt und Jung in ihre Nähe, um sich keinen ihrer süßen Laute entgehen zu lassen, obgleich ihre Töne bis in die äußersten Winkel des Palastes laut und vernehmlich dringen. Leider eignet sich die Kalliope weniger zur Aufführung heiterer Weisen, als vielmehr zu ernster Musik. Es ist deßhalb der Vorschlag gemacht worden, die Dampforgel in großen Kirchen in Anwendung zu bringen, und zu diesem Zwecke hat sich eine Dampfmusik-Aktiengesellschaft in Worchester im Staate Massachusetts gebildet. Die Einrichtung der Dampf-Orgel ist übrigens sehr einfach: Auf eine starke Dampfröhre, welche mit einem Dampfkessel in Verbindung steht, ist eine Anzahl nach der Tonleiter gestimmten Dampfpfeifen aufgeschraubt. Jede dieser Dampfpfeifen ist mit einem Ventil, auf welches eine Feder wirkt, verschlossen. An dem Ventile sind Drähte befestigt, welche durch Hebel auf einer Seite mit Tasten verbunden sind, auf der andern mit einer drehbaren Stiftwalze in Verbindung gesetzt werden können, so daß man entweder Melodien ableiern oder nach Belieben auf der Klaviatur spielen kann; das Instrument ist also zugleich Leierkasten und Orgel. Ein Vortheil der Kalliope besteht jedenfalls darin, daß ihre Töne von einer bedeutenden Menschenmenge auf einmal gehört werden können.

In der Seinestraße in Paris ereignete sich am 31. Dez. folgender tragischer Vorfall. Am Morgen, als der Tag zu grauen begann, eilte ein junges Frauenzimmer in elegantem Ballkostüme flüchtigen Tritts vom Tanz nach Hause. Ein mit vier Pferden bespannter Wagen, der mit schweren Backsteinen beladen war, kam ihr entgegen. Die vom Ball Heimkehrende bleibt stehen, besinnt sich einen Augenblick und wirft sich unter die Räder, welche sie buchstäblich zermalmen. Ihre Hand preßte noch krampfhaft einen armen Blumenstrauß.

Im neuen Jahre ist der Karneval sehr kurz; derselbe schließt nämlich schon am 16. Februar. Es ist dieß in diesem Jahrhundert der kürzeste Fasching mit Ausnahme des Jahres 1845, wo der Aschermittwoch schon am 5. Februar war. Der längste Karneval in diesem Jahrhundert steht aber noch bevor; in diesem fällt der Faschingsdienstag auf den 6. März. Indessen dürften die gegenwärtigen Tanzlustigen wenig davon profitiren, da dieses glückliche Ereigniß erst in das Jahr 1886 fällt.

Man schreibt aus Ansbach, 2. Jan: Unser früherer Mitbürger Buchhändler E. H. Gummi, jetzt in München, hat unter der Benennung „Ostindisches Pflanzenpapier" ein Präparat erfunden, durch welches das sogenannte „englische Pflaster" nicht nur vollständig ersetzt, sondern noch weit übertroffen werden soll. Sachverständige Chemiker und Aerzte sprechen sich sehr günstig über diese Erfindung aus.

Bei einer der jüngsten Vorstellungen im Schweiger'schen Theater in der Vorstadt Au fand auf der Bühne eine Prügelei statt. Einer der Schauspieler bemühte sich recht lebhaft und wahrheitsgetreu zu spielen und prügelte den Träger der Titelrolle dermaßen durch, daß derselbe (die Vorstellung fand um 4 Uhr statt) in der Abendvorstellung gar nicht mehr auftreten konnte. Der zu drastische Künstler, Herr Köstner, ist seiner Stelle enthoben worden.

Um die letzte indische Post nach London zu bringen, war eine der besten Maschinen nach Dover geschickt worden. Sie legte die 88 Meilen lange Strecke in 97 Minuten zurück und mußte dabei kurz vor dem Bahnhofe 10 volle Minuten warten, bis sie einfahren konnte. Wäre dieses Hinderniß nicht gewesen, so hätte sie nicht ganz eine Minute per Meile gebraucht.

Seit Kurzem sind in den Straßen von Brüssel elektrische Uhren, hundert an der Zahl, angebracht worden, die der Stadt 23 000 Fr. gekostet haben. Für 100 Fr. kann jeder Privatmann dort eine solche Uhr in seinem Haus haben, wobei er jedoch jährlich noch 20 Franks für die Unterhaltung bezahlen muß.

Des Hindupriesters Taufspruch.

Holdes Kindlein, das mit Weinen
Eintritt in des Lebens Thor
In den Kreis beglückter Deinen,
Der dich lächelnd hebt empor;
Wenn nach Kampf und Lust und Leiden
Dieses Thor dereinst sich schließt,
Mögest du mit Lächeln scheiden,
Während rings die Thräne fließt.

Redakteur: Gustav Meffert
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 6. Donnerstag, 7. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Hermione Bergenau hatte mit der Räthin Wender auf Wunsch des Prinzen eine Reise angetreten. In Berlin hatte Frau Wender die Garderobe ihrer schönen Gefährtin vervollständigt, d. h. sie hatte vom Morgenschuh bis zur Nachthaube, vom Federhut bis zum Seidenstrumpf eine Prachtgarderobe für sie besorgt. In einem Saffian-Portefeuille mit Goldstickerei, das Alexis seiner schönen Braut bei ihrer Trennung schenkte, fand sie tausend Thaler, theils in Gold, theils in Kassenscheinen, zu kleinen Ausgaben, wie die Räthin ihr sagte.

Der Prinz unterdessen besorgte alle zu ihrer Trauung nothwendigen Papiere. Die Erlaubniß seiner durchlauchtigen Mutter war auch dabei. Die Aufbietung ward abgemacht, und auf den Flügeln der Leidenschaft und der Kurierpost eilte der Glücklichste aller Glücklichen den beiden Damen nach.

In einer Landkirche in der Gegend von Frankfurt a. d. O. fand an einem köstlichen Augustmorgen die Trauung statt, nach welcher die Neuvermählten einen der prächtigen Wagen bestiegen. „Leben Sie wohl, meine theure Freundin", ward ihr zugerufen. „Adieu, Prinz, Adieu, Prinzessin", antwortete sie heiter, „auf Wiedersehen nach den Flitterwochen in Neapel."

Frau Wender fuhr rechts den Weg nach Pommern zu, der Prinz links, er wollte mit seiner schönen Gattin durch Schlesien, Böhmen und Salzburg über Tyrol nach Italien gehen. Glückliche Reise!

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Mutter war schon sechs Wochen von den Kindern entfernt und hatte noch keine Zeile geschrieben. Gertrud saß in der Wohnstube und besserte ein Hemd ihres Vaters. Es ward ihr recht schwer. Sie verstand den Flecken nicht so recht zu legen und zu fassen, und die Arbeit ward ungeschickt und unzierlich. Das kleine Mädchen seufzte. Sie war wo möglich noch blässer als im Frühling, aber noch eben so reinlich, noch eben so nett in ihrer ärmlichen Kleidung. Endlich ließ sie die Hände matt in den Schooß sinken und weinte. Es waren recht kindische Thränen, die sie vergoß, wenigstens würde mancher sie dafür gehalten haben; denn sie weinte, weil sie mit ihrer Arbeit nicht zu Stande kommen konnte, ein Auge aber, das das Innere aller Dinge, Zustände und Gefühle ergründen könnte, würde in den Wachsperlen dieser kindischen Thränen eine ächte, einen jener prächtigen Tropfen gefunden haben, den die Engel in der Schale der Vergeltung vor das Auge Gottes tragen. Gertrud weinte, weil es ihr an Kraft gebrach, die Stelle der fernen Mutter, dem geliebten Bruder, dem ach, so innig bemitleideten, Vater, so zu ersetzen als sie es wünschte und erstrebte.

Beide Kinder hatten die Mutter stets weniger als den Vater geliebt. Doch kaum hatte Hermione den Familienkreis verlassen, so begann Gertrud erst dunkel zu ahnen, dann deutlich zu erkennen, was diese kalte, stille Mutter hier geleistet hatte. — Das ganze ehrenhafte Auftreten der in der bittersten Armuth versunkenen Familie war Frucht des eisernen Fleißes und der seltenen Geschicklichkeit dieser Frau gewesen. Tag und Nacht für die übrigen arbeitend, hatte sie dem ältesten Kleidungsstück jenen Schein von Niedlichkeit zu geben gewußt, der es kleidsam macht. Hermione hatte gewaschen, gesteift, geplättet und Nanni zu gleicher Thätigkeit abgerichtet. Sie hatte die beiden Kinder mit Strenge zur Achtsamkeit auf ihre äußere Erscheinung angehalten, und ihre große Sauberkeit und Zierlichkeit war sogar nicht ohne Einfluß auf Bergenau gewesen, der, wie die Mehrzahl aller begabten Männer, die Frucht weiblicher Bemühungen, die häusliche Behaglichkeit nicht entbehren konnte, diese Bemühungen selber, aber von Herzen verachtete, und kleinlich, unnütz und erbärmlich fand. Hermionen's große, dem Einfluß der Jahre trotzende Schönheit, bestand fast mehr in ihrer Achtsamkeit auf das Aeußere, die es ihr möglich machte, noch bei höchster Armuth geschmackvoll gekleidet zu erscheinen, als er in der Re-

gelmäßigkeit ihrer Züge, wenigstens bestand ihre Schönheit durch die erstere Eigenschaft so lange. Ihr Austritt aus dem Kreise der übrigen, riß vieles Gute und Schöne darin über den Haufen, drohte wenigstens es über den Haufen zu reißen, wenn nicht Gertrud die zarte Kinderhand dagegen stemmte. Gertrud fühlte ihre Verpflichtungen, für den Komfort der übrigen Sorge zu tragen, mehr, als daß sie sie verstand. Doch hatte das Beispiel der Mutter, ihr strenges Halten auf Fleiß, Ordnung und Reinlichkeit, bei dem kleinen Mädchen bereits Wurzel geschlagen, die Achtsamkeit auf Sauberkeit war schon zu einem Grundzuge ihres Charakters geworden, und das war sehr gut, denn Nanni fühlte kaum den Zügel, den die Hausfrau ihr angelegt, lockerer werden, als sie ihn gänzlich abstreifte und ihrem Hange zum Umherlungern an Nachbarsthüren, zum Spazierengehen, auf die Tanzböden laufen, vollständig Raum ließ. — Nur für eines sorgte sie stets, für ein schmackhaftes Gericht auf Bergenau's Tisch.

Sie konnte dieß thun, denn als Hermione ihr Haus verließ, hatte sie eine ziemliche Geldsumme in die Hand der Dienerin gedrückt.

Bergenau hatte mit kalter Festigkeit jede Entschädigungssumme von dem Prinzen ausgeschlagen. Er hatte, als dieser ihn aufgesucht, sich auf gar kein Gespräch mit ihm eingelassen, sondern ihm blos eine schriftliche, in den höflichsten Ausdrücken abgefaßte Erklärung eingehändigt, daß er in die Scheidung von seiner Gattin willige, jedoch unter der einzigen Bedingung: daß beide Kinder ihm verbleiben müßten.

Dann hatte er die Kinder ins Zimmer gerufen und ihnen in des Prinzen Gegenwart gesagt, daß ein Geschenk an Geld von der Mutter anzunehmen, ihnen aufs Strengste verboten sey.

Hermione hatte vor ihrer Abreise versucht, ihnen eine Summe aufzudringen, aber mit finstrem Auge und emporgezogener Lippe hatte es Eduard, mit tausend heißen Thränen Gertrud zurückgewiesen.

Ein Schmerz von grausamer Bitterkeit hatte die sonst so ruhige Brust der Frau durchzuckt, die bei dieser Zurückweisung zum Erstenmal sich ganz deutlich bewußt ward, daß Glück und Glanz, die sie mit ihren Kindern nicht theilen durfte, für sie auch den Reiz verlieren würden. — Sie hatte das Geld nun Nanni übergeben und hoffte, daß es auf eine oder die andere Weise den übrigen zugute kommen würde, und in der That geschah dieß auch. Unter dem Vorwand, sie habe geborgt, stellte die Dienerin täglich eine leckere Schüssel und eine Flasche Wein vor den Violinisten, und dieser aß und trank ohne Nachdenken, woher die guten Gaben kämen, und gar nicht weiter besorgt, wie er jemals die Schuld würde tilgen können.

Eduard hatte eine Beschäftigung gefunden, die ihm einen seiner Meinung nach bedeutenden Verdienst abwarf. Zwar hatte der Prinz das rückständige Schulgeld für den Sohn seiner künftigen Gattin bezahlt, und noch auf drei Jahre voraus. Bergenau aber, der dieß erfahren, hatte dem Knaben den Wiedereintritt in die Anstalt entschieden verweigert, und der stolze Bursche war, so brennend er auch seine weitere Ausbildung wünschte, dem Befehle des Vaters, der mit seinem eigenen Fühlen so wohl übereinstimmte, gern nachgekommen. Nun saß er den langen Tag neben der strickenden und nähenden Gertrud und zeichnete. Er zeichnete vortrefflich ja mit Genialität nach der Natur, und die Bilder von Blumen, Vögeln, Gerätschaften mancherlei Art lagen übereinander geschichtet auf seinem Tische. Ein Windstoß riß eines derselben zum Fenster hinaus. Es flog in den kleinen Hof, wirbelte dort umher und eine Reihe von Zufälligkeiten brachten es an eine Oeffnung in dem Bretterzaune. Im Nachbarhof lag eben ein kleines hübsches Windspiel in der Nähe dieser Oeffnung. Das Thierchen steckte Kopf und Pfoten neugierig durch das Loch, und kratzte und scharrte und zog das Papierblatt auf seine Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Einst — der Herbst war schon im Beginnen, die Aster und die Sonnenblume schmückten schon die Beete in den Gärten — ging Hermine an einem recht freundlichen Sonntage dem Orte zu, wo ihr bisher so reichliche Spenden zu Theil geworden waren. Sie war im Herzen tief betrübt, denn die Mutter, die Einzige, die sie auf der ganzen Welt kannte und liebte, war heute kränker und schwächer als jemals. Kaum dort angekommen, winkte die Generalin von Grasse zu sich, und drückte ihr freundlich ein Silberstück in die Hand, und gleich darauf rief auch die Geheimräthin S. sie in gleicher Absicht herbei. An der Generalin Brust prangte eine Tuchnadel mit glänzenden Steinen, deren Werth aber Hermine nicht kannte. Die Nadel hatte sich herausgeschoben, und eine leichte Bemerkung von Seiten Herminens hätte Manches verhüten können; aber das Herz war dem Kinde heute zu voll; Thränen, die sich unaufhörlich in die schönen Augen drängten, verhinderten die Sprache, und mit einer stummen Verbeugung entfernte sie sich von der Generalin, um sich zur Geheimräthin zu begeben. Indem diese

sich theilnehmend nach dem Befinden der Kleinen und der Ursache ihrer Thränen erkundigte, bemerkte Hermine, daß die Tuchnadel der Generalin bei Aufhebung einer Stricknadel auf die Erde fiel, und gleich darauf von einem wohlgekleideten Knaben, zu einer dieser achtbaren Familien gehörend, aufgehoben wurde. Bald darauf, da sie den Garten verlassen wollte, bemerkte sie zufällig, daß ein Aufwärter, welcher der Generalin Getränke gebracht, und auf ein großes Stück Geld zurückgeben mußte, etwas fallen ließ und wieder aufhob. Darauf nicht weiter achtend, ging sie schnellen Schrittes der Stadt zu, um bald wieder an dem Krankenbett ihrer unglücklichen Mutter zu erscheinen.

Ein matter Blick des großen, dunkelblauen Auges strahlte wie ein Stern am trüben Himmel der Eintretenden entgegen; aber der Blick war heute vielsagender als je, er schien der Aermsten den nahen, ewigen Verlust zu verkünden.

„Mein Mütterchen! mein herzinnig geliebtes Mütterchen!“ rief Hermine, und warf sich vor dem Lager der bald Vollendeten auf die Knie, die lilienblasse Hand an ihre Lippen drückend, „könnt' ich dir doch helfen, mein Mütterchen! könnt' ich einen Theil deiner herben Schmerzen auf mich laden; ich bin so gesund, so munter, so stark; gern würd' ich's für dich tragen.“

Gott erhalte dir diese Vorzüge, deren du dich eben rühmtest, antwortete die Mutter, und drückte das geliebte Kind an ihre wunde Brust; er rüstet dich noch mit Muth und Seelenstärke aus, damit du, wenn ich vielleicht nicht mehr bin, wenn ich dir mit Rath und That nicht mehr zur Seite stehe, im Strudel der Welt und des Schicksals nicht untergehest. Einst — jetzt würdest du mich noch nicht verstehen, Manches würde von meiner Rede dir noch dunkel bleiben; — aber einst, und selbst wenn ich nicht mehr bin, dann laß meine traurige Geschichte dir ein warnendes Beispiel seyn.

„Wie, mein Herzensmütterchen! Du wolltest nicht bei mir bleiben? wolltest mich allein auf dieser Erde zurücklassen, wo die Menschen dir so großes Unrecht gethan? O nein! bleibe bei mir, und wenn ich dich auch immer warten und pflegen sollte, und wenn auch die Wohlthaten der Menschen aufhören sollten, so werde ich immer größer und stärker, und also bald im Stande seyn, für dich zu arbeiten.“

Schon den Gedanken lohnt Gott, meine geliebte Tochter; aber ob ich hier auf dieser Welt, wo mir nur so wenig Freuden zu Theil geworden, vielleicht nach eigener Wahl, noch bleiben möchte oder nicht, das steht nicht bei mir. Alles Irdische ist vergänglich, nur was geistig ist, bleibt, und schwingt sich einst zu dem hinauf, der es gegeben hat, zu dem Alllieben- den, dessen Ebenbild wir sind. Das Scheiden, mein geliebtes Kind, ist allerdings für liebende Herzen schmerzlich, aber der Gedanke an das dereinstige Wiedersehen träufelt Balsam in die blutende Wunde. Auch ich muß scheiden von dieser Erde, aber mein Geist wird in deiner Nähe bleiben und dich liebend umschweben; und einst, wenn auch deine irdische Laufbahn vollendet ist, dich wiedersehen. Ja, wiedersehen werd' ich dich, mein Kind, du einziges Wesen, an dem mein Herz mit liebender Gewalt hängt! Das ist mir in den letzt verflossenen einsamen Stunden klar und deutlich geworden. Ein tröstender Engel trat nach einem schweren Kampfe vor meine Seele, und linderte den tiefen Schmerz; und süß und himmlisch ist mir nun der Gedanke: dich einst in hellen Sphären wiederzufinden. Tod, Grab und Verwesung sind schauererregende Worte, aber nur durch sie können wir zu jenem Ewigen und Unvergänglichen gelangen.

So tröstend diese Worte auch waren, so vermochten sie doch nicht das schwache, kindliche Herz im schweren Kampfe aufrecht zu erhalten. Der Gedanke: nach dem Hinscheiden der geliebten Mutter ganz allein, von allen verlassen in der Welt zu stehen, erregte in der zarten Brust den tiefsten Schmerz, und nur durch immerfortwährende Tröstungen gelang es Madame Werner nach mehreren Stunden, das Kind dahin zu bewegen, daß es sich entkleidete und schlafen legte.

Es mochte den Anzeichen nach etwa um Mitternacht gewesen seyn, als der Geist der sanften Dulderin, deren Geschichte uns späterhin bekannt werden wird, zu höheren Sphären übergegangen war. Gleich einer vom Sturmwinde zerknickten Lilie lag das schöne Weib da, und schien kaum ihr sechsundzwanzigstes Jahr zurückgelegt zu haben. Noch jetzt war sie schön, und selbst der herbe Tod hatte die wunderlieblichen Züge nicht verunstalten können. Aber der armen, nun von aller Welt verlassenen Hermine preßte das kalte bleiche Antlitz, die fest, auf ewig geschlossenen Augen, die bittersten Schmerzenstöne aus. Ohne alle Fassung stürzte sie, nachdem sie Alles angewandt, die Hingeschiedene wieder in's Leben zurückzurufen, die Treppe hinunter auf die Straße. „Meine Mutter! meine herzinniggeliebte Mutter!“ rief sie. „Ach, sie ist dahin, meine geliebte Mutter! sie hört die Stimme ihrer einzigen Hermine nicht mehr, sie sieht nicht meine Thränen, fühlt nicht meinen Schmerz. O, helft! helft sie mir aus diesem furchtbaren Schlafe wieder erwecken!“

(Fortsetzung folgt.)

Genealogie der europäischen Fürsten-familien im Jahre 1857.

Gestorben sind nur 1 männliches, dagegen 13
weibliche Mitglieder, nämlich: Herzog Eugen von
Württemberg, alt 69 Jahre; Mary Herzogin von
Gloucester, alt 82 Jahre; Henriette Herzogin von
Württemberg, alt 77 Jahre; Sophie Erzherzogin
von Oesterreich, alt 2 Jahre; Marie Elisa Erzher-
zogin von Oesterreich (Sardinien), alt 57 Jahre;
Prinzessin Amalie von Spanien, alt 39 Jahre;
Marie Louise von Sachsen (Parma), alt 55 Jahre;
Friederike Prinzessin von Hohenzollern-Hechingen,
alt 62 Jahre; Marie Prinzessin von Sachsen, alt
30 Jahre; Marie Louise Prinzessin von Toskana,
alt 59 Jahre; Theodolinde Gräfin von Württem-
berg, geb. Herzogin von Leuchtenberg, alt 43 Jahre;
Amalie Prinzessin von Spanien (Sizilien), alt 39
Jahre; Viktoria Herzogin von Nemours, alt 35
Jahre: Karoline Prinzessin von Reuß-Lobenstein,
alt 65 Jahre. Vermählungen: Großfürst
Michael von Rußland mit Cäcilie Prinzessin von
Baden. Ferdinand Max Erzherzog von Oesterreich
mit Charlotte Prinzessin von Belgien. Geburten:
Kaiserin von Rußland ein Sohn. Großfürstin
Nikolaus ein Sohn. Großherzogin von Baden
ein Sohn. Großherzogin von Mecklenburg-Schwe-
rin ein Sohn. Königin von England eine Toch-
ter. Erbprinzessin von Holstein-Sonderburg-Au-
gustenburg ein Sohn. Prinzessin Miguel von Por-
tugal eine Tochter. Prinzessin Louise von Reuß-
Köstriz ein Sohn. Herzogin von Nemours ein Sohn.
Herzogin von Nassau eine Tochter. Prinzessin von
Mecklenburg-Strelitz eine Tochter. Königin von
Spanien ein Sohn. Das k. k. Haus Oesterreich
mit Toskana und Modena zählt 26 Prinzen;
das fürstliche und gräfliche Haus Lippe zählt 50,
das fürstliche Haus Lichtenstein 18, das fürstliche
Haus Salm 44, das fürstliche und gräfliche Haus
Sayn 33, das fürstliche und gräfliche Haus Solms
40 männliche Mitglieder. Der älteste Souverän
in Europa, der Großherzog von Mecklenburg-
Strelitz, ist 78, der jüngste, der Herzog von Parma,
9¼ Jahre alt. Die längste Regierungszeit haben:
der Fürst von Schaumburg-Lippe 71 Jahre, der
Herzog von Sachsen-Meiningen 52 Jahre. Von
den 44 präsumtiven Regierungs-Nachfolgern ist der
von Modena der Aelteste (fast 76 Jahre). Mor-
ganatische Ehen in den europäischen und sou-
veränen Fürstenhäusern: eine im k. k. Haus Oester-
reich, drei im königlichen Haus Preußen-Hohen-
zollern, zwei im herzoglichen Haus Anhalt, eine
König von Dänemark, eine im kgl. württembergischen
Hause, eine im kgl. neapolitanischen Hause, eine im
großherzogl. hessen-darmstädtischen Hause. Außer
diesen: die verwittwet gewesene Herzogin von Genua,
Prinzessin von Sachsen, die verwittwet gewesene Herzogin von Leuchtenberg, Großfürstin von Rußland. Im Ganzen 12.

Mannigfaltigkeiten.

Die englischen Ingenieure Robert Stephensen und A. M. Roß leiten jetzt in Canada den Bau einer eisernen Brücke, welche den Namen Viktoria-Brücke erhalten hat, und deren Ausführung die riesenhafteste Arbeit ist, welche der menschliche Geist seit Erfindung der Eisenbahnen entworfen hat. Sie wird nach demselben Röhrensysteme gebaut, wie die bekannte Brücke über die Menaistraße bei Bangor in Schottland. Ihre Länge beträgt 2 englische Meilen weniger 176 Fuß, d. h. 5½ Mal mehr als die Britannia-Brücke über die Menaistraße, welche nur 4880 Fuß lang ist. Die kolossale Röhre wird auf 24 Pfeilern ruhen, deren Entfernung, mit Ausnahme der beiden mittlern, 242 Fuß beträgt; letztere sind 330 Fuß weit von einander. Vierzehn von diesen ungeheuren Pfeilern, die aus mächtigen Steinblöcken von den Steinbrüchen bei Pointe-Claire, 18 Meilen von Montreal, in den Vereinigten Staaten, erbaut werden, sind bereits fertig. Acht andere sollen im nächsten Jahre und zwei im Jahre 1859 fertig werden. Jeder Pfeiler erfordert 6000 Tonnen (12 Millionen Pfund) Steinmasse; die beiden Endpfeiler haben jeder 8000 Tonnen. Die Viktoria-Brücke, welche das Eisenbahnnetz von Canada mit dem der Vereinigten Staaten verbinden soll, geht eine halbe Meile westlich von Montreal über den Lorenzostrom. Das Gesammtgewicht des für die Röhren erforderlichen Eisens wird 10,400 Tonnen betragen. Bis zum ersten Pfeiler ist die Brücke schon gelegt, und vor Ende des nächsten Jahres hoffen die Ingenieure bis zum achten Pfeiler zu gelangen. Die fertigen Pfeiler sind so solide gebaut, als beständen sie aus einem Felsblock; denn die mächtigen Steine sind nicht nur durch hydraulischen Mörtel erster Qualität mit einander verbunden, sondern auch durch große Bolzen und Eisenstangen, welche mehrere Zoll tief mit geschmolzenem Blei in die Steine eingelassen sind. Die Unternehmer sind die Herren Pato, Brassey und Betts, welche beinahe 1,250,000 Pfd. St. für dieses Bauwunder auszugeben haben werden.

. Seit drei Tagen zeigen sich auf der Sonne dem Beobachter durch Telescope ungewöhnlich viele und große Gruppen von Sonnenflecken nebeneinander. Der größte dürfte in Wirklichkeit einen Durchmesser von 6 — 8 tausend Meilen haben. Sie werden, wenn sie sich nicht verändern oder verschwinden, noch gegen acht Tage zu sehen seyn.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Mailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 7 Freitag, 8. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Dieser Hof nun gehörte zu einem Wirthshaus, der Hund aber war das Eigenthum eines Mannes, der eben dort wohnte, und in einem ärgerlichen Gespräch mit einem der Kellner begriffen, im Hofe stand.

„Um Verzeihung", sagte der Grünbeschürzte ganz demüthig, ich kann es Ihnen schwören, Mylord, es ist der Beste und der Einzige hier und solche Leute, wie Euer Gnaden sie brauchen und verlangen, findet man bei uns zu Lande gar nicht."

„Er ist ein Rindvieh", antwortete der Engländer hierauf in vollkommenem Deutsch, drehte sich um und pfiff seinem Hunde, und dieser brachte zierlich aufwartend seinen Fund dem erzürnten Herrn.

Ein Blick auf das zerknitterte Papier reichte hin, das wetterleuchtende Gesicht des Fremden völlig aufzuklären. Er nahm das Papier dem Hunde ab, strich es mit dem Handballen glatt und sagte darauf deutend zu dem Kellner:

„Schaffe er mir die Person, die das hier gemacht hat und er soll einen Thaler Trinkgeld haben, oder besser, ich will mir den Zeichner selbst suchen; wer bewohnt denn das Nachbarhaus?"

„Lauter ganz armes Volk, Mylord, unten ist ein alter Jude mit seiner Tochter und Enkelin eingezogen, oben vorn heraus wohnt ein Friseur und nach dem Hofe zu ein Musikant, derselbe, dessen Frau mit dem Prinzen Moroschin davonlief, das sind die ganzen Leute, da wird wohl Keiner darunter seyn, der Euer Gnaden Ansprüche genügte."

„Esel!" sagte der Ausländer, seine Sprachgewandtheit von Neuem vollständig beweisend, „glaubt er denn, daß arme Leute nicht auch geschickt und brauchbar seyn können?"

Dann aber schüttelte und rüttelte er sehr kräftig an dem Zaune und brach so viel davon ab, daß er hinübersteigen konnte, stellte sich neben die kleine Weide und schrie:

„Heda! heda! wem gehört die Zeichnung, die ich hier gefunden?"

Gertrud wischte eben den Staub in der Schlafkammer ab und steckte ganz erschrocken ihr hübsches blasses Gesichtchen aus dem Fenster.

„Wer hat Das gemacht, Kleine?" schrie der Fremde in die Höhe, „es soll dein Schade nicht seyn, wenn du mir's sagst."

„Mein Bruder Eduard, werther Herr."

„Ist das der Musikant, Kleine?"

„Nein, das ist unser Vater, werther Herr."

„Wie heißt dieser Vater?"

„Bergenau, mein Herr."

„Gut", sagte der Fremde und sprang über den Zaun zurück.

Eine Viertelstunde später brachte der Kellner ein Briefchen an Herrn Eduard Bergenau adressirt. Es enthielt folgende Worte:

„Wenn Sie zeichnen können, und Lust haben, dadurch nicht bloß Geld zu verdienen, sondern auch eine der Welt nützliche Erfindung zu begünstigen, so kommen Sie sogleich herüber zu

Tom Smith."

Eduard's Herz schlug hoch auf vor Freude. Er band sich einen blendendweißen Kragen um, bürstete seinen Rock mit solchem Eifer, daß ihm die Wangen glühten, zog Handschuhe an, nahm das ganze Packet seiner Zeichnungen unter den Arm und ließ sich durch den Kellner bei Herrn Tom Smith melden.

„Was wünschen Sie? Was wollen Sie?" schnauzte dieser ihn an, als er, sein Mützchen in der Hand, an der Thür stehen blieb.

„Sie haben mich rufen lassen", antwortete Eduard, dem der unhöfliche Empfang schon die blaue Zornader auf der Stirn anschwellte.

„Sie? Sie hätte ich rufen lassen? Scheren Sie sich zu allen Teufeln und lassen Sie einen beschäftigten Mann in Frieden."

„Mein Herr", sagte der Knabe, „ohne Ihre Aufforderung wäre ich sicher nicht gekommen, denn auch ich pflege nicht unbeschäftigt umherzulaufen. Oder sind Sie etwa nicht Tom Smith, der mir diesen Zettel schrieb?"

Der Gefragte ließ jetzt seine Blicke über die Ge-

stalt des Knaben gleiten und sagte dann spöttisch:

„Und Sie wollen mir weiß machen, daß Sie die Zeichnung, die ich im Hofe fand, selbst gemacht haben?"

„Ich mache niemals Jemanden etwas weiß, mein Herr, auch habe ich hier bei mir viel bessere Zeichnungen als das verlorene Blatt, übrigens können Sie mich ja prüfen oder, wenn Ihnen das zu viel Mühe macht, mit Höflichkeit entlassen, denn so jung und so arm ich bin, so glaube ich doch Anspruch auf höfliche Behandlung machen zu können."

Tom Smith heftete wieder seine klugen grauen Augen auf den Knaben und winkte ihm dann an den Tisch zu treten, an dem er saß.

Eduard folgte dem Befehl. Smith nahm ihm die Zeichnungen ab, schob ihm ein Blatt Papier und einen Bleistift zu und sagte:

„Zeichnen Sie mir hier das Rad, so von dieser Seite, aber genau."

Der Knabe setzte sich nieder. Sein scharfer Verstand sagte ihm, daß der wunderliche Kauz nicht ein Bild, sondern einen Riß des vorgelegten Gegenstandes wünsche. Ruhig nahm er aufs Genaueste Maß, schaffte sich einen verjüngten Maßstab und trug die gewünschte Zeichnung mit großer Akuratesse auf.

Smith sah ihm über die Schultern und nickte von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe, endlich schlug er vergnügt die Hände ineinander und rief:

„Jetzt habe ich gefunden, was ich brauche, jetzt sind alle Schwierigkeiten überwunden und in Kurzem wird die Welt das Erstaunenswertheste, das Außerordentlichste sehen, was je der menschliche Geist geschaffen."

Dann wandte er sich zu Eduard, schüttelte seine Hand und sagte sehr höflich:

„Wie viel, mein Herr, befehlen Sie für jede Stunde, die Sie bei mir arbeiten?"

Eduard's Stimme zitterte, als er sich erlaubte, zehn Groschen zu fordern. Doch Mister Smith sagte blos: „Gut!" und von da ab ward der Knabe fast täglich zu dem seltsamen Manne gerufen, der ihn veranlaßte, Räder und Federn, Stifte und Schrauben der verschiedensten Art zu zeichnen und pünktlich ihn jedesmal nach der Glockenstunde bezahlte.

Die Arbeit in Gesellschaft Smith's war für den Knaben in jeder Beziehung vortheilhaft. Der Arbeitgeber hatte Wohlgefallen an dem Arbeiter gefunden und fing an, sich mit ihm während seiner Arbeit lebhaft zu unterhalten. Eduard Bergenau besaß Kenntnisse, die mehr mit seinen seltenen Naturgaben als mit seinem Alter übereinstimmten. Er war nicht nur in den alten Sprachen ziemlich vorgerückt, sondern auch tüchtig in der Mathematik und allen Naturwissenschaften.

Mister Smith machte sich ein Vergnügen daraus, ihn im Englischen zu unterrichten und Eduard lernte doppelt rasch, weil er jede Lektion des Engländers wenige Stunden später auf Gertrud übertrug. Mister Smith gab ihm mathematische, physikalische, chemische Werke zum Studiren, erlaubte ihm den Gebrauch sehr kostbarer Kupferstiche, Karten und physikalischer Instrumente, die er besaß, und Eduard Bergenau bildete seinen Geist nicht wie auf einem deutschen Gymnasium allein am Studium des Schönen aus dem Alterthum, sondern auch an dem des Nützlichen der Neuzeit, und in zwei Jahren, die diese miteinander verlebten, war der fünfzehnjährige Eduard reif, in jedes technische Geschäft als Arbeiter zu treten und sich da nützlich zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Es läßt sich leicht erwarten, daß sich auf diesen Zuruf mehrere neugierige Nachbarinnen einfanden, welche schon längst nähere Aufschlüsse über die Verhältnisse und die etwaigen Vermögensumstände der Madame Werner gewünscht hatten, und daß auch unter ihnen die neugierigsten aller Nachbarinnen, Frau Rabe, nicht fehlte. Doch ereignete sich in diesem Augenblick noch ein Umstand, der auf das Leben der gänzlich verwaisten Hermine einen wesentlichen Einfluß hatte. Der Ehemann der Frau Rabe, der Lohnbedienter war, und an Sonntagen, wenn er von keinen fremden Reisenden gedungen war, sich durch Aufwarten der Gäste in den öffentlichen Gärten noch einen kleinen Nebenverdienst verschaffte, war heute, indem es noch früh am Morgen war, noch zu Hause. Auch er streckte den Kopf aus dem Fenster, um das kleine Wunderthier, wie seine Frau Herminen zu nennen pflegte, einmal zu sehen. Ei, ei, rief er, als er das Kind erblickte, das ist ja die kleine Bettel-Dirne, die jeden Sonntag nach Baums Garten kommt und sich von den daselbst versammelten Damen ein Almosen holt.

Früher hatte Frau Rabe, die in der ganzen Nachbarschaft für eine böse Sieben galt, doch noch immer einen etwas höhern Begriff von Madame Werner gehabt; sie hatte sie wenigstens für die Wittwe eines Künstlers, etwa eines Malers, Bildhauers oder Schauspielers gehalten, die von dem geringen Nachlasse ihres Mannes gezwungen sey, ein so eingezogenes Leben zu führen; nun aber ver-

schwand diese Meinung ganz und gar, und sie hielt sie für nichts mehr und nichts weniger als für eine vornehme Bettlerin. Mit diesen Gedanken rannte sie in das Haus, in das Zimmer der Verstorbenen, um sich doch wenigstens einmal das Bett und die Möbel derselben zu besehen; aber wie erstaunte sie dennoch, als sie in das Zimmer trat und das Möblement gerade wie bei Ober-Konsistorial-Direktors, wo sie ehedem als Magd gedient, vorfand, wenigstens in demselben Styl, wenn auch nicht mehr mit dem Glanze der Neuheit angethan. Ein nicht minderes Erstaunen entlockte ihr das ehedem kostbar gewesene Himmelbett mit seidenen Umhängen, die zwar vom Staube und langen Gebrauch ebenfalls den Glanz der Neuheit verloren hatten, aber dennoch immer von ehemaliger Pracht und Wohlstand zeugten. Doch mehr als dieß Alles flößte der Leichnam der Verstorbenen den Umstehenden Achtung ein. Gleich einem schlafenden Engel, die lilienweißen Hände auf der Brust gefaltet, war die schöne Büßende in das Land der ewigen Ruhe und Vergeltung hinübergegangen. In den edlen Zügen des erbleichten Antlitzes lag eine Würde, eine Hoheit, eine Seelenruhe, welche die gewisse Zuversicht auszudrücken schien: daß der Ewige in seinem himmlischen Freudenreich das hier erlittene Weh im reichen Maße vergelten müsse.

Von seltener Rührung, von heiligem Schauder ergriffen, blieben sämmtliche herbeigeeilte Frauen, alle aus der niedrigsten Volksklasse, einen Schritt entfernt von dem Sterbelager der Vollendeten stehen, falteten die Hände und beteten ein Vaterunser rc.

Nach Beendigung des in jeder Lage des Lebens stärkenden Gebetes, meinten die umstehenden Frauen, daß der Leichnam nun aus den Betten herausgenommen, nach Brauch und Sitte abgewaschen, und auf Stroh gelegt werden müsse. Hermine wollte sich anfänglich durchaus nicht dazu verstehen. Sie war der Meinung, daß ihre Mutter aus dem tiefen Schlafe noch einmal erwachen könne, doch nach einer vernünftigen Vorstellung ließ sie sich's endlich gefallen. Alle legten, vom Gefühl des Mitleids ergriffen, Hand an, und indem Frau Rabe, welche zum Kopfe der Verstorbenen stand, unter das Kissen faßte, um den Leichnam aufzuheben, bemerkte sie unter demselben ein kleines, versiegeltes Packet, welches heimlich unterzuschlagen ihr sogleich vom Teufel eingehaucht wurde.

Nachdem der Leichnam herausgebracht war und die verwaiste Tochter ihn schon mit ihren Thränen wusch, bemächtigte sich Frau Rabe, nicht sowohl aus Habsucht als aus Neugierde, wirklich des Päckchens, nicht ahnend, welchen bedeutenden Schatz sie der verlassenen Waise damit entwende, und machte sich damit aus dem Staube. Kaum in ihrer Behausung damit angekommen, betrachtete sie ihren Raub, und las von einer sehr fein und zierlich geschriebenen Hand die Worte auf dem Päckchen: „Herminens Vermächtniß.“ Ein schwarz seidenes Bändchen umschloß den ganzen Reichthum, der aber für die jetzige Besitzerin nicht den allermindesten Werth hatte. Schon stand sie im Begriff, das Siegel, welches das in ein Kreuz gebundene Band umschloß, zu lösen, und sich des Inhalts zu bemächtigen, als sie durch das Siegel, selbst, welches für ihre Auge von eben so seltener Größe, als sonst von seltener Art war, davon abgehalten wurde.

Lange stand sie darüber in Betrachtung versunken, und war unschlüssig, ob sie das Siegel, welches ihr in seiner Art eben so schön als die Verstorbene selbst vorkam, erbrechen sollte, oder nicht. Genau mit den Fingern den festen Inhalt und die etwaige Schwere desselben prüfend, wollte sich ergeben, als ob nichts weiter als Papiere darin enthalten wären. Allerdings war weibliche Neugierde die Triebfeder dieses Raubes gewesen, und um diese zu befriedigen, gab es kein anderes Mittel, als das Siegel zu erbrechen. Und doch war sie es nicht im Stande; es war, als ob eine geheime, unsichtbare Macht sie von dem Beginnen zurückhalte, weßhalb sie sich entschloß, das kleine Geheimniß bis auf günstigere Zeit aufzusparen, und so wurde das Päckchen in einen Schrank verschlossen, wo es Niemanden vor die Augen kam.

Mittlerweile hatte der Wirth des Hauses, in welchem Madame Werner gelebt und gestorben, sich veranlaßt gefühlt, den Todesfall — indem er sonst leicht den bald fälligen Miethzins hätte verlieren können — der Obrigkeit anzuzeigen, und diese bestellte noch an demselben Tage der hinterbliebenen Waise einen Vormund. Meister Flachs, ein ehrbarer, redlicher Leinweber, nahm nach der Beerdigung der Madame Werner ein Inventarium der vorhandenen Effekten auf, welche demnächst öffentlich verkauft werden sollten; die kleine Hermine aber nahm er von Stund' an mit sich in sein Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Häusliches Glück und weibliche Arbeit.

Es hat mich oft zum Nachdenken angeregt, wenn ich die im Kreise meiner Beobachtung liegenden häuslichen Verhältnisse betrachtete, wie denn wohl der Talisman zu nennen sey, welcher Wohlstand und Zufriedenheit unter jenes Dach, Unzufriedenheit und innere Zerwürfniß unter dieses getragen, da doch jede dieser Häuslichkeiten mit dem Wunsche, mit der

festen Hoffnung gegründet ward, daß sie ein Tempel des Glückes werden solle.

Wohl mag es Frauen geben, deren Leben leicht und heiter, wie ein Frühlingstag, Glück gebend und Glück empfangend, dahinfließt, doch die meisten müssen das Glück, das häusliche Glück, erkaufen, durch Arbeit, durch Erfüllung ernster Pflichten.

Der Tochter des unbemittelten Bürgers, des mäßig besoldeten Beamten werden andere Eigenschaften, andere Fähigkeiten anerzogen, als der Tochter des Reichen, welcher das Leben keine anderen Mühen auferlegte, als die, welche ihre eigene Erziehung und die Pflichten ihrer gesellschaftlichen Stellung bedingen. Die Frauen des Mittelstandes also, deren Vermögensverhältnisse nicht gestatten, zu jeder mehr oder minder nöthigen Arbeit käufliche Hülfe zu nehmen, bedürfen, wenn sie Wohlstand und Glück um sich her verbreiten wollen, Eigenschaften, welche von Reicheren nicht, mindestens nicht in gleichem Verständnisse, gefordert werden, nämlich: „Arbeitsamkeit und Sparsamkeit.

Die Sparsamkeit der Reichen besteht in weiser Benutzung ihres Reichthums; in geringeren Verhältnissen, welche Berechnungen und Eintheilen nöthig machen, ist es Sache der Frauen, im eigentlichen Verständniß zu sparen, nicht nur durch Vermeidung unnöthiger Einkäufe, durch geregelte Leitung des Haushaltes, sondern auch durch den Fleiß der eigenen Hände, welche so weit als möglich fremde kostbare Hülfe entbehrlich macht.

In dieser Beziehung ist es nicht schwer, zu beweisen, von welch' hoher Wichtigkeit für das weibliche Geschlecht die sogenannten „weiblichen Handarbeiten" sind. Die sorgfältigste Erlernung derselben sollte zu einem Hauptgegenstande der Mädchen-Erziehung gemacht werden, denn von dem Können oder Nichtkönnen derselben hängt oft Wohlstand oder Verfall einer Familie ab.

Wie das Leben nun einmal ist, hat es die chimärischen Bedürfnisse der Mode und des Luxus zu wirklichen erhoben, welchen zu entsagen die Frauen stets am wenigsten geneigt sind; und bis auf einen gewissen Punkt lassen die Bedürfnisse eines zeitgemäßen Luxus sich auch in bescheidenen Verhältnissen befriedigen, wenn Arbeitsamkeit und Sparsamkeit zu ihrer Befriedigung thätig sind.

Es existirt ein zarter Zusammenhang zwischen dem Glück eines Hauses und der Beschäftigung seiner Frauen mit Handarbeit, ein Zusammenhang, den vielleicht Mancher und Manche leugnen möchte, wenn das tägliche Leben nicht durch unzählige Beispiele sein Daseyn bewiese.

Die weibliche Handarbeit ist, abgesehen von ihrem wirksamen Nutzen für Häuslichkeit und Broderwerb, jedenfalls eine der weiblichen Natur sehr zusagende Beschäftigung und weit entfernt, eine geisttödtende zu seyn. Im Gegentheil! Wenn man „Geist" beim Weibe nicht als identisch mit „Witz", sondern mit „Gemüth" betrachtet, so sind keinerlei Arbeiten so fördernd für das geistige Leben, als Handarbeiten, weil sie größtentheils neben der Freude des Schaffens noch dem Geist Muße zu freiem Nachdenken gewähren, ohne ihn in die Zwangsjacke der Logik einzuschnüren, wodurch so häufig den Männern, deren Geschäfte streng geregeltes Denken erfordern, die ursprüngliche Frische der Empfindungen genommen wird. — Und dann ist es eine so holde Freude der Frauen und Mädchen, unter ihren Händen Werke entstehen zu sehen, welche schmückend nützen und die kahle dürre Nothwendigkeit mit dem Schmelz der Anmuth umkleiden, daß ich die Frau wahrhaft bedaure, welche diese Freude nie kennen lernte. — Eine Frau, die sich eines gelungenen Werkes ihrer Hände freut, ist mir ein zugleich rührender und erquickender Anblick, rührend wie das Anschauen eines harmlos spielenden Kindes und erquickend, wie der Gedanke an die ewig schaffende liebende Gottheit.

Mannigfaltigkeiten.

In der Nähe von Zürich wurde unlängst ein Arzt, wie er selbst erzählt, in einer rauhen Nacht von einem gutgekleideten Manne zu einer Entbindung gerufen, und zwar nach einer mehrere Stunden entfernten Ortschaft. Die nächtliche Fahrt wurde in dem bequemen Wagen des Herrn Doktors angetreten, und man war schon nahe dem Orte, als sich der Hülfesuchende auf einen Augenblick entfernen mußte und nicht wiederkehrte. Im ganzen Orte brauchte man aber keinen Geburtshelfer, wohl aber erhielt Letzterer einige Zeit später einen Brief: „Ich bin Ihnen doppelt zu Dank verpflichtet, daß Sie mich so gefällig kutschirt haben, indem es mir unmöglich war, ein anderes Fuhrwerk aufzutreiben und jene Nacht wirklich abscheulich gewesen ist."

In Böhmen haben die Mäuse einen Ochsen mit Haut und Haar gefressen. Das ging so zu. Der Ochse war vom Bauer verkauft und das Geld, lauter alte Banknoten, im Stroh auf dem Boden versteckt worden. Als der Bauer nach ein paar Tagen nach den Papierthalern sah, fand er nur noch Schnitzel; die Mäuse hatten sich den Ochsen trefflich schmecken lassen.

Redakteur Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 8 Samstag, 9. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Auch für Gertrud waren diese zwei Jahre eine Schulzeit gewesen, die ihr sanftes Herz und ihren reichen Geist ausgebildet hatte.

Nanni, das Dienstmädchen, hatte allmälig eine unglaubliche Gewalt über Bergenau gewonnen. Sie verstand es, ihn mit den Schulden zu ängstigen, die sie für die Bestreitung des Familientisches gemacht haben wollte, während sie ansehnliche Summen, die Hermione ihr von Zeit zu Zeit zur Verwendung für Bergenau und die Kinder zukommen ließ, unterschlug und nur einen kleinen Theil davon für die Beköstigung der Familie verbrauchte. Mit jedem Monate ergab sich der Violinist mehr und mehr dem Trunke und in gleichem Maße mit seinem Laster schritt seine Schwäche vor. Er war ein Bild geistigen Verfalls geworden, vor dem körperlichen schützte ihn der Fleiß und der Ordnungssinn des Kindes, das mit jedem Tage mehr die Kräfte und Fähigkeiten übte, die den Grund aller sittlichen Würde beim Weibe legen.

Gertrud hatte eine schwere Kindheit, gewiß! Der trunkene Vater mißhandelte sie nicht selten. Die leichtsinnige Magd war ihr nicht nur keine Stütze, sondern ward ihre Quälerin in vielfacher Weise, aber die Engel, die die Kindheit der Verwaisten bewachen, waren auch neben ihr und erhoben mit ihren segenspendenden Händen den Wolkenschleier über dem Haupte des ohne elterlichen Schutz nach dem Guten strebenden Kindes und gestatteten ihm einen Blick in die lichtgoldenen Hallen einer bessern Zukunft.

Es war an einem der ersten Oktoberabende nach der Trennung von der Mutter. Es war ein Freitag. Die Herbstsonne war niedergesunken und die Sterne blitzten auf am Himmel und schauten durch einen leichten feuchten Duftschleier auf die arme kleine Gertrud, die am Stämmchen ihrer lieben Weide auf ihrer kleinen Bank saß und weinte.

Sie war Abends noch nie so spät draußen gewesen. Nanni pflegte es nicht zu leiden, auch ward es oft nöthig, daß sie hinauf ging und den Vater zu beschwichtigen suchte, der in einem gewissen Stadium des Rausches gewöhnlich sehr laut und wild wurde. Heute war er auf dem Sopha fest eingeschlafen, er hatte die Stiefel auf dasselbe gezogen und mit den Absätzen ein mächtiges Loch in den dünnen verwaschenen Ueberzug gerissen; dazu kam Nanni nicht nach Hause. Gertrud wußte, daß der Vater nach ein paar Stunden erwachen und Speise fordern würde — sie hatte nichts für ihn. Nanni hatte ihm bei ihrer Rückkunft eine Karbonate zurichten wollen. Welch ein wildes Toben erwartete das arme Kind, welche Mißhandlungen vielleicht, wenn er erwachte und nichts zu essen fand. Gertrud hatte erfahren — ach nur zu oft — daß ihr Vater, in dessen Seele tausend Keime des Guten, Schönen und Edlen wurzelten, im trunkenen Zustande wie ein wildes Thier in Wuth gerieth, wenn seine thierischen Bedürfnisse nicht augenblickliche Befriedigung fanden. O dieser Vater! Gertrud gedachte der Vergangenheit, wo sie ein kleines, noch ganz kleines Kind, an seinem Halse gehangen hatte und der Liebling seiner Seele, ihm theuerer gewesen war als der Apfel seines Auges. Wie ein Traumbild schwebten Erinnerungen an eine Zeit der Wohlhabenheit, des Ueberflusses sogar vor ihrer Seele. Des Vaters schönes Geigenspiel hatte früher alle Welt entzückt. Die Familie hatte eine feste Heimath in einer großen Stadt gehabt und bisweilen Reisen gemacht. Wie waren damals Vater und Mutter so schön gewesen, sie standen Beide in der Erinnerung des Kindes, wie ein paar Götterbilder umhaucht vom Glanze der Genialität. Ach und jetzt! Wo war die Mutter, die ihre Kinder verlassen hatte, als sie ihrer am meisten bedurften? Und der Vater! Sein Geigenspiel verstummte mehr und mehr, seine Augen rötheten sich höher, sein Gang wurde unsicherer. Frühmorgens zitterten seine Hände täglich stärker. Was konnte aus ihm werden im Laufe der Zeit? Die arme Gertrud hatte

das Vorbild für die Zukunft ihres Vaters vor Augen an dem alten Friseur, der die Unterstube nach dem Hofe hinaus bewohnte und täglich sich entweder viehisch betrunken im Straßenkoth wälzte oder zitternd, frierend, oft laut wimmernd auf seinem schmutzigen zerrissenen Bette lag.

Das Kind erhob die von Thränen erfüllten Augen und blickte nach dem Fenster des Unglücklichen, an den sie so eben mit Furcht und Mitleid gedacht. —

Sie glaubte zu träumen!

Eine blendende Helle strahlte ihr aus diesen Fenstern entgegen, die sauber geputzt und von weißen Gardinen hübsch umgeben, ihr jetzt den Einblick in ein Zimmer gestatteten, das ihr den Inbegriff Aller häuslichen Zierlichkeit, ja Aller erdenklichen Pracht zu enthalten schien.

Vor einer Ottomane, die mit einem glänzend rothen Stoff bezogen war, lag ein Teppich von einem gelb- und schwarzgefleckten Thierfell, umgeben mit einer schön gestickten Bordt. Ein runder Tisch, dessen Säule auf drei goldenen Klauen ruhte, stand darauf. Er war mit einem weißen Damasttuch bedeckt und trug einen silbernen Armleuchter, auf dem acht dicke Wachskerzen brannten, von welchen der Glanz und Schimmer, der Gertrud blendete, ausging.

Das kleine Mädchen war noch Kind genug, um über den neuen Anblick die Last, die ihr armes Herz bedrückte, auf einige Minuten zu vergessen. Erschreckt und entzückt zugleich stand sie auf und schlich den niedrigen Fenstern näher. Das Zimmer enthielt außerdem, was sie schon gesehen, noch verschiedene reinlich gehaltene und schön geformte Möbel, Schränke, Stühle und Kommoden, und während Gertrud sich diese Herrlichkeiten betrachtete, traten drei Personen ein, die dem Kinde nur einem Traum oder einem Mächen anzugehören schienen. Es waren zwei Frauen und ein Mann. Die beiden weiblichen Wesen führten den Letztern, einen Greis mit silbernen Locken und schneeweißem Bart.

Die Augen des Alten schienen von einem innern Lichte zu strahlen, sie stachen seltsam ab gegen das alte runzelvolle und bleiche Gesicht. Er trug ein langes schwarzes Gewand von Seide, einen Gürtel um den Leib und über der Schulter ein weißes Tuch, das mit einer goldenen Spange vorn an seinem Halse befestigt war.

Von den Frauen war die eine älter, die andere noch ganz jung, Beide sehr schön, aber von einer eigenthümlichen Schönheit. Das Haar der Aeltern war ganz und gar von einer weißen Haube bedeckt, die Stirn und Wangen dicht umschloß; aber nach den dunkeln, zart geschwungenen Brauen und den langen schwarzen Wimpern mußte man schließen, daß es ebenfalls dunkel sey. Ihre Stirn war hoch, ihre Nase gebogen, ihre kirschrothe Lippe ließ blendend weiße Zähne sehen und auf Wange und Kinn blühten die Rosen der Gesundheit. Das junge Mädchen war ihr so ähnlich, daß Gertrud sich überzeugt fühlte, sie sey ihre Schwester. Beide waren sehr sauber, so kostbar gekleidet, trugen goldene Geschmeide, blitzende Ohrgehänge und Spitzen um Hals und Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Die Weberschule in Münchberg.

Unter den Lehranstalten des oberfränkischen Kreises wird in neuerer Zeit auch die Weberschule in Münchberg genannt. Darf es schon als eine eigenthümliche Erscheinung betrachtet werden, wenn für ein einzelnes Gewerbe eine eigene Lehranstalt begründet wird, so mag es noch mehr befremden, daß diese Schule in einer kleineren Stadt in das Leben getreten ist. Erklärlich wird Dieses dadurch, daß man hier einen Industriezweig sichern wollte, von welchem Tausende von armen und fleißigen Familien in kleineren Städten, Märkten und Landgemeinden des Regierungsbezirks leben, daß man sich daher möglichst in den Mittelpunkt der Webergegend versetzen mußte, um die Theilnahme an dem Unterricht thunlichst zugänglich zu machen. Dieses war gerade bei der Wahl Münchberg's der Fall, dessen Landgerichtsbezirk allein über 2000 Webermeister zählt. Auch der Unterrichtsertheilung selbst mußte eine Einrichtung gegeben werden, wodurch man nach und nach die große Menge der Weber mit umfassenden gewerblichen Kenntnissen zu durchdringen vermag, und darum wurden nicht nur Zöglinge aus der Zahl der Weber in die Anstalt selbst aufgenommen, welchen eine möglichst gründliche Ausbildung zu Theil werden soll, die sie nach ihrer Entlassung aus der Schule Andern nutzbringend machen können, sondern es wurde auch zugleich ein öffentlicher Sonntagsschulunterricht eingerichtet, welchen in Münchberg die Lehrer, in den größeren benachbarten Orten die fähigeren Zöglinge der Anstalt in Verbindung mit den Ortslehrern ertheilen, und sicher gewährt es Jedem, dem das Volkswohl am Herzen liegt, einen erfreulichen Anblick, wie es auch der Bevölkerung selbst zur Ehre gereicht, wenn Männer von reiferen Jahren aus freiem Antriebe mit Jünglingen, die kaum die Knabenjahre überschritten haben, an dem Unterricht Theil nehmen. Einen so zahlreichen Besuch und Schüler so verschiedener Altersstufen wird kaum eine andere Lehranstalt aufzuweisen haben; aber es ist dadurch auch die Aufgabe der Lehrer schwieriger, als anderswo. Zu den tri-

nern Schwierigkeiten bei Errichtung der Schule gehörte auch die Auffindung eines geeigneten gewerblichen Lehrers und passender Unterrichtswerke. Fast jede Gegend verfertigt andere Artikel. So ist die Tücherweberei, in einem Theile des Landgerichts-Bezirks Münchberg selbst, wesentlich verschieden von der Hosenzeugweberei in anderen; vorbereitende Lehranstalten bestehen nicht; gleichwohl galt es, einen Lehrer zu finden, welcher einen allseitigen Unterricht zu ertheilen vermochte. Daß der jetzige seiner Aufgabe genügt, zeigt die eher zu- als abnehmende Theilnahme an dem Unterricht. Vor allen anderen Lehranstalten dürfte sich die Münchberger dadurch auszeichnen, daß in dieselbe unbemittelte Zöglinge aufgenommen werden, welchen keine weitere Unterstützung geboten ist, als die Arbeitsgelegenheit in dem großen schönen Arbeitssaale. Es ist eine irrige Ansicht, wenn man annimmt, es sey dieser Saal zur Fertigung von Musterarbeiten bestimmt, obgleich man, um ihn auch in dieser Beziehung gemeinnützig zu machen, so wie zur Ausbildung der Zöglinge, einen Musterstuhl aufgestellt hat. Auch eine Kardenschlagmaschine von vorzüglicher Einrichtung, die einzige derartige im Königreiche, kann von den Fabrikanten benützt werden. Es liegt im Zwecke der Anstalt, Jedem alle Arbeiten unter die Hand zu bringen und die Zöglinge nach erlangter Ausbildung in die Mitte der Bevölkerung zurücktreten zu lassen, während man bei einem Mustersaale die tüchtigen Arbeiten zu erhalten suchen müßte und mit den Arbeitern nicht wechseln dürfte. Daß man sich durch die Aufnahme mittelloser Schüler, namentlich in der ersten Zeit, eine außerordentliche Sorge bereitet hatte, dürfte klar seyn, wenn man bedenkt, daß neben der Arbeitszeit noch Zeit für den Unterricht erübrigt werden muß; doch ist im Laufe der Zeit sehr viel geschehen, um den Unterhalt der Zöglinge zu sichern; auch ist zu hoffen, daß die Abneigung der jüngeren Leute gerade aus der ärmeren Volksklasse gegen die in einer solchen Anstalt nothwendige Hausordnung immer mehr vor der Einsicht schwinden wird, daß eine frühzeitige Gewöhnung an eine geordnete Lebensweise nur heilsam wirkt und daß eine gründliche gewerbliche Ausbildung, wenn auch nicht schon während der Unterrichtsjahre, doch später reiche Früchte bringt. Neben den Zöglingen aus der Klasse der Weber sind auch einige Stellen für solche aus wohlhabenderen Familien, die dereinst Fabrikanten, Geschäftsführer und dergl. zu werden gedenken, gegen billiges Kost- und Lehrgeld offen gehalten. Als Grundsatz gilt es, den Zöglingen im Unterricht nicht mehr zu bieten, als was sie befähigt, dereinst als tüchtige und geachtete Gewerbsleute im bürgerlichen Leben aufzutreten; daher werden sie außer theoretischem und praktischem Unterricht in der Weberei nur noch in der deutschen Sprache, im Rechnen, besonders Kopfrechnen, Zeichnen, Geographie, Geschichte und später wohl auch etwas in der Naturgeschichte unterwiesen. Auf die sittliche und religiöse Erziehung wird ein besonderes Augenmerk gerichtet, und hiezu dient namentlich die vortreffliche Volksbibliothek des Landgerichtsbezirks Münchberg, deren unentgeltliche Benützung den Zöglingen gestattet ist. Damit aber auch die körperliche Entwicklung nicht zurückbleibe, ist mit der Schule eine kleine Turn-Anstalt verbunden. So kurze Zeit auch die Anstalt besteht, so hat sie gewiß schon vielen Segen geschaffen und wird, so Gott will, unter ihrer einsichtsvollen Leitung immer bedeutungsvoller für einen großen Theil des Kreises werden.

Mannigfaltigkeiten.

Der verstorbene **Napoleon Hektor Soult**, Herzog von Dalmatien, war der einzige Sohn von General Marschall Soult. Derselbe hinterläßt keinen Sohn und mit ihm stirbt daher einer der erlauchtesten Namen des Kaiserreichs aus. Marschall Soult der Vater ist nicht „blos“ der erste Manoeuvrier von Europa gewesen, sondern auch ein gewaltiges Organisationstalent. Er war im Jahre 1806 zum Herzoge von Dalmatien ernannt worden, was blos eine Ehrenbezeichnung gewesen, da um jene Zeit Dalmatien eine Provinz des Königreichs Italien bildete. Im Jahre 1815 fiel Dalmatien wieder an Oesterreich zurück, ohne daß der Herzog seinen Titel aufgegeben hätte; er durfte denselben vielmehr auch auf seinen Sohn übertragen. Der zweite Herzog von Dalmatien ist erst 54 Jahre alt gewesen (geb 1803). Sein Vater, der sehnlich wünschte, daß der Sohn die militärische Laufbahn wähle, ließ ihn für die polytechnische Schule erziehen. Napoleon Soult trat in den Dienst der Armee als Generalstabsoffizier. Im Jahre 1823 machte der Marquis von Dalmatien den Feldzug in Spanien unter dem Herzoge von Angoulème mit, kämpfte im Jahre 1828 und 1829 in Morea und stand Marschall Maison als Adjutant zur Seite. Nach der Julirevolution wurde er als Gesandter zum Könige von Schweden geschickt. Dieser Posten sagte dem jungen Soult zu, da sein Vater ein Freund von Karl Johann gewesen; überdieß hatte der Marquis von Dalmatien eine Tochter der Herzogin von Decrès, eine geb. Clary, geheirathet und kam dadurch in Familienbeziehungen zum königlichen Hause von Schweden. Napoleon Soult hat seit 1830 aufgehört, der Armee anzugehören und blieb der diplomatischen Laufbahn bis

zu den Ereignissen des Jahres 1848 treu. Im Jahre 1833 hatte er Stockholm verlassen, um sich als Gesandter nach dem Haag und später in gleicher Eigenschaft nach Turin zu begeben. Auch am preußischen Hofe vertrat der Marquis sein Vaterland mehrere Jahre. Der Herzog von Dalmatien war überdieß während 16 Jahren ununterbrochen als Deputirter von Laon in der Kammer und vertrat in der im Dezember aufgelösten Legislative das Heraultdepartement. Seit sechs Jahren hatte er sich ganz in's Privatleben zurückgezogen. Er war einer der ersten, welcher die Drainirung in größerem Maßstabe in Frankreich eingeführt und dem es gelungen ist, die Vortheile des neuen Systems nachzuweisen. Am 1. Januar 1856 wurde er vom Schlage gerührt, auf welchen Anfall bald mehrere gefolgt sind. Seine Gesundheit war zerrüttet und er täuschte sich keineswegs über das Bedenkliche seines Zustandes. Am 31. Dezember wurde er von einem letzten Anfalle hinweggerafft. Er hinterläßt zwei Töchter, welche aus seiner zweiten Heirath mit der Tochter von General Desprez stammen.

Wie sich im Leben jedes Unrecht früher oder später straft, hat sich wieder einmal in eklatanter Weise gezeigt. Ein Berliner Einwohner verlor in diesen Tagen bei einem Bankerott durch Mißbrauch des Vertrauens eine sehr bedeutende, wie man sagt, über zwanzigtausend Thaler betragende Summe. Im Jahre 1848 kam derselbe Einwohner zu seinem Bankier und beauftragte ihn, eine ziemlich bedeutende Summe von Eisenbahnaktien auf Zeit zu kaufen. Dieß geschah und die Sache war formell erledigt. Als inzwischen sich die politischen Verhältnisse in bekannter Weise änderten, übten sie zunächst auf den Stand der Papiere einen wesentlichen Einfluß; dieselben fielen in so rapider Weise, daß ungeheure Verluste entstanden und die Annahme auf Zeit gekaufter Papiere häufig verweigert oder das Geschäft stillschweigend als aufgehoben betrachtet wurde. So auch im vorliegenden Falle. Die Zeiten wurden besser, die Papiere stiegen wieder eben so rapide und eines Tages verlangte der Betreffende von seinem Bankier die Lieferung der laut gesandter Rechnung gekaufter Papiere. Unter Darlegung der Umstände wurde dieß natürlich verweigert, es kam zur Klage und der Bankier wurde, unbedeutender Formfehler wegen, zur Lieferung verurtheilt. Während dieser Zeit waren die betreffenden Papiere durch Börsen-Spekulanten zu übermäßiger Höhe gestiegen, der Versuch einer Einigung gelang nicht und der Bankier verlor durch Kursdifferenz eine Summe von nahe an 26,000 Thaler.

Um den großen Weihnachts-Festlichkeiten im Krystallpalaste beizuwohnen, waren am 28. Dezember über 14,000 Menschen nach Sydenham gefahren. Es ging bunt und lustig zu. Die Kinder, deren über 4000 anwesend waren, vergnügten sich am großen Weihnachtsbaume, einer wirklichen Tanne, die mit Gaben aller Art vollgesäet war, dann mit Scheibenschießen, Ballspiel, Karrousels, die oft mitten unter den schönsten Statuen des Alterthums aufgebaut waren. Die Erwachsenen vertrieben sich die Zeit mit Spielen anderer Art. Es gab Konzert und Tanz, und unter den obligaten Mistletoe wurde viel geküßt. Das gab manchen lustigen Auftritt, mitunter aber auch Zank und ernste Rippenstöße, so daß es vielleicht gerathen seyn wird, den verlockenden Zweig zu entfernen. In England hat sich die alte Sitte erhalten, einen Mistelzweig zur Weihnachtszeit in den Wohnstuben aufzuhängen, und beim Tanzen hat jeder Tänzer das Recht, seine Dame zu küssen, wenn es ihm gelingt, sie unter dem Zweige wegzuführen. Streng genommen, müßte er, um sich diese Freiheit erlauben zu dürfen, in demselben Augenblicke eine von den rothen Beeren pflücken. Aber dazu gehört viel Gewandtheit, und es wird so gar genau nicht genommen.

In Marburg erregt ein musikalisches Wunderkind Aufsehen, Ernst Deurer, der zehnjährige Sohn des Professors W. Deurer in Gießen. Er schreibt umfangreiche Sonaten, bisweilen ohne Instrument, welche nicht nur die gewöhnlichen Hörer gedankenreich und eigenthümlich, sondern auch die Theoretiker regelrecht durchgeführt finden, ohne daß der Knabe die Gesetze kennt, welche er mit genialem Instinkt befolgt.

Buchstabenräthsel.

63759 Mein Thun ist heimlich, unentbehrlich im Kriege,
35419 Fiel Rußland zu im Siege,
3179 Man liebt mich nie, ich drücke Herzen,
374419 Bringe Linderung, oft auch Schmerzen,
176 Die Kälte ist's, die mich geboren,
914689 Als Held zu Wasser auserkoren,
479619 In jeder Küche kennt man mich,
631761 Wer mich nicht nimmt, stirbt fürchterlich,
6789 Auf mir der Tempel Sal'mons stand,
1441 Ein Maß bekannt im ganzen Land,
123456789 Wenn ich nun ganz erscheine Dir,
Behüte dann euch Gott vor mir,
Denn Menschenleben acht' ich nicht,
Gewaltsam durch mich Alles bricht.

Redakteur: Gustav Nessert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 9 Montag, 11. Januar. 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Die jüngste der Frauen rückte einen Lehnsessel an den Tisch und der Greis setzte sich und blätterte in einem Buche, das ihm aufgeschlagen von der ältern übergeben wurde. Endlich hatte er eine Stelle gefunden, die ihm zusagte, und nun las er laut und mit einer wohlklingenden Stimme, aber in einer Sprache, die dem Kinde, das mit schlagendem Herzen zuhörte, gänzlich fremd war.

Gertrud stand am Fenster und ihre Seele war in ihren Augen. Nie in ihrem Leben hatte sie etwas so Schönes gesehen als das Bild dieser drei Menschen in ihrer geschmückten schönen Häuslichkeit.

Wer konnten sie nur seyn? Wie kamen sie hierher? — Sie vergaß auf eine lange Weile alles Andere und dachte darüber nach und fühlte entzückte Theilnahme.

Erst Eduard's Stimme, der von Herrn Smith heimgekehrt, sie im Hofe aufsuchte, weckte sie aus ihrem Sinnen.

„Ich fürchte, Gertrud, unser Vater ist krank", sagte er flüsternd und ohne das schöne Bild, das die Schwester ihm zeigte, seiner Aufmerksamkeit zu würdigen. „Komm herauf, Gertrud, es ist noch dunkel in der Stube und der Vater schläft zwar, doch stöhnt er so seltsam und ängstlich."

Die Kleine lief nach oben und machte leise Licht an. Da lag der Vater; er war todtenbleich, alle Glieder zuckten und helle Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Seine Augen waren weit geöffnet, aber sie blinzelten nicht beim Aufglänzen des Lichts, sie schienen gänzlich ohne Sehkraft zu seyn.

Aengstlich näherten die Kinder sich dem Sopha; er erkannte sie nicht, aber sie konnten bemerken, daß er weinte.

Gertrud beugte sich über sein Gesicht und küßte seine Stirn. Er ließ es geschehen, ohne ein Zeichen des Wiedererkennens und als Gertrud nun dreister geworden sich auf seinen Mund beugte und ihn küßte, fühlte sie das Zucken der Muskeln in dem Körper des Leidenden.

Nanni war immer noch abwesend und die beiden jungen Geschöpfe völlig rathlos.

„Ich gehe zu Tom Smith", sagte Eduard endlich angstvoll. In diesem Augenblick aber trat Nanni ein, erhitzt und aufgeregt, schon zubereitete Speisen im Korbe tragend, und erhob beim Anblick des so plötzlich Erkrankten ein Zetergeschrei, das das ganze Haus erfüllte.

Einige Augenblicke darauf öffnete sich geräuschlos die Thür und ein Wachslicht in der Hand tragend, stand die ältere Dame aus dem Unterzimmer zwischen den weinenden Kindern am Lager des in Krämpfen zitternden Bergenau.

Sie fragte mit liebevoller Stimme im reinsten Deutsch, aber mit etwas fremdartigem Dialekt nach dem Unglück, das sich zugetragen und ob sie in irgend etwas behülflich seyn könnte?

Nanni antwortete mit geläufiger Zunge und die Fremde sagte nun, daß ihr alter Vater ein geschickter Arzt sey, und daß die Kleine wohlthun würde, ihn sogleich heraufzurufen.

Gertrud eilte hinab und betrat mit zögerndem Fuß das Paradies, in das sie noch vor kaum einer Viertelstunde mit sehnsüchtigem Entzücken geblickt hatte. Der Greis erhob sich, gebot freundlich Gertrud, unten bei seiner Enkelin zu bleiben und ging zu dem Kranken.

Das wunderschöne junge Mädchen nöthigte mit großer Liebenswürdigkeit die arme geängstigte Kleine, sich neben ihr niederzusetzen und tröstete sie mit den herzlichsten, liebevollsten Worten.

„Mein lieber Großvater, ein geschickter und grundgelehrter Arzt, wird mit der Hülfe Gottes deinen Vater gewiß heilen", sagte sie, Gertrud's spiegelblanken Scheitel mit sanfter Hand streichelnd. „Bete zu Gott, daß er die Bemühungen des Greises segne, denn was ist Menschenweisheit ohne die Hülfe des Herrn?"

Die Erziehung der Kinder Bergenau's, in allen Stücken vernachläßigt, war es doch am meisten in religiöser Beziehung. Gertrud, die noch keine Schule besucht hatte, war auch noch in keiner

Kirche gewesen. Sie hatte den Namen Gottes noch nie mit Ehrfurcht und Rührung aussprechen hören. Ihr Vater fluchte bisweilen im trunkenen Muthe alle Donner Gottes zusammen und Nanni ging in die Messe und betete Abends einige Ave Maria in ihrer Kammer. Weder Hermione noch Bergenau hatten auch nur je daran gedacht, den Kindern von Gott zu sprechen und in der Schule hatte Eduard seinen Katechismus ungefähr ebenso erlernt, als die Einwohnerzahl der Hauptstädte Europas und die Länge des Laufs der verschiedenen Flüsse, d. h. auswendig. Die Lehre von der Kongruenz der Dreiecke war dem wißbegierigen denkenden Knaben weit interessanter gewesen, er hatte hier sein Nachdenken schärfen können, wogegen man ihm dort Feststehendes und ihm Unverständliches, nicht zur Prüfung, zum Nachdenken oder Nachfühlen, sondern zum Behalten gegeben hatte.

Gertrud konnte wie ihr Bruder die Artikel und Hauptstücke des christlichen Glaubens auswendig, aber sie hatte keine Idee davon, inwiefern diese Lehren ins Leben eingreifen könnten. Das Kind hatte noch nie gebetet, obgleich es gewohnt war, Abends und Morgens ein kurzes Verschen zu Ehren der Jungfrau Maria, das Nanni sie gelehrt hatte, herzusagen.

Hier aus dem Munde der fremden schönen Jungfrau hörte das vernachlässigte Kind zum Erstenmal von der tröstenden, heiligenden Einwirkung des Gebets sprechen. Sie hatte kein Wissen, keine Erkenntniß von Gott, aber sie hatte die tiefe, künstlerische, ihr angeborene Naturliebe und jene in der Brust jedes fühlenden Menschen liegende Gottesahnung, die nur des zündenden Funkens bedarf, um als helle Leuchte in der Seele aufzuflammen. Diesen Funken gab ihr im Augenblick des Schmerzes um den Vater das Wort der jungen Jüdin — denn das war die neue Bekanntschaft Gertrud's. Die Erinnerung an die Schönheit der Welt, die Lehre des Katechismus, daß Gott der Schöpfer und Erhalter dieser Welt sey, das Gefühl der Verlassenheit, die Sehnsucht nach Schutz und Hülfe und die schlichte Verheißung, dieses in Gott zu finden, waren wie ein Zündfaden in der Seele Gertrud's und das Wort der Fremden ließ die Flamme aufglimmen, die von nun ab ohne Ende das Leben der Waise erleuchten sollte. Die Hände faltend, wie ihre schöne Lehrerin, betete Gertrud zum Erstenmal und empfand die natürliche Frucht des Gebets in der Ruhe, die ihr Herz erfüllte.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Hermine, sonst das glücklichste Kind in der Welt, das außer dem Almosensammeln — und auch das hatte sie, da es für ihre leidende Mutter galt, recht gerne gethan — noch nichts Unangenehmes empfunden hatte, fühlte sich in dem Hause ihres Vormundes höchst unglücklich. Meister Flachs war zwar ein guter, sanftmüthiger, friedliebender Mann; aber er galt in seinem Hause nicht viel. Seine Frau führte das Regiment, und ihrem Worte durfte sich Niemand widersetzen. Vom frühen Morgen bis zum Abend schalt und tobte sie in den niedrigsten Ausdrücken, wie sie Hermine nie gehört, umher. Ueber das geringste Versehen der Magd, eines Lehrlings oder der eigenen Kinder, gerieth sie, wie das überhaupt bei Menschen ohne Bildung ein gewöhnlicher Fall ist — in die heftigsten Ausbrüche des Zorns, wobei es denn auch nicht selten zu körperlichen Züchtigungen kam. Hermine versteckte sich bei solchen Auftritten, an allen Gliedern zitternd, in einen Winkel; denn dergleichen Worte hatten nie ihr Ohr beleidigt; aber auch das durfte sie nur einige Mal versuchen. Was soll das bedeuten? fragte dann ihm strengen Tone Frau Flachs; Faulenzer, Tagdiebe will der liebe Gott in der Welt nicht haben. Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen! so steht es in der Schrift, und wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. Marsch, an das Rad! und fleißig gedrehet, sonst werd' ich der Jungfer sagen, wie es bei ehrlichen Leuten Sitte ist. Bettelbrod, das schmeckt freilich süß, aber das soll kein gesunder Mensch essen, das ist nur für Alte, Kranke und Schwache gebacken.

Hermine schwieg, und that zitternd und zagend, was in ihren Kräften stand. Außer den Schulstunden, welche ihre glücklichsten waren, gab es für die Arme den ganzen Tag über keinen Ruhepunkt, und gern würde Hermine gearbeitet haben, wenn Frau Flachs nur nicht so rauh, so hart, so lieblos gewesen wäre. Kaum waren vier Tage verflossen, als auch sie schon bei geringen Versehen körperliche Züchtigungen von den derben Fäusten ihrer Gebieterin zu ertragen hatte. Solche entsetzliche Behandlung zerriß bald des zarten, lieblichen Wesens Herz in seiner innersten Tiefe. Dazu kam, daß Frau Flachs eben so rohe, ungenießbare Speisen auf den Tisch brachte, wie ihr Geist und ihr Charakter war. Der schöne Karmin auf des lieblichen Kindes Wangen erbleichte, ihre schönen Züge, die nur Sanftmuth und Seelenadel verriethen, wurden durch die knechtische Furcht, in der sie beständig schwebte, durch

die Thränen, womit sie ihr Lager benetzte, bald entstellt, und kaum noch ähnlich war sich, nach Verlauf von vier Wochen, der sonst so liebenswürdige kleine Engel.

Es war an einem schönen Oktobersonntage, dicker Reif hatte das Gras versilbert, und in großen Zügen zogen wilde Gänse und Störche dem wärmern Süden zu: als Hermine schon sehr früh ihr Lager verließ, um die ihr aufgetragenen Geschäfte bald, und zu Gunsten ihrer Gebieterin, zu vollbringen. Mit einem frommen inbrünstigen Gebet, das aus dem Innersten der zarten Kinderseele kam, zu dem, der Wittwen und Waisen allein nur vor Unterdrückung schützen kann, legte sie Hand an's Werk, und Alles gelang heute gut. Auch Frau Flachs war heute freundlicher und gütiger als sonst; ein sicherer Beweis, daß Herminens Gebet, worin sie besonders geflehet, daß Gott das Herz dieser harten Frau ihr geneigter machen möge, erhört worden war. Als sie das ziemlich unschmackhafte Mittagsmahl zu sich genommen hatte, wagte sie, was sie schon längst gewünscht, die Bitte: heute, an diesem schönen, freundlichen Sonntage, einmal das Grab ihrer Mutter besuchen zu dürfen. Nicht mit Zuversicht hatte Hermine der Gewährung dieser Bitte entgegengesehen; aber sie wurde ihr gegen alle Vermuthung ohne die geringste Bedingung, nur mit dem Bemerken: mit dem Abend wieder im Hause zu seyn, gewährt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Delhi.

Ein Privatbrief aus dem Palaste in Delhi vom 16. November gibt eine Reihe von Schilderungen aus dieser verödeten Hauptstadt. „Wir sind hier, so meldet der Absender, um eine Heersäule zu begleiten, welche mit Zelten und Wagen für Sir Colin und seine Truppen nach Cawnpore hinabmarschiren soll. Noch ist für den Abmarsch kein Tag festgesetzt, inzwischen gibt die großartige Versteigerung der in Delhi gemachten Beute von Stallen, und ein seltenes Schauspiel bieten all' die angesammelten Sachen — die Spolien von Stadt und Palast! Wir verließen * * * bei Nacht und fuhren bei Sternenlicht auf der Straße nach Delhi hin, die jetzt so sicher ist, wie eine englische Allee auf dem Lande! Wir schliefen ruhig während der Fahrt, rüttelten uns jedoch auf beim Morgengrauen, um das Schlachtfeld von Hindon zu beschauen (wo General A. Wilson sich auszeichnete), und ersahen bald das zertrümmerte Delhi von Weitem. Welch ein denkwürdiger Anblick! Jede Bastei oder Mauer, die unserm Lager gegenüber stand, liegt in fast formlosen Ruinen, während die weißen marmornen Pavillons des Palastes am Dschumna-Ufer unversehrt sich erheben. In einem der Pavillons wohnt * *. Die Schönheit und Niedlichkeit ihrer Zimmer lassen sich nicht beschreiben. Ich wünschte Photographien davon heim zu schicken. Aber ringsum spricht Alles von Krieg — eine Reihe erbeuteter Kanonen nach der andern — die Gruppen englischer Soldaten auf jedem Posten; und nicht nur englische, denn unsere tapfern Vertheidiger, die Gurkas Sikhs und Kabulesen mischen sich unter sie.

Ein seltsames Heer, in der That, ohne eine Spur von Gamaschenthum! Furchtbar ist die Fahrt vom Palast nach dem Kaschmirthore — jedes Haus gespalten, zerschmettert und wankend; die Kirche zerhämmert, und Schutthaufen rechts und links. Das verödete Delhi! und dabei sagt man uns, daß es seit den Sturmtagen sich gebessert hat. Noch hat es bloß eine Handvoll Einwohner in seiner großen Straße, dem Chandni Choke, lauter Hinduhs, wie ich glaube. Viel elend Volk treibt sich in den Lagern, draußen vor der Stadt, umher und bettelt an den verschiedenen Thoren um Einlaß, aber Niemand darf passiren, dessen Respektabilität nicht verbürgt werden kann. Frachtwagen voll Kugeln gräbt man täglich aus der Morriebastei, die jetzt eine gestaltlose Masse bildet. Die meisten Nawabs der Nachbarbezirke sind gefangen hier eingebracht worden, um über ihr Verhalten in den letzten Monaten Rechenschaft abzulegen. Einige sind unzweifelhaft kompromittirt, andere sind bloß in sehr unrühmlicher Weise neutral geblieben. Wir haben den gefangenen König und die königliche Familie gesehen; sie hausen in ärmlichen kleinen Gemächern in einem der Palastthore. Der alte König sieht sehr schwächlich aus und hat den starren Blick und das hohle Auge eines Menschen, dessen Lebenssand im Verrinnen ist. Er ist sicherlich zu alt, um für irgend etwas verantwortlich zu seyn. Viel größere Schuld mag an seinen Söhnen haften, deren einige, wie Sie wissen, erschossen, andere noch nicht gefangen sind. Der jüngste Sohn, den wir sahen, scheint fünfzehn Jahre alt zu seyn, Andere sagen achtzehn; er hat etwas Keckes und Grobes in seiner äußern Erscheinung. Er ist das einzige Kind der Königin. Einige unserer Damen hatten ein langes Gespräch mit ihr; sie fanden sie auf einer gewöhnliche charpoy (Bettstatt) sitzend, weiße Kattunkleider tragend, mit sehr wenig und unbedeutendem Schmuck, da alle ihre großartigen Schmucksachen ihr abgenommen worden sind. Sie ist der Beschreibung nach kurz und stark gebaut, über dreißig Jahre alt, mit einem runden lebhaften Gesicht, durchaus nicht hübsch zu nennen, aber mit sehr hübschen kleinen fleischigen Händen, sie schnitt sich eben Betelnuß zu ihrem Pfauenbraten. Einige dreißig Frauenzimmer, theils Verwandte,

theils Dienerinnen, umgaben sie. Sie sprach mit Haß und Abscheu von dem 3. Kavallerieregiment, von welchem sich, wie sie sagt all' ihr Unglück herschreibt. Sie sagt, der König war zu kraftlos, um jene Kavalleristen im Zaume zu halten, und als ihre Ankunft Delhi in Aufruhr gegen uns versetzte, waren sie eben so aufgelegt, sie (die Königin) wie jeden Andern auszurauben. Sie sagt, die Meuterer plünderten wirklich den Palast und sie rettete alle ihre Juwelen nur, indem sie sie vergrub. Sie schien indessen nicht so sehr bemüht, die Unschuld des Königs als ihre eigene zu behaupten.

Unter den Weibern soll es furchtbare Nebenbuhlereien gegeben haben; man sagt, daß sie gegen die Söhne der frühern Königsfrauen — denn sie ist die letzte — ausgesagt hat. Ihre Schwester wird als viel hübscher geschildert und hat eine 13jährige Tochter, die mit dem schon erwähnten jüngsten Sohn des Königs vermählt ist und den Ruf einer großen Schönheit besitzt. Nach der Schilderung unserer Damen hat sie prächtige große Augen und einen wunderschönen kleinen Mund, aber sonst ist das Gesicht zu voll und platt. Einige der Weiber erzählten auch, daß sie nach der Metzelei mehrere englische Frauen und Kinder im Palast bei sich hatten in der Hoffnung, sie am Leben zu erhalten, aber daß die Meuterer sie heraus verlangten, und daß ihnen nicht zu widerstehen war. Die Sipoys hätten sich beklagt, daß der König die Engländerinnen mit Leckereien fütterte, während er ihnen nichts als Roßbohnen zu essen gab. Der Himmel weiß, ob die königl. Familie an Hand und Herzen rein ist oder nicht."

Feldmarschall Graf Radetzky.

Joseph Graf Radetzky de Radetz wurde am 2. Nov. 1766 zu Trebnitz, einem zur Herrschaft Horschow-Teinitz gehörigen Markte im Klattauer Kreise in Böhmen, geboren. Dieses Gut liegt an der Moldau und soll das Stammgut der Grafen Hradetzky von Hrades gewesen seyn.

Graf Joseph Radetzky trat am 1. August 1784, also in seinem 18. Lebensjahre, in das Küraßier-Regiment Graf Caramelli. Am 3. Febr. 1787 wurde Radetzky zum Unter-Lieutenant und am 11. Nov. zum Ober-Lieutenant befördert, und machte in dieser Eigenschaft die Feldzüge von 1788 und 1789 gegen die Türken mit, und zwar als Ordonnanz-Offizier bei dem F.-M. Grafen Lascy. Am 9. Aug. 1794 wurde er zweiter Rittmeister, zwei Jahre später Adjutant bei dem F.-Z.-M. Beaulieu, welcher damals das Ober-Kommando der italienischen Armee übernahm. Am 29. Mai folgenden Jahres ward Radetzky zum Major in einem Pionierkorps befördert. Im Jahre 1793 wurde er General-Adjutant des Kommandirenden Melas, am 1. Mai desselben Jahres Oberst-Lieutenant, am 5. Nov. Oberst und übernahm in Deutschland das Kommando des Küraßier-Regiments Erzherzog Albert. Er zeichnete sich in der Schlacht bei Hohenlinden aus und erhielt am 1. April 1801 das Theresienkreuz.

Am 1. Sept. 1805 wurde Radetzky General-Major, machte die Kampagne in Italien mit und lebte später bis 1809 als Brigadier in Wien. Am 1. Juni 1809 wurde er Feldmarschall-Lieutenant und am 21. Aug. Chef des Generalstabes. Im Jahre 1810 erhielt er das Kommandeurkreuz des Theresien-Ordens. In den Jahren 1810—1812 war er Hofkriegsrath in Wien, später machte er als Chef des Generalstabs die drei Feldzüge gegen Napoleon mit, und die Disposition zur Völkerschlacht von Leipzig soll von ihm ausgegangen seyn; auch wurde er zu dieser Zeit verwundet.

Am 11. Juni 1814 wurde er Truppeninspektor in Ungarn und diente während der Kampagne von 1815 abermals als Chef des Generalsstabes. Am 18. Febr. 1829 erfolgte sein Avancement zum General der Kavallerie, am 27. November seine Ernennung zum Festungskommandanten in Olmütz. Zwei Jahre später wurde er zum Kommandirenden in Italien ernannt. Im Jahre 1833 gab er eine Feldinstruktion heraus, deren Ausarbeitung aus der Feder des F.-Z.-M. Freiherrn von Heß floß. Das erste großartige Kriegsmanöver, eine treffliche Schule für die Armee, fand im Okt. 1843 zwischen der Etsch und dem Mincio statt. Im Jahre 1834 erschien seine Manövririnstruktion. Am 17. September 1836 ward Radetzky zum Feldmarschall ernannt. Was Radetzky während der Feldzüge von 1848 und 1849 in der Lombardei und Venedig leistete, steht in den Annalen der Geschichte verzeichnet.

Graf Radetzky hatte sich am 5 April 1798 mit der Gräfin Franciska Strasoldo-Grafenberg vermählt, die ihm am 12. Januar 1854 durch den Tod entrissen wurde. Von 5 Söhnen, welche in der Armee dienten, und zwei Töchtern lebt nur noch Graf Theodor, als General-Major, und Gräfin Friederika, verehelichte Gräfin Wenkheim.

Aphorismen.

Wer von Eitelkeit berauscht ist, wird nicht so leicht wieder nüchtern, als wer im Wein zu viel gethan hat. — Das Talent, zu necken, findet man häufiger, als Talent sich necken zu lassen. Wer ist wahrhaft zu beweinen? Der glaubt, er habe nichts zu beweinen.

Redakteur Gustav Meffert
Druck und Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 10 Dienstag, 12. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Mitternacht war vorüber. Der greise jüdische Arzt war immer noch bei Bergenau und seine Tochter half ihm den Leidenden pflegen. Eduard hatte Rezepte nach der Apotheke getragen und Arzneimittel geholt, die zu bezahlen er Geld genug besaß. Endlich legten sich die Krämpfe des Violinisten.

„Es wird vorübergehen", sagte der Doktor, „für dießmal ist er gerettet! Geh jetzt hinab, Deborah, zu den Kindern, der Sohn und die Dienerin sollen sich auch zur Ruhe begeben. Ich bleibe noch einige Augenblicke hier und dann wird uns Allen der Schlaf gut und nützlich seyn."

„Gott hat geholfen, meine liebe Kleine", sagte die freundliche Jüdin in das Zimmer tretend, wo ihre schöne Tochter an dem verlassenen Kinde des Violinisten die erhabenste aller Mutterpflichten erfüllte, indem sie Gertrud beten gelehrt. „Gott hat geholfen, in ein paar Augenblicken wird mein lieber Vater herunterkommen und du kannst dann getrost dich niederlegen, die Leiden deines Vaters sind gehoben und er wird ruhig schlafen."

Der eintretende Greis bestätigte die frohe Nachricht und Gertrud legte sich in ihr Bett, nachdem sie noch einen Blick auf den blassen, sanft schlafenden Vater gethan, mit einem Gefühl des Friedens und der Ruhe, wie sie es lange, lange nicht empfunden, denn sie wußte sich in Gottes Schutz, der ja liebevoller als der beste mütterliche, kräftiger noch als der des mächtigsten irdischen Vaters seyn mußte.

Als sie am andern Morgen erwachte, lag goldiger Sonnenschein auf den Dächern der Ställe und Hintergebäude und silberner Reif war von Engelhänden über alle, auch die unscheinbarsten Dinge draußen gestreut. Selbst die abgefallenen Blättchen der Weide hatten Ränder von feinen silbernen Nadeln, die sich ganz regelmäßig aneinander gefügt.

Eduard, der schon in der Dämmerung sich angekleidet hatte, um für Herrn Smith zu arbeiten, blickte, als Gertrud mit dem Kaffeekännchen aus der Küche kam, auch eben zum Fenster hinaus und betrachtete den silbernen Schmuck, der rasch sich im Gefunkel des Sonnenstrahls in Thauperlen verwandelte.

„Weißt du, was ich eben dachte, Gertrud?" fragte er freundlich die Schwester, die ihren Arm um seine Taille geschlungen hatte.

„Nun, was denn?"

„Ich dachte, wie eigenthümlich es sey, daß in der Natur Alles so wunderbar schön ist, so ganz vollkommen schön, ganz ohne linke Seite, wo die Fäden des Gewebes beim Menschenwerk oft genug in häßlichem Gewirr hängen. Betrachte das Blatt eines Baumes, von welcher Seite du willst, sieh, dir eine Blume, ein Thierchen, einen Stein an, kehre es wie du willst, es ist vollkommen! Die linke Seite eines Blattes mit ihren Härchen oder Wärzchen ist manchmal schöner noch als die rechte; sieh dir die Rose an, wo sie am Stengel fest sitzt, wie zierlich die grünen Bärtchen die rothen Blumenblätter umschließen, warum kann Menschenhand nicht auch so nach allen Seiten Vollkommenes schaffen? Sieh meine Zeichnung, und wäre sie noch so wohlgerathen, ist links eben nichts weiter als ein Blatt Papier, Gewebe, Stickereien, selbst der Strickstrumpf haben links Fehler und Makel und hängende Enden. Warum das nur? Ich möchte etwas schaffen, das nach allen Seiten hin, das oben und unten, außen und innen so vollkommen wäre, als ob es gewachsen."

Gertrud schenkte ihrem Bruder Kaffee ein, auf ihrem Gesichtchen saß irgendwo der lächelnde Schelm, sie hatte eine Ueberraschung für ihn im Sinne, das sah Eduard, obgleich seine Gedanken anderswo als beim Frühstück waren.

„Erst schau einmal her, was ich habe", sagte sie, indem sie ein Schüsselchen von der Kommode nahm und nachdem sie es aufgedeckt vor den Bruder hinrückte. „Da, das nennt man Barches und

es schmeckt sehr gut zum Kaffee, so wie es hier ist, mit Gänseschmalz gestrichen. Das ist von allen Seiten, von außen und innen, von oben und unten ein ganz vollkommenes Menschenwerk, probire nur! Die liebe Rahel brachte mir's und sagte gleich, ihr Großvater würde um neun Uhr zu unserm Vater kommen und eher würde der nicht erwachen."

"Ah! sehr schön!" entgegnete der Bruder und biß mit dem ganzen Appetit seiner fünfzehn Jahre in das lockere Waizenbrod. "Sind das einmal gute liebe Menschen, die Juden hier unten; aber, Gertrud, meinst du nicht auch, daß es sich nicht paßt, von fremden Leuten Dinge anzunehmen, die man ihnen nicht wiedergeben kann?"

Gertrud schüttelte den Kopf.

"Fremde Leute, Eduard? Ist wohl der uns fremd, der uns so mütterlich und väterlich Gutes gethan im Augenblicke der Angst und Noth? Die liebe Rahel ist mir wie eine Schwester und der Frau Deborah, ihrer Mutter, könnte ich gehorchen, als wäre es meine eigene. Ach, Eduard, sie hat uns ganz, ganz vergessen, unsere Mutter, nicht eine Zeile, nicht ein Wort ist uns zugekommen in diesen zwei Jahren!"

Helle Thränen perlten aus den Augen des kleinen Mädchens. Eduard küßte sie von ihrer Wange hinweg.

"Laß sie, Gertrud", sagte er finster, "sie ist von uns gegangen, weil sie nicht zu uns gehörte, desto fester wollen und müssen wir aneinanderhalten."

"Und desto geduldiger und liebreicher des armen Vaters Fehler ertragen, Eduard. Es ist unser Vater und er ist ja unglücklich genug."

Der Knabe, der sich bewußt war, in der letzten Zeit bisweilen heftiger als sonst dem Vater entgegen getreten zu seyn, schlug erröthend die Augen nieder und Gertrud ihren Arm um seinen Hals schlingend, flüsterte dem Beschämten ins Ohr: "der liebe Gott hat uns diesen Vater gegeben, Eduard, gerade diesen, so muß es wohl für uns nöthig und nütze seyn, daß wir in der Geduld geübt werden."

"Wo nur Nanni gestern gewesen seyn mag?" fragte Eduard, "und liebe Gertrud, "wo sie das Geld hernimmt für unser Essen und Trinken? Vater verdient fast gar nichts. Er gibt die wenigen Stunden, die er noch hat, so unregelmäßig; das wenige Geld, das ihm vom Theater gezahlt wird, ist schon immer vom Hauswirth für die Miethe mit Beschlag belegt, ich begreife es nicht, wer der Nanni borgt, und nicht wenig, denn wir essen gut, besser als zur Zeit, da die Mutter noch Singstunden gab, und außerdem jeden Heller, den der Vater erwarb, zu Rathe hielt."

"Der liebe Gott erweckt die Herzen guter Menschen und sie geben dem verarmten Künstler Kredit, damit er mit seinen Kindern nicht verhungere", entgegnete das Mädchen.

Eduard schüttelte den Kopf. "So etwas mußt du gar nicht denken, Gertrud. Der liebe Gott greift nicht so vom Himmel herunter, denen zu helfen, die nicht arbeiten. Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott! Wer, wie wir arm ist, der hat von Gott seine Hülfsquellen empfangen in seinem Verstand, der durch Sorgen zum Nachdenken gebracht wird, in seinen Händen, die von frühauf im Arbeiten geübt werden. Reichen gibt Gott Geld, Armen Betriebsamkeit! Unser Vater hat Beides nicht, er ist ein Unglücklicher, ein Kranker, liebe Schwester, und ich fürchte, die Nanni zieht über seinen Kopf ein Netz, mit dem sie ihn erwürgt. Ah, unser Herr Doktor!"

Der jüdische Greis trat in das Kämmerchen und sagt den Geschwistern guten Morgen, besah Gertrud's Näharbeit und Strickzeug, Eduard's Zeichnungen und lobte Beide wegen ihres Fleißes und ihrer Reinlichkeit, dann ging er in das Zimmer des Kranken. Fast in demselben Augenblick erwachte Bergenau.

Er war matt, seine Hände zitterten heftig, und er klagte über Durst. Nanni, die ihr Bett in seine Stube getragen hatte, machte ihm ein Getränk von Wasser, Wein und Himbersaft, und der Doktor fand es gut und passend.

Frau Deborah kam nach einiger Zeit auch zu den Geschwistern und Tom Smith fragte Eduard, ob er auch wegen der Krankheit seines Vaters etwas bedürfe. Der Knabe dankte. Dieses stolze Gemüth kannte keine größere Furcht auf der Welt als Wohlthaten annehmen zu müssen, und der Engländer war überdieß keine Persönlichkeit, der man sich gern verpflichtet sah.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht zu leugnen, daß die Eitelkeit ein Grundzug des weiblichen Charakters ist, denn keine ist davon ausgeschlossen. Auch Hermine besaß diese kleine Untugend, insofern sie von ihrer Mutter gelernt hatte, sich nett und zierlich zu kleiden. In manchem andern Hause würde ihr das freilich zur Tugend angerechnet worden seyn; allein unter diesen geraden schlichten Leuten, deren einziges Thun und Streben nur dahin ging, sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein kleines Vermögen zu erwerben, war wohl nichts weniger als Eitelkeit an ihrem Platze. Auf Reinlichkeit und Ordnung hielt Frau

Flachs sehr, das ist nicht zu leugnen; aber die seidenen Fahnen, wie sie die mitgebrachten Kleider Herminens nannte, hatten in ihren Augen durchaus keinen Werth. Umherziehendes Komödiantengesindel, Luftspringer und Seiltänzer, pflegte sie zu sagen, müßten sich vor andern ehrlichen Leuten durch solche Lumpen auszeichnen; allein für ehrliche Bürgersleute zieme sich solcher Quark durchaus nicht. Sie hatte dieserhalb dem Kinde gleich in den ersten Tagen seines Hierseyns ein leinenes Kleid, von der Hand des ehrlichen Meisters gewirkt, verfertigen lassen, und dieses mußte sie tragen.

Ein widriges Gefühl erregte sich in dem Kinde, als sie sich's dachte, mit diesem groben Kleide an dem Grabe ihrer vielgeliebten, unvergeßlichen Mutter zu erscheinen. „Ach!" — dachte sie — „wie wird sie jetzt erst weinen und klagen, wenn sie mich in diesem Anzuge sieht, da ihr vor einem Jahre die seidenen Kleider, die ich trug, und die doch tausendmal schöner waren als dieß, schon nicht gut genug mehr waren. Ach mein gutes, liebes Mütterchen!" — seufzte sie dann, wehmüthig in ihren Betrachtungen fortfahrend — „das Alles wäre noch zu ertragen, wenn Frau Flachs nur keine so harte Frau wäre!" — Unwillkürlich schossen helle Thränen in die schönen blauen Augen, wobei sie mit dem größten Widerwillen das ihr übelstehende Kleid anlegte; denn wenn sie auch Frau Flachs um eines der ihrigen hätte bitten wollen, so konnte sie sich die Antwort darauf schon im Voraus denken, und hätte obenein befürchten müssen, daß die erhaltene Erlaubniß zurückgenommen würde.

Mit tief betrübtem Herzen machte sie sich also auf den Weg zu dem Ruheplatze frommer Christen. Das schwarz und weiß vermalte Thor des Gottesackers stand offen, und ungehindert trat sie in das Schattenreich der Vergänglichkeit. Hohe Linden, mit Ulmen vermischt, standen an der Mauer desselben und ließen nur wenige matte Strahlen der herbstlichen Sonne auf den mit Menschen jedes Standes und Alters besäeten Boden fallen. Ein kalter Ostwind blies der zarten Sommerblume entgegen, aber Gott und das Bild ihrer Mutter im Herzen, schritt sie getrost dem noch frischen Hügel zu, der die Ueberreste der Verewigten deckte. Ein heftiger Schmerz durchzuckte die zarten Glieder, als sie den Hügel noch in derselben Gestalt erblickte, wie sie ihn am Begräbnißtage verlassen hatte. Keine Blume, kein Strauch, kein Grashalm bedeckte die lehmgelbe Erde. So wie sie der Todtengräber aus der Tiefe hervorgewühlt, so bedeckte sie noch jetzt das Theuerste, was Hermine im Leben besessen hatte. Lange stand sie, und schaute in einer Art von Erstarrung auf den öden Hügel nieder, bis endlich ein Strom von heißen Thränen dem betrübten Herzen Luft machte. „Ach, wär' ich doch bei Dir, mein liebes Mütterchen!" seufzte sie dann, „bedeckte doch auch diese kalte Erde mich, dann wäre mir besser. Aber was werde ich noch Alles erdulden und ertragen müssen! wie werden die harten Menschen es mich noch fühlen lassen, daß ich eine Waise bin, daß ich Dich nicht mehr habe. Als Du noch lebtest, mich noch liebend an Dein treues Mutterherz drücktest, sagtest Du oft: daß Dein Geist, wenn Du auch nicht mehr auf dieser Erde wärst, mich liebend umschweben würde. Du hältst nicht Wort, mein Mütterchen! wie könntest Du es sonst erdulden, daß Deine Hermine so hart, so lieblos behandelt wird! Ach, ich werde es nicht lange mehr ertragen! Wenn ich auch Hunger, Kummer und schwere Arbeit mit Freuden duldete, so fehlt mir doch Deine Liebe, und ohne diese vermag ich nicht zu leben. Nimm mich bald zu Dir, mein Mütterchen! hier verstehen die Menschen mich nicht, nur bei Dir kann ich froh und glücklich seyn! Ach, schon jetzt, da ich nur in Deiner Nähe bin, da nur eine Handvoll Erde und ein Brett uns von einander trennt, fühle ich mich ungleich wohler; aber nicht lange wird diese Wohlthat mir zu Theil, bald muß ich wieder in mein Elend zurückkehren, wo kein tröstend Wort zu meinen Ohren dringt, wo ich bald unterliegen werde." — Doch, da fielen ihr plötzlich einige schöne Verse ein, welche Sie vor Kurzem in der Schule gelernt hatte. Sie faltete die kleinen Händchen, und betete sie mit recht innigem Vertrauen her. Sie lauteten also:

Warum sollt' ich muthlos klagen?
Ist im Himmel nicht ein Gott?
Sieht er denn nicht meine Plagen,
Meine Schmerzen, meine Noth?

Guter Gott, dem nichts verborgen,
Der auch meine Thränen zählt,
Auf Dich werf' ich meine Sorgen,
Du weißt Alles, was mir fehlt.

Dann nahm sie zärtlich Abschied von dem Grabe ihrer lieben Mutter, und versprach, recht bald wiederzukommen.

Denselben Weg, den sie gekommen, kehrte sie auch wieder zurück; allein am Eingange des Kirchhofs verfehlte sie dennoch, indem sie zu sehr mit ihrer Mutter beschäftigt war, den richtigen Weg, der sie am nächsten wieder zur Stadt führte. Schon über eine halbe Stunde war sie rasch vorwärts gegangen, als sie sich plötzlich vor Baums Garten erblickte, in welchem sie heute vor fünf Wochen für ihre Mutter noch Almosen gesammelt. Neue Thränen traten ihr in's Auge, als sie sich einiger Damen erinnerte, welche sonst so theilnehmend mit ihr geredet; und der Wunsch, diese noch einmal zu sehen, ihnen ihre Leiden zu klagen und für die empfangenen Wohlthaten noch einmal zu danken, stieg

lebhaft in ihrer Seele auf. Noch hatte die Sonne eine volle Stunde, ehe sie das ferne Gebirge erreichte, und bis dahin ließ sich noch Vieles sprechen und hören; sie trat also getrost in den Garten. Aber zu ihrer großen Bestürzung waren alle Tische leer, nur rothe und gelbe Blätter, der Bäume Sommerschmuck, lagen darauf, und keine Dame war sichtbar. Mit inniger Betrübniß, daß auch diese kleine Freude ihr nicht mehr vergönnt war, überschaute sie noch einmal die leeren Plätze, und wollte dann in der Erinnerung an jene Tage, wo sie noch für eine liebende Mutter leben und wirken konnte, den Garten wieder verlassen, als sie plötzlich ihren Namen rufen hörte. Sie sah umher, und erblickte an einem schönen Spiegelfenster, mit seidenen Gardinen behangen, die Generalin von Grab, welche ihr freundlich mit dem Kopfe winkte, heraufzukommen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Zeitungsberichte über den Zopfabschneider in Augsburg erinnern die älteren Bewohner von Darmstadt an einen ähnlichen Unhold, der dort vor 50 Jahren seine nächtliche Rolle spielte und, ungeachtet aller Anstrengungen der Polizei, nicht entdeckt wurde, obgleich die verfolgte und in beständigem Schrecken lebende weibliche Welt sie beschwor, den Schuldigen an das Licht zu ziehen. Noch jetzt ruht ein dichter Schleier über jenen Tagen oder vielmehr Nächten. Beachtenswerth ist, daß die Stadt Augsburg wiederholt der Schauplatz solcher Frevel ist. „Den Mädchenschänder in Augsburg" lernte der Leser einst kennen durch den dreizehnten Band der Annalen der Kriminalrechtspflege, Altenburg 1840, und zwar aus Akten, welche der Appellationsgerichtspräsident von Weber in Neuburg dem Herausgeber mittheilte. In den Jahren 1819—20 wurden in Augsburg 15 Mädchen durch nächtlichen Ueberfall verwundet, und diese Erscheinung wiederholte sich im Jahre 1832, in welchem wieder viele Mädchen verwundet wurden, bis der Thäter entdeckt wurde. Vor dieser Entdeckung wurde ein Unschuldiger das Opfer eines ungegründeten Verdachts. Dieser war der Handlungskommis Georg Rügemer aus Frankfurt a. M., Buchhalter in dem Banquierhause Carli in Augsburg. Die Untersuchung ermittelte als schuldig den Sohn eines Weinhändlers in Augsburg, den 37 Jahre alten Karl Bertle daselbst. Er gestand, alle diese Mädchen verwundet zu haben, mit dem Beifügen, daß er sich dabei alle Mühe gegeben habe, nicht gefährlich zu verwunden. Zu seiner Entschuldigung wendete er einen unwiderstehlichen Trieb vor. Das Werkzeug war ein Stilet. Sieben solcher Dolche wurden bei ihm gefunden. „Ich glaube," so gab er einmal zu vernehmen, „daß der Besitz gerade dieser Instrumente mich zu diesen Handlungen gereizt habe; denn ich habe auch schon öfters Taschenmesser bei mir gehabt, und dann nie eine Lust zu solchen Handlungen verspürt." Da kein Grund dafür sprach, daß der Angeschuldigte unzurechnungsfähig sey, so wurde er von dem Appellationsgericht in Neuburg in eine Arbeitshausstrafe von 4 Jahren verurtheilt.

Frln. Rachel, welche auf der Villa Sardon zu Cannes in Folge einer Lungenkrankheit an Erschöpfung vom 3. auf den 4. starb, war am 24. Febr. 1820 geboren. Sie stammt aus einer armen israelitischen Familie in einem kleinen Dorfe, Mimf, Canton Aargau. Ihr Vater hieß Felix, ihre Mutter hieß Esther Haza. Sie debütirte im April 1837 auf dem Gymnase-Theater zu Paris als Maria in der „Vendônne", welche Paul Duport für sie geschrieben hatte. Im Théatre-français trat sie zum Erstenmale am 12. Juni 1838 als Camilla in den „Horaces" auf. — Die Summe der Einnahmen, welche diese berühmte Schauspielerin auf dem Théatre-français allein machte, beläuft sich auf 4,394,231 Fr. Fügt man ihre Gastdarstellungen im Auslande bei, so kann man ohne Uebertreibung das Dreifache annehmen und den Tribut, welche die allgemeine Bewunderung oder Neugierde der großen Künstlerin zollte, auf zwölf Millionen anschlagen. Etwa zwei dieser Millionen hinterläßt sie ihrer Familie.

Die Krankheiten nach Ständen hat Pater Abraham a Sta. Clara also benannt: Kaufleute haben insgemein die Gelbsucht, Advokaten sterben an Herzensverhärtung, Studenten verzehrt das Faulfieber, junge Leute überhaupt leiden an Kurzsichtigkeit und Harthörigkeit, Weinwirthe haben meist die Wassersucht, Schuldner leiden an mancherlei Lähmungszuständen, Geizhälse am Chiragra (Handgicht).

[Schriftauslegung.] Ein Mönch fragte während einer Predigt „Warum ist Christus nach seiner Auferstehung zuerst den Frauen erschienen?" und beantwortete es sogleich dahin: „Der Heiland wußte wohl, daß auf diese Art seine Auferstehung am schnellsten unter die Leute kommen würde.

Redakteur Gustav Meffert
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 11 Mittwoch, 13. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Unglück kommt schnell und geht langsam, sagt ein altes Sprüchwort. Bergenau's Krankheit war in einer Stunde ausgebrochen, es brauchte Wochen, ja Monate, um sie zu beseitigen. Er bedurfte der Wartung bisweilen wie ein Kind, und Nanni war eine unermüdliche und heitere Wärterin. Wenn sie nur gegen Abend ein Stündchen fortspringen konnte, ihre eigenen Wege zu besorgen, so saß sie gern während der übrigen Zeit am Bette des Kranken, schalt oder hätschelte ihn, gab ihm heimlich Wein, machte Umschläge auf seine glühende Stirne, und erzählte ihm allerlei Neues, bald aus der Stadt, bald aus dem Hause.

Die Kinder arbeiteten auf ihre eigene gewohnte Weise fort. Sie waren oft im Zimmer des Vaters, aber jedesmal, wenn er sie sah, verfinsterte sich sein Gesicht und schwere Seufzer entrangen sich seiner Brust.

Bergenau war jetzt nüchtern und das Geschick der beiden armen Wesen, die so still, so freundlich, so geduldig ihr freudenloses Daseyn trugen, lag bleischwer auf seiner Seele. — Nanni wußte dieß nur zu wohl, war sie doch schon seit langer Zeit die einzige Vertraute, welcher er seine Gedanken mittheilen konnte. — Seit Jahren schon gehörte sie gewissermaßen zum Kreise der Familie. Als Hermione Bergenau in Wien ihren Knaben gebar, nahm sie das kleine Waisenmädchen zu sich, damit es ihr bei der Wartung des Kindes behülflich sey. Von da ab hatte sie die verschiedenen Schicksale der Familie getheilt, und unter Hermione's Leitung manche gute Eigenschaft, z. B. die pünktlichste Reinlichkeit, angenommen.

Nanni hatte die Briefe des Prinzen ihrer Gebieterin zuzustecken versucht und Hermione's ernste Abweisung ganz genau dem stürmischen Liebhaber hinterbracht. — Hermione's Trennung von ihrer Familie war der leichtsinnigen Magd gerade recht, zumal da sie durch dieselbe einen bedeutenden Geldgewinn zu machen hoffte.

Herrin ihrer Zeit und stets im Besitz von ziemlich ansehnlichen Summen, fehlte es der ganz hübschen und blühenden Person nicht an Anbetern, zumal unter dem Militär.

In den Tanzlokalen, die sie seit der Abwesenheit ihrer Herrin fleißig besuchte, hatte sie eine Bekanntschaft gemacht, die von Einfluß auf ihren Charakter und ihr ganzes Wesen seyn mußte. Es war ein Husarenunteroffizier, ein schöner Mann, dem viele Mädchenaugen nachsahen, wenn er seinen klirrenden Säbel in den Straßen spazieren führte.

Der gewandteste Tänzer, der lustigste Kumpan bei der Flasche; den Karten und Würfeln, die ihm meistens günstig fielen, nicht abhold, war Heiking, den man in der Stadt bei seinem martialisch poetischen Vornamen den schönen Leo nannte, ein Mann, wohl geeignet das Herz, eines Weibes, wie Nanni, vollständig zu entflammen. Ein Weib das liebt, es sey so edel oder so roh als die Verhältnisse es nur machen können, ist stets dem Geliebten gehorsam, und Nanni war bald ein vollständig willenloses Werkzeug in den Händen Heiking's geworden.

Sehr bald kannte er die Verhältnisse der Familie Bergenau und wußte, daß durch Nanni's Hände Geldsummen gingen, über welche sie Niemanden Rechnung abzulegen verpflichtet war. Das war die Geliebte die der schöne Husar brauchte, Fortuna selbst in der bescheidenen Tracht eines Dienstmädchens! — Wenn Nanni Abends den Violinisten unter irgend einem Vorwand verließ, so wartete Heicking an einer Straßenecke oder in einem Thorbogen, und sie hing sich an seinen Arm und plauderte mit ihm lustwandelnd von allem, was sie in der Welt wußte.

„Und dieser Mensch war jung und steinreich und ein Prinz und heirathete die alte Frau des Musikanten, die schon zwei große Kinder hatte?" Dieß war die Frage, die der Husar immer wieder an das Mädchen richtete, meistens zu nicht

geringem Leidwesen Nanni's, die vielleicht lieber süßere Dinge besprochen hätte.

„Was willst du, Leo", entgegnete sie ihm dann wohl spitz, „die Frau Bergenau war so schön wie eine Prinzessin, und daß sie die jüngste nicht mehr war, das merkte kein Mensch und zudem, er liebte sie, was konnte er da Anderes thun, als sie heirathen?" Der Husar drehte die Spitzen seines rabenschwarzen Bärtchens, daß sie an den Nasenflügeln steilrecht emporragten und lachte.

„Er war ein Narr, dieser Prinz, ein Junge geradezu. Pah! er hätte billiger zu einer schönen Frau kommen können, als daß er sich gleich so mit Haut und Haar an sie verkaufte. Der Teufel hole den Ehestand, wer sich einmal unter den Pantoffel eines Weibes gegeben, der ist nur noch ein halber Mann."

„Aber jeder Liebhaber auf der Welt denkt doch seine Liebste zu heirathen und mit ihr zu wirthschaften, und —"

„Der ist ein Narr, der das denkt, mein Mädel, und die Dirne, die das verlangt, die hat ihren Schatz nicht lieb. Zumal bei armen Leuten. Nein, Nannel, eh' ich mich für Zeit meines Lebens an ein Weib hänge, eher hänge ich mich an einen hanfenen Strick. — Was? Armuth und Kindergeschrei und ein kleines Loch von Wohnung, und Bettfedern auf der Uniform und das Kommisbrod unter fünf bis sechs hungrige Mäuler vertheilt, und ein Weib, das nicht nur täglich runzlicher, sondern auch brummiger wird? Nimmermehr! Denke, Mädchen, was fehlt uns jetzt? Ich liebe dich mehr, als ich es aussprechen kann. An deine — ha, ha, ha, Prinzessin, darfst du nur schreiben: Geld, Durchlaucht, für Eduard oder Gertrud, oder den betrunkenen Musikanten, und es ist da, wie im Säckel des Fortunatus. Wir gehen spazieren, wir tanzen, Wein, Kuchen und Braten ist überall, wo man einen vollen Beutel aus der Tasche ziehen kann. Es lebe die Liebe, Mädel, und die Freiheit!

„Und die Treue", sagte Nanni mit einem Seufzer, der tief aus ihrem Weiberherzen kam.

„Ja die Treue, wenn sie freiwillig ist, ganz von Herzen muß sie kommen. Ich muß mir genug befehlen lassen, wie ich gehe und stehe und wenn ich wachen und wenn ich schlafen soll. Welches Mädchen ich küssen soll, das laß ich mir nicht befehlen, da schlag das Donnerwetter d'rein, wenn ich da auch noch ducken solle."

Nanni hatte darauf nichts zu antworten, denn der Husar drückte einen heißen Kuß auf die Lippen, die sich eben öffnen wollten, um dem Ehebande das Wort zu reden.

Aber es kam eine Zeit, in welcher Nanni zu ahnen begann, daß dasselbe nothwendig werden dürfe, nicht nur ihr, sondern noch einem zweiten Wesen.

Das leichtsinnige Weib hatte Stunden fieberhafter Angst von der Zukunft, die ihr wie ein Grab entgegengähnte.

Wenn Heiking sie verließ! Wenn Bergenau sie aus seinem Hause verjagt! Wenn die reichen Geldspenden Hermione's ihr verloren gingen! Was blieb ihr da übrig, als sich in den Strom zu stürzen, bevor noch ihr Kind das Licht der Welt erblickte.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Wo warst du so lange, mein gutes Kind? fragte die Dame in dem mildesten, gütigsten Tone, ich habe dich lange vermißt. Damit öffnete sie die zierlich gearbeitete Börse, um mit den Gold und Edelsteinen beringten Fingern ein Schärflein für Hermine herauszulangen. Diese aber, von der Güte und Freundlichkeit der Dame auf's Höchste überrascht, stürzte zu ihren Füßen, erfaßte die wohlthätige Hand, preßte sie an ihre Lippen, und benetzte sie mit ihren Thränen, indem sie das dargebotene Geschenk dankbar zurückwies. So lange ihre Mutter todt war, hatte kein Mund so sanft, so gütig zu dem armen Kinde geredet; aber eben darum war auch der Eindruck um so stärker, und nur mit Mühe konnte sie so viel Fassung über sich gewinnen, die Fragen der Dame zu beantworten, indem sie immer von Weinen und Schluchzen unterbrochen wurde. Als sie aber endlich den tiefsten Schmerz bekämpft, da erzählte sie mit der ihr eigenen Beredtsamkeit, mit den reinen Flötentönen ihrer lieblichen Stimme, was ihr seit fünf Wochen begegnet, und welcher harten, gefühllosen Behandlung sie ausgesetzt sey. Mit Aufmerksamkeit und herzlicher Theilnahme hörte die Generalin die Erzählung an, und zu verschiedenen Malen zerdrückte auch sie eine helle Thräne im Auge, die sie sich vor dem Kinde zu zeigen nicht schämte. Da die Generalin nach Allem, was sie aus der Erzählung Herminens gehört, schließen mußte, daß über des Kindes Geburt ein Geheimniß walten müsse, so zog sie Herminen seitwärts in eine Fenster-Vertiefung, und legte ihr noch verschiedene Fragen, die bloß ihre verstorbene Mutter betrafen, vor, und obgleich die Antworten des Kindes kein genügendes Resultat ergaben, ergriff sie dennoch mit inniger Theilnahme Herminens Hand und sagte: „Ich sehe es ein, mein liebes Kind, daß du in dem Hause, worin du dich jetzt befindest, weder bleiben kannst, noch darfst. Eine Menge vortreff-

licher Anlagen, die sich überall bei dir zeigen, würden in ewigem Schlummer vergraben bleiben, wenn sie nicht hervorgelockt und ausgebildet würden. Ich frage dich deßhalb, mein Kind: würdest du dich wohl entschließen können, deinen jetzigen Aufenthalt zu verlassen, und mir in mein Haus zu folgen?

Was Hermine in diesem Augenblicke empfand, läßt sich mit Worten wohl nicht gut sagen. Sie stand einige Sekunden ganz lautlos da; ein Gemisch von Lachen und Weinen zeigte sich in ihren Zügen; dann aber brach sie in ein heftiges Schluchzen aus, sank auf die Knie, faßte beide Hände der Generalin und preßte sie an ihre heißen, zitternden Lippen, indem sie rief: „O, das hat Gott und meiner Mutter Geist gethan! Sie haben meine Gebete, meine Seufzer gehört, und mir in Ihnen einen Engel zugesendet. Ja, ich gehe mit Ihnen; ich will Ihnen treu und gehorsam seyn bis zum Tode, ich will Sie wie mein liebes Mütterchen, das Gott mir genommen hat, lieben und ehren, und mich hochbeglückt fühlen, wenn Sie für meine Liebe und Treue mich auch ein Bißchen lieben wollen, denn ohne Liebe gehöre ich ja dem Leben nur noch halb an.“

Ja, mein Kind! antwortete die Generalin, ich will dir Mutter werden, du sollst die Verewigte nur wenig noch vermissen. Schon seit mehreren Jahren lebe ich als Wittwe ganz allein, denn meine Söhne sind in fremden Diensten und wohnen weit von mir entfernt. Du sollst mir die Unannehmlichkeiten des Alters durch jugendlich frohen Sinn verscheuchen, und mir die Jahre, die ich noch zu leben habe, verkürzen helfen; und wenn du als ein Kind deine Pflicht erfüllst, so werde ich, auch wenn Gott mich von dieser Welt abruft, dich vor fernerem Mangel schützen.

Hermine hatte der edlen Dame mit stiller Freude zugehört, und auch jetzt war sie zu nichts Weiterem fähig, als ihr dankbar die Hände zu drücken.

Der Abend war während des Gesprächs näher gekommen; da trat ein Bedienter in den Gesellschaftssaal und meldete seiner Gebieterin, daß der Wagen da sey. „Gut, antwortete die Generalin, wir werden sogleich fahren. Sobald wir aber zu Hause angekommen sind — sie bezeichnete hierauf dem Bedienten die Straße und das Haus des Leinwebers Flachs — so gehe dahin, und sage dem Manne, daß die kleine Hermine Werner nicht wieder zu ihm kommen, sondern in Zukunft bei mir bleiben würde.“

Hermine faltete die Hände und blickte mit freudiger Rührung zum Himmel; dann aber schlang sie die kleinen Aermchen um die zukünftige Wohlthäterin und drückte sie an ihr dankbares Herz.

Am nächsten Morgen, nach einer Nacht, wie sie die arme Hermine seit vielen Wochen nicht so ruhig, nicht so sorglos verschlafen hatte, wurde sie durch den Schneider und die Putzmacherin in ihrer Morgenandacht sehr angenehm gestört, und schon am Abend wurde sie auf das Freudigste mit einigen modernen und geschmackvollen Kleidern und übrigem Zubehör überrascht.

Nachdem Hermine aus- und wieder angekleidet war, und ihre aufrichtige, herzliche Dankbarkeit an den Tag gelegt hatte, verlangte die Generalin von ihrer Kammerjungfer die Kleider und Wäsche, welche die Kleine ausgezogen hatte. Mit Verwunderung bemerkte sie ein sehr feines Hemdchen, in welchem sie bei näherer Betrachtung die Buchstaben: E. v. W. gewahr wurde. Früher war es nur ihre Absicht gewesen, diese Kleider, wenn Hermine vielleicht einmal undankbar werden könnte, ihr vorzuzeigen; doch jetzt schien noch ein anderer Grund vorhanden, der es nothwendig machte, dieselben aufzubewahren. Sie ließ sie waschen und reinigen, und legte sie dann, mit einem kleinen schriftlichen Bemerken versehen, in eine Schachtel, welche sie noch besonders in einem Schranke verwahrte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Als der Welfenstamm im Jahre 1714 den englischen Thron bestieg, wurde ein Theil der Juwelen mit nach London genommen. Während einer Anwesenheit König Georgs II. in seinen Erblanden errichtete derselbe im April 1751 eine deutsche letztwillige Verfügung, in welcher bestimmt wurde, daß alle Juwelen, welche er mit seinem Gelde gekauft, und welche er von seinen Vorfahren ererbt habe, ein immerwährendes Fideikommiß in seiner Familie seyn und auf seine Nachfolger in den hannoverschen Erblanden übergehen sollten. König Georg III. hatte seiner Gemahlin, der Königin Sophie Charlotte, viele von ihm erworbene Juwelen geschenkt, dieser Juwelen und sonstiger Kostbarkeiten aber auf eine Weise, welche zu Zweifeln Veranlassung geben konnte, in zwei letztwilligen Verfügungen Erwähnung gethan, einer deutschen vom Mai 1765 und einer englischen vom Juli 1770. Die Königin Sophie Charlotte belegte in einer letztwilligen Verfügung vom November 1818 die ihr also geschenkten und die sonst in ihrem Besitze befindlichen Juwelen mit Fideikommiß zu Gunsten der von ihr abstammenden Nachfolger in den hannoverschen Erblanden. Als am 20. Juni 1837 durch den Tod König Wilhelms IV. die Kronen Hannover und England getrennt wurden, ward es nothwendig, auch die nach Hannover gehörenden Juwelen auszuscheiden. In den deßfallsigen Verhandlungen tauchten bei den beiderseitigen Bevollmächtigten einige abweichende Ansichten darüber auf, welche Juwelen König

Georg II. gemeint habe, so wie welchen Einfluß der Inhalt der letztwilligen Verfügungen König Georgs III. auf die von der Königin Charlotte nachgelassenen Juwelen habe; endlich bot wegen der in der Mitte liegenden langen Zeiträume die Feststellung der Identität einiger Juwelen Schwierigkeiten dar. Die Träger beider Kronen verständigten sich demzufolge, die Untersuchung und Entscheidung dieser Fragen drei englischen Rechtsgelehrten anheimzustellen, welche im Dezember 1843 ernannt wurden. Während der Vorarbeiten wechselte die Person dieser Kommissarien durch eingetretene Todesfälle, die Angelegenheit kam dann ganz in Stillstand und ist endlich Mitte Dezember 1857 durch eine neu ernannte Kommission der Ausspruch dahin erfolgt, daß die letztwillige Verfügung König Georgs II. sich nur auf die von den Vorfahren desselben und von ihm selbst aus Geldmitteln der hannoverschen Erblande erworbenen Juwelen beziehe, daß dagegen alle von der Königin Charlotte besessenen Juwelen zum Fideikommisse der Krone Hannover gehören. Nach der also durch das beiderseitige Entgegenkommen gewonnenen Grundlage ist die schließliche Auseinandersetzung und die Ueberweisung der nach Hannover gehörenden Kron-Juwelen sehr einfach und wohl nicht mehr zeitraubend. Die „Hann. Ztg.“ schließt diese Auseinandersetzung mit der Bemerkung, daß die Angabe, als seyen die fraglichen Juwelen von „ungeheurem Werthe“, der sich weit über 1 Mill. Pfd. St. belaufe, „ganz außerordentlich übertrieben“ sey.

Der „California Demokrat“ spricht sich über eine ganz neue Art von Sklaverei aus, der in Kalifornien deutsche Mädchen unterworfen sind. Dieselben werden förmlich von Leuten, welche sich diesem Geschäfte widmen, importirt, um dann sowohl im Innern wie in St. Franzisko als „Partner“ zum Tanz vermiethet zu werden. Meistens sind es junge kräftige Mädchen von 16 bis 28 Jahren, offenbar vom Lande weggestohlen. Sie erhalten freie Station, einen Jahreslohn von 2 bis 300 Thalern und werden in die Tanzwirthschaften ausgeliehen. Bleibt eine in San-Franzisko bis 12 Uhr, so erhält ihr Herr vier Dollars, wenn sie bis zum Morgen bleibt, sieben. Die Mädchen sind meistens in ziemlich ärmliche Kattunkleider gehüllt und müssen mit Jedem tanzen, der sie auffordert. Komplimente werden dabei nicht gemacht. Sie sind zum Geschäfte da und der Tänzer faßt sie, ohne zu fragen, beim Arme. Das „Korps de Ballet“ besteht aus verschiedenen Kompagnien, die abwechselnd in der Stadt und auf dem Lande dienen. Die, welche im Innern wohnen, haben meistens eine Orgel oder ein Tambourin. Zuweilen begleitet sie ein Junge oder ein Mann, wahrscheinlich als Aufseher, der auf einer Violine kratzt. In den Ackerbaudistrikten sind sie sehr bekannt und verdienen viel Geld, da sich überall sogleich ein Ball arrangirt, auf welchem dann die Bevölkerung nach Herzenslust tanzt. Einen Theil dieses Verdienstes sendet man den Angehörigen, die vom Blutgelde ihrer Kinder leben. In San Franzisko ist das Hauptdepot; von dort werden sie auf Bestellung durch regelmäßige Agenten nach den Städten im Innern versandt. Im Ganzen werden sie leidlich behandelt, auch sollen sie von ziemlich guter Aufführung seyn; aber was ihre geistige Ausbildung betrifft, so hält man sie auf der niedersten Stufe.

Aus Regensburg, 4. Januar, wird gemeldet: Der k. Sternwart-Assistent Herr C. Feldkirchner hat einen Witterungsanzeiger herausgegeben, nach welchem wir nicht sonderlich viel Kälte in diesem Winter zu erwarten hätten. Der Jahrgang 1858 wäre im Allgemeinen ein trockener; für Wachsthum sämmtlicher Ernte ebenfalls sehr gut, da anhaltende Landregen zur Ernte nicht zu erwarten. Es wäre sonach ein Sinken der Fruchtpreise sehr wahrscheinlich. Große gefährliche Ueberschwemmungen stehen nicht zu befürchten; es ist aber auch wenig Hoffnung vorhanden, daß der drückende Wassermangel in Bayern in diesem Jahre gehoben werde.

Aus Paris wird geschrieben: „Königin Viktoria, welche sich mit so viel Talent wie Erfolg mit der Photographie beschäftigt und in London noch neuerdings bei dem berühmten Nador Unterricht nahm, hat dem Vernehmen nach der Kaiserin Eugenie als Neujahrsgabe ein allerliebstes Album voll eigenhändig angefertigter Photographien verehrt. Es sind dieses die Porträts ihrer Kinder, die in Anzügen aus den berühmtesten Shakespeare'schen Stücken dargestellt sind, ferner das Porträt vom Prinzen Albert, sodann Ansichten von Windsor, ferner das Schloß Balmoral in Schottland und Osborne House auf der Insel Wight.

Die französische Armee hat Offiziere, welche erst 6 Jahre gedient und bereits fünf Feldzüge mitgemacht haben. Ein solcher, der Lieutenant Fernet, welcher sechs Wunden trägt, ist zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 12 Donnerstag, 14. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Feige Furcht ist die Mutter der meisten Verbrechen. Nanni ward aus Furcht zur Heuchlerin, zur gemeinen Dirne, — Wie weit Heiking bei den Machinationen betheiligt seyn mochte, die sie ausübte, um sich in Bergenau's Nähe zu erhalten — wer mag es wissen? Das Mädchen war für ihn der unerschöpfliche Brunnen voll Gold, den der vergnügungssüchtige Verschwender sich wünschte, doch war sie es nur, so lange es ihren gemeinschaftlichen Bemühungen gelang, sie an Bergenau's Familie zu fesseln.

Kurz vor der Erkrankung des Violinisten hatte Nanni es schon nicht mehr für nothwendig gehalten, ihren Zustand dem Hausherrn sehr zu verbergen. Während seines langen Krankenlagers, wo sie beständig um ihn war und ihn wirklich mit aller Ausdauer, deren sie fähig, pflegte und wartete, wußte sie ihn geschickt mit den Schulden, die sie für den Hausbedarf gemacht haben wollte, zu ängstigen. Sie nannte die Personen, welche ihr geborgt, ihre Freunde und nähern Bekannten, sie zeigte ihm Rechnungen von Bürgersleuten, die Kleinhandel trieben, sie selbst verstand sich sehr gut darauf, dergleichen auszufertigen — und vor nichts auf der Welt hatte Bergenau einen so großen Widerwillen, als vor dem Durchsehen von Rechnungen.

Stolz und nachläßig zugleich, kannte Bergenau nichts Entsetzlicheres als Geldmangel. Nanni, die Vermittlerin zwischen ihm und den Gespenstern, die sich Gläubiger nennen, erschien ihm eine unentbehrliche Schutzmauer. Er fühlte sich ihr für die Zuneigung und Pflege verpflichtet, er hatte Mitleid mit dem Weibe, für dessen Verführer er sich halten mußte. Er glaubte Vaterpflichten gegen ein noch ungebornes Kind zu haben, und ganz im finstersten Hintergrund seiner tief gekränkten Seele lag der Gedanke, Hermionen einen empfindlichen Schmerz bereiten zu können, indem er ihr eine Nachfolgerin in ihrer Magd gab.

Es war ein düsterer Winter, der die Erde mit seinem Schneegewand einhüllte, als Bergenau genas und er ward für seine Kinder noch düsterer, durch die Nachricht, daß Nanni die Frau ihres Vaters würde.

Bergenau hatte in der Frühstunde eines Sonntags Beide in sein Zimmer gerufen und ihnen mit stockender Stimme und bleichen Wangen gesagt, daß Nanni, die ihm in seiner Krankheit so viel Gutes gethan, ihm unentbehrlich geworden sey. „Heute“, setzte er hinzu und seine Lippen bebten sichtbar,“ gebe ich nun hin und bestelle unsere Aufbietung und in drei Wochen werden wir getraut, ganz in der Stille natürlich. Ihr aber müßt euch von nun an gewöhnen, der Frau eures Vaters mit aller Achtung zu begegnen, denn sie ist als solche eure Mutter.“ Gertrud wandte sich schweigend ab, ihr kindliches Herz zuckte in ungeheuern, geduldig ertragenen Schmerzen. Nicht so Eduard. Das Blut rann prickelnd einen Augenblick durch alle seine Adern und klopfte sichtbar auf seiner Stirn, seine Wangen glühten und die Lippen ließen die blendend weißen Zähne erblicken, während Bergenau sprach. Als dieser schwieg, trat der Sohn einen Schritt vor und heftete sein glänzendes Auge voll auf das Gesicht des Vaters.

„Du mußt wissen, was zu thun recht ist“, sagte er, seine Stimme zwingend, daß sie nicht bebe, „deinen Kindern hast du nicht Rechenschaft abzulegen, nur Gott; aber die Frau, die du heirathest kann nur dann unsere Mutter seyn, wenn sie wie eine Mutter an uns handelt. Nanni, die unsere wirkliche Mutter sehr oft liederlich, lügenhaft und faul schalt, kannst du zu deiner Frau nehmen, unsere Mutter ist sie darum nicht. Ich werde so wenig jemals unsere Dienstmagd Mutter, als den Prinzen Morolchin Vater nennen. Sie heißt, wenn sie deine Frau ist, Frau Bergenau. Das ist traurig für mich, der ich dem Namen gern Ehre machen möchte. Ich denke mich aber in der Welt so aufzuführen, daß“ — er schwieg, wandte sich ab und verließ das Zimmer. Bergenau sah ihm nach

und es rann ihm wie Eis durch die Glieder. Die Stimme seines Sohnes klang ihm wie die Posaune des Gerichts. Schwächling, Feigling, Trunkenbold, flüsterte das Gewissen in ihm laut und vernehmlich und das Vaterherz, das nie ganz aufgehört, für die Kinder zu schlagen, die ein heiß geliebtes Weib ihm in den lichten Tagen seines Künstlerlebens geboren, freute sich doch über des kühnen, edelherzigen Knaben ruhiges, fast männliches Wesen. Zum Erstenmal seit ihrer Trennung hatte Eduard heute in seines Vaters Gegenwart von der Mutter gesprochen und ein Etwas in Bergenau's Brust freute sich und triumphirte, daß der Sohn sie nicht vergessen hatte.

O, dieß Weib! dieß Weib! so wunderbar schön, so immer sich selbst gleich in allen Lebenslagen, was hätte sie ihm seyn, zu was ihn machen können, wenn in dieser blendend weißen Brust ein warmes Herz geschlagen, wenn sie es verstanden hätte, die reinern und nicht selten sich bis zur Erhabenheit steigernden Gefühle des Künstlers zu erwidern, zu beleben.

Er stellte sich ans Fenster und drückte die Stirn an die eisigen Scheiben. Die Erinnerung an Hermione's Schönheit, an seine frühere, so innige Liebe für sie, an die Vergötterung, die er der Geliebten seiner Jugend entgegen getragen, stand hell, hell wie ein Götterbild beleuchtet von den Flammen seines Tempels, den barbarische Rohheit angezündet, vor seiner Seele. — Hermione, in Düsseldorf geboren, war die Tochter eines Malers von hohem Ruf und einer armen Taubstummen, deren wahrhaft klassische Schönheit sie zu dem traurigen Erwerbszweig des Modellstehens befähigte. — Der Vater hatte das Kind legitimirt, als die Mutter, für die er reichlich gesorgt, gestorben.

Das schöne dreizehnjährige Mädchen war nun in die Junggesellenwirthschaft des Künstlers getreten und hatte dort frühzeitig angefangen zu sparen, zu arbeiten und sehr bald war es ihr gelungen, den Vater, der sie abgöttisch liebte, an ein geregeltes Leben zu gewöhnen. Sie nähte und besserte, kochte und plättete für den alternden Künstler der sich wohl dabei befand und was er erwarb und besaß, seiner jungen Haushälterin übergab; von Herzen froh, sich nicht mit Rechnungen und dem Gedanken an Schuhmacher, Schneider und Speisewirth den Kopf zerbrechen zu dürfen.

Die gemüthliche häusliche Sauberkeit des Alten Morgen war bald ein Vereinigungspunkt für Alles, was von Künstlern sich nur in Düsseldorf zusammenfand.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Hermine war nun von dieser Zeit an sehr glücklich; ihr mangelte nichts, ja ihre unbedeutendsten Wünsche wurden von der Generalin, man dürfte sagen, zuvorkommend erfüllt. Aber Hermine war auch dankbar im eigentlichen Sinne des Wortes. Nicht die kleinste Gelegenheit ließ sie unbenutzt, ihrer Wohlthäterin ihre Anhänglichkeit, ihre Liebe zu beweisen.

Die Generalin von Grach war aber auch eine vortreffliche Dame. Von Natur sanft und edel, hatten die vielen Unannehmlichkeiten, die sie in ihrem Ehestande erfahren, nur dazu gedient, sie für die Leiden und Noth Anderer weich und empfänglich zu machen. Schon sehr jung war sie mit einem Manne verbunden worden, der ihr Herz so wenig verstanden hatte, und dessen Augenmerk nur auf ihr großes Vermögen gerichtet gewesen war. Kaum im Besitze desselben, hatte er sich in seinem wahren Lichte gezeigt, und sich in einen Strudel von Zerstreuungen und unerlaubten Vergnügungen gestürzt, die ihm früher seine weniger günstige Lage versagt hatte. Weder die ausdauerndste Treue seiner liebenswürdigen Gattin, noch ihre himmlische Sanftmuth vermochten ihn von einer Lebensart loszureißen, die augenscheinlich zum Verderben führen mußte; und so verlebte die Bedauernswerthe höchst unglückliche Tage an der Seite ihres lieblosen Gemahls, und auch die beiden Kinder, welche dieser unglücklichen Ehe entsprossen, vergrößerten nur ihre Leiden, indem der General auch das schlechte Geschäft übernahm, den Samen des Bösen in ihrem jungen Herzen auszustreuen, und sie zu lehren, die Mutter gering zu achten.

Endlich, als alle Welt den Ruin des Hauses vor Augen sah, da schlug sich der redliche Oheim der betrogenen, verrathenen, gemißhandelten Gattin in's Mittel, um der Mutter und den Kindern das ererbte Vermögen zu retten, und es wurde dem Verschwender von höherer Hand ein Kurator gesetzt. Hiermit war nun zwar dem wüsten, schwelgerischen Leben ein Ende gemacht, aber nicht den Leiden der unglücklichen Gattin. Seiner hohen Ehrenstelle entsetzt, von dem Fürsten und seinen Kameraden verachtet, sah er sich nun genöthigt, zu Hause von seinem Gehalte in tiefer Abgeschiedenheit zu leben. Jetzt erst fühlte die arme Betrogene ihr Unglück in vollem Maße; jeder Tag gebahr ihre neue Unannehmlichkeiten, neue Beleidigungen und Demüthigungen aller Art; doch um der Welt ein seltenes Beispiel von standhafter Duldung zu geben, ertrug sie, was nur Wenige ihres Geschlechts und ihres Ranges würden ertragen haben.

Die Söhne waren endlich herangewachsen und mußten im Auslande Dienste nehmen. Ein Jahr darauf starb der General, und nun erst richtete die Wittwe ihr Haupt freudig empor. Sie schränkte ihr Hauswesen keineswegs ein, sondern lebte viel mehr, da ihr Vermögen ihr dieß noch immer gestattete, auf einem ziemlich glänzenden Fuß. Nur ein Wesen fehlte ihr, das ihr liebend angehöre, und dieses fand sie jetzt in Herminen der liebenswürdigen Waise.

Von dem Tage an, da Hermine in der Generalin Hause war, durfte sie die öffentliche Schule nicht mehr besuchen. Nicht etwa aus der Ursache, daß dieselbe gegen die Schule selbst etwas einzuwenden gehabt; nein, sie wollte das Kind nur beständig unter ihren Augen haben, um ihre Handlungen auf's Genaueste prüfen zu können. Dagegen aber wurden ihr in allen Fächern, die zur Bildung eines Frauenzimmers von höherem Range nöthig sind, Lehrer gehalten, und sie benutzte diese seltenen Vorzüge mehr denn tausend andere junge Mädchen, die von der Natur ebenfalls mit natürlichen Anlagen begabt sind. Sie machte zu aller Verwunderung die außerordentlichsten Fortschritte in der französischen und englischen Sprache, deren Anfangsgründe sie schon von ihrer Mutter erlernt; und dieß brachte die Generalin immer mehr und mehr auf die Vermuthung, daß Hermine durchaus nicht von gewöhnlicher Herkunft seyn könne; doch wie sie dem Geheimniß auf die Spur kommen wollte, dazu war bis jetzt noch keine Aussicht vorhanden.

Schon waren mehrere Jahre verflossen, in welchem sich Hermine die Liebe und das Vertrauen ihrer Wohlthäterin in einem hohen Grade erworben hatte, als sie eines Tages, um einen abhanden gekommenen Gegenstand zu suchen, mehrere Schubladen im Bureau der Generalin durchsuchen half. Hier fand Hermine zufällig das Miniatur-Gemälde des verstorbenen Generals, welches derselbe vor etwa zwanzig Jahren seiner Braut, der jetzigen Generalin, geschenkt hatte. Hermine betrachtete das Gemälde einige Augenblicke mit tiefer Wehmuth, und bald darauf trat sogar eine Thräne ins schöne blaue Auge, welche sie ihrer Pflegemutter, um der Edlen keinen Kummer zu verursachen, verbergen wollte. Doch das Auge einer wahrhaft liebenden Mutter sieht scharf, und es entging ihr nicht, daß in der Seele des lieblichen Kindes etwas Außerordentliches vorging. Was ist dir, Hermine? fragte sie theilnehmend, kennst du das Bild etwa? Dieses sah ich nie, antwortete Hermine; aber mein liebes Mütterchen, das Gott in seinen Himmel genommen hat, besaß ein ähnliches.

„Aber warum wurde dein Auge naß, als du dieß sahest?" fragte die Generalin weiter.

Weil mein Mütterchen einst viele Thränen um ein solches Bild vergoß.

„Kam es ihr etwa auch abhanden, wie uns heute unsere Zeichnung?"

Das Bild eigentlich nicht, aber die Einfassung.

„Und wo blieb diese?"

Mein Mütterchen nahm einst — ich war noch ein kleines Mädchen — das Bild aus der Einfassung heraus und wickelte es sorgfältig in ein mit Goldrand verziertes Blatt Papier; dann kleidete sie sich unter vielem Weinen an, nahm mich an die Hand und ging mit mir aus. In einem großen Hause — wenn ich nicht irre, war es auf der Königsstraße — sprach meine Mutter lange mit einem Manne, der die Einfassung mit den schönen, glänzenden Steinen lange und oft beschaute, und ihr endlich viele Goldstücke dafür auf den Tisch zählte. —

„Da müssen die Steinen wohl sehr gut gewesen seyn."

Sie hatten Aehnlichkeit mit denen, welche meine jetzige liebe Mutter in dem goldenen Armbande trägt.

„Kannst du dich aus deiner früheren Kindheit nichts mehr erinnern? Weißt du z. B. nicht, wo du mit deinem Mütterchen früher wohntest?"

So viel ich mich erinnern kann, wohnten wir in jenem Hause immer. Ich konnte noch nicht allein gehen, und war dessen ungeachtet, als einst mein Mütterchen beschäftigt war und mich einige Augenblicke unbeobachtet gelassen, die Bodentreppe hinangeklettert, auf deren oberster Stufe ich saß. Ein heftiger Angstschrei entfuhr ihr, sie holte mich schnell wieder herunter, und verbot es mir sehr streng, jemals wieder die Treppe hinanzusteigen.

„Du hättest auch leicht fallen können. Besaß dein Mütterchen noch mehr solcher Gemälde?"

Nur das Eine; ich habe es aber nie wieder gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die Entstehung von Goethe's „Erlkönig" theilt R. G. in der „Gartenlaube" Folgendes mit: Auf einer meiner größern Exkursionen traf ich jüngst, von dem reizenden Dornburg kommend, nicht fern dem Dorfe Kunitz einen Greis, der wie ich nach Jena wollte. Als wir zusammen auf der Straße dahin schritten, lenkte ich das Gespräch auf die großen Geister, welche vor länger als einem Jahrhundert an der Universität gelebt und gewirkt hatten. Zu meiner Verwunderung gedachte der Alte mit Begeisterung jener Zeit; eine ganz besondere Pietät bezeigte er aber gegen den edlen Schiller. In Erinnerungen an jene Tage versunken, gelang-

ten wir an den Gasthof „zur Tanne“, und als die Blicke meines Begleiters auf denselben fielen, deutete er auf das eine Eckzimmer und sagte: „Sehen Sie, dort in jener Stube hat Goethe seinen „Erlkönig“ gedichtet.“ Auf mein Befragen, ob ihm etwas Näheres darüber bekannt sey, antwortete mir der Greis, im Jahr 1781 habe sein Vater in der „Tanne“ gedient und ihm später oft das Fenster gezeigt, an dem Goethe geiessen. „Es war im April des ebengenannten Jahres“, berichtete mein Begleiter, „als ein wohlhabender Landwirth, dessen einziges Kind von einer bösartigen Krankheit ergriffen worden war, so daß keiner der herbeigerufenen Aerzte ihm helfen konnte, dasselbe, auf das Sorgfältigste eingehüllt, mit sich auf sein Pferd nahm und nach Jena ritt, um dort einen durch seine Kuren berühmten Professor der Medizin um Rath zu fragen. Wirklich kam er glücklich in der Universitätsstadt an; aber auch der dortige Arzt erklärte es für ein Ding der Unmöglichkeit, den Knaben zu retten. Trostlos bestieg alsbald der Vater mit dem Kinde wieder sein Reitpferd und eilte, an der „Tanne“ vorbeijagend, seinem heimathlichen Dorfe zu; indeß ehe er dasselbe erreichte, war der Liebling in seinen Armen verschieden. Einige Tage nach dieser Begebenheit kam Goethe nach Saal-Athen, wo ihm der traurige Rit des Bauern erzählt wurde. Die Mittheilung ergriff ihn so gewaltig, und der Stoff, der ihm durch Herders Uebersetzung des dänischen Volksliedes: „Erlkönigs Tochter“ vielleicht schon länger vorgeschwebt haben mochte, begeisterte ihn dermaßen, daß er sich sofort in die einsam gelegene „Tanne“ zurückzog und die herrliche Ballade dichtete. Ein Beweis mehr dafür, daß Goethe's Poesien nicht, wie man sagt, gemachte, sondern immer das Ergebniß seiner Erlebnisse und Stimmungen waren.“

Der „Frank. Anzeiger“ gibt folgenden Bericht über die Trauerfeierlichkeit zu Ehren des großen Feldherrn Grafen Radetzky, welche am 12. Jan. in dem Dom zu Frankfurt stattgefunden und welchem die dortigen hohen Gesandtschaften und Diplomaten, die Mitglieder der Bundesmilitärkommission, Deputationen aller dort liegenden Truppengattungen und besonders die k. k. österr. Truppen in Trauergalla mit blanken Waffen beiwohnten. In Mitte des Doms war ein hoher großartiger Katafalk errichtet, dessen vier Ecken vier neue Geschütze (2 Kanonen und 2 Haubitzen) bildeten, zwischen welchen ringsum enge Spaliere von Infanteriegewehren standen. Ueber diesen blitzten ringsum Hunderte von Bajonetten und Säbeln, darüber die Reihen von Jägerbüchsen und endlich von Pistolen. Diese prächtigen Waffen, sämmtlich in schönster Weise geordnet und von unzähligen Kerzen durchflammt trugen gleichsam den reichen Schrein-Sarkophag, auf welchem Kruzifix, Lorbeerkranz, Maria-Theresienkreuz mit Kette und Ehrendegen mit Schärpe prangten. Alles auf schwarzem Grunde und bis herab mit Flor durchzogen. Auf den an allen Seiten angebrachten Gedenktafeln standen die vielen Namen und Daten, welche sich auf die großen Heldenthaten des Nestors der Feldmarschälle beziehen. In einiger Entfernung auf dem ebenfalls schwarz belegten Fußboden erhoben sich vier große Säulenkandelaber, mit Flor und Wappen behängt und von Gewehrpyramiden umgeben. Die höchst feierliche priesterliche Todtenweihe wurde noch gehoben durch die Ausführung einer ergreifenden vierstimmigen Todtenmesse mit Instrumentalbegleitung von M. Henkel, Vater von Heinrich Henkel, welch' Letzterer mit seinem Kirchengesangverein und der Musik der österr. Jäger Vortreffliches leistete. Noch lange nach Beendigung der Feierlichkeit durchwogten andere Menschenmassen das Gotteshaus, um wenigstens die Pracht des Waffendenkmals zu bewundern.

In dem römischen Blatte „Il vero amico del Popolo“ ist folgender sonderbar klingende Heirathsantrag zu lesen, der von einer Amerikanerin ausgehend, nur beweist, daß in der neuen Welt auch die Damen den Humbug lieben. Der Antrag lautet: „Ich lege so eben das 20ste Jahr zurück. Bin in der Schule Marietta erzogen worden. Bin zu allen Beschäftigungen einer guten Hausfrau geeignet, d. i. von der Bereitung schmackhafter Speisen bis zum Stärken der Hemden. Ich führe trefflich die Nadel, ich unterziehe mich den schwierigsten und komplizirtesten Arbeiten, bis zum Annähen eines Knopfes an die — Beinkleider. Ich laufe Schlittschuhe, singe, spiele Klavier und tanze mit Grazie. Ich reite auch vortrefflich und wer daran nicht glaubt, dem schlage ich folgende Wette vor: Es möge ein schöner Jüngling zwei tüchtige Pferde herbeischaffen. Er besteigt das eine und ich das andere. Wird er mich nun innerhalb zwei Minuten erreichen, so habe ich verloren, und ich werde dann sein Weib, erreicht er mich aber nicht, so hat er verloren, und muß mein — Mann werden.“

[Die Liebhaber sind in den meisten Fällen komisch.] Er: „Julie! — Siehst Du — das Erstemal, daß ich so etwas von Dir hören müßte, würde mein Tod seyn.“ Sie: „„Und das Zweitemal?““

Redakteur Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 13 Freitag, 15. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

In Düsseldorf hatte Bergenau das bildschöne neunzehnjährige Mädchen kennen gelernt. Er selbst, ein blühender Mann von fünfundzwanzig Jahren und ein hochgefeierter Künstler. Wie stand sie jetzt ihm vor Augen, diese jugendliche Hebe in ihrem weißen Gewand, das doch nicht weißer als der belebte Marmor ihres Nackens, mit diesen Augen so wunderbar still; still wie der tiefste See im grünen Walde. Sie sprach wenig, desto beredter erschien dem Entflammten ihr Schweigen, ihr Lächeln. Sie bewegte sich langsam und ruhig und bewegte sich nie ohne etwas Nützliches damit zu bezwecken. Sie war immer beschäftigt und konnte stundenlang nähen, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen, desto entzückender fand er den seltenen Aufschlag ihres Auges. Alle Flammen, die sein eigenes Herz durchglühten, glaubte er aus diesen Augen sich entgegen schimmern zu sehen. Es war der Widerschein eines Feuers in den kühlsten Wellen, Hermione, eine ruhige, kalte, keines Aufschwungs fähige Natur, konnte eine musterhafte Hausfrau in der Alltäglichkeit des kleinen Lebens werden, eine Künstlerseele wie die Bergenau's zu verstehen, zu würdigen, auf der reinen Höhe der Menschheit zu erhalten, war ihr nicht gegeben.

Bergenau wollte ein liebendes Weib. Er fand eine sorgsame Haushälterin. Er bedurfte einer Gefährtin und erhielt eine Dienerin, eine Dienerin, die ihren bestimmten festen Lohn von ihm forderte. Reichliche und gute Nahrungsmittel, hübsche Kleidung, wohl eingerichtete Zimmer, immer einen Nothgroschen in der Tasche, das war es, was Hermione am Morgen, als sie Bergenau's Gattin wurde, von ihm beanspruchte. Allerdings nichts Unbilliges und doch wie unaussprechlich ärmlich gegen Das, was Bergenau dem geliebten Weibe bot, sein volles, warmes Menschenherz, das in ihren Händen wie seine Geige in den seinigen tönte. Daß sie es nicht zu behandeln verstand, war weniger ihre Schuld als ihre Natur. Er klagte sie nicht an, er wußte nicht ein Moment in ihrem gemeinsamen Leben, von dem er hätte sagen können: hier fehlte sie, hier verdiente sie meine Vorwürfe, verscherzte meine Achtung. Ist es die Schuld des Wassers, daß es die lustige Flamme tödtet und Qualm und Rauch, Ruß, Kohlen und Schmutz an der Stelle entstehen läßt, wo sie zum Himmel loderte, ein belebter Edelstein? Ach er selbst, sein ganzes Leben und Weben, war jetzt ein Schutthaufen, Ruß, Trümmer und Schlacken, sein ganzes Ich.

Er weinte! Bergenau weinte leicht. Männer seiner Art und Natur haben die Thränen so lose wie Kinder; aber diese Thränen waren nicht kindische, es waren Mannesthränen und der bitterste Schmerz erpreßte sie, der Schmerz über die eigene Entwürdigung.

Nanni trat herein und brachte Licht. Er sah das Weib an, dem er seinen Namen geben wollte, geben mußte, diese Stirn hatte die Verworfenheit mit ihrem unsaubern Finger gezeichnet, aus diesen Zügen lachte das Laster.

Sie stellte eine Flasche Wein auf den Tisch, nachdem sie ein Glas daraus gefüllt und es einen Augenblick gegen das Licht gehalten hatte. Es glänzte wie Gold und verbreitete einen erquickenden Duft. „Trag ihn hinweg", sagte Bergenau finster, „das ist kein Getränk für mich. Der Wein des Lebens ist mir schaal geworden, gib mir einen Humpen Branntwein, wenn er doch das Herz auch nicht erfreut, so erhitzt er doch das Blut."

Sie that lachend, was er wünschte, und ging nun hinaus, zu morgen einzukaufen, wie sie sagte.

Siebentes Kapitel.

Bergenau's Trauung war vorüber. Eduard und Gertrud schlossen sich noch inniger und fester aneinander seit diesem verhängnißvollen Moment.

„Ihr Vater verheirathet sich von Neuem, Eduard", sagte Mr. Smith, als der Knabe am

Tage der Trauung wie gewöhnlich zu seiner Arbeit kam. „Ja, Herr“, entgegnete dieser.

„Die Stiefmutter, wie gefällt sie Ihnen? ist sie eine gute Frau, rechtschaffen, ordentlich?“

„Sie hat lange bei meinen Eltern gedient und uns als Kinder gewartet.“

„Sind nicht die schlimmsten“, sagte Smith“, eine ehrliche Magd zu heirathen, ist manchmal viel besser, als eine vornehme Närrin. Eine Stiefmutter ist es aber doch und sie wird bald eigne Kinder haben; wollen Sie bei mir bleiben, junger Mensch? Ich habe kein Kind, seyn Sie mein Diener, bis Sie mein Sohn werden, Gewohnheit thut viel bei Menschen, wollen Sie?“

Eduard heftete die großen, dunkeln und denkenden Augen mit dankbarem Ausdruck auf den rauhen, aber redlichen Freund. „Ich darf nicht, Herr“, sagte er eine Thräne zerdrückend, die sich gewaltsam hervordrängte, „ich habe eine Schwester, Sie wissen es ja, und die hat Niemanden auf der Welt als mich, keinen Schutz, keinen Freund, keine Mutter und jetzt, jetzt“, die Wehmuth übermannte den Knaben und die Thränen machten sich Bahn, „jetzt hat sie auch keinen Vater — der Bruder muß der armen Gertrud bleiben.“

Smith sah ihn eine Weile theilnehmend an. „Recht, recht!“ sagte er dann, dem Knaben die Hand hinreichend, „das sind gute und ehrenwerthe Gesinnungen, da wäre Tom Smith der Letzte, der was dawider reden möchte; aber Bergenau, mein junger Freund, wenn Sie einmal einen Freund brauchen, gehen Sie an dem wunderlichen Engländer nicht vorbei, ich bin — so kommen Sie her, kommen Sie her“, er schlang seine Arme um den heftig weinenden Knaben und ließ ihn an seiner breiten Brust sich ausschluchzen.

„O, wir sind Waisen, arme, arme Waisen!“ sagte der Knabe mit heißem Schmerz.

„Da haben Sie unsern Herr Gott im Himmel zum Vater“, entgegnete der Engländer. Es war ein Wort zur rechten Zeit gesprochen, denn es warf einen Lichtstrahl in die verfinsterte Seele des Knaben.

„Sie müssen den Muth nur nicht sinken lassen, mein lieber Junge“, sagte Smith mit ganz väterlichem Tone, nachdem der heftigste Schmerz des Knaben sich ausgetobt hatte. „Was? jung, geschickt, gesund und das Herz auf der rechten Stelle, da steht Ihnen ja die ganze Welt offen. Sie zeichnen gut, ganz gut, Sie haben hübsche Kenntnisse, haben hier bei mir etwas gelernt in Mathematik und Physik. Sie müssen Feldmesser werden, sobald als möglich treten Sie als Lehrling bei einem solchen ein.“

„Aber die Geldmittel“, sagte Eduard düster, wer nimmt einen so armen Jungen und wie kann ich meine Schwester verlassen — zudem ich bin ja nicht einmal konfirmirt und Niemand denkt daran, daß es nothwendig ist.“

„Sagen Sie mir einmal aufrichtig, was für eine Art Kautz ist denn eigentlich Ihr Vater? Nein, machen Sie nicht ein so finsteres Gesicht, ich muß das wissen, denn ich möchte einmal mit ihm reden und ihm den Kopf zurecht setzen, da muß ich doch wissen, wie ich ihn packen kann.“

„Thun Sie das nicht, Herr“, rief der Knabe eifrig, „Sie würden bei Ihrem besten Willen wenig Gutes damit stiften. Er läßt nicht mit sich reden. Unsere Mutter war noch die Einzige, die manchmal ein Wort sagen konnte, es kam nur dabei darauf an, ob sie es gerade traf. Bisweilen konnte sie mit ihm machen, was sie nur wollte. Sagte sie z. B. (Bergenau, denk' wie du, als du um mich warbst, so anders warst,) oder etwas Aehnliches, dann weinte er, wurde ruhig und war manchmal tagelang ganz nüchtern, obgleich es ihm schwer wurde.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Roman aus der Feder eines Schwarzen.

Herr Webb, ein freier Farbiger, geboren und erzogen in Philadelphia, hat ein Buch geschrieben, in gewissem Betracht ein anziehendes Buch, und in Ansehung des Verfassers und des Gegenstandes ein merkwürdiges Buch, zu welchem die Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte“ eine Vorrede geliefert. Das Buch des Herrn Webb ist ein Roman, vielleicht der Erste aus der Feder eines Schwarzen.

Die Fabel dieser Novelle ist folgende: Mr. Garie, ein südlicher Pflanzer, lebt mit einer schönen Sklavin, die er, zehn Jahre vor dem Beginn unserer Geschichte, für 2000 Dollars gekauft hat. Er würde sie gern heirathen; das ist aber in dem Staate Georgia nicht gestattet, und seine Kinder sind in Folge dessen unehelich und Sklaven. Mrs. Garie fühlt diesen Zustand der Dinge so schmerzlich, daß sie eines Abends seine Aufmerksamkeit auf das Schicksal lenkt, das im Fall seines Todes ihr und ihren Kindern droht, schlägt ihm vor, nach einem freien Lande, nach dem schönen Italien oder nach Frankreich, überzusiedeln. Denn, Gott weiß, sagt sie, das hier ist kein freies Land. Geben wir, als ein charakteristische Probe des Buches, die Unterredung ausführlich:

O Du kleine Verrätherin! Wie Du hart bist und Dein Geburtsland in so verletzenden Ausdrücken schmähest; es thut ordentlich weh, Dich anzuhören, sagte Mr. Garie in scherzhaftem Ton.

Ach, Lieber, scherze nicht; es ist kein Gegenstand zum Scherzen. Es liegt mir schwerer auf dem Herzen, als Du denken magst. Möchtest Du nicht gern in den freien Staaten leben? Was hält Dich denn hier? Und bedenke, wie viel besser es für unsere Kinder seyn würde. Und Garie, fuhr sie ihm näher rückend leiser fort, ich glaube, ich bin ..., und sie flüstert ihm wenige Worte in's Ohr, schüttelte dann den Kopf, daß ihre langen Locken ihr über das Gesicht fallen. Garie streicht ihr die Locken beiseite, küßt sie zärtlich und fragt sie: Wie lange fühlst Du es schon, Geliebte? — Nicht lange, nicht sehr lange: und ich habe eine solche Sehnsucht, daß es als ein freies Kind geboren würde. Ich möchte, daß die erste Luft, die es athmet, die Luft der Freiheit wäre. Es bringt mich um, hier noch ein Kind zu gebären! Sein unschuldiges Lächeln würde nur ein Vorwurf für mich seyn. Oh, fuhr sie im Tone tiefen Gefühls fort, es ist fürchterlich, den Erben von Ketten in's Leben zu setzen, und schaudernd legte sie das Haupt an des Mannes Busen.

Das entscheidet und nach einiger Ueberlegung ist Garie zur Auswanderung nach dem Norden entschlossen und wählt endlich Philadelphia zur Niederlassung. Durch die Vermittelung eines wohlhabenden Farbigen und einer farbigen Familie, der Ellises, bezieht er hier ein passendes Haus. Kaum aber sind sie in dem freien Lande ansässig, als sie hier Kränkungen erfahren, die ihnen tiefer ins Herz dringen, als die in dem Sklavenstaate erlittenen. Die weiße Bevölkerung sieht auf den „Tropfen schwarzes Blut“ mit einem so tiefen Abscheu, daß sie mit keinem Wesen, das nur die leiseste Schattirung jener Farbe aufweist, in demselben Waggon auf der Eisenbahn reisen; an einen geselligen Verkehr zwischen den beiden Racen ist eben so wenig zu denken, wie an den mit Schlangen und Auerochsen. Die Garie's sollen nur zu bald ihre neue Lage fühlen. Kurz nach ihrer Ankunft erhalten sie einen Besuch von ihrer nächsten Nachbarin, Mrs. Stevens, der Frau eines Anwalts. Es ist dunkel, die Lampe ist noch nicht angezündet. Es entwickelt sich folgendes Gespräch:

Wie gefällt es Ihnen in Ihrem Hause, fragt Mrs. Stevens; es ist ganz nach dem Plan wie das unserige gebaut, und wir finden unseres sehr wohnlich. Sie gehörten früher Beide den Walters; mein Mann hat es ihm abgekauft. Werden Sie auch kaufen? — Wahrscheinlich, wenn es uns in Philadelphia gefällt, antwortete Garie. — Das freut mich, freut mich wirklich. Es erleichtert mein Herz um eine Sorge; seit Stevens unser Haus gekauft hat, quälte mich der Gedanke, Walters könnte in dieses eine Niggerfamilie aufnehmen, und gibt es etwas in der Welt, was ich von Grund der Seele verabscheue, so ist es das Negervolk. — Mr. Garie suchte sie durch eine vom Zaune gebrochene Bemerkung auf ein anderes Thema zu bringen; umsonst. Ich meine, fuhr sie ungestört fort, alle Neger, die nicht Sklaven sind, müßten nach Afrika zurückgeschickt werden, wohin sie gehören; sie sind ohne Ausnahme das dümmste, trägste, erbärmlichste Gezücht, das mir je vorgekommen. — Ich denke, sagte Mr. Garie, ich kann Ihnen und das ohne große Mühe, mindestens eine Ausnahme zeigen. Sarah, rief er, bringe Licht. — Aha, ich weiß schon Sie meinen Walters; es ist wahr, er ist eine Ausnahme; ihn aber abgerechnet, habe ich noch in meinem Leben keinen Farbigen gesehen, der auch nur auf die geringste Bildung oder Respektabilität Anspruch machen könnte. — Erlauben Sie mir, Ihnen eine Zweite zu zeigen, sagte Garie, nahm dem Mädchen die Lampe aus der Hand und setzte sie auf den Tisch, in die Nähe seiner Frau. Wie nun das Licht auf ihr Gesicht fiel, sah die Frau Nachbarin, daß es eben zu der Klasse gehöre, die sie in so maßlosem Ausdrücken verlästert hatte, und so versteinert blieb sie vor Verwirrung über den gemachten faux pas, daß sie unfähig war, die leiseste Entschuldigung vorzubringen. Mrs. Garie, die auf dem Sopha saß, richtete sich etwas auf, warf der Frau Stevens einen brennenden Blick zu und sprach in hastigem, bewegtem Ton: Ich errathe, Madame, daß Sie die Leute durchaus nicht kennen, auf die Sie so eben solch' unverdiente Schmähungen gehäuft, und ich werde daher nicht so übel von Ihnen denken, wie ich müßte, wenn ich glauben könnte, daß Ihre Sprache von reiner Gehäßigkeit diktirt sey. Mag aber Ihre Quelle seyn, welche sie wolle, so stellt sich doch klar heraus, daß unsere fernere Bekanntschaft keinem von uns Vergnügen machen würde. Erlauben Sie mir also — hier erhob sie sich mit großer Würde — Ihnen einen guten Abend zu wünschen. Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer.

(Schluß folgt.)

Erzbischof Bonifaz von Urban.

Der verstorbene Erzbischof Bonifaz von Urban war der Sohn armer Landleute, geboren zu Herrenhausen bei Beuerberg in Oberbayern. Bis zur Säkularisation war er Mitglied des Augustinerchorherrnstiftes zu Beuerberg, von dessen Pfarreien er eine pastorirte. Von hier aus, wo er auch Philosophie dozirte, wurde er Professor in Landshut, dann in München, wo er bei Errichtung des Metropolitankapitels zum Domkapitular und Domherrn ernannt wurde. Hier wurde ihm die religiöse Erziehung der königlichen Prinzessinnen übertragen. Nach Beendigung dieses ehrenvollen Auftrags be-

kleidete er die Stellen eines Domdechants, Weihbischofs, Dompropstes und Generalvikars in Regensburg, bis er im Jahre 1842 an die Spitze der hiesigen Erzdiözese berufen wurde, der er 15 Jahre und acht Monate vorstand. Seine Frömmigkeit und Herzensgüte sind nicht zu beschreiben. Während in seinem Haushalte die äußerste Einfachheit waltete, schenkte er zu Zwecken des Kultus und der Armenpflege nicht nur den größten Theil seines Gehalts, sondern auch einen beträchtlichen Theil seines Privatvermögens. Mit welcher innigen Verehrung die seiner Erziehung anvertraut gewesenen Prinzessinnen auch in spätern Jahren ihm zugethan waren, mag daraus erhellen, daß zu seinem 85sten Geburts- und Namenstag am 6. dieses Monats (sein Taufname war Kaspar, sein Klostername Bonifaz) Beglückwünschungsschreiben von der Erzherzogin Sophie von Oesterreich und den beiden Königinnen von Sachsen an ihn einliefen. Eigenhändige Schreiben desselben Inhalts kamen von Sr. Maj. dem König und Sr. königl. Hoh. dem Prinzen Karl. Die Verehrung des Verblichenen bei Hoch und Nieder war im vollsten Sinne des Wortes eine allgemeine. Schreiber dieses erinnert sich eines Kondolirungshandbillets, welches der König von Preußen an seinen damals dahier weilenden Leibarzt Geheimenrath Dr. Schönlein bei Gelegenheit der Trauerbotschaft von dem in Afrika erfolgten Ableben seines hoffnungsvollen Sohnes richtete, und worin auf den „edlen, lieben Erzbischof von Bamberg, als den Einzigen, der Trost zu spenden vermöchte," verwiesen war. Die Krankheitsgeschichte des Verewigten ist sehr kurz. Trotz einem in Folge von Verkältung eingetretenen Unwohlseyn las derselbe noch am Sonntage den 3. dieses Monats in der Domkirche die Messe. Am 5. dieses Monats übte er die bereits mitgetheilten Akte der Mildthätigkeit, am Nachmittag begab er sich zu Bette. Am 6. dieses Monats wurde sein Zustand bei um sich greifender Herzwassersucht für rettungslos erklärt. Am 7. dieses Monats empfing er in herzerhebender Weise die Sterbesakramente, traf noch einige mündliche letztwillige Verfügungen, betete mit lauter Stimme ein oberpriesterliches lateinisches Gebet, versank hierauf in Delirien, die seine Heimkehr in seinen Geburtsort Herrenhausen zum Gegenstand hatten, und starb ruhig um 1 Uhr, umgeben von der Domherrngeistlichkeit, den Hausgenossen und seinem geliebten Neffen, dem königl. Regierungsdirektor von Oberfranken, Herrn von Leopolder, der durch den Telegraphen an das Sterbebett seines hohen Anverwandten gerufen worden war.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus London, vom 4. Jan: Die amtliche Navy-List enthält folgende Angabe über die Stärke der gegenwärtig im aktiven Dienste befindlichen englischen Kriegsflotte. Die Zahl der Schiffe auf der einheimischen Station beträgt 71 mit 2148 Geschützen; ostindische und chinesische Station 65 Schiffe mit 845 Geschützen; Mittelmeer 23 Schiffe 585 Geschütze; afrikan. Küste 22 Schiffe, 129 Geschütze; Nordamerika und Westindien 16 Schiffe, 350 Geschütze; stilles Meer 12 Schiffe, 346 Geschütze; zu besonderen Diensten verwandte Schiffe 12 mit 50 Geschützen; Brasilien 7 Schiffe, 125 Geschütze; Vorgebirg der guten Hoffnung 5 Schiffe, 137 Geschütze; Australien 3 Schiffe, 49 Geschütze. Dem Vernehmen nach wird Arthur Fanshame, Vizeadmiral der blauen Flagge, der Nachfolger des Admirals Lord Lyons als Befehlshaber der Mittelmeerflotte werden, und der „Royal Sovereign" (131 Kanonen) wird den „Royal Albert" (121 Kanonen) als Flaggenschiff ersetzen.

Man schreibt aus Bremerhafen, 8. Jan: Vor dem hiesigen Gericht ist seit einiger Zeit eine Rechtssache von jedenfalls allgemeinem Interesse anhängig. Sie betrifft den letzten Anker der deutschen Flotte. Bei Veräußerung derselben fand seiner Zeit der Bundeskommissär, Staatsrath D. Hannibal Fischer, zu demselben keinen Käufer. Er sah sich daher genöthigt, denselben in einen Speicher hier niederlegen zu lassen. Als nun vor einiger Zeit die Rückgabe des Ankers von einer Bremer Behörde in Auftrag des deutschen Bundes von dem Eigenthümer des Speichers gefordert wurde, verweigerte derselbe die Herausgabe des Ankers, bevor ihm nicht ein sehr bedeutendes Lagergeld für diesen entrichtet werde. Die Bremer Behörde ging auf diese Forderung nicht ein, erhob vielmehr förmliche Klage auf Herausgabe des Ankers gegen den Besitzer, worauf dieser den letztern gerichtlich deponirt hat, um sich die Anstellung der Wiederklage wegen seines Lagergeldes zu sichern.

— A: „Warte doch, bis Dein Sohn noch etwas verständiger geworden ist und verheirathe ihn dann." B.: „„Lieber Freund, — wenn mein Junge verständig ist, wird er sich nicht verheirathen!""

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Malland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 14 Samstag, 16. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Ah ha!" sagte Smith, der jetzt das Geheimniß plötzlich gefaßt hatte, das dem Knaben über die Lippen gegangen, „nun, so lassen wir den Vater, die Stiefmutter aber, was für eine Person ist denn die?"

Eduard faltete die Hände und streckte sie bittend dem Freunde entgegen, „nennen Sie sie nicht so", sagte er und überwand einen Schauder, der ihm über den Leib rieselte — „um Gotteswillen, nennen Sie sie nicht so. Hätten Sie unsere Mutter gekannt. Sie würden einsehen, wie schrecklich es für uns Kinder seyn muß, eine so schlechte Magd, wie diese Nanni an ihrem Platze zu sehen."

„Aber wo wohnt denn Ihre Mutter? Thut sie denn gar nichts für Sie? Sie soll reich und vornehm verheirathet seyn, der Gemahl derselben würde sich sicherlich Ihrer annehmen, wenn Sie ihm schrieben."

Eduard trocknete die Thränen, die von Neuem hervorbrachen. „Als die Mutter von uns ging, da zürnten wir mit ihr und gaben dem Vater das Versprechen, nie eine Hülfe von ihr anzunehmen — ach, sie hat uns nicht in den Fall gesetzt, eine solche zurückzuweisen, kein Brief, nicht ein einziger ist an ihre Kinder gekommen. Vergessen hat sie uns nicht, sie war nicht von vielen Worten, aber ich weiß doch, daß sie uns sehr lieb hatte und viele Nächte für uns arbeitete, und daß ihr keine Mühe zu schwer war, wenn es darauf ankam, uns sauber zu halten. O, Herr, jetzt, da sie fern ist, sehen wir erst ein, wie gut sie eigentlich war und manchmal kommen Stunden, wo ich gleich in den Tod gehen möchte, dürfte ich nur ihre schöne, weiße Hand küssen, die immer so fleißig war."

„So versuchen Sie doch an sie zu schreiben, sie muß doch zu erfragen seyn, es wird doch Jemanden geben, der ihren Aufenthalt weiß."

Eduard schüttelte betrübt den Kopf. „Und wenn ich ihn auch wüßte, Herr, ich dürfte doch nicht schreiben, Sie haben es wohl überhört, daß ich, als sie ging, dem Vater mit Handschlag versprach, es nicht zu thun."

„So? Das thaten Sie? Das war nicht recht, denn es war ja doch Ihre Mutter, schlimm, sehr schlimm, aber ein Wort ein Mann!"

Sie hatten durch dieses Gespräch den größten Theil der zur Arbeit bestimmten Zeit verplaudert und Eduard beeilte sich, da ihm dieß plötzlich aufs Herz fiel, den Schaden einzubringen.

Arbeit verscheucht fast stets den Kummer und Smith ließ den Knaben arbeiten, der allmählich vergaß, was ihn betrübte, und als es dunkel ward, erst wieder schwer aufseufzte, denn als er den Zeichnenstift aus der Hand legte, trat ihm sein Kummer wieder vor die Seele.

Smith zahlte nie einen Pfennig mehr, als er abgemacht hatte, auch heute that er es nicht und Eduard fand dieß ganz natürlich und in der Ordnung.

Als er den Engländer verlassen, ging dieser noch lange im Dunkeln auf und ab.

„So ein Kind, so einen Sohn haben und mit einem Laffen durchgehen und nicht einmal schreiben, diese Mutter muß ein Musterweib seyn", sagte er wüthend vor sich hin. „Er ist zwar ein Lump von Kerl, der um eines Weibes willen verzweifelt; aber daß er säuft, daß er jetzt seine Magd heirathet, das ist Alles ihre Schuld, ihre, ihre! Durch das Weib kam alles Elend in die Welt. Könnte ich mir aber den Jungen kaufen, daß er mein Sohn würde. Ah, das wäre etwas. — Na, Tom Smith man kann nicht Beides besitzen, Freiheit vom Ehejoche und wohlgerathene Kinder."

Eduard ging nach Hause und trat in die Flur, wo, seit die jüdische Familie das Haus bewohnte, Abends stets ein Lämpchen brannte. Jemand schlüpfte, als er die Thür öffnete, durchs Hinterpförtchen in den Hof. Es klang als ob Metall an Holz schlüge. Ein Husar kann doch hier nicht herumlaufen, dachte der Knabe, hätte ich doch geschworen, einen Schleppsäbel zu hören.

Auf der Diele schimmerte etwas Weißes, er

hob es auf, es war das Stück eines Briefes und deutlich sah er darauf geschrieben:

„Ich sorge für meinen Eduard und meine Gertrud, ich möchte mein Herz geben, um ihnen —“ Auf der andern Seite stand: „Ich weine manche Nacht, ein seidenes Kopfkissen ist nicht immer —“

Er ging eilig damit hinauf. Gertrud war nicht in der Wohnstube, nicht in der Kammer, wahrscheinlich hatte sie sich fortgeschlichen zu Frau Deborah und Rahel. Nanni mochte es nicht gern, wenn sie die jüdische Familie besuchte. „Es sind schmutzige Mauschels“, sagte sie, „und mit solchem Volke muß man sich nicht einlassen.“ Da aber der Vater ihr den Umgang nicht verboten, so ging sie doch so oft als möglich zu ihren gütigen Freundinnen und auch heute hatte sie bei ihnen Trost gesucht.

Eduard konnte seinen Fund der Schwester nicht zeigen. Eine Ahnung sagte ihm jedoch, es sey ein Brief seiner Mutter, ihre Handschrift kannte er nicht, denn Hermione hatte sich niemals viel auf schriftliche Expektorationen eingelassen.

Der Vater lag wie gewöhnlich auf dem Sopha und schlief fest. Nanni war abwesend.

Er trat an das Fenster, das in den kleinen Hof hinaussah und lehnte den Kopf an die Scheiben. Es war stichdunkel draußen, aber plötzlich fiel ein Lichtstrahl aus dem Nachbarhause in den Hof, es war nur wie ein Blitz, aber es hatte ausgereicht, dem Knaben zu zeigen, daß die Frau seines Vaters neben einem Manne, den er nicht kannte und wahrscheinlich von seinem Arm umfaßt, an der Mauer des Stalles stand.

Wer war das? Was hatte dieser Fremde hier zu thun? Eduard wollte hinunterlaufen, um nachzusehen, welche Bekanntschaften Nanni ins Haus geschleppt, aber Gertrud trat ein, und es war ihm wichtiger, dieser das Brieffragement zu zeigen.

„Es ist von der Mutter, gewiß, ganz gewiß, Eduard und sie hat uns nicht vergessen“, sagte sie, „ich muß noch einen Waschzettel haben, den sie geschrieben, ich — ich habe ihn als Andenken in mein Gebetbuch gelegt, das mir Frau Deborah geschenkt.“

Sie nahm das Buch hervor, aber ihr Suchen war fruchtlos.

„Ach Gott!“ sagte sie seufzend, „so hat es mir Nanni genommen, die war immer ärgerlich, daß ich es verwahrt und schrie, was ich mit dem unnützen Papier mache, ich sollte den Vater nicht ärgern, dem jede Erinnerung an die Frau, die ihn so schändlich verlassen, unangenehm wäre.“

„Gleichviel, Gertrud“, sagte der Knabe und schlang den Arm um der Schwester Nacken, „sie hat doch unser gedacht, sie ist noch unsere Mutter, wenn auch fern von uns, lebt sie ja doch.“

„Sie ist für uns, wie Gott unsichtbar, aber wir dürfen sie lieb haben, denn sie möchte ihr Herz für uns hingeben“, flüsterte das Mädchen. „Eduard, seit ich bete, habe ich alle Tage für die Mutter gebetet, ich wagte nur nicht, es dir zu sagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Die Generalin brach das Gespräch hier ab, schickte aber sogleich zu Herminens Vormunde, und ließ denselben, ohne daß Hermine etwas davon erfuhr, zu sich rufen. Aus dem Gespräch mit demselben ging deutlich hervor, daß die hinterlassenen Effekten nur einer Dame von höherm Range gehört haben konnten. Der schlichte Bürgersmann aber, der weder Sinn noch gehörige Kenntniß davon gehabt, hatte sie sämmtlich für die Summe von 172 Gulden an einen Trödeljuden verkauft, welche Summe er, wie er sagte, bis zur Großjährigkeit des Kindes verwalten müsse.

Waren denn unter den Sachen keine Schriften, keine Papiere, keine Briefe? fragte die Generalin.

Ei ja, eine ganze Tragkiepe voll, antwortete der ehrliche Leinwebermeister; der Jude wollte sie aber, obgleich er sie mitgekauft hatte, nicht mitnehmen. Da hat sie denn meine Frau, weil das Quartier geräumt werden mußte, zum Käsekrämer geschickt und achtzehn Kreuzer dafür erhalten, die ich aber mit in Rechnung bringen werde.

Hättet Ihr sie doch behalten, lieber Meister, ich würde Euch achtzehn Gulden dafür gegeben haben, die Ihr nicht in Rechnung hättet bringen, sondern für Euch behalten dürfen.

Nehmen Sie mir es nicht übel, gnädige Frau! in Rechnung hätte ich es doch gebracht. Denn wenn man ein ehrlicher Mann bleiben will, so muß man sich auch nichts zu Schulden kommen lassen. Als Vormund habe ich mit aufgehobenen Fingern schwören müssen, für des Kindes Bestes zu sorgen, und wenn ich ihm nun gar selbst etwas hätte veruntreuen wollen — nein, so müssen Sie nicht von mir denken, gnädige Frau.

So war das nicht gemeint, lieber Mann, antwortete die Generalin lächelnd. Aber sagt mir doch, ist denn gar nichts von dem Nachlasse der Madame Werner mehr vorhanden?

Bei dieser Frage bemächtigte sich des ehrlichen Mannes eine peinliche Angst; er sah verlegen um-

her und wußte nicht, was er darauf antworten sollte; endlich sagte er mit abgebrochenen Worten: Wenn Sie mich nicht unglücklich machen wollen, ja, es ist noch etwas vorhanden. Als ich hingegangen war, um die vorhandenen Sachen aufzuschreiben, lief mir mein kleiner Christoph nach. Ich habe aus dem Buben kein Arges, und lasse ihn da in der Stube herumspielen. Nach etwa acht Tagen, als meine alte Mutter schon mehrere Tage ihre Brille vermißt, werden des Knaben Rocktaschen durchsucht, und siehe — da findet sich unter Steinen, Taubenfüßen und dergleichen die Brille und auch ein Petschaft mit einem gedrechselten Stiel, aus dem Nachlasse der Madame Werner.

Schön! sagte die Generalin. Bringt mir das Petschaft, ich gebe Euch einen Gulden dafür, den Ihr dann pflichtmäßig mit in Rechnung bringen könnt.

Ein recht freundlicher Blick des ehrlichen Mannes bewies, daß ihm durch dieß Versprechen ein großer Stein vom Herzen gefallen war. Er rannte sogleich fort, und kehrte nach einer halben Stunde mit der Reliquie wieder zurück.

Auf den ersten Blick erkannte die Generalin dieselben Buchstaben E. v. W., welche sie schon früher in der Wäsche Herminens gefunden hatte. Aber das große Siegel, in eine Platte von ächt englischem Stahl gravirt, enthielt eine Krone, unter welcher ein schlafender Löwe lag.

Ein solches Wappen, dachte die Generalin, darf, so viel mir bekannt, nur ein Graf führen. Wie, wenn Madame Werner eine geborne Gräfin, und Hermine ihr natürliche Tochter wäre? Etwas der Art mußte wohl zum Grunde liegen, denn warum sonst dieß eingezogene Leben? warum diese Scheu vor der Welt? Wie und auf welche Weise hätte sie sonst in eine so dürftige Lage gerathen können, da doch Alles von einem früheren Wohlstand zeugt; und warum hatte sie wahrscheinlich einen andern Namen angenommen? Also wahrscheinlich eine Unglückliche, die von ihrem Verführer verlassen, und von ihren Eltern verstoßen war. Armes Kind! dachte sie, sollte es mir nicht gelingen, das Geheimniß Deiner Geburt zu entdecken, so will ich Dir doch wenigstens eine liebende Mutter bleiben!

Es verfloß nach dieser Scene wieder ein Jahr, in welchem Hermine, sowohl an geistigen als körperlichen Vollkommenheiten, zur großen Freude der Generalin zunahm. Sie wurde eines der schönsten und liebenswürdigsten Mädchen der Residenz, und jeder, der sie kennen lernte, wünschte der Generalin Glück zu diesem wohlthätigen Unternehmen. Mit jedem Tage entwickelten sich die liebenswürdigen Eigenschaften und die Tugenden ihres edlen, feinfühlenden Herzens mehr und mehr, so daß die Generalin stolz auf ihre Pflegetochter wurde. Dabei war ein stets fröhlicher Geist, eine immerwährend muntere Laune eines der schönsten Geschenke, womit die Natur sie begabt hatte. Spielend und unter Schäkern, Lachen, Singen und Tanzen, vollbrachte sie all die kleinen Geschäfte, welche nicht dem Studium einer Sprache oder einer Wissenschaft angingen; und so eilte ihr jeder Tag zu schnell dahin, und immer früher nahete der Abend, als sie es gewünscht oder erwartet hatte.

Bei einer kleinen Unpäßlichkeit der Generalin zeigte Hermine schon in ihrem fünfzehnten Jahre die kleine, thätige, hellsehende Hausfrau. Sie besorgte das Hauswesen, ordnete jedes, wie sie es früher von ihrer Wohlthäterin gesehen, und beendete Alles zu deren vollkommener Zufriedenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Roman aus der Feder eines Schwarzen.

(Schluß.)

Bestürzt eilt Frau Stevens nach Hause und theilt dem Gemahl, einem durchtriebenen Schurken, die gemachte Entdeckung mit. Sofort werden Maßregeln genommen, die Garie's Philadelphische Bruderliebe und Freiheit fühlen zu lassen. Zunächst versagt ihm der Geistliche die christliche Trauung; der fromme Diener Gottes sieht mit Abscheu auf eine Verbindung mit dem verfluchten Geschlechte Kanaan's. Ein gutherziger Winkelpriester läßt sich indeß willig finden, die Ehe kirchlich einzusegnen. Dann werden die beiden Kinder des Pariapaares aus der Schule gewiesen. Doch das Alles ist nur die Einleitung zu persönlichen Gewaltthaten. Der elende Rabulist Stevens hat ausfindig gemacht, daß Garie sein Onkel sey, und ist entschlossen, ihn aus dem Wege zu räumen, um, da beim Mangel letztwilliger Bestimmungen die Kinder auf den Nachlaß keinen Anspruch haben, selbst die Erbschaft anzutreten. Auf seine Veranlassung bringt ein versoffener Irländer, Mac Closkey, eine Bande Raufbolde zusammen, die in der Nacht über die Häuser der Schwarzen herfallen. Ellis, einer der farbigen Freunde der Garie's, sucht durch das Gedränge zu entkommen, um die Unglücklichen zu warnen. Von dem Gesindel bemerkt und verfolgt, flüchtet er sich in ein einsam stehendes, noch unausgebautes Haus, rettet sich auf das Dach und zieht die Leiter nach. Hier folgt nun eine Scene, mit einer Lebendigkeit und Kraft in allen Einzelheiten gezeichnet, daß dem Leser dabei das Herz im Leibe erzittert. Das Ende ist, daß der Unglückliche, aber nicht ungerächt, von dem rasenden Haufen vom Dache gestürzt wird. Dann stürmt

dieser in das Haus Garie's, der, ohne Mittel, sich zu vertheidigen, Frau und Kinder durch den Garten flüchten läßt, während er im Saale bleibt, ihren Rückzug zu decken. Die Mörderrotte dringt herein, und ein Schuß streckt ihn zu Boden. Die Seinigen halten sich in einem Holzschuppen versteckt, wo die Frau in der Nacht, von einem todten Kinde entbunden, den Geist aufgibt. Die Kinder werden bei Freunden untergebracht, und Stevens, der alleinige Besitzer der Hinterlassenschaft und in starkem Verdachte der Theilnahme an dem Morde Garie's, sucht die öffentliche Meinung dadurch zu versöhnen, daß er den Waisen eine kleine Summe aussetzt. Dem Knaben wird streng eingeschärft, seine Abkunft nie zu verrathen, so daß er für einen Weißen gilt. Herangewachsen, faßt er für ein schönes Mädchen eine tiefe Neigung, die nicht unerwidert bleibt, als am Vorabend zu seiner Hochzeit das Geheimniß verrathen und er mit Schmach aus dem Hause seiner Verlobten gewiesen wird. Er stirbt am gebrochenen Herzen. Glücklicher ist seine Schwester. Sie, die niemals ihre Abstammung verleugnet, heirathet in ihre Farbe und lebt glücklich. — Nun aber bricht das Strafgericht über den Bösewicht des Stückes herein. Stevens, von Trunk und Gewissensbissen an Kraft gebrochen, fortwährend von seinem Mitschuldigen Mac Closkey verfolgt, dessen Stillschweigen er durch bedeutende Summen erkaufen muß, legt diesem eines Abends, als er ihn wieder heimsucht, um ihm einen Wechsel auf 5000 Dollars abzuringen, folgende schauerliche Beichte ab:

„Habe ich noch nicht genug gelitten? Schau her auf mein ergrautes Haar, auf meine halbgelähmte Gestalt, abgelebt vor den Jahren, in das Grab sinkend unter Wucht der Schuld und Sünde, die mich in den tiefsten Pfuhl der Hölle hinabdrücken werden. Denkst Du, weil ich von Allem umgeben bin, was um Geld zu kaufen ist, daß ich glücklich bin oder es jemals seyn werde mit dem heimlichen Wurm, der an meinem Herzen nagt? Ueber das Goldstück, das ich aufzähle, sehe ich seine Hand ausgestreckt, höre ich ihn flüstern: „Mein!“ Er läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe; er ist stets bei mir; ich habe keinen Schlaf. Und da mußt Du noch kommen, um meine Martern zu vermehren, um mir das zu entreißen, wofür ich Gewissen, Frieden, Seele, Alles eingesetzt, was das Leben wünschenswerth macht. Wenn ein Funken Erbarmen in Dir ist, nimm, was ich Dir gebe, verlaß mich und komme nicht wieder. Das Leben hat mir so wenig zu bieten, und ehe ich länger diese Qual und Angst dulde, schneide ich mir den Hals ab, und mit Deiner Jagd ist es dann aus.“

Und im Hintergrunde des Zimmers lauscht ungesehen die schuldlose Tochter des Elenden, Lizzie Stevens, und hört das gräßliche Bekenntniß ihres Vaters!

Bei der weiteren Entwickelung der Geschichte verweilen wir nicht. Genug, Mac Closkey, auf dem Todtbette, auf das ihn Branntwein und Typhus geworfen, sagt aus, daß Garie von Stevens ermordet worden, daß Jener in einem Testament sein Gesammtvermögen seinen Kindern vermacht habe. Stevens, auf der Flucht vor den Dienern der Gerechtigkeit, um dem Galgen zu entgehen, stürzt und bricht den Hals.

Das Dramatische der Geschichte hat nicht die Lebendigkeit und die Kraft wie in „Onkel Tom,“ die Charaktere sind nicht so fein gezeichnet; aber sie ist naturgetreu in allen wesentlichen Eigenthümlichkeiten des afrikanischen Blutes und in den Gewohnheiten der gemischten Race. Besonders ist die widerspruchsvolle Grausamkeit der Abolitionisten gegen die Farbigen treffend geschildert, und wir fühlen uns darüber noch tiefer empört, als über die eigentliche Sklaverei, die der Verfasser im Allgemeinen in einem weit günstigeren Lichte darstellt.

Mannigfaltigkeiten.

Kinkel, der preußische Verbannte, führt mit seiner begabten Frau Johanna und seinen drei Kindern, zwei Mädchen und einem Knaben, in London ein behagliches Leben. Als ihn neulich ein Landsmann besuchte, traf er die Mutter am Klavier und die Kinder sangen das Kernlied aus dem 7jährigen Kriege: „Als die Preußen marschirten vor Prag:“ Der Schlußvers: „Viktoria, Viktoria! Der König von Preußen ist schon da!“ lautet ganz sonderbar in des Flüchtlings Hause. Dann sangen sie ein schönes Klosterlied. Zuletzt aber, dem Vater zu gefallen, stimmten sie mit heller Stimme die Marseillaise an. Beim Abendtisch lernte der Gast die Hausfreundin kennen. Ihr Vater war Premierminister eines deutschen Staates, der eine Bruder ist Kammerherr, der andere Gesandter und sie ist — politischer Flüchtling.

[Auf dem Heimwege.] Augsburger Biervertilger: „Herrgott, heut' hab' ich aber einen Zopf! Wenn mir den einer wegschneidet', wär' ich froh!

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 8:

Explosion.

Redakteur Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 15 | Montag, 18. Januar | 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Im Hofe stand unterdeß die bis jetzt so leichtsinnige Nanni neben Heiking, der sich fröstelnd in seinen Mantel hüllte.

„Das geht so nicht, Nannerl", sagte er, „ich muß zu Dir und Bergenau kommen können, offen und geradezu. Es ist hier verflucht kalt und naß in diesem elenden Höfchen, wir müssen etwas erfinden, das mir zur Thür hinein hilft. Kannst du nicht aus mir, Deinem steten Freund, einen Vetter oder Bruder machen.

„Das ist nichts, Leo, er — sie wies dabei mit einer verächtlichen Bewegung nach dem Fenster hinauf, wo Bergenau schlief — kennt mich von kleinauf. Ich bin im Findelhause aufgezogen, dergleichen Kinder haben keine Verwandte; zudem bin ich seine Frau und muß deßhalb bitten, Deine Besuche einzustellen. Er könnte einmal doch fragen und forschen wollen, wo das Geld herkommt, womit ich ihn füttere. Ich habe ihm schon eingeredet, daß ich, wenn ich seine Frau bin, ein Geschäft anfangen werde. Erst wollte er davon nichts hören, aber ich habe es ihm begreiflich gemacht, daß ich das tägliche Brod verdienen will, da hat er mich mit seiner feuchtkalten, zitternden Hand gestreichelt und hat gesagt: (Du bist eigentlich ein wackeres Mädchen, Nanni, thue was du willst, ich kann ja nichts mehr thun auf dieser Welt, ich bin ein verdorrter Baum.) Ich sage dir, es war schauerlich, wie seine Worte geklungen haben. So werde ich denn eine Schenke eröffnen. Wir bleiben hier nicht wohnen, in der Hinterstraße habe ich zu Weihnachten eine große Stube gemiethet, dort soll das Schenklokal seyn. Eine kleine Stube ist dabei für Bergenau, ein hübsches Stübchen für mich und ein paar Kammern für die Kinder. An Geld fehlt mir's nicht. Die Gertrud und auch der Junge können die Gäste bedienen, etwas thun müssen sie ja doch für das Brod, das man ihnen gibt. Bringt die Sache was ein", fuhr Nanni fort, „so ist's desto besser, ist's nicht — meinetwegen, für mich und dich wird immer genug da seyn; aber nun muß ich fort, Bergenau könnte erwachen und der Junge muß längst von dem Engländer zurück seyn. Laß Dich also in Zukunft nicht mehr sehen."

Heiking schlich sich durch die Zaunöffnung in den Nachbarhof, wo Smith wohnte, und ging durch die dort beständig offenen Thüren nach seinem eigenen Quartier.

Nanni eilte nach oben, wo Bergenau sich dehnend nach Licht und Abendbrod rief.

Die Kinder erschienen am Tische, Gertrud bleich und still wie immer, Eduard mit dem Zuge des verbissenen Grimms, der sich deutlicher und deutlicher in dem jugendlich schönen Knabengesichte ausprägte.

Daß sich Gertrud von ihren jüdischen Freunden, von ihrer lieben Weide und von den stillen Zimmern trennen sollte, in denen noch die Mutter gewaltet und gearbeitet, war ein fürchterlicher, ganz unerwarteter Schmerz für das arme Kind. Der Gedanke, nicht mehr in diesem kleinen Hause, in dem sie jedes Winkelchen kannte, ihre Heimath zu haben, schien ihr anfänglich ganz unerträglich, Rahel und Deborah waren es, die sie trösteten.

„Weine nicht, meine liebe süße Gertrud", sagte die jüdische Jungfrau milde, als sie ihr das bevorstehende neue Leid zu klagen kam, „wir trennen uns ja nicht so, daß uns das Wiedersehen irgend schwer werden könnte. Meine Mutter und ich und auch mein guter Großvater werden dich so oft als möglich in der neuen Wohnung besuchen und so oft als du nur irgend Erlaubniß bekommst, magst du den ganzen Tag bei uns seyn. Du weißt ja, daß wir verabredet haben, du sollst alle künstlichen Stickereien erlernen, in denen ich geübt bin. Du sollst auch das Stopfen nach Damastmustern erlernen und andere Arbeiten, die ich verstehe, und dazu mußt du bei mir seyn, deine Stiefmutter kann nichts dawider haben, was man lernt, ist ein Gewinn für's Leben und Mädchen, die wie du und ich kein Kapital haben, müssen sich auf die Geschicklichkeit ihrer Hände verlassen können. Wohlerworbenes Vermögen ist ehrenvoll, Fleiß und Genügsamkeit bei unverschuldeter Armuth sind es auch."

Gertrud schmiegte sich schmeichelnd an die Brust des schönen Mädchens.

„Ach", sagte sie, durch ihre Thränen lächelnd, „ich weiß gewiß, daß der liebe Gott Sie zu mir armen verwaisten Kinde geschickt hat. Der liebe Gott, von dem ich aus Ihrem Munde zuerst hörte."

„Es ist sehr kläglich", sagte der alte Großvater mit seiner schönen Prophetenstimme, „daß bei vielen Christen die Religion so vernachlässigt wird. Sollte man nicht glauben, nur Druck und Kummer mache das Menschenherz fromm, und doch ist es so menschlich schön, Gott im Glück zu verehren und ihm, von dem alle guten und vollkommenen Gaben kommen, für dieselben zu danken. Nimm einem Volke, einem Menschen die Freiheit Gott in seiner Weise zu verehren, und sie wird mit aller Anstrengung, mit Blut und Thränen gesucht und errungen werden. Die franz. Hugenotten feierten das heilige Abendmahl unter dem Donner der Kanonen, die sie zerfleischten. Die irländischen Katholiken verlassen lieber ihr Land als ihren Glauben. Die Altlutheraner Deutschlands bevölkern den fünften Welttheil, um nur dem Herrn in ihrer Weise dienen zu können. Wir armen Juden wandern von Land zu Land, uns den Glauben unserer Väter zu erhalten. Ist es denn wirklich wahr und möglich, daß man dich nicht gelehrt hat, den Herrn zu suchen und zu erkennen?"

„Ach, lieber Herr Salomon", entgegnete Gertrud schüchtern, „es ist mir eigentlich recht schlimm mit dem lieben Gott gegangen, bevor ich die gute Nabel fand. Sehen Sie, es ist nun schon recht lange her, schon acht Jahre vielleicht, ich war noch ganz klein. Mein Bruder las in der biblischen Geschichte von Gott und das gefiel mir, ich hörte gern zu. Nun ging unser Vater mit uns spazieren; er war damals ganz anders als jetzt und liebte uns so sehr, wie man es jetzt gar nicht denken kann. Die Mutter, unsere Mutter, ging selten mit. Sie saß gern zu Hause und nähte oder sang — ach sie sang so wunderschön wie der Vater Geige spielte. Draußen hatte ich meine Freude am Wald und Feld und an den lieben Blumen, am allerliebsten war mir aber der Himmel mit Mond und Sternen. Einmal sah ich mir im Winter so den Mond an und dachte: wie es nur zugehen mag, daß er bald rundbackig und voll, bald schmal wie eine Sichel sey, daß er einmal Morgens und dann wieder Abends scheine. Ich fragte die Mutter danach. „So ein Kind", sagte die, „kann doch wahrhaftig Dinge fragen, die ganz verdreht sind." Warum können denn im Winter nicht Blumen wachsen? Warum muß es kalt seyn und Wolken am Himmel? fragte ich wieder. „Dummes Kind", antwortete die Mutter endlich, „das will Alles der liebe Gott so." Der liebe Gott! Sie können gar nicht glauben, wie mir das wichtig war. Wo ist denn der, liebe Mama? fragte ich, ich will ihn um Sonnenschein und Blumen und Sommer bitten. „Ueberall", antwortete meine Mutter. Ach, Herr Salomon, wie habe ich den lieben Gott gesucht. Ich stellte mich auf die Treppe und rief ganz laut, er möge zu mir kommen. Ich sah in alle Winkel, ich stellte mich vor die Thür und schrie in den Wind hinein: Lieber Gott, komm zu Gertrud! Da wurde aber meine Mama böse und nannte mich ein ganz verdrehtes Kind, worüber ich weinte. Ich suchte aber den lieben Gott doch immer, wenn ich ihn auch nicht mehr laut rief.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

So wie ein kleines Uebel oft ein größeres nach sich zieht, so war es auch bei der Generalin. Sie kränkelte immerwährend fort, und schon nahete der Sommer, und noch immer war sie nicht wieder im völligen Besitz ihrer Gesundheit. Da riethen die Aerzte eine Reise in das Bad, und die Generalin hoffte selbst von einer solchen Kur den besten Erfolg. Hermine hatte schon oft von solchem Aufenthalte an Badeorten, von dem daselbst fröhlichen Leben, von den mancherlei Menschen aus allerlei Klassen und Ständen, die sich daselbst versammelten, gehört und gelesen, vor Allem aber auch die Wohlthätigkeit des Gebrauchs für Kranke rühmen hören; deßhalb wendete sie auch ihre ganze Beredtsamkeit an, ihre Wohlthäterin dahin zu bewegen, dieses Mittel ja nicht unversucht zu lassen, und da die Generalin dem kleinen Liebling nicht gut etwas abschlagen konnte, so wurden schnell Anstalten zur Abreise getroffen.

Sehr vortheilhaft wirkte schon die Reise an sich auf die Generalin, noch vortheilhafter aber der Badeort selber. Die Veränderung der Luft, der Speisen und Getränke war so heilbringend, daß sie sich nach Monatsfrist vollkommen hergestellt fühlte. Aber auch auf Herminens Blüthenleben wirkte diese Veränderung zusehends. Fast mit jedem Tage verschönerten sich ihre jugendliche Reize. Das schöne blonde Haar, das sich in reicher Fülle um den schneeweißen Hals schlängelte, wurde bräunlicher, und das veilchenblaue Auge dunkler und feuriger. In jedem Zirkel, wo die Generalin mit ihrer schönen Tochter — denn für diese galt sie — erschien, wurde die liebliche Blume, die wie eine junge Rose am Frühmorgen dastand, zuerst und von aller Augen bemerkt. Der Generalin

schmeichelte das, denn sie liebte Herminen wie ihr leibliches Kind, und jede Zuvorkommenheit, jede Auszeichnung, die man dem Kinde erwies, war so gut, als ihr selber geschehen.

Unter den zahlreichen Badegästen befand sich diesen Sommer auch der Erbprinz, in dessen väterlicher Residenz die Generalin wohnte, und in dessen Diensten ihr verstorbener Gatte gewesen war. Der Erbprinz, jetzt schon ein Mann von sechsunddreißig Jahren, war in seinem blühenden Jünglingsalter einer der schönsten und liebenswürdigsten Prinzen gewesen, die man sehen kann, und die Unterthanen des kleinen, aber blühenden Landes setzten mit Recht große Hoffnungen und Erwartungen auf ihn, denn er war nach dem Tode seines ältern Bruders der *einzige* männliche Erbe des schon sehr alten biedern Fürsten. Man kannte ihn als einen großen Verehrer des schönen Geschlechts. Deßhalb bewarben sich auch alle Schönen der Residenz um seine Gunst, und die Damen des ersten Ranges hielten sich hochbeglückt, wenn es ihnen gelang, von dem allgemein gefeierten Prinzen Herrmann ausgezeichnet zu werden. Doch seltsam! mit dem Tode des Erbprinzen Johann schien das ganze Wesen Herrmanns wie umgewandelt. Man sah ihn in eine Traurigkeit versinken, die fast zu groß, um den Verlust eines Bruders und um so auffallender war, da man wußte, daß er mit demselben nie in besonderes herzlichen Verhältnissen gelebt hatte; auch die Denkart und Handlungsweise beider Brüder einander ganz entgegen war. Er zog sich fast mit einem Male vom Geräusch des Hofes zurück, und unterzog sich mit großem Eifer, an der Seite seines vortrefflichen Vaters, den Regierungsgeschäften, worüber sich allerdings die Unterthanen eines Theils freuten, jedoch von der andern Seite sehr mit Sorgen erfüllt wurden, denn die Art, wie der nunmehrige Erbprinz jetzt lebte, ließ für seine Gesundheit fürchten. Man hoffte von der Zeit Beruhigung seines Schmerzes, aber umsonst! Niemand weiß, Niemand ahnet es, was ich Alles in meinem Bruder verloren habe, pflegte er seinen Freunden zu antworten; aber seine Lebensweise blieb dieselbe, nie kehrte sein Frohsinn zurück.

So verging eine Reihe von Jahren, und der Prinz schien auf sein eignes Ich immer weniger Werth zu setzen. Eine stille Melancholie war seit langer Zeit an die Stelle der sonst so heitern Fröhlichkeit und Lebenslust getreten, und vergebens bemühten sich die Schönen des übrigens so glücklichen Ländchens, um die Gunst ihres künftigen Regenten. Allein der Prinz schien für das Alles abgestorben zu seyn. Er nahm an den Festen des Hofes nur in soweit Antheil, als es, um die Etikette nicht zu beleidigen, nothwendig war; Pracht und Aufwand, die er sonst, in soweit es die Einkünfte des Landes erlaubt hatten, liebte, waren ihm zuwider geworden, und selten sah man ihn anders, als in einem schlichten bürgerlichen Rocke. Zuweilen sah man ihn in den wildreichen Forsten eine kleine Jagdpartie mitmachen, aber auch diesem Vergnügen entsagte er zuletzt. Fast ununterbrochen saß er nun auf seinem Zimmer und studirte und bekümmerte sich um das Wohl seines künftigen Landes. Diese große Aufopferung erwarb ihm nun in noch höherem Grade die Liebe seiner Unterthanen; aber sie zeigte ihnen auch die Zukunft in einem dunklen Schleier, denn seine Abneigung gegen das schöne Geschlecht ließ sie mit seinem Tode den Untergang des so geliebten Fürstenhauses nun mehr denn zu gewiß befürchten.

Es war wohl nicht zu bewundern, daß seine Gesundheit wirklich wankend wurde, und die Befürchtungen seiner Unterthanen schienen jetzt schon in Erfüllung zu gehen. Da riethen und drangen die Aerzte darauf, daß er das Bad zu T. besuchen möchte, und entschloß sich endlich auf vieles Zureden seines Vaters, den er liebte und ehrte, dazu.

Auch hier lebte der Prinz ziemlich isolirt. Indeß, da mehrere Familien aus der Residenz hier waren, die ihn kannten, schätzten und liebten, so konnte er sich zuweilen einem fröhlichen Zirkel nicht ganz entziehen, und so kam es, daß die Generalin mit ihrer liebenswürdigen Pflegetochter in seine Nähe kam. Er erkannte die Dame, die er wenigstens in sechszehn Jahren nicht gesehen, auf den ersten Blick, ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein, und bedauerte recht sehr, daß ihr Gemahl damals das Unglück gehabt, seine Stelle zu verlieren, wodurch sie gewissermaßen um einen großen Theil ihrer Lebensfreuden betrogen sey. Zugleich machte er Anspielungen auf ihre Söhne, bedauerte, daß sie im Auslande Dienste genommen, da doch bei einem gerechten Fürsten, wie er das von seinem erlauchten Vater behaupten dürfe, die Sünden des Vaters durchaus nicht auf die Kinder vererbt würden. Die Generalin antwortete hierauf, daß sie an der Sache nicht den mindesten Theil gehabt, daß ihr verstorbener Gatte darin ganz eigenmächtig gehandelt, und daß sie es selbst bedaure, sie nicht in ihrer Nähe zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Jagdabenteuer

(nicht von Herrn von Münchhausen erzählt).

In der Hinderriß, wo der Herzog von Koburg bekanntlich die famosen großen Jagden hat, ist am 7. November ein merkwürdiges Jagdabenteuer passirt. Ein Koburger Ministerialrath,

der mit dem Herzog dort war, ist am selbigen Tage mit dem Raggen-Seppele (Jäger Ragg von Scharnitz), einem Vetter des wackern Gemsenjägers im Gleirschthal, auf die Pürsch gegangen. Ragg, der vorausgeschlichen, hat über einen Felsvorsprung sich hinbeugend bald einen mächtigen Gemsbock unter sich auf einer jähen Reisen (Graben mit Steingeröll) erblickt, welche weiter abwärts aber zu einem ungeheuren Abgrund führen. Fiel der Bock auf den Schuß zusammen, so hätte er unfehlbar die Reisen hinab rutschend in selbigen Abgrund stürzen müssen und war dann für die Jäger verloren. Deßhalb schlich der Seppele in einem großen Halbkreis um den Bock herum und paßte, bis der Stutzen des Ministerialrathes von oben herab auf den Bock krachte. Darauf sprang er auf die Reisen, um den zusammenstürzenden Bock zu packen und ihn am Hinabrollen zu hindern. Aber als er den Bock bei den Krucken (Schneider heißen's Hörner) ergriff, raffte das Thier, welches bloß rückenlahm geschossen war, alle seine Kräfte zusammen, und es gab einen langen Kampf. Ragg drückte nach Kräften den Bock an den Krucken in den Boden hinein, aber der Bock schnellte ihn von sich und schlug dabei durch leidigen Zufall einer seiner Nadelspitzen Krucken dermaßen in den Fuß des Jägers, gerade hinter das Schienbein, daß die Spitze zur andern Seite herausdrang und der Fuß Seppele's wie ein Fisch an der Angel hing. Der Jäger empfand die heftigsten Schmerzen, aber so oft er eine Anstrengung machte, sich aus der verzweifelten Lage zu helfen, so wurd' auch der Gemsbock rabiad. Jäger und Bock überkugelten sich einige Mal und kamen immer näher dem Abgrund zu. Zuletzt fiel noch der Bock (er wog 56 Pfund) auf den Jäger, welcher nun, der Fuß in der spitzen Krümmung der Krucken, in einer noch verzweifelteren Lage sich befand. Mit Aufwendung seiner letzten Kraft brachte er jedoch glücklich sein Messer aus der Tasche, um mit demselben den Bock zu knicken, was ihm auch endlich gelang, da durch eine glückliche Wendung der Fuß von der Krucke loskam. Derweilen war auch der Ministerialrath herabgestiegen und rief ihm zu: „Seppel, hast ihn?" Der Seppel antwortete noch guten Humors: „Nein er hat mich!" Der Jäger ist von seiner Wunde noch nicht ganz, doch bald geheilt, die Scharnitzer aber sagen: „a Gamsbock ist fisch'n ganga und hat'n Jaga-Seppele g'anglt."

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die bevorstehenden Vermählungsfeierlichkeiten des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit der Prinzeß-Royal von England bringen die Londoner Blätter wieder verschiedene Notizen. Die Toiletten der Königin und der Prinzeß-Royal sind bereits abgeliefert. Ihre Majestät trägt bei der Vermählung ein pfirsichfarbenes Kleid aus Moiré antique mit Volants aus Houitonspitzen und eine Sammetschleppe von derselben Farbe. Das Brautkleid der Prinzessin ist aus weißem Moiré antique, darüber ein Spitzenkleid mit drei Volants aus der schönsten Houiton-Guipure. Derselbe Spitzenstoff diente zur Anfertigung des Brautschleiers, der mit kostbaren, im spanischen und maurischen Geschmacke gehaltenen Nadeln befestigt wird. Das Kleid sowohl wie die Schleier sind prachtvoll gearbeitet. In beiden sind Rose, Distel und Kleeblatt künstlich zum arabeskenartigen Muster mit einander verwoben; an letzterem haben 50 Mädchen seit einem Jahre gearbeitet, und die Herstellungskosten beliefen sich auf 600 Pfund (7200 fl.) Mit Ausnahme der Trauung und des nach derselben stattfindenden Drawing-Rooms werden alle übrigen Hoffeste im Buckingham-Palast gefeiert werden, obwohl die Räumlichkeiten daselbst denen von St. James nachstehen. Hr. Coßa, Direktor der italienischen Oper von Covent-Garden, hat eine Gelegenheits-Kantate komponirt, die am Abend des Vermählungstages im Buckinghampalast aufgeführt werden soll. Sirus Reeves, den England seit einer Reihe von Jahren seinen besten Tenor nennt, und Clara Novello singen die Hauptpartieen. Zum Ehrengeleite für die Prinzeß Royal nach Antwerpen sind auserwählt die kgl. Yachts „Fairy" und „Osborne", die Fregatten „Diadem" und „Curacao" mit noch 2 anderen Kriegsdampfern.

Zu den indischen Häuptlingen, die beim Ausbruch der Empörung in Audh den Engländern außerordentliche Dienste geleistet haben, gehört der Sirdar Surat Singh. Wie man aus Birmingham schreibt, haben mehrere Gentlemen dort ein Geschenk für ihn arbeiten lassen. Es besteht in einer doppelläufigen Büchse, eine doppelläufige Flinte und einem Paar doppelläufiger Reiterpistolen — alle diese Waffen von bester Arbeit und mit der kostbarsten Gold- und Silbereinfassung. Auf der Silberplatte, welche den Fettbehälter der Büchse deckt, liest man die Inschrift: „Dem Sirdar Surat Sing verehrt von einigen englischen Gentlemen in Benares, Dschanpur und Audh, als Zeichen ihrer Bewunderung für sein loyales und tapferes Benehmen während der Empörung von 1857.".

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 16 Dienstag, 19. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Einmal", fuhr Gertrud in ihrer Erzählung weiter fort, „es war an einem Feiertage, ich weiß es noch wie heute, kam die alte Nachbarin die Straße daher im schwarzen Seidenkleide, mit einem Gesangbuch in der Hand und sehr geputzt. Frau Walter, sagte ich, wo kommst du nur her, du siehst so sehr schön aus. „Aus der Kirche, mein Kind", antwortete sie mir, „ich bin zu Gottes Tisch gewesen." Das war mir ein Fingerzeig — in der Kirche wohnte also Gott, da man dort bei ihm zu Tische ging. Alle Tage habe ich nun gebeten, in die Kirche gehen zu dürfen. Die Mutter hätte es schon erlaubt, der Vater aber sagte, das ging nicht, man müsse Kinder nicht eher zur Kirche schicken, bis sie verständen, was da vorgeht. Endlich an einem Sonntag im Frühling ließ er sich denn doch erbitten, ich quälte gar zu sehr. Vater sagte selten nein, wenn man ihn nur recht bat. So nahm mich denn Frau Walter mit, nachdem ich versprochen hatte, keine Störung zu machen. Ich hätte versprochen, nicht Athem zu holen, und ich denke, ich möchte es auch gehalten haben, hätte ich in der Kirche nur den lieben Gott gesehen. Als ich aus der Kirche ging, war ich sehr betrübt darüber. Seitdem bin ich älter geworden und verständiger; ich weiß, daß ich ihn nicht finden kann, und doch ist mir immer, als müßte und möchte ich ihn suchen, als hätte ich nichts Nöthigeres zu thun, als überall hinzusehen, ob er nicht da oder dort sey, als müßte ich gehen, weit vorwärts, immer weiter und zuletzt würde ich ihn finden."

Der jüdische Greis hatte mit tiefer Theilnahme dem kleinen bleichen Mädchen zugehört und legte als sie schwieg, seine Hand auf ihren Scheitel.

„Suche nur, ohne zu ermüden, ohne abzulassen", sagte er, „du wirst finden und ans Ziel gelangen. Das Leben aller bessern Menschen ist ein Suchen nach dem Ewigen, und wir finden ihn in allem Guten, Großen und Schönen."

Dann nahm er das kleine Mädchen in seine Arme, küßte es mit der Innigkeit eines liebevollen Großvaters und versprach ihr, von den Sternen, dem Monde und dem ganzen Himmel recht viel Schönes zu erzählen, wenn sie Acht haben wolle.

„Und wenn es wieder Frühling wird, meine liebe Gertrud, und der Herr, den wir Beide suchen, mich noch auf dieser Erde gelassen, so sollst du die Natur der Pflanzen, deren Schönheit und Leben dir so viel Freude macht, auch durch mich kennen lernen, denn deine Mutter hatte ganz recht, mein Kind, als sie sagte: Gott ist überall!"

Das kleine Mädchen war gerührt und hocherfreut, sie fühlte die Regung eines Glücks in ihrem Herzen, das innigen Gemüthern um so seltener zu Theil wird, je heißer sie dasselbe meistens ersehnen, sie fühlte sich verstanden! Das Kind konnte sich nicht Rechenschaft geben über Das, was es so glücklich machte, auch rang sie nicht danach, sie lehnte nur innig beseligt ihr Köpfchen an die Brust des Greises und ein paar helle Thränen funkelten in ihren Augen. Es waren die ersten Freudenthränen ihres Lebens!

Achtes Kapitel.

Mit dem Vorrücken des Winters begann für die beiden Geschwister ein neuer Lebensabschnitt. Nanni nunmehr Bergenau's Ehefrau, bemächtigte sich ganz und vollständig des häuslichen Regiments und führte dasselbe mit eiserner Hand. Sie beherrschte den elenden, durch Trunksucht geschwächten Mann, indem sie ihm die geistigen Getränke so oft er solche wünschte, verabreichte.

Bergenau hatte schon seit Monaten seinen letzten Schüler verloren, was er aß und trank, jedes Kleidungsstück, das er brauchte, Hausmiethe und Brennholz, kurz jedes Lebensbedürfniß empfing er daher durch Nanni aus den Händen seiner geschiedenen Frau. Niemals gewohnt zu rechnen und seine Bedürfnisse nach seiner Einnahme zu regeln, dachte er jetzt in seinem sittlichen Verfall weniger

noch als sonst daran, sich zu beschränken und zu arbeiten, um leben zu können. Er nahm, was ihm zufiel, wie die Vögel unter dem Himmel, die auch nicht säen noch ernten und doch von ihrem himmlischen Vater ernährt werden, aber mit unendlich weniger Harmlosigkeit. Er fühlte seine Entwürdigung in jedem Augenblick der Nüchternheit, fühlte sie selbst im Rausch, ja im Schlafe; denn schlafend stöhnte und ächzte er oft und nannte sich, während er den bleiernen Schlaf des Rausches abschüttelte, jammernd einen Lump und Erbärmlichen. Das bessere Gefühl dieses einst hochbegabten Menschen diente jetzt nur dazu, ihm das Gräßliche seines Zustandes erkennen zu lassen und ihn mit Gewissensbissen und Selbstverachtung zu foltern. Er haßte sich selbst, er haßte das Weib, das ihn verlassen, um einem reichen Manne zu folgen, er haßte den Sonnenschein, der seiner Selbsterniedrigung leuchtete und haßte jedes Menschenauge, das ihn ansah, weil er fühlte, daß es seinen sittlichen Verfall erkennen müsse. Nur seine Kinder haßte er nicht, obgleich er sie in einem gewissen Stadium des Rausches oft noch mißhandelte. Trotz dieser augenblicklichen Verirrung liebte er sie mit einer tiefen wilden Liebe; er sah in ihnen sein besseres Ich und nannte sie seine Unsterblichkeit, seine guten Engel. Diese beiden Kinder, die so früh die bittersten Tropfen aus dem Kelche des Lebens kosten mußten, fanden in denselben eine geistige Nahrung, von deren Kraft glücklicher situirte Menschen kaum eine Vorstellung haben.

Sehr früh, früher als andere Kinder eine Ahnung davon haben, lernten Gertrud und Eduard den eigentlichen richtigen Werth des Geldes begreifen und schätzen. Geld ist Arbeit oder vielmehr das überall gangbare Aequivalent für Arbeit, das wußten sie, da sie gesehen, daß ihr Vater erst in Verfall gekommen, als er seine erwählte Berufsarbeit vernachlässigt. Seit geraumer Zeit schon erwarb Eduard, was er und Gertrud zu ihrer Kleidung gebrauchten; auch Gertrud strickte und nähte für Geld und erwarb kleine Summen und jede Zeit, die sie übrig hatte, verwendete sie, um von dem Unterricht der geschickten Rahel Nutzen zu ziehen. Die junge Jüdin nahm sich mit liebevoller Theilnahme des verlassenen Kindes an. Herr Salomo, ihr Großvater, war Arzt, ihre Mutter, Frau Deborah, war sein einziges ihm übrig gebliebenes Kind. Er hatte sie günstig verheirathet, aber den Schmerz gehabt, ihren Gatten, in dem er einen Sohn nach seinem Herzen gefunden, nach einer zweijährigen Ehe in wenigen Wochen nach Rahel's Geburt sterben zu sehen. Das kleine Mädchen, das seinen Vater nicht gekannt, hatte doch nie Gelegenheit gehabt, die Vaterliebe zu vermissen, denn der Großvater hing an ihr — nach Lessing's Wort — mit siebenfacher Liebe. Rahel war wie ihre Mutter vortrefflich erzogen, an Nachdenken und Fleiß gewöhnt und auch in allen weiblichen Künsten und Fertigkeiten mehr noch als sonst gewöhnlich die Töchter ihres Volks geübt.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick trat Hermine mit einer Verbeugung gegen den Prinzen an die Seite ihrer Pflegemutter. Der Erbprinz warf einen flüchtigen Blick auf die hold blühende Rose, und ein seltener Strahl der Freude verbreitete sich schnell über sein ganzes Wesen. Mit einer besonderen Lebhaftigkeit, die nicht sowohl die Generalin, als mehrere der Umstehenden bemerkten, suchte er jetzt die Unterhaltung auf's Neue anzuknüpfen und so interessant als möglich fortzusetzen, wobei er sehr oft einige Worte an Herminen richtete, und sie dabei scharf in's Auge faßte. Zur Verwunderung der ganzen Gesellschaft dauerte die Unterhaltung wohl eine Stunde fort, bis endlich andere Gegenstände, die ihn indeß durchaus nicht zu interessiren schienen, ihn davon abzogen.

Am andern Morgen verbreitete sich die Nachricht: eine Staffete aus der Residenz habe in dieser Nacht die Nachricht gebracht, daß der Herzog — schon ein Greis von beinahe achtzig Jahren — plötzlich erkrankt sey, worauf der Erbprinz sogleich abgereist wäre. Die Unterhaltung betraf nun mehrere Tage fast allgemein den edlen Landesvater und seinen Nachfolger. Fast Niemand zweifelte, daß der Hochbejahrte, der des Lebens Last und Hitze redlich getragen, auf dessen Gewissen keine begangene Ungerechtigkeit wissentlich ruhete, wohl zur ewigen Ruhe eingehen könne; aber Niemand zweifelte auch an einer eben so milden Regierung unter dem künftigen Fürsten. Nur den Wunsch konnte Niemand unterlassen, laut und innig auszusprechen, den Wunsch: den geliebten künftigen Landesvater glücklich vermählt zu sehen.

Es war, wie schon erwähnt, Mehreren aus der gestrigen Gesellschaft nicht entgangen, mit welch einem lebhaften Interesse des Prinzen Auge auf Herminen geruht, und einige anwesende Staats-Beamten meinten insgeheim, man müsse Sorge tragen, daß die junge aufblühende Schönheit, an der der Prinz ein so besonderes Wohlbehagen zu finden scheine, mehr in seine Nähe käme; vielleicht, daß die alte Lebenslust dadurch wieder in ihm erweckt würde. Allein, wie das anzufangen sey, war eine schwierige

Aufgabe. Die Generalin mußte allerdings mit in das Interesse gezogen werden, und ob diese sich, da sie mit dem Hofe auf keine Weise mehr in Verbindung stand, dazu verstehen würde, das war eine schwere Frage, besonders da sie sich im Besitz des Kindes so glücklich fühlte.

Die überflüssigen Projekte wurden indeß durch die wirkliche Todes-Nachricht des Herzogs, wenigstens auf eine lange Zeit, unterdrückt. Alles, was irgend mit zur Staatsverwaltung oder zum Hofe gehörte, mußte schnell das Bad verlassen, und in die Residenz eilen. Die Generalin aber, der es daselbst ganz besonders gefiel, blieb noch über einen Monat dort, und kehrte erst dann wieder zurück, als die Leiche des verewigten Fürsten bereits beigesetzt war.

Die allgemeine Bewunderung, die Hermine bei ihrer Zurückkunft unter den Bekannten der Generalin über die Vervollkommnung ihrer körperlichen Vorzüge erregte, machte auch die Generalin aufmerksam. Sie fühlte, daß Hermine kein Kind mehr war.

Sechs Monate waren seit dem Tode des Fürsten verflossen, das dumpfe melancholische Trauergeläute sämmtlicher Glocken der Residenz war endlich verhallt, und in farbigen Kleidern sah man den Hof und die vorzüglichsten Bürger wieder einhergehen. Die Fröhlichkeit nahm nach und nach wieder Besitz von den Gemüthern, und überall, in allen Ständen, wurden auf Einen Tag fröhliche Feste bestimmt, wo man den neuen Fürsten Hermann bei einem Glase Wein wollte hoch leben lassen. Auch die Generalin von Grad war an diesem Tage mit ihrer Pflegetochter zu einem glänzenden Ball bei dem Minister eingeladen. Freilich ahnte sie nicht, daß hier ein versteckter Plan zu Grunde lag, daß es darauf abgesehen war, die schöne Hermine in die Nähe des Herzogs zu bringen, der dann — so meinte man — jetzt, da er regierender Herr war, seinen Wünschen gemäß, durchgreifender handeln würde. Man hoffte, hieraus den glücklichen Erfolg zu ziehen, daß, wenn der Herzog nur erst einmal wieder Neigung zum schönen Geschlechte bekommen, er dann gewiß, bei gelegener Zeit, eine seines erhabenen Standes würdige Gemahlin wählen würde.

Aber durfte denn Hermine jetzt, wo sie noch so jung war, einer solchen Lustbarkeit beiwohnen? Die Generalin fand es nicht ganz schicklich, und versprach deßhalb auch nur für ihre Person bei den Feierlichkeiten zu erscheinen; doch da gab es tausend Gründe von Seiten der Hofleute, die einen so außerordentlichen Fall entschuldigten. Hermine, so gern sie auch bei Festlichkeiten dieser Art war, fand dießmal nicht die geringste Neigung. Da sie aber wußte, wie angenehm es der Generalin war, sie in ihrer Nähe zu wissen, so folgte sie der Einladung.

(Fortsetzung folgt.)

Fügung.

Leg' immer nur in Gottes Hand
Vertrauend Dein Geschick,
Und richte zaglos, unverwandt
Zu ihm hinauf den Blick.

Nach seinem Rathschluß forsche nicht,
Er fügt's zum Segen Dir,
Wenn nur getreu nach Deiner Pflicht
Du lebst auf Erden hier.

Er führt durch's Leben Dich hinaus,
Wenn Du sein Kind willst seyn,
An treuer Hand in's Vaterhaus
Zu lichten Welten ein.

Ja, frommes Kind, verzage nicht,
Was er Dir auch bestimmt,
Nimm' an, wenn Dir das Herz selbst bricht,
Und er dir Alles nimmt. —

Würzburg. Dr. Franz J. Anglert.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein neues Stück Deutschland.] Ueber einen kleinen, aber interessanten Zuwachs unseres deutschen Bodens bringt das neueste Heft (XI.) von A. Petermann's „Mittheilungen“ einige durch ein beiliegendes Kärtchen erläuterte Notizen. Der „Friedrichs-Koog,“ (vollständiger „König Friedrichs VII. Koog“) heißt dieses Stück durch Eindeichung des Dicksandes an der Süder-Ditmarsischen Küste dem Meere abgewonnenen Landes von Holstein. Fünf Viertelmeilen lang und eine halbe Meile breit, ragt die neue Landzunge, dem Strombett der Elbe parallel, ins Meer hinaus; fast drei Meilen lang ist der Haffdeich, mit welchem die nach Holländerart bauenden Ditmarschen ihr neugewonnenes Gebiet gegen den Wogendrang umgürtet haben. Mit Hülfe von 3000 Arbeitern und 250 bespannten Wagen ward diese ungeheure Erdmasse, welche sich auf sechsundsiebenzig Millionen Kubikfuß berechnet, im Lauf der guten Jahreszeit zweier Jahre bewegt, und dadurch ein ringsum gesichertes Territorium von 1650 Ditmarsischen Morgen gewonnen. Ohne Dünger hat dieses Territorium schon im dritten Jahr die üppig-

sten Ernten geliefert, und zwar auch mehrmal hinter einander Oelfrüchte. Die Wohnungen der Menschen sind allerdings noch sehr dürftige, doch entstehen hin und wieder auch schon stattliche Häuser auf Friedrichs-Koog, das kein neues geographisches Handbuch versäumen darf, in seine Darstellungen und Register einzutragen.

Der eben verstorbene Jubelpriester **Joachim Haspinger** war bekanntlich der aus dem Tyrolerkrieg berühmte Kapuziner, genannt der Rothbart. Wie Speckbacher der beste Stratege, so war er vielleicht der beste naturalistische Taktiker seines Volkes, und die zweimaligen Aufstellungen und blutigen Siege am Berg Isel, im Mai und im August 1809, waren größtentheils sein Verdienst. Erst las er dem Landsturme im freien Feld die Messe, dann stürmte er, das Kreuz in der einen, das Schwert in der andern Hand, auf den Feind. Auch als der Wiener Friede geschlossen war und Hofer mit schwerem Herzen die Waffen niederlegen geheißen hatte, „wollte sich doch (erzählt W. Menzel, Geschichte der Deutschen, V, 52) der heißblütige Kapuziner dem Befehl nicht fügen, und übernahm es auf eigene Faust, den Berg Isel zu vertheidigen, als am 1. November die Bayern unter Wrede abermals in Innsbruck einrückten. Indeß fand er nicht Anhang genug, und mußte nach hartem Kampf den Berg räumen." Dann geschah es zum Theil auf sein stürmisches Zudringen, daß Hofer das Volk noch einmal zu den Waffen rief. Nach dem Scheitern dieser letzten patriotischen Erhebung entkam Haspinger, wie auch Speckbacher glücklich nach Wien.

[**Antworten auf die Fragen eines steyrischen Volkszählungskommissärs.**] „Nr. 4: Johann Leitner, vulgo Scheiblermichel!" — „Hier!" — Wie alt seyd Ihr?" — „I woaß's net. — Du Jockl, woaßt Du's eppa?" — „No, i schätz' Di au an' schwachen Fufz'ger." — „Wie heißt Euer Weib?" „Leni." — „Helene oder Magdalene?" — I woaß's net." — „Habt Ihr Söhne?" — „Na" — „Aber Buben?" — Jo, zwa." — „Wie heißt der Aeltere?" — „Seppel." „In welchem Jahre ist denn der geboren?" — „Dös woaß i net." — „Wie alt ist er?" — Sechz'g Johr." — Was? Ihr seyd ein Fünfziger, und habt einen Sohn, der sechzig Jahre alt ist?" — „Ah, do han' i mi vergalelt, i han' mein Bruada g'moant." — Nachdem die Kinder mit Mühe eruirt sind, fährt Kommissär fort zu fragen: „Habt Ihr nicht noch Eltern im Hause?" — „Ja, d'Muada ist wohl daham, aber sie is scho stark in d'Siebz'g, dö zählt nix mehr!"

Wenige Tage vor dem Tode der **Rachel** kam ein Fremder von Cluny nach Canet, um der Künstlerin vorgestellt zu werden. Diese empfing seinen Besuch und unterhielt sich ziemlich lange mit ihrem Gaste. Am Schlusse spricht dieser den Wunsch aus, ein Autograph von Fräulein Rachel zu besitzen. Die Rachel verlangte Schreibzeug, und schreibt auf ein Blättchen von rosenfarbigem Papier die folgenden Worte: „In acht Tagen werden die Würmer und die Biographen anfangen, an mir zu zehren." Der Fremde wollte dieses Autograph zurückweisen; die Künstlerin drang aber in denselben und sagte: „Nehmen Sie immerhin, das sind vielleicht die letzten Worte, die ich schreibe."

In der seines guten Gerstensafts wegen renommirten Bierbrauerei „zum Lämmchen" zu **Offenbach** labten sich kürzlich zwei fränkische Flößer am Biere und es mundete ihnen so vortrefflich, daß sie Beide zusammen in einem ziemlich kurzen Zeitraum nicht weniger als 101 Schoppen dieses ihres Lieblingsgetränkes vertilgten. Während der ganzen Dauer des Vertilgungsprozesses beschränkte sich ihre ganze Unterhaltung darauf, daß der Eine bei jedem Zug ausrief: „Des Bier is guat!" und der Andere dieß bestätigend beifügte: „Jo des is gewieß."

Der französische Akademiker **Babinet** kündigt in der „Revue des deux Mondes" an, daß von den zwei Sonnenfinsternissen, welche im Jahre 1858 in Frankreich sichtbar werden, die des 15. März zu den merkwürdigsten des ganzen 19. Jahrhunderts gehören wird. Auch steht der große Komet Kaiser Karls V., auf den im vorigen Jahre vergebens gefahndet wurde, im Jahre 1858 mit größter Wahrscheinlichkeit zu erwarten.

Sprüchel von P. Abraham.

Wie der Feldscheer, so die Salbe,
Wie die Kuh, so die Kalbe.
Wie das Feld, so das Getreid',
Wie die Wiesen, so die Weid';
Wie der Meister, so der Jung,
Wie der Tänzer, so der Sprung.
Wie der Baum, so die Birnen,
Wie die Frau, so die Dirnen.
Wie der Herr, so der Knecht,
Wie der Soldat, so das G'fecht.
Wie der Hirt, so die Rinder,
Wie die Alten, so die Kinder.

Redakteur Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 17 Mittwoch, 20. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Dem stillen, thätigen, nützlichen und zufriedenen Leben, das die Familie geführt, entriß sie der eiserne Wille Dessen, den man fast allmächtig nennen konnte. Kaiser Nikolaus hatte den jüdischen Arzt aus Gründen, die Doktor Salomo nie näher bezeichnete, aus seinem Reiche verwiesen.

Es geschehen keine Wunder mehr, sagen die Weisen unserer Zeit. Die Welt ist wie ein großes Uhrwerk, das sich selbst aufzieht, das einzige perpetuum mobile, es bedarf keines Willens zu seinem Fortbestehen, zur Regelung seines Laufes. Es ist, und Rad an Rad greift ineinander so unendlich als unerklärlich, gleichviel was und wen diese unhemmbaren Räder mit ihren eisernen Zähnen erfassen und zermalmen. Ach, und blickt man nur einmal mit Ernst und Nachdenken ins Leben des einzelnen Menschen, und wäre es der einfachste, unbedeutendste, blickt man hinein mit dem Vorsatz Gottes Walten zu er-, nicht zu verkennen, wie bald, wie deutlich sieht man da die liebevolle Vaterhand, die leise ordnend die Verhältnisse fügt, die durch das Rücken eines Strohhalms, eines Fadens das Menschenherz auf den rechten Weg führt, die vor dem Bösen warnt, zum Guten leitet, das Rechte erkennen lehrt, den Fehler bereuen läßt. Der despotische Wille eines Fürsten hatte der verlassenen Gertrud eine Freundin, eine Lehrerin in Rahel, in dem alten Arzt einen wahrhaft weisen Erzieher gegeben. Die Neigung eines reichen Mannes zu mechanischen Spielereien gab Eduard Gelegenheit, den Grund zu denjenigen Kenntnissen zu legen, die ihm einst im Leben am nothwendigsten und förderlichsten zu seinem Fortkommen seyn sollten, und zugleich die Gelegenheit, sich durch eigenen Fleiß seine Lebensbedürfnisse zu erwerben. Fürs tägliche Brod arbeiten lernen, ist die erste Grundlage der Selbstachtung bei einem armen Kinde. Eduard durfte nicht Nanni um ein Paar Schuhe oder einen Rock bitten, weder für sich noch für seine Schwester. Er hatte beständig eine gewisse Summe vorräthig liegen und da er genau wußte, wie schwer ein Groschen zu verdienen ist, so hütete er sich wohl, ihn für Firlefanz auszugeben. Von der Mutter an strenge Achtsamkeit auf ihre Kleidung gewöhnt, verstanden beide Kinder dieselbe hübsch und anständig zu erhalten und obwohl sie nur sehr wenig darauf verwendeten, so sahen sie doch zu jeder Tageszeit sauber und niedlich aus. Lange schon hatten sie sich daran gewöhnt, ihre Schuhe selbst zu putzen, ihre Kleider selbst zu bürsten, lange schon ordnete Gertrud ihr und Eduard's Bett, fegte und wischte die Zimmer und wusch Tassen und Teller mit eigenen Händen aus.

Ein Gutes hatte die angestrengte Körperarbeit, der das kleine Mädchen sich unterwerfen mußte, was sogleich in die Augen fiel. Es erhielt sie gesund und färbte allmählig ihre einst so bleiche Wange mit zartester Rosenröthe. Gertrud litt nicht an der Bleichsucht, sie hatte keine hysterischen Zufälle. Mitten in Sorge, Schmerz und Entbehrungen war sie gesund und heiter, weil sie arbeitsam war und das Gefühl in sich trug, ihre Pflicht zu thun.

Eduard, der nun fertig englisch sprach, vortreffliche mathematische Kenntnisse sich angeeignet hatte und mit großer Akuratesse zeichnete, fühlte und erkannte, daß es für ihn einen Lebensberuf gebe, der ihm Ehre, Gewinn und Glück bringen mußte, das Studium der Baukunst. Einmal aber fehlten ihm die Geldmittel dazu und dann hielt er es auch für ganz unmöglich und unthunlich, Getrud zu verlassen, deren einziger Schutz er sowohl gegen den trunkenen Vater als gegen Nanni's zunehmende Anmaßungen war. Gertrud freilich durfte dieß nicht ahnen, sie würde ihr Herzblut hingegeben haben und unweigerlich allein geblieben seyn, um den lieben Bruder von den Banden zu befreien, die seinen Genius fesselten und oft dachte sie daran, an die ferne Mutter zu schreiben oder Mr. Smith, oder ihre jüdischen Freunde um Geldmittel anzusprechen; aber ihre stolze und edle Natur sträubte sich gegen Borgen und Betteln. Sie glaubte, daß jeder Mensch in seiner eigenen Arbeit die Mittel zum Fortkommen finden müsse, und hielt sich über-

zeugt, daß auch ihr und ihrem Eduard die Gelegenheit, sich mit Ehren durch die Welt zu helfen, werden würde.

Dabei lernte sie, ohne zu ermüden, bald durch den Unterricht Rahel's die feinen Arbeiten, mit denen arme Mädchen sich ihr nothdürftiges Brod zu verdienen pflegen, bald durch den Unterricht und das Gespräch des alten Arztes mancherlei Wissenschaften, die ihren Ideenkreis erweiterten, bald durch die Mittheilungen ihres Eduard englisch und endlich durch Uebung ihrer eigenen Kraft und ganz ohne Anleitung alle jene Fertigkeiten, die dem Weibe im Familienkreise ihren ehrenhaften Platz sichern.

Wie ein knospender Rosenstock an der Wurzel einer jungen Birke, so stand Gertrud an der Seite ihres sich mit jedem Tage kräftiger entwickelnden Bruders. Beide Geschwister, wohl werth, der Stolz und die Freude rechtlicher, pflichttreuer Eltern zu seyn, hatten außer den wenigen Freunden, die zufällige Verhältnisse ihnen gegeben, nur ihre gegenseitige Liebe zur Stütze in ihren Bestrebungen. Ueber ihnen aber wachte das Auge Gottes.

Bei Gertrud und Eduard bewährte es sich in jeder Stunde ihres jungen Lebens.

Verlassen und preisgegeben wie sie waren, ward die Armuth, die sie zu Fleiß und Sorgsamkeit nöthigte, ihre beste Erzieherin. Gemeinsame Entbehrungen, gemeinsamer Kampf gegen die Rohheiten und Vernachlässigungen ihrer Umgebungen stärkte und verdoppelte ihre Liebe, und ihre Sorgen, ihre Hoffnungen, ihr gänzliches Verlassenseyn von menschlicher Hülfe führten sie zu Gott! Ihre Armuth war es, die sie arbeiten, lieben und beten lehrte — und mehr kann kein Pädagog, kein Weiser und Schriftgelehrter einem Kinde, das er zu erziehen hat, beibringen; wer arbeiten, lieben und beten kann, der mag nun getrost vorwärts schreiten, er wird die Sonnenhöhe des Menschenthums erreichen.

Es war in einer rauhen Dezembernacht, als Gertrud und Eduard nicht schlafen konnten und sich über ihre Mutter unterhielten.

„Unsere Mutter“, sagte Eduard und schlang seinen Arm um der Schwester Nacken und lehnte seinen Kopf an ihre Schulter, „war besser und mehr als wir verstanden und dachten, Gertrud, Tag und Nacht geht es mir nicht aus Kopf und Herzen, ich weiß jetzt so gewiß, als ob ich in ihr Herz gesehen hätte, daß sie den Prinzen nur heirathete, um uns beistehen zu können, um uns aus der Noth, aus Schulden und Sorgen zu reißen. Sie konnte nicht viel sprechen, aber ich weiß, sie liebte uns. Gertrud, wir haben ihr Herz wohl oft mißverstanden, weil sie ihrem Gefühl nicht Worte geben konnte. Sie hat uns stets zu Fleiß und Ordnung angehalten, schonen und sparen gelehrt. Sie konnte Armuth nicht ertragen — vielleicht, liebe Schwester, weil sie fühlte, daß verschuldete Armuth unehrenhaft ist.“

„Still, Eduard, du sollst so nicht sprechen, du darfst es nicht, vergiß nicht, daß es unser Vater ist, den du seit einiger Zeit in deinem Herzen tadelst und verdammst. Kennst du das vierte Gebot nicht mehr? Laß uns dasselbe nie vergessen! Für Kinder, welche von ihren Eltern nur Gutes sehen und empfangen, ist es nicht gegeben, sondern für solche, die wie wir oft Schwächen und Fehler an den ihren entdecken. Man darf nicht den Befehl erhalten, Die zu ehren und zu lieben, die uns durch ihre Tugenden ehrwürdig werden, die uns durch tausend Wohlthaten Liebe einflößen, das kommt ja von selbst. Neulich las ich mit Rahel in der heiligen Schrift. Es ist schön, dieselbe zu lesen, wenn Jemand, der so gut und klug ist als der liebe Großvater Salomon, die unverständlichen Stellen erklärt, da lasen wir: „Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bache ausbacken und die jungen Adler fressen.“ Großvater Salomon sagte: „Das ist schrecklich anzuhören, wenn man bedenkt, wie viele schlechte und leichtsinnige Eltern es gibt, die ihrerseits ihre Pflichten gar nicht oder nur sehr mangelhaft erfüllen, die ihren Kindern nicht mit gutem Beispiele vorangehen, nicht für sie sorgen, nicht sie zum Guten erziehen, nicht sie in allen lebendigen Wahrheiten unterweisen und doch ergeht das Gebot und diese schwere Drohung des Herrn an alle Kinder.“ — Eduard ich wußte wohl, daß diese Worte uns galten und ich schwur in meinem Herzen, dem Vater immer eine gehorsame, liebreiche Tochter zu seyn, komme auch was wolle über uns und ihn. Sieh, wir wollen für uns selbst fühlen können, daß wir bessere — Eltern verdient hätten, daß wir den besten Ehre machen würden, wenn Gott sie uns gegeben. Es ist doch Gottes Wille, daß wir diese Eltern haben und keine andern und darum müssen diese, gerade diese für unser wahres Bestes die besten seyn.“

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Es läßt sich leicht erwarten, daß die Damen vom ersten Range, nach dem sie sechs Monate lang ihre Reize in Trauerkleider verhüllt, zu dem heutigen Tage, an dem sie zum ersten Male wieder in voller Pracht erscheinen durften, Alles aufgeboten hatten, um das Versäumte nachzuholen. Auch Her-

mine hatte sich, ihr Geschlecht nicht verleugnend, mit besonderer Aufmerksamkeit und sehr festlich geschmückt. Aber wenn auch wirklich an dem Prunke ihrer Kleider etwas zu wünschen übrig geblieben wäre, strahlte sie dennoch mit ihrer Schönheit, mit dem Liebreiz ihrer kindlichen Unschuld, wie ein Stern in dunkler Nacht über alle Uebrigen hervor, und erregte so den Neid ihrer Mitschwestern, die nicht begreifen konnten, und es sich doch stillschweigend gestehen mußten, daß dieser Betteldirne — wie man sie wohl heimlich zu nennen pflegte — Alles, was sie anlegte, und wenn es auch zehn und zwanzig Andere tausendmal besser, reicher und seltener hatten, besser stand als jenen. Auch daß Hermine die beste Tänzerin der Residenz war, konnten ihr die Töchter des Staatsministers, des Oberhofmarschalls und des Oberstallmeisters kaum vergeben; und damit der Verdruß dieser Damen den höchsten Grad erreichte, mußte auch noch der Herzog sich herablassen, eine ganze Viertelstunde ausschließlich mit der Wunderlieblichen sich zu unterhalten. Um indeß ihren Neid nicht laut werden zu lassen, fanden die Meisten es für gerathener, ihn hinter Schadenfreude zu verbergen, und trösteten sich selbst und Andere damit, daß ein solches Geschöpf als Hermine, von der man nicht wußte, von wannen sie gekommen, allerdings für den beabsichtigten Zweck passend seyn möchte, wozu sich die schönen Neiderinnen zu erhaben fühlten.

Weit entfernt war indeß der edle Fürst, auch nur einen solchen Gedanken Raum zu geben. Ganz andere, seinem Herzen näher angehende Gründe veranlaßten denselben, das schöne Mädchen näher kennen zu lernen. Aber auch Hermine war weit entfernt, alle ihr an diesem Tage widerfahrenen Huldigungen mehr als etwas Gewöhnliches aufzunehmen; ihre kindlich reine Seele war mehr mit edlen Gedanken beschäftigt, als mit all dem herz- und geistlosen Geschwätz, womit hier die Zeit getödtet wurde; und so hatte sie vergnügt, aber ruhig eine Nacht hingebracht, wo sie unwissend der Gegenstand so vieler Beunruhigung geworden war.

Am zweiten Morgen erwartete Hermine mit besonderer Ungeduld ihren seitherigen Lehrer und Freund Steinhof, einen überaus gelehrten Vikar, der der Generalin von ihrem Beichtvater, dem Konsistorialrath S., zur weiteren religiösen Ausbildung für Hermine empfohlen worden war, und derselben seit längerer Zeit täglich Religionsunterricht ertheilte.

Gottlob! rief Hermine, daß ich Sie wiedersehe. Wären Sie in dieser Stunde nicht gekommen, so hätte ich die Mutter gebeten, zu Ihnen zu schicken, um sich nach Ihrem Wohlbefinden erkundigen zu lassen.

Mein Herz ist Ihnen für diese zarte Aufmerksamkeit verbunden, mein Fräulein. Sie hielten mich also für krank?

Mußt' ich denn das nicht, da Sie mir gestern durch Ihr Nichtkommen eine ganze Stunde Ihrer Gegenwart entzogen?

Ich setzte voraus, daß Sie, von der vorhergehenden Ballnacht ermüdet, der Ruhe bedürfen würden, um Ihren Geist wieder gehörig zu sammeln.

O, ich versichere Sie, ich bin und war gar nicht müde.

Wirklich nicht? Dann freilich muß ich, der versäumten Stunde wegen, um Verzeihung bitten. Doch wollen wir nicht unsern Unterricht beginnen? Wir haben heute von der Liebe und Eintracht.

Ach ja, erzählen Sie mir von der Liebe und von der Eintracht."

Das größte Beispiel der Liebe und Eintracht, mein Fräulein, gab uns Jesus. Aus Liebe für die Menschheit entbehrte er Alles, ja selbst das Allernothwendigste. Um einem Unglücklichen zu helfen, unternahm er beschwerliche Reisen, litt Hunger und Durst, und entbehrte sogar von seinem Schlafe. Er gab den Blinden ihr Gesicht wieder, und den Tauben ihr Gehör; er heilte die Aussätzigen, und erweckte die wieder, die schon mit dem Tode in Gemeinschaft standen. Um seinen Jüngern ein Beispiel der Liebe und Eintracht zu geben, wusch er ihnen die Füße, und gab ihnen dabei die vortreffliche Lehre: sich stets einander zu lieben, damit Jedermann erkennen möge, daß sie seine Jünger wären. Ja, seine Liebe ging so weit, daß er sich seinen Feinden in die Hände lieferte, und für seine Freunde willig in den Tod ging. Wollen wir nun, mein Fräulein, dem großen Meister, dem unsterblichen Lehrer, von dem wir Alles haben, durch den wir Alles sind, immer ähnlicher zu werden suchen: so müssen wir uns bestreben, unsere Nebenmenschen immer mehr und mehr zu lieben, mit ihren Fehlern und Schwachheiten Nachsicht zu haben, und sie, wenn sie auf dem Wege der Tugend wanken, nach unsern Kräften unterstützen.

Aber sollen wir denn alle Menschen mit gleicher Liebe lieben? fragte Hermine, und schien auf die Antwort ihres Freundes, dem sie dabei recht freundlich in's Auge sah, sehr begierig zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Das Frühjahr naht heran, die Gartengeschäfte beginnen schon mit dem Monat Januar. Mit ihnen erhebt sich in jedem Jahre die Frage, das Verlangen, nach einem in der That **praktischen Gartenbuche**. Deren gibt es zwar eine große Zahl, kommt aber der Dilettant zur Lektüre, so ist er ge-

zwungen, sich erst durch manchen dicken Band durchzuarbeiten, um dasjenige herauszufinden, was ihm für den nächsten Augenblick wissenswerth seyn mag. Hat er nun endlich den Born gefunden, so ist ihm dieser in vielen Fällen durch unklaren Vortrag, oder voraussichtlich unstichhaltige Verfahrens-Angaben unzugänglich gemacht. In vielen Gartenbüchern, so schätzenswerth sie auch sind, ist nicht einmal für die gewöhnlichsten täglichen Vorkommnisse im Gärtner-Geschäftsleben Rath gegeben, was man kaum glauben möchte. — Einer wirklich zeit- und zweckgemäßen Anforderung entsprechend, ist nun im Verlage der Expedition der Frauendorfer Blätter in Passau ein (durch alle Buchhandlungen beziehbares) Werk komplet erschienen, das ohne Zweifel von jedem Gartenfreunde und Landwirthe mit Freuden begrüßt werden wird, nämlich: Frauendorfer Gartenschatz. Eine ausgewählte Sammlung geprüfter Rathschläge und Hülfsmittel zum schwungreichsten Betriebe des gesammten Gartenbaues nach den neuesten Erfahrungen. Für Blumisten, Gemüsegärtner, Obst- und Weinbauer, Landwirthe, Institute, so wie für jedes Haus und jede Familie. Herausgegeben in Verbindung mit der praktischen Gartenbau-Gesellschaft in Bayern zu Frauendorf, von Eugen Fürst, Vorstand der Gesellschaft, Redakteur der Frauendorfer Blätter ꝛc. 8 Lieferungen in 8. mit Umschlag à 24 kr. rhein. Dieses Buch zeichnet sich dadurch günstig aus, daß die verschiedenen Artikel der leichtern Auffindung und Uebersicht wegen alphabetisch (lexikarisch) geordnet sind, jeder daher ein für sich geschlossenes Ganze bildet, so daß der hülfebedürftige Leser nicht erst lange in den Kapiteln herumzuforschen braucht, um zum Ziele zu kommen. Im ganzen Buche ist kein Mittel zu entdecken, das auf falsche Angaben gefußt wäre, es darf also der Laie, vertrauend auf ein gutes Ergebniß, jeden Rathschlag befolgen, ohne der Gefahr der Irreführung ausgesetzt zu seyn, was an und für sich ein großer, berücksichtigungswürdiger Vorzug ist. Im Uebrigen sind es die geprüften Erfahrungen einer hochgeachteten vaterländischen Gesellschaft, welche hier in strenger Richtung niedergelegt sind, was dem Unternehmer auch zur Empfehlung gereicht. Die erste Lieferung umfaßt den Kreis der Blumenzucht, die zweite den Gemüsebau, die dritte und vierte die Obstbaumzucht, die fünfte: Pflanzenkultur im Allgemeinen, die sechste: Benutzung der Gartenprodukte für den Haushalt (für Frauen und Töchter von ungemeiner Wichtigkeit), die siebente: der Weinbau und die Maulbeerbaumzucht, die achte: bewährte Vertilgungs-Mittel der in Gärten, Gewächshäusern, Baumschulen ꝛc. schädlicheren Thiere, und Heilung einiger am häufigsten vorkommenden Pflanzen-Krankheiten. Die äußere Ausstattung ist elegant zu nennen. Bereits hat sich die Kritik auf das Günstigste über diesen wahren Garten-Schatz ausgesprochen, mehr aber, als Worte, sagt der bis jetzt erzielte bedeutende Absatz, welcher Tag für Tag sich vergrößert.

Mannigfaltigkeiten.

Zur Erklärung des im indischen Kriege so oft genannten „Gwaliorkontigentes" diene Folgendes: Gwalior, das indische Gibraltar genannt, ist eine Bergfeste im Königreich Sindia, dessen Herrscher den gleichen Namen führt. Das ganze Land wird häufig, eben so wie die erwähnte Stadt Gwalior genannt. Bekanntlich hatten die Engländer, um ihr aus Eingebornen bestehendes indisches Heer zu verstärken, mehreren der einheimischen Herrscher die Verpflichtung auferlegt, auf ihre Kosten ein Kontingent zu unterhalten, dessen Stärke vertragsmäßig festgestellt war. Diese Truppen wurden in denselben Landstrichen geworben, wie die in dem britischen Heere dienenden Sipahis. Auch war ihre Organisation und Disziplin ganz dieselbe. Das Experiment war ein gefährliches. Auch der Mahratten-Fürst Sindia hatte ein solches Kontingent. Als die Meuterei losbrach, schloß sich dasselbe den Meuterern an. Doch dauerte es lange, bis es gegen die Engländer in's Feld rückte. Anfangs hielt der Fürst, zum Theil durch Ueberredung, zum Theil durch Drohungen, zum Theil mit Hülfe seiner andern Truppen, das widerspänstige Kontingent einigermaßen im Zaum und verhinderte es, zu den Aufständischen in Delhi oder Cawnpure zu stoßen. Schließlich jedoch brach es in offene Rebellion aus, zeichnete sich aber in seinen Bewegungen durch große Planlosigkeit aus. Es bildete eine kleine Armee für sich, furchtbar durch Organisation und Ausrüstung.

„Das Waisenhaus des kaiserlichen Prinzen," zur Feier seiner Geburt von den Bewohnern von Paris und des Seinedepartements gestiftet, zählt heute 152 Pupillen, von denen 59 Lehrlinge sind; die durch sie hervorgebrachten Unkosten werden durch die Zinsen der gelegentlich der Geburtsfeier von dem Departement der Seine gesammelten Summen gedeckt, welche 4500 Fr. betragen, und einen jährlichen Zuschuß von 30,000 Fr., den der Kaiser gibt. Das Waisenhaus ist daher mehr eine Stiftung des Kaisers Louis Napoleon als der Pariser.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 18 Donnerstag, 21. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„O du bist gut, Gertrud, bist engelgut und auch verständig", sagte Eduard, die feine Wange der Schwester streichelnd, „ich werde mich gewiß auch nie gegen den Vater vergessen — sey er, wie er immer wolle."

„Das ist nicht genug, Eduard, du mußt ihn lieben und ehren, es ist ja unser Vater."

„Ich liebe ihn, Gertrud, schon weil ich ihn so sehr bemitleide — das Herz wendet sich mir um, wenn ich ihn ansehe. Ehren? liebe Schwester, ich ehre die Vaterwürde, den Begriff Vater in ihm, ich ehre Gottes Gebot in ihm, indem ich ihm nie widerstrebe, ihm alle Achtung bezeige, die ich dem besten Vater nur bezeigen könnte, ja mehr als diesem, denn dem gegenüber bedürfte ich nie der Selbstüberwindung zu einem ehrfurchtsvollen Betragen. Seinen Charakter ehren kann ich nicht, das kann selbst Gott mir nicht befehlen, denn es widerspräche das allen andern Geboten, ich kann Schwäche in Folge eines unausrottbaren Lasters an einem Menschen beklagen, aber ich muß sie, wo ich sie auch finde, immer verachten."

„Still!" sagte Gertrud und legte die Hand auf den Mund des Knaben.

„Unser unglücklicher Vater, sprach Eduard, büßt durch seine Abhängigkeit von dieser Nanni wohl mehr als er verschuldet hat, das ist gewiß. Bezahle ich ihr nicht Das, was wir brauchen, durch den Ertrag meiner Arbeiten, ich hätte längst an unsere ferne Mutter geschrieben, viel lieber wollte ich von ihr als von diesem Weibe Etwas annehmen; das Geld, das sie besitzt, kann sie nicht auf ehrlichem Wege erwerben. Ich habe schreckliche Geschichten bei Tom Smith gehört, von Diebesbanden, die ihre Verbrechen ganz geschäftsmäßig betreiben und so schlechter Weiber bedürfen, um gestohlene Sachen zu verkaufen, von Falschmünzern und vielen andern schändlichen Handwerken. Nanni muß so etwas betreiben, es kann nicht anders seyn und sie nimmt gewiß einst noch ein schreckliches Ende."

„Eduard", sagte Gertrud und ihre Stimme begann zu zittern, „laß Nanni — wir sind nicht ihre Richter; aber sieh, mein Bruder, wäre es nicht überhaupt gut, wenn du dich an die Mutter wendetest. Du brauchst Geld, um was zu lernen, ach, du müßtest das Baufach studiren, Tom Smith hat ganz Recht, der Mutter wäre es eine Kleinigkeit, und ich weiß, es würde sie glücklich machen, wenn sie für dich sorgen dürfte."

„Ich will dir was sagen", entgegnete der Knabe, „wir haben jeder unsern Glauben, Gertrud, und wir müssen ihm schon nachleben. Du, mein Schwesterchen, glaubst an Gott und die Engel, die die Schwachen und Verlassenen schützen, ich — ich glaube an meine eigene Kraft. Im Grunde ist es wohl dasselbe, denn die Kraft, die ich mir zutraue, ist mir ja auch von Gott gegeben. Sieh, als die Mutter von uns ging, da grollte es in mir bitter, bitter! Ich hätte diesen reichen Mann, diesen Prinzen, der sie uns stahl, mit eigener Faust erschlagen mögen. Unsere Mutter, Gertrud! Du weißt nicht, kannst nicht wissen, wie ich sie liebte. Sie war so schön, so prächtig, sie stand wie eine Gottheit, wie ein Bild in Marmor, immer still, schön und ernst neben dem Vater, der sich im Schmutz der Niedrigkeit wälzte. Wo sie hintrat, schien sie Sauberkeit und Licht um sich zu verbreiten. Sie verließ uns, o, das war ein Schmerz, ein Grimm in mir, Gott hat ihn gesehen! Geh! dachte ich, als sie sich abwandte, geh, sey reich, sey vornehm, verlaß uns, mich sollst du nicht wiedersehen, nicht wieder von mir hören, bis ich dir zeigen kann, daß du einen Sohn verlassen hast, der werth war, daß er dir angehörte, der es verdiente, daß du ihn jedem andern Glück vorgezogen. Sieh, das dachte ich; es mag schlecht gewesen seyn, aber ich kann nicht anders, ich habe es mir selbst geschworen, sie nicht früher wiederzusehen, nicht eher an sie zu schreiben, bis ich durch mich selbst, ohne sie und ihren Prinzen, ein Mann geworden, der sich getrost den Sohn einer Prinzessin Moroschin nennen kann. Ich will was Rechtes werden, Gertrud,

und ich werde es! Nicht durch das Gold, das meiner Mutter Gatte mir gibt, sondern durch meine eigene Kraft, durch mein festes Wollen, meinen Fleiß. Wer reich ist und vornehm, dem ist es leicht, zu Ehren zu kommen — aber es sind auch Ehren danach; ich will die höchsten Ehren erstreben, die Ehren, die man sich selbst geben kann.«

Gertrud küßte ihn innigst und liebevoll, stand auf machte ein wenig Feuer im Ofen an, entzündete die kleine Lampe, die sich Eduard gekauft und bei deren Licht Beide schon manche liebe Stunde gearbeitet hatten. Auch jetzt leuchtete sie dem Fleiße der Geschwister, die dem Tage entgegenarbeiteten, der allmählig grau und düster in ihr Stübchen sah.

„Ich koche dir Kaffee, Eduard, bevor du hinüber zu Smith gehest«, sagte Gertrud.

„Laß nur«, entgegnete der Knabe, „ich werde noch oft mit einem Glase Wasser als Frühstück vorliebnehmen müssen. Laß nur, es schadet ganz und gar nichts.“

„O, ich habe noch Kaffee“, lachte das Mädchen, »wenn du ein großer Mann werden willst und solche Pläne und Gedanken hast — ich habe die meinen auch, ich will so fleißig und sauber und so wirthschaftlich werden wie die Mutter, will auch immer etwas vorräthig haben wie sie, und aus allen Lümpchen was Nettes machen; aber lieber Junge, du glaubst nicht wie sehr schwer das ist.«

Siehst du, Gertrud, siehst du, das ist das größte Lob, das du ihr nachsagen kannst, es ist sehr schwer, so gut zu seyn wie sie.«

Der Wintermorgen schaute mit einem lächelnden Sonnenblick in das Stübchen, wo die verlassenen Kinder die Tugenden ihrer Mutter anerkannt und ihre Fehler vergaben und so ernstlich sich vorgenommen hatten, den Vater trotz seines Lasters, seiner Schwäche kindlich zu ehren. Die Sonne konnte keinem schönern, erhabenern Schauspiel auf diesem Erdball leuchten.

Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, sagt die Bergpredigt, obgleich das kleinste Samenkorn, birgt es doch eine Staude, die den Vögeln unter dem Himmel Schutz gibt. Der feste und reine Vorsatz eines Menschen, die ihm obliegenden niedriegen und kleinlichen, schweren Pflichten zu erfüllen, ist das Senfkorn, keimend und wachsend wird es zur Riesenpflanze, die Schatten um sich verbreitet in allen Gluthen des Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Variationen über das alte Thema „Geld!“

Die Welt wird eingetheilt in zweierlei Menschen, in Menschen, die Geld haben, und in Menschen, die kein Geld haben, das sind aber gar keine Menschen, es sind entweder Teufel, nämlich: arme Teufel, oder es sind Engel, nämlich: Engel der Geduld und der Entsagung!

Ohne Geld, ohne Zähne und ohne Frau kommen wir auf die Welt, und ohne Geld, ohne Zähne und Frauen gehen wir wieder aus der Welt. Also was haben wir im Ganzen auf der Welt gemacht? Wir haben Geld geschlagen, Zähne gemacht und Frauen genommen! Eine schöne Bestimmung! Bis man die Zähne und die Frauen bekommt, hat man Fieber, Schmerzen, Leiden und Krämpfe aller Art, hat man sie einmal, so thun sie Beide einem durchs ganze Leben weh, und oft muß man sich Zahn und Frau wieder herausreißen lassen. Die Zähne und die Frauen kommen von selbst, und wenn man sie nicht recht sorgfältig behandelt, so werden sie Beide locker; allein das Geld kommt nicht von selbst, und oft geht ein Mensch aus der Welt, ohne Geld gehabt zu haben, und ich wäre sehr neugierig, die Antwort eines solchen Menschen zu hören, wenn er dort drüben gefragt wird: »Was hast Du auf der Welt gemacht?“

Man sagt: »Das Geld kommt nicht recht unter die Leute!“ Das ist nicht wahr! Die rechten Leute kommen nicht unters Geld! Wenn nur die rechten Leute das Geld hätten, so käme das Geld schon recht unter die Leute!

Wer hat das Geld? Die reichen Leute! Das ist das Unglück! Wenn einmal die armen Leute das Geld hätten, dann würden wir erst sehen, was ein so reicher Kauz für ein armer Mann ist! Es ist keine Kunst reich zu seyn, wenn man viel Geld hat, und es ist kein Verdienst, arm zu seyn, wenn man kein Geld hat.

Was ist Geld? Geld ist eine Ziffer, die nur bei Nullen, die sich selbst hintenan setzen, großen Werth gewinnt.

Was ist Geld? Geld ist ein metallener Stiefelabsatz für kleine Leute, damit man glaube, sie wären eben so groß als Andere.

Was ist Geld? Geld ist eine Entschädigung, die Gott oft Menschen unter der Bedingung gibt, daß sie sich ja nicht unterstehen, von den Erdengütern „Verstand« und »Geist« etwas an sich zu bringen.

Was ist das Geld? Geld ist der metallene Handgriff zu einem Herzensglockenzug, der inwendig abgerissen ist.

Was ist Geld? Geld ist der öffentliche Anschlagzettel eines Herzens:

„Hier ist das Betteln verboten!“

Was ist Geld? Geld ist die räthselhafte Erklärung eines Wesens, welches sein Ich mit folgenden Worten definirt:

„Wäre ich nicht, was ich habe, so hätte ich nicht, was ich bin.“

Was ist aber kein Geld?!!! kein Geld!! kein Geld!!

Kein Geld ist ein Ding, von dem alle leeren Taschen voll sind, und welches der Mensch, der nichts in der Hand hat, mit den Fingern greifen kann.

Kein Geld ist das Alibi eines Wesens, welches zeugen sollte, daß wir wirklich auf der Welt sind.

Kein Geld ist ein konsensuelles Leiden, welches wir durch eine anhaltende Obstruktion der Fortuna erdulden.

Kein Geld ist eine leise Einladung der Natur, Schulden zu machen, und ein lauter Befehl, sie nicht zu bezahlen.

Kein Geld ist eine mit sympathetischer Dinte geschriebene Anweisung auf das Himmelreich, die kein Mensch hier lesen kann, bis man den Sand vom Grabe auf ihn streut.

Kein Geld ist die romantische Ehe von zwei Sylben, die ein Leib und eine Seele sind, und die in siebenzig Jahren weder eine silberne noch eine goldene Hochzeit feiern.

Kein Geld ist die Erklärung des Schicksals, daß unsere siebenzig Jahre mundtodt sind.

Kein Geld ist ein unwiderstehlicher Hang unserer Börse zur Melancholie und gänzlicher Abgeschiedenheit aus unglücklicher Liebe zu einem nicht zu erreichenden Gegenstande.

Kein Geld ist das auf Wasser- und Brod-Setzen unseres Geistes, doch auf das Wasser der Poesie und auf die Brodwissenschaften.

Kein Geld ist eine Exposition zu gar kein Geld, eine Präposition zur abstrakten Philosophie, eine Position zu einem Finanzminister, und eine glückliche Disposition zu einer platonischen Liebe.

Kein Geld ist ein Mensch ohne Geld, zu dem der Mensch fehlt.

Kein Geld ist ein permantes Abonnement suspendu unsere Brieftasche.

Kein Geld ist ein siebenzigjähriges Niesen der Taschen, wobei die ganze Welt sagt: „Helf Gott!“

Kein Geld ist ein Gassenhauer, den die gemeinen Menschen laut singen, die Vornehmen aber nur in ihren vier Wänden zwischen den Lippen summen! —

Kein Geld ist ein leichtes Kopfweh bei hohen Herrschaften, eine Uebelkeit beim Adel, eine Krankheit beim Militär und eine tödtlicher Nervenschlag beim Kaufmann.

Kein Geld ist der schwarze Staar in den Fingerspitzen.

Ach! was ist der Mensch ohne Geld? Eine abgeleierte Anekdote, ein aufgewärmtes Gericht, ein Text ohne Melodie, eine alte Coquette, eine abgefallene Frucht, eine verlorener Pudel ohne redlichen Finder, ein Kalender vom vorigen Jahr u. s. w.

Ohne Geld kann kein Fürst regieren, kein Minister ministriren, kein Feldherr zu Felde ziehen, kein Baumeister bauen, kein Maler malen, kein Bauer ackern, blos der Sänger und der Dichter, sie singen und dichten ohne Geld; der Dichter dichtet erst recht, wenn er kein Geld hat, er dichtet, wenn er eines bekommt.

Magos.
(Saphirs Humorist.)

Berichte aus Indien.

Ueber die Drangsale der Besatzung von Lucknow hat der Brigadier Iglis einen interessanten Bericht gemacht, dem wir Folgendes entnehmen. Am Abend des 29. Juni erhielt der leider zu früh verstorbene Sir Henry Lawrence in Lucknow die erste Nachricht, daß die Meuterer im Anzuge seyen; am nächsten Tage zog er ihnen entgegen, aber er hatte ihre Macht unterschätzt, und als obendrein im entscheidenden Augenblick seine Kanoniere (aus Audh geworbene Leute) verrätherisch zum Feinde übergingen, mußte er froh seyn, mit großem Verluste die Residenz (die Citadelle) wieder erreichen zu können. Jetzt galt es, diese zu behaupten, und um dieses mit einem so geringen Häuflein streitbarer Leute zu können, mußte das alte Fort preisgegeben werden. Es wurde sammt seinen 280 Fässern Pulver und 6 Millionen Patronen rechtzeitig und ohne weiteren Unfall in die Luft gesprengt. Sir Henry Lawrence starb am 2. Juli, man darf wohl sagen in Folge eines unbegreiflichen Eigensinns. Tags zuvor war in der Stube, in der er mit einem Freunde saß, eine Bombe geplatzt, ohne ihn zu beschädigen. Alle baten ihn nun, die von den feindlichen Kugeln so sehr bedrohte Stube mit einer andern zu vertauschen; ihre Vorstellungen waren vergebens, und in dieselbe Stube schlug am 2. wieder eine Bombe ein, und dieses zweite Mal traf sie den wackern Mann; er starb an der erhaltenen Wunde nach einigen Tagen. Anfangs Juli war die Residentschaft vom Feinde hermetisch zernirt; Tag und Nacht wurde sie aus 20 bis 25 Geschossen, die oft nur 150 Fuß weit von den englischen Vertheidigungswerken postirt waren, beschossen. Alle Gebäude in der Runde waren vom Feinde besetzt; unter ihrem Schutz unterhielt er ein unausgesetztes

furchtbares Feuer gegen die Belagerten, und wohl 8000 Mann feuerten oft zu gleicher Zeit. So verstrichen unter fortwährenden Kämpfen und Entbehrungen lange 87 Tage, bis Havelock mit Outram als die ersten Retter erschienen. Viermal hatte der Feind einen allgemeinen Sturm gewagt und mehrmals die schwächsten Punkte unterminirt. Um solchen Angriffen zu widerstehen, mußte verzweifelt gekämpft werden. Jeder half nach Kräften, und die Frauen thaten das Ihrige, pflegten die Verwundeten, halfen Leichen verscharren und führten mit den Anderen die Schaufel. Nur so war es möglich, daß der Feind, trotz seiner ungeheuren Uebermacht, der Besatzung binnen 87 Tagen auch nicht einen Zollbreit Terrain abgewinnen konnte. Ehre dabei zumeist jenen treuen eingeborenen Soldaten des 13., 48. und 71. Lienienregiments, das mit zur Besatzung gehörte; ihre Treue ist thatsächlich im Feuer erprobt worden. Alle, die von ihnen diese Schreckenszeit überlebten, werden zur Erinnerung fortan in ein besonderes Regiment untergebracht werden, das den Namen „Regiment von Lucknow“ führen wird, und auch sonst wird man die Braven zu belohnen wissen. Noch als Havelock und Outram schon in Lucknow eingedrungen waren, befand sich die Besatzung mit den Rettern in höchst bedrängter Lage. Erst die Ankunft Campbells mit dem Entsatzheere machte allen Befürchtungen für die nächste Zukunft ein Ende.

Mannigfaltigkeiten.

Aus New-York wird berichtet: Wegen der Wahl des Gouverneurs, ob Wood oder Tiemann, war zwischen den Herren Gilbert und Brown eine Wette eingegangen worden. Der Verlierende war gehalten, eine Klafter Holz zu sägen und zwar auf öffentlichem Platz von Mittags 1 Uhr an. Gilbert, der für Wood gewettet, hatte verloren und stellte sich zur bestimmten Zeit, angethan mit einem blauen Hemd, auf der für ihn eingerichteten und von einer zahllosen Menschenmenge umgebenen Plattform. Holzbock und Sägen waren mit Bändern geziert. Brown mußte ihm die Scheiter langen. Ein donnerndes Hurrah erscholl, als das Sägen begann. Bei dem achten Scheit fing Gilbert an, Blasen in den Händen zu bekommen und verlangte ein Paar Handschuhe. Einen Augenblick später verlangte er einen neuen Halt, um eine Erfrischung zu nehmen im nächsten Hotel, was ihm zugestanden wurde. Die Massen drängten sich immer mehr, und alle Fenster waren mit Damen angefüllt, die den Säger ermunterten und ihre Tücher schwangen. Eine warf ihm einen Strauß zu, eine andere schickte ihm ein Glas Wachholder, eine dritte eine Flasche Wein mit Sandwichs auf einem Teller; später kam ein zweiter Blumenstrauß mit einem goldenen Ring. Ungefähr um 4 Uhr war Gilbert mit seiner ihm durch solche Theilnahme versüßten Aufgabe fertig geworden; dabei hatten ihn aber einige Gamins tüchtig durch Wegschleppen von Holz unterstützt.

Die „W. Z.“ ertheilt einige Strophen aus einem Gedichte des Kommunallehrers Lemke in Kulm mit, welches derselbe zu Neujahr dem preußischen Kultusminister gewidmet hat. Die Verse werden auch unsere Leser erheitern. Sie lauten:

„Und dieser Segen scheinet, Exzellenz,
Wie sehr ihn Tück' und Bosheit auch verhehlen,
Bei Wahlen des geschäftlichen Moments
Seit Jahren wirklich Ihnen nicht zu fehlen.
Schon der Erlaß der Schul-Regulative,
So wie auch anderer Verwaltungsbriefe
Bezeugt, wie es die Folgen ja ergaben,
Daß Sie das Rechte nur ergriffen haben.

Drum weht auch durch die ganze Monarchie
Ein frischer Geist des Ringens und des Strebens,
Und selbst des Franken kühne Phantasie
Erblaßt beim Anblick dieses geist'gen Lebens.
Und den Impuls, es gaben und ausübten
Ihn nicht allein Erlasse von Reskripten,
Auch Ihr Bedacht, des Lehrers Noth zu lindern,
Hat Antheil dran und dazu nicht den mindern.

Denn während man dem Volkserzieher nur,
So sehr ihn auch des Hauses Jammer drückte,
Im Gegensatz zum Laufe der Natur
Die Aussicht auf den Lohn in's Jenseits rückte,
So sprachen Sie im Mai des vor'gen Jahres
Ein Wort des Trostes und ich glaub' ein wahres:
Es solle mit der Zeit schon hier auf Erden
Auf unsern Lohn Bedacht genommen werden.“

Der älteste deutsche Männergesangverein in den Vereinigten Staaten ist der vor 23 Jahren durch Herrn P. M. Wollsteffer in Philadelphia gegründet und bisher geleitete. Der Dirigent legte im vorigen Monate sein Amt nieder; die Gesellschaft ernannte ihn zu ihrem Ehrendirigenten und überreichte ihm einen prachtvollen silbernen Pokal mit der Inschrift: „Dem Stifter des herrlichen deutschen Männergesanges in Amerika.“ Alle größere Städte der Union, wo viele Deutsche ansäßig sind, haben jetzt Männergesangvereine.

[Umgedrehtes Verhältniß.] „Kreuzhimmel . . . .“ da sagen die dummen Leute immer: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.“ Mir geht's anders. Mir wird's im Examen bei dem heiß, was ich nicht weiß.

Redakteur Gustav Neffert
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 19 — Freitag, 22. Januar — 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

In den ersten Stunden des grauen Dezembertags, gerade als der freundliche Lichtstrahl auf die Kinder ihrer betrogenen Herrin fiel, gab Nanni einem Mädchen das Leben, das sie mit jener instinktmäßigen Liebe betrachtete, welche die roheste Menschenmutter mit der Hyäne und Tigerkatze theilt.

Bergenau war mit seinem gewöhnlichen Stöhnen und Klagen endlich auch erwacht, er verließ sein Lager wie immer, ein zitternder gebeugter Greis, in dessen schwammigem Gesicht die Augen wie zwei ausgebrannte Kohlen mit glühenden Rändern lagen.

Das Ereigniß wurde ihm mitgetheilt und mit schlotternden Knieen schleppte er sich an das Bett des Weibes, das er jetzt das seinige nannte; er betrachtete das Kind mit mißtrauischen scheuen Blicken. Hermione's schönes Bild mit dem Knaben, seinem Erstgeborenen, im Arm, schien ihm aus weiter dämmernder Ferne zuzuwinken und die Thräne, die sich an seiner Wimper sammelte und langsam auf die Stirn des kleinen Geschöpfs niedersank, war etwas reiner als die Ströme, die er jetzt so oft und so leicht in einem gewissen Stadium des Rausches zu vergießen pflegte.

„Gehe nun und thue es den Kindern zu wissen, Bergenau, daß sie eine Schwester haben", sagte Nanni nach einem kurzen Schweigen.

„Sie werden es zeitig genug hören", entgegnete er finster, „was soll ich den unschuldigen Seelen meine Schande und mein Elend auch nur eine Minute früher sagen, als sie es von selbst erfahren."

„Fluch über dich!" murmelte das Weib mit tiefem und grausigem Groll, „seine Schande, sein Elend, als ob es dem Trunkenbold —"

Sie kehrte sich gegen die Wand und beendete den Satz nicht. Bergenau suchte die Schlüssel zu dem Schranke, in welchem Nanni den Branntwein aufzuheben pflegte. Es stand eine Flasche Sprit in demselben, den sie ihm sonst nur in einem Gemisch mit Wasser und Zucker zukommen ließ. Sie sah, daß er sich ein Glas voll einschenkte und ließ ihn die flüssige Flamme in seinen Körper gießen, mit dem unausgesprochenen, aber in jedem Nerv gefühlten Wunsch, sie möchte ihn tödten; aber sie belebte ihn nur, sein Körper erhielt Spannkraft, er konnte sich fest und aufrecht erhalten, er kleidete sich an und ging aus dem Hause, wohl versehen mit Geld, das er aus Nanni's Börse genommen, ohne seine beiden seit Stunden arbeitenden Kinder auch nur einen Augenblick gesehen zu haben.

Eduard ging zur gewöhnlichen Stunde zu Smith und Gertrud, um dort aufzuräumen, in das Wohnzimmer, wie es ihre tägliche Pflicht und Gewohnheit war.

Nanni lag in der Kammer neben demselben, sie hörte das Geräusch des Fegens und Wischens.

„Komm herein, Gertrud", sagte die Wöchnerin.

Leise mit bebenden Knieen trat das jungfräuliche Mädchen an das Bett des Weibes.

„Du hast eine Schwester bekommen diese Nacht", flüsterte Nanni, sieh sie dir an, Mädchen."

Gertrud trat an das Körbchen, in dem das Neugeborne schlief. Ihr tiefer seelenvoller Blick ruhte lange, lange auf dem sanft schlummernden Kinde, es war so klein, so hülflos, so warm, es erschien ihrem weiblichen Instinkt so schön und lieblich. Der Geist der Liebe breitete seine Flügel aus in dem Herzen des sanften Mädchens. Unendliches Mitleid mit der Hülflosigkeit, unendliche Theilnahme für die Lieblichkeit des jungen Geschöpfchens durchwogten in weichen warmen Wellen ihre Seele; sie sank neben dem Lager des Kindchens auf die Knie, hauchte auf die weiche Flaumwange einen innigen Schwesterkuß und sagte, nur Gott in ihrem Herzen hörbar: Ich will dich lieben, pflegen, erziehen und nie verlassen, so wahr mir Gott helfe!

Gertrud's guter Engel verzeichnete ihr kindliches Gelübde im Buche des Lebens.

Tage und Woche vergingen. Bergenau kümmerte sich um Alles, was in seinen vier Pfählen

vorging, gar nicht, er trank und trank und Nanni that ihm dabei allen Vorschub. Auch die Zeit kam endlich heran, wo die Familie das Häuschen verlassen sollte, um, wie Nanni sagte, einen Broderwerb anzufangen.

In der Hinterstraße stand ein altes baufälliges Haus. Wo dem lieben Gott eine Kirche gebaut wurde, wird gleich dem Teufel eine Schenke errichtet, sagt das Sprüchwort. Das Haus, das Bergenau's Familie bezog, bestätigte dasselbe, es hatte seit Jahren eine Schankberechtigung und stand gerade der Marienkirche gegenüber.

Gertrud's liebe Weide entfaltete ihre ersten Kätzchen, als das junge Mädchen heiß weinend von ihr Abschied nahm. Es war ein großer, herrlicher Baum geworden, eine Trauerweide mit zarten hängenden Zweigen. Eine wahre Zierde des kleinen Hofraums, hatte Doktor Salomon gesagt, der das kleine Haus jetzt gekauft hatte und im Frühling einige Bauten darin vornehmen wollte. Die Weide sollte geschont werden und um sie herum hatte Herr Salomon beschlossen, einen kleinen Blumenplatz anzulegen, sobald nur die Arbeitsleute den Hof verlassen würden. Um den Bretterzaun waren schon im Herbste Rankengewächse gelegt worden, Hopfen, Aristolochia und Haargurken, die bereits ihre zarten Spitzen und maigrünen Keimblätter aus dem frischen braunen Erdboden streckten. Sie sollten den Zaun überranken und verdecken und der kleine Hof war bestimmt, künftig der jüdischen Familie ein Festplatz bei ihren Laubhütten zu seyn.

„Die Weide, meine liebe Gertrud", hatte Doktor Salomon gesagt, „bleibt dein Eigenthum und wird uns zugleich ein liebes Andenken an dich seyn. Wir werden uns nicht für lange Zeit trennen, du wirst uns oft besuchen, gleichsam wie eine Enkeltochter, die im Hause ihres Vaters wohnend, wie es natürlich und ihre Pflicht ist, doch noch eine Heimath hat im Hause des Großvaters. Du wirst uns an jedem Tage der Woche willkommen seyn, aber besonders gern werden wir unsere Sabbathfeier, die dir so wohlgefällt, mit dir und deinem Bruder theilen. Der Herr und Gott Israels segne deinen Ausgang und deinen Eingang."

Auch Frau Deborah entließ Gertrud mit mütterlichem Segensspruch und Rahel weinte eben so heiß wie Gertrud und knüpfte ein kleines Karneolherz, das sie stets am Halse zu tragen pflegte, ab und legte es um den Nacken ihres lieben jungen Schwesterchens, als sie das Mädchen aus ihren Armen ließ.

Ihre Thränen im Herzen festhaltend, ihre feinen Lippen zum klaglosen Schweigen zusammenpressend, wie sie es so oft geübt hatte, verließ Gertrud das Haus, an das sich alle ihre Erinnerungen knüpften und seltsam genug — aber das menschliche Herz hat diese Wundergabe — schien es dem Kinde jetzt, als ob diese Erinnerungen ohne Ausnahme nur glückliche gewesen wären, als ob der Kummer nur als flüchtiger Gast diese Räume besucht hätte.

Als sie noch einmal Alles durchsah in den leeren Zimmern, öffnete sie auch den Wandschrank, den ihre Mutter zum Aufbewahren der Arbeitsutensilien benutzt hatte. In dem hintersten Winkelchen desselben stand ein Fingerhut von Knochen, ein kleiner Zwirnwickel lag daneben und eine eingefädelte Nähnadel stack darin. Reliquien von ihr, die ihre Kinder durch ihr Beispiel die Heiligkeit der Arbeit gelehrt.

Nanni, welche alle Besitzthümer Hermione's an sich genommen und verbraucht, hatte diese Kleinigkeiten übersehen. Sie erschienen Gertrud jetzt wie ein Zuruf von der Mutter selbst, wie eine Aufmunterung zum Fleiß aus ihrem eigenen Munde.

Sie nahm sie an sich, küßte mit heißen Lippen den Fingerhut, den sie so oft an der fleißigen Hand ihrer schönen Mutter gesehen hatte und verließ dann die Wohnung, im Herzen getröstet durch diesen Fund und die Ueberzeugung, daß nicht fremde kalte Menschen, sondern liebe Freunde diese Räume künftig benutzen würden.

Nanni war sehr beschäftigt mit der Einrichtung des Schenklokals. Die alten massiven Schränke, in welchen die verschiedenen Getränke aufbewahrt werden sollten, fand sie eingemauert in dem Zimmer, eben so eine hölzerne Schranke, die die Wirthin von den Gästen scheiden sollte. Stühle, Tische, einen großen ledernen Armstuhl, Gläser, Krüge und Maße hatte sie von dem frühern Besitzer erstanden. Jetzt befestigte sie Guirlanden von hölzernen Zitronen an der Decke, füllte die bauchigen Flaschen mit verschiedenfarbigen Liqueuren, marinirte Häringe, wog Käseportionen ab und machte noch sonst allerlei Vorbereitungen für die erwarteten Gäste.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Wir sollten es wohl, antwortete Steinhof, aber wir ziehen dabei gewisse Personen vor, auf welche sich unsere Liebe in einem weit höhern Grade erstreckt. So z. B. die Liebe unter Geschwistern, unter Freunden und Verwandten, unter Eltern und Kindern, und ganz besonders unter Ehegatten. Hier findet eine herzliche innige Zuneigung statt, die wir in der allgemeinen Menschenliebe vermissen.

„Ach ja, das fühl ich," antwortete Hermine,

und ihr Auge sah himmelswärts; „das fühl ich! Meinen Gatten werde ich unter allen Menschen auf der ganzen weiten Erde am meisten lieben. Es ist schon ein schönes Gefühl, nur an ihn zu denken; und nun gar, ihn zu lieben, von ihm geliebt zu werden — hierüber haben Sie noch gar nicht zu mir geredet."

Des armen Steinhof Verlegenheit bei dieser höchst unerwarteten Antwort war sehr groß; und statt, was er bei ruhiger Ueberlegung gewiß würde gethan haben, in seinem Unterricht wieder einzulenken, kam ihm die unglückliche Frage, die nur durch die eigene Liebe zu dem schönen Mädchen ihm in den Sinn kommen konnte, auf die Lippen: Sie haben also den künftigen Gatten schon gewählt?

Ei nun ja, antwortete Hermine frei und offen; und das haben Sie noch nicht einmal vermuthet? Sie liebe ich! Sie liebe ich mehr, als alle Menschen auf der ganzen weiten Erde. Mit Ihnen würde ich, wo es auch seyn möchte, immer froh und glücklich seyn. Es ist sonderbar, ich liebe meine edle Pflegemutter auch recht von Herzen, und würde Alles für sie leiden und dulden können, wenn es nöthig wäre; aber wenn ich an Sie denke, so ganz unwillkürlich an Sie denke, dann wird mir's plötzlich so heiß, so eng in der Brust, dann möchte ich gleich fortlaufen, Sie aufsuchen, und an Ihrer Seite die Felder, die Auen und die Wälder durchstreifen, ja, so lange ich lebe, durchwandern!

Fräulein! um Gotteswillen, was thun Sie? Sie machen mich zum unglücklichsten Menschen! Bedenken Sie —

Ich mache Sie unglücklich? fragte Hermine langsam gedehnt. Ach! dann lieben Sie mich also nicht, oder etwa nur so, wie man alle Menschen zu lieben pflegt? Ach, das thut meinem Herzen weh, sehr weh. Nein, in Wahrheit, lieber Steinhof, ich begreife Sie nicht. Sie kennen mich doch und wissen, daß ich kein böses Mädchen bin; und doch soll ich Sie unglücklich machen, wenn ich Sie so recht mit ganzer Seele, wie Jesus uns das selbst gebietet, liebe.

Erlauben Sie mir, mein Fräulein, daß ich Ihnen das auseinandersetze. Sie sind der Liebling, ja der Augapfel einer eben so liebenswürdigen als edlen Dame, die ich schätzen und hochachten muß. Aber diese Dame hat bei ihrem großen Vermögen Pläne und Aussichten mit Ihnen, die ich nicht zu durchschauen wage. Wenn sie nun erführe, daß all diese Pläne und Aussichten vernichtet wären, dadurch vernichtet wären, daß ein Unberufener, Unwürdiger, ohne Rang und Stand, ohne Vermögen, ohne Freunde und Gönner, sich das Herz ihres Lieblings zu eigen gemacht — bedenken Sie dann meine Lage, die Ihrige, und die Folgen, die daraus entstehen könnten.

Nun, und was könnte denn daraus entstehen? Nichts! Meine Pflegemutter liebt mich, wie eine Mutter nur ihr Kind lieben kann, und wird sich gewiß herzlich freuen, wenn ich ihr sage: Steinhof, der edle, vortreffliche Steinhof, ist der Mann, den ich unter allen Menschen am meisten liebe; ihn habe ich auserwählt, und mit ihm will ich durch das Leben gehen. Das werde ich ihr sagen, und Sie werden hören, wie sie sich freuen wird.

Ich zweifle sehr, mein Fräulein! noch mehr, ich befürchte mehr zu verlieren, als ich je hoffte gewinnen zu können. Ach, Sie kennen die Welt noch viel zu wenig, haben an Stand, Reichthum und besondere Verbindungen noch gar nicht gedacht.

Nein, in Wahrheit, daran habe ich nicht gedacht! aber ich fühle jetzt nur zu deutlich, daß Sie mich gar nicht lieben, und das betrübt mich.

Hermine war bei diesen Worten aufgestanden, hatte ihren schönen Arm um den Nacken des erschrockenen Jünglings geschlungen, und sah ihm unschuldig in die Augen. In diesem Augenblick öffnete die Generalin, der die Stunde dießmal ungewöhnlich lange vorkam, eine Seitenthür, machte sie aber als sie diese Scene erblickte, sogleich leise wieder zu und entfernte sich. Steinhof, der mit dem Gesicht gegen diese Thür gerichtet saß, glaubte es bemerkt zu haben, doch ohne, gegen Herminen etwas davon zu erwähnen, wand er sich sanft aus ihren Armen, und ging, wie ein Trunkener nach Hause. Die Stunde war für heute und für — immer aufgehoben.

Hermine schwamm nun in einem Meere von Seligkeit. Sie liebte und glaubte die sicherste Ueberzeugung zu haben, wieder geliebt zu werden. Aber diese Freude war nur von kurzer Dauer, denn schon am andern Tage, als sie ihren Freund zu der bestimmten Stunde erwartete, sagte ihr die Generalin: Steinhof sey auf längere Zeit verreist. Der zwar verstellte Ton, womit sie diese Worte sagte, war von der frühern Güte, Milde und Herzlichkeit so sehr verschieden, daß Hermine merken konnte, daß die Generalin nicht allein Alles wisse, was gestern zwischen ihr und Steinhof vorgegangen, sondern daß sie es auch mißbillige; und dieß verstimmte das sonst so offene Gemüth Herminens so sehr, daß sie nicht im Stande war, auch nur ein Wort darauf zu antworten. Schweigend ging sie auf ihr Zimmer, wo, die gewöhnliche Zuflucht junger Frauenzimmer, wenn ihrem Herzen zunahe getreten ist, ein Strom von Thränen ihrem Herzen Luft machte.

(Fortsetzung folgt.)

Vergänglich.

Nichts ist beständig im Bereich' der Sonne,
Nichts dauernd unter ihr zu seyn vermag;
Das Herz, das heute schlägt in froher Wonne,
Bricht oft der Schmerz noch an demselben Tag.

Ja, was der Morgen zeigt in ros'gen Gluthen,
Als unsres Glückes längstersehnte Zeit,
Taucht oft der Abend schon in seine Fluthen,
Und es entziehet zur Vergangenheit.

Vergehen, enden muß, was je geschaffen,
Nichts hemmt der flücht'gen Stunde raschen Lauf;
Die Kraft, wie groß sie sey, sie muß erschlaffen,
Der scharfe Zahn der Zeit, er reibt sie auf.

Der Tag, der graut, er muß auch wieder nachten,
Er schwindet, ob wir ihn in reichem Glück',
Ob unterm Druck' des Unglücks ihn vollbrachten,
Und kehrt entschwunden nimmermehr zurück.

Ist selbst des Schönen Loos in diesem Leben,
Ein Kommen nur, im Altern und Vergeh'n,
Wir Menschen selbst, wir wandern, wünschen, streben
Bis wir am Rande unsres Grabes steh'n.

Laß drum nicht von eitlem Glück' Dich blenden,
Du läßt ja Alles, Alles hier zurück;
Mit einem einzigen Pulsschlag kann sich wenden
In bittern Schmerz und Leid Dein schönstes Glück.

Nur Schattenbilder sind's, die schnell vergeh'n,
Ihr Loos, ob kurz, ob lang — Vergessenheit;
Sie kommen und dem Windhauch gleich verwehen,
Entschwinden sie, — ein Traum vergangener Zeit.

Dr. Englert.

Mannigfaltigkeiten.

Das Programm für den Einzug des Prinzen Friedrich Wilhelm und seiner jungen Gemahlin in Berlin ist vorläufig bereits festgestellt. Der feierliche Einzug erfolgt am 8. Februar Mittags 1 Uhr. Sobald der von Charlottenburg kommende Zug am Brandenburger Thor angekommen ist, werden 24 Kanonenschüsse abgefeuert und es wird mit allen Glocken der Stadt geläutet. Den Zug eröffnet eine Schwadron Gardedragoner. Dann folgen drei sechsspännige Hofwagen mit dem männlichen Personal des Hofstaates des hohen Paares. Hierauf folgt das Musikkorps und eine Schwadron des Regiments Garde du Corps, und dann, in einem von acht Pferden gezogenen Galawagen, das neuvermählte Paar, ihm gegenüber die Oberhofmeisterin Gräfin Perponcher. Hierauf folgt wieder eine Schwadron des Regiments Garde du Corps, und dann, in zwei sechsspännigen Hofwagen, das weibliche Personal des Hofstaates der Neuvermählten. Eine Schwadron Garde-Dragoner schließt den Zug. Der Zug nimmt seinen Weg durch die Linden, am Opernhause vorbei, über die Schloßbrücke nach dem k. Schlosse. An der Treppe desselben werden die Neuvermählten von sämmtlichen Prinzen des königlichen Hauses empfangen und dann hinauf in den weißen Saal geleitet, wo sich die Prinzessinnen des königlichen Hauses befinden. In den Nebengemächern werden sich die höchsten Würdenträger des Staats und die Ritter des schwarzen Adlerordens befinden. Um 4 Uhr ist Galadiner im weißen Saale. Am 9. Empfang der 30 jungen Mädchen, welche die Huldigung Namens der Stadt Berlin darbringen, dann dejeunour-dinatoir bei den Neuvermählten, Abends 7 Uhr Cour im Rittersaale und in der Bildergalerie, um 8 Uhr Fackeltanz im weißen Saale. Am 10. Galadiner bei dem Prinzen von Preußen, Abends Galaoper (Die „Vestalin" von Spontini) im Opernhause. Am 11. Diner bei dem Prinzen Karl, Abends Assemblee bei dem Prinzen von Preußen. Die Betheiligung der Stadt an der Einzugsfeierlichkeit wird die größte seyn. Die Illumination wird Alles hinter sich lassen, was von Derartigem bis jetzt in Berlin noch gesehen worden ist. Für die Illumination der Kommunalgebäude allein wird der Magistrat 15,000 Thaler aufwenden.

Ein Prediger, der seine Gemeinde zu reichen Spenden für eine Kollekte bewegen wollte, sagte nach einer sehr beredten Predigt über die christliche Mildthätigkeit: „Ich fürchte aus den Zeichen des Mitgefühls, das ich in Eueren Augen lese, daß Manche von Euch zu viel geben werden. Ich ermahne Euch daher, zuerst gerecht zu seyn, ehe Ihr dem Edelmuth Gehör gebt, und wünsche, daß Niemand Etwas auf den Teller legt, der seine Schulden nicht bezahlen kann." Die Kollekte war eine der reichsten.

Warum soll keine feste Brücke über den Rhein bei Kehl gebaut und warum sollen wir mit unsern Aktien von Frankreich abgeschnitten werden? Wir protestiren gegen solche Kehlabschneiderei.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 20 Samstag, 23. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Bergenau saß dabei stumm mit glotzenden blöden Augen, sie hatte dafür gesorgt, daß er bald in denjenigen Zustand des Rausches kommen mußte, wo er unschädlich war.

Eduard hatte die Stübchen eingerichtet, die er mit Gertrud theilen sollte und erwartete die Schwester. Es begann zu dunkeln, da hörte er ihren leichten Schritt und mit glühender Wange und fliegender Brust trat sie in sein Zimmer und warf sich ängstlich Schutz suchend in seine Arme.

„Was ist geschehen? Was hast du?" fragte er erschrocken.

„Ach, ach — es ist nichts, Bruder! Ich habe mich umsonst geängstigt, ich weiß auch gar nicht, wie ich jetzt bin. Ich kam von zu Hause, aus unserer alten Wohnung meinte ich, da steht an der Ecke der Grünstraße ein Mensch, ein Soldat, ich denke ein Husar. Er sieht mir so sehr unter den Hut mit solchen großen schwarzen Augen und als ich an ihm vorübergehen will, sagte er: „Erlauben Sie mir, daß ich Sie begleite, mein schönes Kind?" Ich zitterte an allen Gliedern, gewiß ich weiß nicht warum, ich ging so schnell ich nur konnte, aber ich vernahm deutlich, daß er mir folgte, ich hörte seinen Säbel auf dem Pflaster anschlagen und dazwischen sein Lachen, auch sagte er ein paarmal: „Nicht so spröde, meine Schöne!" Das war Alles; aber es machte mich sehr bange."

Eduard beruhigte die Schwester. Ihm selbst schien die Sache ganz unbedeutend, doch fühlte er in seinem Herzen eine Ahnung, die ihm zuflüsterte, daß sie das nicht sey, daß eine Gefahr für Gertrud in dem Anstarren und dem Nachlaufen eines Mannes liege und daß er, ihr Bruder, sie vor derselben schützen müsse.

Die Schankwirthschaft, welche Nanni eröffnet, fand bald Zuspruch. Sie stand dem Geschäft mit ziemlichem Ordnungssinn vor.

Gertrud selbst kam fast nie in das Schenklokal, Nanni selbst wollte das nicht, ihr wäre die Gegenwart des stillen jungfräulichen Mädchens bei ihren Unterhaltungen mit den Gästen sehr unangenehm und störend gewesen. Bergenau dagegen rührte sich selten von dort. Für ihn hatten die geschliffenen schimmernden Flaschen dieselbe Anziehungskraft, wie die Klapperschlange sie auf gewisse Vögel ausübt. Mit dem Bewußtseyn, daß sie ihm Entwürdigung und einen sichern Tod bereiten würden, setzte er sich doch jeden Morgen in die nächste Nähe derselben und trank so viel, als es Nanni nur immer gestattete, die genau wissend, welche Wirkung jedes bestimmte Maß Branntwein auf ihn ausübte, seine Laune wie eine Art von Uhrwerk nach ihrem Belieben stellte, indem sie ihn nach Umständen bis zur Munterkeit, zur Melancholie, zur Wuth oder zur Bewußtlosigkeit trinken ließ. Sie machte bald die Bemerkung, daß es von Woche zu Woche eines geringern Maßes Spiritus bedurfte, ihn diese Skala durchlaufen zu lassen.

Das lebhafte und genußsüchtige Weib haßte den Mann, dessen Namen sie trug, mit einer Stärke, die um so furchtbarer war, je mehr sie diese verbergen mußte. Sie reichte ihm nie ein Glas Branntwein ohne den stillen, aber brennenden Wunsch, daß es ihn tödten möge, und hätten böse Gedanken die Wirkung von Zauberformeln gehabt, so wäre Bergenau tausend Tode gestorben. Aber der ehemalige Violinist hatte eine zähe, unzerstörbare Natur. Er verschlief jeden Rausch und erwachte nach jedem zwar als ein elender, an sich selbst verzweifelnder Mensch, aber ohne bedeutende, wenigstens ohne erkennbare Abnahme seiner Kräfte.

Während Nanni scherzend, lachend und wohlgeputzt hinter ihrem Schenktische stand, während Bergenau sich von ihr die Mittel der eigenen Entwürdigung erbettelte, arbeitete Eduard mit eisernem Fleiß für seine und seiner Schwester Zukunft. Ohne daß es Gertrud wußte, erlernte er neben seinen Arbeiten bei Tom Smith die Feldmeßkunst bei einem geschickten Geometer, der eben im Orte beschäftigt war. Er stand um drei Uhr auf und zeichnete für

Smith, dem er um fünf Uhr schon die Arbeiten für den Tag einreichte, und wenn Gertrud den Bruder am gastlichen Tische seines alten Beschützers wähnte, arbeitete er mit schweißtriefender Stirn im Freien mit seinem Lehrmeister, oder genoß im Schatten eines Baumes ein Stück Brod und ein wenig Obst, als einzige Mahlzeit für den Tag. Erst Abends, wenn er heimkehrte, erwartete ihn ein Restchen warmer Speisen, das die Schwester ihm aufhob, nicht selten sich still über den Appetit Eduard's wundernd, der gewöhnlich alles Vorräthige bis auf das Letzte verzehrte, als ob er in vierundzwanzig Stunden nichts Eßbares gesehen, wie sie lächelnd zu sich selbst sagte, ohne zu ahnen, daß dieses wirklich der Fall sey. — Er wollte die Schwester überraschen mit dem ersten Schritt ins Leben, wie er das zu machende Feldmesserexamen nannte, und er betrachtete dieß Schweigen gegen sie, die er so herzlich liebte, als eine Art von Prüfung seiner eigenen Festigkeit. Kinder und junge Menschen, die von Andern nicht mit System und Nachdenken erzogen werden, erfinden sich oft ganz eigene Erziehungs- und Prüfungssysteme, vorausgesetzt natürlich, daß sie strebsamen Geistes und edeln Herzens sind. Ein Buch, das ihnen zufällig in die Hand fällt, das hingeworfene Wort einer ihnen völlig fremden Person, ein schöner Vers, den sie auf der Straße singen hören, werfen eine Art von himmlischer Erleuchtung in ihre jungen Seelen, die sie den rechten Weg in der Finsterniß ihres armen Lebens erkennen und finden läßt. Eduard, der mit dem tiefen Streben nach allem Guten und Edeln, ein ungemein schnelles Auffassungsvermögen verband, zog nicht selten Lehren, die auf sein ganzes späteres Leben einwirkten, aus einem einzigen, zufällig scheinenden Worte Tom Smith's. Der Entschluß über seine Strebungen und Vorsätze nicht eher zu sprechen, als bis er bereits einen Erfolg aufzeigen könne, war ihm auch auf diesem Wege gekommen. Stolz war überhaupt der Grundzug im Charakter von Bergenau's Sohn. Dieser Stolz, der täglich, stündlich die empfindlichsten Verletzungen, schon durch den bloßen Anblick des entwürdigten Vaters erdulden mußte, suchte seine Nahrung auf dem einzigen Wege, auf dem sie zu finden war. Eduard wollte durch sich selbst etwas werden. Er wollte der Welt zeigen, daß er eines bessern Vaters würdig sey und der Mutter beweisen, daß sie einen Sohn geboren, den sie nicht um Geld und Gut zu verlassen nöthig gehabt, da er das beste Gut der Erde, ein ehrenhaftes Fortkommen als nützlich wirkender Mann, sich selbst zu erringen fähig gewesen. Er hatte nicht viel Zeit zum Träumen, er mußte arbeiten mit allen Kräften seines Geistes und Körpers; aber es gab in den bewaldeten Bergen, die er jetzt für seinen Lehrherrn vermaß und nivellirte, ein stilles, grünes Thälchen, in dem er gern die kurze Ruhestunde, die er sich gestatten mußte, zubrachte. Ein silberheller Bach hüpfte dort murmelnd und fast wie mit Menschenzungen plaudernd über glatte glänzende Kiesel. Die Hügel ganz vom Laubwalde bedeckt, rückten nahe zusammen und schienen mit liebenden Armen den kleinen, saftgrünen Wiesenfleck zu umfassen, den Waldmeister, Gundermann, duftiger Quendel und die zarte, gefiederte, ambraduftende Waldnelke mit ihren bunten Sternchen schmückten. Hier unter den Zweigen einer riesigen Buche lag der allmählich zum Jüngling reifende Knabe, die brennenden Füße im Wasser kühlend, den Rücken an den Baumstamm gelehnt und das große Auge empor zum Blau des Himmels gerichtet, das klar und durchsichtig zwischen den leicht bewegten Blättern hervorsah. Finke und Amsel schauten von den Zweigen auf ihn nieder, mit klugen, freundlichen Augen. Das Reh führte nicht zwanzig Schritte von ihm, sein reizendes Kälbchen an den Bach; auf den tiefgrünen Blättern des Erlbusches, dicht neben ihm, schaukelten sich Libellen, deren blaue, grauschwärzliche, zarte Leiber im stärksten Goldglanze schimmerten, und die von Zeit zu Zeit ihre fein gaderten Florflügel ausbreitend, sich emporschwangen in die reine und balsamische Luft.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Daß Steinhof verreist seyn konnte, war nichts Unmögliches, aber so schleunig, und ohne ihr ein Wort zu sagen, das konnte nur das Werk der Generalin seyn. Jetzt fielen ihr Steinhof's Worte ein, wo er sagte: Sie machen mich unglücklich. Jetzt erst fühlte sie die Wahrheit derselben; denn wahrscheinlich hatte die Generalin den Vorfall dem Konsistorialdirektor berichtet, und der arme Steinhof mußte nun vielleicht eine Schuld, an der er nur einen ganz geringen, oder gar keinen Theil hatte, tragen. O Gott! was habe ich gethan; seufzte sie! ich Unvorsichtige! Wenn ich vielleicht sein Glück zertrümmert, wenn ihm manche schöne Aussicht durch meine Unvorsichtigkeit verloren ginge, nie, nie könnte ich mir's verzeihen!

So lebhaft der edlen Generalin noch das Bild einer unglücklichen Ehe vor Augen stand, und so sehr sie ihre Pflegetochter liebte, so war ihr diese Entdeckung doch unlieb; denn obgleich der junge Steinhof ein recht wackerer Mann war, so konnte

er es doch höchstens bis zu einer Predigerstelle, und das vielleicht noch obenein auf dem Lande, bringen, und dazu hatte sie denn doch dem Kinde eine solche Erziehung nicht geben lassen. Auch schien es ihr, bei genauerer Ueberlegung von dem jungen Geistlichen, der zu einem eben so ernsten als ehrenvollen Amte berufen war, nicht edel gehandelt, daß er hinter ihrem Rücken sich des jungen, unbefangenen Mädchens Herz zuzueignen gewußt, und dafür mußte er nach ihrer Ansicht bestraft werden. Auch glaubte sie mit Zuversicht, daß eine schleunige Entfernung das beste Mittel sey, das erste Aufwallen eines jugendlichen Herzens bald wieder in das Reich der Vergessenheit zu bringen. Zu dem Ende schrieb sie noch an demselben Tage an den Konsistorialdirektor, theilte ihm, was sie gesehen mit, und ersuchte ihn, den jungen Mann, unter irgend einem Vorwande, wo möglich auf einige Zeit aus der Stadt zu entfernen. Daß dieß geschah, leidet wohl keinen Zweifel, denn zu viel hatte das Oberhaupt der Geistlichkeit hierbei zu berücksichtigen.

Es trat nun an die Stelle der innigsten Freundschaft, der größten Offenherzigkeit, die zwischen der Generalin und ihrer Pflegetochter bisher obgewaltet, ein fremdartiges Wesen. Die süße Vertraulichkeit, die herzinnige Zuneigung hörte auf, und eine Art von Mißtrauen trat an deren Stelle. Die Generalin fühlte sich gewissermaßen gekränkt, daß Hermine, die ihr Alles zu verdanken hatte, die sie aus dem Elend hervorgezogen, wer weiß schon wie lange Zeit heimlich einen Liebeshandel unterhielt. Hätte sie gewußt, daß die beiden Herzen sich gerade erst in dem Augenblicke gefunden, da sie die Thür öffnete, vielleicht wäre die Sache bald zu einer vertraulichen Erklärung gekommen; doch unter solchen Umständen glaubte sie ein vollkommenes Recht zu haben, so, und nicht anders, zu handeln. Hermine hingegen glaubte sich noch tiefer gekränkt, denn nach ihrer Ansicht hatte sie gar nichts begangen, was den Unwillen ihrer Pflegemutter hätte erregen können.

Nach mehreren Tagen reiferer Ueberlegung von Herminens Seite, wollte es dieser doch bedünken, als handelte sie gegen ihre Wohlthäterin nicht ganz recht, wenn sie in ihrem Betragen gegen dieselbe auch nur das Mindeste ändere; sie suchte daher das Andenken an Steinhof, wenigstens wenn sie in Gesellschaft der Generalin war, so viel als möglich zu unterdrücken, und ihre alte Fröhlichkeit wieder walten zu lassen. So erschien nach etwa drei Wochen — sie hatte ihr sechszehntes Jahr zurückgelegt — der Tag, an welchem sie in der Kirche vor der versammelten christlichen Gemeinde ihr Glaubensbekenntniß ablegen sollte. Es war ein wichtiger Tag, und noch wichtiger und feierlicher würde er ihr geworden seyn, wenn Steinhof seinen Unterricht bis zu diesem Tag hätte fortsetzen können, und bei der Handlung gegenwärtig gewesen wäre.

Eben so schön, als Hermine selbst, war auch ihr Anzug gewählt. Den schlanken Leib umgab ein reiches Spitzenkleid, unter welchem der weiße Atlas sich dicht anschloß, und so das Ebenmaß des schönen Körpers auf das Vortheilhafteste erhöhete. Den schneeweißen Schwanenhals umschlang eine zierliche goldene Kette, und ein reiches, geschmackvolles Diadem schmückte das bräunliche Haar. Doch schöner, als dieß Alles, war Herminens Vortrefflliches Herz. Tief gerührt ergriff sie, ehe sie zur Kirche fuhr, der Generalin Hand, und dankte ihr für all diese überschwengliche Güte, und gelobte ihr auf das Neue an, sie nie zu vergessen, sondern bis an's Ende ihrer Tage ihr dafür dankbar zu seyn.

Wenn meine Hermine, die ich wie mein eignes Kind liebe und schätze, ein kindliches Vergehen bereuet hat," — sagte die Generalin — so bin ich zufrieden gestellt, und werde dessen nie gedenken. Gehe jetzt, mein Kind, und lege am Tische des Herrn feierlich das Gelübde ab, daß Du das, was Du von Gott und seinem heiligen Worte weißt, treu und redlich bis an Dein Ende halten willst. Befestige auch sonst noch alle guten Lehren und Vorsätze in Deinem frommen Herzen, so wirst Du nie auf Irrwege gerathen, und nie wieder etwas zu bereuen haben.

Der erste und schönste Ehrentag in Herminens Lebens floß, wie das fast immer der Fall ist, die vielen Gratulationen abgerechnet, sehr ruhig dahin. Bald gewann auch ihr Geist die vorige Heiterkeit wieder, und obgleich ihr Herz mit unverbrüchlicher Treue nur an Steinhof dachte, und sich fest vornahm, nur ihm zu leben, nur ihm einst anzugehören, so war sie doch klug genug, das kleine Geheimniß still in ihrer Brust zu bewahren. Wo er wohl seyn mag? welches Schicksal ihn wohl getroffen hat? diese Fragen warf sie sich jeden Tag mehrere Male auf, aber wer war im Stande, sie zu beantworten? Jede Erkundigung, jede Nachfrage würde augenblicklich ihr Geheimniß verrathen haben. Also nur ihren eigenen Augen durfte sie bei Spaziergängen an öffentlichen Orten die Erlaubniß ertheilen, den Geliebten zu erspähen; doch diese Mühe war und blieb vergebens, und Steinhof schien wie aus der Welt verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Juristen-Lyrik.

Ich trag' ein tiefes Leid herum
Und wollt' es still verschmerzen;
Doch manches Monitorium
Erging aus meinem Herzen.

Jüngst hab ich süßen Augenschein
Im Stillen vorgenommen,
Da ist mir tief ins Herz hinein
Dein liebes Bild gekommen.

Und da es fremden Grund beschlich,
Kann ich mit Recht vermuthen,
Du schönes Kind verstehest Dich
Gar auf die Servituten.

Ich stehe — quasi — noch im Lenz,
Die Zukunft ist geborgen.
Und sohin fühl' ich Competenz,
Ein Wesen zu versorgen.

Den Schriftenwechsel fang ich an,
Das ist die Glanzperiode,
Und schreibe Dir, so schön ich's kann:
Dich lieb' ich bis zum Tode!

Und bist hypothecarice
Nicht gänzlich Du verschrieben,
Und weisest nicht a limine
Mich ab mit meinem Lieben, —

O so geruh': auf trauter Flur,
Geheimnißvollen Plätzen
Zum ersten Kuß und Treueschwur
Die Tagfahrt anzusetzen;

Instructa causa laß uns dann
Den Segen imploriren
Und Lust und Leid als Weib und Mann
In Liebe compensiren!

Mannigfaltigkeiten.

In Venedig, wo die Leiche des verstorbenen Feldmarschalls Grafen Radetzky am 14. Januar um Mitternacht ankam und am nächsten Morgen weiter befördert wurde, hatte die Feierlichkeit, dem Charakter der Stadt entsprechend, einen maritimen Anstrich. Der Zug setzte sich in folgender Weise durch den großen Kanal in Bewegung: voraus ein durch Embarkation geschlepptes Boot mit einer Militärbande; dann der Kriegsdampfer „Alnoch," mit einer zweiten Militärmusik, und der Todtenbarke im Schlepptau; hierauf zwei kleine Lagunenflottillendampfer mit dem Konduktkommandanten, dem Stabe des Feldmarschalls, dem Militärgouverneur und den zur Begleitung der Leiche bestimmten Deputationen; die zwei großen von Marinestabsoffizieren befehligten stark bemannten Scalés (Prachtbarken) des kaiserlichen Hofes, welche ihre Flöre weit im Wasser nachschleppten; endlich, in mehrere Bote vertheilt, die Ehrenkompagnie. Ihnen schlossen sich die zahlreichen Gondeln der Konsulate (darunter auch das sardinische), des Adels und der Privaten an. Um halb 12 Uhr war der langsam dahinschwimmende Zug am Eingang des Kanal grande bei der Dogana angelangt und zog nun feierlich längs der Riva degli Schiavoni dahin, an der vier Bataillone Infanterie und eine Abtheilung der Marine in Parade aufmarschirt waren, um ihrem unsterblichen Führer durch dreimalige Salven, durch Präsentiren der Waffen und Senken der umflorten Fahnen die letzte Huldigung darzubringen. Die Piazzetta, der Kaisergarten und der freie Raum der Riva, welche von allen Schiffen geräumt war, waren im vollsten Sinne des Wortes von Menschen bedeckt. Die Fenster der Häuser und die Brücken waren gleichfalls besetzt. Die Salven der Bataillone übertönte Kanonendonner. Bei den Giardini pubblici blieben die Gondeln gereiht, und die Dampfer mit der militärischen Begleitung fuhren in die Einfahrt von Malamocco, wo die Dampffregatten „Friedrich" und „Donau" vor Anker lagen, um den Sarg sammt dem Geleite zu übernehmen und nach Triest zu überführen.

Die Wölfe sind in diesem Winter im Staate Maine so gefährlich, daß ein dortiges Blatt einen Fall erzählt, wo zwei junge Leute, welche von Beddington nach Bangor fuhren, von einem Dutzend Wölfe angefallen wurden. Man hatte ein geladenes Gewehr, aber keine Munition. Der Schuß, wodurch eine der Bestien getödtet wurde, machte die andern so wüthend, daß sie den einen jungen Mann packten und aus dem Wagen rissen und zerfleischten; der Andere erreichte mit dem Pferde glücklich ein Dorf.

Aus Marienberg, bei Boppard, wird der „K. Ztg." mitgetheilt, daß sich bei der Zusammenstellung der Regenmenge in den letztverflossenen zwölf Jahren (1846—1857) folgende höchst interessante Resultate ergaben: Während das 12jährige Mittel der Regenmenge 24½ Pariser Zoll beträgt, hatte das Jahr 1848 die größte Regenmenge mit 30,34 par. Zoll, das verflossene Jahr 1857 aber nur 17,14 par. Zoll.

Redakteur Gustav Meffert
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 21 Montag, 25. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Hier träumte Eduard, aber seine Träume waren gute Vorsätze! Alle Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft hatten ihre starken, lebensfrischen Wurzeln, in dem Bewußtseyn seiner Kraft, seines guten Willens und seiner ausdauernden Liebe. Drei Gestalten nur belebten diese Träume, die zarte Gertrud, der er eine heitere und sorgenlose Zukunft schaffen wollte durch seinen Fleiß; die prächtige seiner Mutter, der er zeigen wollte, was guter Wille und Ausdauer auch ohne die Macht des Geldes vermögen, und noch eine, die ihm allmählich theurer und theurer wurde. Freilich erinnerte er sich auch des Vaters als eines schönen, genialen Mannes, der durch seine Kunst jedes Herz zu entzücken verstand. Er wußte, daß ein dunkles Etwas stets zwischen Vater und Mutter gestanden, daß der erstere sich oft unglücklich gefühlt habe, wegen der Kälte und Gleichgültigkeit, mit der diese die Dinge ansah, die ihn am lebhaftesten interessirten und hier, wo die Natur mit tausend Liebesworten zu ihm sprach, hier konnte er aus voller Seele dem entwürdigten Vater vergeben, ja er fühlte hier, daß in seiner Seele die natürliche Liebe des Sohnes lebe, und daß sie nur eines Anlasses bedürfe, um hell empor zu lodern in einer göttlichen Flamme. Leise rauschte dann der Zweig über dem strebenden Knaben, fröhlich sangen die Vögel und hell tanzte der goldene Sonnenschein auf dem grünen Waldrasen. Ein Menschenherz, welches liebt, hofft und strebt, steht im vollen Einklange mit der ganzen Natur und fühlt ihren beseligenden Einfluß.

Auch Gertrud hatte ein Plätzchen gefunden, wo sie im Freien seyn und sich des Frühlings und des Sommers erfreuen konnte. — Der Platz um die Marienkirche, der frühere Gottesacker, war ihr Garten geworden. Es war ein stiller, ernster Raum, eingehegt zum Theil von einem Gitter von uralter schöner Schmiedarbeit, durch das sich Schlingpflanzen in vielfachem Gewinde woben; zum Theil umgeben von den Häusern der Pfarrherrn und anderer Kirchendiener, stieß er an den Fluß, der hier, eine Biegung machend, ihm den Charakter einer Halbinsel gab. Am jenseitigen Ufer desselben rauschte bei Tag und Nacht das Wehr einer großen Mühle, die der Seehandlung gehörig aus einer Masse von Gebäuden bestand, in denen nur Arbeiter und Aufsichtsbeamte sich aufzuhalten pflegten. Der Kirchhof selbst, seit vielen, vielen Jahren schon nicht mehr als Begräbnißplatz gebraucht, hatte doch noch den schwermüthigen Charakter eines solchen behalten. Uralte Linden streuten ihre Schatten und ihre duftigen Blüthen auf den weichen, grünen Rasen, auf dem die Ziegen des Künstlers und ein Lieblingslamm, das in eines der Predigerhäuser gehörte, gewöhnlich weideten. Einzelne Grabkreuze mit veralteten, oft schon halb verlöschten Inschriften, standen unter den Bäumen, hier und da blühten noch Blumen auf eingefallenen Gräbern. Im Schatten von vier prächtigen, weißen Akazien stand ein schönes, kleines Gebäude, das Grabmahl einer Familie Dubois. Ruhebänke von Stein standen unter den Zweigen der Akazien, Steintische vor denselben, einst vielleicht hier angebracht, um denen, die einen geliebten Todten hier betrauerten, einen stillen Ruheplatz zu geben. Dieser Platz war von außerordentlicher Schönheit. Abgeschieden von der lauten Welt, hatte er die Aussicht auf das rauschende, brausende Wasser des Mühlwehrs, auf einen schönen Seitenflügel der Kirche und auf den grünen, fast heitern Platz, der mehr an einen Park als an einen Kirchhof erinnerte. — Hier saß Gertrud und hierher trug sie die kleine Leontine, ihre Stiefschwester, die in der frischen Luft und unter der sorgsamen Pflege ihrer Schwester sich wie ein Mairöschen entfaltete. — Es war ein Kind von großer Schönheit. Für Gertrud, die es mit tiefer Zärtlichkeit liebte, das schönste in der Welt. Nanni ließ es der Kleinen nicht an einer niedlichen Kleidung fehlen und Gertrud trug Sorge für die Sauberkeit derselben.

Mit dem Schwesterchen im Arm entschlüpfte Gertrud, so früh als die Kleine nur erwachte, dem dumpfen Hause. Sie nahm ihr Arbeitskörbchen

und ein Stück eines alten Teppichs mit sich, dieser wurde dann auf den Rasen gebreitet, die kleine Leonie darauf gesetzt und Spielkram, Blumen und Grashalme um sie hergelegt und während das kleine Kind jauchzend im Grünen spielte, setzte sich das größere zur emsigsten Arbeit nieder. Sie hatte für Geld für einen Laden genäht und gestrickt, Wochen und Monate lang, oft in der Nacht beim Schein eines Lämpchens, das sehr dunkel brennen mußte, damit es Gertruds Treiben nicht dem Bruder verrathe.

Jetzt aber hatte sie auch ein Ziel erreicht, nach dem sie schon lange gestrebt. Eduard hatte noch nie ein Oberhemd besessen, er trug Chemissets und sehr, sehr grobe Hemden. Er wünschte sich Oberhemden, das wußte die Schwester nur zu gut, er liebte saubere und feine Wäsche so außerordentlich. Gertrud hatte von selbst erworbenem, ach, wie mühsam erworbenem Gelde, feine Leinwand gekauft, nach einem alten, ganz unbrauchbaren Oberhemde des Vaters, das sie als Modell zerschnitten, hatte sie sechs Hemden für Eduard zugeschnitten, und nun saß sie und nähte und paßte, und ließ es sich nicht verdrießen, an einem kleinen Läppchen zwanzig und mehr Probeknopflöcher zu machen, bis sie den rechten Stich herausgefunden und die kleine Hand geübt hatte, ihn in der rechten Weise auszuführen. Eduard freilich that dem Anschein nach mehr als sie, aber auch nur dem Anschein nach. Dieselbe Liebe, dieselbe Ausdauer und Pflichttreue beseelte beide Kinder und sie hatten dieselbe Folge bei beiden, die Ausbildung ihres eigenen Ichs. Die Stärkung ihrer Willenskraft, die Verleugnung ihrer Eigenliebe, die Entwicklung ihres Geistes.

Wie tiefsinnig liebte Gertrud den stillen Kirchhof, wie glücklich war sie an jedem heitern Tage auf ihrem lieben Plätzchen. Das schwerste Leid der Armuth kannte weder sie noch Eduard, die Beschränkung im Wohnraum, die allen Komfort, ja selbst Zucht und Sitte tödten muß. Es lag Nanni selbst viel zu viel daran, unbeobachtet zu bleiben, sie mußte daher den beiden Geschwistern eine Räumlichkeit zu ihrer Disposition anweisen, in der sie von dem Treiben ihrer Stiefmutter entfernt waren. Ihr Stübchen, in dem sie mit Eduard arbeiten, lesen und plaudern konnte, hielt Gertrud wie ein Schmuckkästchen, wenn sie auch jetzt, wo Nanni sich eine Magd gemiethet, um die übrigen Räume des Hauses sich weniger als sonst kümmerte.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Ein Jahr war abermals dahin geschwunden; Hermine hatte ihr achtzehntes Jahr angetreten, als sie eines Tages bei der Generalin saß, und Beide sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigten. Ein Brief, den der Bediente hereinbrachte, und den die Generalin sogleich erbrach und las, zog bald die Stirn der Leserin in düstre Falten, und Hermine, die auf ihrem Gesicht eine unangenehme Nachricht las, erbleichte; doch faßte sie schnell Muth, stand auf, faßte der Generalin Hand, und fragte theilnehmend: Was ist Ihnen, liebe Mutter?

Eine Kleinigkeit, liebes Kind. Meine Söhne melden mir da, daß sie Beide auf zwei Monate Urlaub genommen, und die Zeit bei mir zubringen wollen. Es gibt wohl selten eine Mutter, die, wenn sie ihre Kinder in einem Zeitraum von zehn Jahren nicht gesehen, keine Freude bei der Nachricht empfindet, daß sie dieselben wiedersehen soll. Aber ich kann mich nicht freuen, denn meine Kinder haben nie Liebe zu mir gehabt und mir nicht einmal die schuldige Achtung bewiesen. Ob das nun gleich nicht ganz ihre Schuld ist, so liegt doch das Gefühl einmal in ihnen, und ich fürchte mit Grund, sie werden mir nur während der Zeit ihres Aufenthalts hier im Hause das Leben verbittern.

Hermine suchte sie darüber, so gut sie konnte, zu trösten. Sie machte ihre Wohlthäterin darauf aufmerksam, daß die Söhne älter und verständiger geworden wären, und nach reiflichem Nachdenken vielleicht nur darum kämen, um ihr früheres Unrecht wieder gut zu machen.

Die Generalin hatte nicht unrecht geurtheilt. Seit ihrem vierzehnten und fünfzehnten Jahre sich ganz selbst überlassen, waren sie zwar in den Geschäften des Dienstes vorgerückt — Rudolph, der Aeltere, hatte es bis zum Hauptmann, und Otto, der Jüngere, bis zum Premierlieutenant gebracht — allein an sittlicher Bildung schienen sie wenig oder gar nichts gewonnen zu haben; im Gegentheil waren sie noch roher und gefühlloser geworden, als sie es früher gewesen waren. Auch war es nicht das Gefühl kindlicher Liebe, das sie zu einer Reise nach der Vaterstadt angetrieben, sondern ganz das Gegentheil. Schon längst war ihnen von ihrem Vormunde, der ihnen alljährlich eine gewisse Summe von den Interessen ihres Vermögens, laut eines Artikels im väterlichen Testament zuschicken mußte, berichtet, wie ihre Mutter eine Betteldirne zu sich genommen, und an dieselbe schon bisher bedeutende Summen verschwendet, und es sehr wahrscheinlich sey, daß sie derselben nach ihrem Ableben einen be-

deutenden Theil ihres Vermögens vererben werde. Also der Mutter darüber die bittersten Vorwürfe zu machen, war eigentlich der Zweck ihrer Reise. Doch, sonderbar genug, kaum waren sie in dem Zimmer ihrer Mutter angekommen, kaum waren die üblichen Höflichkeitsbezeugungen gewechselt, kaum hatten Beide einen flüchtigen Blick auf Hermine geworfen: als Beide, von einem Gedanken beseelt, ihren frühern Plan aufgaben. Das schöne Mädchen in seinem einfachen Hauskleide, mit seiner hellen, klaren Silberstimme, womit es so klare verständige Worte sprach, hatte einen so tiefen Eindruck auf die rauhen Krieger gemacht, daß Beide, ohne miteinander darüber zu reden, sich vornahmen, das Mädchen für sich zu gewinnen. Hierzu war es jedoch nöthig, der Mutter mit der größten Artigkeit zu begegnen, damit sie von ihrer Seite, wo nicht Begünstigung, doch keine Hindernisse zu erwarten hatten.

Aber leider war es kein Gefühl eines edlen Mädchens würdig, was die Brüder beseelte; nein, nur wilde sträfliche Begierden waren es, die der üppige Wuchs, die züchtig verhüllten Reize, das schöne Kolorit ihrer blühenden Gesundheitsfülle in ihnen aufgeregt hatten.

Beide suchten nun — jeder für sich zu gewinnen, und Hermine, die das Laster, worin diese Jünglinge wie in tiefem Schlamme begraben lagen, nicht auf die entfernteste Weise kannte, noch ahnte, lieh ihren verstellten Reden um so williger ihr Ohr, da sie die Söhne ihrer Wohlthäterin waren. Doch bemerkten beide Brüder schon nach einigen Tagen, daß ihre gewöhnlichen Kunstgriffe, womit sie schon manches unschuldige Mädchen, dessen Tugend freilich auf keinem festen Grund gebauet gewesen, umgarnt hatten, bei Herminen ihren Zweck verfehlten, weßhalb Otto, der mehrere alte Bekanntschaften erneuert hatte, seinen Plan bald aufgab. Hierüber freute sich Niemand mehr als Rudolph. Da das Feld von einem lästigen Nebenbuhler leer war, so mußte Hermine um so sicherer sein werden, das schwur er bei seinem Degen.

So ging ein Tag nach dem andern hin, doch an keinem war sie vor den Nachstellungen und faden Liebesklagen des Verhaßten frei; überall verfolgte er sie, und wiederholte die schon tausend Mal erlogenen Empfindungen, Schwüre und Betheuerungen, denen sie bisher noch jederzeit durch Scherzen und Lachen sich klüglich zu entwinden gewußt hatte. Sie wird hingehen, diese unangenehme Prüfungszeit, dachte sie; die Zeit des Urlaubs wird ablaufen, die Ueberlästigen werden uns verlassen und ich wieder freier athmen.

Ganz anders dachte der Hauptmann. Er sah mit Schrecken dem Tage entgegen, wo sein Urlaub zu Ende ging, und noch immer war er um kein Haar breit mit dem Mädchen weiter gekommen, als er bereits am dritten Tage seines Hierseyns gewesen war. Unmöglich konnte er den Plan aufgeben, mein — rief er — mein mußt Du werden, und sollte ich die zweite Halbschied meines Vermögens, denn um die erste bringst Du mich ohnehin schon, auch noch daran wagen.

Indem er sich noch damit beschäftigte, einen neuen Verführungsplan auszusinnen, führte ein ganz alltäglicher Zufall die Taube selbst in seine Adlerskrallen. Eine Jugendfreundin der Generalin war plötzlich erkrankt, und die Nothwendigkeit erforderte es, daß diese sich beinahe einen ganzen Tag vom Hause trennen mußte. Hermine, die nicht ahnte, welche eine unglückschwangere Wolke über ihrem Haupte schwebte, zog nur die Stirn ein wenig in Falten, indem sie einen höchst langweiligen Tag vor sich sah. Gern hätte sie die geliebte Pflegemutter begleitet, es wollte sich dazu nur kein schicklicher Vorwand finden, und den wahren mußte sie, aus uns schon bekannten Gründen, für sich behalten.

Die Generalin setzte sich in den Wagen und fuhr zu ihrer Freundin, welche außerhalb der Stadt auf einem Landhause wohnte, und der Hauptmann that Herminen den Vorschlag, indem es ein sehr schwüler Tag war, ihn auf einem Spaziergange in den Garten, der beim Hause war, zu begleiten. Hermine fand diesen Vorschlag sehr annehmlich, sogar erwünscht; denn die Luft in den Gebäuden, indem die Hitze schon mehrere Tage angehalten hatte, war sehr drückend, und der Gefahr, daß der Hauptmann ihr vielleicht unerlaubterweise zu nahe treten möchte, war sie hier auch überhoben, indem der Garten von mehreren Seiten von den Nachbarn übersehen werden konnte. So verständig, so bescheiden, so zurückhaltend mit seinen faden Liebesanträgen, als heute, hatte Hermine den Hauptmann noch nie gefunden. Mit so viel Gefühl und Sachkenntniß, wie er heute über die Blumen, Kräuter und Gewächse sprach, hatte er nie gesprochen, und was das Schönste war, er blieb stets in einer gewissen Entfernung von Herminens Seite, worüber diese besonders ihre geheime Freude hatte; denn ein immerwährender, höchst widriger, von verschiedenen Parfümen verursachter Geruch machte ihn noch unerträglicher in ihrer Nähe. Kaum hatte sie einige Gänge des Gartens durchstrichen, als Hermine bemerkte, daß die Bäume mit ihren Zweigen und Blättern doch nicht Schatten genug gewährten, und daß ein großer Hut sie vor der glühenden Sonnenhitze schützen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Leichenfeier des Feldmarschalls Joseph Graf Radetzky de Radetz.

(geboren 2. November 1766 zu Trebnitz, † 5. Januar 1858 zu Mailand.)

Oeffne Deine hohen Pforten, stolze Kaiserstadt, voll Trauer,
Nimm sie auf des Heldengreises Leiche heut' in hehrem Schauer!
Oesterreich, so reich an Siegen, flicht ihm Lorbeer in die Haare,
Der für Dich gekämpft, gesieget zweiundsiebzig volle Jahre.

Heldengreis, in Deinen Schlachten hat der Tod Dich stets gemieden,
Sanften Todesschlaf im Bette Dir der Ew'ge hat beschieden.
Unverwelklich bleibt Dein Lorbeer, den Du siegend Dir errungen,
Oestreichs Ehre ist mit Deinem Namen inniglich verschlungen.

Du des Kaisers treuster Diener, sieggekrönter Held der Heere,
Mächt'ge Stütze seines Thrones und Erhalter seiner Ehre!
Kämpfer für die Völkerruhe, für den theuren Weltenfrieden,
Trauer zieht durch ganz Europa, daß Dein Heldengeist geschieden.

In den blut'gen Türkenschlachten kämpftest Du als junger Krieger,
Und Du schwangst mit festem Muthe hoch Dein Heldenschwert als Sieger.
Aus der Schlacht bei Hohenlinden kamst Du mit dem Lorbeerkranze,
Das Theresienkreuz es schmückte Deine Brust im Ehrenglanze.

Auf Italiens Gefilden viele Siege wir Dir danken;
Gegen Frankreichs Heldenkaiser tratst als Held Du in die Schranken.
Dort die Völkerschlacht bei Leipzig regelte Dein Plan, Dein weiser,
Durch den Sieg wandt sich das Schicksal allen Völkern und dem Kaiser.

In der Völkerschlacht verwundet, sah Dein Heldenblut man fließen,
Freudig ließest Du es strömen, sahst ja Völkerfreiheit sprießen.
Du der Tapferste der Tapfern, Du der Führer seiner Braven,
Bliebest Deines Kaisers Stütze, führtest ihn zum Friedenshafen.

An dem Abend Deines Heldenlebens war Dir's vorbehalten,
In den Zeiten wilder Stürme Oestreichs Banner zu entfalten;
Unerschüttert in Italien trugst Du's zum Rebellenkriege,
Oestreichs Stern ging mit dem Heere, führtest Du's von Sieg zu Siege.

Peschiera und Mortara, Mailand und Novara's Stätten,
Rivoli und Vigevano sah'n des Kaisers Recht Dich retten.
Auf dem Schlachtfeld bei Custozza sah man Dich den Sieg erringen,
Zu dem alten Lorbeerkranze neue Siegespalmen schlingen.

Nur für Völkerrecht im Kampfe hast Du's Heldenschwert gezogen,
Hast Entscheidung ausgesprochen in den wirren Zeitenwogen.
Rein von ungerechtem Blute ist Dein Heldenschwert geblieben,
Deinen Ruhm hat die Geschichte in ihr großes Buch geschrieben.

Oeffne Deine hohen Pforten, stolze Kaiserstadt, voll Trauer,
Nimm sie auf des Heldengreises Leiche heut' in hehrem Schauer.
Oestreichs Kaiser, reich an Ehren, flicht ihm Lorbeer in die Haare,
Der für Dich gekämpft, gesieget zweiundsiebzig volle Jahre.

Weih' ihm eine Kaiserthräne, ehrend Deinen treusten Helden,
Dessen Siege süße Lieder noch den späten Enkeln melden.
Bett' ihm seine Ruhestätte sanft in Wetzdorfs Mausoläen,
Gib ihm dort an Wimpffen's Seite die verdienten Siegstrophäen.

Julius Nuttor.

Mannigfaltigkeiten.

Sonderbare Kourmacher und Bewerber um ein Mädchen gibt es unter den Stämmen der Ureinwohner in Australien. In einem Artikel: „Aus der Fremde," heißt es: Hat ein Mann sich entschlossen, welches Mädchen er zur Frau habe will, gewöhnlich wird sie (aus einem andern Stamme gewählt) so schleicht er sich zu ihr, wenn sie etwas entfernt von ihren Beschützern ist, betäubt sie durch einen Schlag mit seiner Keule und schleppt sie in diesem Zustande zu seinem Stamme. In der That, eine sehr liebliche Art „bei Männern, welche Liebe fühlen."

In Havre weilt jetzt ein Engländer, Robert Hales, welcher 7 Fuß 6 Zoll englisch lang ist und 500 Pfund wiegen soll. Wenn er Abends durch die Straßen geht, pflegt er sich an den Gaslichtern die Cigarre anzuzünden, wobei er sich nur Etwas auf die Zehen zu stellen pflegt.

Laut Amtsblatte wurde ein Schelm in Schwyz folgender Maßen verurtheilt: zu 8 Jahren Einstellung in bürgerlichen Ehren und Rechten, zu 20 Stockstreichen und 112 Jahren Zuchthaus. Das wird wohl ausreichen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Mailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 22 Dienstag, 26. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Gertrud suchte ihren Vater täglich einigemale auf, um zu sehen, ob er nichts bedürfe. Seine zweite Frau sahen beide Kinder bisweilen wochenlang nicht; denn Nanni lebte und webte nur in der Schenkstube.

So lange das Wetter nur irgend freundlich war, arbeitete Gertrud täglich mehrere Stunden auf dem Kirchhofe. Die kleine Leontine gedieh in der frischen Luft so schön, sie war ein ungemein kräftiges Kind, an der beide Geschwister ihre Freude hatten; aber der Herbst kam, der Herbst mit seinen langen, dunkeln Abenden, mit seinen nebeligen Morgen; Gertrud war vom Wetter in ihr Stübchen gebannt. Eduards Oberhemden waren fertig; sie sollten ihr Christgeschenk seyn und lagen wohlaufgehoben in einem Kommodenkasten. Gertrud arbeitete wieder für Geld. Eine alte Wäscherin, die bisweilen auf dem Kirchhofe ihre Wäsche trocknete und dann mit dem freundlichen, jungen Mädchen gern plaudern mochte, hatte ihr Herrenwäsche zu nähen verschafft, die ziemlich gut bezahlt wurde. Bei rechtem Fleiß hätte Gertrud bis zu acht Silbergroschen täglich verdienen können, dazu aber kam es nie; denn das Kind raubte ihr doch viel Zeit, obgleich es gut gewöhnt war und oft stundenlang allein auf der Decke spielte.

Ende September gab es noch herrlich klare Tage. Die Sonne schien so lieb und freundlich und der Thau blitzte noch in der Mittagsstunde so diamantklar an den Grasspitzen. Es litt Gertrud nicht im Stübchen, sie nahm ihre Arbeit und ihr Schwesterchen und ging hinaus auf ihren Kirchhof. — Das junge Mädchen war so unbewacht und unbeaufsichtigt, daß sie überall hätte hingehen können, wohin zu laufen sie Lust verspürt hätte, und ohne die glückliche Gewohnheit zu arbeiten, würde Gertrud Bergenau vielleicht wie manche andere vor ihr und nach ihr die Wege des Verderbens gegangen seyn, die über Tanzböden zu einem frühen, schmachvollen Ende im Krankenhause führen. Aber die Versuchung zu demselben lag dem thätigen Mädchen fern. Die fleißige Gertrud kannte kein anderes Vergnügen und verlangte nach keinem andern als dem Aufenthalt auf dem grünen, sonnigen Plätzchen, wo sie arbeitend dem Rauschen des Wassers, dem Jauchzen ihres Schwesterchens, dem Summen einer verirrten Biene lauschte und an ihren Bruder dachte, oder an die ferne Mutter, oder sich mit tiefer Sehnsucht der vergangenen Zeit erinnerte, wo der Vater so gut, so gut gewesen, wo sie seinem Geigenspiel mit solchem Entzücken gelauscht hatte, wo man ihn einer der ersten Künstler seiner Zeit genannt hatte. Manchmal dachte sie auch an die Zukunft und malte sich die Möglichkeit, daß er wieder werden könne, was er gewesen, daß sie mit Eduard und der heranwachsenden Leonie ihn pflegen und warten, und daß endlich eines Tages die Mutter zu ihnen eintreten würde, strahlend im Glanze ihrer Schönheit, und so gut und liebevoll, daß sie ihre Kinder wohlgerathen, ihren Gatten gebessert, ihr Haus durch Eduard's Fleiß und Gertrud's Ordnung und Sparsamkeit im besten Stande finden und bei ihnen bleiben, mit ihnen leben und sie lieben würde. An Nanni dachte sie bei solchen Träumen durchaus nicht, obgleich Leone niemals in denselben fehlte. Das Kind gehörte zu ihnen, nicht aber dessen Mutter, sie war jetzt dem Herzen von Bergenau's Kindern als ihre Stiefmutter unendlich fremder geworden, als zu der Zeit, da sie neben Hermione im Hause eine fleißige Dienerin gewesen.

Auch heute überließ sich Gertrud bei ihrer Arbeit solchen Träumen. Die Sonne schien so hell, das Wasser rauschte so traulich, Sommerfäden flogen durch die blaue Luft und wickelten sich an die Zacken und Zweige der Bäume. Es war, als ob das Jahr Abschied nehmen wolle mit freundlichem Sonnenblick. Die Kleine war, das Köpfchen auf dem Teppich, eingeschlafen. Gertrud hatte einige Zweige in die Erde gesteckt und ihr Tuch so darüber gebreitet, daß es ein Zeltdach für Leonens Köpfchen bildete und das liebliche Gesichtchen vor Sonnenstrahlen und dem Winde schützte. Gertrud selbst

saß in ihrem hohen Kleide, von dunkelblauem Kattun, mit ihrer weißen Halskrause und dem sorglich arrangirten Haar daneben und nähte eifrig, ihr einfacher Strohhut hing an den zusammengesteckten Bändern, in den Zweigen der Akazie, an der die warmen Sonnenstrahlen eine zweite, verspätete, aber darum vielleicht doppelt schöne Blüthe hervorgelockt hatten.

So lange Gertrud hier arbeitete, hatte noch niemals Jemand den abgeschiedenen Platz zum Spaziergange gewählt. Heute geschah es zum Erstenmal. Durch ein Pförtchen, was sonst gewöhnlich verschlossen war, betraten zwei Personen den einsamen Ort. Beides Männer, beide in Uniform, der eine, größere war Heiking, an seinem Arm hing ein hübscher, junger Mensch mit braunem Schnurbärtchen und blondem, reichem Haar, ein Dritter folgte ihnen, offenbar ein Kirchenbeamter, ein Greis bereits, wie ein Bild St. Peters einen großen Schlüssel in der Hand haltend.

„Aber das ist offenbar Tollheit“, sagte Heiking zu seinem Begleiter, „jetzt gerade in dieß gesegnete Grabmahl hinabsteigen zu wollen, jeder andere Tag wäre dazu auch gut genug gewesen, heute wo wir so lustig waren.

„Laß mich, Heiking“, entgegnete der andere, „ich habe nun einmal solche Einfälle und sie machen mir Spaß. Von einem Gelage in ein Gewölbe, in die Gruft, wo meine Vorfahren liegen, wo ich in ein paar Dutzend Jahren auch den Rausch dieses Erdenlebens ausschlafen werde, das ist nun mein Vergnügen. Siebzehn Jahre alt, kannte ich schon nichts mehr, was mir Spaß machte, als eben die Kontraste; jetzt mit zweiundzwanzig Jahren ist das Leben mir allgemach schaal geworden — ich will einmal sehen, ob der Anblick von dem, was nach demselben kommt, ihm für eine kurze Zeit einen Reiz verleihen kann.“

Bei diesem Gespräch traten sie um die Ecke der Kirche und standen der lieblichen Gruppe, die Gertrud mit ihrem Schwesterchen im Schatten einer Akazie bildete, gegenüber.

„Alle Wetter“, flüsterte Heiking, „das ist ja die Tochter Bergenau's, das Mädchen wird eine Schönheit.“

Der Jüngere heftete einen durchdringenden Blick auf Gertrud und sagte dann: „Ein Abenteuer, und zwar ein ganz reizendes, das ist mir lieb. Es ist und bleibt wahr, daß Meister Zufall der Freund aller Taugenichtse ist. Komm, Heiking, gehen wir bescheiden neben diesem Bilde der „Madonna vom Kirchhofe“ vorüber.“

Beide grüßten dann die tief erröthende Gertrud mit dem Anstand von Männern von Erziehung. Der alte Küster hatte unterdessen die Thüre des Gewölbes geöffnet und der jüngere stieg von ihm gefolgt hinab, während Heiking zur Gertrud tretend, ihr artig einen guten Tag bot. „Sie sind oft hier, Fräulein,“ setzte er dann hinzu, „macht es Ihr Herz nicht traurig, so unter den Todten zu verweilen?“

„Ich habe nur wenig Bekanntschaft mit Lebenden,“ entgegnete das Mädchen ruhig, „und bin hier gern, weil es der nächste grüne Platz von unserm Hause ist. Ich vergesse meistens, daß es ein Kirchhof ist, für mich ist es nur ein stiller, schöner Garten.“

„Aber Sie begehen einen Raub, mein Fräulein, wenn Sie sich dem Umgang mit den Lebenden entziehen, um unter Gräbern zu weilen.

Gertrud fand was Heiking sagte sonderbar, sogar albern.

„Ich bin gern im Grünen und nicht ungern für mich allein,“ sagte sie einfach. Heiking nahm es für eine Zurückweisung. Die hat Geist, und den Mund auf dem rechten Fleck, dachte er bei sich selbst; aber ich bin kein Schüler, der sich durch ein schnippisches Wort in die Flucht schlagen läßt, zudem möchte ich Dubois den Spaß machen, mit dem hübschen Mädchen zu reden. — „Wenn Sie auch gern zu Zeiten für sich allein sind, so werden auch andere Zeiten kommen,“ entgegnete er, „wo Sie Freude an Gesellschaft finden. Die Jugend will Zerstreuung, Unterhaltung, Vergnügen, ein junges Herz verlangt auch nach Freundschaft und Liebe, Fräulein Bergenau, oder glauben Sie mir es nicht?“

„Sie wissen ja, daß ich einen Bruder habe,“ sagte sie, „den ich sehr liebe, der mich auch liebt, gern bei mir ist, mich belehrt und beschützt, wie es nur ein guter Bruder kann.“

Donnerwetter, dachte der Husar, die ist gewitzt — ihr Bruder beschützt sie, das ist deutlich — übrigens glaube ich selbst, daß der Junge Dem alle Knochen im Leibe zerschlüge, der dem Mädchen zu nahe käme, die halten ja wie Kletten zusammen, daß weiß auch Nanni. Er sagte aber mit einer ganz noblen Verbeugung: „Wer, mein Fräulein, könnte so ohne alles Gefühl seyn, Ihnen zu nahe zu treten, Ihr sicherster Schutz ist Ihre Schönheit.“

Gertrud warf einen verwunderten Blick auf ihn. So hatte noch kein Mensch mit ihr gesprochen. Er nannte sie Fräulein, er nannte sie schön, sie kannte nicht Gretchens naive Antwort, doch trat ihr auf die Lippen eine ähnliche, wenn auch in anderm Sinne. Sie hätte sagen mögen: Lieber Herr, ich bin kein schönes Fräulein, sondern nur noch ein Kind. Zu jedem Menschen, dessen Gesicht ihr Vertrauen eingeflößt, hätte sie es auch gesagt, Heikings ganzes Wesen aber war ihr unangenehm und sie sagte daher nach einem augenblicklichen Schweigen: „Ich freue mich aber doch, daß ich einen Beschützer

habe, ich kenne wenig Menschen und bin furchtsam, ich bin daher auch weit lieber allein als mit Fremden zusammen."

Sie heißt mich gehen, dachte Heiling, aber ich will es nicht verstehen, ich muß ja auf den tollen Jungen warten, der nun schon eine Viertelstunde und länger in dem garstigen Loche unten sitzt und sich die alten Särge seiner Großväter betrachtet.

In diesem Augenblick trat aber sein Gefährte aus der Gruft, er sah bleich aus und seine braunen Augen erschienen wie von einer Thräne verschleiert. Heiling winkte ihm, näher zu treten, der Jüngling aber machte Gertrud blos eine Verbeugung und schritt an ihr vorüber. Heiling hielt es für seine Pflicht, ihm zu folgen, er empfahl sich und sprach die Hoffnung aus, die reizende Gertrud während des Winters recht oft in ihrem Hause zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Indianer Nordamerika's.

Unter den Dokumenten, welche der Jahresbotschaft des Präsidenten an den Kongreß beiliegen, befindet sich auch ein Bericht des Oberkommissärs für die Angelegenheiten der Indianer, der manche interessante Punkte berührt. Seit einigen Jahren hat, wie wir daraus ersehen, die Regierung der Vereinigten Staaten sich bemüht, mit den Indianern in ein besseres Einvernehmen zu kommen und sie zu veranlassen, entweder sich auf eigens zu diesem Zwecke ihnen reservirten Ländereien anzusiedeln und dieselben gleich ihren Nachbarn zu bebauen, oder in die Prairien jenseits des Mississippi auszuwandern. Von Zeit zu Zeit sind Verträge mit den Stämmen innerhalb der einzelnen Staaten und Territorien abgeschlossen. Im Jahre 1836 veranschlagte man die Zahl der innerhalb der Gränzen der Union hausenden Indianer auf etwa 150,000 Seelen, doch muß sich während der seitdem verflossenen 20 Jahre deren Zahl beträchtlich vermindert haben. Die Zahl der vielen Stämme, die längs der westlichen Gränze der Ansiedelungen von Minnesota bis Neu-Mexiko südwärts ein Nomadenleben führen, läßt sich kaum annähernd bestimmen. Viele dieser Stämme führen ein Räuberleben, bekriegen sich unter einander und fallen gelegentlich über die Weißen her; dennoch stehen sämmtliche Indianerstämme, mit Ausnahme der in Oregon und Utah nomadisirenden, unter einer Art Kontrole und achten das Schwert und die Büchse der Weißen. Wo sie aber die Gränze auch nur der unbedeutendsten Ansiedelungen und Handelsetablissements berühren, treffen sie auf zwei ihnen noch weit gefährlichere Feinde, Branntwein und Seuchen. So sind allein im vorigen Jahre unter den Indianer am obern Missouri 2000 Personen ein Opfer der Blattern geworden. Ueber die verderblichen Folgen des Feuerwassers bringt jeder Reisende, der nach dem fernen Westen vordringt, neue Beweise. Was aber vermag den rothen Mann vor diesen beiden Plagen und seiner eignen Trägheit zu erretten? Selbst wenn er nicht wandert, sondern auf den ihm angewiesenen Ländereien in den Staaten und Territorien bleibt, so ist er im Allgemeinen ein mitleidswürdiges, herabgewürdigtes Wesen, das von halb kultivirten Feldern und den Pensionen, die die Bundesregierung für die Indianer bewilligt hat, existirt. — Doch gibt es innerhalb der Staaten einzelne Beispiele, daß sich die Indianer den Sitten und Lebensgebräuchen der weißen Race gefügt haben. So treiben die Indianer von New-York fast durchgängig Landwirthschaft und Handwerke. In Wisconsin und Michigan sind sie der Verpflichtung westwärts vom Mississippi zu ziehen, enthoben, haben Ländereien angewiesen erhalten, und im letztgedachten Staate sind Mittel für ihre Erziehung ausgesetzt und können sie sogar das Staatsbürgerrecht erhalten. Die Creeks, die Cherokesen und andere Stämme, die seit langer Zeit in der Nachbarschaft von Arkansas sitzen, haben eine feste Regierungsform und bestimmte Gesetze angenommen, treiben Industrie und erwarten binnen Kurzem förmlich als eigene Territorialregierung anerkannt zu werden. Dieß aber sind auch die einzigen Beispiele, daß indianische Stämme sich europäischer Zivilisation unterworfen haben, denn im Allgemeinen sitzen die Indianer auf Ländereien, die nicht groß genug sind, ihnen den Betrieb der Jagd nach Väter Weise zu ermöglichen, und wiederum zu groß, um sie bewegen zu können, als Farmers sich ansässig zu machen. Von diesem Grundgedanken ausgehend, empfiehlt der gegenwärtige Kommissär für die Angelegenheiten der Indianer, J. W. Danver, denselben gegenüber ein ganz neues Verfahren einzuschlagen. Er schlägt vor, vor allen Dingen die den Indianern angewiesenen Ländereien an Umfang zu verringern. Dann sollen diese Landbewilligungen in Grundstücke von angemessener Größe parzellirt und den einzelnen Individuen der Stämme als alleiniges privates Eigenthum überwiesen, ihnen jedoch die Befugniß genommen werden, diese Grundstücke zu verkaufen, zu verpfänden, zu verpachten oder überhaupt sich derselben irgendwie an andere Personen als an Mitglieder desselben Stammes zu entäußern, und soll dabei jede Niederlassung von Weißen innerhalb dieser Landbewilligungen strenge verboten seyn. Weiter schlägt Danver vor die Errichtung von Musterwirthschaften, wo sämmtliche Kinder des Stammes zum Besuch der Elementarschule und zur

Arbeit anzuhalten wären, in der Art, daß ein Theil derselben in Handwerken, der übrige Theil aber in der Landwirthschaft unterrichtet und das Nettoprovenue ihrer Arbeit an ihre Eltern vertheilt würde. — Sollte dieser Plan, der allerdings in seinen ersten Anfängen bedeutendere Geldmittel in Anspruch nehmen dürfte, als bisher von Seiten der Union für die Indianer verwendet worden sind, die Billigung des Kongresses finden, so könnte es vielleicht gelingen, den furchtbaren Verheerungen, welche bisher jede Berührung der Indianer mit europäischer Kultur unter ihnen zur Folge hatte, ein Ende zu setzen und die Indianer mit der Zeit zu ebenbürtigen Bürgern der Vereinigten Staaten zu machen.

Mannigfaltigkeiten.

In einem an die „Times" gerichteten, vom 20. Oktober datirten Brief aus der Kapkolonie lesen wir Folgendes über die dort angesiedelte deutsche Legion: Sie ist, in Verbindung mit dem freiwilligen Schützenkorps, jetzt (wo 25,000 Kaffern halbverhungert über die Gränze gekommen sind, und eben so viele verhungert seyn sollen) mehr als genügend, die Kolonie vor den Kaffern zu beschützen. Wenn man diese Deutschen gehörig unterstützt, werden sie als Militärkolonisten die besten Dienste leisten, und will man sich überzeugen, welch gute Fortschritte sie bisher gemacht haben, so braucht man nur ihre Hauptstadt „Stutterheim" und ihr Hauptquartier in der Kolonie „Woolbridge" mit andern in der Nähe gelegenen, seit 15 oder 20 Jahren gegründeten Städten zu vergleichen. Woran es den deutschen Kolonisten fehlt, das ist Geld. Was sollen sie mit dem Land, wenn sie keine Aussaat haben, es zu bebauen? In dieser Beziehung muß man ihnen unter die Arme greifen. Was bis jetzt gefördert worden ist, geschah lediglich durch einige der Offiziere. Hätten diese nicht großmüthig Alles, was sie besaßen, vorgestreckt, so wäre in diesem Jahr blutwenig Land angebaut worden. Einstweilen hoffen sie noch immer auf deutsche Einwanderer, und arbeiten redlich, diesen eine behäbige Heimath vorzubereiten. Einwanderer könnten dem Kap kräftig aufhelfen, und sich daselbst eine gute Zukunft bereiten. Arbeitslöhne sind hoch, und geschickte Handwerker verdienen täglich 7 — 8 Shilling, Handlanger 3 Shilling. Jeder könnte rasch ein Unterkommen finden. Lebensmittel sind jetzt, wo so viele Kaffern herübergekommen sind, ungewöhnlich theuer, beinahe eben so theuer wie in England, ausgenommen Fleisch zweiter Klasse, das 4 Pence per Pfund kostet. Hühner werden per Stück zu 6 Pence verkauft. Kleidungsstücke, namentlich für Frauen, sind kostspielig, und Einwanderer sollten sich daher mit den nothwendigsten Kleidern versehen. So sollten auch Handwerker nicht versäumen, ihre Werkzeuge mitzunehmen. Für alles Andere sind die Preise nicht übermäßig hoch.

Zur Beurtheilung der Volksbildung im Großherzogthum Schwerin liefern folgende amtliche Angaben einen Anhalt. Von 865 Rekruten, im Herbst eingestellt, konnten nur 430 Gedrucktes und 245 Geschriebenes gut lesen, die Anderen gar nicht, oder sehr mangelhaft. Gar nicht schreiben konnten 80, etwas schreiben, so daß sie z. B. mit Mühe ihren Namen zu unterzeichnen vermochten 478; leserlich und richtig nur 136. Fertig zu rechnen vermochten 125, gar nicht 236, ganz nothdürftig aber 504 Rekruten. Alle Militärpflichtigen aus den Städten, und die aus den großherzoglichen Dominaldörfern hatten den besten Unterricht erhalten, während die von den ritterschaftlichen Gütern gebürtigen Unwissenheit zeigten.

Am Schlusse eines Rechenschafts-Berichts irgend einer Direktion, worin dieselbe sich bedeutend herausgestrichen hatte, machte ein vom Setzer falsch gegriffenes l statt f einen fatalen Streich. Es hieß zuletzt: Die unterzeichnete Direktion hat dem obigen Bericht nichts mehr hinzuzulügen.

Ein Geizhals sagte nach einer angreifenden Predigt über christliche Wolthätigkeit: „Der Herr Pfarrer bewies so eindringlich die Nothwendigkeit des Almosengebens, daß ich beinahe selbst Lust zum Betteln hätte.

Zwei Glocken.

Soll hell die Freudenglocken klingen,
Muß sie mit Macht geschwungen seyn,
Sonst kann ihr Ton nicht voll und rein
Bis in der Seele Tiefen dringen.
Dagegen ist gar leicht bewegt
Das Glöcklein, das den Schmerz erregt.
Kaum spielt ein Lüftlein mit dem Strang,
Gibt auch das Glöcklein seinen Klang,
Und sollt' es auch noch leiser klingen,
Wird doch der Ton zum Herzen dringen.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der Walkandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 23 Mittwoch, 27. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Erst an der Kirchhofspforte holte der Unteroffizier den jungen Freiwilligen ein und hing sich an dessen Arm.

„Welch ein Einfall, an dem hübschen Mädchen so vorüberzugehen," sagte er, „ich hatte dir die schönste Gelegenheit geboten, mit ihr zu plaudern. Hier in der Stadt findest du keine Hübschere, selbst nicht unter den Vornehmsten.

Der Jüngling schien auf Heiking's Geschwätz nicht zu hören, er wandte sich plötzlich zu ihm und sagte, ihm voll ins Gesicht sehend: „Und weißt du auch, Leo, daß ich an dem Sarge meiner Mutter gestanden habe?"

„Ich dächte, die wäre in der Gruft ihrer Vorfahren beigesetzt, die schöne Baronesse, meine allerliebste Stiefschwester."

„Du hast sie nicht geliebt, Leo; aber sie war der Liebe wohl werth und steht mir wie ein Traum vor Augen in ihrer zarten, jugendlichen Schönheit."

„Nun, ich sollte meinen, daß ich von allen Menschen in der Welt am wenigsten Grund hätte, deine Mutter und Großmutter zu lieben. Ward doch mein Vater zum Meineidigen, ja zum Schurken an mir und meiner armen Mutter, wegen des schönen Gesichtes deiner vornehm geborenen Großmama. Denn diese zu heirathen, war dem Baron von Heiking eine zu gewaltige Versuchung, darum hielt er der armen verwaisten Tochter seines Amtmannes nicht Wort. Nun, sie starb und ward begraben, Gras wuchs über ihrem Grabhügel und über der Geschichte und ich kam, da meinem alten Großvater das Herz brach, aufs Schloß, wo deine Großmama mir gnädig erlaubte, mich mit den Hunden herumzuwälzen, mit den Bedienten zu zanken und mit den Mägden und Kammerjungfern zu scharmiren. Deine Mutter, meine schöne Stiefschwester, das rechtmäßige Kind meines Vaters, war ein feines Püppchen, ich, der Bastard, ein wilder Straßenbube. Laß nur die alten Geschichten todt und begraben seyn; es taugt nicht, wenn ich mich daran erinnere. Wenn sie mir durch die Seele ziehen, diese finstern Wolken, dann beneide ich alle, die noch im Stande sind, sich zu betrinken. Die Fluthen des Branntweins wallen über manchen Erinnerungen, die das Herz schwer machen und einen an Gott und der Welt verzweifeln lassen."

„Wahrhaftig, Heiking," entgegnete der jüngere mit einem schlecht gelungenen Versuch zu scherzen, „du bist ein Narr, ein anspruchvoller Narr. Ich weiß, daß du ein Bastard bist, was mehr? Was schadet dir das? Hat man dich nicht erzogen, wie es dem Kinde deiner Mutter zukam? Hat man dich nicht drei bis viermal ausgestattet? Hat nicht meine Großmutter dir Geld gegeben, um dein Fortkommen im Militär zu fördern? Von meiner Kindheit an haben deine Klagen, dein seltsames, verbittertes Wesen mir Interesse eingeflößt. Ich weiß nicht, warum, aber du kamst mir stets vor wie ein Räthsel, das ich hätte lösen mögen, und wenn deine Riesenkraft, deine unverwüstliche Männerschönheit meine Bewunderung erregten, so hatte ich für deine groben Ausschweifungen, deine Verschwendung, deine offenkundige Verachtung alles Herkömmlichen und Gebräuchlichen stets Entschuldigungen und ein kindisches Mitleid mit deinen wilden Klagen, heute aber noch, weiß ich nicht genau die eigentliche Geschichte deines Lebens, meine feine, vornehme Großmama ließ sich nie darauf ein, meine neugierigen Fragen über diesen Punkt zu beantworten, es hieß stets: Menschlichkeit und Mitleid gebieten mir, diesem Menschen, der gewissermaßen meinen Namen trägt, beizustehen, auch empfehle ich ihn dir für alle Zukunft, sorge, so weit Geld dieß bewerkstelligen kann, dafür, daß er nicht gänzlich zu Grunde geht."

„Meine Geschichte, o, die ist bald erzählt, ich habe sie dir eigentlich schon erzählt, Benno", sagte Heiking, „meine Mutter war ein bildschönes Mädchen — so sagt man — denn ich habe sie ja nicht gekannt. Mein Vater verliebte sich in sie und — hatte wirklich die Absicht, die Tochter seines Amtmannes zu heirathen. Es gab nur noch das Vor-

urtheil eines vornehmen Vetters im zwanzigsten Grade zu besiegen, aber eines Vetters, den man beerben sollte. Ich glaube, Junge, es gibt Weiber in der Welt, bei denen die Hingebung an den Geliebten ein Akt erhabenster Großmuth ist, und meine Mutter, Helene Brüggemann, war ein solches Weib. Ich habe Briefe von ihr gelesen — pah! hätte ein Weib mir solche Worte geschrieben, die so warm, so weich aus einem edeln, liebevollen Herzen quollen — ich hätte es nie verlassen können, und lieber, viel lieber mir und ihr eine Kugel durchs Hirn gejagt. Als ich geboren wurde, war meines freiherrlichen Vaters Liebe zu ihr wohl schon im Abnehmen, doch ließ er mich in der Stille auf seinen Namen taufen, er hatte ihr sein Edelmannswort gegeben, mich stets als seinen Sohn zu halten. Da kam jener bewußte Vetter, und schlug ihm eine Gemahlin vor, zweiundzwanzig Jahre alt, und eine seltene Schönheit. Mein Vater zauderte nicht, die Ehre war unermeßlich. Am Hochzeitstage, der in Wien gefeiert wurde, fiel meine arme Mutter zufällig in den Fluß neben der Mühle; das Flüßchen war nicht tief, aber die Mühle so nahe — man hat ihren Körper aus den Rädern hervorgezogen, aber geahnt hatte sie den Zufall, denn sie hatte den Tag vorher an meinen Vater geschrieben und ihn, ohne sich zu beklagen — na, ich zeige dir den Brief einmal — gebeten, sich ihres Sohnes anzunehmen. Mein Großvater, der alte Amtmann Brüggemann, seit seiner Kindheit, ja seit seiner Urväter Zeiten Diener der Barone von Heiling, hatte sich die Geschichte sehr zu Herzen genommen. Fortgehen von dem Orte, an dem alle seine Erinnerungen wurzelten, wollte oder konnte er nicht, die Äcker, die Fruchtbäume hielten ihn fest und doch erzählte hier jeder Stein dem Greise von der Schande, dem Elende, dem Tode seines einzigen Kindes. — Er überlebte seine Tochter nur achtzehn Monate. Ich, kaum ein dreijähriger Bursche, stand nun so einsam auf der Erde, als wäre ich aus dem Monde gefallen. Ich trieb mich unter den Knechten und den Kälbern herum, die letztere Gesellschaft war besser für mich als die erstere, denn unter dem zweibeinigen Vieh auf dem Gute gab es sehr boshafte Kreaturen. Baron Heiling und seine Gemahlin reisten unterdessen in Italien und der Schweiz. Endlich kehrten sie heim auf ihre Güter. Es war vom neuen Amtmann ein feierlicher Empfang vorbereitet worden. Ich war zur Zeit noch nicht fünf Jahre alt, aber den Tag habe ich im Gedächtniß, als ob nicht dreiundvierzig Jahre seitdem verflossen wären. Das Schloß war aufgeputzt, Ehrenpforten von Birkenreisern und Tannenzweigen auf den Wegen hatte der Schulmeister mit den kleinen Dorfmädchen hergestellt. Des Schulmeisters Frau hatte mich gewaschen und mir für eigene Kosten einen neuen Rock machen lassen, dazu Stiefeln, so blank wie sie Bürsten nur machen können. Mir schien meine Kleidung der Inbegriff aller Pracht. Ich war, glaube ich, damals ein eben so schönes und kräftiges Kind, als ich später ein schöner und kräftiger Mann wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte der Hauptmann diese Aeußerung vernommen, als er auf Windesflügeln durch den Garten dem Hause zueilte, um den gewünschten Hut herbeizuholen. Bald kehrte er damit zurück; aber seine Fürsorge hatte sich noch weiter erstreckt, denn ihm folgte ein Bedienter, eine Karavine mit Limonade tragend. Die arglose Hermine, die weder die Verworfenheit dieses Menschen in diesem Grade kannte, noch auf die entfernteste Weise ahnte, bemerkte dankbar diese Aufmerksamkeit, und trug kein Bedenken, von dieser — Limonade zu trinken. Der ungeheure Frevler, der die Wirkung des Schlaftrunks, den er darein gemischt hatte, genau kannte, lenkte sogleich auf einen in der Mitte des Gartens stehenden Pavillon zu, und kaum hatten sie diesen erreicht, als auch Hermine schon eine unwiderstehliche Müdigkeit verspürte.

Es wird die Wirkung eines fernstehenden Gewitters sein, bemerkte der Hauptmann; nehmen Sie hier auf diesem Kanapee einige Augenblicke Platz, ich werde hinlaufen und die Kammerjungfer herbescheiden.

Ach, thun Sie das, antwortete Hermine, und sank, seltsam an allen Gliedern ermattet, in das Sopha.

Mit Blitzesschnelle war der Verruchte noch einmal zur Gartenthür geeilt, und hatte dem von ihm bestochenen Bedienten noch einmal anbefohlen, keine Menschenseele, was da auch vorgehen möchte, in den Garten zu lassen. Jetzt, seines Opfers gewiß, schlich er gleich einem Mörder zurück, aber es war noch zu früh, das Gift hatte die starke Jugendkraft noch nicht völlig betäuben können. Nur sich den Gefühlen des rohesten Lasters hingebend, nicht die rächende Gottheit in seiner Nähe ahnend, schleicht er noch mehrere Male um das Häuschen, um sie nicht auf's Neue zu erwecken, und das Ziel seiner Wünsche noch weiter hinauszusetzen; da wurde er auf dem Schornsteine eines der gegenüberstehenden Häuser eine dicke Rauchwolke gewahr. Der Teufel

wird doch sein Spiel heute nicht treiben! murmelte er. — Nein, nicht der Teufel, Ruchloser! Gott lebt, Gott wacht und schützt die Unschuld!

Nur wenige Sekunden, und in lichten Flammen stand das Dach des Hauses; aber in eben dem Augenblicke bliesen auch schon die Thurmwächter der Stadt in ihre Hörner, die Sturmglocke verkündete den ruhigen Bewohnern das nahende Unglück, und vor der Hauptwache wirbelten die Trommeln.

Immer stärker griff die Flamme um sich, aber auch immer lebendiger wurde es auf den Straßen der Stadt. Das fortwährende Rufen verschiedener Menschenstimmen, das Rollen der Feuerspritzen und Feuerfässer, das unaufhörliche Sturmläuten, das Wirbeln der vielen Trommeln — all dieses grausende Getöse hätte Halbtodte wieder in das Leben zurückrufen können, doch Hermine schlief so fest, so ruhig als ob nichts in Bewegung wäre. Nur zuweilen noch streckte sie die rechte Hand winkend empor, etwa als ob ihre Seele das ihr bevorstehende Unglück ahne, und sie einen Engel um seinen Beistand winken wolle; aber in des abscheulichen Verführers Brust regte sich kein Fünkchen von Mitleid und Menschlichkeit; nur noch wenige Augenblicke, und dann war er entschlossen, das Aeußerste zu wagen. Noch einmal schaute er in die immer weiter um sich greifende Flamme, die eben mit gräßlichem Geprassel den Giebel des Hauses herabstürzen ließ; dann legte er die Hand an die Thür, um die schändliche That zu vollbringen; doch in eben dem Augenblick rissen tausend Menschenhände hinter seinem Rücken das leichte Staket des Gartens nieder, um sich mit den Feuerspritzen einen Weg von rückwärts zur Brandstätte zu bahnen.

Verflucht! ewig verflucht! rief zähneknirschend der Wüstling.

Geschwind, gnädiger Herr! rief ihm der von ihm auf der Wache ausgestellte Bediente zu, geschwind, retten Sie sich! Die Frau Generalin ist im Galopp zurückgekehrt, und fragt nach Fräulein Hermine.

Tölpel! Esel! Dummkopf! rief wüthend der Hauptmann, indem er noch einen Blick auf den schlummernden Engel warf, — zur ungelegenern Zeit kamst Du wohl nie! Er rannte dann fort auf sein Zimmer, nahm seinen Degen und verließ schleunig das Haus.

Wo ist Hermine? Um Gotteswillen! wo ist Hermine? rief die Generalin und blickte ängstlich auf das Treiben der vielen Menschen, die in ihrem Hause aus- und einliefen.

Ach, ich kann ja nicht dafür! rief händeringend ein alter Diener; hier ist das Sündengeld, ich mag es nicht, aber ich mußte ja.

Vor Entsetzen erbleichend starrte die Generalin den Diener an. Tausend Gedanken flogen wie Blitze durch ihre Seele, sie glaubte, der arme Teufel habe sich bereden lassen, um eitlen Geldes willen, das Feuer anzulegen; doch bald erfuhr sie den gräßlichen Plan ihres eignen Sohnes, und schrecklich bebte sie zusammen. In eigner Person begleitete sie sogleich den Bedienten, und nicht lange, so stand sie im Pavillon vor dem Sopha, auf welchem Hermine wie ein Engel des Lichtes da lag, und, nur mit etwas schnellern Athemzügen, fest schlief. Sie faßte der schönen Schläferin Hand, sie rief ihren Namen, aber Hermine war nicht zu ermuntern. Um Gotteswillen! rief sie, was ist hier vorgegangen? Der Diener wußte es nicht, aber in dem Augenblick fiel ihr Blick auf die noch bis zur Hälfte gefüllte Flasche mit Limonade. O, entsetzlicher Bösewicht! rief sie, jetzt errathe ich Dein gräßliches Vorhaben! aber Gott sey gelobt, der ein Mittel gefunden hat, die Unschuld zu retten!

Hermine, die durchaus aus ihrem Todesschlafe nicht zu erwecken war, wurde nach einigen Stunden, als das Feuer gedämpft, und der Volkshaufe sich verlaufen hatte, in das Haus getragen, und erst gegen Abend erwachte sie, wußte aber von Allem, was während der Zeit vorgegangen, keine Silbe. Eine ungeheure Schlafsucht, von der sie noch immer beherrscht wurde, schien auch ihrem Geiste nachtheilig zu seyn, weßhalb die zärtlich besorgte Pflegemutter zum Arzte schickte. Ehe dieser jedoch erschien, hatte sich Hermine schon auskleiden lassen, und war auf's Neue eingeschlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Die Einheizer-Bande.] Einem neuen französischen Pitaval, den „Causes célèbres de tous les peuples," von A. Fouquier, entlehnen wir nachstehende Geschichte der Einheizerbande (Bande de Chauffeurs), die von dem berüchtigten, im Jahre 1785 gehängten Poulailler organisirt, durch die entsetzlichsten Frevel, in Mord, Raub und Brandstiftung mit beispielloser Kühnheit und haarsträubender Grausamkeit verübt, eine Reihe von Jahren, besonders unter ihrem Hauptmann, dem „schönen Franz," die ländliche Bevölkerung des jetzigen Loiret-Departements in Angst und Schrecken setzte. Den Namen „Einheizer" hatten sie von der erfinderischen Marter, die sie gegen die Unglücklichen anwandten, denen sie das Geständniß, wo sie ihre Baarschaft verborgen, erpressen wollten. „Papa Elouis," ein hoher Achtziger, mit ehrwürdig grauem

Barte, rothen vollen Wangen, stahlblauen, blitzenden, kleinen Augen, einer der Wildesten und Blutdürstigsten der Bande, gibt den Jüngern in gräßlich launiger Sprache die Lehre: „Sehet Kinder, wenn unser Männchen nicht plaudern will, so zündet ihm ganz sachtchen ein Strohbündel zwischen den Beinen an, und löst ihm das nicht die Zunge, so laßt ihm mit einer Gabel an der Fußsohle zur Ader und bähet ihm hübsch die Stelle. Muß schon hartgesotten seyn, wenn er das aushält, ohne die Moneten von sich zu geben. Sind es junge Eheleute, heizt mir ja dem Manne vor der Frau oder der Frau vor dem Manne ein; wahrlich nicht immer wird es der Eingeheizte seyn, der zuerst das Maul aufthut.“ Und diese gräßliche, auf Kenntniß des menschlichen Herzens gegründete Theorie wurde von den Unmenschen praktisch angewendet. — Sie hatten ihre Zwischenhändler und Hehler, die Franken genannt, in allen Städten und Dörfern ihres Gebiets, besonders waren alle Abdecker auf dem Lande im Einverständniß mit ihnen. Bei dem Abdecker zu Guenderville, der eine abgelegene Wohnung in einem Garten besaß, kamen sie in einem unterirdischen Schlupfwinkel zusammen, um hier ihre Beute zu theilen, ihre Orgien zu halten u. s. w. — Auch an einem Priester fehlte es der Bande nicht, Ein ehemaliger Maurer aus der Normandie, ein ausgedienter Räuber, Lejeune, leitete im Priester-Ornat den Gottesdienst, las die Messe, verrichtete die Gebete unter Zoten und Flüchen der kirchenschänderischen Gemeinde. — Die Beschreibung einer Vermählungsfeier unter ihnen ist ihrer Seltsamkeit wegen zu erwähnen. Le Rouge d'Auneau wollte die „schöne Viktoria“, eine würdige Genossin der Mordbande, heirathen. Als die Hochzeitsgäste versammelt waren, nahmen der Hauptmann, der „schöne Franz“, und sein Lieutenant, Chat-Gautier, jeder einen Stock und stellten die beiden Stöcke drei Fuß hoch von der Erde unter einem Winkel aneinander. Le Rouge d'Auneau, à l'incroyable herausgeputzt, mit seiner Exekutivmacht, einen gewaltigen, gewundenen Stock in der Faust, führte gar zierlich die „schöne Viktoria“ herbei. „Lumpenkerl, willst du das Lumpenmensch?“ redete ihn einer der ältesten Banditen mit der stehenden feierlichen Formel an. — „Ja, Lumpenkerl!“ antwortete der Bräutigam. — Lumpenmensch“, willst du den Lumpenkerl?“ — „Ja, Lumpenkerl!“ — „Nun spring, Lump!“ — Le Rouge d'Auneau schwang sich nun leicht über die beiden Stöcke, die schöne Viktoria ihm nach, und der Ehebund war geschlossen. — Endlich, nachdem die Bande die erwähnte Gegend lange genug zum Schauplatz unerhörter Gräuel gemacht hatte, erwachte die Gerechtigkeit aus ihrem Starrkrampf und ließ auf sie eifrig fahnden. Eingefangen wurden die meisten zum Tode verurtheilt und hingerichtet; die übrigen bevölkerten die Zuchthäuser und Galeeren.

[Ein denkender Hund.] Ein Arzt in einer ziemlich volkreichen Stadt fand, während er seine Krankenvisiten machte, ein kleines Hündchen auf der Straße, welches entsetzlich schrie und das eine Vorderpfötchen emporhielt. Mitleidig untersuchte der Arzt das Bein und fand es wirklich gebrochen. — Er nahm das kleine Thier mit sich nach Hause und heilt es glücklich aus. — Bis dahin hatte es sich ruhig verhalten und den Arzt nicht verlassen, jetzt verschwand dasselbe. — Monate vergingen, der Arzt dachte nicht mehr an die Geschichte, da springt eines Tages das von ihm kurirte Hündchen in sein Zimmer, winselt und schmeichelt um ihn herum, läuft wiederholt zur Thüre, welche wieder geschlossen wurde, und als der Arzt, in der Meinung, es wolle sich entfernen, diese öffnet, erblickt er außerhalb ein anderes kleines Hündchen, welches winselnd sein Pfötchen erhebt. — Der Arzt untersucht es und fand nur eine starke Quetschung, die er durch Umschläge leicht beseitigte. — Offenbar aber hatte das von ihm früher geheilte Thierchen, das kranke zu ihm geführt, in der Ueberzeugung, daß er auch diesem helfen könne. — Zeugt das nicht von mehr als bloßer Begriffskraft?

Zu den Hochzeitsgeschenken, welche der Prinz Friedrich Wilhelm für die Prinzeß Royal bestimmt hat, gehört ein Perl-Collier, eine Kollektion von 30 Perlen von ausgezeichneter Schönheit bildend, im Werth von etwa 30,000 Thaler. Dasselbe ist von den Hof-Juwelieren Friedeberg Söhne, die in langer Zeit um die Beschaffung eifrigst bemüht waren, geliefert worden.

[Fächer-Bouquets.] Das Neueste auf den Pariser und Brüsseler Hofbällen der Saison sind Blumen-Bouquets in der Form von Fächern gebunden, ebenso graziös als zweckdienlich.

Noch ein Sprüchel vom P. Abraham.

Ein Wirth ohne Wein,
Ein Doktor ohne Latein,
Ein Häfner ohne Geschirr,
Ein Geistlicher ohne Brevier,
Ein Soldat ohne Degen
Bringen allesammt nichts zuwegen.

Redakteur Gustav Meffert
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 24 Donnerstag, 28. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Ich stand, fuhr Heiking in seiner Erzählung weiter fort, also an der Ecke hinter den Schulkindern, ein trotziger halsstarriger Bengel, der für jeden Schlag nach Kräften wieder einen gab, der kein Geschöpf auf der Welt liebte, als den alten Muff, den zottigen Hofhund im Amtegebäude, wo ich aus alter Gewohnheit in einem Treppenkämmerchen eine Schlafstelle hatte. Der Nachfolger meines Großvaters war ein geiziger böser Mann und hatte ein noch zehnmal böseres Weib, sie thaten Beide, als ob ich gar nicht in der Welt wäre, als ob sie immer über meinen kleinen schwarzen Krauskopf hinwegsähen. Ich dagegen haßte sie gründlich und that besonders der Madame alles mögliche Herzeleid an. Traf mich der Amtmann Berg dabei, so zerbläute er mich gottesjämmerlich und ich schrie, kratzte, biß und spuckte und hatte schon unzählige Fensterscheiben in seiner Wohnung eingeworfen. An dem Tage waren die Berg's äußerst freundlich gegen mich gewesen. Nun war ich aber noch so dumm, mich von jeder Freundlichkeit gleich beglücken und bestechen zu lassen, sprach ein Mensch ein paar freundliche Worte mit mir, so wäre ich für ihn durch Wasser und Feuer gelaufen, war er dagegen böse zu mir, so wurde ich tückisch und that nicht gut. Ich freute mich, daß der Amtmann so nett war und gab ihm meine kleine braune Hand und so führte er mich als just der Wagen mit der Herrschaft ankam, an eine Stelle, wo ich sozusagen unter seinen Kindern stand und da hieß er mich bleiben. Der Wagen hielt an der Freitreppe, ein Herr öffnete den Schlag und half einer sehr schönen Dame heraus. Man schrie! Willkommen! ich sah ganz deutlich wie die Dame nach mir blickte, wie sie den Herrn auf mich aufmerksam machte, wie der den Schulmeister rief und fragte, wie dieser etwas antwortete und die Dame mit einem Schrei in Ohnmacht fiel. Die ganze Geschichte löste sich nun in allgemeine Verwirrung auf, mich stieß und schob man in den Schafstall, wo ich mich nach meiner Gewohnheit auf ein Bund Erbsenstroh warf und ganz ruhig einschlief. Was mein Herr Vater mit deiner Großmama für eine Scene gehabt haben mag, weiß ich nicht, aber gegen Abend rief man nach mir, die Frau Schulmeisterin wischte mir die Nase und kämmte meine Locken und der Amtmann nahm mich beim Arm und führte mich ins Schloß. Die prächtigen Zimmer, die vor Kurzem erst neu eingerichtet, waren hell erleuchtet, überall sah ich Dinge, die meiner kindischen Einbildungskraft imponirten, zuletzt brachte man mich ins Boudoir der Gnädigsten. Seide, Gold, Federn und Blumen, ich dachte im siebenten Himmel zu seyn. Die Dame saß auf dem Sopha, ein kleines schönes Mädchen spielte auf einem Teppich zu ihren Füßen, der Baron stand in einer Fensternische. Ich trat blöde und tölpisch näher, um, wie man mir befohlen hatte, der Dame die Hand zu küssen, verwickelte meine ungeschickten Füße in den Teppich und stürzte zu Boden. Der Baron hob mich auf, ich fühlte, daß er zitterte, ich fürchtete mich vor ihm und haßte ihn. „Möge die Existenz dieses Kindes, dessen Sie sich großmüthig annehmen wollen, theuerste Therese, ein neues Band zwischen uns bilden“, sagte er, indem er mich vor der Dame auf den Boden setzte. „Möge das Kind, das seine Existenz einem Vergehen dankt“, entgegnete die Dame, „Sie, Leo, nicht für dasselbe durch ein verbrecherisches Leben bestrafen!“ Das war mein Eintritt ins Vaterhaus! Als am andern Morgen die Gardinen im Zimmer der Baronin noch geschlossen waren, trat mein Vater in die Kammer, wo ich schlief. Ich erwachte unter seinen Küssen, Amtmann Berg war auch gegenwärtig und mein Vater machte ihm heftige Vorwürfe wegen meiner vernachläßigten Erziehung. Er verlangte, daß ich ihn, wenn Niemand anwesend, Vater nennen sollte und nannte mich Sohn, auch überhäufte er mich mit Zärtlichkeiten, die mir bis dahin völlig fremd geblieben, und beschenkte mich mit Spielwerk, Näschereien und Geld, dessen Werth ich noch gar nicht kannte, und von da an führte ich ein seltsam getheiltes Leben. Bisweilen das ge-

hätschelte Kind der Liebe, bisweilen der verachtete, vernachlässigte Bastard, lernte ich Haß und Neid kennen, die Rache hatte ich lange gekannt. Ich wuchs auf, eine Pflanze wunderlicher Art. Alle Laster, aber auch alle Tugenden lagen in meiner Brust, wild wie ein Teufel, stark wie ein Riese, ein bildschöner Bursche, hatte ich nichts gelernt, spürte keine Lust zu irgend einem Lebensberuf. Ich hielt es für mein Recht, die Besitzungen meines Vaters zu erben, war ich doch sein einziger Sohn. Als aber mein Vater starb — ich war etwa siebzehn Jahre alt — gab es überhaupt nichts zu erben, die Güter kamen unter Sequestration, die gnädige Frau zog nach der Residenz, ihre Tochter zu erziehen, mich brachte sie in eine Pensionsanstalt, aus der ich fortlief; ich wollte nach Amerika und verdingte mich auf ein Bremer Schiff als Junge. Der Steuermann schlug mich noch im Hafen mit einem Tauende, dafür warf ich ihn ins Wasser und lief wieder davon. Die Polizei fand mich in einer Spelunke, lieferte mich aber nicht an das Schiff, sondern an meinen zeitweiligen Vormund, den Amtmann Bergaus. Die gnädige Gattin meines Vaters ermahnte mich nun dringend, daß ich mich mehr als jeder andere Mensch anzustrengen hätte, um etwas Rechtes zu werden. Sie verheirathete um diese Zeit ihre einz'ge Tochter mit einem steinreichen geadelten Kaufmann, einem Herrn Dubois, der etwa dreißig Jahre älter war, als das sechzehnjährige Kind. Herr Dubois nahm mich in sein Komptoir, aber zum Kaufmann bin ich nicht geboren, nach einem halben Jahre erklärte ich das auch rundheraus. Ich sollte mir nun einen Lebensberuf wählen. Laßt mich Soldat werden, sagte ich, ein tüchtiger Reiter war ich ja schon auf den Gütern meines Vaters. Ich kam also zu den Husaren. Ich sollte Offizier werden, aber ich lernte nie, was zu einem Examen nöthig ist. Ich bin dreimal im Fähnrichsexamen durchgefallen, zudem machte mein Hitzkopf mir allerhand Ungelegenheiten, und hätte nicht das Geld deines Vaters und die Konnexionen deiner Großmama mich in verschiedenen Fällen herausgebissen, ich trüge längst die Sträflingsjacke. Jetzt habe ich mich freilich an Militärdisziplin gewöhnt, ich bin ein Husarenunteroffizier wie er im Buche steht, der beste Reiter, der beste Schläger, der erste Pistolenschütze des Regiments. Deine Großmama und deinen Vater, die mich wie den leibhaften Teufel fürchteten, durfte ich meistens auch nicht zwei Mal auffordern, mir Geld zu schicken, aber ich habe nicht gern mit dem vornehmen Volke zu thun."

„Ich habe von dir Wundergeschichten gehört, Heiking", entgegnete Dubois, als Jener schwieg. „Du bist der Popanz unseres Familienkreises und Großmama glaubte keine härtere Strafe für mich erfinden zu können, als daß sie mich, wenn ich nicht Gutes gethan, mit ihrer weichen süßen Stimme ein zweites Exemplar des ungerathenen Leo nannte. Die Kutscher und Bedienten in meinem Vaterhause erzählten von dir, wie du die wildesten Pferde zugeritten, einen rasend gewordenen Stier bei den Hörnern gepackt und in den Stall geführt, wie du deine Feinde zerbläut und Denen, die dir einen Dienst geleistet, dich dankbar erwiesen hast. Als der selige Kandidat Wels, mein in Gott ruhender Lehrer, mir von Alexander und Bucephalus erzählte, nahm das Phantasiebild des künftigen Eroberers von Indien deine Züge an. Ich könnte den Cid Campeador nur mit deinem Gesicht malen, wenn ich überhaupt malen könnte, und nur weil ich in deine Nähe kommen und eine Zeit lang mit dir leben wollte, bestand ich darauf, mein Jahr als Husar und zwar hier zu dienen. Großmama trug mir auf, da ich jetzt nach dem Tode meines Vaters das Haupt der Familie sey, es dir an nichts fehlen zu lassen, damit Geldmangel dich nicht zum Verbrecher mache und meinte dann, daß unsere Lebenswege und Erziehung zu verschieden seyen, als daß du mir gefährlich werden könntest. Sie würde einen gewaltigen Schreck bekommen, wüßte sie, daß mein erster Weg, als ich hier angekommen, in dein Quartier gewesen."

„Du hast meinetwegen nicht nöthig", noch einmal dich dahin zu bemühen", erwiderte Heiking trocken. „Du sollst erfahren, wenn du es noch nicht weißt, daß ich mich nie bemüht habe, meiner vornehmen Sippschaft näher zu treten."

Dubois lachte.

„Ich werde aber meinetwegen zu dir kommen", sagte er mit wirklicher Freundlichkeit, „ich habe nun einmal Wohlgefallen an deiner Art und Weise. Wir hatten zu Hause einen Bastard von Hund und Wolf, ein großes riesiges Thier, das einen Ochsen zerreißen konnte; aber der Hund lag an der Kette und war mein bester treuester Spielkamerad, nimm es mir nicht übel, du erinnerst mich an ihn, du liegst auch an der Kette militärischer Disziplin, doch theile ich sie jetzt mit dir und wir Beide sind ziemlich zahm und ungefährlich. Komm mit mir, trinke eine Flasche Champagner in meiner Stube."

„Nein", sagte Heiking, „gehe in gute Gesellschaft, Benno, und vergiß den Bastardbruder deiner Mutter für ein paar Stunden, um ein feiner Mann zu seyn."

Sie standen vor der Thür eines Schenklokales, wohin sie nach einem ziemlich weiten Spaziergange gekommen waren, und Benno Dubois ging nach einem vornehmen Stadtviertel, während Leo in das Schenklokal trat.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Der Generalin sonst so mildes, freundliches Antlitz glühte von heimlichem Zorn über die entsetzliche Bosheit ihres eignen Kindes, und um ihn sein Verbrechen und ihre Verachtung fühlen zu lassen, schrieb sie einige Zeilen an ihn, welche der von ihm bestochene Bediente sogleich auf sein Zimmer tragen mußte; worauf beide Brüder noch in derselben Nacht in aller Stille die Stadt verließen.

Nach genauer Untersuchung des Pulvers, der Schlafenden und der noch übrigen Limonade fand es sich, daß derselben zwar eine starke Dosis Opium beigemischt war, die aber doch so zubereitet war, daß es der Gesundheit weiter nicht schadete. Der Beweis hiervon zeigte sich schon am nächsten Morgen, wo Hermine im Zustande der blühendsten Gesundheit und der fröhlichsten Laune ihrer edlen Pflegemutter ihren Morgengruß und den herzlichen Dank für ihre zärtliche Besorgniß darbrachte.

In einer Unterredung, welche nun zwischen Beiden stattfand, ließ Hermine den Gefühlen ihres unverstellten Herzens freien Lauf. Sie klagte der edlen Frau, wie der Hauptmann ihr schon seit den ersten Tagen seines Hierseyns seine Liebe angetragen, und kein Mittel unversucht gelassen, sie für sich zu gewinnen; allein sie habe eine innerliche Abneigung gegen denselben nicht besiegen können. Aus der Darstellung des schuldlosen Mädchens merkte die Generalin bald, daß das ganze Benehmen des Unedlen nur Maske gewesen, und daß er nur beabsichtigt, diese Blume in ihrer schönsten Blüthe zu vernichten, und freudig dankte sie Gott, der durch seine weisen Einrichtungen aus Unglück hatte Glück hervorgehen lassen. Dem Manne, der das Unglück gehabt, sein Haus in Flammen aufgehen zu sehen, schenkte sie, um der Vorsehung dankbar zu seyn, zum Wiederaufbau desselben eine nicht unbedeutende Summe; wohlweislich hütete sie sich aber, Herminen die Gefahr, in der sie geschwebt, merken zu lassen.

Ein hoher Seelenfrieden — ein Reichthum, der nur schuldlosen Seelen eigen ist — wurde bald wieder Herminens unumschränktes Eigenthum, den nur einzig und allein der Gedanke an den armen Steinhof, den sie durch ihre Schuld gänzlich unglücklich gemacht zu haben glaubte, zuweilen stören konnte. Doch auch dieser Gedanke wurde durch reifliches Nachdenken schwächer in ihr, indem sich bei seinen Kenntnissen und seiner edlen Denkungsart kein völliger Untergang denken ließ. Allein der Vorsatz wurde immer fester in ihr: auch wenn sie ihn in diesem Leben nicht wiedersehen sollte, ihm dennoch allein anzugehören, für ihn zu leben, und einst mit dem festen Bewußtseyn, ihn dort in jenem Leben, worüber er so oft und so zuversichtlich gesprochen hatte, wieder zu finden. Das war ihr fester, unumstößlicher Entschluß.

Ein Jahr war seit jener entsetzlichen Periode wieder verstrichen, Hermine dachte nicht mehr an den Elenden, der sie so bübisch um ihr ganzes Lebensglück hatte betrügen wollen. — Sie stand eines Tages am Fenster und sah, wie sich auf dem Platze, dem Hause der Generalin gegenüber, ein großer Volkshaufen versammelte. Hermine fragte, was sich dort begeben würde? Die Generalin, welche diese Frage nicht beantworten konnte, schickte einen Bedienten hinüber, und ließ nachfragen. Ein Mensch, hieß es, der vor langen Jahren als Aufwärter auf Baums Garten eine Tuchnadel von bedeutendem Werth diebischer Weise entwendet habe, solle heute die Strafe des Halseisens erleiden.

Auf Baums Garten? fragte Hermine sehr verwundert, und vielleicht Ihnen, meine liebe Mutter?

So ist es, mein Kind, antwortete die Generalin; es thut mir jetzt sehr leid, denn der Verlust ist einmal verschmerzt, und ich bin dennoch zu dem Andenken meiner seligen Mutter nicht wieder gekommen.

„Aber haben Sie denn völlige Gewißheit, liebste Mutter, daß jener Aufwärter Ihnen die Nadel entwandt?"

Gesehen habe ich es nicht, aber es kann wohl Niemand anders sich derselben bemächtigt haben, als er; auch haben verschiedene Personen gesehen, daß er sie aufgehoben. Seit einem Jahre nun, indem der Mensch bis dahin standhaft geleugnet, habe ich darauf verzichtet, den Schuldigen aber der strafenden Gerechtigkeit anheim gegeben. Ich weiß —

In diesem Augenblick erhob sich unten ein starker Tumult, und nicht lange, so wurde der arme Verurtheilte unter den Fenstern der Generalin vorbeigeführt. Hermine öffnete das Fenster, und so wie sie ihn erblickte rief sie: „Ach Gott! der Mensch ist unschuldig!"

Die Generalin erbleichte. Eine seltsame Ahnung, der sie keine Worte zu geben wußte, berührte den Flug ihrer Gedanken, aber sie faßte den schnellen Entschluß, den Verurtheilten durch ihr Fürwort noch auf einige Zeit in sein Gefängniß zurückführen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Epheuranke.

An eines Waldbachs klarer Quelle,
Die eben Felsgestein entsprang,
Und deren junge, reine Welle
Sich rasch durch Waldesgrüne schlang,
Stand an Decennien jung noch eine Eiche
Und hob in zartem Grün die blätterreiche,
Belaubte Krone stolz empor.
Ihr dicht zur Seite sproßte eine Epheuranke,
Die ihre kräftigschöne Nachbarin, die schlanke,
Zu treuer Liebe sich erkor.
Sie schlang das schönbelaubte Reis
So schmiegsam, liebend um die Eiche,
Und selbst um ihre höchsten Zweige,
Daß rings um sie der weite Kreis
Des Waldes solchen Glücks sich freute.
Der Sommer schwand, der Herbstwind streute
Der Eiche und des Epheu's Blätter in den Wald.
So ging dahin denn Jahr um Jahr,
Bis endlich mit der Zeit Jahrhunderte selbst alt
Der Epheu und die Eiche war.
Doch immer gleich schlang um die stolze Eiche
Der Epheu treue die immergrünen Zweige.
Und als Jahrtausende vergangen,
Der Eiche Stamm gealtert war,
Die sonst so starken Aeste sprangen,
Umschlangen treu noch immerdar
Des Epheu's immergrüne Zweige
Gealtert selbst noch ihre Eiche.
Da zog ein Wetter an, der Blitze Zittern
Erhellt den Wald in dunkler Nacht;
Ein Wetterstrahl, — der Donner kracht,
Die Eiche fällt in Tausenden von Splittern.
Doch um die Splitter selbst getreu noch rankt
Der Epheu, der am Stamme einst geprangt.
Drum bleib der Epheu treuer Liebe Zeichen,
Ihm soll auch stets nur ächte Liebe gleichen.

Dr. Englert.

Mannigfaltigkeiten.

Von der eigenthümlichen auf der Insel Madagascar zur Zeit herrschenden Rechtspflege theilt Frau Ida Pfeiffer, welche dieser Insel der Glückseligen einen Besuch abgestattet hat, der „Ostd. Post" u. A. folgende Pröbchen mit: „Hat Jemand Lust, einem Andern etwas anzuhaben, so geht er vor Gericht und klagt ihn irgend eines denkbaren Verbrechens an. Der Kläger braucht nur 29 Piaster bei der Regierung zu erlegen, und an dem Beklagten ist es nun, sich zu rechtfertigen. Man beweist ihm nicht seine Schuld, sondern er muß seine Unschuld beweisen. Der Prozeß ist kurz und endet fast immer damit, daß der Angeklagte verurtheilt wird, den Tanguin (das Gift) zu nehmen. Seinen Verwandten erlaubt man jedoch, ihm sofort, nachdem er das Gift genommen, Reiswasser in großer Menge zu reichen, worauf gewöhnlich Erbrechen erfolgt. Ist der Arme so glücklich, das Gift von sich zu geben, so ist er gerettet und wird für unschuldig erklärt. Bricht er das Gift nicht, so stirbt er unter heftigen Zuckungen und seine Schuld ist bewiesen. — Fehlt es J. Maj. der Königin Ranavolo an Geld, so läßt sie ihre Richter beliebige Leute einer Majestätsbeleidigung, eines Hochverraths oder dergleichen beschuldigen und darauf hin verhaften. Bieten die Angeklagten sofort einen genügenden Theil ihrer Habe als Sühne an, so werden sie freigelassen; versäumen sie dieß, so macht man ihnen den Prozeß, nimmt ihnen ihr Alles und verkauft sie nach Belieben obendrein noch als Sklaven. Stiehlt Jemand einen königlichen Ochsen, und verkauft das Fleisch auf dem Markte, so wird nicht allein der Dieb bestraft, sondern auch alle Menschen, die von dem Ochsen gegessen haben. Der Dieb wird geköpft, die unglücklichen Esser als Sklaven verkauft. Nur das Kind an der Mutter Brust ist ausgenommen, weil — wie rücksichtsvoll! — man annimmt, es könne noch kein Fleisch essen!"

In Cann—hausen (Württemberg) begab es sich unlängst, daß Schwiegervater in spe und Schwiegersohn in spe beim Kartenspiel in Folge von „Beschummlereien" sich zu Wort und Stockgefechten hinreißen ließen, so daß letztgenannter laut erklärte, der Tochtermann eines solchen *** nicht werden zu wollen. Richtig wurde „wegen eingetretener Hindernisse" die Hochzeit verschoben; was aber mit dem bereits bestellten Diner im Hotel anfangen? Die haushälterische Braut war bald entschlossen: sie lud ihre Freunde und Freundinnen und unter Becherklang und Jubelsang ward das Mahl vertilgt. Das wurmte den Bräutigam und fluggs ging er zum Wirth desselben Hotels, auf den folgenden Tag ein noch splendideres Essen bestellend, das er denn auch mit seinen Freunden und Freundinnen unter den Tönen der für die Hochzeit bestellten Musik einnahm und wobei mehr als fünf Dutzend Flaschen 1857r ausgestochen wurden. — Also doppelte Hochzeitsfeier und doch keine Kopulation!

Redakteur: Gustav Messert.
Druck und Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 25 Freitag, 29. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Oben in ihrem kleinen Stübchen saß indeß Gertrud und entkleidete das Schwesterchen zur Nacht. Sie selbst hatte einen warmen Rock angezogen, denn es war ziemlich kalt und sie verschob es noch immer, Feuer im Ofen anzumachen, weil sie das erste lustige Prasseln und Knistern der Flammen so gern mit Eduard genießen mochte.

So schön der Morgen, so goldig klar, und ein solcher Abend muß darauf folgen, dachte das junge Mädchen. Ach ist das nicht wie im Leben mancher Menschen, wie im Leben meines armen Vaters zum Beispiel. Armer, unglücklicher, schuldiger Vater, welche Jammerstunden muß die Zeit enthalten, in der er sein volles Bewußtseyn hat! Gott, mein Gott, der du die Weltbälle in ihren ewigen Bahnen erhältst, warum lässest du ein Menschenherz so irre gehen? Sein Leben, das zu vielem Schönen und Guten geschickt war, verrinnt jetzt, wie ein prächtiger Strom, der keinen Abfluß findet, in einem abscheulichen Sumpf. Wie bald, und er wird sterben, es werden nicht mehr viele Jahre verfließen, bis Eduard sein Grab so besuchen kann wie heute der fremde junge Mann das seiner Verwandten. Wie muß das seyn, wenn man neben einem solchen Grabe mit dem beseligenden Gefühle stehen kann, daß Die, welche darunter schlafen, uns den Nachkommen, ein Beispiel in allem Guten gegeben, wenn wir stolz daran denken können, von Menschen abzustammen, deren guter Namen ihr Leben überdauerte, die Thaten ausgeführt, welche der Menschheit noch zum Nutzen oder zur Ehre, oder zur Freude gereichen, nachdem sie selbst Asche geworden sind. O, ich kann den Adelstolz begreifen, es muß ein beglückendes Gefühl seyn, von Menschen abzustammen, die schon seit Jahrhunderten und Jahrtausenden der Menschheit als ein Beispiel vorleuchteten. Wer nur der junge Herr gewesen seyn mag, der heute in die Gruft seiner Vorfahren hinabstieg. Ein Dubois, das ist gewiß, ich habe den Namen auf dem Gewölbe hundert und hundertmal gelesen. Er sah recht schön und edel aus und grüßte so freundlich und respektvoll, als ob ich eine rechte Dame wäre. Gott! wenn dieser Mensch, dieser Heiking, ihm sagen wird, daß mein Vater — Gertrud konnte sich nicht helfen, neben dem Bette des Schwesterchens fing sie bitterlich zu weinen an und erst als Eduard's Schritte auf der Treppe vernehmlich wurden, raffte sie sich empor und versuchte eine Arbeit zur Hand zu nehmen und die Spuren der glühenden Thränen aus ihren Augen zu vertilgen. Des Bruders scharfes Auge ließ sich aber nicht täuschen, er schalt, er fragte, er drang mit tausend liebevollen Worten in sie und so gestand sie ihm endlich, wie es schon lange ihr tiefster Kummer sey, gleichsam gezeichnet dazustehen als die Tochter eines Vaters, der sich um seine bürgerliche Ehre gebracht, einer Mutter, die ihre Kinder verlassen und vergessen.

Eduard war sehr ernst geworden, es zuckte um seinen Mund, er ging ein paarmal im Zimmer auf und in seinen Augen schien eine Flamme zu sprühen.

„Wir haben uns unsere Eltern nicht ausgesucht", sagte er endlich mit festem Tone der Stimme, „wir sind auch vor Gott und Menschen für sie nicht verantwortlich. Gertrud, weine nicht, lege auch nicht mit so verzweifelt resignirtem Ausdruck deine armen Hände in den Schooß, hebe immer deine schönen lieben Augen zum Himmel und blicke dreist und frei in die Welt. Wir, Bergenau's Kinder, haben das Unglück unseres jungen Lebens nicht verschuldet, wir haben es bis zu dieser Stunde mit Geduld, mit Muth und ich denke auch mit Menschenwürde ertragen. Wie Gertrud, hast du nicht gearbeitet, daß deine kleinen Hände oft bluteten, um die Stelle der Mutter zu ersetzen? Habe ich, ein ausgewiesener Schüler, nicht etwas Tüchtiges gelernt? Haben wir es nöthig gehabt, andern Menschen zur Last zu fallen, zu betteln, zu borgen, zu stehlen? Bestehen wir nicht seit unserer frühesten Kindheit durch eigne Kraft und eigenen Fleiß? Nein, du brauchst dich nicht zu schämen, Gertrud, gewiß nicht; ich denke im Gegentheil du und ich, wir können stolz seyn auf Das, was wir bereits geleistet. Die Fehler der

Eltern, wenn sie uns ein Sporn wurden, Gutes zu thun und was Rechtes zu leisten, müssen uns sogar erhöhen, zur Ehre gereichen! Es ist nicht so schwer gut zu seyn, wenn man immer nur Gutes vor sich sieht."

Gertrud schüttelte leise das Köpfchen.

„Du verstehst mich nicht, Eduard", sagte sie sanft, „ich denke weniger an die Welt, an mich und dich, als du mir das auseinandersetzest. Ich bedaure uns, ich bedaure den Vater, ich bedaure die Mutter und gewissermaßen auch die Welt, wegen dessen, was sie an unserm Vater verlor, als er sich selbst aufgab, und es kommt mir vor, als hätten wir beide, du und ich, eine große Schuld an die Menschheit zu bezahlen, all das Gute nämlich, das unser Vater und unsere Mutter zu thun unterlassen."

Eduard blickte der Schwester lange in die Augen. „Das haben wir auch, Gertrud", sagte er mit einem tiefen Athemzuge, dann aber schlang er seinen Arm um ihre feine Taille und führte sie an das Fenster, durch das in der Klarheit des ersten frühen Frostes die Sterne auf sie niederblickten. „In eurer Gegenwart, ihr fernen goldenen Lichter, ihr der Erde fremden Zeugen von der Schönheit und Erhabenheit Gottes, schwöre ich, die Schuld meiner Eltern zu zahlen mit jedem Tropfen meines Herzblutes, wenn es seyn muß, mit jedem Gedanken meiner Seele, jeder Regung meines Herzens. Ich will nicht nur für mich selbst ein tüchtiger, ein rechter Mann werden, sondern ich will es zum Glück der Menschheit, zum Heile Anderer, zur Bezahlung der Schuld meines armen Vaters."

Thränen waren in des Jünglings Augen gestiegen, solche Thränen, wie sie das Menschenherz nur in seltenen, erhabenen Momenten vergießt.

Gertrud lehnte den Kopf an seine Brust und fühlte ihre Seele schwellen in seliger Freude über den Besitz ihres Bruders.

Elftes Kapitel.

In dieser Nacht mischte sich, zum Erstenmal im Leben des jungen Mädchens, eine fremde Gestalt in ihre Träume, die des jungen Mannes, der gestern das Grab seiner Mutter besucht hatte. Auch beim Erwachen gedachte sie seiner mit eigenthümlicher Theilnahme. Er hatte traurig ausgesehen und sein Blick war ihr wie umdüstert erschienen. Er hatte seine Mutter im Himmel, der Tod hatte ihn von der Theuren getrennt. Gertrud und ihre Mutter trennte das Leben, sie war fern, und wenn sie ihrer Kinder früher gedacht hatte, jetzt besaß sie vielleicht schon andere, die ihre Zeit, ihre Thatkraft, ihre volle Liebe in Anspruch nahmen. Der Jüngling mit den dunkeln, schönen und traurigen Augen konnte seine Mutter im Himmel suchen, wo sie von allen Erdensorgen und Erdenmängeln befreit und doch durch die ewigen Bande der Liebe, mit dem Sohne vereint war. Gertruds Mutter hatte selbst das Liebesband, das Mutter und Kind aneinander knüpft, zerrissen. O, das war traurig, trauriger als der Tod!

Eduard war wieder an seine Arbeit, Gertruds Herz war voller als je von Schmerz und Bangen, sie hätte ihn so gern geküßt, so gern seine Hand an ihr Herz gedrückt, die liebe Hand, die einzige in der Welt, die sich erheben würde, sie zu schützen und zu stützen, was immer für Leid und Kränkung über sie kommen möge. Gertrud hatte den Vater seit Tagen nicht gesehen. Er war stets in der Schenkstube, oder schlief und Nanni mochte es nicht gern leiden, wenn Gertrud in der Morgenstunde, wo der Vater zwar matt und hinfällig, aber doch bei Besinnung war, hinunter kam. Abends war das Lokal mit mancherlei häßlichen Leuten gefüllt, vor denen Gertrud sich fürchtete, außerdem schlief dann der Vater, oder tobte und lallte. Ich muß aber doch einmal nach ihm sehen, dachte das Mädchen, als sie das Kind gebadet und angekleidet hatte, das nun spielend am Boden saß. Ich will hinuntergehen, jetzt gleich, jetzt ist er noch nüchtern, und so stieg sie mit ihrem ruhigen, geräuschlosen Schritt die Treppe hinab. Schon in der Vorflur hörte sie den Vater laut stöhnen. Sie drückte eilig die Thür auf und stand vor ihm, der sich ganz allein in dem Raume befand. Er lag halb ausgestreckt auf dem Lehnstuhle und sein Gesicht sah fahlbleich aus, seine Augen waren mit Blut unterlaufen.

Das Herz der Tochter schwoll über in unaussprechlichem Mitleid, beim Anblick der Jammergestalt. Sie trat zu ihm und legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Sterben, sterben, allein und verlassen", murmelte er, „sterben, ohne daß eine einzige Thräne auf meinen Sarg fließen wird, sterben unter solchen Qualen. Ach!"

„Du bist nicht allein, Vater", sagte Gertrud sich über ihn beugend.

Er blickte sie lange mit stieren, verglasten Augen an, dann stieg eine eigenthümliche Röthe in sein Gesicht. „Ireue", sagte er leise und zitternd, „Ireue, kommt dein verklärter Geist, mir vergebend, mich abzuholen?"

„Ich bins, Vater", entgegnete das Mädchen, „deine Gertrud!"

„Du! Du bist Gertrud", rief er, sich das Haar aus der Stirn streichend und seine Gestalt kräftig

emporrichtend — „unmöglich, ganz unmöglich, diese große, schöne, stolze Jungfrau sollte sich aus dem blassen, zitternden Kinde entwickelt haben, unmöglich, unmöglich!"

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Sage mir, Hermine, sagte sie dann, indem sie das Mädchen bei der Hand faßte und ihr ernst und starr in's Auge sah, sage mir, worauf gründet sich das, was Du so eben sagtest? womit kannst Du die Unschuld dieses Menschen beweisen?

Hermine erzählte hierauf, was sie damals, Tags vorher, ehe ihre Mutter starb in Baums Garten gesehen, und fügte noch hinzu, daß sie den Knaben, der die Nadel aufgenommen und damit fortgelaufen, später, da sie in das Haus der Generalin gekommen, und in ihrer Gesellschaft oft mit ausgegangen sey, wieder gesehen und kennen gelernt habe.

Mein Gott! sagte die Generalin, und das konntest Du mir so lange verschweigen?

Entschuldigen Sie, liebe Mutter! wie konnte ich wissen, daß Sie nicht schon längst wieder in dem Besitz Ihres Eigenthums wären, da überdem niemals die Rede davon gewesen ist?

Du hast recht, mein Kind, das konntest Du allerdings nicht wissen; aber jetzt sage mir: Wer war der Knabe?

Damals war er ein Knabe, jetzt wird er bald die Akademie besuchen, und wenn nicht die Rechtfertigung jenes Unschuldigen davon abhinge, so möchte sein Name nie über meine Lippen kommen.

Doch, mein Kind! Wahrheit, noch dazu, wenn die Ehre und das Glück eines Andern davon abhängt, muß man in jeder Lage des Lebens sagen.

Es war der Sohn des geheimen Finanzraths Walter, der wahrscheinlich nicht aus Habsucht, sondern vielmehr aus kindischer Spielerei sich des glänzenden Dinges bemächtigt hat.

Die Generalin, die sogleich anspannen ließ und mit Herminen zu dem eben so vernünftigen, als rechtlichdenkenden Vater fuhr, mittelte die Sache bald aus, und der Jüngling gestand tief beschämt, daß diese Brillanten, gleich furchtbaren Granitblöcken, in der Reihe von Jahren, auf seiner Seele gelastet, und daß er stets auf ein Mittel bedacht gewesen, sie wieder in die Hände der Eigenthümerin zu liefern, aber keines habe finden können. Wenn er jedoch gewußt, daß er einen Menschen damit um sein zeitliches Glück gebracht, so würde er sich dennoch jeder Strafe unterzogen haben.

Die aufrichtige Reue des jungen Menschen bewog den Vater, ihm seine unüberlegte Handlung zu verzeihen. Zugleich entschloß er sich, jenem Menschen, durch eine ansehnliche Summe Geldes, seine Jahre lang erlittene Schmach zu vergüten. Die Generalin, welche sich außerordentlich darüber freute, legte den schon einmal verschmerzten Werth dieses Schmuckes dazu, und so wurde der Mann, nachdem er noch in derselben Stunde für unschuldig erklärt und freigelassen, in den Stand gesetzt, ein kleines Handelsgeschäft anzufangen. Alle viere gaben sich hierauf feierlich das Versprechen, über diesen Gegenstand nie zu reden.

Schon mehrere Stunden war die Generalin mit Herminen in ihrem Hause wieder angelangt; Beide freuten sich, heute ein gutes Werk gestiftet, einen unschuldigen Menschen vom gänzlichen Verderben gerettet zu haben: als der Generalin eine arme Frau gemeldet wurde, welche, wie der Bediente sagte, sich durchaus nicht wolle abweisen lassen, sondern ihm auf dem Fuße bis vor die Thür gefolgt sey.

Sie soll hereinkommen! gebot die Generalin. Der Bediente machte einige Einwendungen und meinte: das Weib sey gar zu zerlumpt; in dem Augenblick aber ging schon die Thür auf, und Frau Rabe, deren Mann heute Ehre und Freiheit wieder erlangt hatte, stürzte herein. Nur einen flüchtigen Blick warf sie auf die Generalin, der sie zunächst stand, ein zweiter aber traf Herminen, und gleich einer von Reue zerknirschten Verbrecherin warf sie sich dieser zu Füßen.

Ja, Sie sind es! Sie sind Mamsell Werner, die ich schändlicherweise so viele Jahre um das Vermächtniß ihrer Mutter heimlich betrogen habe. Ach, ich bin sehr strafbar, aber Gott hat mich auch dafür gestraft. Er hat mir Ehre und Erwerb dafür entzogen, und Sie, um derentwillen ich dieß Alles verdient habe, Sie haben meinen Mann und mich wieder zu Ehren gebracht, und sogar noch in einen unverdienten Glückszustand versetzt. Sehen Sie hier dieses Packet Schriften, das unter dem Kopfkissen Ihrer seligen Mutter lag, habe ich Ihnen, ich weiß selbst nicht warum, an jenem Morgen, als wir Nachbarsleute die Leiche derselben aus dem Bette brachten, heimlich entwandt.

Die Generalin warf einen Blick darauf, und erkannte augenblicklich das noch unverletzte Siegel, welches unfehlbar mit dem Stempel, den ihr Herminens Vormund eingehändigt hatte, gesiegelt war. Geben Sie her, sagte sie dann, was Sie gethan, sey Ihnen vergeben, lassen Sie sich's aber eine Warnung seyn, sich nie wieder an dem Eigenthum

eines Andern zu vergreifen, denn solche Handlungen tragen keine gute Zinsen.

Von aufrichtiger Reue durchdrungen entfernte sich das Weib, und Hermine las auf der Vorderseite des Packets die Worte: „Herminens Vermächtniß.“ Ein schwarz seidenes Bändchen, welches durch das große Siegel verschlossen war, enthielt ihren ganzen Reichthum.

Noch nie hatte die Generalin Herminens Gesicht so ernst gesehen, als in diesem Augenblick, da ihr Auge auf den zierlich geschriebenen Buchstaben ruhete. Es entstand eine feierliche Pause, die erst nach einigen Minuten durch einen Strom von Thränen und durch lautes Schluchzen Herminens unterbrochen wurde. O, mein liebes, theures, ewig unvergeßliches Mütterchen! rief sie dann, sank auf die Kniee, und hielt das theure Vermächtniß mit beiden Händen in die Höhe; so hast Du doch in Deinem Leben noch für meine Zukunft gesorgt, so hast Du doch etwas mir hinterlassen, das mich an Dich erinnern soll! Dann blickte sie wieder auf die Schriftzüge, berührte sie mit ihren Lippen und sagte: Ja, das sind dieselben Buchstaben, die Du mich in meiner zarten Jugend schreiben gelehrt. Ach, es sind jetzt noch die meinigen, nur um ein Geringes sind sie verändert, weil die Deinigen mir immer die liebsten waren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Nacht vom 14. Januar in Paris erinnert bis in die kleinsten Züge an die Nacht vom 27. Dezember 1800. Der erste Konsul war in Begleitung von Madame Bonaparte in die große Oper gefahren, um die „Schöpfung“ von Haydn anzuhören. Die Marschälle Lannes und Berthier begleiteten ihn, ein Detachement reitender Grenadiere bildeten die Eskorte. Es war halb neun Uhr Abends. Da bricht am Wege eine Höllenmaschine los und alsbald bedeckt eine Reihe Todter und Verwundeter die Erde ringsumher. Napoleon Bonaparte und seine Frau sind, von der Hand der Vorsehung geschützt, wunderbar errettet. Der erste Konsul begibt sich in die Oper und verweilt hier ruhig eine geraume Zeit, von den Akklamationen der halb bestürzten, halb freudigen Versammlung stürmisch empfangen. Die Geschichte der ersten Höllenmaschine ist in tausend Büchern nachzulesen; wir wollen sie hier nicht schildern. Unser Zweck ist nur, den charakteristischen Zug hervorzuheben, daß die Thäter und Urheber auch damals von England herüber kamen. Was heute Mazzini ist, war damals George Cadoudal. Daß Mazzini dem Meuchelmord im Namen der Republik den Dolch in die Hand gibt, und daß George Cadoudal im Namen der Legitimität seinen Opfern auflauern ließ, ändert an der Sache gar nichts. George Cadoudal büßte seine Missethat unter dem Beile.

Ein französischer Chemiker, Herr Septimus Piosse, hat kürzlich die Existenz einer so großen Menge Kupfer im Meerwasser nachgewiesen, daß er glaubt, die sehr intensive blaue Farbe einiger Meere der Gegenwart einer Ammonial-Verbindung des Kupfers und die grüne Farbe anderer Meere einer Chlor-Verbindung desselben Metalls zuschreiben zu dürfen. Er hatte an den Seiten eines Dampfschiffes, welches zwischen Marseille und Corsica fährt, einen Sack mit eisernen Nägeln und Eisen-Drehspänen angehängt; als man nach einigen Reisen den Sack untersuchte, fand es sich, daß sich eine große Menge Kupfer auf dem Eisen niedergeschlagen hatte. Auf ähnliche Weise, indem sie statt des Eisens granulirtes Kupfer anwandten, wiesen Durocher und Malaguti die Existenz einer merklichen Quantität Silber im Meerwasser nach. Tulo in Amerika wiederholte das Experiment und kam zu der Schlußfolgerung, daß der Ocean wenigstens zwei Millionen Tonnen oder zwei Billionen Kilogramm Silber enthalte.

Der Berliner Korrespondent der Londoner „Times“ läßt sich in einem Artikel über die bevorstehenden Einzugsfeierlichkeiten folgendermaßen vernehmen: „Im Auftrage einiger jungen Damen, welche nicht dabei seyn werden, habe ich zu melden, daß die Prinzeß Royal nicht eben die schönsten Mädchen von Berlin unter den dreißig weiß gekleideten Jungfrauen finden wird. Einmal bei der Sache, möchte ich, um Täuschungen zu vermeiden, doch auch gleich hinzufügen, daß die Preußen im Allgemeinen keine hübschen Leute sind. Sie sind möglicherweise schöner als die Chinesen und haben größtentheils intelligente Augen; ein wirklich ansprechendes Gesicht ist aber eine große Seltenheit. Jedermann, der für einen Engländer nur einigermaßen gut aussieht, kann hier füglich als eine Schönheit aufgestellt werden.“ (Kladderadatsch meint, der Herr Korrespondent könne vielleicht schön seyn, intelligente Augen habe er aber keinesfalls.)

Redakteur Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 26 Samstag, 30. Januar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Gertrud war vor ihm niedergekniet und lehnte ihren Kopf an sein Herz. „Erkenne mich, Vater", flüsterte sie mit ihrer süßen Stimme, „erkenne mich und küsse mich und segne deine Tochter, die einst dein Liebling war, und die keine deiner Liebkosungen, kein freundliches Wort von dir vergessen hat. O, könnte ich dich doch nur einmal, ein Einzigmal auf deiner Geige spielen hören, nur einmal noch dich heiter und kräftig sehen, wie ich dich als kleines Kind täglich sah."

Er schüttelte schmerzlich das Haupt. „Bring mir die Geige, Gertrud", sagte er heiser, „ich will versuchen, ob sie meinem verbrannten Herzen, meinen gekrümmten Fingern, noch Antwort gibt, wenn ich sie frage.

Die Geige lag, Gertrud wußte dieß, in ihrem feinen Futteral auf einem Schrank, in dem Zimmer, wo Bergenau schlief. Gertrud sprang dort hin und ergriff, ohne sich umzusehen, das Instrument; erst als sie das Zimmer verlassen wollte, erblickte sie Nanni, die an einem Tisch stehend, Branntwein aus mehreren Flaschen in eine mischte. Es schien ihr seltsam, daß sie sich dazu diesen Raum erwählt hatte, aber nur mit dem Gedanken an den Vater erfüllt, achtete sie nicht weiter darauf, sondern eilte zum Vater zurück, der den Geigenkasten aus ihren Händen nahm, und mit irrem Blick sagte: „Du willst es, Jone, so will ich denn den Augenblick der letzten Angst nicht scheuen."

Er stand vom Stuhle auf, blickte wild um sich, glitt mit der Hand an dem Halse des Instrumentes einen Augenblick auf und nieder und spielte dann einen Choral, jene wunderbare, uns allen bekannte Melodie:

Ich bin ja, Herr, in deiner Macht ꝛc.

Er spielte sie zweistimmig in ihrer ganzen erhabenen Einfachheit und es schien, als ob er den Tönen, die er selbst hervorrief, mit tiefster Aufmerksamkeit horche. Nachdem er die Melodie zweimal durchgespielt, entsank das Instrument seinen Händen und er selbst in den Stuhl zurücktaumelnd, sagte mit der Betonung eines Knaben, der ein auswendig gelerntes Schulpensum für sich wiederholt:

Mich dünkt, schon lieg' ich kraftlos da,
Dem letzten Augenblicke nah',
Von höchster Herzensangst befallen.
Der Sinne Kräfte lassen nach,
Gehör und Augen werden schwach,
Und kaum kann noch die Zunge lallen.
Doch des Gewissens Stimme spricht
Noch laut genug: „Gott hält Gericht!"

Ein Schauder schien dabei eiskalt durch die Gebeine des unglücklichen Mannes zu rieseln, er hielt die Hände vor die Augen und wand sich wie ein Wurm, in seinem Sessel.

„Vater, lieber Vater, lieber, lieber, guter Vater", sagte Gertrud voll innigster mitleidsvoller Liebe, „erhole dich, fasse dich, lege deinen Kopf an deiner Tochter Herz und denke nicht an das, was dich quält und drückt. Ich bin es ja, dein Lieblingskind, deine Puppe, deine Gertrud, und ich habe dich von Herzen, von ganzem Herzen lieb."

„Verfluche mein Andenken nicht, mein Kind", entgegnete Bergenau, jetzt bei völliger Besinnung und die Tochter mit einem Blick der Liebe betrachtend. „Du erinnerst dich all der guten und freundlichen Worte, die meine Liebe für dich hatte, als du noch ein kleines Kind warst. Jetzt bist du eine schöne, stattliche Jungfrau, fast schöner noch als deine Mutter, und du wirst alle meine Lieblosigkeit, meine Laster, meinen Leichtsinn ebenso gut in deinem Gedächtniß haben, als die wenigen liebreichen Regungen, die ich dir in der Kindheit zeigte. Güte und Verstand sprechen aus deinen schönen Zügen, armes verlassenes, verrathenes Mädchen. Bleib gut, bleib gut, trotz deines lasterhaften Vaters, trotz der Mutter, die dich verließ. Ich werde im Säuferwahnsinn sterben. Bald vielleicht, bald hoffentlich, Gertrud, verfluche mich nicht, wenn ich rase und tobe; es ist nicht meine Seele, die aus mir

dann spricht, es ist der Teufel, der glühend in der Flasche wohnt und dem, der ihm einmal verfallen, wieder und wieder die Krallen ins Herz schlägt. Der Sohn des Säufers müßte naturgemäß ein Dieb, seine Tochter eine Landläuferin seyn. Meine Kinder sind begabte, edelherzige Menschen, der weiseste Vater, die sorgsamste Mutter könnten stolz auf sie seyn — ich weiß, o, ich weiß alles, mehr als sie denkt, diese Furie, an die ich mich verkauft habe. Gertrud, bezahle die Nanni, wenn ich einmal sterbe, sie soll meinen Namen nicht führen, sie soll, dieß Teufelsweib, sich nicht rühmen können, mich seit Jahren ernährt zu haben, bezahle sie und —"

„Und das Schwesterchen, Vater, die kleine, liebe Leoni, das Kind können wir ja nie verlassen, sorge dafür, daß es bei uns bleiben darf, was auch künftig aus Nanni werden mag, mache, daß das Kind unter meiner Obhut bleibe, gewiß, gewiß, ich werde der Kleinen eine rechte, treue Mutter seyn."

„Ich will das, ich werde das", entgegnete Bergenau, „wenn das Gesetz nur irgend es möglich seyn läßt, behältst du das kleine Mädchen, meine herzliebe Tochter."

„Segne, mich, Vater", flüsterte Gertrud, „segne mich jetzt, daß dein Segen mir Kraft und Ausdauer für die Zukunft gebe."

Er legte die zitternde Hand auf das schöne, gebeugte Haupt. „Bleibe gut, werde besser", sagte er mit festem Tone, „jeder von uns Menschen ist so glücklich als er tugendhaft ist, denn das Glück liegt nicht in den Verhältnissen, sondern in der eigenen Brust."

Sie küßte weinend seine Hände, sie hätte alles Glück der Erde darum gegeben, jetzt mit ihm sterben zu dürfen, den Kopf an seine Brust gelehnt, von seinem Arm umschlungen, und wie sie so neben ihm kniete, flüsterte eine Stimme in ihrer Brust: Und hast du denn immer und zu allen Zeiten deine Pflicht gegen diesen unglücklichen, so schwer, so fürchterlich leidenden Vater gethan? War es genug, daß du seine Mißhandlungen schweigend ertrugst, daß du nie ein heftiges Wort gegen ihn aussprachst und dich endlich so fern als möglich von ihm hieltest? Hättest du nicht in allen Fällen neben ihm stehen, ihn bewachen, und wenn es Noth that, pflegen und trösten müssen? — Von jetzt an, schwur sie sich leise, soll dein Krankenlager, dein Sterbebett kein einsames seyn, mein Vater, ein liebendes Herz wird es treu bewachen, das Herz deiner Tochter.

Nanni's Schritt, der sich vor der Thür hören ließ, störte ihr Gelübde nicht, aber sie stand auf von den Knieen und erwartete ruhig den Eintritt der Frau, die sie mit jedem Tage mehr scheute.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

So schön wie Hermine in diesem Augenblick war, da der verklärte Geist ihrer verewigten Mutter an ihr vorüberging, so hinreißend schön hatte die Generalin das Mädchen noch nie gesehen, und eine Art von Eifersucht, daß sie nun nicht mehr die Einzige sey, welcher das liebliche Mädchen angehöre, mischte sich in ihre Gefühle. Doch nur wenige Augenblicke gab sie diesem Gefühl Raum, bald umarmte sie die schöne Verwaiste, drückte sie an ihre Brust und sagte: Laß mich forthin wie bisher Deine liebe Mutter bleiben, was auch dieß Packet in sich enthalten möge.

Hermine konnte nicht antworten, all ihre Gefühle waren in Wehmuth und Thränen aufgelöst; aber ein sanfter Druck sagte der Generalin, daß sie die Einzige sey, der sie angehöre. Sie wollte sich hierauf entfernen, um Hermine ungestört Zeit zu lassen, das lang verhehlte Erbtheil mütterlicher Zärtlichkeit in Betracht zu nehmen; allein diese bat sie zu bleiben, und ihr das Siegel zu lösen.

Gleich unter dem Umschlage befand sich ein versiegeltes Schreiben mit der Aufschrift: „An denjenigen, welcher das erste Siegel lösen wird."

Das war ich, sagte die Generalin, also mit vollem Rechte darf ich auch dieses erbrechen.

Sie erbrach's und fand darin wieder ein Packet Schriften und einen versiegelten Brief mit der Aufschrift: „An den Erbprinzen Herrmann." In dem Umschlag aber las sie: „Fremdling! wer Du auch seyn magst, wer dieses Siegel löst, wenn das Gefühl der Redlichkeit und Tugend in Deiner Brust wohnt, so nimm Dich, wenn mein Herz zu schlagen aufgehört, meines verlassenen Kindes, meiner Hermine an! Bringe das gute Kind, wenn meine irdische Hülle bestattet seyn wird, nebst dem inliegenden Schreiben dem Erbprinzen; das in diesem Packet befindliche größere Schreiben aber, welches meine Lebensgeschichte enthält, bitte ich Dich, der Aufschrift gemäß, meiner Hermine erst an ihrem vierzehnten Geburtstage zu übergeben. Sterbend segne ich den Edlen, der meinen letzten Willen gewissenhaft vollzieht.

Elise v. Wellenstein."

Dein Mütterchen, sagte die Generalin nach einer

Pause, hatte wohl nie geglaubt, daß Dir dieß Vermächtniß so lange vorenthalten werden würde; das leuchtet deutlich aus ihrer Vorsicht, Dich nicht hülflos zu verlassen, hervor; aber es ist nun einmal geschehen, und Deiner Hülflosigkeit hat Gott durch seinen weisen Rath abgeholfen. Der Brief an den jetzigen Fürsten wird also nicht von Nöthen seyn, und der Termin, wo diese Lebensgeschichte Deiner Mutter in Deine Hände gelangen soll, ist längst abgelaufen; Du magst also nach eignem Dafürhalten handeln.

Ohne Sie, theure Mutter, bin ich noch eben so hülflos als damals, sagte Hermine. Wenn Sie Ihre liebende Hand von mir abziehen, dann —

Nie, nie, rief die Generalin, und drückte die Betrübte an ihr Herz, hier nimm Dein Vermächtniß und lies.

Nachdem sich Hermine gesammelt, und der Generalin freundliche Zusprache sie ermuntert, erbrach sie das letzte Siegel. Ein Porträt ohne Einfassung und verschiedene entsiegelte Briefchen fielen auf den Boden; die Generalin las sie sorgfältig auf, und Hermine las:

Meine gute, liebe, theure Hermine!

Wenn Du diese Blätter lesen wirst, bin ich nicht mehr; dann ist meine irdische Hülle längst mit dem Staube vermählt, dem sie eigentlich angehört. Aber mein Geist — ja, ich hoffe es mit Zuversicht — mein Geist wird Dich, so lange Du auf Erden wandelist, liebend umschweben.

Ein neuer Thränenstrom unterbrach die junge Erbin in ihrem traurigen Geschäft. Ja, sagte sie dann nach einer Weile, Dein Geist, mein Herzensmütterchen, hat mich stets umschwebt; er hat mich überall geleitet und geführt, er hat mich dieser edlen Frau entgegengeführt, die mir Deine Fürsorge ersetzt hat, und was noch viel mehr ist — mich Deine Liebe nicht hat vermissen lassen. Schluchzend las sie weiter:

In dem zarten Alter, worin ich Dich hier auf Erden zurücklassen muß, vermochte ich es nicht, den Schleier zu heben, der über Deiner Geburt ausgebreitet liegt, und — warum soll ich es Dir jetzt noch verschweigen? — lebend hätte ich es vielleicht nie vermocht, Dir die Mutter, die Du, frommes Kind, mit einer Zärtlichkeit geliebt und verehrt hast, deren nur ein so reines Herz als das Deine fähig ist, in einem Lichte darzustellen, das nur trübe Schatten in Deine Seele werfen kann. Nur ein Trost bleibt mir in meinem herben Leiden, der Trost, Dir trotz meiner jetzigen Dürftigkeit eine Erziehung gegeben zu haben, die allein nur zu Deinem künftigen Wohl führen kann. Ich habe mich bemüht, Deinem Geiste die Richtung zu geben, die er nach meiner Meinung, in den Verhältnissen, worein Du kommen wirst, bedarf, und Deine Folgsamkeit hat mir das Werk Deiner Erziehung — die ich leider nicht werde vollenden können — leicht gemacht. Wohl mir, daß ich es sagen kann: Dein Körper ist gesund und wohlgebildet, Dein Geist hell und freundlich, Dein Herz sanft, fromm und demüthig. O, meine Hermine! bist Du noch so, wenn Du dieses liesest, so darf ich nicht fürchten, lieblos von Dir beurtheilt zu werden, und ich hoffe, Du wirst — statt daß ein rohes Gemüth sich von mir wenden würde — meinem Andenken eine stille Thräne weihen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Wie man in Ostindien über die Engländer urtheilt, darüber lieferte ein aus Ueberzeugung Christ gewordener Hindu vor dem Aufstande in einer Calcuttaischen Zeitung folgende Schilderung. „Wenn ich Ihnen darstellen soll, was für eine Vorstellung ein gebildeter Bengale von einem Engländer in Indien hat, so ist es etwa folgende. Einen Engländer unter uns hält man in der Regel für ein selbstsüchtiges Wesen, das Tag und Nacht nur an seinen eigenen Vortheil denkt und sich nichts um anderer Leute Wohl kümmert; — eitel und selbstgefällig in Bezug auf Alles, was seine eigene Nation thut; er ist ein Mensch, der die englische Bildung für das Muster und die höchste Vollendung aller Verfeinerung hält und verächtlich auf diejenigen herabsieht, die nicht gleicher Meinung sind; — etwas linkisch und widerwärtig in seinen Manieren, griesgrämig in der Unterhaltung, zurückhaltend im Umgang, kalt und stolz in seinem Benehmen; — hochmüthig und anmaßend gegen diejenigen, die unter ihm stehen, auf die Eingebornen als auf Wesen geringerer Art herabsehend; verächtlich, ja feindselig die Rechte und Ansprüche derer von sich weisend, mit deren Blut er seine Macht errungen und deren Städte er geplündert, um mit der Beute sein eigenes Land zu schmücken; — ein Mensch, der mehr Kraft in seiner Faust, als Verstand in seinem Kopfe, und noch mehr Verstand in seinem Kopfe, als Liebe und Wohlwollen in seinem Herzen hat; — stolz und prahlerisch über die Anstrengungen, die er zur Erziehung und Bildung unserer Hindus gemacht hat, und doch denselben die Stellung in der Gesellschaft versagend, welche ihnen als gebildeten und wohl erzogenen Leuten gebührt; — ein Mensch, der physische Kraft höher schätzt als geistige, und geistige Kraft höher als sittliche Güte; — der sich selbst einen Christen nennt und doch die Sanftmuth, die geduldige Liebe und Demuth dessen verläugnet, nach dessen Namen

er sich nennt: — der gegen die Uebel des Kastenwesens unseres Volkes deklamirt, und doch in seinem eigenen täglichen Thun und Lassen die gehässigste Art von Ausschließlichkeit gegen Andere darstellt; — der sich gern Exzellenz nennen läßt, von seiner eingebornen Dienerschaft, die ihm aufzuwarten das Unglück hat, die kriechendste Ehrerbietung verlangt und in ihr jeden Funken eines Gefühls von Selbstständigkeit und Unabhängigkeit mit äußerster Härte zu ersticken sucht; — der die Lüfte mit seinen Klagen erfüllt, wenn er in dem, was er seine unentreißbare Rechte nennt, auch nur ein wenig beeinträchtigt wird, dessen Lust es aber ist, das harte und ärgerliche Joch seiner Tyrannei auf den Nacken von hundert Millionen seiner Mitmenschen zu legen, deren einziges Verbrechen ihre Farbe ist; — der hin und wieder mit lautem Pathos seine freundliche Gesinnung gegen die Eingebornen ausposaunt, und doch, so viel in seiner Macht liegt, sie in der äußersten politischen Unterwürfigkeit erhält und ihre gesellschaftliche Herabwürdigung für alle Zukunft zu verewigen sucht. Dieß ist, ob das Bild ein wahres oder ein falsches seyn mag, wenigstens die Vorstellung, welche jeder gebildete Bengale von den Engländern in Indien hat.“ Man muß gestehen, daß sehr viele Züge dieses nichts weniger als reizenden Bildes auch an den Engländern hervortreten, wenn sie nicht in Indien, sondern anderwärts sind. Damit soll jedoch nicht gesagt seyn, daß es nicht sehr viele recht liebenswürdige Ausnahmen gibt.

Die Patrie spricht von einer interessanten Entdeckung des Oesterreichers Dr. Henßlmann, welche das französische Institut mit großer Auszeichnung gewürdigt hat. Dr. Henßlmann hat die arithmetischen Verhältnisse der griechischen Baukunst entdeckt und zugleich nachgewiesen, daß innige Beziehungen zwischen der griechischen und der gothischen Kunst bestehen. Er kam zu dieser Entdeckung, als er eines Tages die Verhältnisse der Kathedrale von Kaschau genau bestimmen wollte. Die Proportion der Dimensionen derselben frappirte ihn; er schloß mit Recht, daß dieß kein vereinzeltes Faktum seyn könne, und studirte nun die Verhältnisse der berühmtesten Baudenkmäler Deutschlands, Frankreichs und Englands. Erst später begab er sich an das Studium der griechischen Monumente. Herr Lenoir, welcher in der Akademie zum Berichterstatter in dieser Angelegenheit ernannt ist, spricht sich mit unbedingter Anerkennung für die interessante Entdeckung aus und pflichtet derselben in allen Stücken bei. Herr Lenoir erinnert in seinem Berichte, daß die Griechen und Hebräer diese architekturale Arithmetik gekannt haben, und daß dieselbe als ein kostbares Geheimniß aufbewahrt wurde. Die Akademie hat sich nun einen zweiten Bericht abstatten lassen, denn sie beabsichtigt, die Regierung um Veröffentlichung der interessanten Entdeckung des Dr. Henßlmann anzugehen.

Der Name der Insel, welche nach der telegraphischen Depesche, die Franzosen besetzt haben, ist H o n a n (d. h. südlich des Flusses). Die Insel ist bereits ein Theil Cantons, und hat ihren Namen daher weil sie im Süden des Perlenflusses liegt. Honan ist den ehemaligen europäischen Faktoreien gegenüber. Die Insel ist sehr groß, und hat wohl 30,000 Einwohner. Ihre größte Zierde ist ein herrliches buddhistisches Kloster mit einer der vorzüglichsten Druckereien im Mittelreich. Die zahlreichen Buddhistenwerke in der von Prof. Neumann erworbenen chinesischen Büchersammlung der Münchener Bibliothek wurden dort gekauft. Von Honan aus kann Canton bis zum letzten Haus vernichtet werden.

Der submarine Telegraphendraht wurde den 9. dieses, zwischen S n o g h o i und K o n g e b r o e, in den kleinen Belt gesenkt. Derselbe ist in ein 4 Zoll dickes Eisentau gewickelt und enthält drei leitende kupferne Fäden. Vom Strande aus läuft der Draht durch Pfähle in eine 2¼ Ellen tiefe Gruft, die in Eisensandahl eingehauen ist. In der Mitte ist der kleine Belt bis 150 Fuß tief. Die Niedersenkung wurde zur Zeit als der Strom im Begriff war, sich zu wenden, von Kapitän Jagd sehr geschickt geleitet. Die Benutzung der Telegraphenlinie zwischen Assens, Middelfart und Fredericia, wo dieselbe mit dem Staatstelegraphen kommunizirt, hat schon seit einigen Tagen ihren Anfang genommen.

Marseiller Blätter melden, daß die erste Reihe der Häuser, die Herr Mirès am Quai des neuen Hafens von M a r s e i l l e bauen läßt, fertig ist. Das Erdgeschoß dieser Häuser, welche fünf Etagen haben, ist zu Läden eingerichtet. Die Aussicht von den Etagen auf die drei neuen Häfen und auf das Mittelmeer-Panorama soll bezaubernd seyn. Eine neue Häuserreihe wird sich möglichst bald dieser ersten anschließen.

S a p h i r veröffentlicht im „Wiener Fremdenblatte“ folgende höfliche Bitte: „Jemand, der in der letzten Vorstellung des neuen Ballets vergessen hat, das Futteral zu meinem Perspektiv mitzunehmen, wird menschenfreundlichst ersucht, dasselbe bei mir abholen zu lassen.“

Redakteur: Gustav Nessel.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 27 Montag, 1. Februar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Am Abend dieses Tages trat Eduard früher als sonst in das Zimmer der Geschwister. Er küßte Gertrud heftig und sagte: „Ich muß morgen um Mittag nach Danzig verreisen, Trudchen, ich komme in vierzehn Tagen wieder, rüste meine Wäsche und meine Kleider, hier ist ein Koffer dazu; frage mich nicht, was ich zu thun habe, ich gehe nur, um dir ein Christgeschenk zu bringen, aber bete für mich, mein trautes Herz, ich bedarf deines Gebetes und Segens mehr, als zu jeder andern Zeit meines Lebens.“

„Und zum Christfest bist du wieder hier?“ fragte das Mädchen mit zitternder Stimme. „In vierzehn Tagen mein Herz, und dann bringe ich dir das Christgeschenk, was dich auf der Welt am meisten erfreuen wird.“

„Die Mutter!“ rief Gertrud mit bebender Stimme.

Er küßte ihre Augen und sagte leise: „Also die wäre dir das Beste und Liebste auf der Welt?“

„Nach dir, erst nach dir, Eduard, Geschwister, die wie wir alle Leiden und Freuden ihres Lebens getheilt haben, die verbindet das festeste aller Familienbänder in der Welt.“

„Es soll noch ein festeres, ein innigeres geben, Gertrud“, entgegnete der Jüngling, „aber ob das sich für uns finden wird, das weiß ich nicht.“

„Ich, Eduard“, sagte die Schwester, „weiß ganz gewiß, daß ich keinen Mann lieben könnte, der mich von dir trennte.“

„Wer weiß, Gertrud, über Gefühle, die man nicht kennt, soll man nicht urtheilen“, entgegnete der Bruder, „ich kann denken und ahnen, daß ich eine Geliebte mehr noch als dich lieben könnte, heißer wenigstens“, setzte er dann sich verbessernd hinzu, und sah vor sich nieder.

„Wirklich?“ entgegnete sie mit naiver Verwunderung, „ach, wie würde ich die auch lieben. Das wäre ja dann meine Schwester und es muß hübsch seyn, eine Schwester zu haben, die dich ebenso liebt wie ich.“

Eduard küßte sie innig und fragte: „Würdest du dann aber nicht eifersüchtig seyn auf eine Geliebte, mein herziges Schwesterchen?“

„O, pfui! Eduard, eifersüchtig? Nein, nein! Wie könnte ich das werden, je mehr sie dich liebte, desto lieber würde sie mir seyn.“

„Und wenn sie mich nicht liebte?“

„Ach, daran ist gar nicht zu denken; da, sieh in den Spiegel, Bruderherz! Dich, den besten, hübschesten und klügsten Jungen, liebt jedes Mädchen auf der Welt, das kannst du mir glauben.“

Während dieses Gespräches, das allmälig aus Ernst in heitern Scherz überging, war Gertrud nicht müßig gewesen. Sie hatte Eduard's sämmtliche Kleidungsstücke geordnet und packte sie in den Koffer, und dann fragte sie, sich rasch nach ihm hinwendend: „Willst du nicht dem lieben Doktor Salomon und seiner Familie und deinem Freunde Tom Smith Adieu sagen, Eduard?“

„Das ist schon geschehen, Schwesterchen“, antwortete er und erröthete sichtbar, „du bist lange, lange nicht bei Frau Deborah gewesen.“

„Kann ich denn von dem Kinde, Eduard? wie geht es aber der lieben Rahel?“

„Wie es den Engeln immer auf Erden geht, Gertrud, sie hat Kummer und Leiden, ich wollte es dir schon sagen, der Familie droht der Verlust ihres ganzen Vermögens. Vielleicht werden sie nach England reisen, schon in wenigen Tagen, Tom Smith wird sie dann begleiten. Er ist viel beim Doktor Salomon. Rahel läßt dich auch herzlich bitten, morgen, wenn ich fort seyn werde, zu ihr zu kommen und wäre es auch nur auf eine halbe Stunde.“

„Das werde ich gern thun — aber, Eduard, mein Bruder, was wird aus dir, wenn du die Arbeit bei Tom Smith verlierst? O, Gott! o, Gott! Das ist eine sehr traurige Nachricht.“

„Beruhige dich deßhalb, mein Herz“, entgegnete er heiter, „ich behalte von ihm Arbeit, auf lange, lange Zeit, und ein jeglicher Tag soll seine eigene Plage haben.“

Gertrud wäre unter andern Bedingungen keineswegs ruhig gewesen, sie war viel zu sehr Weib, um nicht zu erzittern bei dem Gedanken an Mangel und Unthätigkeit für den Bruder, jetzt aber nahmen so vielerlei Einzelnheiten ihre Gedanken in Anspruch. Eduard's Reise zu einem Zweck, den er ihr verschwieg, die Verhältnisse der ihr so theuern jüdischen Familie, Nanni's Seltsamkeit, die ihr heute recht eigentlich wie das böse Gewissen vorgekommen; auch — sie konnte sich das nicht verbergen, die Erinnerung an den fremden, jungen Mann, der so gut und lieb ausgesehen und Eduard's Worte, über die Möglichkeit einer andern als der geschwisterlichen Liebe. Ob ich ihn wohl lieben könnte, so lieben wie Eduard meint? fragte sie sich selbst ein paarmal des Abends. Als sie sich entkleidet hatte und im Bette das weiße Nachthäubchen unter dem rosigen Kinn zuband, stand das Gesicht des jungen Freiwilligen, der vom Grabe seiner Mutter kam, so lebhaft vor ihren Augen, daß es ihr eine Aufforderung schien, ihn in ihr Nachtgebet einzuschließen. Wer weiß, sagte sie sich leise, ob er Jemanden hat, der für ihn betet, er sieht aus, ob er auch manche Schmerzen im Leben schon kennen gelernt hätte.

Der Abschied der Geschwister war schmerzlich. Es war ihre erste Trennung voneinander und obgleich sie nur kurze Zeit währen sollte, so ging sie ihnen doch zu Herzen. Als Gertrud weinend am Halse des Bruders hing, da wäre ihm sein Geheimniß beinahe entschlüpft. Wie würde es das arme Mädchen trösten, dachte er, wenn sie wüßte, daß ich nur von ihr gehe, um den Fuß fest in einen schönen Lebensberuf zu setzen, der mir und ihr das tägliche Brod geben soll, aber er schwieg doch. Jetzt noch nicht, jetzt nicht, sagte er beinahe laut, sie soll sich nicht ängstigen wegen eines möglichen Mißlingens und soll vor dem Vollbrachten mit ihrem erstaunten, glücklichen Gesichtchen stehen, wie ich es mir so oft geträumt habe, ich gäbe ihr jetzt ja nur statt ungetrübter Freuden, Sorge und Unruhe. So bezwang er sein Herz, ging fort und saß bald auf dem Postwagen, der ihn in die rauhe winterliche Nacht hineinführte.

Gertrud theilte das Loos aller Zurückbleibenden. Das Weh des Abschieds überschlich ihr Herz und ließ es schauen und beben. — Sie hatte sich seit jenem Morgen, wo sie mit dem Vater so lange so innig gesprochen, vorgenommen, täglich mehrere Male zu ihm zu gehen, nach ihm zu sehen und wo möglich zu versuchen, ob sie ihn vom Trinken abhalten könne. Diesen Vorsatz heute auszuführen, war ihr aber unmöglich.

Unten im Schenkzimmer tobte wüster Lärm, der Abschied betrübte sie und beraubte ihr die Kraft, die wie sie wußte, nothwendig war zu der Scene, die ihr bevorstand, wenn sie hinabging, zudem war das Kind unruhig und nahm ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Abend verging, ohne daß sie sich um ihren Vater bemühen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Bericht des Mainzer Hülfskomites.

Das Mainzer Hülfskomité hat jüngst einen zweiten vorläufigen Bericht veröffentlicht. Vor Allem gedenkt es der erhebenden Thatsache, daß die allenthalben, namentlich im deutschen Vaterlande gewordene Theilnahme sich als eine seltene und alle Erwartungen übertreffende herausgestellt hat. Es belaufen sich nämlich die neben mehreren Gaben aus der Schweiz, Belgien, Holland, Frankreich und England, wesentlich aus dem Vaterlande und von Deutschen im Ausland eingegangenen Beiträge für die Nothleidenden bis heute (22.) auf die Summe von 375,847 fl. 16 kr. incl. Zinsen.

„Groß — fährt der Bericht fort — ist die Schuld der Dankbarkeit, die wir Mainzer abzutragen haben; und wir sind zu doppelter Liebe für das Vaterland aufgefordert, das uns so warm und treu als seine Kinder anerkannte. Für jede deutsche Brust ist dieser neue Beweis eines unverlöschlichen Nationalsinnes ein stolzes und erhebendes Gefühl! Die uns durch diese großmüthige Theilnahme zu Gebote gestellten bedeutenden Geldmittel haben es uns möglich gemacht, das auszuführen, was wir von Anfang an als dringendes Bedürfniß ansehen mußten, nämlich: die Heranziehung des kleineren Mittelstandes in das Bereich unserer Nothhülfe — die Unterstützung des Standes, welcher durch Zerstörung seiner Habe viel härter betroffen wurde, als die eigentlich arme Klasse, weil seine Erwerbs- und Existenzverhältnisse durch einen gewissen nothwendigen Besitzstand bedingt sind, dessen plötzlicher Verlust in diesen Lebensverhältnissen in der Regel ein uneinbringlicher zu bleiben pflegt. Nicht minder wurden wir durch die bedeutenden Mittel in die erfreuliche Lage versetzt, überall da, wo wir zu helfen Veranlassung und Nothwendigkeit vorfanden, kräftig zu helfen.“

„So haben wir denn einmal fortgefahren, den Personen, welche durch Krankheit und Verwundungen, Arbeitsuntüchtigkeit und Nahrungslosigkeit, Verlust von Familienangehörigen, Obdachlosigkeit u. s. w. in Folge der Explosion der Noth anheimgefallen sind, durch die Vermittlung der Pfleger nach Bedürfniß und Umständen fortwährend und successiv Unterstützungen zuzuwenden. Zu diesem Zwecke wurden über 26,000 fl. in runder Summe

an über 1000 Personen und Familien ausbezahlt oder sind in Ausbezahlung begriffen. Voraussichtlich werden weitere 15—20,000 fl. genügen, um diese Art von Unterstützung bis dahin, wo die letzten traurigen Spuren der durch die Explosion veranlaßten augenblicklichen Lebensnoth verwischt seyn werden, fortzuführen.“

„Wir haben Zweitens den Mobiliar-Beschädigten, denen wir früher nur die Mittel zur Wiederanschaffung des augenblicklich allernöthigsten Haus- und Handwerksgeräthes lieferten, nunmehr die Mittel verschafft, sich wiederum genügend neu einrichten zu können. Diese Verwilligung erfolgte nicht nur an die eigentlichen Armen, sondern an alle diejenigen Mittelleute, welchen die betreffenden Mobiliarverluste wegen der Unmöglichkeit oder Schwierigkeit der Wiederanschaffung aus eigenen Mitteln dauernde und schmerzliche Entbehrungen auferlegt haben würden. Die Summen dieser bis jetzt theils ausbezahlten, theils in Auszahlung begriffenen, theils, wo dieß rathsam schien, den Betreffenden behufs successiver Auszahlung einstweilen gutgeschriebenen Beträge belaufen sich auf circa 45,000 fl. für über 700 Personen und Familien, und werden wohl noch circa 10,000 fl. zu diesem Zweck in Zukunft verausgabt werden müssen.“

„Drittens ist es durch die bereits in der früheren Kundmachung erwähnten Vorschüsse an deßfalls benöthigte Hausbesitzer möglich geworden, daß so ziemlich alle Wohngebäude unbemittelter Besitzer, welche durch Reparaturen, wie sie während des Winters ausführbar sind, hergerichtet werden konnten, in bewohnbaren Stand gesetzt wurden, so daß, wenn auch durch das Ausfallen so vieler Wohnungen merklicher Wohnungsmangel in unserer Stadt herrscht, doch wenigstens ein eigentlicher Nothstand in dieser Beziehung nicht vorhanden seyn dürfte. Dergleichen Vorschüsse, ferner anderweitige Vorschüsse zur Retablirung gestörter Geschäftsverhältnisse u. s. w., wurden bis jetzt an über 300 Personen im Gesammtbetrage von 40,000 fl. in runder Summe ausbezahlt. Eine Ausnahme mußte indessen bei den Häusern des alten Kästrichs gemacht werden, weil der deutsche Bund mit dem Gedanken umgehen soll, diese Häuser zu erwerben.“

„Viertens haben wir von Anfang an beschlossen, den unbemittelten Personen, welche in Folge der Explosion ihrer Eltern, Ehemänner oder Ernährer beraubt wurden oder Verstümmelungen und sonstige dauernde Nachtheile an ihrer Gesundheit erlitten haben, also den Personen, welche unbedingt die Beklagenswerthesten und am schwersten Betroffenen sind, Entschädigungssummen auszubezahlen. In dieser Beziehung fanden indessen nur Vorarbeiten statt. Der Umstand nämlich, daß dauernde Gesundheitsnachtheile und deren Einfluß auf die künftige Erwerbsfähigkeit mit desto mehr Sicherheit in je entfernterem Zeitpunkt nach dem Unfall festgestellt werden können; — daß die Betroffenen ohnedem einstweilen von uns nach Bedürfniß fortwährend unterstützt werden; — die Erwägung, daß es wünschenswerth sey, das Endresultat der Sammlungen abzuwarten, um diesen nicht genug zu beklagenden zahlreichen Unglücklichen einen so zureichenden Ersatz ihrer pekuniären Nachtheile als nur irgend möglich zumessen zu können; — hat uns veranlaßt, diesen hochwichtigen Theil unseres Auftrags nicht zu übereilen, für welchen wir jedenfalls einen beträchtlichen Posten vorsehen müssen. Für uns als Hilfskomité für Nothleidende, die wir nur die Unbemittelten, nicht aber die Vermögenden in das Bereich unserer Wirksamkeit zu ziehen befugt sind, bliebe somit zur vollständigen Erfüllung unserer Aufgabe nur noch

„Fünftens die Wiederherstellung der unbemittelten Hausbesitzern gehörigen zerstörten Häuser, so wie die Entschädigung für entbehrte Wohnungsrente der zerstörten Gebäude für die Zeit der Zerstörung an solche unbemittelte, hypothekenbelastete Hausbesitzer. Da es indessen für uns äußerst wünschenswerth seyn muß, bei Anweisung dieser Gelder die offizielle Taxe der gemischten Schadenermittelungs-Kommission zu Grunde zu legen, haben wir mit Anweisung dieser Gelder noch nicht begonnen. Indessen hoffen wir in einigen Wochen in die Lagen zu kommen, auch in dieser Hinsicht das Nöthige bethätigen zu können. Aus dieser Uebersicht ist zu entnehmen, daß wir einen beträchtlichen Theil der eingelaufenen Gelder, von welchen bis heute 103,572 fl. 49 kr. baar verausgabt sind, erst in einigen Wochen theilweise noch später flüssig zu machen brauchen, weßhalb wir schon vor längerer Zeit begonnen haben, alle die Gelder, welche in der laufenden Kasse entbehrlich sind, sicher anzulegen. In dieser Weise haben wir bereits im Ganzen 211,600 fl. verzinslich mit ganz kurzen Kündigungsfristen angelegt. So bedeutend endlich nun auch die eingelaufenen Geldmittel sind, so genügen sie dennoch bei weitem nicht, um der armen Klasse und dem Mittelstand die gehabten empfindlichen Verluste zu ersetzen, indem noch sehr beträchtliche Summen erforderlich sind, und so sehen denn unsere Nothleidenden dem sehnlichst erwarteten ihren Ansprüchen Rechnung tragenden Ausspruch des hohen deutschen Bundes entgegen; endlich hoffen wir für unsere Kirchen und öffentlichen Gebäude, für welche ebenfalls die Hülfsgelder nicht verwendet werden können, vom hohen deutschen Bund die Mittel zu deren Wiederherstellung.“

Die St. Johannisnacht auf der Karlsburg.

(Fränkische Sage.)

Wenn schallt die zwölfte Stunde
In der Johannisnacht,
Ein Geisterzug die Runde
Durch die Ruinen macht.

Sie tragen eine Leiche
Dreimal herum im Kreis:
Ein Schädel grinzt so bleiche,
Der einst war glühendheiß.

Auf Karlsburg an dem Maine
Ein holdes Fräulein blüht,
So tugendhaft so reine;
Manch Ritterherz ihr glüht.

Es kamen einst gezogen
Zwei Ritter an den Main;
Und beide wohlerwogen
Das Fräulein wollten frei'n.

Von beiden kann nur Einer
Der Auserkorne seyn;
Wie der beglückt ist Keiner,
Er darf die Schönste frei'n.

Der Andre mußte weichen
Dem edlen Bräutigam,
Doch will in ihm nicht schweigen
Verschmähter Liebe Gram.

Er haßt den Andern bitter,
Weil er ihm nahm die Braut:
„Bei meiner Ehr' als Ritter,
Bald wirst Du ihr getraut.

Getraut mit meinem Schwerte,
Dein Ehbett wird das Grab,
Das Grab in kühler Erde,
Das ich im Kampf Dir grab!"

So schwur in seinem Grimme
Der wilde Rittersmann
Mit fürchterlicher Stimme
Dort unter'm Burgaltan.

Bei nächtlich stiller Weile
Er lauert dort und harrt,
Bis in verliebter Eile
Das starre Burgthor knarrt

Da kommt vom Lieb gegangen
Der Glückliche voll Lust;
Hoch glühen ihm die Wangen,
Es woget ihm die Brust.

„Bereite Dich zum Streite
Auf Leben oder Tod;
Nur Einer darf zur Seite
Zum Liebesmorgenroth.

Auf Leben oder Sterben
Um Liebe werben gilt's;
Denn Einer muß verderben,
Nicht Liebeständeln stillt's."

Es blitzen hell die Klingen,
Die Schwerten klirren wild;
Sie kämpfen und sie ringen
Um ein geliebtes Bild.

Ein Schrei, ein Fall! getroffen
Der Bräutigam hinsinkt;
Hier ist sein süßes Hoffen,
Sein Blut die Erde trinkt.

Er stürzt hinab die Felsen,
Zerschmettert am Gestein;
Die Wogen traurig wälzen
Vorüber sich im Main.

So oft die zwölfte Stunde
In der Johannisnacht
Erschallt, dreimal die Runde
Sein Leichenzug dort macht.

Sie tragen seine Leiche
Dreimal herum im Kreis;
Sein Schädel grinzt so bleiche,
Der einst war glühend heiß.

Julius Nuttor.

Mannigfaltigkeiten.

Eifrigen Nachforschungen war es gelungen, auf der Bering-Insel ein Skelett der „Seekuh" zu entdecken, eines Thieres, welches bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts die nördlichen Meere bevölkerte, durch die starke Verfolgung aber gänzlich ausgerottet worden ist, so daß die einstige Existenz desselben in Zweifel gezogen wurde. Das Skelett ist der kaiserlichen Akademie in St. Petersburg zugestellt worden.

Frauen verfahren oft mit ihren Verehrern wie mit den Karten; sie spielen damit eine Zeit lang, bis sie Alles, was sie wünschten, damit gewonnen haben, werfen sie dann fort, verlangen neue, und verlieren alsdann mit diesen oft Alles, was sie mit den alten gewonnen haben.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 28. Dienstag, 2. Februar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen, als Gertrud zu ihrem Vater kam, hatte Nanni ihn bereits so reichlich mit Branntwein versehen, daß er sich kräftig fühlte und eine nicht geringe Unzufriedenheit äußerte, über ihr ungerufenes Erscheinen. Leise schlich sie hinweg, und kam wieder und wieder hinab, aber immer nur um zu sehen, wie der Rausch zunahm. Zart und eingeschüchtert durch Mißhandlungen in der Kindheit, wie Gertrud es war, hatte sie nicht den Muth, auch nur ein Wort zu sagen, was den Vater an sein Laster erinnern konnte. Am nächsten Abend trat sie eben in das Schenkzimmer als Nanni mit Bergenau allein, diesem ein großes Glas Branntwein reichte, dessen Duft schon hinreichte, um eine fein organisirte Natur zu betäuben. Sie hatte sich bei ihrem Morgengebet geschworen, heute den Versuch zu machen, ihren unglücklichen Vater vor dem Verderben zu warnen, und so legte sie mit einem Heldenmuth, der einer bessern Sache würdig gewesen wäre, die kleine feine Hand auf den Arm Bergenau's und sich zitternd zu ihm beugend, sagte sie kaum hörbar: „Vater, lieber Vater, um deiner Gertrud willen trinke das nicht, es ist dir so schädlich."

Bergenau's guter Engel war es, der in der Gestalt seines Lieblingskindes zu ihm trat und wie ein solcher würde die schöne, jugendliche, zarte Jungfrau jedem Auge erschienen seyn, das sie in der wüsten Umgebung erblickt hätte. Der edelste Wille lag erkennbar ausgeprägt in den zarten Zügen, jener Wille, der die Märtyrer jedes Glaubens den Scheiterhaufen besteigen ließ. Es gehörte für Bergenau's Tochter ein Grad von Kraftaufwand zu diesem Schritt, den sie vielleicht nicht gebraucht hätte, um ihr Haupt unter das Henkerbeil zu legen, und er blieb wenigstens nicht ganz ohne Erfolg, denn zitternd und mit einem heftigen Aufschrei ließ Nanni das Glas fallen, das Getränk floß über die Metallplatte und sickerte zum Theil durch die feinen Löcher desselben in das Gefäß, was zum Auffangen des überfließenden Branntweins bestimmt war, zum Theil floß es rasch auf den mit Sand bestreuten Fußboden. Bergenau aber, bereits in jenem Zustande der Trunkenheit, wo eine Flaumfeder seine Stimmung zur Wuth steigern konnte, erhob die schwere Hand und ließ sie zur Faust geballt so hart auf den Kopf Gertrud's fallen, daß das junge Mädchen in die Knie sank und umgefallen wäre, wenn nicht Heiling, der eben in das Zimmer trat, sie festgehalten und auf einen Stuhl mehr getragen als geführt hätte.

„Nun, was gibt es hier, und was machen Sie hier unten, Fräulein?" fragte er mit einem raschen Blick durch das Zimmer, bei dem sein Auge es flüchtig bemerkte, daß Nanni trotz der Verwirrung des Moments den Zinnkasten auf dem Schenktische sehr eifrig abwischte und das Getränk aus demselben in den Spülichteimer goß, der hinter dem Schenktische neben ihrem Stuhle stand. Es verursachte dieß eine jener Gedankenwendungen im Kopfe des Husaren, von denen wir uns selbst keine Rechenschaft geben können. Was Teufel muß die für Zeug in ihren Branntwein geschüttet haben, daß sie ihn selbst weggießt, dachte er, obgleich das schöne, junge Mädchen, das mit dem blutenden Köpfchen an seiner breiten Brust lag, eigentlich alle seine Gedanken in Anspruch nahm.

„Gehen Sie hinauf, Fräulein, gehen Sie in Ihr eigenes Zimmer", sagte er in seinem freundlichsten und ehrerbietigsten Tone zu Gertrud, die ihm aufrichtiges Mitleid einflößte, und dann sich ärgerlich an Nanni wendend, setzte er hinzu: „Und Sie, Madame, sollten auch dafür sorgen, daß Ihre Stieftochter, die so gut als schön ist, hier nicht geschlagen wird, von einem Trunkenbold, in dessen Gesellschaft es keinem ehrlichen Mann wohl werden kann."

„Was? was?" schrie Bergenau, „ein Trunkenbold? Ich ein Trunkenbold? Und das sagt man mir in meinen eigenen vier Pfählen, in meinem eigenen Hause — Schlosse — denn sein Haus ist sein Kastell, sagt der Engländer, der — Hundsfott, der — das soll er büßen, der — — Er sprang

auf; jetzt ging er festen Fußes ohne zu taumeln, seine Augen waren zwar starr, aber glänzend und so schritt er auf Heiking zu, der ihn lachend erwartete und mit einem leichten Stoße auf die Seite schieben wollte. Aber der Husar hatte sich in der Kraft des Angetrunkenen getäuscht. Bergenau stand fest wie eine Säule, und gab seinem höhnenden Widersacher einen Schlag, so wohlgezielt, so nachhaltig und gründlich, daß Heiking einen Augenblick betäubt erschien. Nanni sprang schreiend dazwischen und eine Scene der wildesten Verwirrung entspann sich, bei der Heiking nur bemüht war, die zitternde Gertrud mit seinem eigenen Körper zu decken und sie endlich ganz aus dem Zimmer zu führen.

Bergenau's Kraft hielt nur wenige Minuten Stand. Nanni's Wuth dagegen erschien fast unerschöpflich. Während der Betrunkene matt und lallend zusammensank, raste das Weib in furchtbarster Wildheit gegen den wirklich erschreckten Heiking, der verwundert anfangs durchaus nicht begriff, was sie von ihm wolle, bis er endlich dahinter kam, daß eine tolle Eifersucht wegen des Schutzes, den er dem jungen Mädchen hatte angedeihen lassen, sich ihres Hirns vollständig bemächtigt hatte.

„Also ich sollte das schöne, junge Kind wohl von dem Tollen da todt schlagen lassen?“ sagte er endlich, als er einen Augenblick zu Worte kommen konnte. „Nanni, das kann doch Ihr Ernst nicht seyn?“

„Und mich, mich ließen Sie stehen“, schrie sie unter wildem Schluchzen.“

„Seyen Sie kein Kind, Nanni“, sagte er begütigend, „ich dächte, Sie verständen selbst gut genug, mit dem trunkenen Klotze umzugehen.“

Sie weinte heftig, fast krampfhaft. Heiking beschwichtigte sie und sagte, „der Teufel hole mich Nanni, wenn ich je eine andere heirathe als dich“, sagte er, „bist du Wittwe, so wirst du meine Frau und müßten wir uns mit der Unteroffiziers-Löhnung durchschlagen.“

Sie zuckte bei diesem Worte fühlbar zusammen.

Gertrud kam von da ab täglich gegen Abend in die Schenkstube. Ich kann nicht mehr als den Versuch machen, ihn zu warnen oder zu zerstreuen, sagte sie sich selbst, aber komme für mich, was mag, ich will nicht nachlassen.

Nanni forderte sie jetzt bisweilen auf, die Gäste zu bedienen, und sie that dieß ohne Wiederrede, fest hoffend, eine Gelegenheit zu finden, dem Vater nützlich zu werden.

Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Tag nach Tag verrann dem zitternden Mädchen, schon war eine Woche von der Zeit verflossen, die Eduard als den Termin seiner Heimkehr bestimmt hatte, ohne daß ein Zeichen der Liebe oder auch nur die kleinste Freundlichkeit von Seiten des Vaters sie ermuthigt hätte.

Es war wieder Abend geworden, eine rauhe Novembernacht lag draußen und schaute mit finstern, tückischen Augen durch die unverhängten Fenster in das Schenklokal, wo Bergenau sich von Neuem zum Thier erniedrigte, als Gertrud leise hineintrat. Nanni hatte eine Anzahl Flaschen neben sich, aus denen sie einen Becher für den Violinisten mischte und als Gertrud hinsah, glaubte sie ein Papier mit etwas Pulverähnlichem gefüllt, zwischen denselben liegen zu sehen.

„Nanni, was haben Sie da, was mischen Sie meinem armen Vater in seinen Trank“, sagte das junge Mädchen mit festem Tone und rasch an den Schenktisch vortretend.

Das Weib erzitterte heftig, alles Blut wich aus ihrem sonst frischen und blühenden Gesicht, sie legte die Hand rasch und unvorsichtig auf das Papier und eine größere Flasche fiel dabei um und zerschlug. Dann aber, nachdem sie das Päckchen irgend an einen Ort gesteckt, wo Gertrud es nicht erblicken konnte, fuhr sie mit der Wuth einer Furie auf das Mädchen los, schlug sie ins Gesicht und als Bergenau aus seinem lethargischen Zustande auffahrend, lallend nach dem Grunde des Lärmes fragte, überhäufte sie das arme Kind mit einer Fluth unsinniger und grundloser Beschuldigungen.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Von reichen Eltern, und in einem Hause geboren, wo die größte Verschwendung und Ueppigkeit herrschte, hatten meine Erzieher und Erzieherinnen mich nie darauf aufmerksam gemacht, daß es noch ein anderes Glück in der Welt gäbe, als das, was in hoher Geburt, Reichthum, Schönheit und glänzenden Talenten besteht. Und diese Glücksgüter waren mir alle, ohne mein Verdienst, zu Theil geworden. Da mir, als einziger Tochter des reichen Grafen von Wellenstein, Niemand gern in etwas entgegen war, auch meine Eltern solches sehr ungnädig würden aufgenommen haben; so begnügten sich meine Lehrer damit, mir nur die Bildung zu geben, die mein Aeußeres in ein vortheilhaftes Licht stellen mußte. Unser Haus war ein Tummelplatz von Gesellschaften, und die gute Tafel, besonders aber der gute Wein meines Vaters, zog eine Menge Tischfreunde herbei, welche sich oft Monate lang bei uns einquartierten, und unter dem Vorwande, die

Jagdvergnügungen mit zu genießen, sich es bei uns schmecken ließen. Diese, um sich bei den Eltern beliebt zu machen, schmeichelten schon in zarter Jugend meiner Eitelkeit, setzten mir Ideen und Begriffe von meiner Schönheit und von meinen Talenten in den Kopf, die mich bald schwindlich machten. So, ohne einmal recht zu mir selber gekommen zu seyn, oder über meine Bestimmung nachgedacht zu haben, kam mein fünfzehntes Jahr herbei. Da wurden meine Lehrer verabschiedet, und mein Vater brachte mich in die Residenz in eine große Erziehungsanstalt, worin ich die Töchter der größten und wichtigsten Männer des Landes fand, und diese überstrahlen lernen sollte. Allein es gefiel mir hier nur kurze Zeit, denn ich sollte hier gehorchen, und mich in die Launen und höchst pedantischen — so meinte ich damals — Einrichtungen einer an der Auszehrung laborirenden Französin und eines über alle Begriffe von seiner Gelehrsamkeit eingenommenen Doktors der Philosophie schicken, und daran war ich nie gewöhnt. Geschmeichelt, auf den Händen getragen, wollte ich seyn, und da man hier keine besondere Rücksicht auf mich nahm, so klagte ich's meinem Vater, und dieser miethete mir — damit ich ganz unabhängig sey — sogleich eine elegante Wohnung, gab mir einen Bedienten und ein Kammerdiener zu meiner Bedienung, und zu Allem, was ich hier noch lernen sollte, wurden Privatlehrer angenommen. Alles ging nach Wunsch, nur das Tanzen konnte ich nicht gut allein lernen — wenigstens machte es mir kein Vergnügen — und hierzu waren also noch andere Personen nothwendig. Mein Lehrer, in dieser Kunst ein verschmitzter Kopf, der es längst weg hatte, daß ich ein eitles, verzogenes und dabei höchst sinnliches Geschöpf war, und daß ich des Geldes nicht achtete, machte mir den Vorschlag, als ich das Nöthigste schon erlernt hatte, Gesellschaft zu mir zu bitten, und ihm das Arrangement der Tänze zu überlassen. Das geschah, und so war beinahe einen ganzen Winter hindurch jeden Abend Ball in meiner Behausung.

Die Zeit des Karnevals rückte heran, ich war eine vollendete Tänzerin geworden. Und Tanzen! aus dem Munde angenehmer Herren Lobreden über meine Leichtigkeit, meinen Anstand zu hören, gehörte zu meinen größten Ergötzlichkeiten. O, hätte ich das Tanzen nie gelernt.

In des Staatsministers Hause war Ball. Ich, eine geborne Gräfin, und wie man allgemein sagte, das schönste Mädchen in der Residenz, war eine der ersten von den jungen Damen, die diesem Tage Glanz und Interesse gaben. Hier sah ich zum ersten Male den Baron v. W., den intimsten Freund des Prinzen Herrmann, der, als der schönste Mann, meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Doch auch der Baron hatte mich nicht übersehen, und ich hatte die Ehre, mit ihm zu tanzen.

Baron von W. war in jeder Hinsicht ein sehr liebenswürdiger Mann. Die Herzen Aller, die ihn kannten, gehörten ihm, und diejenigen, die er noch nicht besaß, wußte er sich, wenn er wollte, leicht zu eigen zu machen; warum nicht also auch das meinige, zu dem der Weg für den, der ihn zu suchen sich bemühte, so leicht zu finden war? von W. fand ihn leider nur zu bald; seinen Zärtlichkeiten, seinen Schmeicheleien lieh das eitle, verzogene Mädchen nur gar zu bald ein williges Ohr. Täglich besuchte mich Herr v. W., seine Großmuth überschüttete mich mit den ersten und seltensten Kostbarkeiten, die in und außer Europa von der Natur und von Menschenhänden nur hervorgebracht wurden; aber damit lullte er auch meine schwachen Grundsätze von Ehre und Tugend in den Schlaf, denn bald wurde ich sein unumschränktes Eigenthum. Ich liebte ihn mehr, wie mein eigenes Leben, denn eine Stunde, ohne ihn verlebt, schien mir dem Leben verloren. Nur in seiner Nähe, an seinem Arm, an seiner Brust war ich glücklich. Bei ihm vergaß ich gern die Vergangenheit, und gedachte nur der Zukunft, denn die Gegenwart gewährte mir Alles, was ich nur zu wünschen vermochte.

Ein Jahr war ich das glücklichste Geschöpf, das auf Gottes schöner Erde wandelte, denn ich hatte außer der Liebe des schönsten und angesehensten Mannes am Hofe die glänzende Aussicht: die Gemahlin desselben, und damit das beneidenswertheste Weib zu werden. — Ich wurde das beweinenswürdigste!

Einst, als ich in selige Träume versunken da saß, und meinem Geliebten die Vergnügungen des heutigen Tages vorschlug, fuhr der Haushofmeister meines Vaters bei mir vor. Aus der Verwirrung, die auf seinem Gesichte lag, aus seinem unregelmäßigen Anzuge, überhaupt aus seinem ganzen Benehmen, das fast alle schuldige Achtung bei Seite setzte, schien es mir auf den ersten Blick, als ob in der Heimath etwas Außerordentliches vorgegangen seyn müsse. Was bringt Er? — fragte ich. — Es mußte sehr eilig seyn, daß Er so unangemeldet eintritt, und mich in meiner Beschäftigung stört. Ein spöttischer Blick, von einem mitleidigen Lächeln begleitet, war einstweilen seine Antwort; nach einer Pause sagte er dann: Mit dem Bringen ist es aus, jetzt möchten wir holen. Doch, Sie verstehen das noch nicht, also mit andern Worten: Wenn Sie Ihre Mutter noch einmal sehen wollen, so eilen Sie, ehe es zu spät seyn möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Die schwarze Garde des Kaisers von Marocco.

Der „Moniteur de l'Armée" veröffentlicht folgende Detail über die schwarze Garde des Kaisers von Marocco, welche in diesem Lande eine ähnliche Rolle wie die Janitscharen in der Türkei und die Mamelukken in Aegypten spielen. Diese berühmte Garde hat ihre ehemalige Macht verloren, ist aber noch immer die beste und kräftigst organisirte Truppe von ganz Maghreb und verdient deßhalb besondere Beachtung. Ein ebenso gewandter als grausamer Fürst Muley-Ismail, bekannt durch die berühmte Gesandtschaft, welche er an den Hof Ludwig XIV. schickte, welcher sich trotz seiner Wachsamkeit und Thätigkeit stets bedroht sah, beschloß ein privilegirtes Truppenkorps zu schaffen, fähig, alle seine Befehle auszuführen und Tag und Nacht über ihn zu wachen. Er ließ deßhalb aus Sudan und den inneren Provinzen 10,000 junge kräftige Neger holen, ließ sie zum Islam übergehen, gab ihnen Ländereien und Geld, verheirathete sie mit Sklavinnen von derselben Gesichtsfarbe wie sie und bildete daraus seine Garde. Diese Leute, von tiefem, instinktmäßigem Hasse gegen alle andere Racen beseelt, waren ihrem Herrn blind ergeben. Um diesen Fanatismus zu erhalten, beschloß der Kaiser, ihnen einen religiösen Chef zu geben. Seine Wahl fiel auf den gelehrten Bu-Kari. Jeder Soldat schwur ihm auf den Koran Treue für den Kaiser. Das heilige Buch existirt noch heute in der großen Moschee von Fez. Die Soldaten der schwarzen Garde nahmen seitdem den Namen Bu-Kari an, den sie noch gegenwärtig führen. Die Bu-Kari, deren Zahl bald wuchs, gelangten zu einer Macht ohne Gränzen; ihr Chef schrieb nicht selten dem Kaisrr Gesetze vor, veranlaßte die Absetzung der Minister, der Stadtgouverneure und Großwürdenträger, und die Soldaten stellten, ehe sie gehorchten, stets ihre Bedingungen. Muley-Ismail hielt sie durch reiche Geschenke in Ruhe, aber beim Tode dieses Fürsten im Jahre 1737 empörten sie sich, verstümmelten seinen ältesten Sohn in furchtbarer Weise und beriefen den jüngsten seiner Söhne auf den Thron. Seitdem herrschten die Bu-Kari, und ihre Macht wurde um so größer, als ihre Zahl 1755 auf 75,000 Mann gestiegen war. Im Jahr 1805 endlich, nach vielen Revolutionen und Gegenrevolutionen, wurden die Bu-Kari auf 20,000 Mann reduzirt und ihre Organisation bedeutend verändert. Der gegenwärtige Kaiser, welcher 1822 auf den Thron stieg, konstituirte dieses Korps auf neuen Grundlagen, 500 Mann stark, welche er in die verschiedenen Provinzen des Reichs schickte und nur eine Leibwache bei sich behielt. Jetzt ist die schwarze Garde 6000 Mann stark, sorgfältig rekrutirt und wohl bewaffnet. Der Kaiser hat zu seiner persönlichen Vertheidigung ein Korps von 500 Mann, welches ihn nie verläßt und aus 300 Reitern und 200 Fußgängern besteht. Diese Leute sind prächtig gekleidet und haben ein wirklich kriegerisches Ansehen. Ihr Kostüme besteht in einem rothen mit Gold gestickten Rocke, welchen ein prächtiger weißer Burnus bedeckt; sie tragen einen krummen Säbel, ein Paar Pistolen im Gürtel und ein großes arabisches Gewehr. Die Reiter sind zur Hälfte mit Lanzen bewaffnet und führen statt der Flinten Tromblonskarabiner. Diese Feuerwaffe ist sehr beachtenswerth und in keinem andern Theile Afrika's zu finden. Die Bu-Kari sind die einzigen regulären und disziplinirten Truppen des Reichs. Zu Isly leisteten sie allein ernsten Widerstand.

O kränke nie ein Menschenherz!

O kränke nie ein Menschenherz
In deiner Leidenschaften Wahn:
Du selber fühlst den tiefen Schmerz,
Wenn Einem du hast weh gethan!

Und wenn der Eine noch dazu
Das Liebste dir auf Erden ist,
So findest nimmermehr du Ruh'
Und Friede nirgends, wo du bist!

Christian Hoeppl.

Mannigfaltigkeiten.

Der Einzug des Prinzen Friedrich Wilhelm nach seiner Vermählung beschäftigt gegenwärtig in Berlin Alles. Der junge Prinz ist hier sehr beliebt. Man erzählt sich u. A. von ihm folgende Anekdote: Ein Offizier hatte sich an den Sekretär des Prinzen mit der Bitte gewendet, daß er ihm die Erlaubniß auswirken möge, mit seiner Mutter und Schwester von einem Fenster des neuerbauten Palais des Prinzen Friedrich Wilhelm aus den Einzug des neuvermählten Paares mit ansehen zu dürfen; er erhielt aber zur Antwort, daß der Prinz bereits bestimmt habe, daß die Arbeiter, welche sein Palais aufgebaut hätten, nun auch das Vergnügen genössen, von den Räumen desselben aus die Festlichkeiten in Augenschein zu nehmen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 29 Mittwoch, 3. Februar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Bin ich deine Frau oder bin ich es nicht, Bergenau?" schrie Nanni wüthend, „du leidest, daß die Kinder eines landläufigen Weibes mich, die ich für sie arbeite, für sie und für dich, beschimpfen, verspotten, beleidigen, und nicht einmal, nicht ein einziges Mal mischest du dich darein und sorgst dafür, daß mir Recht wird."

„Bitte deiner Mutter ab, Gertrud, bitte es ihr artig ab", lallte Bergenau zu dem jungen Mädchen wie zu einem kleinen Kinde in hätschelndem Tone sprechend. Die Scene wäre unaussprechlich lächerlich gewesen, wenn nicht der Zug tiefer menschlicher Erniedrigung, der hindurch ging, sie widerlich gemacht hätte.

Für Gertrud war sie entsetzlich! Ihre Nerven zuckten und bebten und ihr Herz kam auf jenen Punkt des Jammers, bei dem auch das sanfteste Geschöpf die Empörung heraufquellen fühlt."

„Diese Frau ist nicht meine Mutter und ich habe sie nicht beleidigt", sagte sie mit zitternder Stimme.

„Nicht? Nicht?" schrie Bergenau; „du höhnst mich, du widersprichst mir noch, Schlange, Rebellin, Vatermörderin! Nicht deine Mutter?"

„Laßt mich fort, laßt mich hinaus", flehte Gertrud, deren Kniee zu sinken begannen, „Vater, laß mich hinaus, o Gott, Nanni, machen Sie mir Platz, damit ich an ihm vorüber zur Thür kommen kann!"

Sie stand dabei, wie in ihrer Kindheit, vor dem wüthenden Vater mit gefalteten Händen, mit gebeugtem Haupte in sich zusammengekrümmt, ein zitterndes Bild der Verzweiflung.

„Da hörst du es nun, Bergenau, daß sie mich heute noch als Magd behandelt", schrie das erboste Weib.

Bergenau aber wüthete:

„Hinaus! Hinaus! Du sollst mir ganz hinaus Landstreicherin! Fort, fort mit dir, verpeste nicht länger deines Vaters Haus durch deine Gegenwart!" und dabei faßte er sie an der Schulter und zog sie wüthend aus der Stube über die Flur die Hausthür öffnend und das leicht gekleidete Mädchen in die kalte schneeige Novembernacht stoßend.

Anfangs war Gertrud wie betäubt, sie hörte wie die Thür klirrend hinter ihr ins Schloß fiel, hörte den Riegel vorschieben, hörte den sich entfernenden Tritt des Vaters, Nanni's Gelächter. Sie blieb an der Thür stehen und horchte, ihre Gedanken verwirrten sich, sie stand mehrere Minuten da und fühlte endlich nichts als die Pein des Frostes.

Ich will zu Rahel gehen, zu meinen alten theuren Freunden, dachte sie; die werden mich nicht fragen, warum ich ohne warme Kleidung auf die Straße gegangen bin, sie wissen ja Alles und haben nie gefragt.

Sie ging jetzt mit eiligen Schritten, es war Markt in der Stadt, rohes Volk drängte und stieß sich in den Straßen; wenn sie nach der Neustadt wollte, wo Doktor Salomon wohnte, mußte sie einen wüsten, verrufenen Platz passiren, Am Graben genannt. Gemeine Kneipen spieen dort Abends ihre Gäste aus, und bebend, wie von den Furien verfolgt, flog das schutzlose Mädchen hier über den von hundert Füßen schon zerstampften Schnee. Sie hörte Tanzmusik wie in einem Traume, Männer von rohem Aussehen, kreischende Weiber am Arm führend, kamen ihr entgegen. Ein Betrunkener taumelte auf sie zu und versuchte sie zu küssen. Sie riß sich im wildesten Entsetzen von ihm los und sah schaudernd sich von Matrosen und andern wüstblickenden Menschen umringt, die lachend sie hetzten und nach ihr griffen, wie Knaben nach einem entflogenen Vogel.

„Zu Hülfe, zu Hülfe, aus Erbarmen zu Hülfe!" schrie sie mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte.

Wie durch den Nebel sah sie dann nur noch, daß einer ihrer Peiniger niedergeschlagen wurde, daß eine kräftige, edle, ihr nicht fremde Gestalt sich schützend vor sie hinstellte und während ihre Sinne schwanden, fühlte sie sich emporgehoben und

fortgetragen. Willenlos ließ sie ihr müdes, wundes Haupt auf die Schulter ihres Beschützers sinken und wußte dann nichts mehr von allen Leiden der Erde.

Wie lange dieser Zustand dauerte, hätte sie nicht angeben können, als sie wie aus einem tiefen und sanften Schlafe erwachend, sich verwundert in einem ihr völlig fremden, aber sehr schönen Zimmer erblickte. Sie lag von dem festanliegenden Oberkleide, das wohl naß geworden war, befreit, auf einem weißen, mit dem feinsten Linnen überzogenen Bett. Eine Lampe, wie eine Blume mit goldenen Blättern und Blüthen von weißen Muscheln, in deren Kelchen Kerzen steckten, hing von der Decke nieder und eine kleinere von Milchglas erleuchtete den Raum mit mattem Lichte. Das Bett hatte schwarze Sammetgardinen, die zurückgeschlagen waren, und über ihre Füße hatte eine vorsorgliche Hand eine dicke, weiche rothseidene Decke gebreitet. Schuhe und Strümpfe waren ihr ausgezogen und hingen an einem hellflammenden Kaminfeuer, das in einem schönen Ofen brannte, auf dem Kaminvorsetzer zum Trocknen. An den Wänden, die schön hoch roth gemalt und mit Goldleisten verziert waren, standen Möbel von hellem Holz, Stühle und Sophas von allerhand wunderlichen Formen, mit Ueberzügen von schwarzem Sammet, Schränke mit Glasthüren, hinter denen theils Bücher in glänzenden Einbänden, theils schöne Gewehre aufbewahrt waren. Figuren von weißem Marmor standen auf Konsolen an den Wänden, Gardinen von schwarzem Sammet mit goldenen Verzierungen verhüllten die großen hohen Fenster und die Bogenthüren und vor dem Kamin auf einer Matte lag das einzige lebende Wesen, ein großer schneeweißer Hund mit einem schwarzen Halsbande von feinem Eisendraht.

Als Gertrud sich regte und um sich sah, stand das schöne Thier auf, kam freundlich zu ihr und legte den schlanken Kopf auf den Bettrand mit großen braunen, treu und klug blickenden Augen ihr ins Gesicht schauend.

Wo bin ich denn? Mein Gott, wie komme ich nur hierher? fragte sie sich selbst, beinahe ganz laut. Niemand antwortete ihr. Da schoß ein Gedanke ihr durch den Kopf, ängstigend und beglückend zugleich. Diese Räume vom höchsten Reichthum ausgestattet, waren wohl schön genug, um ihrer schönen Mutter anzugehören.

Sie sprang, wie von einer Feder geschnellt, auf und blickte in alle Ecken, um einen Gegenstand zu finden, der vielleicht dieser so lange und ach, oft so schmerzlich vermißten Mutter angehöre. Alles aber, was in den Bereich ihrer Augen kam, war eher das Eigenthum eines Herrn als einer Dame, und ein schneller Blick auf die Meßingplatte am Halsbande des Hundes, der ihr Schritt für Schritt durchs Zimmer folgte, zeigte ihr den Namen: Benno Dubois.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Diese Worte söhnten mich schnell mit dem alten Manne wieder aus; und mein Vater — fragte ich — was macht er? denn an seinem Wohlseyn lag mir mehr; er war es eben, der mir alle meine Wünsche gewährte, alle meine Launen genährt hatte. Zu Hause, Comtesse, antwortete der Alte, da werden Sie das Alles erfahren, denn hier ist weder Ort noch Zeit, über so außerordentliche Ereignisse mit Ihnen zu reden.

Der kalte Ton des Menschen hatte mich so entsetzlich aus meinen schönen Träumen aufgerüttelt, daß ich nur fragte: Wie komme ich denn aber hin nach Löwenrode? — Unten steht mein Wagen, er hat für uns Beide vollkommen Platz. Für uns Beide? fragte ich, und maß den Verwegenen von Kopf bis zu Fuß; ich glaube, Er ist von Sinnen! — So mögen Sie zu Fuß nachkommen, antwortete er bitter lächelnd; ich eile, denn die Zeit ist kostbar. — Eine kurze Verbeugung bezeugte mir seine ganze Aufmerksamkeit, und er ging. Ich trat an das Fenster und erblickte einen längst veralteten Wagen, den die Hühner schon Jahr und Tag zum Nachtquartier gemacht hatten, mit zwei schlechten Ackergäulen bespannt, schwerfällig dahinrollen. Etwas Außerordentliches mußte hier vorgegangen seyn, das leuchtete aus dem seltsamen Betragen dieses Menschen klar und deutlich hervor, denn wie hätte er es sonst wagen dürfen, mich so ungalant zu behandeln! Ich schellte meinem Bedienten, trug ihm auf, sogleich einen Reisewagen zu bestellen, und auf dem Rückwege von dem Banquier Abraham Levi und Comp. gegen eine schon gestern ausgestellte Quittung hundert Stück Friedrichsd'or mitzubringen. Dem Kammermädchen ward der Befehl, sogleich einen Koffer zu packen, und meinem zukünftigen Bräutigam schrieb ich unter das vorhin angefangene Billet, was ich so eben erfahren und darauf beschlossen hatte. Kaum hatte der Baron mein Schreiben erhalten, als er schnell in meine Arme eilte, und meinen Schmerz über den möglichen Verlust der Mutter theilte, und mich selber bat, nicht zu säumen; aber zärtlich hinzufügte: wenn die Gefahr vorüber sey, sobald als möglich wieder in seine Arme zurückzueilen. Nicht lange, so kehrte der Bediente zurück und meldete mir, daß der Wagen in

einer Viertelstunde vorfahren würde, die Quittung aber gab er mir zurück. Warum kein Geld? fragte ich. — Heute wären sie außer Stande, war die Antwort, in acht Tagen möchte ich wieder kommen. — Ein unbedeutender Gegenstand, fiel der Baron ein, ich schieße die Summe so lange vor. Er drückte mich noch einmal an sein liebendes Herz und ging.

In raschem Trabe ging es zum Thore hinaus, und als der Abend dämmerte, war ich vor dem väterlichen Schlosse. Seltsam wurde mir's aber um das Herz, als ich die Fenster, die sonst um diese Zeit schon alle erleuchtet waren, sämmtlich dunkel fand, und das große massive Gebäude mehr einer altgothischen Kirche ähnlich sah, als einem Schlosse, in welchem nur die Freude heimisch war. Noch höher aber stieg meine Verwunderung, da das Rollen eines ankommenden Wagens nicht einen einzigen Bedienten in Bewegung setzte, der herbeigeeilt wäre, um den Schlag desselben zu öffnen. In höchster Erwartung sprang ich aus dem Wagen, und war in wenigen Sekunden in dem gewöhnlichen Wohnzimmer. Hier fand ich — denke Dir mein Erstaunen — den Haushofmeister, der wahrscheinlich auch eben angekommen war, meine alte Amme, einen steinfremden Mann, und noch einige Bediente auf den Stühlen meiner Eltern, was, so lange das Schloß gestanden, noch nicht der Fall gewesen war, den Kopf in die Hand gestützt, sitzend.

Ich blieb einen Augenblick stehen, denn Niemand bewillkommte mich — und überschaute die seltsame Gruppe. Endlich stand meine alte Amme auf, trocknete sich die Augen, und warf sich dann, auf's Neue in Thränen ausbrechend, in meine Arme. Was ist geschehen? rief ich, rede, Sophie! Dein Schweigen ist mir tödtliche Qual! Ach, daß sich's Gott erbarme! rief die Alte, daß Sie auch das erleben müssen, mein armes Fräulein.

Was denn? Um Gotteswillen, was denn? so rede doch!"

Die gnädige Frau Gräfin, Ihre Mutter — vor zwei Stunden ist sie sanft und selig verschieden.

Obgleich ich nach den Aeußerungen des Haushofmeisters den Verlust meiner Mutter befürchtete, so lähmte doch die Nachricht ihres Todes jede Nerve meines Körpers; ich sank auf den nächsten Stuhl und war mehrere Minuten unfähig, auch nur ein Wort zu reden. Als ich mich endlich ermannte, fragte ich: Wo ist der Graf, mein Vater? Alles war still, nur einige Seufzer waren die Antwort auf meine Frage. Von noch größerer Angst gepeinigt, rief ich abermals: Wo ist mein Vater? redet, geschwind, redet! — Keine Antwort, Alles still. Da erhob sich endlich der mir fremde Mann, stellte sich mit boshaft verzerrter Miene vor mich hin und sagte: Weil Sie es denn heute schon wissen wollen und es Keiner sagen will — so sage ich es Ihnen: der Graf Ihr Vater ist — zum Teufel! —

(Fortsetzung folgt.)

Bruderherz.

Ein Bruderherz, ein Bruderherz —
Wer kann den Werth ermessen? —
Nur der, der schon in Lust und Schmerz
Ein Bruderherz besessen.

Ein Freundesherz, oft trügend Erz
Mit eitlem Glanz und Klange:
Ein Bruderherz, ein Bruderherz
Hält bis zum letzten Gange.

Den Freund gab Dir der Zufall meist;
Du gibst ihn Dir nur selten;
Und wenn er lieben soll, so heißt
Sein erstes Wort: Vergelten.

Ein Bruderherz, ein Bruderherz
Fragt nicht: wirst Du mich lieben? —
Es liebt und weiß, ins and're Herz
Hat Gott es auch geschrieben.

Wie Du hat's an derselben Brust
Einst weich und warm gelegen,
Mit Dir getheilt der Kindheit Lust
Mit Dir der Eltern Segen;

Kennt jede kleine Freude noch,
Die Dich als Kind beseelte,
Trug früh' mit Dir des Kummers Joch,
Da Dir der Freund noch fehlte.

Mit Dir theilt es den heil'gen Schmerz,
Zur Heimath sich zu sehnen
An's Bruderherz, an's Bruderherz
Darfst Du dein Alles lehnen.

Drum blick' ich dankend himmelwärts
Und fröhlich in das Leben,
Weil manches treue Bruderherz
Der Herr mir hat gegeben.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Verden (Hannover) wird geschrieben: Ein junger, schlanker Husar des hiesigen Garde-Husaren-Regiments hat kürzlich bewiesen, daß es möglich sey, während einer Viertelstunde neben einem

Eisenbahnzuge herzulaufen und eben so früh bei der Station anzukommen wie dieser. Husar C. war auf Urlaub nach Eberloh gewesen und mußte am Abend des 26. Dezember wieder zum Dienste sich melden. Bei der Station in Seelze angekommen, erfuhr er, daß der nächste Zug daselbst nicht anhalte, weßhalb er raschen Schrittes Wunstorf zueilte. Unterwegs holte ihn der Bahnzug ein; der junge, feurige Mann entschloß sich schnell, nahm seinen Säbel in die linke Hand, sprang im raschen Fahren hinter den letzten Wagen des Zuges, erfaßte denselben, ließ sich einige Schritte fortziehen, vermochte dieses aber nicht auszuhalten, ließ los und lief in voller Uniform, mit dem dicken Pelz bekleidet und den Säbel in der linken Hand, eine Viertelstunde neben dem Zuge her bis nach Wunstorf, wo ein Schaffner, der das Manöver gesehen hatte, ihn rasch in ein dichtes Koupé hob, ein Billet für ihn löste und ihn so wohlbehalten hierher brachte. In der Kaserne angekommen, wo er seine Läufertour erzählte, weil ihm der Schweiß durch die Uniform, ja durch den dicken Pelz gedrungen war, wurde er in ein Unteroffizierszimmer und in Decken eingehüllt in's Bett gebracht, worin er einen Tag verharrte und dann wohlgemuth dasselbe verließ: nur wollten ihn anfänglich die Beine nicht recht tragen.

Ueber den Prinzen von Wales erzählt ein Londoner Korrespondent des „Manchester Examiner“ folgende aus „bester Quelle“ stammende Anekdote: „Bald nach Beendigung des Krieges in der Krim sollte der russische Gesandte dem kleinen Prinzen seine Aufwartung machen. Se. königliche Hoheit wurde sehr böse darüber und sagte, er habe gar keine Lust, zu Hause zu hocken und auf die Exzellenz zu warten, über deren Nationalität und Vaterland er sich in recht starken Worten äußerte. Da ihn sein Hofmeister jedoch belehrte, es sey der ausdrückliche Befehl der Königin, daß er bis 1 Uhr zu Hause bleiben solle, den Gesandten zu empfangen, falls er käme, so setzte sich der Prinz, mit der Mütze in der Hand vor der Wanduhr nieder und verfolgte mit gespanntem Blicke die Bewegungen der Zeiger. Wie sie auf Eins zeigten, hatte er im Nu die Mütze auf, und mit einem Ausruf des Entzückens stürzte er aus der Stube fort. Eine Minute darauf kam der russische Botschafter an.

Bei der Vermählungsfeier des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit der Prinzeß Royal waren 17 Personen, welche theils von väterlicher, theils von mütterlicher Seite aus dem Geblüte der koburgischen Familie stammen, anwesend, nämlich: die Herzogin von Kent, Mutter der Königin; die Königin, ihr Gemahl und 9 Kinder; der König von Belgien mit 2 Söhnen, der regierende Herzog von Sachsen-Koburg und Prinz Viktor von Hohenlohe-Langenburg, dessen Mutter die Tochter der Herzogin von Kent, also eine Schwester der Königin von England ist.

Der „Karl-Borromäus-Verein zur Verbreitung guter katholischer Bücher“ zählte Ende 1857 im Ganzen 697 Hülfsvereine mit 9545 Mitgliedern und 21,797 Theilnehmern, d. h. 79 Hülfsvereine 1332 Mitglieder und 3099 Theilnehmer mehr als Ende 1856; er war verbreitet in den Diözesen Köln, Trier, Münster, Paderborn, Breslau, Freiburg, Rottenburg, Ermland (Preußen), Luxemburg, Limburg (Nassau), Osnabrück, Hildesheim, Würzburg Culm (Preußen), Lüttich, Fulda, Mainz. Weitaus die meisten Mitglieder zählt der Verein in der niederrheinischen Kirchenprovinz.

Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert war es gebräuchlich, Denjenigen, welche zum Hof gehörten und überhaupt ihrer Lehengüter und Aemter halber bei außerordentlichen Feierlichkeiten verbunden waren, bei Hof zu erscheinen, das zur Aufwartung nöthige Hofkleid zuzuschicken oder wenigstens ihnen sagen zu lassen, in welche Farbe sie sich zu kleiden hätten. Manchmal sandte man ihnen auch auf Papier gemalte Männlein als Muster, um ihre Kleidung darnach einrichten zu lassen. Das waren wohl die ersten Modejournale!

[Gemeinnütziger Witterungsbeobachter.] Wenn am Lichtmeßtag der Dachs aus dem Loche geht und sich sonnt, so bleibt noch 4 Wochen strenger Winter. — Es sollte daher das Forst- und Jagdpersonal von Amtswegen beauftragt werden, an diesem Tage, mit Prügeln bewaffnet hinauszugehen, sich vor die Dachsbaue hinzustellen, und sobald ein solches Beſt den Versuch macht, sich sonnen zu wollen, dasselbe sogleich in sein Loch zurückzuprügeln. Auf diese Art könnten wir durch die Energie der Forstämter zu einem baldigen Frühjahr kommen. (Punsch.)

In Schwyz wurde neulich ein Erzmissethäter zu 20 Stockstreichen und 112 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Wie „Phosphor“ hört, hat der so abgewandelte Verbrecher an das Gericht das Ersuchen gerichtet: ihm die Stockschläge erst bei seiner Entlassung aus dem Gefängnisse zukommen zu lassen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 30 Donnerstag, 4. Februar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Jetzt kehrte plötzlich die Erinnerung bei Gertrud zurück an die Scenen des Abends, an ihre Flucht oder vielmehr Austreibung aus dem traurigen Vaterhause, an die Beleidigungen, die sie auf der Straße erfahren und an ihren großmüthigen und kühnen Beschützer, der kein Anderer war, als der junge Husar, den sie am letzten schönen Herbsttag mit Heiling das Grabgewölbe seiner Vorfahren hatte besuchen sehen. Ein eigenthümliches Gefühl beklemmender Angst, sich in dem Hause, wahrscheinlich in dem Schlafzimmer eines ihr ganz fremden Mannes zu befinden, bemächtigte sich ihres Herzens. Aber Gertrud, die vom Leben nichts wußte, als was sie im Vaterhause erfahren, die keinen Roman gelesen und nie mit andern Mädchen ihres Alters Umgang gehabt hatte, unterdrückte es als etwas ganz Thörichtes. Würde dieser so edel aussehende Mann mich denn mit eigener Gefahr aus den Händen dieser Betrunkenen befreit haben, sagte sie zu sich selbst, wenn er nicht die Absicht gehabt, mich vor Beleidigungen zu schützen? Gertrud kannte und ahnte nicht die Existenz anderer Laster als desjenigen, was sie bei ihrem unglücklichen Vater wie eine Art von Krankheit betrachten gelernt hatte. Dieser junge Mann ist kein Trunkenbold, dachte sie, eine böse Leidenschaft kann ihn daher nicht in einen Zustand versetzen, in dem er selbst nicht weiß, was er thut. Was hätte ich also zu fürchten? Er wird mich schützen und wenn ich mich so weit erholt habe, zu meinen Freunden geleiten, wo ich die Nacht zubringen, ja wo ich im Nothfall bleiben kann, bis Eduard heimkehrt.

Im ganzen Zimmer befand sich nichts, was sie hätte überwerfen können. Ihr braunes hohes Kattunkleidchen konnte sie auch nirgends erblicken. Endlich erlaubte sie sich in einem der Schränke ohne Glasthür, an welchem der Schlüssel stack, nachzusehen. Männerkleider hingen darin. Ein paar Schlafröcke von Sammet, ein paar kurze Röcke von gesteppter Seide. Runde Mäntel von dunkelfarbigen Stoffen mit Schlitzen für die Arme, leichtere und schwerere. Sie nahm einen derselben und hüllte sich hinein. Er war von schwarzem Tuch mit weicher rother Seide gefüttert. So setzte sie sich, züchtig verhüllt, am Feuer nieder und lauschte auf das Heulen des Sturmes, der wild in der Esse tobte.

Wo war sie? Wie lange war sie hier? Eine Pendeluhr von Alabaster auf einer Konsole in der Nähe der Fenster stehend, gab ihr vernehmliche Antwort auf die letzte Frage, denn sie schlug vier. Nachmittags um diese Stunde hätte sie doch das Tageslicht durch die Fenster erblicken müssen, draußen aber war es schwarze, finstere Winternacht. Es war also vier Uhr Morgens. Auf einem Marmortische standen Toilettenapparate, sie kämmte und ordnete die seidenen Wellen ihres braunen Haares, die aufgeflochten, fast bis zu ihren Füßen hinabfielen und sie, wie einst die Gräfin von Nidda, im Nothfall auch ohne andere Kleidungsstücke verhüllt hätten. Sie wusch sich und ordnete ihr Bett.

Ich bin hier wie Prinzessin Schneewitchen bei den sieben Zwergen, dachte sie mit Lächeln, und will wie diese mich meinen unsichtbaren Wohlthätern nützlich machen. Und nun reinigte sie die verschiedenen Kämme und Bürstchen der Toilette, stäubte die Sammetgardinen und Möbel ab, wozu sie verschiedenen Federbesen, Bürsten und anderes Reinigungsgeräth in einem kleinen Eckschränkchen fand, und als das ganze Zimmer in Sauberkeit glänzte, nahm sie aus der großen Tasche ihres Unterkleides, das man ihr nicht ausgezogen hatte, ihre Stickerei, setzte die Lampe vor sich auf den Tisch am Ofenkamin und arbeitete, wie sie gewohnt war, dem grau werdenden Tage entgegen.

Die Stunden rückten eilig vorwärts, schon schlug die Uhr neun, Gertrud war fünf Stunden wach gewesen, ohne daß Jemand die Thüren des Zimmers, die von außen geschlossen waren, berührt hätte. Endlich hörte sie hinter der einen ein leises Geräusch, eine Hand drehte vorsichtig den Schlüssel um, hob den Thürvorhang empor und ein dunkler Lockenkopf sah mit neugierigen Augen ins Zimmer.

Es war der junge Dubois. Er trat, in einen seidenen Stepprock gekleidet und sehr erfreut aussehend, ein. Gertrud war aufgestanden und begrüßte ihn mit höflicher Zurückhaltung und das peinliche Schamgefühl, das immer wieder glühend in ihr aufloderte, kräftig niederhaltend. Er mag gewiß eine weibliche Dienerin haben, dachte sie, sich ermuthigend, der er mich in meinem hülflosen Zustande übergeben. Wenn meinem Eduard ein verfolgtes Mädchen so in die Hände liefe, wie ich diesem gütigen Manne, würde er sie nicht sogleich zu mir bringen und würde ich nicht auch alles Das für sie thun, nach meinen Kräften natürlich, was hier für mich geschehen ist?

„Gott lohne Ihnen, geehrter Herr, was Sie gestern an mir gethan haben“, sagte sie endlich, als Dubois mit etwas verwirrtem Gesicht vor ihr stand. „Sie haben eine Fremde behandelt wie eine Schwester und mein Bruder, der einzige Freund und Beschützer, den ich in der Welt habe, wird Ihnen so sehr er vermag, seinen Dank dafür beweisen.“

Auf dem Gesicht Dubois' wechselte der Ausdruck fast so rasch als an einem windigen Tage das Sonnenlicht auf einem Wiesenplan. Schatten, Strahlen, Streiflichter und Gluthen flogen darüber hin, aber es hätte anderer Erfahrungen, einer andern Kenntniß der Welt und der Menschen bedurft, als die einfache Gertrud besaß, um sich dieselbe deuten zu können. Das junge Mädchen wähnte, der Jüngling stehe ihr verlegen wegen der eigenthümlichen Situation, in der sich Beide befanden, gegenüber.

„Ich bin gewiß“, sagte sie als Dubois ein Weilchen ohne zu sprechen vor ihr gestanden, „ich sehe in Ihnen meinen Retter von gestern. Ich glaube vermuthen zu können, daß Ihre Großmuth so weit gegangen ist, die Verlassene in Ihre eigene Wohnung aufzunehmen und vielleicht haben Sie eine schlechte Nacht zugebracht, nur um mir in meinem hülflosen Zustande den besten Platz einzuräumen.“

„In der That, schönes Mädchen“, entgegnete Dubois, „die Nacht war ziemlich schlecht, doch hat dieß nichts zu sagen. Ein Militär muß sich auch Strapatzen gefallen lassen können.

Er ging langsam im Zimmer auf und ab, jetzt erst gewahrte er, daß Alles in diesem Bereich bereits gesäubert und geordnet sey, er sah die schöne Handarbeit, die sorgsam zusammengefaltet auf einem weißen Papierblatte neben Gertrud lag. Er sah, wie sauber ihr schönes Haar arrangirt war und mußte sich sagen, daß sie, die bereits stundenlang gearbeitet, nicht ein leichtfertiges Mädchen seyn könne, die Abenteuer suchend, Abends auf den Straßen umherläuft.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Diese Antwort gab mir die eben durch die Todesnachricht meiner Mutter erlahmte Kraft wieder. Herr! rief ich, wer Sie auch seyn mögen, wenn Sie von dem Grafen von Wellenstein reden, so bitte ich, die demselben schuldige Achtung nicht aus den Augen zu verlieren.

Ein Betrüger! rief der Mann und lachte fürchterlich auf, hat in meinen Augen jeden Grad von Achtung verloren. Vor etwa vierzehn Tagen kam der Elende zu mir, und wußte mir auf die schlaueste Weise 12,000 Thaler aus den Händen zu spielen, die er mit noch vielen Effekten, die er so nannte, nahm, und damit Gott weiß in welchen Theil der Erde flüchtete. Ihre Mutter hat darüber ins Grab beißen müssen, ein Schlagfluß hat ihrem Leben ein Ende gemacht, und wie es Ihnen noch gehen wird — ich weiß es nicht; aber so viel kann ich Ihnen sagen, Sie haben zu seinem Untergange auch das Ihrige beigetragen.

Erstarrt über das Gehörte, warf ich einen fragenden Blick auf den Haushofmeister, und sein bejahendes Kopfnicken war hinreichend, mich meiner Sinne zu berauben.

Als ich nach mehreren Stunden zu mir selber kam, befand ich mich auf dem Sopha, und Alle, den Fremden ausgenommen, waren um mich versammelt. Aus einer zusammenhängenden Erzählung des Haushofmeisters erfuhr ich, daß die von dem Fremden erwähnte Summe nur ein sehr geringer Gegenstand der gesammten Schuldenlast sey, und daß das Ganze, so viel man wisse, beinahe den vierfachen Werth des ganzen Gutes übersteige. Wir sind nun Alle, fügte der Mann hinzu, so wie Sie uns hier sehen, brodlos, und in unserm Alter ist das nichts Geringes; aber Sie sind dennoch viel schlimmer daran als wir, denn wir können arbeiten, aber Sie sind zu bedauern. Hier im ganzen Schlosse ist nichts mehr, worüber Sie verfügen dürfen; alle Thüren sind schon vorgestern vom Justiziarius versiegelt, und nur dieß Zimmer und das daranstoßende Kabinet, worin die Leiche der Frau Gräfin liegt, ist bis zu deren Begräbniß zu unserer Disposition geblieben.

Ach, meine Hermine! dieser Schlag war hart, es war der erste, den ich empfinden mußte, aber

es war noch nicht der letzte und nicht der härteste; noch größere Prüfungen waren mir aufgespart.

Als die Leiche meiner Mutter am Morgen des dritten Tages zur Ruhestätte gebracht war, rief mich der Haushofmeister noch einmal in das leere Kabinet. Hier, sagte er, indem er mir ein schön gearbeitetes Kästchen einhändigte, nehmen Sie das ganze Erbtheil Ihrer Eltern; es enthält den Schmuck Ihrer Eltern, den ich noch zwei Stunden vor der Versiegelung gerettet habe, fliehen Sie wieder in die Residenz und seyn Sie glücklich. Um Mittag zieht ein Administrator in dieses Zimmer, und will er uns nicht in seine Dienste nehmen, so wandelt vor Abend noch jeder seine Straße.

Plötzlich zur Waise geworden, reiste ich noch in derselben Stunde, die alte Sophie mit mir nehmend, ab, und sah das väterliche Haus, in welchem ich so glückliche Kinderjahre verlebt hatte, nie wieder. Ob ich gleich für das Unglück meiner Eltern nur wenig fühlte, denn mein Herz liebte, es hing mit unbeschreiblicher Allgewalt nur an dem einzigen Gegenstande — so sah ich, auf der Rückreise meine Lage überdenkend, doch ein, daß ich wenigstens auf einige Zeit eine Einschränkung in meinem Hauswesen treffen müsse, und schaffte zu dem Ende schon am nächsten Morgen meinen Bedienten und meine Kammerjungfer ab, und behalf mich mit der alten Sophie. Sehr leicht fand ich mich in diese kleine Veränderung, obgleich mir das Kammermädchen besonders bei der Toilette sehr fehlte, denn ihre kunstreichen Hände wußten wohl meine Reize zu erhöhen, als ihr Mund meiner Eitelkeit zu schmeicheln verstand; aber der Baron lobte sogar diese kleine Einschränkung, und ihm zu Liebe — was hätte ich nicht Alles, Alles! um ihn, nur seine Liebe nicht entbehren können! Doch jetzt naht der schrecklichste Theil meiner Geschichte.

Eines Morgens wurde ich durch die schreckliche Nachricht geweckt, daß der Erbprinz, der schon seit längerer Zeit gekränkelt, in der verwichenen Nacht an einem Schlagflusse sein Leben geendet. Ein Schauder überlief mich — ach! es war die gewisse Ahnung meiner Zukunft, denn Prinz Herrmann trat nun an seine Stelle und sein Freund der Baron wurde zu hohen Aemtern erhoben. Ich sah meinen Geliebten mehrere Tage nicht, und als er wieder erschien, hatte eine Traurigkeit sich seiner bemächtigt, welche meine Liebkosungen nicht verscheuchen konnten.

Nur noch kurze Zeit kam der Baron in den der Liebe geweihten Stunden regelmäßig, später kürzte er seine Besuche ab, schützte Geschäfte, unvorhergesehene Abhaltung vor, und endlich blieb er sogar aus. Wie das mein liebendes Herz kränkte, dafür habe ich keine Worte; wie es mich aber an den Rand der Verzweiflung, ja, fast zum Wahnsinn führte, als er mir, da schon das Saamenkorn zu Deinem künftigen Daseyn unter meinem Herzen keimte, eines Tages inliegenden Brief übersandte — darüber laß mich schweigen. Die schreckliche Worte: daß er, nicht die Tochter eines Betrügers zur Frau nehmen könne, und nach Zurückkunft seiner Geschäftsreise von mir hören wolle, ob mir für die Zukunft an seinem Herzen genüge — dröhnen mir heute noch in meinem Gemüthe fort, denn sie löschten meine Liebe zu dem Baron aus, indem sie mit einemmale meinen ganzen Stolz empörten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Begräbnißfeierlichkeit der Königin von Audh.

Der „Courr. de Paris" bringt hierüber noch nachfolgende Details: . . . Durch Vermittlung des Generals Orgoni war beim Ministerium des Aeußern für den Leichenzug der Königin um eine Ehreneskorte nachgesucht worden, aber die englische Gesandtschaft schien zu wünschen, daß alles so einfach, als möglich vor sich gehe. Durch den Telegraph war bei der englischen Regierung auch nachgesucht worden, daß die Leiche Ihrer Majestät in ihr Land gebracht werde. Es scheint jedoch, daß hohe Rücksichten sich dem widersetzten .... Auf dem Kirchhof angelangt, wurde die Leiche mit einem goldgewirkten Tuch bedeckt quer vor die Moscheethür gestellt, worauf die Gebete und Gesänge in indischer Sprache begannen. Während derselben wurden dem Prinzen die Schuhe, sein schwarzer silbergestickter Mantel, seine Krone aus rothem Sammt mit Gold ausgezogen, und barfuß in Thränen schwimmend, blieb er stehen, so lang die Psalmen dauerten. Sodann wurde ein ungeheuer großes weißes Tuch auf dem Boden ausgebreitet; man zog dem Prinzen Schuhe, Mantel und Krone wieder an, worauf er und alle Orientalen sich im Kreise auf das Tuch setzten. Einige Europäer — darunter General Orgoni — mehrere Herren der türkischen und russischen Gesandtschaften setzten sich, dazu eingeladen, die Kopfbedeckung aufbehaltend, gleichfalls nieder. Es herrschte 15—20 Minuten tiefe Stille, während aus der Moschee Trauerpsalmen ertönten. Die Imans, welche ganz allein eingetreten waren, ließen ihre Sandalen an der Thüre stehen. Nun begann die Beerdigungszeremonie; über das Grab wurde eine Art von Himmel aufgestellt, und der Sarg (obgleich die Todtengräber anwesend waren) von den Indern selbst in die Grube hinabgesenkt. Kein Christ berührte den Sarg. Sogleich wurde nun ein weißes Tuch über das offene Grab geworfen, zwei Frauen, welche sich bis dahin verborgen gehalten hatten, traten an den

Rand der Grube, man zog ihnen den Mantel und allen Schmuck aus, worauf sie mit einer silbernen Urne und einer kleinen Vase (wahrscheinlich mit wohlriechenden Salben) unter die Decke schlüpften. Was sie dort thaten, sah Niemand. Nun trat der Prinz weinend an den Rand des Grabes; eine Ecke des Tuchs wurde für ihn gelüftet, er warf einen letzten Blick in die Tiefe des Grabes — und wurde in Thränen schwimmend hinweggeführt. Die beiden Frauen stiegen herauf, zogen Mantel und Schmuck wieder an, und jeder der Inder warf nun eine Schaufel Erde auf das Grab der verblichenen Majestät. Der Sarg, welcher die Form einer 2 Meter langen, 85 Centim. hohen, und 80 Cent. breiten Kiste hatte, mußte zweimal angefertigt werden, da der Schreiner Nägel angewendet hatte, und nach der Religion des Landes bei Särgen keinerlei Metall zur Anwendung kommen darf.

An Aschaffenburg.

Stolz überschauend die Ufer des Maines,
Hoch überragt von stattlichem Schlosse
Liegst am Eingang waldigen Spessart's
Stadt Du, umschließend die Stätte,
Von mir Heimath genannt.

So der Erinnerung heiligste Wallfahrt
Heimathlich doppelt, weil die Jahre der Jugend
Dort des Lebens schönste Gefühle
Schufen in glücklichem Herzen
Aus der Ferne Dir Gruß!

Würzburg. Dr. Englert.

Mannigfaltigkeiten.

Bei dem Unglücksfalle, welcher vor einiger Zeit in der St.-Sulpice-Kirche zu Paris in Folge der Explosion eines mit Wasser geheizten Ofens stattfand, blieb der Priester, welcher ganz in der Nähe am Altare stand, unversehrt; sein Name war bis jetzt noch nicht bekannt geworden. Der Akademiker Babinet theilt nun im „Journal des Debats" mit, daß dieser Priester Niemand anders, als der in gelehrten Kreisen sehr bekannte Abbé Maigno, jetzt Herausgeber der wissenschaftlichen Zeitschrift „Kosmos", war. Die Ursache der Explosion war nach Babinet's Ansicht eine Stockung in der Zirkulation des Wassers; dadurch wurde Gelegenheit zur Dampfbildung von hoher Spannung gegeben, dessen Druck sich durch die Wassermasse fortpflanzte und den Apparat an der Stelle zersprengte, wo er den wenigsten Widerstand darbot. Zwei von den verunglückten Frauen wurden durch das herausspritzende heiße Wasser „förmlich gekocht."

Der Wassermangel ist in fast allen Provinzen Oesterreichs in Folge der trockenen, schneearmen Witterung bis zu einem Punkte gestiegen, der schon als eine wahre Landes-Kalamität angesehen werden muß. In Venedig, wo man auf Trinkwasser aus Cisternen beschränkt ist, mußte die Gemeinde, um das Bedürfniß der ärmeren Volksklassen zu berücksichtigen, binnen 4 Tagen über 70,000 Schäffel Wasser, welches von Flüssen des Festlandes zugeführt wird, in den öffentlichen Brunnen gießen lassen. Die Auslagen dafür sind natürlich sehr bedeutend. In Siebenbürgen sind die meisten Bäche und Flüßchen so seicht, daß nur wenige Mühlen im Gang zu erhalten sind und die Einwohner oft meilenweit wandern müssen, um ihre Brodfrucht vermahlen zu lassen. Dieser Wassermangel ist auch für die Bergwerke eine große Verlegenheit.

[Schnelle Bereitung des Kölnischen Wassers.] Zu zwei Pfund möglichst wasserfreiem Weingeist setze man achtzehn Tropfen Rosmarinöl, fünfzehn Tropfen Cederöl, fünfzehn Tropfen Neroliöl, dreißig Tropfen Bergamottöl und fünf Tropfen Cardamomöl, schüttle Alles wohl durcheinander und vertheile es in Gläser, die dann wohl verkorkt aufbewahrt werden. Da ein schwacher Weingeist die eben erwähnten ätherischen Oele nicht vollkommen aufzulösen im Stande ist, so wird vermittelst eines solchen die Flüssigkeit stets getrübt erscheinen, was bei Anwendung von 85prozentigem Alkohol aber niemals der Fall seyn wird.

Die Reisenden, Gebrüder Schlagintweit, brachten aus Indien für den Berliner zoologischen Garten zwei schöne Kameele, ein Paar, mit, die von Bombay auf einem Marseiller Schiff in See gingen und Anfang November von dem Inspektor Winkler aus Marseille abgeholt wurden. Hier schienen sich die Thiere von Anfang an gleich einzugewöhnen. Am 25. Januar hat nun das Weibchen ein weibliches Junges geworfen, das man trotz der kalten Berliner Luft zu erhalten hofft.

Redakteur Gustav Neffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 31 Freitag, 5. Februar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Aber was wird Ihre Familie von Ihrer nächtlichen Abwesenheit denken?" fragte er besorgt, „wird man Sie nicht vermißt, sich nicht wegen Ihrer Abwesenheit geängstigt haben?"

Gertrud erbleichte und erröthete in raschem Wechsel.

„Ich bin ein armes, von der Mutter getrenntes Mädchen, mein Bruder ist verreist, mein Vater — krank und fast bewußtlos", setzte sie flüsternd hinzu, „mich vermißt Niemand als mein kleines Schwesterchen vielleicht, und die kann noch nichts sagen, sie ist noch ein Kind, aber vermißt wird sie mich wohl haben.

„Und welch ein Zufall hat sie gestern, ohne warme Kleidung auf die Straße und unter jenen rohen Haufen geführt?"

„Ich wollte — ich mußte — zu meinem einzigen Freunde — einem alten jüdischen Arzte", sagte Gertrud stotternd und zitternd, und dann dem jungen Manne flehend in die Augen blickend setzte sie hinzu: „Nein, fragen Sie mich das nicht, es ist sehr traurig, sehr schrecklich Das zu erzählen und ich kann weder lügen, noch Sie wissentlich täuschen. Ich glaube, Niemand spricht leicht und gern von traurigen Familienverhältnissen, es thut sehr weh, Sie verzeihen mir das, nicht wahr?"

Dubois sah vor sich nieder; es lag etwas unbeschreiblich Rührendes in den Worten des Mädchens. Ihm war als wenn Alles, was um ihn vorging, nur ein reizender, seltener Traum, ein Märchen sey, dem der Schlummer Leben gegeben, und das zerrinnen müsse mit dem Erwachen.

„Sehen Sie, Herr Dubois, denn ich denke mir, daß Sie so heißen", fügte das Mädchen mit lieblichem Lächeln hinzu, „auf diesem schönen Porzellangefäß ist ein Blumenstrauß von Astern, Rosen und Nelken. Als meine Mutter bei uns war, hatten wir eine Kuchenschüssel mit derselben Zeichnung, welche die Mutter sehr liebte und sorgfältig aufbewahrte; bisweilen durften wir Kinder dieß Prachtstück bewundern, wir waren damals noch klein und stiegen deßhalb auf unsern großen Eßtisch, denn die Schüssel stand im höchsten Fache des Schrankes. Sie sind gewiß reicher Leute Kind, da können Sie es gar nicht wissen, welchen Werth ein solch schönes Geräth für eine arme Familie hat. Daß Eduard, so heißt mein Bruder, so schön zeichnet, das verdanken wir allein jener Schüssel, denn weil uns Beiden die schönen Blumen darauf sehr gefielen, so versuchte er immer sie für mich abzuzeichnen, und wie schön kamen mir diese Bilder vor. Gott, waren wir dann glücklich! Die Mutter, so schön, sauber und fleißig, besah Eduard's Bilder dann auch, und wenn sie einmal sagte: „Ich glaube, der Junge wird ein Maler", so erzählte der Vater schöne Geschichten von Raphael und Rubens und von dem armen Albrecht Dürer, und was für ein großer Mann so ein Maler sey. Mir ist es, als wäre alles Dieß erst heute geschehen und es sind doch so viel traurige Jahre darüber vergangen. Ein Kind ist ein glückliches Geschöpf! — Aber mein Schwesterchen, mein armes süßes Schwesterchen", unterbrach sie plötzlich den warmen Fluß ihrer Rede, „wer wird nach der lieben kleinen Leontine sehen. Ich muß, ich muß nun von hier fort." Sie sah sich mit scheuer Angst um und sagte dann verlegen: „Mein lieber Herr Dubois, Sie haben wohl eine Dienerin, die — die gestern mir beigestanden hat, als Sie mich bewußtlos hier in Ihr schönes Haus brachten?"

„Ja! — Nein!" entgegnete Dubois verlegen und wie Gertrud erröthend; dann sich sammelnd setzte er in einem beinahe feierlichen Tone hinzu: „Fräulein, ich will wahr gegen Sie seyn, möge Ihr Zorn mich auch treffen; keine andere Hand als die meine hat Sie gestern berührt; aber möge sie verdorren und abfallen wie ein Herbstlaub, wenn sie mehr gethan als die Hand des liebreichsten, ehrerbietigsten Bruders einer leidenden Schwester leisten würde.

Sie weinen, mein Gott, mein Gott, Sie glauben mir nicht, Sie halten mich für einen Verruchten, der Raub begehen konnte am Heiligsten der Welt."

Er war einem unwiderstehlichen Drange folgend vor dem jungen Mädchen auf die Knie gesunken.

Gertrud legte, heftig weinend, ihre beiden Hände auf sein lockiges Haupt. Sie sah aus in der steifen, seltsamen Verhüllung, jetzt von einem Sonnenstrahl beschienen, der durch das gegenüberliegende Spiegelfenster seinen Weg gefunden, wie eines jener Madonnenbilder von alten florentinischen Meistern und Dubois fühlte in seinem Herzen eine glühend auflodernde Wonne, als sie mit leiser und bebender Stimme sagte:

„Sie können ja nicht dafür, es war ja Ihre Güte, Ihre Menschlichkeit, die mir die glühende Scham ins Herz gießt, es war mein großes Unglück, daß alles aus einer und derselben trüben Quelle fließt. Aber nein, ich will das nicht für ein Unglück nehmen, ich will denken, daß ich an Ihnen jetzt einen Freund habe, dem ich ganz vertrauen kann wie einem Bruder, mehr noch —" setzte sie hinzu, als sie den schmerzlichen Blick sah, der aus Dubois' Augen zuckte.

Auch Gertrud fühlte jetzt ganz anders als an dem Abende, da sie mit Eduard über die Möglichkeit einer höhern als der geschwisterlichen Liebe gesprochen hatte, und Benno Dubois, der dreiundzwanzigjährige Don Juan, der reiche junge Mann lag auf den Knieen vor einem Mädchen, das er von der Straße aufgegriffen, das eine Nacht in seinem Hause zugebracht, auf dessen Hand er kaum einen Kuß zu hauchen gewagt hatte und glaubte an die Reinheit dieser armen Dirne und fühlte in diesem Glauben ein so süßes, ein so seliges Glück, wie es die Erde nur selten ihren Günstlingen und dann auch nur einmal im Leben gewährt.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Es dauerte lange, ehe es Sophie, die Einzige, die mir in meinen trüben Kummertagen noch treu zur Seite stand, dahin bringen konnte, über meinen Zustand mit mir zu reden, und für die Zukunft einen zweckmäßigen Plan zu entwerfen. Sie hatte auch, als sie mich einen hinreichenden Blick in den Spiegel meiner Zukunft hatte werfen lassen, mir manchen vernünftigen Rath ertheilt, doch auf alle ihre Vorschläge hatte ich nur Thränen und keinen Entschluß weiter als den: den Verräther nie wieder zu sehen. Ich hatte seit dem Tage, da ich jenen unseligen Brief erhalten, mein Zimmer mit keinem Fuße verlassen; da fuhr eines Morgens ein Wagen vor, und Sophie nöthigte mich, mit ihr auszufahren. Wie eine Träumende folgte ich, wohin sie wollte. Nach drei, vier Stunden hatten wir ein freundliches Dörfchen erreicht, und hielten vor der Thür des dortigen Lehrers, der uns mit freundlicher Gutmüthigkeit empfing, und mich in ein Zimmer seines Hauses führte, in welchem ich einen großen Theil meiner Möbeln und sonstigen Geräthe vorfand.

Hier, sagte Sophie, wollen wir eine Zeitlang wohnen, hier weht eine reine gesunde Luft, die Sie Ihre Leiden vielleicht bald vergessen machen wird.

Vergessen? dachte ich. Sollte es denn Menschen geben, die für den höchsten Schmerz ein so kurzes Gedächtniß hätten? Oder gibt es vielleicht Mittel, ein zerrissenes Herz wieder zusammenzuheilen? Einem Kaufmann, dem der Sturm sein ganzes Vermögen in den Abgrund des Meeres geschleudert hat, bleibt bei seinem Verluste noch der spekulative Geist, vermöge dessen er auf andern Wegen einen Theil desselben wieder gewinnen kann; aber was war mir geblieben? Mein Herz zerfleischt, die Kräfte meines Verstandes gehemmt, gelähmt, hatte ich für meine verlorne Ehre, für mein verlornes Vermögen nur Thränen. Thränen waren meine Speise, mein Getränk, Thränen mein Schlaf. O, Treuloser! Gott vergebe Dir's, was Du an mir verschuldet, aber wenn nur die zehnte dieser Thränen auf Dein Herz, auf Deinem Lebensweg, fällt — dann muß Dir Dein Gewissen schwerer als mir mein Kummer zu tragen seyn. — Ach, und ich hatte ihn so heiß, so innig, so unaussprechlich geliebt, hatte ihm Alles gern und willig zum Opfer gebracht, und dennoch konnte er mich verlassen. —

Mit diesem ungeheuren Schmerz kämpfend, lebte ich in des ehrlichen Schullehrers Hause noch fünf Monate, da — erblicktest Du das Licht der Welt!

Oft hatte ich in Büchern gelesen, daß Mädchen vor Kummer über die Untreue ihrer Geliebten in's Grab gesunken waren; konnte mir in meiner jetzigen Lage ein Wunsch wohl lieber seyn? Wäre seine Erfüllung nicht Wohlthat für mich gewesen? Aber nein, ich lebte, ich mußte leben! Die Kraft meiner Jugend war unerschütterlich, und als mein Auge Dich gesehen, ach, da konnte ich auch nicht mehr zu sterben wünschen, denn Du warst sein Ebenbild, Dein Anblick söhnte mich wieder mit ihm aus. Deine Wartung, Deine Pflege ward nur meine einzige und liebste Beschäftigung, aber der Entschluß, den geliebten Verführer nie wieder zu sehen, ward fester auch immer und unerschütterlicher in mir; denn so wie ich sein Herz zu kennen glaubte, mußte die Ungewißheit meines Schicksals ihm die größte Qual bereiten.

Schon warst Du ein Jahr alt; mit Freuden

sah ich schon, wie sich Dein kleiner Geist mit jedem Tag mehr und mehr entwickelte, als ich eines Tages in den öffentlichen Blättern, welche auf des Lehrers Tische lagen, eine Aufforderung, meine Person betreffend, las. Ich erbleichte; denn hätte der Lehrer meinen wahren Namen gewußt, ich wäre augenblicklich verrathen gewesen. Sogleich theilte ich Sophien meine Besorgnisse mit, worüber diese sehr erfreut, und der Meinung war, man müsse eine Spur von sich wissen lassen. Unbedingt würde sie mich auch verrathen haben, wenn Gott ihrem Treiben nicht ein Ziel gesetzt hätte. Wenige Tage darauf erkrankte sie und starb. So schmerzlich mir der Verlust der einzig Treuen war, so tröstete ich mich doch bald darüber, und faßte den Entschluß: unter dem Namen einer Madame Werner — — unter diesem Namen kannte mich auch der Lehrer, und Du bist als die Tochter eines verstorbenen Hauptmanns Werner getauft — wieder in die Residenz, in eine der abgelegensten Straßen, zu ziehen.

So fest ich mir es auch vorgenommen hatte, und auch gehalten habe, mit dem Baron nicht wieder zusammenzutreffen, so lag in dem Gedanken: ihn unbemerkt beobachten zu können, ein ganz eigner Reiz, den ich in mir zu ersticken nicht Kraft genug hatte. Bald brachte ich meinen Plan zur Ausführung, und zog mit Dir in das abgelegene Gäßchen, aus welchem, wie ich hoffe, mein Leichnam getragen werden wird. Von Niemanden gekannt, von aller Welt verlassen, wohnten wir hier friedlich beisammen, und lebten spärlich von den Trümmern meines untergegangenen Glücks.

Zu spät leider lernte ich nun die Fehlgriffe meiner Erziehung einsehen; denn hätte man mich statt glänzender Talente nützliche Wissenschaften gelehrt, statt Eitelkeit und Ueppigkeit, Demuth und Religion in's Herz gepflanzt, so würde ich nie in diese unglückliche Lage gerathen seyn, oder wenn Gott Leiden über mich verhängt, sie mit Vertrauen auf seine Vatergüte ruhig ertragen haben. Aber Gott ist gerecht. Er hat die Thorheit des Vaters gestraft an ihm selber und an seinem Kinde, aber um Deinetwillen, meine unschuldige, fromme Hermine, meine letzten Lebensjahre nicht ganz freudenleer gelassen. Er hat mein Gebet erhört, er hat mir Muth und Einsicht verliehen, Deinen Geist nach seinem Ebenbilde zu formen, und er wird sein Werk nicht unvollendet lassen. Mit dem festen Vertrauen auf seine Vatergüte scheide ich aus dieser Welt; er wird sich der verlassenen Waise annehmen, und sie gute Menschen auf ihrem Lebenspfade finden lassen, die das Samenkorn des Guten sorgfältig pflegen und zur gesegneten Reife bringen werden.

Ich fühle, wie meine Kräfte täglich mehr dahinschwinden, und daß ich nicht lange mehr bei Dir bleiben werde. — Ich habe Erkundigungen über den Baron eingezogen — er ist unvermählt geblieben. Ein Kummer, sagt man, nage an seinem Herzen. Soll ich ihn wissen lassen, daß ich hier, und wie ich lebe? — Nein! er soll in dieser Jammergestalt seine ehemals so blühende Elise nicht wiedersehen. Aber das Pfand seiner unglücklichen Liebe, Dich, meine Hermine, will ich ihm durch den Prinzen senden, wenn ich nicht mehr bin, damit Du zarte Pflanze nicht ohne Schutz vom Sturmwind des Geschicks daniedergerissen werdest.

So leb denn wohl, Du süßes Wesen! Kind meiner unaussprechlichen Liebe, wie meines unaussprechlichen Schmerzes! behalte Gott im Auge und im Herzen, weiche nie von der Bahn der Rechtschaffenheit und Tugend — und besuchest Du einst meinen Hügel, so weihe Deiner unglücklichen Mutter eine theilnehmende Thräne, und sey überzeugt, daß, so wie im Leben mein Herz an Dir hing, mein Geist auch im Tode Dich ewig umschweben wird.

(Fortsetzung folgt.)

An E.

O, wär ich doch des Mondes Licht!
Ich wich von ihrem Fenster nicht,
Und blickte stets mit hellem Schein
In ihre blauen Aeugelein.

Wär ich des Gartens Vögelein!
Ich flöge in ihr Kämmerlein,
Und sänge da den ganzen Tag,
Daß ich sie stets im Herzen trag.

Wär ich des Gartens Blümelein!
Möcht ich an ihrem Busen seyn.
Ich würde, wie an keinem Ort,
Da grünen, blühen immerfort.

O, wär ich doch die Nachtigall!
Es sollte sie mein süßer Schall
In holde Träume wiegen ein;
Ich würde stets ihr Sänger seyn.

Vor Allem aber möcht ich seyn
Der Quelle helles Wässerlein.
Rührt sie mit ros'gem Mund mich an,
Gäb ich ihr tausend Küsse d'ran!

K.

Mannigfaltigkeiten.

Französische Blätter theilten vor einigen Tagen mit, daß die Rede, welche der Kaiser bei Eröffnung des gesetzgebenden Körpers am 18. Jan. zu Paris hielt, durch den Telegraphen nach Algier übermittelt wurde und am 19. Morgens gedruckt und in dieser Stadt angeschlagen war. Dieß ist ein wahrhaftes Wunder der Geschwindigkeit. Um aber die Fortschritte der Wissenschaft recht augenscheinlich zu machen, muß man die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleichen, und es ist wirklich interessant, das, was jetzt geschieht, dem gegenüber zu stellen, was früher geschah. In diesem Augenblick liefert der Krieg, welchen England in Indien führt, der menschlichen Thätigkeit mächtigen Anlaß zu beweisen, was sie der Angst und Neugierde zu bieten vermag. Schon vor 2 Jahren, während des Krim-Kriegs, lieferte die Schnelligkeit recht hübsche Muster. Als Sebastopol belagert wurde, gelangte eine Nachricht vom französischen Lager bis nach Paris — eine Entfernung von 900 Stunden — in 13 Stunden. In diesem Augenblicke erhält man in London Nachrichten aus Indien in 25 Tagen. Die Entfernung beträgt 5000 Stunden. Die Depeschen werden in folgender Weise befördert. Ein Dampfer geht von Kalkutta nach Suez in 24 Stunden. In Suez angelangt, übermittelt der englische Konsul den kurzen Inhalt der mitgebrachten Berichte durch den elektrischen Telegraphen. Diese Depesche geht von Suez nach Alexandrien, von Alexandrien nach Malta durch einen unterseeischen Telegraphen, von Malta nach der Insel Sardinien durch ein zweites, von Sardinien nach Algier durch ein drittes, von Algier nach Marseille durch ein viertes unterseeisches Tau, von Marseille nach Calais durch den elektrischen Draht längs der Eisenbahnen, von Calais nach Dover durch einen fünften unterseeischen Telegraphen und endlich von Dover durch den elektrischen Draht nach London. Von Suez aus geschieht Alles dieß in wenigen Stunden. Wir wollen dem entgegenhalten, mit welcher Schnelligkeit oder richtiger, mit welcher Langsamkeit, die wichtigen Nachrichten ehemals befördert wurden; 3 wichtige Ereignisse verschiedener Epochen: die Schlacht von Fontenoy, die Schlacht von Austerlitz, die Einnahme von Algier, mögen als Beispiel dienen; die Schlacht von Fontenoy, welche Ludwig XV. und der Marschall von Sachsen über die Engländer gewann, wurde am 11. Mai 1745 geliefert. Die Nachricht hievon gelangte erst am 15. Mai, d. h. nach 4 Tagen nach Paris. Die „Gazette de France" theilte sie auf der zweiten Seite ihres Journals unter den kleinen Nachrichten mit. Die Schlacht von Austerlitz, am 2. Dez. 1805 geschlagen, erschien erst am 12. Dez., nach 10 Tagen, im „Moniteur". Der detaillirte Bericht dieser denkwürdigen Schlacht wurde erst 4 Tage später, am 16. Dez., veröffentlicht. Algier wurde am 5. Juli 1830 eingenommen; in Paris erfuhr man es erst am 13. Juli Abends. 1745 brauchte man sohin 4 Tage, um das Resultat einer wichtigen Schlacht zu kennen, die zu Fontenoy, etwa 75 Stunden von Paris, geliefert wurde. 1805 bedurfte es 10 Tage, um eine Nachricht von Austerlitz, ungefähr 400 Stunden weit, nach Paris zu bringen. 1830 waren Nachrichten von Algier nach Paris 8 Tage unterwegs. 1855 genügten 13 Stunden, um in Paris das Ergebniß der Belagerung des 900 Stunden entfernten Sebastopols zu kennen. 1858 genügen 25 Tage, um in London zu wissen, was sich in Indien, einer Entfernung von 5000 Stunden, ereignet, und 2 Stunden, um eine 4 Seiten lange Rede von Paris nach Algier zu befördern.

Unter den vielen mit allen möglichen Titeln versehenen Bällen in Wien behaupten auch die Schlafhaubenbälle in dieser Saison auch wieder ihr Recht, und die Theilnehmer finden diese statutenmäßige Kopfbedeckung, wenn auch etwas weniger elegant, doch höchst bequem. Zugleich ist es ein Vortheil für die Damen, die ihnen vorgestellten ledigen Herrn sogleich in der Schlafhaube zu erblicken, es dürfte Mancher dadurch eine Ueberraschung erspart werden, die ihr erst später geworden wäre, wenn sich das Herz zum Herzen gefunden. — Für die häßlichen und sitzenbleibenden Damen haben die gemüthlichen Wiener bereits den Namen „Pastraniten" (Pastrana heißt bekanntlich das kürzlich in Berlin und Wien zur Schau gestellte häßliche mexikanische Mädchen) erfunden, welche Wortbereicherung so schnell Eingang in allen Gesellschaften fand, daß nirgends mehr „Häßliche," sondern nur „Pastraniten" zu sehen sind. Die Damen möchten sich gerne rächen, da es aber — wie viele Gelehrte behaupten — keinen häßlichen Mann gibt, so ist ihnen die Waffe genommen.

Einen komischen Todtenzettel theilt ein Korrespondent aus Bern der „Neuen Zeit" mit. Er lautet: „Todtenzettel des hiesigen Grundbesitzers N. N. Nro. N. ist am . . zufolge ärztlicher Behandlung an Gehirnentzündung gestorben und kann nach der gesetzlichen Zeitfrist zur Erde bestattet werden.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 32 Samstag, 6. Februar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

In der Schenke Nanni's herrschte die höchste Verwirrung. Bergenau lag sich krümmend und windend in den gräßlichsten Schmerzen auf dem Rohrsopha, er schrie, er brüllte und Nanni ging blaß und ängstlich ab und zu, und gab ihm bald Haferschleim, bald Milch, bald kaltes Wasser, je nachdem er darnach verlangte, zu trinken.

„Meine Kinder, meine Kinder! schaffe mir meine Kinder, Weib!" schrie er in Tönen, die gar nichts Menschliches zu haben schienen.

Sie setzte die kleine Leontine neben ihn an den Boden, die sich ängstlich in den Armen ihrer Mutter sträubte.

„Schaffe sie fort, das ist mein Kind nicht!" heulte Bergenau mit rollenden Augen. „Weib, Weib! Wo hast du Eduard und meine Gertrud?"

„Der Bube ist fortgelaufen und das Mädchen hast du selbst gestern in der Betrunkenheit auf die Straße gestoßen."

„Weib, das littest du? Jesus Maria! und du holtest das arme Kind, das ich in meinem Wahnsinn hinausstieß, nicht wieder zurück?"

„Du riegeltest die Thür zu, Bergenau, und als ich sie öffnen konnte, da war das Mädchen lange auf und davon. Die ist kein Kind mehr und wird schon ein Unterkommen gefunden haben."

„Allerbarmender Gott, wie hart strafst du meine Laster!" jammerte Bergenau, sich von Neuem krümmend und windend. „Weib und Kind verlassen mich und hier liege ich, ein sterbender Sünder, ein elender Wurm! O, Durst, Durst! o, meine Eingeweide brennen."

„Schreie nicht", sagte Nanni ängstlich um sich blickend. „Du bist ärger, viel ärger als ein Kind. Es wird ja vorübergehen, habe doch nur Geduld und sey vernünftig."

Er antwortete durch einen neuen gräßlichen Schmerzensschrei.

„Gertrud, meine Gertrud, o, wo ist sie? Sie würde sich über mich erbarmen."

„Der Teufel weiß, wo sie sich umhertreibt", sagte Nanni boshaft.

„O, du bist der Teufel, Weib!" sagte Bergenau wimmernd. „Du zeigst mir, was mein Laster, meine Erbärmlichkeit verschulden konnte. Aber nein, nein! Ich habe Gertrud nicht hinausgestoßen! Ich habe sie viel zu lieb, um ihr wehe zu thun, auch wenn ich sonst von meinen Sinnen nichts weiß."

Nanni lachte.

„Trink einen Schnaps, Bergenau", sagte sie mit Hohn; „wer dich so reden hört und dich kennt als den Wüthrich, der du bist, möchte dir ins Gesicht lachen."

„Ich mag deinen Branntwein nicht, Weib, mein Eingeweide brennt ohnedieß wie Feuer. Schicke nach einem Arzt, Nanni, erbarme dich, schicke nach einem Arzt. Ach Gott, ach barmherziger, gnädiger Gott, Erleichterung, Linderung nur für einen Augenblick. Feuer zerreißt mein Eingeweide. Gift, Gift wühlt in meinem Gebein!"

Nanni trat mit blitzenden Augen an das Lager, auf dem der Elende sich krümmte.

„Willst du schweigen Lump, Verleumder, willst du mich unter das Beil bringen für alles das Gute, was ich dir gethan, seit dein hochmüthiges Weib dich verließ?" sagte sie leise mit unterdrückter bebender Stimme.

Sie hatte einen neuen Gedankengang in dem Unglücklichen erweckt.

„Hermione, mein Weib, mein Jugendglück, wo ist sie, daß ich sie um Verzeihung bitte?" sagte er weinend und mit sehr sanftem Tone. „O, o! und meine Kinder, meine armen Kinder! O, warum ließ ich sie nicht ziehen mit der Mutter, die sie nur verließ, um für sie sorgen zu können. Ich weiß das, ich wußte das stets, Sünder, der ich war! Gott, Gott! wo sind sie nur, meine Kinder, meine armen Kinder? Meine Gertrud, mein armes süßes Mädchen, wo ist sie?"

„Hier, Vater!“ flüsterte eine sanfte Stimme und Gertrud's Hand legte sich leise und schmeichelnd auf Bergenau's Arm.

Sie war, ohne von Nanni, die heftig bei ihrem Anblick erschrack, gesehen zu werden, eingetreten, und kniete weinend an dem Lager, auf dem der Unglückliche sich in heftigen Schmerzen krümmte.

Hinter ihr stand in seiner polnischen Judentracht, mit seinem schönen silberweißen Haar der alte Doktor Salomon, der, als Gertrud heute Früh bei ihm eintretend, seiner Tochter ihr Geschick erzählt hatte, es für nöthig hielt, den pflichtvergessenen Vater auf die Gefahren aufmerksam zu machen, denen er das junge schöne Mädchen ausgesetzt.

„Ich muß Sie sprechen, mein Herr Bergenau, ganz allein sprechen auf eine halbe Stunde“, sagte er, seine großen dunkeln Augen fest auf das verzerrte Gesicht des Leidenden heftend.

„Wollen Sie Geld von mir? Bin ich Ihnen etwas schuldig?“ ächzte Bergenau, der seiner Gedanken vollständig mächtig war und sich mit wilder Angst daran erinnerte, daß Nanni so lange Zeit die Familie nur durch Borgen unterhalten.

Das letzte Glas Branntwein, welches sie ihm gereicht, hatte nur sein gewöhnliches Zittern und Beben gehoben. Die Schmerzen aber, die bald nach dem Genuß desselben eintraten, flößten ihm einen unwiderstehlichen Ekel gegen einen neuen Trunk ein. Seine glühenden Eingeweide verlangten nach Kühlung und so blieb sein Bewußtseyn und seine Stimmung ungefährdet.

„Sie sind mir nichts schuldig, mein Herr, Das, was ich Ihnen aber sagen muß, ist wichtiger als Hunderttausende. Diese Frau, Ihre Frau, mag allenfalls dabei bleiben, denn es geht dieselbe auch an, nur für die Tochter wäre es nicht gut, wenn sie zuhörte“

„Geh hinaus, Gertrud, mein Kind!“ flüsterte Bergenau, die Hand des jungen Mädchens, die er bis dahin in der seinigen gehalten, an seine Lippen ziehend.

Gertrud, die seit Jahren ihres Vaters Zustand mit instinktmäßiger Aufmerksamkeit beobachtete und jeden Grad der Trunkenheit an ihm kannte und beurtheilen konnte, wußte genau, daß diese Liebkosung aus dem warmen väterlichen Herzen des Leidenden floß.

Beide Kinder des Violinisten wußten es sowohl aus ihrer glücklichern Vergangenheit, als aus manchen, ihnen wohl bemerkbaren Zügen der schrecklichen spätern Zeit ihres Lebens, daß ihr lasterhafter Vater sie tief und innig liebe. „Ich weiß, was aus seinem Vaterherzen und was aus der Branntweinflasche fließt“, hatte Eduard schon oft gesagt, wenn er nach rohen Mißhandlungen des Trunkenen sich tröstete und erholte. Beide Kinder hatten in frühern Jahren den Vater, der so schön ihnen zu erzählen, so freundlich mit ihnen zu spielen verstand, weit mehr als die immer gleich kühle, schweigsame, arbeitsame Mutter geliebt, deren Vorzüge sie erst bei gereiftem Verstande würdigen lernten und bei beiden Kindern floß im Herzen unter dem Kummer und der Scham wegen des moralischen Verfalls ihres Vaters ein tiefer Strom von warmer Liebe für denselben, der seine Quelle in dem Glück hatte, das eben dieser Vater durch seine Liebe, seinen Geist und seine Genialität ihrer zartesten Kindheit zu geben gewußt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zerstörungen des Erdbebens von Neapel.

Neapel, 21. Januar.

Ich komme aus der Provinz Salerno zurück. Es war mir darum zu thun, einen Theil der Zerstörungen des Erdbebens aus eigener Anschauung zu beurtheilen. Polla, ein Städtchen das einst 7000 Einwohner zählte und 35 Miglien (sieben deutsche Meilen) von Salerno entfernt liegt, bildete das Ziel meines Ausflugs. Schon einmal, im Jahr 1516, ist dasselbe nach einer Chronik der Benediktinerabtei Cava durch Erdbeben zerstört worden. Wäre ich auch nicht von vornherein gewillt gewesen, meinen Ausflug nicht weiter als bis Polla auszudehnen, das traurige Bild, das hier mir sich darbot, hätte mir jede fernere Schaulust verleiden müssen. Kein Haus ist in dem einst so freundlichen Städtchen stehen geblieben. Von vierzehn Kirchen und Kirchlein, die es zählte, ist keine einzige unversehrt erhalten. Nur mit einiger Anstrengung gelang es mir über Schutt und Trümmern in einigen Straßen hinzuschreiten, während in andern, nämlich den engeren, dieß theils halsbrechend, theils ganz unmöglich erschien. Ja es gibt Straßen, deren Richtung nur derjenige noch anzudeuten vermag, der dort die sicherste Lokalkunde besitzt. Und der verpestende Leichengeruch, der sich an vielen Stellen noch immer kund gibt! Es ist bisher nicht möglich gewesen, alle Leichen aufzufinden. Ich traf zufällig den Provinzialingenieur aus Salerno dort an. Er sagte mir, daß bei Polla sowohl als bei noch andern Ortschaften, wie z. B. bei Tito und bei Pertosa, es zweckmäßiger erscheinen müsse, den Wiederaufbau an einer andern Stelle vorzunehmen. Baumaterial sey nicht hoch in Anschlag zu bringen, und das Aufräumen der ungeheuren Schuttmassen müsse weit beträchtlichere Kosten verursachen, als der Werth

des wieder zu gewinnenden Materials und der zu reinigenden Baustellen verheiße. Er hat gewiß vollkommen recht. Ich habe Gelegenheit gehabt, Dörfer zu sehen, die als ein Raub verheerender Feuersbrunst eingeäschert waren; auch sah ich Ortschaften, die das Zentrum größerer Feldschlachten gebildet hatten, und die im Lauf eines einzigen Tags mehreremal tapfer angriffen und hartnäckig vertheidigt, dann aber erobert und nach erbittertem Kampf zurückerobert worden waren; doch was sind die furchtbaren Wirkungen des entfesselten Elements des Feuers, was sind Wasserfluthen, und wie beschränkt bleibt immer noch die zerstörende Kraft Tausender von Vollkugeln und zerplatzender Hohlgeschoffe, deren Zielscheibe ein Ort oft stundenlang hat bilden müssen, im Vergleich zu dieser kolossalen Schuttmasse, aus der ein Stück Mauerwerk oder ein zersplitterter Balken als scheußliches Gespenst nur hin und wieder noch hervorragt? Man hat mir an Ort und Stelle Episoden mitgetheilt, die ans Wunderbare zu streifen scheinen, und doch buchstäblich wahr seyn sollen. So unter Anderm zeigte man mir in den Ruinen eines etwas isolirten Hauses, dessen äußeres Mauerwerk vielleicht bis zu einem Drittel stehen geblieben seyn mag, einen Balken, der noch immer ein Stückchen des Fußbodens eines obern Zimmers trägt. Auf diesem Stück Fußboden blieb ein achtjähriges Mädchen mit einer noch brennenden Lampe in der Hand, gleich als stehe sie auf hohem Postament, während alle Ihrigen unter den Trümmern des zusammengestürzten Hauses begraben lagen. Auf sein Hülfegeschrei ward das Kind von seiner gefährlichen Stellung befreit. Ein Franziskanermönch vernahm den ersten Stoß des Erdbebens, der als furchtbare Mahnung dem zweiten um einige Minuten vorausging. Er sprang eiligst auf einen Balkon des Klostergebäudes. Der zweite Stoß zertrümmerte das ganze Kloster und begrub alle andern Mönche unter Ruinen, während er vom dritten Stockwerk aus mit Allgewalt weithin in den Klostergarten geschleudert ward, und vollkommen wohl erhalten blieb. Die Provinz Salerno ist reich gesegnet an ehemaligen Baronalherrschaften. Wahrscheinlich verdanken solche ihren Ursprung der Longobardenherrschaft, während sie von allen spätern Herrschaften so lange mit Sorgfalt gepflegt wurden, bis sie dem allgewaltigen Orkan der Neuzeit unterlagen, der so manches Längstbestehende umwarf, und Alles, was er nicht zu zerstören vermochte, doch bis in seine tiefsten Grundlagen erschütterte. Jener Orkan nun hat von den Baronalherrschaften nur noch die hohen Titel, die alten Schlösser und einen oft sehr beschränkten Grundbesitz unversehrt gelassen. Mancher Fürst oder Marquis, und Graf oder Baron, hat aber auch Letztern nach und nach schon zu versilbern gesucht, weßhalb ihm nur der Titel, um sich damit zu brüsten, und das Schloß noch übrig geblieben waren. Fast keines oder doch nur äußerst wenige dieser Baronalschlösser nun sollen vom Erdbeben verschont geblieben seyn. Einige derselben rührten unverkennbar noch aus dem Mittelalter her, und auch die Neuern zählten doch immer schon einige Jahrhunderte. Da indessen keines von seinem Besitzer bewohnt wird, und der Titel auch mit den Ruinen fortzubestehen vermag, dürfte gewiß nur wenig oder gar keine Hoffnung für den Wiederaufbau solcher Schlösser vorhanden seyn. Ein unersetzlicher Nachtheil indessen bleibt immer das Zusammenstürzen aller mittelalterlichen Burgen. Auch einige Feldlager der Ueberlebenden des Erdbebens habe ich besucht. Vorderhand herrscht dort noch kein Mangel. Dann haben die Bewohner dieser Feldlager sich auch dort noch so ziemlich einzurichten gewußt. Oft ist ein Kriegsheer bei weit unfreundlicherem Klima noch schlechter daran. Dennoch bleibt das Loos der Unglücklichen immer ein sehr trauriges. Ihre ungeheuren und zum Theil unersetzlichen Verluste, so wie ihre unglückliche Lage im Allgemeinen, nehmen gewiß das Mitleid eines jeden fühlenden Menschen in Anspruch.

Ueber Kleinkinderschulen.

Von Dr. J. J. Roßbach.

(Aus der Wochenschrift des polytechnischen Vereins zu Würzburg.)

Die Kleinkinderschulen sind Vorschulen, sie erleichtern als solche das Wirken der Volksschule wie des Waisenhauses; sie entziehen Viele den Rettungsanstalten und ermöglichen die weitere Ausdehnung des Familienlebens und der häuslichen Erziehung. Durch sie wird außerehelichen wie ehelichen Müttern und Pflegeltern die häusliche Erziehung erleichtert und moralisch verbürgt. Die Kleinkinderschulen sind das nothwendige Supplement aller Erziehungsanstalten. Sie werden auch ein Supplement des Hauses. Erloschenes Familienleben aus eitlem Glanze der Welt, aus Genußsucht und Verbrechen, verkümmertes Familienleben aus Noth und Armuth findet Asyl und Auferstehung in einer Anstalt, die das Kind, der Mutterbrust entwöhnt, aufnimmt, erzieht, unterrichtet bis es zur Schule kömmt. Mütter, die ihr Kind nicht pflegen können, oder nicht pflegen wollen, geben es an diese Anstalt ab, sie wird Vater und Mutter für dasselbe und überläßt es den Eltern nur für die Dauer der Nacht. Diese Anstalt ist auch ein Füllhorn für die häusliche Erziehung: sie fühlt am sichersten deren Mängel und muß nament-

lich bei den bei Pflegeeltern untergebrachten Kindern ernste Schritte thun, wenn sie an dem Kinde bedenkliche Verwahrlosung findet. Wo solche Gefahr nicht vorhanden, da vertritt die Anstalt auf die Dauer des Tages die abwesende Mutter, den durch Noth und traurige Lebensverhältnisse dem Kinde entzogenen Hausgeist, erhält und nährt ihn durch innige Verbindung mit dem Leben der Familie in der Anstalt selbst; das Kind findet in ihr das Familienhaus wieder, von dem es nur auf Stunden getrennt, zu dem es in der Abendstunde wiederkehrt; das Familienhaus, das ihm die Abwesenheit der Mutter ersetzt, es vor der Einsamkeit und ihren Gefahren, vor Mißhandlungen und Verführung des Gesindes, vor Verwahrlosung durch Nachbarn, vor den Unglücksfällen auf der Straße und in der Wohnung schützt, das Familienhaus, in welchem Ordnung, Reinlichkeit, Liebe zu Gott, schöne Spiele, Bilder aus der Natur und dem Leben, fromme Sprüche, frohe Lieder seines Daseyns schönste Stunden füllen; es findet das Familienhaus auch wieder, wenn seine Eltern gestorben, oder wenn sie es verlassen, oder als ihr Kind nicht pflegen wollen, und so wird denn die Kinderschule für Alle ein Altar heiliger Erinnerung, fröhlicher Unschuld, ein Asyl gegen die Gefahren der Welt.

Kunst und Literatur.

Wir erlauben uns, Eltern und Lehrer auf das in J. A. Schlosser's Industrie- und Literatur-Komptoir in Augsburg erscheinende: **Universal-Lexikon der Erziehungs- und Unterrichtslehre** von dem vormaligen Seminar-Rektor M. C. Münch aufmerksam zu machen, dessen Herausgabe in dritter revidirter Auflage der kgl. Subrektor Hermann Loé in Kitzingen besorgt hat.

Dieses Werk erscheint in 3 Bänden, gr. 8. auf Velin-Maschinenpapier, und enthält jeder Band 4 Lieferungen à 5 Bogen zu dem billigen Preise von 18 kr. per Lieferung, von welchen bereits die ersten 3 erschienen sind und die übrigen jeden Monat schnell nachfolgen werden.

Nach dem Erscheinen des ganzen Werkes tritt der erhöhte Ladenpreis von 4 fl. 48 kr. ein.

Sowohl der Name des leider zu früh verstorbenen Herrn Verfassers, als der des seit einer Reihe von Jahren im pädagogischen- und Schulfache vielfach beschäftigten Hrn. Herausgebers bürgen für die Gediegenheit des Werkes, das mit sorgfältiger Auswahl und Richtung bearbeitet ist.

Mannigfaltigkeiten.

In Berlin spekulirt man bereits auf die Großmuth des kronprinzlichen Ehepaars; denn in der Ansicht, es würden alle Pfänder bis 5 Thaler Werth ausgelöst werden wie 1848, sind die drei Versatzhäuser von Berlin wie belagert von solchen, die ihre Pfänder für einige Tage los werden möchten. — Unter den 60 Jungfrauen der Stadt, welche sich auf den Wunsch der Kronprinzessin in das Schloß zur Bewillkommung begeben werden, befinden sich auch vier Töchter von israelitischen Familien. — Der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen äußerte vor seiner Abreise zur Hochzeit nach London scherzend gegen einen Berliner städtischen Beamten, er hoffe, man werde sich bei seiner Rückkehr in den offiziellen Reden kurz fassen. Durch diese Aeußerung ist manche ellenlange Gefühlsexpektoration schon vornherein todt geschlagen.

[Alterthumskunde.] Man schreibt der Allg. Ztg. aus Frankfurt a. M., 20. Jan.: Bei einer Ausgrabung im benachbarten Heddernheim (villa Hadriani) hat man unlängst wieder einen Fund gethan, der viel von sich reden macht. In einem unzweifelhaft römischen Keller fand sich in einem halbvermoderten Blechbüchschen eine Anzahl angebrannter Kafferbohnen, und zwar Doppelbohnen wie sie selten jetzt noch zu uns kommen. Das ist nun ein Gegenstück zu den römischen Rauchpfeifchen, die man am Niederrhein, wie in der Schweiz unter römischen Ueberresten hervorgegraben hat. Die Kaffeebohnen könnten die römisch-arabische Handelsgeschichte erläutern; die Pfeifchen bringt man bekanntlich mit den Manipulationen der Auguren in Verbindung.

„Aber Hannd„ sagte Jemand zu einem Bekannten, Du wirst doch den vielen Schwartenmagen nicht allein essen? — Nein, ich bekomme noch Kraut und Kartoffel dazu.

Charade.

(Dreisylbig.)

Die Erste geht voran dem Werk und folgt dem Pflug;
Die Zwei und Drei verkürzt bereits ein jeder trug;
Das Ganze gibt's in Krieg und Krämerei genug.

Redakteur Gustav Meffert
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 33 Montag, 8. Februar 1858

Hermine.

(Fortsetzung.)

Ich habe keinen Vater — sagte Hermine, die Blätter auf den Tisch legend, und sich schluchzend an der Generalin Brust werfend.

Doch, liebes Kind! entgegnete die Generalin, das liebliche Mädchen fester an sich drückend — Du hast einen Vater einen edlen, liebenswürdigen Vater; nur ist Dein Gemüth in diesem Augenblick zu sehr aufgeregt, um selbst das, was Dein liebes Mütterchen nicht richtig einsah, klar zu fassen. Aber Manches, was mir sonst in dem Betragen des mir wohl bekannten Barons ein Räthsel war, ist mir jetzt klar, und wird es mir mit der Zeit noch mehr werden. Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Baron Deine Mutter damals geliebt hat; es ist aber auch begreiflich, daß jene eingetretenen Umstände Deines Großvaters eine Aenderung seines Betragens und seines Umganges mit Deiner Mutter nothwendig machten.

Ich dächte, theure Mutter, wahre Liebe müsse sich von keinen Umständen, von keinen Hindernissen leiten lassen.

Es gibt wohl eine Ausnahme, mein Kind, entgegnete die Generalin sanft; später vielleicht wirst Du von selbst einsehen, was, Dir auseinander zu setzen, ich jetzt verschweigen will. Aber nun wollen wir vor allen Dingen auch nicht länger säumen, den edlen Fürsten wissen zu lassen, was ihm zu wissen Noth thut, damit er den Baron vorbereite, und ihn bewege, daß er sich seines lieben Kindes annehme.

O, bleiben Sie, meine Mutter! verlassen Sie mich nicht! —

Nie, Hermine! niemals! glaube es mir, der Fürst und der Baron sind edel, sie werden Dich nicht von Deiner mütterlichen Freundin trennen wollen.

Sie schellte. Ein Bedienter trat ein, und erhielt den Befehl, sammt dem Kutscher die beste Livree anzulegen, und den besten Wagen zu bespannen. — Ich bin es fest überzeugt, fuhr sie dann, sich wieder zu Herminen wendend, fort, ich stifte heute noch ein gutes Werk, wofür mir in spätern Jahren der Baron, und mein liebes Kind noch danken werden.

Meine gütige Freundin! sagte Hermine tiefbewegt, aber freundlich; thun Sie in dieser Sache, was Ihnen gut dünkt. Sie sind so gut und verständig! Sie wußten stets am besten, was mir frommte. Ihr klarer Verstand, von dem Geiste der Liebe geleitet, wird auch hier den rechten Weg nicht verfehlen. —

Welch ein Zufall, fragte der Herzog, der Generalin freundlich entgegentretend, verschafft mir das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen, Frau Generalin?

In Wahrheit, mein gnädigster Herr! ein ungewöhnlicher, fast möchte ich sagen; ein außerordentlicher Zufall. Vielleicht ist es Ew. Durchlaucht nicht unbekannt geblieben, daß ich vor acht Jahren ein junges Mädchen, mit Namen Hermine Werner, zu mir genommen und an Kindes Statt erzogen habe. Die Liebenswürdigkeit dieses Kindes veranlaßte mich, mich dessen anzunehmen; aber es war nicht auszumitteln, von welchen Eltern sie stamme, und nur einige schwache Spuren ließen vermuthen, daß sie von edler Herkunft sey. Schon zur Jungfrau herangewachsen, haben Ew. Durchlaucht sie einige Male an meiner Seite gesehen, und Ihrer Aufmerksamkeit werth geachtet. Wahrscheinlich hielten Sie sie damals für meine Tochter, wie ich sie denn auch gern ewig nennen möchte, wenn Ew. Durchlaucht und eine andere Person mir hinfort diese Gnade gewähren wollen.

Wie das? gnädige Frau! Was habe ich in dieser Sache?

Sehr viel, mein gnädigster Herzog! Zuvor aber erlauben Sie mir, Ihnen, was geschehen, mitzutheilen. Denken sich Ew. Durchlaucht mein und meiner Pflegetochter Erstaunen, als vor einigen Stunden, durch den seltsamsten Zufall, die Frau eines Ver-

urtheilten, den meine Hermine Gelegenheit fand von einer schimpflichen Strafe zu befreien, sich bei mir melden läßt, und, von Gewissensangst gefoltert, mir dieses Packet Schriften einhändigt, welches sie — nach Ihrem eignen Geständnisse — dem Kinde, aus einem Antriebe von Neugierde, am Sterbetage ihrer Mutter, entwendet, und worauf das junge Mädchen die Schriftzüge ihrer verewigten, noch immer zärtlichgeliebten Mutter erkannt. Mit Herminens Bewilligung bin ich mit dem Inhalt desselben bekannt geworden, und glaube es nun Ew. Durchlaucht schuldig zu seyn, Ihnen dieses Vermächtniß meiner Hermine zur Durchsicht vorzulegen, und diesen Brief an seine Adresse abzugeben.

Der Herzog ergriff das Packet, und warf einen Blick darauf. Von Elise! Lesen Sie den Inhalt dieser Papiere, so wird Ihnen Alles klar werden; und sollte es noch einer Ergänzung bedürfen, so stehe ich jederzeit mit dem, was ich von der Sache weiß, zu Befehl. Jetzt aber, da ich befürchten müßte, bei Lesung jener Blätter Ew. Durchlaucht beschwerlich zu werden, erlauben Sie wohl, daß ich mich entfernen darf.

Mit klopfendem Herzen hatte Hermine die Rückkehr der Generalin erwartet, und ängstlich warf sie sich derselben an die Brust, da sie kam, ohne den Muth zu haben, zu fragen: Wie hat der Fürst Ihre Bitte aufgenommen? Noch hatte die Generalin nicht ausgeredet, als ein Wagen vorfuhr und in wenigen Sekunden der Baron gemeldet wurde. Hermine erschrack heftig, die Generalin aber sagte: „Sey ruhig, mein Kind, das ist eine Uebereilung, die die Freude veranlaßt hat; aber sehen darf dich der Baron jetzt nicht, denn das würde deinem Rufe schaden, da man noch nicht wissen kann, ob die Welt das wahre Verhältniß zwischen ihm und dir je wird erfahren dürfen. Jetzt fort durch dieses Kabinet in den Garten, und sey ganz ruhig, denn mir liegt dein Wohl wie das meinige am Herzen."

So wie die Generalin sich's gedacht, so verhielt es sich auch; noch bis jetzt hing das Herz des Barons an Elise von Wellenstein, ihre Geschichte hatte ihn sichtbar erschüttert. Er wünschte, seine Tochter zu umarmen und sich über ihre Zukunft mit der Generalin zu verabreden. Diese hielt es für gerathen, ihm begreiflich zu machen, daß dieses für heute nicht gut seyn möchte; aber sie erzählte ihm von Herminen, was sie wußte, und der Baron fand Alles, was sie betraf, höchst interessant. Im Laufe des Gesprächs kam die Rede auch auf den armen Steinhof, und die Generalin verhehlte von der Scene, die sie zwischen Beiden mit angesehen, kein Wort, indem sie bedachte, daß sie jetzt nicht allein mehr unumschränkte Macht über das Mädchen habe. Der Baron schien darüber nicht ungehalten, sondern vielmehr recht freudig überrascht zu seyn, und meinte: so etwas liege im Blute, Elise sey nicht viel älter gewesen, als sie ihm ihr Herz zum Opfer gebracht. Da der Baron sich entfernte, ließ die Generalin einige nichtssagende Worte, ihre Söhne betreffend, fallen, damit die auflauernde Dienerschaft in ihren Vermuthungen irre geleitet werden mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Bericht aus Inner-Afrika.

Das Innere Afrika's ist seit einigen Jahren Gegenstand eifriger Forschungen geworden, namentlich von Seiten der Engländer, welche hier ein neues Feld für ihre industrielle Thätigkeit zu finden hoffen. Die großartigsten Unternehmungen sind die Dampfschiff-Expeditionen auf dem Niger-Flusse, welche von den Liverpooler Rhedern ausgegangen sind. Der bedeutendste derselben, Hr. Laird, schickt unter dem Schutze der englischen Regierung jährlich ein Dampfschiff ab, welches englische Waaren auf dem Niger bis in das Innere Afrika's trägt und die eingetauschten Erzeugnisse des Landes, wie Elfenbein, Gummi, Baumwolle und Goldstaub, welche von den Eingebornen in bestimmte Stapelplätze gebracht werden, nach England schafft. Für den ihnen gewährten Schutz sind die Eigenthümer des Schiffes verpflichtet, die englischen Beamten, Missionäre und Reisenden kostenfrei in jene fernen Länder zu schaffen. — Der „Dayspring", mit einer kleinen Handelsbrigg am Schlepptau, ging am 29. Juli 1857 von Fernando Po ab, lief am 3. Aug. in Braß-Mouth ein, und am 3. in den Nigerfluß. Die Expedition blieb eine Woche in Uasha, welches nun den Namen Lairdgart erhielt, und wo sofort wegen eines Platzes zur Errichtung einer Kirche und einer Waaren-Niederlage unterhandelt wurde; man baute in der Eile einen Schuppen, in welche Waaren unter der Bewachung einiger Männer niedergelegt wurden; und der Geistliche Taylor blieb als Missionär in Abbato, dessen König die Expedition sehr freundlich aufnahm und sie fünf Tage bei sich behielt. — Die Reisenden kamen alsdann an den Zusammenfluß des Niger mit einem andern Strome, wo der König, ein alter Freund der Engländer, ist, und hier errichteten sie eine neue Faktorei und gründeten die Stadt Lairdstown. Auch wurde die Erbauung einer Kirche beschlossen. Die Brigg blieb an dieser Stelle liegen, da Alles einen leichten Verkehr mit den Eingebornen vorhersehen

ließ. — Am 20. Aug. ging der „Dayspring“ weiter. Der Lauf des Flusses wurde mit der größten Sorgfalt untersucht, die Nebenflüsse, Baien, Inseln rc. erforscht; die Häuptlinge an diesen Inseln nahmen gern die ihnen angebotenen Geschenke und Handelsverträge an. — Am 17. Sept. errichtete man das Kriegslager bei Siba im Lande der Nuff. — Am 1. Okt. ging der „Dayspring“ von Rabbia ab, um den Fluß weiter hinaufzufahren; aber am 7. d. M. gerieth das Schiff auf einen Felsen, und wurde so beschädigt, daß die Mannschaft es verließ und am Ufer kampirte, bis der Dampfer „Sunbeam“ ihnen zu Hülfe kommen würde. Trotz der Feuchtigkeit, der Hitze und der Strapatzen hat die Gesundheit der Reisenden nicht gelitten; und die Eingebornen leisteten ihnen auf Befehl der Könige Suno-Zaki und Das-Aba alle mögliche Hülfe. — Bis zu diesem Unglücksfalle befand sich die Mannschaft vortrefflich, selbst einer der Matrosen, der durchaus keine Chinarinde nehmen wollte, das einzige Mittel gegen die schlimmen Wirkungen des Klima. Hr. May, von der k. Marine, hatte sich von den Kameraden getrennt, und allein eine Reise ins Innere zu unternehmen, und den letzten Nachrichten zufolge war er über die Länder Zeruba und Rabbia in Lagos angekommen. Diese Strecke ist etwa 500 englische (100 deutsche Meilen) lang. Er ist durch mehrere große Städte gekommen, einige größer als Abbaobrata (welches 15 engl. Meilen im Umfange hat), ohne im Geringsten belästigt worden zu seyn. Er berichtet, daß der Baumwollenbau sich rasch im Lande Zeruba ausbreitete. — An mehreren Orten, wo man keine Missionäre lassen konnte, wurden Bauplätze eingerichtet und das nöthige Material herbeigeschafft, um so bald wie möglich Kirchen erbauen zu lassen.

Sir Colin Campbell.

Sir Colin Campbell, brittischer General, gehört zu dem uralten kriegerischen Hochlandsclane, der dem englischen Heere eine lange Reihe ausgezeichneter Offiziere geliefert hat. Im Jahre 1791 geboren, trat er 1808 in Dienst, machte sogleich den ersten Feldzug auf der spanischen Halbinsel mit, der damit endigte, daß sich die Engländer den 17. und 18. Jan. 1809 vor den Franzosen wieder einschifften. Im demselben Jahre machte Campbell die Expedition nach der holländischen Insel Walchern mit, welche die Engländer bekanntlich deßhalb unternahmen, um durch weiteres Vordringen das französische Heer zur Umkehr aus Oesterreich zu zwingen. Auch hier mußten sich die Engländer wieder zurückziehen. Von da sehen wir General Campbell abermals in Spanien, wo er dem Korps des spanischen Generals Ballesteros, einem der hervorragendsten Guerillasführer, zugetheilt, in vielen Hauptschlachten des Halbinselkrieges mitfocht, und bei dem Sturme von San Sebastian verwundet wurde, welche Stadt die Engländer den 31. Aug. 1813 einnahmen, die aber dabei leider Grausamkeiten begingen, daß sie keine Feder zu schildern vermag. Hierauf nahm er als Hauptmann im 68. Regiment an dem Krieg der Engländer gegen die Nordamerikaner Theil und unterdrückte als Brigademajor einen Aufstand in Demarara. Im Jahr 1832 ward er Oberstlieutenant, 1841 Oberst und diente mit großer Auszeichnung in China. In Indien führte er 1848 und 1849 eine Division im Pendschab, wo, als nach dem Tode des Radschid Sing, des bisherigen Herrschers, eine Unruhe entstanden, die Briten sich einmischten, die dann 1849 das ganze Land sich aneigneten. Noch in den Jahren 1851 und 1852 blieb C. in Indien, indem er das schwierige und wichtige Kommando im Peschawerdistrikte führte und die Operationen gegen die benachbarten Bergvölker mit Umsicht und Glück leitete. Doch avanzirte er erst im Jahre 1854 zum Generalmajor. Er befand sich damals bei der Armee Lord Raglans als Chef der Hochländerbrigade, mit der er in der Schlacht an der Alma dem General Brown zu Hülfe eilte, die Russen zurückwarf und die Höhen erstürmte. Noch wichtigere Dienste leistete er am 25. Okt., wo er den Angriff der russischen Kavallerie abschlug und das für die Verbündeten so gefährliche Vordringen Liprandis gegen Balaklava vereitelte. Im Feldzuge von 1855 hatte er weniger Gelegenheit, sich auszuzeichnen, da er mit seinen Truppen die Reserve bildete. Nach der erfolglosen Erstürmung des Redan am 8. September sollte er am folgenden Morgen mit seinen Hochländern den Angriff erneuern; als er sich aber dem Fort näherte, fand er Sebastopol in Flammen und die Russen im vollen Rückzuge. Dieß ist der Mann, der als Oberfeldherr in Indien die Residentur von Lucknow entsetzte, das Gwaliorkontingent schlug und allein noch die Fahne der Briten aufrecht erhält.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Freude über die Geburt eines Prinzen stellte Peter der Große, im Jahre 1715 eine Lustbarkeit an, wobei sein Hofnarr Satof, ein 84jähriger Mann, mit einer munteren jungen Wittwe verheirathet wurde. Eine Maskerade zu Schlitten

und aus 400 Personen bestehend, begleitete das komische Paar in die Kirche. Die vier ärgsten Stotterer waren die Hochzeitbitter; vier dicke Personen, die sich in Folge ihrer Schwerfälligkeit führen lassen mußten, machten die Läufer, und zu anderen Dienern und Aufwärtern wurden lahm und blinde Greise genommen. So lange der Zug dauerte, wurden alle Glocken geläutet, alle Trommeln gerührt, alle Thiere zum Schreien und Brüllen gereizt, kurz Alles in Bewegung gesetzt, was ein Getöse machen konnte. Der Czaar selbst so wie viele seiner Umgebung, waren als Friesländische Bauern gekleidet. Acht Tage lang, heißt es, war in ganz Petersburg kein nüchterner Mensch zu finden.

Schreiben des François Myron, Prévôt des Marchands der Stadt Paris, an den König Heinrich IV.: Paris, 24. Mai 1605. Meinem vielgeliebten König Heinrich IV. Syre! Die Hauptstadt Eures Reiches soll keine Stadt des Handels seyn, noch weniger der Industrie und mit Fabriken angefüllt. Der große triftigste Grund hiefür ist folgender: Das Herz eines Staates muß in der Hand der souveränen und königlichen Gewalt seyn. Wenn Ihr durch Eure Fabriken einen zu mächtigen Schwarm Handwerker und Arbeiter nach Paris ziehet, so verdammet Ihr Euch, immer für Arbeit für sie zu sorgen; wenn Ihr das nicht könnt, wenn es an Geld im Säckel fehlt, dann, obacht auf die Empörung! Euer Thron steht auf einem Faß Pulver. Beschützet die Industrie, unterstützet, kräftiget den Handel, aber — in Euren Provinzstädten. Zu Lyon die Seide; Wollenstoffe in der Picardie; jeder Provinz, jeder Stadt ihr Fach, je nach Geschmack und Geschick. Zu Paris entfaltet Pracht, schaffet prächtige Gebäude, um Euere Nachbarn anzulocken, die ihr Gold und Silber bringen werden. Belebet die Künste, die Malerei, so zur Seele, die Musik, so zum Herzen sprechen. Euer Adel, müßig und gefährlich in seinen Schlössern, weit vom königlichen Auge, d. h. vom Herrn, komme nach Paris, daß die Sonne ihre Strahlen habe! Außerdem, Syre, möge Gott Eure Nachfolger vor Unheil schützen. Wenn der Pöbel Eurer Provinzen sich auf Paris, wie auf eine Beute, stürzt, so werden sie Alles verschlingen, ja Alles, bis auf die Königswürde; — ich habe gesprochen. — Man sieht auch aus diesem Aktenstücke, daß die Alten klüger waren, als die Jungen!

Der Zensus der Vereinigten Staaten stellt fest, daß die Union 2½ Mill. Farmer, 100,000 Kaufleute, 64,000 Maurer und nahe an 200,000 Schreiner und Zimmerleute zählt. Das tägliche Brod der Union wird durch 14,000 Bäcker, die täglichen Prozesse durch 24,000 Advokaten besorgt; die physischen Konstitutionen werden durch 40,000 Aerzte und die staatlichen Konstitutionen durch 1600 Redakteure überwacht. Somit kommt auf 11 Bewohner der Union ein Farmer, 280 Personen 1 Kaufmann. Jeder Maurer baut für 440 und jeder Schreiner für 140 Personen. Jeder Bäcker backt für 2000 und jeder Advokat plaidirt für 1166 Personen. Auf 700 Personen kommt ein Arzt und auf 18,666 ein Redakteur.

Zu Keokuk im Staate Jowa heirathete kürzlich ein junger Mann eine ungemein liebenswürdige Dame, mit der er sehr glücklich lebte. Da traf eines Tages ein Brief an Adele ein, der junge Ehemann brach denselben auf und erfuhr, daß seine Frau schon im Staate Ohio einen Mann hatte. Als er Adelen zur Rede stellte, entgegnete diese mit mit ihrer gewöhnlichen Sanftmuth, sie habe auch einen Mann in Pensylvanien, sie wolle ihm aber bemerken, daß nie etwas Gutes dabei herauskomme, wenn der Mann die Briefe seiner Frau aufbreche. Der glücklich gewesene junge Ehemann klagt jetzt auf Scheidung.

Am Todestage Radetzky's wurde die Familie seines Sohnes in Mailand noch von einem doppelten Unglück bedroht. Bei einer Spazierfahrt stürzte der erstgeborne Enkel und Liebling Radetzky's aus der offenen Kalesche und verenkte sich den Arm. Während die Aerzte noch mit der Einrichtung des Armes beschäftigt waren, fiel der zweitgeborne Enkel aus dem Fenster des ersten Stockes in den Hof ohne Schaden hinab — bewahrt von seinem schützenden Engel.

Holstein und Norddeutschland beunruhigte eine Diebesbande mehrere Jahre, bis man derselben habhaft wurde. Die Untersuchungen gegen dieselben dauerten über 5 Jahre. Die Verhöre, die über 151 Individuen aufgenommen wurden, füllen zusammen 11 Foliobände. 47 der verhafteten Verbrecher wurden als Diebe überwiesen; die meisten übrigen hatten sich der Hehlerei schuldig gemacht; 80 Inquisiten wurden zur Zuchthausstrafe verurtheilt. Die Strafzeit aber zusammengerechnet beträgt 349 Jahre.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 34 Dienstag, 9. Februar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Gertrud fühlte jetzt eine innige Freude ihr gefühlvolles Herz durchziehen. Sie beugte sich über ihren Vater und küßte seine bleiche, von kaltem Schweiß bedeckte Stirn. Dann ging sie hinauf in ihr Stübchen und setzte sich am Bettchen der kleinen Schwester nieder, um die Begebenheiten der letzten vierundzwanzig Stunden zu durchdenken. Die Nadel glitt dabei fleißig und eifrig durch den feinen Battist der Taschentücher, die sie stickte. Sie fühlte sich nicht ohne Freuden in dem liebgewonnenen Raum, in den alten Verhältnissen; aber sie selbst war nicht mehr die Gertrud, die dieß Zimmerchen als ein träumendes Kind verlassen hatte. Sie war eine andere geworden, ihr Herz war erwacht zum Leben der Liebe.

Der alte jüdische Arzt setzte sich unterdessen neben dem Schmerzenslager Bergenau's nieder. Seine Augen, scharf, klug und gütig, beobachteten während er sprach genau die Zuckungen und jede Veränderung im Gesicht des Leidenden.

„Mein Herr Bergenau", sagte er, „Sie scheinen sehr krank zu seyn, werden Sie wohl meinen Worten ein wenig Gehör schenken können?"

„Ich verstehe Sie und höre zu", antwortete der Violinist, „ich kann Sie trotz meiner schrecklichen Leiden heute besser verstehen als wohl sonst zu Zeiten, sprechen Sie nur, Herr Doktor."

„Also wegen Ihrer Tochter Gertrud erlaube ich mir, mich in Ihre häuslichen Angelegenheiten zu mischen, mein Herr Bergenau. Ist sonst meine Art keineswegs, das kann ich Ihnen bei Gott versichern. Ein Vater ist der Herr, das Haupt seiner Familie und wie er wissen muß, was er sich selbst schuldig ist, da ihn Gott eingesetzt hat zum Vertreter und Beschützer der Seinigen, muß er auch wissen, was er ihnen schuldig ist. Und ist er auch einmal hart oder heftig, oder ungerecht, er ist ein Mensch und kann irren, dann soll er es abmachen mit Gott und seinem Gewissen oder im alleräußersten Falle mit dem gekränkten Gliede seiner Familie, kein Fremder hat sich darein zu mischen. Aber, sehen Sie, mein Herr Bergenau, wenn ein Vater in Heftigkeit oder Krankheit ein Kind so verletzt, daß ein Glied seines Leibes beschädigt wird oder auch nur werden könnte, so treten die Gesetze aller Länder und Völker gegen ihn als gegen einen groben Verbrecher ein. Kein Vater darf zur Strafe seinem Kinde einen Arm oder ein Bein brechen oder ein Auge herausschlagen. Wenn aber ein Vater die Seele seines Kindes verdürbe, würde ihn Gott der Herr strafen mit der höchsten Strafe, denn es ist Naturgesetz, wer sein Kind zum Bösen erzieht, der hat hernach einen Bösewicht zum Kinde. Sehen Sie nun, mein Herr Bergenau, ein Vater der seine erwachsene Tochter Nachts hinausstößt auf die Gasse, der kann sich später nicht beklagen, wenn sie eine Gassendirne wird und im Krankenhause stirbt. Ich sage Ihnen das als Ihr Freund, mein Herr Bergenau, und als der wahre Freund ihrer Kinder. Wenn Ihre Gertrud Ihnen zur Last ist oder wenn sie Ihrer zweiten Frau ein Aergerniß gibt, stoßen Sie das Mädchen nicht wieder auf die Straße. Schicken Sie sie zu ihrer rechten Mutter, die sich sehr freuen wird, ihr liebes Kind bei sich zu haben. Fehlt es Ihnen dazu an Reisegeld, dann kommen Sie zum alten Levin Salomon, die Frau Prinzessin Moroschin ist mir sicher genug, sie wird mir das Kapital und die Zinsen bezahlen. Was sage ich, Ihr Sohn Eduard ist mir sicher genug, wenn er zu mir sagt: Herr Salomon, borgen Sie mir hundert, borgen Sie mir zweihundert Thaler, ich gebe sie Ihnen wieder, wenn ich ein Mann bin, der das Seinige gelernt hat — er soll sie haben auf der Stelle. Gott soll mir helfen, Herr Bergenau, Sie sind ein glücklicher, ein gesegneter Vater, ihre Kinder sind Menschen, wie man sie nicht alle Tage findet. Ich will Ihnen nur noch dieß Eine gesagt haben, Herr Bergenau. Wenn Ihre Gertrud noch einmal in später Nacht in mein Haus kommt und ich sehe, daß sie von Ihnen oder Ihrer Frau hinausgeworfen, so werde ich das als Ihre Einwilligung annehmen, daß das junge Mädchen zur Mutter soll. Ich werde ihr das Reisegeld auf der

Stelle geben und sie mit der nächsten Post zur Frau Prinzessin schicken und meine Tochter Deborah soll zu ihrem Schutze mitreisen, meine Enkelin Rahel kann in der Zurückgezogenheit unsers Lebens schon eine Zeit lang die Mutter entbehren."

Er schwieg.

Eine gräßliche Veränderung war während seines Sprechens in Bergenau's Zügen vorgegangen, sie waren, wie auf einem hölzernen Rahmen gespannte Haut, so auseinandergezerrt und straff und von einer bläulichen Bläße.

„Wie ist Ihnen?" fragte Doktor Salomon jetzt, seinen Puls fassend, der gänzlich still zu stehen schien.

Der Kranke war bewußtlos und konnte nicht antworten.

Nanni, welche am Fußende des Bettes gesessen hatte, stand jetzt auf und sagte mit seltsam bebender Stimme:

„Er stirbt, Herr Doktor!"

„Was hat der Mann heute oder gestern genossen?" fragte der Jude, einen durchdringenden Blick auf das Gesicht des bebenden Weibes senkend.

„Nichts! Wenig! Nichts Böses:" entgegnete sie und versuchte dem Arzte fest in die Augen zu sehen, aber sie konnte den Strahl seines Blickes nicht ertragen und setzte sich zitternd nieder, während Bergenau in einen Krampf verfallend, heftige und wilde Töne ausstieß.

Der Arzt öffnete jetzt die Thür des Schenkzimmers und rief nach Gertrud, die eilig aus ihrem Stübchen herabkam.

„Schaffen Sie mir Milch!" sagte er zu dem Mädchen, „viel lauwarme Milch."

Gertrud brachte in derselben Minute die Milch, welche sie für die kleine Leonie in Vorrath zu halten pflegte.

Bergenau mußte sie trinken und trank mit Begierde. Erbrechen, welches nun erfolgte, schien ihn zu erleichtern.

Der jüdische Arzt hatte das Zimmer noch nicht einen Augenblick verlassen und sein großes, kluges, klares Auge folgte nicht nur jeder Regung des Leidenden, sondern jedem Schritte, den Nanni durch das Zimmer machte. Es war, als wollte er das zitternde Weib mit seinem Blicke bannen und während sie unter demselben sich zu krümmen schien, wäre es doch auch einem nicht mit tiefer psychologischer Erfahrung begabten Blicke klar geworden, daß sie eine bestimmte Absicht habe, welche auszuführen sie die Kraft anwendete, die das Auge, das auf sie schaute, ihr übrig ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Längst wird der Leser gewünscht haben, etwas über das Schicksal des armen Steinhof zu erfahren, und gern sind wir nun geneigt, ihm darüber mitzutheilen, was uns bekannt ist. Schon seit längerer Zeit hatte sich ein Landprediger, fünf Meilen von der Residenz entfernt, der Vater von fünf muntern Knaben war, und dabei an Brustbeschwerden litt, an den Konsistorialdirektor gewendet, mit der Bitte: ihm bald möglichst einen Kandidaten, der seine Knaben unterrichten und ihm zuweilen das Predigtamt abnehmen könne, zu verschaffen. Es hatte seither an einem solchen jungen Manne gefehlt, weßhalb des Predigers Wunsch nicht hatte in Erfüllung gehen können; doch in dem Augenblicke, da der Konsistorialdirektor den Brief der Generalin erhielt, nahm er keinen Anstand, dem jungen Steinhof mit einem derben Verweise seine neue Laufbahn anzukündigen. In dem Innersten seiner Seele zerknirscht, nahm Steinhof, ohne ein Wort darauf zu erwidern, die weit minder einträgliche Stelle an, und verließ noch an demselben Tage die Residenz. Was sein von quälender Liebespein gefoltertes Herz dabei litt, läßt sich leicht denken. Er war zerknirscht, die strengen Worte des Konsistorialraths hatten sein Innerstes zerrissen. Ich bin — sagte er für sich — trotz meines redlichen Wollens und Wandelns, dennoch für dieses Leben verloren; auf eine Stelle in diesem Lande darf ich nicht rechnen — und das möchte auch noch hingehen, denn das Bischen Brod, das ich bedarf, wächst überall. Aber — Hermine! die reine Engelseele! sie wird den Zornkelch ihrer Pflegemutter allein zu leeren haben, und ich — der ich so gern jedes Geschick mit ihr theilte, ich werde fünf Meilen — fünf Welttheile von dem Engel des Lichts entfernt, gleich einem Verbrecher nach Sibirien verbannt! — Ach, Hermine! theurer, heiliger, aber — unerreichbarer Gegenstand meiner reinen Liebe! werde ich Dich je wiedersehen? — —

Er trat in die kleine Studirstube des Landpfarrers, ihn wie ein Träumender begrüßend, und ihm ein Brieflein des Konsistorialdirektors in die Hand schiebend, das dieser eiligst las, und dann seinen Gast freundlich bewillkommte.

Steinhof fand hier in vielen Stücken eine freundliche Aufnahme und Arbeit in Hülle und Fülle; denn die Buben des öfters am Bluthusten leidenden Vaters waren gleich der Brennnessel auf dem Spargelbeete aufgewachsen. Gesund und frisch an Leib und Seele, aber im höchsten Grade ununterrichtet, lag ihm ein Riesengebirge zu ersteigen vor Augen. Hierzu kam, daß er gleich am ersten

Sonntage der Gemeinde, eine Predigt halten mußte. Das Evangelium von Trauer- und Freudenwechsel gab seiner zerknirschten Seele neue Kraft, denn Niemand auf der ganzen Welt hatte in einer einzigen Stunde den Wechsel zwischen Freude und Trauer, zwischen Liebe und Schmerz schneller und vernichtender empfunden, als er; aber dennoch gaben ihm die Worte des Heilandes, wo er sagt: Es ist Euch gut, daß ich hingehe; denn so ich nicht hingehe, kommt der Tröster nicht zu Euch — einen eigenen Schwung, Er fühlte Trost und Beruhigung auch für sich und seine Liebe darin, und so hielt er, sich nur seinen Gefühlen überlassend, eine Predigt, welche die ganze Gemeinde und ihn selber in Thränen versetzte.

Geehrt und geliebt von Allen, die ihn umgaben, hätte jeder Andere mit einem gesunden Herzen hier glückliche Tage verleben können; aber wie konnte er es! er, dem das höchste Ideal, was er kaum zu besitzen sich zu denken erlaubte, in dem Augenblick, da er es besaß, wieder entrissen wurde! Trübe und freudenleer ging ihm ein Tag nach dem andern hin, nur das Bild seiner Liebe ihm Herzen tragend, durchstrich er die bunten Wiesen, mit ihren unzähligen Blumen, die üppigsten Kornfelder, und der tausendstimmige Gesang munterer Vögel berührte kaum sein Ohr.

So waren Monate verflossen, als er eines Sonntags der harrenden Gemeinde das Evangelium vom ungerechten Haushalter zur völligen Zufriedenheit erklärt hatte, und schon wieder neben dem Krankenlager des Predigers saß: als ein Kurier auf den Pfarrhof sprengte, nach dem Kandidaten Steinhof fragte, und ihm, als er herbeikam, ein Schreiben, mit dem fürstlichen Landessiegel versehen, überreichte, und wieder davonritt.

Mehrere Minuten stand Steinhof und starrte unbeweglich das große Siegel an, hatte aber nicht den Muth es zu lösen, bis des Predigers Gattin ihn dazu ermunterte. Er erbrach es, und las den Befehl: unverzüglich vor dem Herzoge zu erscheinen. Gleich einem Verbrecher, der die Mahnung des strengen Richters fürchtet, konnte er nur mit Mühe seine Angst, sein Erbleichen unterdrücken. Der erfahrne Prediger, der dem Jüngling seine Furcht anmerkte, sprach ihm mit aufrichtigem Ernste Muth ein, und nach einer Stunde stand schon das schwerfällige, altmodische Fahrzeug des Pfarrers, mit zwei tüchtigen Ackerpferden bespannt, im Hofe, und nach fünf Stunden auf der Brücke vor der Residenz.

Wie oft wohl die Frage: was wird der Herzog mir zu sagen haben? auf dem Wege durch sein Gehirn gegangen, läßt sich leicht ermessen; allein die Antwort darauf lag unter einem dichten Schleier verborgen, den sein Auge nicht zu durchschauen vermochte; es gab daher kein anderes Mittel, als mit Muth und Standhaftigkeit seinem Glücke oder Mißgeschick entgegenzugehen. Noch hatte sein Fuß seit dem Tage, da er so lieblos aus seinem Wirkungskreise, aus seinem Himmel voll unnennbarer Seligkeit herausgerissen war, die Straßen der Residenz nicht wieder betreten. Heute betrat er sie zum ersten Male, ach! vielleicht zum letzten Male wieder, und wer verzeiht es dem Jünglinge nicht, daß er die Freiheit, die er jetzt noch besaß, dazu benutzte, um vor dem Hause der Generalin vorüberzugehen? Er trat in die Straße, und schon von weitem erblickte er hinter dem gewöhnlichen Fenster, wo sie zu sitzen pflegte, das schöne Engelsköpfchen. Seine Wangen erglühten, sein Herz schlug hörbar laut in der beengten Brust: er verdoppelte seine Schritte, und sein Geist war in ihrer Nähe. Welch ein Entzücken lag für ihn in dem Gedanken: von ihr gesehen, von ihr bemerkt zu werden! — Aber, wie Seifenblasen in der Luft verfliegen, und kaum eine Spur ihres Daseyns zurücklassen, so verfliegen die Gedanken der Menschen und seine Wünsche. In der großen Volksmasse, welche aus allen Häusern heraus, und auf die Spaziergänge strömte, wurde Steinhof übersehen, und Hermine hatte vielleicht keine Ahnung von seiner Nähe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Seitenstück zu Kaspar Hauser wird der Passauer Zeitung von glaubwürdiger Quelle aus Landshut mitgetheilt: Am 11. Mai 1855 wurde Morgens 9 Uhr in der Nähe des Orts Strüth auf der Distriktsstraße von Ansbach nach Rügland im Bezirke des k. Landgerichts Ansbach von der k. Gendarmerie ein anscheinend taubstummer Knabe von beiläufig 12 bis 13 Jahren aufgegriffen. Der Knabe war der Jahreszeit angemessen gekleidet und hatte eine stumpfe Nase, blaue Augen und ein ovales Gesicht; auf beiden Oberarmen hat derselbe je vier in einer senkrechten Reihe befindliche deutliche Impfnarben. Bei seiner Untersuchung durch einen Taubstummenlehrer wurde er für taub und stumm erachtet, auch ergab sich, daß er noch in keiner Taubstummen-Anstalt Unterricht erhalten hatte. Nach einiger Zeit und nachdem der Knabe durch den Taubstummen-Lehrer Unterricht erhalten hatte, stellte sich heraus, daß er zwar hörte und alle Sprachorgane vollständig hatte, daß er aber noch nicht gesprochen und auch wenig hatte sprechen hören. Nach Verlauf einiger Wochen gab er nun an, er sey, so lange zurück er sich denken könne, in einem Gemache aufbewahrt

worden, das nach seiner Beschreibung einem Keller glich. Täglich dreimal sey eine bucklige Frau gekommen, und habe ihm Brod und Suppe gebracht; sein einziges Spielzeug sey ein Hammer gewesen. Einigemale sey er herausgekommen, und erinnere sich bei dieser Gelegenheit, ein großes Haus gesehen zu haben, in der viele Leute waren, vorn aber ein Mann mit einem weißen Gewand, über welchem etwas Goldenes hing. Er sey hiebei von der Frau zu einem Knaben gebracht worden, der kleine Schweine hütete. Ungefähr acht Tage vor seiner Arrettirung sey er bei Nacht von einem großen Manne mit zerrissenen Kleidern, mit einem großen Bart mit fortgenommen worden; sie hätten in Wäldern übernachtet und der Mann habe ihn getragen, wenn er nicht mehr habe gehen können. Der Mann habe ihn auch durch Zeichen zum Betteln abgerichtet. Zuletzt hätten sie im Ansbacher Landgerichtsbezirke in einem Walde übernachtet, und sein Begleiter habe ihn mit Fichtenzweigen zugedeckt. Als er am andern Morgen erwachte, sey sein Begleiter fort gewesen; diese Stelle im Walde, an den verdorrten Fichtenzweigen kenntlich, wußte er später wieder aufzufinden. Nachdem der Knabe sich nun noch einige Tage in der Umgegend herumgetrieben und durch Betteln ernährt hatte — er kam hiebei auch nach Gunzenhausen — wurde er arretirt. Daß dieser Knabe früher ganz von der Welt abgeschlossen war, geht aus folgenden Umständen hervor, welche die Anfangs um ihn lebenden Personen übereinstimmend angaben: „Sein Benehmen war das eines 4 bis 5jährigen Kindes, linkisch und tappig; er kannte blos Brodsuppe; mit Fleisch, Gemüse, Kartoffeln u. dgl. wußte er nicht umzugehen. Er konnte die einfachsten Hausgeräthschaften nicht unterscheiden. Als er in die Nähe eines brennenden Lichtes kam, wollte er in die Flamme hineingreifen. Er sah im Winter 1855/56 zum Erstenmale Schnee und wunderte sich sehr darüber, daß jetzt Alles weiß sey, u. dgl. m." Alle bisherigen Bemühungen, die Herkunft desselben ausfindig zu machen, waren erfolglos, und er ist jetzt in der Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder auf dem Weinberg, Ldg. Ansbach, untergebracht; — möge die Zeit dieses Räthsel lösen.

Ein Londoner Korrespondent der „Kölner Zeitung" schreibt: „Bei der sogenannten Festvorstellung, welche am Tage des Besuches der preußischen Prinzen in Woolwich im dortigen Theater stattfand, trug sich folgendes Intermezzo zu: Es wurde ein melodramatisches Räuberstück gegeben, und im Parterre unter den Zuschauern befand sich ein großer Newfoundlandhund. Als nun auf der Bühne ein arger Bösewicht einer Frau ihre Kinder entreißen will, und die Frau mit dem Bösewichte ringt und die Kinder sich weinend an die Mutter klammern, da plötzlich — die Rührung war gerade so allgemein, daß die Galerie ihr gewöhnliches Orangenschalen-Bombardement gegen das Parterre eingestellt hatte — da plötzlich springt der Newfoundländer, der ein großer Kinderfreund ist und mit Mühe seines Zornes so lange Meister geworden war, über alle Sitze im Parterre, über Köpfe, Orchester und Souffleurkasten hinweg, wüthend auf die Bühne und packt den Bösewicht, der Hülfe rufend die arme Mutter losläßt. Es dauert lange, bis man ihm seine Beute entreißt, bis sich das Publikum über diese ungewohnte Scene Rechenschaft geben kann. Als ihm klar wird, bricht es mit donnerndem Jubel aus. Das herrliche Thier wird mit Beifall überschüttet und zur Thür hinausgeworfen.

[In der Leihbibliothek.] Liese: Sie, ich hab' gehört, Sie thät'n Ein'm Lesebücher lehnen. — Leihbibliothekar: Ach ja, liebes Fräulein; wünschen Sie ein ganzjähriges oder ein halbjähriges Abonnement? — Liese: Ach, das müssen Sie ja besser verstehen, als ich; ich möchte halt ein schöns les'n. — Bibl.: Belieben Sie einen Roman, Novelle, Taschenbuch; etwas von Hauff, Campe . . . . — Liese: Ach, Jeses, nein, ich möcht' halt so a Buch, wo drin steht, als wie als wenn zwei zusamm komme woll'n und komme net zusamm' nachher komme se doch a mal zusmm, nachher komme se wieder lang net zusamm; endlich aber komme se doch zusamm! — Bibl.: Ach, Fräulein, dann wählen Sie wie Sie wollen; meine 23,430 Bände behandeln alle dieses Thema.

[Ein Lebensmitteltarif von 1626!] Als der siebenbürgische Fürst Gabriel Betheln in genanntem Jahre in Kaschau sich mit Katharine Brandeburg vermählte, fand sich der ehrsame und wohlweise Rath dieser Stadt, um dem „bei solchen Gelegenheit sich innistenden Wucher zu steuern," bewogen folgenden Preiskourant, dessen Uebertretung schwere Strafeahndungen nach sich ziehen sollte, zu veröffentlichen, „Hinfüro soll kosten: Ein Huhn 3, eine fette Gans 6, ein Spanferkel 8, ein Pfund Speck 4, ein Pfund Rindfleisch 2, Kalbfleisch 3, Schöpsenfleisch 1½, Käse 3, Butter 7, Kerzen 5, sechs Eier 1½, Brod für drei Personen 1, ein Pfund Fische 5, eine Halbe des besten tokayer Weins 8, eine Halbe mittlere Gattung 4, ꝛc. Denärs" (109 solche Denäre auf einen Gulden gerechnet.)

Redakteur Gustav Messert.
Druck und Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 35. Mittwoch, 10. Februar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Heiking's Eintritt, der einen Kavalleriemarsch pfeifend ins Zimmer kam, schien ihr neuen Muth zu geben. Sie hieß ihn mit einem Knix willkommen, trat dann nahe zu ihm hin und flüsterte ihm zu:

„Gießen Sie das Glas Branntwein um, welches dort rechts auf dem Schenktisch steht."

„Umgießen, Madame, umgießen? sagten Sie?" entgegnete der Husar laut. „Sie meinen wohl, ich solle es mir eingießen, als eine kleine Erquickung nach dem heutigen Exerziren im schlechtesten Wetter."

Er hatte es in die Hand genommen und führte es, mit der andern Hand den Knebelbart zurückstreichend, an die Lippen.

Sie aber, von einer Angst ergriffen, die in der Brust des Weibes selbst auf der letzten Stufe der Entwürdigung noch stärker ist als Gewissenspein und Todesfurcht, griff ihm in den Arm und entriß ihm das Glas, das klirrend zu Boden fiel.

„Es ist genug nun!" sagte Doktor Salomon, sich plötzlich mit patriarchalischer Würde emporrichtend, „im Namen des göttlichen und menschlichen Gesetzes sage ich Ihnen Allen, die hier gegenwärtig sind, hier ist ein fluchwürdiges Verbrechen begangen oder wenigstens beabsichtigt worden, und wenn dieser unglückliche Mann jetzt stirbt, so stirbt er wahrscheinlich an Gift, das eine ruchlose Hand ihm unter seinen Trank gemischt. Wer von den Anwesenden etwas, es sey viel oder wenig darüber weiß, der sage es mir, denn ich werde, sobald ich Alles gethan, was ich als Arzt zu thun verpflichtet bin, meine Schuldigkeit als Bürger thun und diese ganze traurige Sache dem Gericht anzeigen."

Gertrud war bebend neben dem Lager ihres Vaters auf die Knie gesunken, während Salomon sprach. Nanni lehnte sich bleich wie ein Bild der Verzweiflung an den Schenktisch und Heiling trat entsetzt von ihr zurück und warf einen Blick voll Abscheu auf das Weib, das seinetwegen zur Verbrecherin geworden.

Der Arzt schrieb jetzt ein Rezept und der Husar erbot sich, es eilig aus der Apotheke zu besorgen.

Als er fortging, wollte Nanni ihn zur Thür hinausbegleiten, aber der Blick des alten Mannes schien eine Art von Zauber auf sie zu üben, sie trat zurück als er sie anschaute und setzte sich wie ermüdet in den nächsten Stuhl.

Gertrud's Gegenwart und Thätigkeit ward nun im höchsten Grade nothwendig. Ihr unglücklicher Vater brauchte jeden Augenblick ihren Beistand, und mit Hülfe Heiling's, der in fliegender Eile zurückkehrte, gelang es dem Doktor und Gertrud, den Leidenden in das Zimmer seiner Tochter hinaufzuschaffen.

Er war fortwährend bei vollem Bewußtseyn und konnte seinem ärztlichen Beistande Aufschluß über seinen Zustand geben und vermochte jede Frage gebührend und ausreichend zu beantworten. Er fühlte sogar den freundlichen Einfluß der Stille und Sauberkeit in dem Raume, den Gertrud als ihr Eigenthum betrachten durfte, und äußerte es in einigen Worten.

Heiking hatte ebenfalls das Stübchen betreten und setzt sich auf Gertrud's höfliches Nöthigen einen Augenblick nieder, um von der Anstrengung, die das Hinaufschaffen des schweren und unbehülflichen Kranken selbst seiner Riesenkraft verursacht hatte, auszuruhen.

Das Bettchen der kleinen Leonie stand hier neben dem Bett der ältern Schwester und Pflegerin und vom Roth der Gesundheit angehaucht, schlief darin das kleine schöne Kind. Heiling's Augen schweiften von einem Gegenstande, von einem ärmlichen, aber peinlich saubern Geräth im Zimmer zum andern und hafteten lange und ernst auf dem kleinen Lager. Ein eigenes süßes Gefühl durchzuckte seine Brust. Ein warmes Interesse für das junge unschuldige verlassene Mädchen, das sich und seine ganze Umgebung so rein zu erhalten gewußt, in dem Sumpfe von Lastern mannigfacher Art, wo es erwachsen.

Sobald Bergenau ordentlich im Zimmerchen

seiner Tochter gebettet war, ging Doktor Salomon hinab in das Schenklokal und winkte dem Husaren ihm zu folgen.

„Ich kenne Sie nicht, mein Herr", sagte er zu ihm, als sie dort, wo Nanni noch immer fest auf ihrem Platze saß, sich ebenfalls niedergesetzt hatten, „das heißt, ich kenne sie nur von Gesicht, ihr Name und Charakter sind mir unbekannt. Gesehen habe ich Sie schon seit Jahren, gesehen und beobachtet, ich weiß und kann es gerichtlich beweisen, daß Sie mit dieser Frau früher ein Einverständniß hatten. Leute wie wir, meine Kinder und ich, hören, sehen und schweigen. Jetzt aber ist es für mich Zeit zum Reden, denn das Mitwissen eines Mordversuchs, ohne ihn anzuzeigen, ist nicht mehr Diskretion, sondern ein Verbrechen. Ein Arzt, der mit allerlei Menschen zusammenkommt, lernt sich verstehen aufs menschliche Angesicht, und wenn ich Sie betrachte, glaube ich, daß Sie wohl könnten Jemand im Zorne niederschlagen oder niederstoßen, aber nicht heimlich ihm Gift in Speise und Getränke schütten. So glaube ich denn auch nicht, daß sie theilgehabt an dem scheußlichen Verbrechen, das hier begangen; aber ich muß Ihnen sagen, daß das Gericht vielleicht anderer Meinung seyn, und daß Ihnen Gefängniß und große Unannehmlichkeiten bevorstehen. Sammeln Sie daher alle Ihre Gedanken und Erinnerungen, damit Sie, der Geliebte der Frau, die Mordversuche gegen ihren Gatten gemacht, sich von jedem Verdacht der Theilnahme befreien, indem Sie Alles thun, um das Geschehene aufzuklären."

„Was?" sagte Heiking, „was faselt der Jude? Mordversuche, an denen ich betheiligt seyn sollte? Pah, pah! Unsinn! Bergenau ist ein Säufer und der Branntwein ist sein Tod, es ist gar kein anderes Gift nöthig, wenn man sich täglich so viel Spiritus in den Leib gießt. Das arme eingeschüchterte Weib kann auch wohl einmal ein unüberlegtes Wort sagen, ohne daß man denkt, sie habe Gift in den Branntwein gethan, weil sie will, daß man ihn ausgieße. Nein, mein Herr, sie thun ihr Unrecht und ich — na, ich müßte geradezu ein Schuft seyn, wenn ich an ihrem Verderben mitarbeiten wollte. Ich werde wahrhaftig nicht als Zeuge wider sie auftreten, selbst wenn ich — wie Sie zu sagen belieben — in große Unannehmlichkeiten kommen sollte. Ist hier ein Verbrechen begangen, dann möge das Gericht es untersuchen, das ist dessen Sache, ich bin kein Spion, kein Polizeiagent, ich bin des Königs Reiter und werde mich weder von Doktoren, noch von Juden zu etwas Anderm brauchen lassen."

Nanni richtete sich bei diesen Worten Heiling's rasch empor, ihr ganzer Muth schien wiedergekehrt zu seyn und sie sagte mit frechem Tone:

„Wie, ist denn etwa hier Niemand Anderes im Hause, der diesem Säufer Gift gegeben haben könnte — wenn er wirklich welches bekommen haben sollte — als ich? Wo der Vater die Tochter aus dem Hause jagt, da kann es schon der Fall seyn, daß die Tochter dem Vater Etwas einrührt, was ihm schlecht bekommt. Ich glaube aber überhaupt an keine Vergiftung, Bergenau hat immer an Krämpfen gelitten, so lange ich ihn kenne und der Branntwein kann einen Menschen auch schon umbringen."

„Pfui! Pfui! Teufelsweib, was schwatzest du in den Tag hinein!" schrie Heiling, heftig von seinem Stuhl aufspringend. „Was hat dir das Kind gethan, das arme junge Mädchen, das hübsch ist wie eine Rosenknospe und dein Kind pflegt und wartet wie du selbst es thun solltest Daß du solch Zeug redest, du Abschaum!"

Der Husar kehrte dem Weibe den Rücken mit einer Wuth und Entschiedenheit, die in dem verderbten Herzen derselben den letzten Rest der Weiblichkeit, die heftige tiefe Leidenschaft, die sie für den Sprechenden fühlte, erzittern und sich krümmen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Mit klopfendem Herzen erstieg Steinhof die breiten Marmorstufen im fürstlichen Schlosse, und war über alle Erwartung erstaunt, daß, als er dem in Silbertressen gekleideten Diener seinen Namen und sein Begehr gemeldet, dieser ihm sagte: Herr Steinhof? können sogleich hereintreten, Se. Durchlaucht sind allein und erwarten Sie.

Mit dem Rücken gegen die Thür gewendet, saß der treue Landesvater, unter vielen Papieren begraben, und arbeitete.

Steinhof? fragte der Herzog.

Ew. Durchlaucht unterthäniger Diener.

Treten Sie näher. Sie studirten Theologie?

Ich bereite mich vor, um einst in dem Lande meines gnädigsten Herzogs eine Predigerstelle würdig bekleiden zu können.

Das ist brav. — Sie waren eine Zeitlang der Lehrer der Pflegetochter der Generalin von Grad.

Alles Blut strömte dem armen Kandidaten mit unwiderstehlicher Gewalt zum Herzen und zum Kopfe; seine Wangen wurden wie mit Scharlach übergossen, und mit stockender Stimme antwortete

er: Ich hatte die Ehre, das Fräulein zur Konfirmation vorzubereiten.

So? sagte der Herzog, ihn scharf in's Auge fassend. Was halten Sie von dem Mädchen?

Wenn alle theologischen Fakultäten des ganzen deutschen Reichs sich die Köpfe zerbrochen hätten, um ihm eine recht schwere Frage vorzulegen, so hätten sie wohl keine hervorbringen können, die den armen Steinhof mehr als diese in Verlegenheit gebracht hätte. Er stand wie vom Blitze getroffen da, und wußte auch nicht eine Silbe darauf zu antworten. Der Fürst aber, der sich an seiner Verlegenheit zu weiden schien, sagte: Sie haben mich wahrscheinlich nicht verstanden. Ich meine, ob sie gut ist? ob ihr Herz keine verdorbenen Gesinnungen hegt?

Ein tiefer Angstseufzer machte dem beengten Herzen Steinhofs Luft, und er antwortete ermuthigt: Gut? gnädigster Herr? gut? Ja, gut ist das Fräulein wie die Engel des Lichts, von denen der Erlöser sagt: daß sie das Himmelreich allein ererben werden.

So? auch klug, erfahren, über Manches belehrt?

Bescheidenheit ist die schönste Blume im jungfräulichen Kranze, und diese ihr Eigenthum.

Auch schön, freundlich, liebreich?

Diese Fragen, mein gnädigster Herr —

Haben Sie in der Theologie nicht mit studirt? — Nun, Ihre Meinung?

Ohne zu viel zu sagen, möchte ich behaupten, daß kein Wesen ihres Geschlechts auf dem ganzen Erdenballe mehr Freundlichkeit, Unschuld und Liebenswürdigkeit mit einander verbände als sie.

In Wahrheit? — Nun, einen wärmern Fürsprecher hätte das Fräulein wohl nicht wählen können. Wie alt sind Sie?

Vierundzwanzig Jahre.

Sie sind ein guter Kanzelredner, wie ich gehört!

Wenn Ew. Durchlaucht das gehört, so ist der Ruf besser, als die eigene Meinung, die ich von mir hege.

Eine Predigerstelle ist also das Ziel Ihrer Wünsche?

Ich glaube dazu einen innern Beruf in mir zu fühlen.

Nun, da kann Ihnen ja geholfen werden. In verwichener Nacht ist der alte Domprediger Weidmann mit Tode abgegangen. Suchen Sie um die Stelle nach; aber noch heute, noch in dieser Stunde, und bringen Sie mir das Gesuch; ich nehme es dann selbst mit in die Kanzlei.

Nur indem ich auf die Entschuldigung meines gnädigsten Fürsten rechne, erlaube ich mir diese Vermessenheit; denn kein Grund berechtigt mich, um diese Stelle nachzusuchen.

Es kommt auf den Versuch an, wagen Sie es nur. —

Steinhof empfahl sich und eilte auf Flügeln des Windes, mit leichtem Herzen, die Marmorstufen, die ihm vorhin so schwer zu ersteigen geworden, wieder hinab. In seinem Kopfe aber ging es bunt durcheinander; denn unbegreiflich war es ihm, wie der Fürst auf den Gedanken gerathen, sein Gutachten über Hermine zu fordern, und noch unbegreiflicher war es ihm, wie der ihn auf eine Stelle aufmerksam machen, ja ihm sogar eine Art von Versicherung darauf geben konnte, die auf dem Wege der Billigkeit nur dem verdienstvollsten Manne im Lande gehörte. Etwas Besonderes mußte hier durchaus zum Grunde liegen, doch war es für jetzt nicht möglich dieses Etwas zu ergründen.

Auf dem Wege zum Absteigequartier wurden Schreibmaterialien gekauft, und dann ging's rasch an die Arbeit. So leicht es ihm sonst ward, einen Plan zu entwerfen, so schwer wurde es ihm heute; denn er war zu zerstreut, seine Phantasie von dem seltsamen Vorgange zu sehr aufgeregt, und mehrere Male sah er sich genöthigt, den Eingang zu verwerfen. Endlich als er nach vieler Anstrengung, jedoch nicht zu seiner Zufriedenheit damit zu Stande gekommen, fiel es ihm erst ein, daß der Herzog höchst wahrscheinlich auf diese Arbeit, die er in einer Stunde liefern sollte, einen besondern Werth setze; er verwarf daher das fertiggewordene Gesuch abermals, und ein drittes und viertes gelang noch weit schlechter als das Erste. Da weckte ihn plötzlich die Vesperglocke aus seiner Verwirrung, und es fiel ihm ein, daß nach dem Befehl seiner Durchlaucht schon über zwei Stunden verflossen waren. Nun, dachte er, mag die Stelle bekommen, wer da will, an mich wird sie doch nicht kommen, damit nahm er sein erstes Gesuch, und rannte damit fort. Der Herzog war eben in das Schauspiel gefahren, und er sah sich genöthigt, sein Anliegen im Vorzimmer abzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Bezug auf die Mormonen schreibt man: „Die Heiligen vom Salzsee sind plötzlich unheilig und uneinig geworden. In Betreff der Unheiligkeit wird angezeigt, daß sie mit den heidnischen Indianern eine „Allianz“ geschlossen haben, um die gotteslästerlichen Yankees mit Feuer und Schwert zu vernichten. Gewiß ist, daß am 23. Dez. eine Versammlung zwischen 600 bis 700 Cheyenee- und Comanches-Indianern statifand, die vom Salzsee

zurückkamen und von 20 Mormonenführern begleitet waren. Die kupferfarbigen Alliirten der Heiligen beschlossen in dem von ihnen errichteten Lager bis zum Frühjahr zu bleiben und sich dann unter die Führung der Heiligen zu stellen. Sollte dieß in der That geschehen, so würden die Indianer den gegen sie abgeschickten Truppen der Vereinigten Staaten mit Abschneidung von Lebensmitteln rc. mehr Schaden zufügen, als die Militärbehörden bisher von den Mormonen zu fürchten hatten. Soweit wäre die „Allianz" ersprießlich für die Heiligen, wenn die Mormonen wahrgesprochen, indem sie ihre Macht auf 80,000 Streiter für den Herrn angeben. Dem ist nicht so. Sichern Nachrichten zufolge stehen die Heiligen auf dem Punkte, sich selbst in die Haare zu fallen. Auf des Propheten Brigham Young Seite steht nur die Hälfte der streitbaren Mormonen, im Ganzen kaum 25 bis 30,000 Mann stark. Diese sind kriegerisch gesinnt und entschlossen, die Truppen der Vereinigten Staaten anzugreifen. Die andere Hälfte gehört jedoch zu „Peacemakern", den Freunden der Ordnung, die in der heiligen Stadt die Herstellung einer Militärherrschaft und Brigham Young in die Hölle wünschen. Uebrigens lassen es die Kriegerischen am Salzsee nicht an Vorbereitungen fehlen. Sie sind jetzt beschäftigt, alle Pässe, die nach Salt Lake City führen, zu befestigen. Vom Fort Laramie bis zum Salzsee befindet sich kein Gras mehr, da die Mormonen es noch vor dem Eintreffen der Truppen verbrannt haben. In Folge dessen starben viele Thiere, die zur Expedition gehörten, und die Dragoner sind zur Hälfte unberitten. Vor dem Frühling wird General Johnston keinen Angriff unternehmen."

Die Berliner „Zeit" schreibt: „Nach Briefen vom 27. Dez. v. J., welche von Dr. Brugsch aus Aegypten mit dem Lloyddampfschiffe nach Europa gelangt sind, ist derselbe am 27. Dez. von seiner Reise nach Oberägypten mit seinem Freunde Mariette wohlbehalten nach Kairo zurückgekehrt. Die Insel Elephantine, den südlichsten Punkt ihrer Reise, erreichten beide Gelehrte am 17. Nov. In den Städten und Ruinen von Memphis, Beni-Hassan, Osiut, Dendera, Abydos, Theben, Esne, Assuan und auf der Philae haben sich dieselben behufs wissenschaftlicher Untersuchungen längere Zeit aufgehalten. Nachgrabungen, welche im Namen des Vize-Königs für den Prinzen Napoleon in den genannten Oertern angestellt wurden, haben viele für die Wissenschaft wichtige Resultate ergeben. Dr. Brugsch hat in Theben in einem Sarge einen vollständigen Thierkreis aufgefunden und ist ebendaselbst in den Besitz eines werthvollen Manuskripts mit Daten aus der zwölften Dynastie auf Leder gelangt. Derselbe bereitet sich gegenwärtig zu einer Rundreise im Delta vor."

[Ein neues Stückchen von Barnum.] Barnum soll, wie wir aus Amerika her erfahren, im Sinne haben, einen Mann in einem Kautschuk-Ballen den Niagara-Fall hinabschwimmen zu lassen. Dieser Ball soll groß und geräumig und so eingerichtet seyn, da sein Einwohner auf einen Guttaperchastuhl festgebunden, nach glücklich überstandener Fahrt eine Klappe öffnen und daraus eine amerikanische Fahne in die Luft schwenken kann. Ballon, Guttaperchastuhl, Fahne und was sonst zu dieser abenteuerlichen Fahrt nöthig ist, soll bereits vorhanden, nur der Mann noch nicht gefunden seyn, der sie zu unternehmen die nöthige Tollkühnheit besitzt. Wahrscheinlich wird Barnum einen öffentlichen Aufruf nach einem solchen erlassen.

[Eine Windhose.] In Königsaal (Böhmen) hat sich der Sturm, der am 20. v. Mts. wüthete, im Beraunthale zwischen Rewnic, Dobrichowic und Mokropec zu einer Windhose gebildet. Obwohl der Erdboden feucht war, hob die Windhose dennoch eine ungeheure Menge desselben in die Luft und bot durch das mehrstündige Anhalten und bei dem bisweilen hervortretenden Sonnenschein ein Schauspiel dar, welches von Weitem das Bild eines furchtbaren Brandes darbot, so daß auch die Feuerspritzen von Königsaal gegen Dobrichowic eilten, bald aber wieder zurückkehrten.

In Mastricht starb am 25. Jan. ein Herr v. Br.., der, obgleich häuslich recht nett eingerichtet, es doch seit 10 Jahren vorzug, im Keller zu wohnen und auf einem Kohlen- und Aschenhaufen zu schlafen, wo er seinen Schatz verborgen hatte. Einige Tage vor seinem Tode wurde der Sonderling durch die Polizei in's Spital gebracht; bei dieser Gelegenheit fand man auch seinen Schatz, der aus einigen Tausend Franken bestand.

[Chinesische Lebensmaxime.] „Sitzen ist besser als Gehen, Liegen besser als Sitzen; aber Schlafen ist das Allerbeste."

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

② Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 42. Donnerstag, 18. Februar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Gegen Mittag, als Gertrud schon oft von ihrem Sitze am Fenster nach dem Bette des Vaters geblickt hatte, erwachte dieser endlich, wenigstens sah die Tochter, daß er die Augenlider öffnete. Als sie aber an das Bett des Leidenden trat und ihn freundlich fragte, ob er etwas bedürfe, da begegnete ihrem erschrockenen Blick ein Auge, das bewußtlos ins Leere starrte und sich zu dumpfen Träumen wieder schloß. Bergenau erkannte weder sein Kind, noch schien irgend ein Gedanke seine ermattete Seele zu bewegen.

Gertrud versuchte ihm etwas von den bereitstehenden Arzneimitteln einzuflößen, aber er hielt die Lippen geschlossen und lag bald wieder in dem bleiernen Schlafe, den die Tochter anfangs mit solcher Freude begrüßt hatte und der nun ihr die größte Angst verursachte. Wenn er stürbe, trotz der tröstlichen Zusicherung ihres jüdischen Freundes? Wenn Gott ihr die Gelegenheit, dem unglücklichen Vater eine Stütze, eine Freundin zu seyn, ihm selbst die Möglichkeit, sein schreckliches Laster abzulegen verweigerte? Wenn Nanni, die Frau, die Eduard's Namen trug, als Giftmörderin angeklagt und verurtheilt, auf dem Schaffot sterben müßte?

Was auch kommen mag, der Vater lebe oder sterbe, sagte Gertrud zu sich selbst mit einem tiefen tröstlichen Entschluß, wenn Eduard heimkehrt, so verlassen wir Alle diesen Ort, an dem der Name Bergenau, der einst einen so schönen Klang hatte in der Künstlerwelt und den Eduard gewiß noch zu Ansehen und Ehren bringen wird, durch Verbrechen beschmutzt und verunglimpft ist.

Ich werde dann Dubois vielleicht nie mehr wiedersehen — aber sey es darum, er wird mein gedenken, er wird mich lieben wie eine gestorbene Schwester, und wenn wir uns in der weiten Welt nach vielen, vielen Jahren einmal begegnen, soll er finden, daß das arme Mädchen, welches er in treuem Andenken behalten, dieses Andenkens werth war. Wohl mischten sich in diese ernsten resignirten Gedanken andere lachende Bilder. Gertrud war fast sechzehn Jahre alt, so manche Braut hatte sie mit blühendem Kranze an dem Arme ihres Geliebten in die Kirche gehen sehen. Sie sah sich auch mit der Myrthe geschmückt, sah Dubois sich liebend zu ihr herabneigen — aber sie sah dieß als einen seligen Traum, dem nie der Boden der Wirklichkeit zu Theil werden könnte.

Dubois, der Sohn eines Geschlechts, das für den modernden Staub seiner Vorfahren eine stolzere Wohnung gebaut, als sie, die Tochter des armen Musikanten, mit ihrer Familie je lebend zu bewohnen hoffen konnte. Dubois, der vornehme, von allem Luxus und Komfort, den der Reichthum nur gewähren kann, umgebene Jüngling und sie, das arme Mädchen aus der Schenke.

Ach, sie verlangte ja auch nicht, daß die Sonne zu ihr herniedersteigen sollte, sie war zufrieden, daß sie am blauen Himmel stand und einen ihrer göttlichen Strahlen auch in ihr armes Stübchen sandte, es für einen Augenblick ganz mit goldenem Lichte füllend.

Er wird mich nicht vergessen, nie vergessen! sagte sie beinahe laut, er hat es mir versprochen und seine Lippen wie seine Augen lügen nicht. Dann, wie wenig Zusammenhang dieß auch mit der Erinnerung an den neuen Freund haben mochte, fiel es ihr plötzlich schwer auf die Seele, daß die Erhaltung ihres kleinen Hausstandes jetzt ganz und gar auf ihr ruhe, bis Eduard heimkehre, den sie nach seiner Zeitbestimmung etwa in drei Tagen erwarten konnte.

Sie öffnete das Kästchen, in dem sie ihren kleinen Geldvorrath aufzubewahren gewohnt war und zählte denselben sorgsam und mit einigem Herzklopfen. Nun, sie war nicht ganz arm, noch besaß sie zwei Thaler siebzehn Groschen und neun Pfennige, die Arbeit, die sie unter den Händen hatte, mußte, wenn sie fleißig arbeitete, bis morgen Mittag fertig seyn und sie hatte dann noch auf manchen andern Tag Arbeit vorräthig. Sie wollte auch nicht ängstlich sorgen. Es ist genug, daß jeder Tag

seine eigene Plage habe, sagte sie zu sich selbst, indem sie eifrig weiter stickte.

Die kleine Leontine war müde geworden, Gertrud legte sie auf ihr Bettchen und blickte traurig in das Gesicht des bewußtlosen Vaters. Der Abend dunkelte bereits und das junge verwaiste Mädchen saß einsam arbeitend, sorgend, müde von der durchwachten Nacht und von tausend schmerzlichen Aufregungen bei dem bewußtlosen Kranken und dem schlaftrunkenen Kinde.

Am Himmel jagte sich wieder wildes Gewölk, aber von Zeit zu Zeit blickte doch ein Sternchen freundlich in die Fenster von Gertrud's kleiner Stube und sein lichter Strahl war immer wieder für das leidende Mädchen ein Hoffnungsbote.

Durch Nacht zum Licht! flüsterte sie leise vor sich hin. Da hörte sie das Oeffnen und Zuschlagen der Hausthür, einen bekannten Schritt auf der Treppe, sie hörte eine Hand nach dem Griff ihrer Thür tasten. Er ist es! Kein Zweifel! Es ist der liebe heimkehrende Eduard! Vergessen, für einen Augenblick wenigstens, ist Alles Leid, das die Arme ertragen, die Geschwister halten sich umfangen und Gertrud's vom Weinen müde Augen ruhen auf der Schulter Desjenigen, der ihre natürliche Stütze, ihr unwandelbarer Freund, ihr Eins und Alles ist.

Sein Auge hat sich an die Dunkelheit des Stübchens gewöhnt. Er sieht und erkennt das Bett des Vaters; ihn hier zu finden, selbst wenn er sehr krank wäre, ist dem heimkehrenden Sohne eine tröstliche Ueberraschung. Aber er wünscht Licht im Zimmer, er hat der Schwester etwas zu zeigen, er möchte ihr überraschtes glückliches Gesichtchen sehen. Der Augenblick ist ja erschienen, indem er den Erfolg seines langen Strebens zu ernten hofft, in der Freude seiner Gertrud.

Das junge Mädchen, alles Nothwendige auch im Augenblick der Ueberraschung bedenkend, legt einen Bogen grünen Papiers, das sie zum Unterlegen bei sehr kunstvollen Stickereien braucht und daher stets vorräthig hat, in tiefe und feste Falten, ihn dann auseinandernehmend bildet sie daraus einen Lichtschirm, hinter welchem die kleine Lampe angezündet wird. Wie strahlend erscheint ihr Eduard's liebes Gesicht. Ja, er bringt Glück in die Heimath, das liest sie in seinen Augen.

„Nun setze Dich hierher, meine Gertrud," flüstert er leise, um den Vater nicht zu erwecken, „so, daß ich Dich ganz schön ansehen kann; jetzt sollst Du das Christgeschenk empfangen, das ich schon so lange Dir vorbereitet, da, nimm und lies!"

Mit freudebebender Hand nimmt der Jüngling aus seiner Brieftasche einen großen Brief, der ein mächtiges Siegel hat, an welchem ein langer schwarz und weißer Seidenfaden hängt. Das Papier ist steif, es hat schon etwas Feierliches, Ungewöhnliches, Gertrud hält es lächelnd in den zitternden Kinderhänden und wagt nicht, einen Blick hineinzuthun.

„Nimm und lies!" wiederholt Eduard, wie der Engel einst dem Evangelisten Johannes, „aber lies mit Verständniß, mein Schwesterchen, Du kannst auch laut lesen, damit ich höre, wie die Worte aus Deinem Munde klingen."

Sie entfaltet das vornehme Papier.

Ganz oben steht darauf mit großen Frakturbuchstaben geschrieben: Qualifikationsattest!

„Was ist das, Eduard?"

„Lies nur, lies!"

„Qualifikationsattest des Herrn Eduard Bergenau zum Feldmesser ꝛc."

„Herr Gott, Eduard!"

„Aber so lies doch, Gertrud, es ist ja mein Zeugniß, Liebe, gute Schwester, der erste Schritt ins Leben ist ja nun gethan, ich bin vereidigter Geometer bei der Danziger Regierung und an Arbeit wird es mir nun nie fehlen, an Arbeit, die lohnend und ehrenhaft ist und mit der ich Dich, den Vater und auch die Kleine ernähren kann. Siehe, wir wollen nach wie vor Beide fleißig seyn und sparen, dann gehen wir in drei bis vier Jahren nach Berlin und dort studire ich die Baukunst, die schönste und erhabenste aller Künste, und die Zeit wird kommen — ich weiß, Du glaubst mir das, meine Gertrud — wo der arme Knabe, der aus der Schule gewiesen ward, ein großer Meister geworden, dessen Namen dann neben Erwin von Steinbach, neben Vitruv und Palladio, unserm Schinkel und all den großen Geistern, die den Erdball mit ihren unvergänglichen steinernen Gedanken schmückten, mit Ehren genannt werden kann. Eduard Bergenau! Es ist ein hübscher Name, er klingt so deutsch und tüchtig. Ich kann gerade nicht sagen, daß ich große Münster und Kirchen bauen möchte. Der Gott, den ich anbete, wohnt nicht in Tempeln mit Händen gemacht; aber Brücken werde ich schlagen über wilde Ströme, ich werde den rasenden Gewässern feste Dämme entgegenstellen, ich werde Häuser bauen, in denen die Armuth gesund und bequem wohnen kann. Tom Smith, mein wackerer Freund und Wohlthäter, nennt das die schönste und nothwendigste Aufgabe für einen rechten Baumeister, ich werde Museen und Walhallas bauen, Rathhäuser, in denen, freie Männer über das Beste ihrer Mitbürger sich besprechen können. Ich werde —"

(Fortsetzung folgt.)

Der Kontrebandirer und der Douanier.

Sittenbild aus Chili.

(Nach den Erinnerungen eines Schiffsarztes.)

Unser Boot hatte einen Ballen Seidenzeug in der Nähe des Hafens von Talcahuana glücklich als Kontrebande dem Pascher abgeliefert, die von dem General B. abgesendet worden war, diesen Schatz in Empfang zu nehmen, mit dem seine Töchter sich auf dem nächsten Ball schmücken sollten, welchen er als Gouverneur der Insel den fremden Schiffern zu geben beabsichtigte.

Der Kontrebandirer war ein junger, kräftiger Bursche. Er trug einen spitzigen Hut, dessen breite Ränder herabhingen und der mit einer reichen, goldenen Schnur und Quaste verziert war; sein brauner Mantel war kurz und weit, er trug hohe Stiefel von Schaffell, das Rauhe nach außen gekehrt; die Scheide seines langen Messers war in das Beinkleid von Sammet mit zierlicher Stickerei eingenäht.

Der Mensch mußte ein tüchtiger Reiter seyn, das bewies die lange, geschmeidige Peitsche, die er um den Hals gehängt hatte, so wie die langen Stachelschwein-Borsten seiner Sporen, deren Räder die Größe eines Piasters hatten.

Das gebräunte Gesicht, die Beweglichkeit der Züge, der gebieterische, forschende Blick, die kurze Rede, kurz, seine ganze Erscheinung verwirklichten für mich und meinen Lieutenant Rivallon das Musterbild eines schönen spanischen oder italienischen Räubers, wie die Bilderhändler sie feil bieten.

Eben wollten wir wieder an Bord unseres Bootes gehen, als aus dem nahen Gebüsch ein Mensch auf den Pascher zusprang, der gerade den Fuß in den Steigbügel setzte, und ihm mit lauter, gebieterischer Stimme zurief:

„Im Namen des Gesetzes verhafte ich dich!"

„An Bord! An Bord! befahl leise, doch dringend unser Lieutenant. „Die Douaniers sind da!"

Im Nu hatten wir vom Ufer abgestoßen und eine hinlängliche Entfernung erreicht, um vor Entdeckung sicher zu seyn, denn Gefahr gab es für uns nur, wenn wir auf der That ertappt wurden. Wir ließen daher die Ruder ruhen und lauschten. Wir vernahmen deutlich das Geräusch eines heftigen Ringens; — den Galopp eines einzelnen, sich rasch entfernenden Pferdes; Geschrei der Wuth, Drohungen, dann Klagelaute, die endlich schwächer und schwächer wurden.

„Wahrlich," sagte unser Lieutenant mit dem Tone der Rührung, „hat dort ein Mord stattgefunden, so möge uns Gott unsern Antheil daran verzeihen! Lieber hätte ich den Seidenballen auf den Abgrund des Meeres versenkt, als ihn um ein Menschenleben verkauft, wäre dieser Mensch auch ein Douanier. Kinder zurück an das Ufer! vielleicht können wir noch Hülfe bringen und würden wir auch darüber konfiszirt!"

Kaum steuerten wir das Boot wieder dem Lande zu, als eine Stimme uns anrief:

„Ohe! Hierher! Ich bin gefangen wie der Fuchs in der Falle!"

Die Stimme ertönte so kräftig, daß sie nur einem Gesunden angehören konnte, und voller Freuden sprangen wir an das Land. Ohne Säumen eilten wir auf die Stimme zu und fanden den Kontrebandirer mit Blut bedeckt unter seinem todten Pferde liegend.

„Alle Wetter!" rief er, indem er sich mit der Hülfe unserer Matrosen emporrichtete, „ich dachte doch gleich, daß ihr nicht taub seyn, sondern mir zu Hülfe kommen würdet."

Weßhalb riefst Du aber nicht eher nach Hülfe? fragte Lieutenant Rivallon.

„Ei nun, ich dachte, er möchte noch nicht ganz todt seyn, Euch dann erkennen und Euch Unannehmlichkeiten bereiten. — Meine Lage war nicht angenehm, aber da ich wußte, daß der Douanier noch übler daran war, wartete ich geduldig, bis er den letzten Seufzer ausgestoßen hatte."

Während wir von Unwillen und Entsetzen ergriffen schwiegen, fuhr er mit der größten Gleichgültigkeit und indem er zugleich seinen Anzug wieder in Ordnung brachte, fort: „Denkt Euch nur, als er mich festnehmen wollte, sagte ich zu ihm: Du scherzest wohl? Aber er scherzte nicht, sondern zog unter seinem Pancho ein Messer hervor, das eben so lang war, wie meines und gestikulirte mir damit über den Namen des Gesetzes. Ich ließ ihn anfangs gewähren, um meinem Maulthiertreiber Zeit zu lassen, mit der Waare zu entkommen. Als er das bemerkte und sah, daß ich ihm auch entkommen würde, stieß er meinem Pferde sein Messer in die Brust. Da gerieth ich außer mir, mein theures Thier, meinen zuverlässigen Freund, zu verlieren, stieß ihm meine Klinge in die Brust und gab meinem Bio-Bio die Sporen. Er sprengte davon, aber schon nach wenigen Sätzen brach er zusammen und begrub mich unter sich, so wie Ihr mich fandet. — Mein armer Bio-Bio! — Doch nun ist die Sache abgethan! Adio also!"

„Warte einen Augenblick", rief Rivallon, indem er seinen Arm ergriff. „Du wirst mit uns zu dem Unglücklichen kommen, der dort liegt. Vielleicht ist er noch nicht todt, und Du kannst uns sagen, wohin wir ihn bringen sollen."

„Nein!" entgegnete er. „Ich liebe es nicht, Das anzusehen, was ich gethan habe, wenn ich so

arbeitete. Uebrigens ist es seine eigene Schuld! Weßhalb trieb er mich zum Aeußersten, indem er meinen armen Bio-Bio tödtete. Adios!"

Doch Rivallon, der eine eiserne Faust hatte, hielt ihn fest und schleppte ihn zu dem Douanier, den unsere Leute bereits aufgefunden hatten.

„Todt!" rief ich, indem ich meine Hand auf sein Herz legte, ohne den leisesten Pulsschlag zu fühlen. Dabei schien es mir, als wären die Züge des Unbekannten mir nicht fremd. Ich ließ einen Matrosen eines jener Lichter anzünden, welche bei dergleichen Unternehmungen stets zur Ertheilung von Signalen mitgenommen wurden, und erkannte einen Fischer, der mich wenige Stunden zuvor von Talcahuano zu meinem Schiffe gefahren hatte.

„Unglücklicher, was hast Du gethan!" rief ich dem Pascher zu. „Das ist kein Douanier, sondern ein Fischer."

„Es ist ein Douanier", erwiderte der Kontrebandirer trotzig. „Die Fischer sind beinahe sämmtlich unsere Freunde, und nur die Douaniers tragen solche Messer, wie der eines hatte."

„Aber sieh' doch nur her", sagte ich, „überzeuge Dich, daß es ein Fischer ist."

„Ich will ihn nicht ansehen", entgegnete der Pascher, „aber ich werde Messen für ihn lesen lassen."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Metzgersprung, welcher alljährlich in München stattfindet, datirt sich aus den Zeiten Kaisers Ludwig des Bayern. Ein Theil der mit seinem Regiment unzufriedenen Bürger Nürnbergs war gesonnen, gegen den Kaiser eine Partei in der Reichsstadt zu bilden. Da sie dieß offen nicht zu thun wagten, verabredeten sie eine nächtliche Zusammenkunft auf dem Marktplatze. Wie dieses Vorhaben zur Kenntniß einiger Metzgerknechte gelangte, wissen wir nicht; diese aber, dem Kaiser zugethan, beschlossen ungesehene Zeugen der Versammlung zu seyn, und versteckten sich innerhalb des großen Brunnentroges, trotzdem, daß es Winterszeit und dieser voll Wasser war. Ihr Plan gelang ihnen, und auf ihre Anzeige hin, von dem, was sie in jener Nacht erlauscht, wurde die Verschwörung gegen den Kaiser im Keime unterdrückt. Um aber solche Treue und Aufopferung der Metzger zu belohnen, ertheilte ihnen ein hochedler Rath der freien Reichsstadt das Recht, alljährlich einen Mummentanz aufzuführen, so wie er heute noch in München aufgeführt wird, der an jene nächtliche Nachtwache der wackern Metzgerknechte symbolisch erinnern sollte. Dieser Brauch trat jedoch unter Kaiser Karl IV. Regierung, zu dessen Gunsten eigentlich die Verschwörung hätte angezettelt werden sollen, etwas in den Hintergrund, bis zwei Münchener Metzger, die in Nürnberg längere Zeit in Arbeit gestanden, denselben bei ihrer Rückkehr nach München auch da einführten, und so wurde denn im Jahre 1426 mit Genehmigung des Rathes der erste Umzug und der erste Metzgersprung und seitdem alljährlich in München abgehalten." —

Einer Uebersicht der „N. M. Ztg." über Rübenzuckerfabrikation entnehmen wir: Im verflossenen Jahre arbeiteten im Zollverein 233 Rübenzuckerfabriken, welche im Ganzen 27,551,209 Zentner Rüben konsumirten. Preußen allein zählt 174 Fabriken, Bayern nur sechs mit einem Konsum von 330,632 Zentner Rüben. Die bedeutendste Rübenzuckerfabrik Bayerns ist in Friedensau (Pfalz), die im verflossenen Jahre über 150,000 Zentner Runkelrüben verarbeitete; andere Fabriken sind in Nördlingen, Frankenthal, Regensburg, Puchhof und Nottendorf, also in den Regierungsbezirken Schwaben, Pfalz, Oberpfalz und Unterfranken. Die großartigste Fabrik des ganzen Zollvereins ist die der „badischen Gesellschaft für Zuckerfabrikation in Waghäusel," die im letzten Jahre über 1,273,400 Zentner Runkelrüben verarbeitet hat. Die Rübenzuckersteuer (6 Sgr. per Ztr.) warf im Zollverein nach Abzug von Rückvergütung u. s. w. 5,510,242 Thlr. 19½ Sgr. ab. Die Rübenzuckerindustrie und der Zuckerverbrauch im Zollverein ist in stetem Zunehmen begriffen und betrug Letzterer in der Periode 1853/55 2,141,838 Ztr., also 6¼ Pfd. ungefähr auf den Einwohner.

In Valangen (Schweiz) beschäftigte sich seit 15 Jahren ein alter Mann mit der Aufgabe, eine Uhr zu konstruiren, auf der man mit einem Blick sehen sollte, wie viel Uhr es auf allen Punkten des Erdballs sey. Gebrechlichkeit, Mittellosigkeit ꝛc. konnten ihn nicht entmuthigen, da, 6 Stunden vor seinem Tod, erfuhr er, daß das Werk gehe, und mit dem Ausrufe: „Gott sey gelobt!" hauchte er seinen Geist aus.

[Anekdote.] Auf einem Maskenball in Wien näherte sich eine Apollomaske dreien Wiener Schönen, die Arm in Arm im Saale auf und abgingen. Auf die Frage der Maske: „darf sich Apoll an die Grazien anschließen?" folgte die Antwort: „Es kann wohl seyn, daß der Herr. a Polis, aber wir, wir sind keine Grazerinen

Redakteur Gustav Meffert
Druck und Verlag der Mailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 36 Donnerstag, 11. Februar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Heiking hatte seiner Seele Gewalt angethan, um ein Wort der Entschuldigung für Nanni zu sprechen. Bei all seiner Verwilderung war der Husar Mensch und Mann genug, um zu fühlen, daß er Diejenige, die wahrscheinlich um seinetwillen ein scheußliches Verbrechen verübt, nicht verrathen dürfte. Er glaubte nicht an ihre Schuldlosigkeit, denn hundert Kleinigkeiten drängten sich bei den Worten des alten jüdischen Arztes seiner Erinnerung auf und traten zu einem Ganzen zusammen, das ihm Nanni's Verbrechen möglich, sogar wahrscheinlich erscheinen ließ. Aber es schien ihm schändlicher noch als der Mordversuch selbst, daß das Weib es wagte, die jugendliche Gertrud des Vatermordes anzuklagen.

Der alte Arzt lächelte verächtlich bei Nanni's abscheulicher Anklage. Hätte er noch einen Zweifel an ihre Schuld gehegt, er wäre durch diese Anklage beseitigt worden.

Am Bette des leidenden Vaters saß indeß Gertrud und hielt seinen bleichen Kopf auf ihren Knieen, wo er allein einige Ruhe zu finden schien. Nach dem Verbrauch der verordneten Arzneien schienen die gräßlichen Schmerzen etwas nachgelassen zu haben. Zwar ächzte er noch von Zeit zu Zeit und Krämpfe schienen ihn mehr als Einmal von Neuem packen zu wollen, aber es ging immer wieder vorüber und endlich befeuchtete sich seine Stirn und Schweißperlen drangen aus allen Poren, während die Zuckungen seltener wurden und er zuletzt in einen tiefen und ruhigen Schlaf verfiel. Gertrud wischte ihm den Schweiß mit sanfter, leichter Hand und saß zwischen dem Bette des Leidenden und dem des schlafenden, schuldlosen Kindes, wie der gute Engel und betete für Alle, die sie liebte.

Zuerst für den Vater. War er doch der Fürbitte bei Gott am meisten benöthigt. Er, der schwache, einem zerstörenden Laster verfallene Mann. Alle guten und vollkommenen Gaben, das Licht und die Kraft, kommen von oben, dachte das junge Mädchen, während ihr klarer, schuldloser Blick sich durch das nachtdunkle Fenster empor zum Himmel richtete. O, möge ihm, dem unglücklichen Vater, von dort die Kraft kommen, einem Laster zu entsagen, das ihn täglich mehr und mehr entwürdigte, entmenschte. O, wenn Gott ihm die Kraft der Besserung verleihen wollte, wie freundlich, wie glücklich wollte die Tochter sein Alter machen. Sie fühlte sich jetzt reif und kräftig genug im Geist und Sinn der Mutter, den kleinen Haushalt fortzuführen. Ja, sie fühlte, daß sie es besser als diese verstehen würde, den Vater durch heitre und ernste Gespräche zu unterhalten, durch ihr liebevolles Schmeicheln zu erheitern. Eduard und sie würden auch vereint arbeiten, um ihn und sich selbst zu ernähren, und im Nothfalle sey es für Kinder ja auch keine Schande, die Mutter um eine kleine Beihülfe anzusprechen. Eduard freilich würde dieß nicht gern thun. Er wollte einst der Mutter zeigen, daß ihre Kinder es verdient hätten, von ihr allem Andern vorgezogen zu werden. Nun, sie wollten ja auch arbeiten und das kleine, herzige Schwesterchen wäre, wenn auch eine Last mehr auf ihren jungen Schultern, doch auch ein so schönes Besitzthum, ein so reizender Gegenstand für die Liebe Aller. — Wo war Eduard? O, Gott begleite ihn! sagte sie mit heißem Segenswunsch für den geliebten Bruder, und lasse ihn gesund und glücklich zu uns zurückkehren. — Und dann tauchte noch ein Bild vor ihrer Seele auf, nein, es durfte nicht auftauchen, es stand immer hell und klar dort, sie erlaubte sich nur ihre Gedanken ungestört auf das schöne Bild zu richten.

Der Jüngling, der sie in voriger Nacht so ritterlich, so edelmüthig geschützt hatte. Der sie heute nach einem liebevollen Abschied, zu ihren jüdischen Freunden geführt, und sie dann um die Erlaubniß gebeten hatte, sie bald besuchen zu dürfen.

O, wie gut war er, wie schön, wie sauber und prächtig war seine ganze Umgebung — würde es ihm gefallen können, in ihrer ärmlichen Wohnung? Aber er wird Eduard kennen lernen, dachte sie dann weiter, um sich zu trösten. Eduard, der

so klug ist und so gut, der ist in diesem ärmlichen Stübchen, wie ein schöner Ordensstern auf einem schlechten Rock; wer mit meinem Bruder nur einmal spricht, der weiß schon, daß er recht gut in die fürstlichen Säle meiner Mutter passen und ihnen zur Zierde gereichen würde. Und ich? Ach Gott, ich bin wohl ein armes, unbedeutendes, einfaches Mädchen — aber der Liebe werth bin ich ja wohl ebenso gut, wie die reichste und vornehmste, denn ich meine es so ehrlich mit allen Menschen. Könnte er mir nur bis ins tiefste Herz hineinsehen, da würde er es sehen, daß ich der Liebe werth bin. Aber, was zerbreche ich mir denn den Kopf und betrübe mich überhaupt. Er hat es mir gesagt, daß er mich liebt, das ist genug. Es ist mit der Liebe wie mit den Blumen. Einige wählen die Rosen unter allen, Andere die Lilie, die Tulpe, das Veilchen, das Schneeglöckchen, ja es gibt Manche, welche die unscheinbare Reseda allen stolzen, schönen Blumen vorziehen, und Er gehört zu diesen. — O, ich möchte eine Blume seyn und neben ihm blühen.

Leise, leise drückte ihr der Schlaf unter diesen Gedanken die müden Augen zu. Auch der Kranke schlief ruhig, das Kind ebenfalls und Gertrud träumte, sie sey eine Rose und stände im Schatten eines Eichbaums und durch die grünen Blätter desselben spielten die Sonnenstrahlen mit ihrem Kelche und ein Vogel sänge ein wundersüßes Lied, dessen Worten sie lauschte, ohne sie noch ganz und gar verstehen zu können.

Der Sturm der rauhesten Winternacht pochte mit eiskaltem Finger an die Scheiben des kleinen Fensters. Das Verbrechen schlich in Gestalt Nanni's auf bebenden Füßen durch das öde unheimliche Haus, das Laster schlief neben Gertrud seinen unruhigen Schlaf, nicht allzufern von ihr ringelte sich, ihr näher und näher kommend, die bunteste Schlange, deren Gift rettungslos das Leben des Weibes zerstört. Die Blumen im Paradiese ihres unschuldigen Herzens blühten unberührt, unbefleckt von diesem allen.

Die Unschuld hat im Himmel einen Freund.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Ist Ihr Gesuch dringend? fragte ein Herr, der in sehr eleganter Kleidung, und einen Degen an der Seite, auf- und abging.

Steinhof verstand die Frage nicht recht, und da sein Gesuch nicht versiegelt war, und also zu glauben stand, daß der Vornehme es nach seiner Entfernung doch wohl lesen würde, antwortete er ganz offenherzig: daß sein Gesuch die erledigte Dompredigerstelle betreffe.

Sind Sie von Sinnen, junger Mensch? fragte der Degenmann sehr ereifert. Wissen Sie nicht, daß diese Stelle zweitausend Thaler einträgt, und dem Verdienstvollsten im Lande zukömmt? Wissen Sie ferner, daß der Verstorbene eine Tochter von etwa vierzig Jahren hinterlassen, die, ob sie gleich nur ein Auge hat, dennoch ganz leidlich, und für den künftigen Prediger bestimmt ist?

Kein Wort, kein Wort! rief Steinhof, und rannte wie besessen die Treppe wieder hinab, indem er noch hinzufügte: ich will, ich mag die Stelle gar nicht! — Das Gesuch aber blieb in der Hand des Degenmannes zurück, der sich herzlich freute, diesen Springinsfeld so abquittirt zu haben.

Wie ein Verrückter rannte der Getäuschte aus einer Straße in die Andere. Die zweitausend Thaler jährlicher Einkünfte lagen ihm gar nicht am Herzen; aber der Gedanke: in der Nähe seiner Hermine zu seyn, die Möglichkeit, sich ihr als ein Mann, der so ein stattliches Amt bekleide, nähern zu dürfen, und was noch Alles mehr war, das war hiermit mit einem Male zertrümmert. Schon war er eine Viertelstunde, ohne zu wissen wohin, umhergerannt, als er sich plötzlich in der Nähe des Hauses der Generalin befand. Der Gedanke: Hermine zu sehen, gab ihm schnell seine Besinnung wieder; er ging langsam, und richtete seine Blicke nach dem Fenster, an welchem sie zu sitzen pflegte. Zu seiner nicht geringen Freude wurde er dieses Mal früher bemerkt, als er es erwartet, und sein Gruß so recht aus der Tiefe eines liebenden, schuldlosen Herzens erwidert, daß er es in dem Augenblick bei sich beschwor: lieber ewig des Landpredigers Gehülfe zu bleiben, als um Geld oder Ehre diesem Engel zu entsagen.

Die Ackergäule standen schon vor der modischen Kutsche, als er in dem Absteigequartier ankam. Er warf sich hinein, und rollte wieder zum Thore hinaus. In eine Ecke der bequemen Arche Noah geworfen, schwebte ihm, bei geschlossenen Augen, wechselsweise das reizende Engelsbild, die herrliche Hermine, vor. Aber auch nicht selten wurde dieser Cherub durch eine finstere Wolke — nämlich durch die alte vierzigjährige Jungfer mit dem einen Auge, verdrängt. Nein! nein! rief er dann, Hermine oder keine kann je die Gefährtin meines Lebens werden! O, guter Gott! setzte er dann seufzend hinzu, Alles, was ich von meiner Kindheit an bis auf den heutigen Tag begann, schien im Reiche der Unmöglichkeit zu liegen; aber unter Deinem mächtigen Beistand ist mir's, weil ich ernstlich Dir vertraute, möglich geworden. Laß mir auch dieß gelingen, damit ich so recht aus voller Seele: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte! singen kann.

Eben schlug die Dorfuhr zwölf, als der Wagen auf dem Pfarrhofe still hielt, und eilig stellte die Frau Pastorin das Licht in's Fenster, die höchst wahrscheinlich aus purer Neugierde sich die paar Stunden vom Schlafe abgebrochen hatte. Steinhof, der es recht gut merkte, und aus mancherlei Gründen gern Alles geheim halten wollte, dachte: eine Nothlüge ist erlaubt, und antwortete der Neugierigen: daß seine Gegenwart zu einem vollständigen Bericht über eine verarmte Familie nothwendig gewesen sey, und legte sich dann, auf Gott vertrauend, ruhig schlafen.

Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf, sagt die Schrift, und wo es, wie das Unkraut in einem Garten, einmal Wurzel geschlagen, da ist es schwer auszurotten. Der Hauptmann von Grad hatte, wie dem Leser bekannt, auf ein Schreiben seiner Mutter, der Generalin, schleunig die Stadt verlassen, weil ihn wahrscheinlich gewichtige Drohungen dazu veranlaßt hatten; aber seinen Plan hatte er darum noch nicht aufgegeben. Im Gegentheil war er fest entschlossen, sich, da nun alle Hoffnung, das Mädchen zu besitzen, verschwunden war, wenigstens an ihr zu rächen. Er wußte, daß er bei seiner Mutter jetzt Alles verdorben, und nichts war bei so bewandten Umständen wahrscheinlicher, als daß diese ihn einst, bei der Vertheilung ihres Nachlasses, gänzlich davon ausschließen werde. Welche Rücksichten hätten daher einen Menschen seines Schlages noch zurückhalten sollen, das Aeußerste zu versuchen, um ein Wesen aus der Welt zu schaffen, das nach seiner Meinung ein feindliches Geschick zu seinem Unglück auf seinen Lebensweg geworfen, das ihm den Haß der Mutter zugezogen, und auch zuverläßig noch einst um sein rechtmäßiges mütterliches Erbe bringen würde. Diese Gedanken beschäftigten sein Gehirn unaufhörlich, und ließen ihn nicht ruhen noch rasten. Die Idee: Rache an Herminen nehmen zu wollen, zu müssen, wurde so stark bei ihm, daß seine Vernunft gänzlich davon befangen war, und er sich einst aus Verwirrung, indem er beständig Plane brütete, ein bedeutendes Dienstversehen zu Schulden kommen ließ, welches ihm eine empfindliche Strafe zuzog. Nun war seine Wuth auf das Höchste gereizt, sein Plan gemacht. Die Dirne oder ich! so hallte es ewig in seinem Innern wieder; nur ein wenig Klugheit, und sie sinkt wieder in das Nichts zurück, woraus sie entnommen ist, und ich trete wieder in meine Rechte.

Er wußte sich noch einmal einen Urlaub auf acht Tage zu verschaffen, und ohne einmal seinen Bruder davon zu benachrichtigen, reiste er in bürgerlicher Kleidung nach der Hauptstadt.

Immer mehr und mehr von glühender Rache beseelt, nahte sich der Verbrecher, und um seines Raubes um so gewisser zu seyn, blieb er außerhalb der Stadt, und schlich sich erst, da die Dämmerung schon eingetreten war, gleich einem Banditen tief in den Mantel gehüllt, mit einem Mordgewehre seltener Art herein. In dem väterlichen Hause genugsam bekannt, schlich er sich ungesehen auch in dieses, wo ihm ein kleines Fenster, welches in das gewöhnliche Wohnzimmer der Generalin von einem Seitengange herführte, zur Ausführung seines schändlichen Planes dienen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Im Verlage der C. Krebs'schen Buchhandlung in Aschaffenburg ist erschienen:

Aschaffenburg und seine Umgebung.
Ein Handbuch für Fremde von A. v. Herrlein. eleg. gebunden 1 fl. 20 kr.

In dem vorliegenden Werkchen hat der Herr Verfasser die sich gestellte Aufgabe, „dem Fremden, der sich für unsere Stadt interessirt, auf alles Sehens- und Wissenswerthe aufmerksam zu machen, und ihm einen Faden in die Hand zu geben, der ihn überall hin leitet und einen oft lästigen, oft vermißten Führer ersetzt," auf das Vollständigste gelöst, indem Derselbe nach einem kurzen geschichtlichen Ueberblick der Stadt Aschaffenburg alle bemerkenswerthen Gebäude rc., die öffentlichen Sammlungen und Anlagen aufzählt und sie näher beschreibt. Besonders ausführlich ist die Beschreibung des pompejanischen Hauses, was gewiß von Seite der dasselbe Besuchenden mit freundlichem Danke aufgenommen werden wird. — Sodann verbreitet sich genanntes Werkchen über die Umgegend Aschaffenburgs, und, nachdem es einen naturgeschichtlichen, recht interessanten Beitrag gegeben, beschreibt es die in derselben vorkommenden Alterthümer, Burgen und sonstigen bemerkenswerthen Orte. Das ganze 125 Seiten umfassende Werkchen ist sehr schön ausgestattet und demselben zur näheren Erläuterung ein Plan von Aschaffenburg, ein dergl. des k. Parkes Schönbusch, eine Abbildung des Pompejanums und eine Karte der Umgebung Aschaffenburgs in korrekter Ausführung beigegeben. Wenn nun auch der Herr Verfasser zunächst dieses Büchlein für Fremde geschrieben hat, so wird es doch nicht minder auch von Einheimischen gerne gelesen werden, so wie es auch wohl als ein sehr passendes Erinnerungs- und Festgeschenk empfohlen werden kann.

Mannigfaltigkeiten.

Der englische „Spektator“ gibt in Veranlassung der Vermählung einen Ueberblick der fürstlichen Häuser Europa's, ihrer Verheirathungen und Verwandtschaften, in welchem er Preußens Verhältniß zu Deutschland dem Sardiniens zu Italien gleichstellt; es habe auch der Ursprung beider Geschlechter viele Aehnlichkeit, denn die Gründer beider Häuser verdankten ihren Grundbesitz nur ihrem eigenen starken Arm. Ungleich den alten Habsburgern habe weder Zollern noch Savoyen je auch nur einen Quadratfuß Land durch eine Heirath erworben. (Hier scheint die den Zollern durch die Meranische Heirath so wie auch durch die frühere mit der Erbburggräfin Sophie von Nürnberg gewordene bedeutende Erwerbung ganz aus der Acht gelassen.) Ferner sagt er: „Als Anerkennung oder Belohnung für geleistete Dienste (denn die Kaiser in dem heil. Röm. Reich zahlten in keinem Fall ihre Anlehen zurück) macht Kaiser Otto IV. die Zollern zu erblichen Burggrafen von Nürnberg, was ein ziemlich bedeutender und einträglicher Posten war, und als hundert Jahre später einige aufrührerische Unterthanen des Reiches unangenehm wurden, schickte man einen dieser Burggrafen nach den Marschländern (the Marshes) an der Elbe, um sie im Namen des Kaisers zu züchtigen. Dieser entledigte sich seiner Aufgabe so gut, daß der Kaiser ihm, in freudiger Anerkennung seiner Dienste, alle die von ihm eroberten Länder als ewiges Lehen gab; diese Länder heißen heutzutage die Provinz Brandenburg, und an der Stelle des ehemaligen großen Raubschlosses steht jetzt eine noch viel größere Stadt, nämlich „Berlin.“ Nachdem der „Spektator“ in dieser Weise die frühere Geschichte der Markgrafen, wenn auch nicht wahr, aber doch neu dargestellt hat, geht er dann zu dem bequemen Fahrwasser der modernen Familienverbindungen über; es mag aber für unsere deutschen Geschichtsforscher immer etwas demüthigend seyn, wenn man bei Gelegenheit, nachdem man sich den wahren Thatbestand herzustellen länst alle erdenkliche Mühe gegeben hat, ein solches historisches Kauderwelsch aufgetischt bekommt.

Auf eine ergötzliche Art hat sich in diesen Tagen der Amtsschreiber B. aus Winsen a. d. Aller (Hannover) — der, nachdem er die Amtskasse um 800 Thlr. bestohlen, flüchtig geworden war — in die Hände der Polizei geliefert. Es war ihm nämlich gelungen, schon seit längerer Zeit sich, unter dem Vorgeben, eine Urlaubsreise anzutreten, mit seinem Raube den Nachforschungen der Polizei zu entziehen; alle Bemühungen, seiner habhaft zu werden, waren fruchtlos; man glaubte ihn längst geborgen in Amerika. Da kommt vorgestern ein Brief aus Leipzig an den Gemeindevorstand in Winsen an, dieser öffnet und traut kaum seinen Augen, als er sieht, daß der Brief von Schreiber B. herrührt; dieser schreibt sehr übermüthig, „er sey glücklich in Leipzig angekommen, es gehe ihm gut, und wenn man noch etwas von ihm wolle, möge man sich nur an ihn wenden, er logire im Gasthofe so und so“, und dabei gibt er genau Straße, Hausnumer u. s. w. an. Der Gemeindevorsteher, obgleich der festen Ueberzeugung, daß er nur gefoppt werde, hält es dennoch für seine Pflicht, die Polizei in Leipzig sofort in Kenntniß zu setzen, um so vielleicht Spuren von B. aufzufinden; er fährt deßhalb sofort nach Celle, läßt telegraphiren, und siehe da — am andern Abend befindet sich der Thäter schon in sicherem Gewahrsam im Gefängniß des Celler Obergerichts. Er hatte die reine Wahrheit geschrieben, in dem Wahne, in Leipzig könne ihm Niemand etwas anhaben.

[Die russische Goldausbeute.] Bekanntlich liefert nächst Kalifornien und Australien, deren jährliche Goldproduktion 25 Mill. Pfd. St. erreicht hat, Rußland am meisten Gold. Der Aufschwung der russischen Goldwäscherei beginnt von 1829 auf 1830, als 224,000 Frs. gewonnen wurden, sie erhob sich von 1840—1847 von 10 auf 68 Mill. Frs. jährlich und wirkte auf die damalige mit der Handelskrisis von 1847 endigende Spekulationsperiode in England, wohin das russische Gold floß, eben so anreizend, wie in den letzten 7 Jahren die australisch-kalifornischen Entdeckungen auf die Weltspekulation spannend eingewirkt haben. Bemerkenswerth ist, daß schon 1847 die russische Goldausbeute ihren Höhepunkt erreicht hatte. Sie fiel 1852 auf 40 Mill. Frs. herab und hatte sich im J. 1856 erst auf 56 Mill. Frs. wieder gehoben. Dieses Versiechen ist um so bemerkenswerther, als die Ausbeutung seit 1847 viel intensiver geworden ist; denn die Anzahl der Goldseifen stieg 1847 auf 1856 von 199 auf 303, die Masse des verarbeiteten Goldsandes von 228 auf 542 Mill. Pfd. Der Werth des 1829 auf 1856 gewonnenen Goldes beträgt 829 Mill. Frks.

Zwei Eigenschaften schützen im Leben vor allem Uebel: Haushalten und Aushalten.

Redakteur Gustav Weffert.
Druck und Verlag der Walz'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 37 Freitag, 12. Februar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Kapitel.

Beim Anbruch des Tages erwachte Gertrud und die Erinnerung an die schrecklichen Vorfälle der letzten Tage, kam ihr mit dem Bewußtseyn. Sie blickte in das Gesicht des schlafenden Vaters, das bleich und bläulich, von Schweißtropfen beperlt, die sie nicht abzuwischen wagte, um den Schläfer nicht zu erwecken, auf dem Kissen lag.

Der Schlaf Bergenau's war aber jener eiserne Schlaf der Betäubung, den schwer Kranke bisweilen schlafen. Das Geräusch, das sich gar bald im Hause bemerklich machte, erweckte ihn nicht, es weckte nur die Kleine, die sich in ihrem Bette aufrichtete, den Finger ans Näschen legte und der Schwester zu verstehen gab, daß unten etwas Seltsames vorgehe.

Die harten Fußtritte, die lauten Worte, das Klirren von Flintenkolben auf den Dielen, war das Signal, welches dem kleinen Geschöpf, das noch keine Ahnung von seiner eigenen Zukunft hatte, verkündigte, daß sie von jetzt an ganz und vollständig auf die Liebe und Sorgfalt ihrer ältern Schwester angewiesen sey. Nanni ward eines Mordversuchs gegen ihren Gatten angeklagt, ins städtische Gefängniß abgeführt.

Die Existenz des Violinisten Bergenau und seiner Familie ward jetzt plötzlich ein Gegenstand der Neugierde und das allgemeine Stadtgespräch. Ein Verbrechen gegen das Eigenthum oder das Leben eines Mitbürgers macht diesen sowohl wie den Verbrecher selbst bekannt und interessant. Der letztere ist eine Abnormität, ein Auswuchs der menschlichen Gesellschaft, und man glaubt, daß schon sein Aeußeres ihn von allen guten Menschen unterscheiden müsse.

Wie irrig ist diese Vorstellung. Das Verbrechen ist nichts weiter als die höchste Potenz der schlechten Regungen des Herzens, die Jeder von uns in seinen schlimmen Stunden schon gefühlt. Die Seele eines Verbrechers ist wie ein Zimmer, in dem man aufzuräumen und zu fegen unterlassen. Der Staub häuft sich, die Spinnen erwachsen zu einer greulichen Größe, die Blumen am Fenster verdorren und schwarzen Trauerfahnen gleich hängen von Decke und Wänden die staubigen Spinnennetze nieder, sonst aber ist es nichts Anderes, als der Allen längst bekannte Raum.

Das Verbrechen kommt niemals plötzlich, es ist die allmälige Folge der bösen Neigungen, die wir in uns zu bekämpfen und auszurotten unterließen, ein giftiges Unkraut, das erst ein kleines Samenkorn war und allmälig in Folge unsrer eigenen Vernachläßigung und Unachtsamkeit heranwuchs.

Der Polizeibeamte, welcher in Begleitung von zwei Soldaten in Bergenau's Haus erschien, um die Angeklagte zur Haft zu führen, fand diese in der Schenkstube sitzend. Ihr Haar hing unordentlich um ihre bleichen Schläfe, ihre Augen waren von der durchwachten Nacht geröthet und geschwollen, ihre Lippen zitterten.

Sie hatte fürchterlich gelitten, während der verflossenen Nachtstunden, die sie im Schenkzimmer auf- und abschreitend zugebracht.

Neben demselben befand sich das kleine Stübchen, das sie als Schlafraum mit Bergenau, seit sie getraut war, getheilt hatte.

Zuerst hatte sie den Versuch gemacht, sich niederzulegen, wenn auch ohne Hoffnung zu schlafen. Aber ihr Lager schien zu glühen. — Seltsam genug, seit sie ihre verbrecherischen Absichten entdeckt wußte, schienen alle ihre Gedanken und Gefühle eine plötzliche Umwandlung erfahren zu haben. Die wilde, rasende Leidenschaft für Heiling schwieg, sie dachte an ihn mehr mit Furcht als Verlangen. Die Möglichkeit, als seine Frau neben ihm zu leben, erschien ihr durchaus nicht mehr so glänzend und wünschenswerth, und jetzt erst bedachte sie, daß mit dem Tod Bergenau's die Geldsendungen seiner geschiedenen Gattin aufgehört hätten, da Eduard und Gertrud gewiß zu ihrer Mutter gegangen wären, selbst wenn der sterbende Vater ihnen befohlen hätte, bei Nanni zu bleiben. Die Kinder

Bergenau's waren längst keine Kinder mehr, sie waren selbstständige, denkende Menschen, nur zu bekannt waren der Verbrecherin die großen Vorzüge beider, ihr ausdauernder Fleiß, ihr Ehrgefühl, die treue Liebe, mit der Beide aneinander hingen. Wie hatte sie nur denken können, daß diese beiden Menschen durch etwas Anderes, als die Theilnahme für ihren Vater, an sie gefesselt wären! Und Heiking! Das schöne Gesicht desselben schien plötzlich finster und drohend aus der finstern Nacht, die sie umgab, ihr entgegen zu treten. Zwischen ihm und ihr hatte ihr Verbrechen eine unausfüllbare Kluft gerissen, und eine Stimme in ihrem Herzen, die jetzt doppelt gräßlich klang, sagte ihr, daß er überhaupt nie sie zu seinem Weibe genommen hätte, daß seine Liebe für sie weit mehr den Vergnügungen gegolten, die sie ihm durch Hermionens Geld erkauft, als ihrer Person. Heiking war, sie sah dieß jetzt mit grauenvoller Deutlichkeit, gleichgültig gegen jedes weibliche Geschöpf. Er liebte nichts als Vergnügen, Wein, lustige Tänze, den Klang der wilden Musik, und auch das liebte er nicht immer. Oft war es ihm widerwärtig gewesen. Der Mann, um dessenwillen sie wahrscheinlich ihr Leben verwirkt, erschien ihr in diesem Augenblicke wie ein tiefer, dunkler Strom, in dessen Grunde ein glänzendes Kleinod liegt, über das die Wellen unaufhörlich dahinrauschen. Dieß zu erlangen, hatte sie sich gebeugt, tief, immer tiefer, sie hatte mit ihren Armen hinabgegriffen in die eisigen Fluthen, sie war hineingestürzt, jetzt schlugen sie über ihr zusammen. — Sie riß sich auf. Der Gedanke, sich durch Leugnen zu retten, stieg in ihrer Seele empor. Noch war ja nicht Alles verloren, noch konnte kein Richter der Welt ihr ja beweisen, daß sie Bergenau getödtet, denn er lebte! O, sie dankte Gott für das Leben, das zu zerstören seit so langer Zeit ihre Absicht gewesen. Sie wollte jede Spur dieser Absicht vertilgen. Sie wusch alle Stellen ab, wo der vergiftete Branntwein übergeflossen. Sie hatte gehört, daß man die Spur des Giftes auch in den kleinsten Resten finden könne. Sie suchte dann einen Platz, wo sie das Gift, in dessen Besitz sie sich noch befand, verbergen, ein Mittel, wie sie es zerstören könne. Sie nahm das Schächtelchen in ihre Hand, es schien in derselben zu glühen. Sie schlich leise auf Socken in den kleinen Hof hinab, um es an einem heimlichen Ort zu vergraben. Auf der Hälfte des Weges besann sie sich eines andern. Man konnte sie aus den Hinterfenstern der Nachbarhäuser beobachten — wer weiß — der Verräther schläft nicht und die Mitternacht hat Augen. Sie wollte das Schächtelchen unter Gertrud's Sachen stecken, — dort würde Niemand es suchen, und wenn man es dort fände, dann könne es wenigstens nicht wider sie selbst Zeugniß ablegen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wort über Lebensversicherungen.

Das Bedürfniß der Besitzenden, ihr Eigenthum gesichert zu wissen, rief nacheinander die Versicherungsanstalten gegen Feuer, Hagel rc. in das Leben. Der Wunsch, den Angehörigen für alle Fälle ein Kapital zu hinterlassen, wenn ein früher Tod die Ansammlung desselben unmöglich machte, ließ die Lebensversicherungsgesellschaften entstehen.

Während jedoch fast sämmtliche übrige Zweige des Versicherungswesens eine Ausdehnung und Selbstständigkeit erlangt haben, welche genugsam beweist, daß das Publikum über ihre Bedeutung nicht mehr in Zweifel ist, so wird in unserm Vaterlande namentlich die hohe Wichtigkeit der Lebensversicherung bis jetzt noch bei Weitem nicht hinlänglich anerkannt. In England z. B. bestehen ca. 300 Gesellschaften für Lebensversicherung, die ihre Mitglieder nach Millionen zählen; Deutschland hat nur etwa 20 Institute der Art mit kaum 100,000 Versicherten aufzuweisen. Diese Vergleichung zeigt deutlich, wie weit wir hinter dem durch seinen praktisch-verständigen Sinn ausgezeichneten Volke der Briten noch zurück sind in der Benutzung dessen, was die Zeit Vortheilhaftes und Heilsames bietet.

Der Grund, warum die Lebensversicherung in unserem Vaterlande verhältnißmäßig so geringe Betheiligung findet, ist theils in herrschender Unkenntniß, theils aber auch in weit verbreiteten Vorurtheilen und irrigen Ansichten zu suchen. Der Ersteren ein Ende machen zu helfen, die Letzteren kurz zu beleuchten und zu widerlegen, ist der Zweck der vorliegenden Blätter, die kein Leser aus der Hand legen möge, ohne zum wenigsten geprüft zu haben, ob sie nicht Wahres, Beachtenswerthes und auf ihn Anwendbares enthalten. Wir werden zuerst die Vortheile, welche die Lebensversicherung bietet, ganz im Allgemeinen besprechen, sodann insbesondere auf die einzelnen Stände der Gesellschaft eingehen, denen vorzugsweise die Betheiligung an derselben zu empfehlen ist, und nebenbei überall, wie schon oben geschehen, auf England verweisen, welches, wie es die Wiege des ganzen Versicherungswesens ist, so auch in Ansehung desselben noch lange unser Lehrmeister bleiben wird.

Die Sorge des Familienhauptes für die Zukunft seiner Angehörigen ist das Natürlichste, das Allgemeinste, was in einer zivilisirten Nation sich

denken läßt. Wie viele Tausende von Hausvätern in unserm Vaterlande mögen Jahr aus Jahr ein den Gedanken mit sich herum tragen, wie sie es doch anzufangen haben, die überlebende Familie vor Entbehrung und Mangel zu schützen! Aber unter diesen Tausenden, wie viele mögen seyn, die von dem besten Mittel, ihren Wunsch zu realisiren, noch kaum Kenntniß genommen, die wohl von Lebensversicherung gehört, aber nicht weiter gehört haben, denn als von einer neuen, nach dem ersten Eindrucke ihnen fremden und nicht genug einleuchtenden Sache, die eben darum ihnen bald wieder aus dem Gedanken kam. Daß man doch ihnen Allen zurufen könnte: thut nur erst einmal die Augen auf, seht Euch, bevor ihr in den alten trägen Schlendrian weiter geht, die Sache recht an, ob sie nicht auf das Beste in Euren ganzen Lebensplan paßt und mit einem Male viel Bangen und Sorgen von Euch nimmt! Ihr versichert Euere Häuser und Mobilien, um nicht durch jeden Ton der Sturmglocken geschreckt zu werden, als stehe ein Theil Eures Lebensglückes auf dem Spiele; Ihr versichert Euere Ernte, um nicht in jeder Wetterwolke das heranahende Verderben fürchten zu müssen. Nun, Euer Haus kann in Brand gerathen, aber nur möglicherweise — wahrscheinlich wird es nicht geschehen; Euere Feldfrüchte können verhageln — aber nur vielleicht — voraussetzen läßt sich's kaum. Dennoch zahlt Ihr gern Euere Beiträge, nur um die unschätzbare Gewißheit des Ersatzes zu haben für den höchst unwahrscheinlichen Fall eines Verlustes. Wie ganz anders verhält sich's mit der Lebensversicherung. Da gebt Ihr Euere Beiträge für einen Fall, der gar nicht ausbleiben kann, da sichert Ihr ein Kapital für eine Eventualität, die unbedingt eintreten muß, und es ist unmöglich, daß Ihr in die Lage kommen könnt, Euere Zahlungen zwecklos und unnöthigerweise geleistet zu haben. Ereilt Euch ein früher Tod, so ist ja eben die Sorge, welche Euere Gedanken an diese traurige Möglichkeit um so viel trüber machte, mit der unfehlbar zu erwartenden vollen und unverkürzten, die bisherigen Opfer vielfach übertreffenden Versicherungssumme gehoben; ist Euch dagegen ein hohes Alter beschieden, vielleicht gar ein so hohes, daß die Summe Eurer bis zum Tode gezahlten Beiträge die Höhe des Eueren Erben von der Lebensversicherungs-Gesellschaft auszuzahlenden Kapitals erreicht oder übersteigt, nun so werdet Ihr das nicht als einen Verlust, sondern als einen Gewinn empfinden, zumal wenn Ihr bekennen müßt, daß die ersparten Beiträge in Eurer Hand schwerlich zu einer gleichen Summe angewachsen seyn würden. Ihr habt es hier also mit einem Institute zu thun, welchem gegenüber Ihr in keinem Falle den Kürzeren ziehen könnt, und das Schlimmste, was Euch in pekuniärer Hinsicht bei der Betheiligung an demselben begegnen könnte, wäre nichts Anderes als die überschwängliche Erfüllung eines Wunsches, der uns Allen, wäre es auch nur in Rücksicht auf unsere Angehörigen, natürlich ist.

Aber habt nur vor allen Dingen den ersteren Fall im Auge und laßt Euch durch die trügerische Aussicht auf ein hohes Alter, welche das Gefühl der Gesundheit und Lebenskraft Euch vorspiegeln will, nicht verführen, die dargebotene unvergleichliche Gelegenheit zur Sicherung der Zukunft der Eurigen zu versäumen. Wie vielen schwer bedrängten Wittwen, wie vielen hülflosen Waisen, wie vielen unerwachsenen Söhnen, die einen mit Vorliebe ergriffenen und gehegten Lebensberuf aufgeben müssen, wie vielen Töchtern, die jeder noch so geringen Aussteuer entbehren — wie vielen Personen der Art würde geholfen gewesen seyn, wenn die Väter und vormaligen Ernährer nicht allzu sorglos und zuversichtlich auf ein längeres Leben gerechnet hätten! In der That, es thut Noth, daß es nicht blos von den Kanzeln eingeschärft, sondern von allen Seiten her in seiner praktischen Bedeutung viel populärer gemacht würde das Wort: Beschicke Dein Haus, denn Du mußt sterben; und in Ansehung des zeitlichen Gutes das Haus auf das Beste zu beschicken, dazu bieten die Lebensversicherungs-Gesellschaften die Hand. Diese sollten daher von Jedermann, dem die Sorge um die Zukunft einer Familie obliegt, wohl in's Auge gefaßt werden; kein Hausstand sollte die ihm von demselben angebotene Hülfe zur Begründung seines äußeren Wohles übersehen, kein Vater sollte seine Tochter an einen vermögenslosen Mann verheirathen, ohne, wie dieß wiederum in England ganz allgemein ist, dem Schwiegersohn die Bedingung eines Lebensversicherungs-Vertrages zum Besten der Ehefrau zu stellen; ja, in jedem sachverständigen und wohlgesinnten Manne sollten die Versicherungs-Gesellschaften einen freiwilligen Agenten finden! Wo aber von Seiten der Letzteren Aufforderungen zur Theilnahme ausgehen, da pflegt nun wohl eines der oben angedeuteten Vorurtheile geweckt zu werden und sich auszusprechen in einer Einrede, die sonst verständigen aber in der Sache nicht eingeweihten Leuten zunächst gar richtig und treffend erscheinen mag. Die dringenden Einladungen zur Betheiligung, so meint man, haben ihren Grund ja doch nur in dem Eigennutze, in der Gewinnsucht der Gesellschaften; diese beabsichtigten mit ihren so human klingenden Offerten doch weiter nichts als ihren eigenen Vortheil. Das Gehalt der Beamten, die Dividende der Aktionäre rc., das Alles müsse doch von den Prämien oder Beiträgen gedeckt werden, und darauf eben komme es den Gesellschaften an, das sey ihnen die Hauptsache, das Wohl der Versicherten müsse nur den Namen hergeben. Wie

stehe es da um den gepriesenen Gewinn für das Versicherung nehmende Publikum, da sich doch nicht leicht erklären lasse, wie beide kontrahirende Theile bei diesem Verhältnisse Vortheil haben können?

Gewiß, es ist keine erfeuliche Aufgabe für Versicherungs-Gesellschaften, sich gegen den Vorwurf der Marktschreierei rechtfertigen zu müssen; aber jede verkehrte Ansicht, die mit einem Scheine von Wahrheit auftritt, hat nun einmal Anspruch auf Widerlegung. Wir wollen die in Rede stehende auch nur mit einem einzigen kurzen, aber schlagenden Vergleiche widerlegen. Wer weiß nicht oder findet es nicht in der Ordnung, daß jede Eisenbahngesellschaft z. B. bei ihrem Unternehmen gewinnen, wenigstens so viel gewinnen möchte, um ihre Beamten besolden und ihren Aktionären den gehofften Antheil zahlen zu können? Aber wer wäre so thörigt, um deßwillen sich für den Betrogenen zu halten für den Fall, daß er die Eisenbahn benutze? Wer achtet es nicht für seinen wesentlichen, außerordentlichen Gewinn, durch Hülfe der ihrerseits allerdings von ihm profitirenden Gesellschaft in zwei Tagen und für einen verhältnißmäßig geringen Preis von Berlin nach Paris gefördert zu werden? Da begreift jedes Kind das scheinbare Räthsel; wie mag es noch Männer geben, die bei dem analogen, wenigstens sehr ähnlichen Verhältnisse zu der Lebensversicherung noch bedenklich das Haupt schütteln?

Wir können hier nicht näher darlegen, wie die Gesellschaften den Versicherung-Suchenden unter allen irgend denkbaren Verhältnissen und Modalitäten wirklich auch alle möglichen und billigen Vortheile bieten, sondern müssen in dieser Beziehung auf die vorliegenden Pläne und Prospekte verweisen. Nur den einzelnen Ständen, in deren Interesse es besonders liegt, von dem Institute der Lebensversicherung Gebrauch zu machen, mögen hier noch einige, bisher unter dem Einflusse irriger Ansichten noch nicht genugsam beachtete Winke gegeben seyn.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eine Pariser Zeitschrift für Medizin und Chirurgie berichtet ausführlich über die durch das Zerplatzen der beim Attentate gebrauchten Hohlgeschosse verursachten Wunden. Diese sind im Allgemeinen unbedeutend und wenig tief; einige lassen nur eine Sonde von 4—5 Millimetres Dicke zu, andere nur ein sehr feines Stilet; einige Wunden gehen nur durch die Haut, die meisten sind von sehr geringer Tiefe und sehr wenige gehen durch einen ganzen Körpertheil. Beim Ein- und Austritte sehen die Wunden ungefähr aus wie Blutegelstiche, vorbehaltlich der Dimensionen. Nur ausnahmsweise findet man in der Wunde Bruchstücke des Geschosses; diese sind meistens in den Kleidern sitzen geblieben, besonders bei den Damen. Diese Stücke sind eckig und zackig, meistens sehr klein; einige waren kleiner als eine Linse, andere sehen aus wie Stücke von Nägeln oder gehacktes Eisen ꝛc. Besonders bemerkenswerth ist die große Menge der Wunden, welche einzelne Personen erhalten haben. Der Arzt zählte deren 27 bei einer Militärperson und 20 bei einem andern jungen Manne. Anfangs waren die Wunden fast ganz schmerzlos, so daß selbst mehrere Personen gar nicht ihre Verwundung bemerkten, aber einige Tage später stellte sich der Schmerz ein und zwar in bedeutendem Maße. Einige Personen wurden übrigens von größeren Eisenstücken oder einer Menge kleinerer getroffen, die wie ein Schrotschuß aus großer Nähe gewirkt hatten. Dagegen haben viele Personen bloße Kontusionen. Herr Barry hat die richtige Bemerkung gemacht, daß gerade die ungeheure Gewalt des Knallsilbers, welches in den Bomben enthalten war, ein Glück gewesen sey, denn dadurch wurde das Eisen fast zu Staub gesprengt, während gewöhnliches Pulver die Bombe in eine geringere Anzahl größerer Stücke zerrissen hätte, die aber alle den Tod oder gefährliche Verwundungen gebracht haben würden. Die Heftigkeit der Explosion vermehrte die Zahl der Getroffenen, aber verminderte die Gefährlichkeit der Wunden.

[Der deutsche Teufel auf der französischen Bühne.] Auf dem Porte Saint-Martin-Theater zu Paris wird, wie wir bereits früher einmal gemeldet, eine Bearbeitung von Goethe's „Faust“ einstudirt. Wie wir zu unserer Verwunderung erfahren, wird aber der Mephistopheles dort von einer Frau, nämlich einer in sogenannten Hosenrollen sehr geübten und beliebten Schauspielerin mit Namen Laurent dargestellt werden. Manchem deutschen Theaterdirektor wird diese Einrichtung ohne Zweifel pikant und zur Nachahmung reizend erscheinen.

In Görlitz soll ein Musiker mit der Komposition eines „Erdbebengalopp“ beschäftigt seyn.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 38 Samstag, 13. Februar 1858.

Hermine.

(Fortsetzung.)

Die Glocke auf dem Domthurme schlug zehn Uhr, im Hause war Alles still, der Kutscher und die Bedienten waren bereits zu Bette gegangen, und ihm der Rückweg durch den Garten nicht durch sie gehemmt; nur eine alte Magd saß noch im Erdgeschoß, und sang in frommer Andacht ein Abendlied, und im Wohnzimmer saß Hermine an der Seite der Generalin. Da vernahmen beide Frauen plötzlich das Klirren eines zerbrochenen Fensters, und in demselben Augenblicke stürzte Hermine mit einem lauten Schrei zu Boden.

Allmächtiger Gott! rief die Generalin, was ist das?

Ich weiß es nicht, antwortete Hermine an allen Gliedern zitternd, indem sie wieder aufstand.

Du blutest am Arm? —

Ich bin darauf gefallen.

Aber wie kam es, daß Du vom Stuhl fielst? und was verursachte das furchtbare Gepolter, das in demselben Augenblick draußen auf dem schmalen Gange sich hören ließ.

Mir ist's unbegreiflich. Das Klirren der Fensterscheibe und das Umstürzen meines Stuhles war eins.

Mit sorgsamer Genauigkeit betrachteten nun Beide den Stuhl, der noch umgestürzt da lag, und es fand sich, daß das massive Mahagonihinterbein morsch abgebrochen war; zugleich aber bemerkten Beide ebenfalls, daß, etwa zwei Schritt von dieser Stelle, ein kostbarer Sekretär von gleichem Holze, durch eine Kugel stark beschädigt war, und Beiden wurde es nur klar, daß weder Zufall noch Schreck dieß Alles herbeigeführt haben könne, sondern daß irgend eine ruchlose Menschenhand von außen die Triebfeder dieses Vorganges gewesen seyn müsse.

Diebe! Mörder! schrie die Generalin, und zog in einer Art von Todesangst die Klingelschnur so stark, daß in wenigen Minuten das ganze dienende Personal, kaum halb bekleidet, in's Zimmer stürzte.

Licht! Licht! Licht! rief die Generalin, draußen, — sie zeigte auf das kleine Fenster — draußen sind Diebe, Mörder!

Schon nach wenigen Minuten fanden die Diener draußen in einer Ecke einen Menschen, dessen blutendes Angesicht auf den ersten Blick nicht zu erkennen war; doch nur zu bald erkannten Mehrere in dem Unglücklichen den Hauptmann von Grav. Eine überladene Windbüchse hatte des Frevlers rechten Kinnbacken und Arm zerschmettert, und wie es schien auch die Werkzeuge des Gehörs vernichtet.

Zum Zweitenmale hatte der Vorsicht heilige Hand über die unschuldige Hermine gewacht, und sichtlich den Bösewicht durch die eigenen angewandten Mittel bestraft.

Die Generalin warf einen Blick des Abscheues, dann aber des tiefsten Mitleids auf den unglücklichen Verirrten, den sie einst unter ihrem Herzen getragen, und der nur ein Opfer sträflicher Leidenschaften geworden war. Sie befahl den Bedienten das strengste Stillschweigen über diesen Vorfall, und ordnete selbst — wiewohl mit zerrissenem Herzen — Alles zu seiner Verpflegung an. Trotz aller Vorsicht aber blieb der Fall dennoch nicht ganz verschwiegen, und schwerlich würde selbst der Fürst ihn dem Blutgerichte haben entziehen können, hätte nicht der Tod ihn jeder fernern Untersuchung entzogen. Er starb unter großen Schmerzen an der brandig gewordenen Halswunde.

Drei Wochen waren verflossen, in welchen Steinhof stets mit innigem Wohlgefallen seiner liebenswürdigen Hermine, aber nur mit geheimem Widerwillen der erledigten Dompredigerstelle gedacht hatte, als ihm plötzlich durch einen Expressen die Resolution zugestellt wurde Wie der Blitz in einem Pulsschlage daher fliegt, und den höchsten Thurm, die schönste Zierde der Stadt, vernichtet, so schien ihm mit dieser Schrift sein ganzes Leben vernichtet. Nun schien es ihm klar, was der Degenmann gesagt, und es war gewiß, daß sich unter zwanzig

lebendigen Bewerbern kein Einziger gefunden, der die vierzigjährige Einäugige mit in Kauf nehmen wollte, und ihn, ihn mußte das Unglück treffen. Gern hätte er sich nun zurückgezogen, einen Vorwand gesucht, der es unmöglich mache, die Stelle anzunehmen; — aber er hatte sich ja selbst darum beworben, und schlug er es jetzt aus, so mußte er fürchten, in diesem Lande für die Zukunft immer übersehen zu werden.

Das trübe Auge, die kummervollen Blicke, die er trotz aller Anstrengung nicht verbergen konnte, bewogen den Prediger, Steinhof vertraulich an sich zu ziehen, und ihm sein Geheimniß zu entlocken. Doch wie lächelte er, als Steinhof ihm den ganzen Hergang und auch die kurze Unterredung mit dem Degenmanne im Vorzimmer Sr. Durchlaucht mittheilte. Sie sind noch ein großer Neuling in der Welt, mein lieber junger Freund, sagte er dann. Sie sind ein Schooßkind des Glücks, das liegt klar am Tage, und erkennen es nicht einmal; wie Sie aber dazu gelangt, ist mir unbegreiflich. Der Appendix, wovon Ihnen der Kammerherr da gesagt hat, war nur ein Schreckschuß, denn der Verstorbene hat wohl zwei Söhne, aber niemals eine Tochter gehabt; und wenn er sie gehabt, welch' eine thörigte Zumuthung! Das fürstliche Konsistorium würde darauf nie Rücksicht genommen haben. Drum gehen Sie mit Gott, und treten Sie mit Vertrauen auf ihn und sich selbst ihr hohes, wichtiges Amt an.

Dieser kräftige Zuspruch ermuthigte den Verzagten, und zum zweiten Male bestieg er den mit seinen sämmtlichen Habseligkeiten bepackten Reisewagen, und Abschied nehmend, schied er.

Fahre langsam, Martin, recht langsam! sagte Steinhof, als sie das Dorf hinter sich hatten. Es ist doch ein trauriger Zustand, sagte er dann für sich, so ganz allein, so von allen Menschen verlassen in der Welt zu stehen. Ach, wenn sie doch nun noch lebte, die alte gute Mutter, die mich unter Kummer und Thränen mit ihrer Hände Arbeit dahin gebracht; wie würde sie nun sich freuen, wie würde sie nun noch einmal so freudig das schöne Lied: Nun danket alle Gott! singen; aber sie ist dahin, wie Alle, die mir einst lieb und theuer waren, und kein verwandtes Herz steht mir mit Rath und Mitgefühl zur Seite! — Unter solchen Betrachtungen, unter mancher stillen Thräne, die sich unwillkürlich in sein Auge schlich, erreichte er früher, als er es gewünscht, die Residenz. Wohin nun? fragte er sich selber. In das Haus, das mir, vermöge des Amts, zugehört? Nein, das geht nicht, noch nicht! Das Andenken an den Verstorbenen ist ja den Hinterbliebenen noch zu neu; soll ich sie nun schon vertreiben? Soll ich ihnen die Stellen, die stillen heiligen Plätze, wo sie im Leben Freud und Leid mit ihm getheilt haben, jetzt schon rauben? Nimmermehr!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wort über Lebensversicherungen.

(Schluß.)

In dem Handelsstande zunächst, welcher in England viel zum Aufschwunge der Lebensversicherung beigetragen hat, begegnen wir bei uns im Ganzen der geringsten Neigung, sich bei derselben zu betheiligen. Hier waltet vor Allem die Meinung der Kaufmann könne sein Geld viel vortheilhafter anlegen als in Prämienzahlungen. Wohl möchte dieselbe schwer zu widerlegen seyn, wenn sie nur nicht völlig illusorisch gemacht würde durch die leidige Ungewißheit des Lebens. Freilich, der 30jährige Kaufmann wird alle Aussicht haben, mit den circa 250 Thalern, die er bei einer Versicherung auf 10,000 Thaler jährlich aus dem Geschäfte ziehen müßte, im Laufe der Zeit noch etwas mehr als dieß Kapital zu gewinnen, wenn er bei glücklicher Fortsetzung des Geschäfts das Alter von 70 Jahren erreicht. Aber eben auf diesem verhängnißvollen Wenn beruht die Nichtigkeit seines Calculs. Der Tod kommt ein wenig früher — und es ist schon nichts mit dem Ueberschusse; er kommt bedeutend früher — und dem klugen Manne ergeht es wie dem Milchmädchen in der bekannten Erzählung. Nun ist es ein Grundsatz, durch welchen gerade die besten Handelshäuser zu ihrer Höhe empor gestiegen sind: jeden sicheren, ob auch kleineren Gewinn dem unsicheren, wenn auch vielleicht größeren vorzuziehen. Sollte dieser Grundsatz nicht eben hier, wo es sich so augenscheinlich um die Wahl zwischen Gewissem und Möglichem handelt, seine volle Anwendung finden? Doch es macht sich hier oft noch ein anderes Bedenken geltend. Der Kaufmann fürchtet wohl gar seinen Kredit zu beeinträchtigen, indem er sein Leben versichert. Ein wirklich wunderliches Vorurtheil! In England würde man sich darüber des Lächelns nicht verwehren. Dort vergrößert der thätige und solide Geschäftsmann seinen Verkehr durch Verpfändung seiner Police; der Gläubiger fürchtet keinen Verlust, so lange sein Schuldner lebt, und gewinnt Sicherheit für den Fall, daß ein plötzlicher Tod die Verhältnisse verwirrt. Der reiche englische Kaufmann versichert sein Leben oft bei zehn verschiedenen Anstalten mit der höchsten Summe zu Gunsten seiner Töchter oder solcher Söhne, die nicht den Stand seines Vaters erwählt haben. Er setzt dadurch die Nachfol-

ger in seinem Geschäfte in den Stand, dasselbe mit ungeschwächten Fonds fortzuführen, was nicht möglich wäre, wenn die Erben große Summen aus demselben herausziehen müßten. Die zu zahlenden Prämien werden zu den Handlungsspesen des Geschäfts geschlagen, zu dessen Gunsten die Operation geschieht.

Sollten denn die Verhältnisse bei uns so ganz andere seyn, daß wir in diesem Stücke nicht von den Engländern lernen könnten? Vielmehr steht zu wünschen, daß kein Kaufmann versäumt, mit einer seinem Vermögen angemessenen Summe sein Leben zu versichern. Das Glück ist nirgends so schwankend, wie gerade im Handelsstande. Wie oft schweben hier Unternehmungen, die nur dann einen guten Gewinn verheißen, wenn sie mit Ruhe fortgeführt werden können. Wie häufig besteht das Vermögen in Waaren oder Effekten, die plötzlich einen rapiden Rückgang im Preise oder Kourse erleiden. Alles kann wohl zu Ende geführt werden, so lange der Kaufmann am Leben bleibt und die Fäden seiner Operationen in den Händen behält. Aber wie ganz anders wird die Lage der Dinge durch einen plötzlichen und unerwarteten Tod! Die Gläubiger haben dem thatkräftigen und zuverlässigen Manne volles persönliches Vertrauen geschenkt; durch den Tod desselben erleidet der Kredit des Hauses einen Stoß. Man will erst sehen, wie die Verhältnisse sich gestalten und ob die Fortführung des Geschäftes auch sicheren und geschickten Händen anvertraut sey. Inzwischen müssen die eingegangenen Verbindlichkeiten gelöst werden. Die Erben sehen sich genöthigt, die vorhandenen Vorräthe und Effekten zu verkaufen, ohne einen günstigeren Zeitpunkt abwarten zu können — und neben sicheren Verlusten verbleibt den Erben im günstigsten Falle die ungewisse Aussicht auf einen bescheidenen Theil des zuvor erwarteten großen Vermögens. Wie anders, wenn der Verstorbene sein Leben mit einer angemessenen Summe versichert gehabt hätte. Dann konnte dieser ruhig von den Seinigen scheiden; die Gläubiger waren durch das Versicherungskapital zu befriedigen, die schwebenden Geschäfte ließen sich gemächlich abwickeln. — Bei Erwägung dieser Art muß es in der That auffällig erscheinen, daß die Versicherungen aus dem Stande der Handeltreibenden bisher verhältnißmäßig die seltensten sind. — Nur nebenbei sey hier auch des in England sehr gebräuchlichen und gewiß nachahmungswerthen Verfahrens erwähnt, daß der reichere Assocіe zu Gunsten des weniger bemittelten eine Versicherung schließt. Der letztere zahlt die Prämie und ist bei dem Tode des ersteren durch das ausgezahlte Versicherungskapital in den Stand gesetzt, die etwa stipulirten Zahlungsquoten an dessen Erben zu leisten, ohne das Geschäft einschränken zu müssen.

Kommen wir jetzt auf den Stand der Grundbesitzer. Es würde demselben vielfach zum Vortheile gereichen, sich nach Maßgabe der Verhältnisse den hohen Adel Englands zum Vorbilde zu nehmen. Dieser betheiligt sich sehr stark bei der Lebensversicherung. Das Recht der Erstgeburt schließt die nachgebornen Söhne und die Töchter gänzlich von der Erbschaft aus. Daher pflegen zu Gunsten der letzteren die reichen Lords ihr Leben mit enormen Summen zu versichern. Dasselbe gilt von solchen Landwirthen, welche Lehens- oder Fideikommißgüter besitzen. Ganz abgesehen von einzelnen ähnlichen Rechtsverhältnissen, wie sie auch in Deutschland bestehen — z. B. in Altenburg, wo der jüngstgeborne Sohn der Erbe ist und die älteren Brüder für diesen arbeiten müssen — so liegt die Anwendung bei uns sehr nahe. Wie der Kaufmann naturgemäß den ungeschwächten Fortbestand seiner Firma wünscht, eben so wird es dem Grundbesitzer meistens erwünscht seyn, daß sein Gut nicht parzellirt werde. Liegt ihm nun aber als einsichtsvollem und liebendem Familienvater das Wohl aller seiner Kinder gleich sehr am Herzen, so bietet ihm die Lebensversicherung die trefflichste Gelegenheit, beiden Wünschen gleichmäßig Rechnung zu tragen, wenn er sich entschließt, angemessene Summen zu Gunsten derjenigen Erben zu versichern, welche die Ländereien nicht übernehmen können. Es bedarf kaum der Erwähnung, wie viel Bitterkeit, Mißtrauen und Feindschaft in den Familien auf diese Weise im Voraus zu verhüten ist.

Das größte und zahlreichste Kontingent für die Lebensversicherungs-Gesellschaften liefert in England endlich der Beamtenstand. Man könnte den Grund dieser Erscheinung darin zu suchen geneigt seyn, daß dort nicht, wie in vielen deutschen Staaten, das Wittwenpensionswesen vom Staate in die Hand genommen ist, und demnach die Sache so ansehen, als ob die britischen Beamten in der Lebensversicherung nur den nöthigen Ersatz suchen müßten für ein ihnen fehlendes Institut zur sicheren Versorgung ihrer überlebenden Familie. Allein betrachten wir die Lebensversicherung in diesem Sinne als einen Ersatz, so ist sie jedenfalls ein solcher, der nicht nur jeden Vergleich mit dem, was er ersetzen soll, aushält, sondern weit über dasselbe hinaus geht, und die praktischen Leute jenseits des Kanals würden sich wohl hüten, denselben etwa gegen den bei uns bestehenden Pensionszwang zu vertauschen. In der That läßt sich das Institut der Wittwenpension, so gern wir zugeben wollen, daß die Regierung dasselbe dermalen bei uns noch nicht fallen lassen kann, der Lebensversicherung gegenüber nur als ein veraltetes und überlebtes bezeichnen, welches mit der letzteren gar nicht mehr konkurriren kann und etwa nur unter ganz besonderen Voraussetzungen

und seltenen Verhältnissen den Betheiligten einen gleichen oder größern Vortheil als jene gewährt. Man fasse nur das eine in's Auge, daß bei der Lebensversicherung das versicherte Kapital unter allen Umständen der Familie zufällt, und wenn es gar so ansehnlich ist, daß die Wittwe mit der Nutznießung sich begnügen kann, noch den Kindern ungeschmälert verbleibt, während die Pension immer nur bedingungsweise zahlbar, von der überlebenden Wittwe nur auf eine beschränkte, oft nur sehr kurze Zeit genossen wird, ja nicht selten — denn wie oft stirbt die präsumtive Wittwe vor dem Manne oder bald nach dessen Tode — überhaupt gar nicht zur Zahlung kommt, nachdem doch der Beamte vielleicht ein Menschenalter hindurch seine Beiträge dafür geopfert hat, und daß dieses schreiende Mißverhältniß bisweilen wohl gar da eintritt, wo die Hinterbliebenen in der größten Dürftigkeit leben. Demnach kann denn nun aber Beamten, welche nicht dem Pensionszwange unterliegen, nur dringend gerathen werden, durch Abschluß einer Lebensversicherung für die Zukunft ihrer Familie zu sorgen. Für diejenigen aber, die gesetzlich nicht umhin können zum Pensionsfond beizusteuern, wird es immerhin vortheilhaft seyn, hier in so geringem Maße, als es die bestehenden Verordnungen irgend gestatten, sich zu betheiligen und daneben den entbehrlichen Theil ihres Gehaltes zur Versicherung ihres Lebens bei einer soliden Gesellschaft anzuwenden. Gerade der Beamte ist ja in der Regel am wenigsten im Stande, seine Ersparnisse kaufmännisch vortheilhaft anzulegen; ja meistens wird es ihm schwer werden überhaupt zu sparen, da bei ihm, eine nicht sehr hohe Besoldung vorausgesetzt, die Bedürfnisse des Hausstandes sich nach den Einkünften des Amtes zu richten, also auch mit diesem zu steigen pflegen. Jedenfalls also wird er wohl thun, wenn er durch Abschluß einer Versicherung das jährliche Zurückzulegende ein für alle mal sicher kapitalisirt und so sich selbst, wir wollen einmal sagen, einen freiwilligen moralischen Zwang auflegt, durch Beschränkung seines Haushaltsetats den Hinterbleibenden eine Hülfe zu garantiren, die ihnen ohne dieß entgehen würde; wobei gerade hier noch besonders daran zu erinnern ist, daß selbst in dem Falle, wo die Prämienzahlung nach längerer Zeit nicht mehr auszuführen wäre, eine wesentliche Einbuße nicht zu fürchten steht, indem jede solide Gesellschaft die von ihr ertheilten Policen unter billigen Bedingungen zurückkauft.

Gewiß, diejenigen rathen gar unverständig und übel, die dem Beamten sagen: lege jährlich so und so viel von dem Gehalte zurück, so wirst Du z. B. nach fünfzigjähriger Dienstzeit ein Kapital von dem und dem Betrage erübrigt haben. Wer kennt nicht die menschliche Natur genugsam, um zu wissen, welch eine strenge und konsequente Selbstbeherrschung für den mäßig oder gering Besoldeten zur Befolgung dieses Rathes gehört.

Man spart während der ersten Jahre — aber wie langsam, wie wenig ermunternd, unter wie geringen Hoffnungen auf den lohnenden Erfolg der Entbehrung wächst die Summe an — bis eine Zeit gesteigerten Bedürfnisses auf einmal das Zurückgelegte anzugreifen gebietet und den ganzen guten Vorsatz wieder über den Haufen wirft und vergessen läßt. Für den Versicherten hingegen ist von der ersten Prämienzahlung an das Ziel alles Sparens schon so gut wie erreicht; das Kapital, zu welchem eine vierzigjährige Selbstüberwindung verhelfen soll, liegt schon da — es gilt nur, dasselbe nicht wieder durch eigene Säumniß zu verlieren, denn auf anderer Weise kann es nicht mehr verloren gehen, der Tod sogar kann es nur alsbald zahlbar machen.

Wie viel lieber und leichter fügt man sich bei dieser lohnenden Gewißheit in jede nicht gerade unmögliche Entbehrung! — Es stehen uns hierbei namentlich die unzähligen Beamten vor Augen, welche neben ihrem Gehalte von 500—1000 Thlr. kein eigenes Vermögen besitzen. Welch eine willkommene Hülfe können gerade diese für den Fall ihres Todes durch eine Versicherungssumme von Tausend oder einigen Tausend Thalern ihren Hinterbliebenen schaffen! Und wie selten leider geschieht das wirklich.

Die übrigen Stände, Partikuliers, Handwerker, Künstler, Gelehrte 2c. besprechen wir nicht ausdrücklich, da auf sie unter gehöriger Modifikation mehr oder weniger überall das bereits Gesagte seine Anwendung findet. Schließlich aber können wir mit vollem Rechte behaupten, daß es kaum eine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft gibt, die nicht die Lebensversicherung mit Vortheil benutzen kann, und wünschen nicht bloß zu Gunsten der letzteren, sondern vornehmlich im Interesse des Gemeinwohles, daß unsere Vaterlandsgenossen durch den Einfluß gangbarer, schiefer und unreifer Ansichten unbeirrt, dieß aus dem richtigen Assoziationstriebe der Neuzeit hervorgegangene unvergleichliche Institut immer gründlicher kennen lernen und dem leidigen Zuwarten von Jahr zu Jahr entsagend immer zahlreicher demselben diejenige Theilnahme zuwenden, die es seinem Zwecke und seinen Leistungen nach verdient.

Mannigfaltigkeiten.

Wittwenherzen — sagt Saphir — fangen geschwinder Feuer als Mädchenherzen, so wie ein Licht, das schon einmal gebrannt hat, leichter anzuzünden ist, als ein noch nicht gebranntes.

Redakteur Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 39 Montag, 15. Februar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Dann dachte Nanni einen Augenblick lang, sich den Tod zu geben, den ganzen Rest des Giftes schnell mit einem Glas süßen, starken Branntweins vermischt, auszutrinken. Erst Betäubung dann der Tod; die Todten haben nichts mehr zu fürchten.

Aber ach! — Wie entsetzlich fürchtete sie den Tod! Alle ihre Nerven und Fiebern sträubten sich vor dem Gedanken der Vernichtung. Die Haare auf ihrem Haupte schienen sich zu krümmen vor Entsetzen und Grausen. — Nein, nicht sterben, nur nicht sterben! Leben wollte sie, leben um jeden Preis, unter allen Umständen. Ein finsteres Gefängniß, die tiefste Einsamkeit, die gräßlichsten Schmerzen, erschienen ihr weit weniger grauenhaft als der Tod, das gräßliche, absolute Nichts. Bergenau lebte, das Leben konnte das Gesetz ihr nicht nehmen, alles Uebrige war nichts gegen den Tod.

Sie wollte leugnen, leugnen, so lange, so sehr als möglich. Sie ließ das Schächtelchen aus der Hand fallen und stieß es mit dem Fuße weit von sich. Mit leisem Tone rollte es über den Fußboden, ihre glühenden Augen verfolgten es, am Ofenfuß blieb es liegen, sie schob es mit der Hand hinter denselben, so konnte es Jahre stehen, ohne daß Jemand es fand.

Dann horchte sie angestrengt, ob oben in Gertrud's Stübchen sich nichts rege — wenn er gestorben wäre? Gerechter Gott — an seinem Leben hing auch das ihre! — Alles war still oben, das Stöhnen und Aechzen verstummt. Er war todt! Gewiß, er war es! O, Maria, Mutter Gottes, erbarme dich meiner, laß ihn leben, leben, damit nicht das schreckliche Beil meinen Kopf vom Rumpfe trennt. Die Erinnerung an die Hinrichtung einer Kindesmörderin, die sie als ein kaum sechsjähriges Waisenmädchen in Wien angesehen, stand in furchtbarer Deutlichkeit vor ihren Augen. Sie sah die bleiche Verbrecherin im Todtenhemde mit schwarzen Schleifen, sah das Gesicht des Henkers, das blanke Richtschwert, das über die untergestreuten Sägespäne rieselnde Blut! — Und dann mit einem Male zuckte der Gedanke an ihr eigenes kleines Kind durch ihre Seele. Es war ein weiches, warmes Aufwallen der Mutterliebe, die die menschliche Mutter — schlechter als Hyäne und Tigerkatze — so lange in sich unterdrückt hatte. Ihr Kind, ihr Kind! Brennende Thränen traten in ihre Augen, wenn Bergenau starb, durch ihre eigene, ruchlose Hand starb, dann war ihr Leben dem Gesetze verfallen, und das arme vater- und mutterlose Mädchen, die Tochter der Gerichteten, hatte keine andere Zuflucht als die, welche die Barmherzigkeit der Menschen ihr gewährte. Ein Waisenhaus ward dann zum höchsten Glück für das unglückliche Kind.

Schauder auf Schauder rannen so, bald glühend heiß, bald eiskalt, durch die Seele der Verbrecherin und nichts von dem Allem, was vor der That sie zu derselben gestachelt und getrieben, erschien ihr jetzt noch, selbst wenn ihr Verbrechen gelungen wäre, wünschenswerth oder zu erreichen möglich.

Den Kopf in die Hand gestützt, vom Fieber geschüttelt, saß sie beim Anbruch des Tages noch in dem wüsten Schenkzimmer. Sie horchte athemlos mit höchster Anstrengung auf jeden Ton, der oben oder auf der allmählig zum Leben erwachenden Straße sich regte. Manchmal betete sie furchtbare, von der gräßlichsten Angst diktirte Gebete, dann dachte sie wieder an die Möglichkeit der Flucht, der Rettung auf irgend eine, wenn auch noch so furchtbare Weise. — Wenn dort aus dem Kamin, der Versucher, der Feind der Menschheit hervorträte und ihr Leben und Freiheit böte, wenn sie ihm das Blut ihres Kindes, oder ihre unsterbliche Seele dafür gäbe? — es funkelte und blitzte vor ihren Augen, der Gedanke gewann die Deutlichkeit der Vision und als sie sich aufraffte, um dem fürchterlichen Bilde zu entrinnen, da lag ein Streifen jungen, goldenen Tageslichts auf der Zimmerdiele und draußen hörte sie fremde Stimmen, die Einlaß begehrten. — Die Leute, welche den oberen Stock des Hauses bewohnten, hatten die Hausthür er-

öffnet, wie schlaftrunken mit zitternden Händen, mit verglasten Augen, stand die Verbrecherin vor den Abgesandten des weltlichen Richters. Der Richter in ihrer eigenen Brust hatte bereits sein Amt begonnen. —

Sie ließ willenlos, gedankenlos alles mit sich machen. Der Polizeidiener, ein ernst, aber gutmüthig aussehender Mann, erinnerte sie daran, etwas Weißzeug für sich einzupacken, einen Mantel umzunehmen, ein wenig zu essen. — Sie that was er sagte, sie machte sogar den Versuch, ein Stückchen Brod, das auf einem Tische lag, herunterzuschlingen, aber es war unmöglich, sie hatte das Gefühl, als sey ihr Mund und Kehle mit Erde gefüllt, selbst trinken konnte sie nicht, der Schluck Wasser, den sie in den Mund nahm, erschien ihr gallenbitter, es war ihr unmöglich, ihn herunterzubringen.

„Wo ist Ihre Familie, damit ich derselben mittheile, daß Sie uns begleiten?" fragte der Polizeibeamte. Sie verstand ihn anfangs nicht, sie sah ihn mit leerem Blick an und sagte dann: „Ich habe ja keine Familie, ich bin ein Waisenkind."

„Ihren Mann, Ihre Stiefkinder, meine ich", entgegnete der Beamte.

Sie deutete mit der Hand nach oben, und setzte sich dann wieder auf einen Stuhl, denn die Knie wollten sie nicht forttragen.

Der Polizeibeamte sprach jetzt leise mit seinen Begleitern, die nun anfingen, alle Dinge im Zimmer genau zu betrachten, und etwas dabei in ein Heft zu schreiben.

Bei dieser Beschäftigung waren sie noch, als die Thür sich leise öffnete und Gertrud eintrat. Sie erkannte mit schnellem Blick, was hier geschah, und ein Schmerz der bittersten Art zuckte durch ihre junge Seele. O, Mutter! Mutter, warum hast du uns verlassen? jammerte es in ihr. Warum trugst du nicht mit uns die Last der Armuth? Wie schwer sie auch seyn mag, sie ist nichts gegen die Last der Schande!

Dann aber besann sie sich. Nicht, was Andere thun, kann uns Schande bereiten, sagte ihr natürliches, richtiges Gefühl ihr, sondern nur unsre eigenen Thaten, und dieser Gedanke gab ihr ihr Selbstbewußtseyn, die ihr angeborene sanfte, einfache Würde wieder. Sie sprach mit dem Polizeibeamten und machte ihn zuerst darauf aufmerksam, daß der Zustand ihres Vaters Stille und Ruhe nothwendig mache. Der verständige Mann versprach alles Mögliche zu thun, um jede Störung des Kranken zu vermeiden. Dann that sie selbst mit ernster Ergebung Alles, was die anwesenden Gerichtsbeamten ihr als die Pflicht des Augenblicks bezeichneten. Sie schloß alle Schubfächer im Zimmer und im Hause und lieferte die Schlüssel ab, nachdem sie für sich, den Kranken und das Kind die nöthigen Gegenstände in einen leeren Koffer gepackt hatte. Sie half alle Ecken und Winkel durchstöbern und alle Flaschen, Kästchen und Schächtelchen, die sich etwa vorfanden, zusammentragen und unter Verschluß bringen. Sie brachte das Licht, mit welchem man alles versiegelte, bezeichnete die Flaschen, aus denen Nanni in ihrer Gegenwart ihrem Vater zu trinken eingeschenkt, und beschrieb endlich das Schächtelchen, das sie in den Händen der Angeklagten gesehen. Dieß zu suchen, war nun das Hauptaugenmerk der Beamten, aber es fand sich nicht, und so ward Nanni abgeführt und mit umflortem Blick sah Gertrud dem Weibe nach, das so viel Elend und Entsetzen über sie gebracht.

Auch die Schenkstube und die kleinen Räume neben derselben wurden nun verschlossen und versiegelt und Gertrud war mit dem Kinde und dem kranken Vater nur auf ihr und Eduard's Stübchen beschränkt. — Wohl ihm, dem geliebten Bruder, daß er fern war. Das erste, schrecklichste in dieser neuen Unglückskatastrophe, die die armen Kinder betroffen, ging so an ihm vorüber. Wenn er zurückkehrte, konnte sie ihm das, was sie selbst in so entsetzlicher Weise mit erlebt, schonend erzählen. Wie viel anders erregen uns Begebenheiten, die wir durchleben, als solche, von denen uns nur berichtet wird, dachte sie. Aechte Liebe gießt immer und unter allen Umständen einen Tropfen ihrer süßen Labung in den bittern Trank, den das Elend des Lebens uns reicht.

Gertrud ging von der entsetzlichen Scene, die sie durchlebt, mit einem Trost im Herzen, hinauf zu ihrem Kranken, zu dem kleinen, holden Schwesterchen, dem armen Kinde einer verbrecherischen Mutter.

O, daß du nie erfahren möchtest, was heute geschehen, dachte das junge Mädchen, während sie unter Küssen und Thränen das kleine Schwesterchen, das sie so mütterlich liebte, auf ihrem Schooße wusch und ankleidete. Gertrud gehörte zu jenen ächt weiblichen Seelen, die eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Erdenstern, der liebevollen Mutter alles uns bekannten Lebens haben. Wie die Erde ihre tägliche Bahn um sich selbst und um die ewige Sonne unabänderlich und unstörbar wandelt, ob Stürme über ihre Oberfläche dahin rasen, ob Erdbeben ihren Schooß zerreißen, ob Wolkenbrüche tobend auf sie herabstürzen, so erfüllen diese Seelen ihre täglich wiederkehrenden Pflichten, treu, und gewissenhaft, welches Leid, welcher Kummer sie auch treffen möge. Jene kleinen weiblichen Pflichten, die zum Leben der Familie so unerläßlich sind, als der Wandel der Erde auf ihrer Bahn für alles Leben auf dem schönen Stern, den wir Menschen Welt nennen. Unter heißen Thränen, unter inbrünstigen

Gebeten, räumten die zitternden Hände des jungen, schwer geprüften Mädchens das Zimmer auf, blies sie die Flamme des Ofens an, bei deren freundlicher Gluth sie das Frühstück bereitete für ihr Kind und ihren Vater.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine.

(Fortsetzung.)

Wohin? fragte Martin.

In's gastliche Haus, wie früher, war Steinhof's Antwort.

Wehmüthiger als heute war dem Glücklichen nie zu Muthe gewesen; sein Herz schwamm unaufhörlich in Thränen, und gern hätte er auf die ganze Herrlichkeit Verzicht geleistet, wenn ihn nicht der Gedanke noch belebt hätte, hier wenigstens mit Hermine in einer Stadt zu wohnen.

Leben Sie wohl, Herr Steinhof! sagte Martin, als er die geringen Habseligkeiten auf sein Zimmer getragen hatte, und wenn Sie 'mal wieder in unser Dorf kommen, so richten Sie es auf den Sonntag ein, damit wir 'mal wieder eine Predigt von Ihnen hören können.

Grüße die ganze Gemeinde von mir, antwortete Steinhof, ihm ein paar Thalerstücke in die Hand drückend; und sage ihnen, daß ich sie nie vergessen werde.

Hierauf warf er die Reisekleider von sich, legte den feinen, ihm so vortrefflich stehenden Amtsrock an, und begab sich unverzüglich zum Konsistorialdirektor, ihm den gebührenden Dank abzustatten. Doch welch ein Benehmen des sonst so strengen, gebieterischen Mannes gegen den Neuling! Mit einer Freundlichkeit ohne Gleichen kam ihm der Mann entgegen, wünschte ihm Glück zu der so früh errungenen Stelle, und führte ihn dann in sein Familienzimmer, um ihn seiner Gattin und seinen drei blühenden Töchtern als den neuen Domprediger vorzustellen. Die Mädchen waren hübsch, das mußte er gestehen, allein das erkünstelte gezwungene Wesen, im Vergleich mit der liebenswürdigen Unschuld Herminens, war keineswegs geeignet, ihn angenehm anzusprechen. Sie waren gelehrt, besaßen Weltklugheit, kannten alle Verhältnisse im menschlichen Leben; aber die wahre Bildung ihres Geistes schien dennoch vernachlässigt, und ihr Herz nur durch etwas Außerordentliches gerührt zu werden. Er mußte den Nachmittag bei ihnen bleiben, was auch wirklich von einem wesentlichen Nutzen für ihn war, denn er lernte hier gesprächsweise nicht allein seinen künftigen Wirkungskreis, sondern auch die zu seinem Amte gehörenden Einkünfte kennen; wobei ihn die Mutter nicht undeutlich merken ließ, daß er sich nun füglich auch noch einer Lebensgefährtin unter den Jungfrauen der Residenz umsehen dürfe. Da fiel ihm plötzlich die vierzigjährige Einäugige ein, und er fragte, ängstlich die Antwort erwartend: ob der Verstorbene eine Tochter hinterlassen habe?

Eine Tochter hat Weidmann nie gehabt, antwortete der alte Direktor, aber eine Schwester, welche mit der Wittwe gegenwärtig noch im Hause ist. Das Frauenzimmer, fügte er hinzu, ist, trotz ihren vierzig Jahren und dem fehlenden Auge, noch immer heirathslustig, und ich wette darauf, daß sie in ihren überall ausgeworfenen Netzen endlich doch noch einmal einen recht wackern Mann fängt.

Unmöglich, entgegnete die Direktorin, kann sich ein Mann, und wenn er wirklich selber nur ein Auge hätte, mit den paar tausend Thalern das andere auch noch auswerfen lassen, denn wer sie nur einigermaßen kennt, der bleibt ihr zehn Schritt vom Leibe.

Zehntausend! dachte Steinhof, und empfahl sich. Auf der Straße dachte er noch einmal über das letztere Gespräch nach, und der Degenmann fiel ihm wieder bei. Nach Steinhofs Begriffen konnte jener Mann das, was er ihm hinsichtlich der Einäugigen gesagt, unmöglich aus der Luft gegriffen haben; etwas mußte durchaus daran seyn, das war klar. Wohlan! dachte er, was hindert dich, dich davon zu überzeugen? Setze deine Sache auf nichts, und ist dem wirklich so, nun so kehre so schnell als möglich wieder nach Deinem Dorfe zurück; mag dann die Stelle sammt der vierzigjährigen Zugabe erhalten wer da will, ich verzichte mit Freuden darauf.

Er war während dieses Gedankengespräches bei der Pfarrwohnung angekommen und zog die Klingel. Augenblicklich erschien die, die er unter Tausenden hätte nicht verkennen können.

Ah, willkommen, tausendmal willkommen! rief die Redselige, als Steinhof kaum seinen Namen genannt, und ließ den künftigen Besitzer eintreten. Schon den ganzen Tag habe ich Sie, Herr Domprediger, erwartet, um Sie in Ihrem künftigen Besitzthum umherzuführen.

Steinhof machte einige stumme Verbeugungen, konnte aber durchaus nicht zu Worte kommen.

Ein vortreffliches Gebäude! fuhr sie fort; Sie finden alle nur möglichen Bequemlichkeiten darin, denn der selige Bruder — das muß ich ihm noch im Tode rühmlich nachsagen, der liebte die Bequemlichkeit, und wenn ihm darin etwas abging, so mußte gebaut, gebessert, geändert werden, und Se.

Durchlaucht — das ist auch wahr, das ist ein vortrefflicher Herr, der war ihm nie darin hinderlich. Ich werde Ihnen alle Zimmer des Hauses, die wir jetzt noch bewohnen, wie diejenigen, die wir geräumt haben, aufschließen.

Sie dürfen sich meinetwegen gar nicht geniren, sagte Steinhof, ich bedarf höchstens zwei Zimmer, und zwar diejenigen, die Sie vor der Hand am liebsten entbehren.

Ei behüte der Himmel! wo denken Sie hin, Herr Domprediger! Mein Bruder ist todt, und sein Regiment hier im Hause zu Ende; Sie haben hinfort hier zu gebieten. Freilich wird es mir sehr hart ankommen, wenn ich dieß Haus, worin ich nun fünfundzwanzig Jahre zufrieden und glücklich gelebt, verlassen soll. Denn Sie werden doch bald Besitz von demselben nehmen. Sie sollen zwar, so lange wir darin verbleiben dürfen, hier nichts vermissen; ich werde für Sie sorgen, so viel in meinen Kräften steht.

Danke! danke! antworte er, und stürzte zum Hause hinaus, mit Sirachs Gedanken: lieber bei Löwen und Drachen, als bei dieser zu wohnen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Menschen, welche nur in der Lüge des Scheins bestehen, wissen am schlauesten den Schein der Wahrheit zu behaupten. — Menschen, die von jeder Musik verzückt werden, bleiben von der Thräne der Noth ungerührt. — Demuth entspringt ebensowohl aus Charaktergröße wie aus Niederträchtigkeit; ebensowohl aus Weisheit wie aus Einfalt. — Großmuth ist der Muth des Braven, Hochmuth ist der Muth des Gemeinen. — Die am ängstlichsten sind, ihre Ehre von Andern nur berühren zu lassen, treten sie selbst am Leichtfertigsten mit Füßen. — Das Bewußtseyn, etwas verdient zu haben, macht still stolz; das Gefühl etwas unverdient erreicht zu haben, macht schreiend übermüthig. — Wer schweigend Unrecht erträgt, thut auch schreiendes Unrecht. — Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, aber auch der Hinterlist. — Die sogenannten beliebten Gesellschafter sind Leute, die Allen Alles zu Gefallen sprechen und sich von Allen Alles gefallen lassen. — Das schreiende Unrecht ist noch nicht das schlimmste. Das schmerzlichste ist dasjenige, welches nicht einmal seufzen darf.

[Naive Jungen.] Als der Czar bei seiner letzten Anwesenheit in Warschau von dem Parke Lazienki sammt Gemahlin in den Straßen der Stadt erschien, um die prachtvolle Illumination in Augenschein zu nehmen, war das Gedränge so groß, daß er sich bewogen fand, den zwei Lakaien den Auftrag zu geben, den rückwärtigen Sitz zu verlassen und die Pferde im strengsten Sinne des Wortes zu führen. Als die zwei Lakaien dem Befehle nachkamen, fanden es zwei Repräsentanten der zukünftigen Generation für gut, den rückwärtigen Sitz einzunehmen. Dadurch ermuntert, bestiegen einige Jungen die seitlichen Wagentritte und überflutheten die Majestäten mit nicht endenwollendem „Vivat.“ Mehr erheitert als erzürnt ob dieses Benehmens fragte der Czar einen der Jungen, warum er so schreie, worauf dieser erwiderte: Erstens, weil es mir der Lehrer befohlen hat, und Zweitens, weil ich mitfahren darf.

In diesem Monate ist wieder die Zeit der Beobachtung des Zodiakallichtes, welches gewöhnlich bei heiterem Himmel in der Woche nach dem 19. Februar beobachtet wird, und dessen Entdeckung durch Cassini vom Jahre 1683 datirt. Heuer dürfen die Beobachtungen besonders anziehend werden, weil das Zodiakallicht mit der Mondsfinsterniß am 27. Februar beinahe gleichzeitig eintritt. —

Bei den Illuminationen am Vermählungstage, welche in vielen preußischen Provinzialstädten veranstaltet wurden, hat es selbstverständlich nicht an originellen Transparenten gefehlt. Als eines der originellsten ist folgendes Transparent zu bezeichnen, mit dem ein Königsberger Barbier seine Wohnung geschmückt hatte. Es lautet: „Erbsen, Bohnen und Linschen, über's Jahr ein Prinzchen, und sollt' es eine Prinzessin seyn, so würden wir uns nicht minder freu'n.“

Logogryph.

Das Ganze, beßrer Bildung sichre Spur,
Trittst Du verächtlich mit den Füßen nur;
Ein Zeichen hinweg, so forderst Du es dreist,
Noch Eins hinweg, so fehlt Kopf, Arm, Fuß, Geist.

Auflösung der Charade in Nro. 32:

Scharmützel.

Redakteur: Gustav Mellert.
Druck und Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 40 Dienstag, 16. Februar 1858.

Hermine.

(Schluß.)

Mit diesen vernichtenden Gedanken kehrte er in sein Quartier zurück, und warf sich mit dem festen Vorsatze: morgen mit dem Frühesten wieder nach Dörsheim zu seinem Prediger zurückzukehren, in den Sorgenstuhl. Hier überraschte ihn, vor Hunger und Frost bebend — denn er hatte das aufgetragene Abendessen unberührt auf dem Tische stehen lassen — die Mitternacht, worauf er sich dann in's Bett warf, und bis an den lichten Morgen schlief.

Als der Aufwärter ihm den Kaffee brachte, meldete er zugleich: daß ein fürstlicher Diener hier gewesen, der ihn mit dem Schlage elf Uhr zu Sr. Durchlaucht beschieden habe.

Ich werde hingehen, dachte er, um wenigstens nicht als einfältiger Trutzkopf zu erscheinen; aber mich in eine ewige Qual zu schmieden, dazu kann mich unter diesen Verhältnissen selbst der Fürst nicht zwingen. — Zum dritten Male stieg er die Marmorstufen im fürstlichen Schlosse hinauf, und eben als er in den Vorsaal trat, wollte es ihn bedünken, als sähe er eben die einäugige Schwätzerin von gestern in das Zimmer des Fürsten schlüpfen. Gern wäre er hier noch umgekehrt, aber ein stattlicher Diener fragte ihn um seinen Namen, und führte, als er ihn genannt, ihn sogleich in das Zimmer Sr. Durchlaucht.

Sie waren gestern schon in der Stadt, sagte der Herzog, und ließen heute erst nach sich schicken? Das ist neu. Sie haben die Prediger-Stelle bekommen, wie mir berichtet; suchen Sie sich nun derselben würdig zu machen, so wird Ihnen eine vielleicht noch höhere Beförderung nicht fehlen.

Ew. Durchlaucht hohe Gnade hat mich so sehr überrascht, daß ich eines kleinen Zweifels über mein schnelles Glück mich noch immer nicht erwehren kann; deßhalb wäre — noch ein kleiner Umstand —

Ach! Sie meinen das Mädchen? nun, dafür ist auch gesorgt. Treten Sie nur in dieß Zimmer hier.

Wie auf glühenden Kohlen stehend, hatte er dennoch nicht den Muth, der Güte des Fürsten zu widersprechen. Mein gnädigster Herr! sprach er von Todesangst gefoltert, ich bin, ich werde —

Mir danken? O nein, ganz und gar nicht! Kommen Sie nur, es ist schon Alles im Reinen. Sie werden hoffentlich mit offenen Armen empfangen werden.

In Zeit und Ewigkeit nicht! dachte Steinhof, und folgte dem Fürsten, der ihn nicht mehr hörte, nicht mehr sah. Aber da öffnete sich eine breite Flügelthür, und auf einem kostbaren Sopha saß die Generalin von Grad, und an ihrer Seite Hermine, schöner als je. Einer Mumie gleich blieb er starr und unbeweglich stehen, und konnte sich kaum besinnen, ob das Ganze ein Gaukelspiel seiner Phantasie, oder Wirklichkeit sey, Hermine, die von dem Vorgange der Sache eben so wenig als Steinhof unterrichtet zu seyn schien, erschrack eben so heftig als dieser, und warf sich in lieblicher Verwirrung an der Generalin Brust.

Nun, sagte der Fürst, Steinhof, sind Sie mit meiner Wahl zufrieden, so thun Sie nun das Ihrige.

Mein gnädigster Herr! antwortete Steinhof, die fürstliche Hand tiefbewegt an seine Lippen drückend; verstehe ich Sie recht? —

Ja, ja, ich sehe es Ihnen an, die Zweifel fangen an zu schwinden.

Wo nehme ich Worte her, diese hohe, unverdiente Güte auszusprechen?

Das mögen Sie von dieser hier erfahren, sagte die Generalin, indem sie aufstand, und ihm Herminen entgegenführte. Vielleicht, wenn Sie ihr wieder unter vier Augen die Liebe und Eintracht erklären.

Die Hindeutung auf jene Scene, die ihn einst so höchst unglücklich gemacht hatte, vergrößerte seine Verwirrung in einem noch höhern Grade; er wußte nicht, an wen er sich wenden sollte; der Fürst aber, der seine innige Freude an dieser Verlegenheit hatte, bot der Generalin seinen Arm, und ging mit ihr in ein anderes Zimmer.

Träume ich denn? fragte Steinhof, als er sich

mit der Lieblichen allein sah, oder ist es Wahrheit, was mit mir vorgeht?

Wenn es ein Traum ist, antwortete Hermine an seinem Halse, so ist es der schönste, den ich je geträumt, und nie, nie möchte ich daraus erwachen.

O, Du mein Leben, mein kühnstes Hoffen, mein verwegenstes Wünschen! Hermine, Du, schönste, lieblichste und beste Deines Geschlechts! bist wirklich mein?

Dein nun auf ewig, mein theurer Freund!

Möge unser ganzes Leben denn, — rief Steinhof begeistert aus, — ununterbrochen ein treues Abbild dieser heiligen Stunde bleiben, dann wird die Letzte dieses kurzen Erdenlebens uns immer noch zu früh kommen, aber dennoch uns nicht auf ewig zu trennen vermögen!

Schon ein Jahr war der Domprediger Steinhof mit Hermine Werner verbunden, und Beide sahen freudig ängstlich der Stunde entgegen, wo die Wonne des Elternglücks ihnen werden sollte; da trat die Generalin zu den jungen Leuten ein, mit einem Gesicht, welches Freude verkündigte. Habt Ihr die frohe Botschaft schon vernommen? sprach sie — unser gnädigster Herzog ist mit der Prinzessin Amalie verlobt.

Gott sey gedankt! riefen Steinhof und Hermine, wie aus einem Munde, und das Kleeblatt freute sich, wie alle Einwohner des Landes, über dieß glückliche Ereigniß. Da fiel es Nachts darauf Herminen schwer auf's Herz, daß sie seit ihrem Eheglück das Grab ihrer Mutter nicht besucht, und sich diese Vernachlässigung bitter vorwerfend, schlich sie sich schon früh Morgens von der Seite ihres Gatten, und ging, eine heilige Pflicht zu erfüllen.

Auf dem Friedhofe angelangt, konnte sie sich nicht sogleich von ihrem Erstaunen erholen, da sie das Grab ihrer Mutter, das sie stets mit Wehmuth so schmucklos gesehen, in einen Blumengarten umgewandelt sah. Junge Pappeln umschlossen den Kreis, wo die geliebte Asche ruhte, und zu dem Haupte der Entschlafenen grünte ein vielblättriger Rosenstock, viele herrliche Knospen treibend. Hermine sagte ihr Herz, auf wessen Veranstaltung diese Umwandlung geworden sey. Da rief sie freudig gerührt, indem sie an dem ihr heiligen Hügel niederkniete:

O, mein Mütterchen! wenn es Dir vergönnt ist, das Glück Deines Kindes zu schauen, o so sieh auch verzeihend und segnend auf den herab, der es bereiten half, und dessen zarte Liebe Deine Ruhestätte schmückte!

Der Prozeß von Ponza und Sapri.

Am 29. Jan. begannen in Salerno die Prozeßverhandlungen bezüglich der Angeklagten, welche bei der bewaffneten Invasion von Ponza und Sapri, die gleichzeitig mit dem Mazzinistischen Aufstandsversuche in Genua vor sich ging, betheiligt gewesen waren. Der große Saal des Klosters St. Domenico war für die Gerichtssitzung eingerichtet worden. Ein Truppenkorps von 300 Mann war in dem Hofe des Klosters aufgestellt. Das Richterkollegium bilden zehn Personen, von denen zwei als Ersatzmänner fungiren; den Vorsitz führt der Richter Dalia.

Das Verfahren begann mit dem Namensaufruf; 28 der Angeklagten waren anwesend. Alsdann gab der Präsident in einfacher und gewissenhafter Darstellung einen Bericht über die Thatsachen, welche den Anklagestand der Beschuldigten motivirten. Dieser Bericht nahm zwei Stunden in Anspruch und wurde mit tiefer Aufmerksamkeit angehört. Nachdem Herr Dalia geendet, verlas der Staatsanwalt, Herr Pacifico, einen Theil der Anklageakte.

In der Sitzung vom 30. Jan. war Herr Watt, der Eine der beiden englischen Ingenieure, welche an Bord des „Cagliari" waren, nicht zugegen. Die Eröffnungssitzung hatte ihn dermaßen ergriffen, daß er sich krank fühlte und das Gefängniß nicht verlassen wollte. Nachdem die Verlesung der Anklageakte vollendet, begannen die Verhöre.

Nicotera, der Hauptangeklagte, wurde zuerst aufgerufen; man verlas seine schriftlichen Enthüllungen; man fragte ihn, ob er etwas zu erwidern habe; er antwortete, er werde dem Gerichtshofe eine niedergeschriebene Rede vorlesen. Der Präsident zögert, seiner Bitte nachzugeben; es scheint, daß ihm dieß Libell schon bekannt ist. Alsbald entspinnt sich eine Diskussion zwischen dem Angeklagten und dem Staatsanwalte. „Wenn man mich aufgefordert zu reden", ruft Nicotera, „warum entzieht man mir das Wort? Der Präsident sucht zu vermitteln, indem er den Gerichtshof auffordert, sich zurückzuziehen, das Schriftstück des Angeklagten zu prüfen und darüber zu deliberiren.

Nach einer kurzen Berathung erscheint der Gerichtshof wieder. Er hat das Libell einer Korrektur unterzogen und will es in dieser Gestalt verlesen lassen. Nicotera protestirt, der Staatsanwalt antwortet ihm in äußerst heftiger Weise. Der Präsident Dalia beruhigt endlich die beiden Streitenden und bestimmt den Hauptangeklagten Nicotera, sich niederzusetzen, ohne gesprochen zu haben. Was man von dem Inhalt des erwähnten Schriftstückes erfährt, bezieht sich nur auf die Reklamatio-

nen zu Gunsten der Schiffsmannschaft des „Cagliari". Ein anderes Verhör, das in derselben Sitzung vorgenommen wurde, erstreckte sich nur auf schon bekannte Dinge.

In der Sitzung vom 1. Febr. fehlte wiederum der Ingenieur Watt auf der Anklagebank. Der englische Konsul bezeugt, daß er in der That krank sey. Sein Advokat, Hr. Amilcare Lauria, bat um die Erlaubniß, ihn vertreten zu dürfen, der Gerichtshof berieth und erklärte endlich, er werde die Genesung des Angeklagten abwarten, bewilligte auch auf Antrag des Herrn Lauria die Berufung einiger Entlastungszeugen von Genua. Die anwesenden Engländer waren offenbar durch das Verfahren des Gerichtshofes zufriedengestellt.

Der Advokat La Francesca, der Vertreter der Schiffsmannschaft des „Cagliari" stellt den Antrag, die Brieftasche, welche man bei dem gefallenen Pisacane gefunden habe, solle dem Angeklagten Nicotera gezeigt werden, damit dieser die Handschrift des Anführers der Expedition rekognoszire. Diese Brieftasche müsse ein Aktenstück enthalten, welches die Unschuld der Schiffsmannschaft beweise und die Behauptungen der Staatsanwaltschaft umstoße. Die Anklageakte behaupten, die Schiffsmannschaft habe freiwillig den Befehlen Pisacane's Folge geleistet, während das Aktenstück Pisacane's konstatire, daß die Verschwornen sich des Schiffes mit Gewalt bemächtigt haben. Der Staatsanwalt erhebt sich gegen den Antrag La Francesca's. Dieser entgegnete, es hänge von dem Ermessen des Präsidenten ab, ob er die Akten des Prozesses den Angeklagten vorlegen wolle, oder nicht. Auch seyen bereits andere Schriftstücke dem Hauptangeklagten Nicotera mitgetheilt worden. Der Gerichtshof deliberirt über La Francesca's Antrag und verwirft ihn mit einer Mehrheit von sechs Stimmen gegen zwei. Nach diesem Zwischenfall werden die Verhöre fortgesetzt.

Alle Angeklagten erklären sich des politischen Verbrechens schuldig, dessen man sie bezüchtigt, weisen aber die Beschuldigung gemeiner Verbrechen, des Diebstahls, der Plünderung, des Mordes zurück. Ein Lombarde erhebt sich und sagt: „Herr Präsident, man führt uns in Wägen aus dem Gefängniß zur Verhandlung und von hier dorthin zurück. Man thut uns damit vor den Augen der hier anwesenden Fremden zu viel Ehre an; wir würden lieber zu Fuß gehen, denn es ist sehr kalt und wir bedürfen der Bewegung. Das Geld, das man für Wägen ausgibt, sollte man lieber für warme Kleider und Decken verwenden; wir frieren auf dem Stroh und leiden vom Ungeziefer; man sollte sich mehr um das Innere der Kerker bekümmern, als um jene äußern Dinge, welche nur dazu dienen, die Welt zu täuschen."

Der Präsident ist über diesen Ausfall offenbar verlegen und weiß nicht, was er sagen soll; der Staatsanwalt erklärt, daß die Gefangenen gut behandelt werden, und daß der Zustand der Gefängnisse nicht zum Ressort des Gerichtshofes gehöre. Damit schloß die Sitzung vom 1. Febr. Die Verhandlungen sollten am 3. Febr. wieder aufgenommen werden.

Champagnerlied.

Laßt den Champagner überfluthen,
Daß in rothgefärbten Gluthen
Eure Wange hoch erglüht.
Sucht seiner Perlen leisem Rauschen
Lust und Frohsinn abzulauschen,
Eh' das Leben Euch verblüht.

So laßt die Gläser denn erklingen,
Auf der Freude gold'nen Schwingen
Stützet dieses kurze Glück;
Denn schnell enteilt mit der Sekunde
Zur Vergangenheit die Stunde
Und kehrt nimmermehr zurück.

Stoßt an! es lebe, was wir lieben,
Was „in Treue fest" geblieben,
Was dieß Leben uns beglückt;
Nicht soll der Göttergeist verrauchen,
Laßt im Becher untertauchen,
Was das Herz Euch schwer bedrückt.

Aus gold'nen Weines vollem Becher
Schlürft der freudetrunkne Zecher
Frischen Muth zu kühner That;
Denn in der Traube Feuerblute
Ruh't ein Schlüssel zu dem Muthe,
Wenn des Handelns Stunde naht.

In edlem Weine weckt die Meister
Aller lust'gen Frohsinnsgeister
Auf des Bechers Neige auf,
Die in dem Rebenblut' verborgen
Eures Winkes nur gehorchen
Durch des Lebens flücht'gen Lauf.

So laßt der Sorgen uns vergessen,
Weil so kurz uns zugemessen
Dieses Lebens Spanne Zeit;
Und ein Stündchen laßt beim Schäumen
Des Champagners uns verträumen,
Es sey fröhlich ihm geweiht.

Dr. Englert.

Mannigfaltigkeiten.

In einer großen Stadt des südlichen Frankreichs ist ein neuer Industrieversuch gemacht worden, leider aber im Entstehen schon mißlungen. Ein junger Mann, anscheinend aus den besseren Ständen, ist auf den Gedanken gekommen, an Frauen Briefe in folgender Weise zu schreiben: „Der Zufall hat mir Briefe in die Hände gespielt, die Sie kompromittiren: ich werde sie Ihrem Manne zuschicken, wenn Sie nicht 1000 Fr. (oder 2000, 3000, sogar 6000, je nach dem Verhältniß der Dame) mir zu übermachen vorziehen. In letzterem Falle steigen Sie an dem und dem Tage, zu der und der Stunde, in den Fiaker Nr. . . . . , legen die Summe unter das Kissen, machen eine kleine Fahrt, wohin Sie wollen, und wenn Sie wieder auf den Wagenstand zurückgekommen sind, entfernen Sie sich.“ Einige Damen, die ein gutes Gewissen hatten, theilten die Briefe ihren Männern mit, die der Polizei Anzeige machten. Andere, sagt die Chronik, behielten die Briefe für sich und wollten unter Todesängsten den Ausgang abwarten. Glücklicherweise zog sie die Polizei bald aus dieser peinlichen Lage. Zu der bezeichneten Stunde kam eine elegant gekleidete und dichtverschleierte Dame an den bezeichneten Fiaker, wirft sich hastig und ängstlich hinein, läßt die Vorhänge herab und fährt fort; nach einer Viertelstunde kommt der Wagen wieder in seine Reihe. Nun nähert sich vorsichtig ein junger Herr, steigt ein und fährt ab. Polizeibeamte besteigen sogleich einen anderen Wagen, folgen dem ersten und überholen ihn, gebieten ihm dann, zu halten, und dem jungen Mann, auszusteigen. Wie sie sehen, daß er eben ein Paket aufmachen will, fragen sie ihn, was er da mache. Er geräth in Verlegenheit, stammelt unzusammenhängende Worte und endlich gesteht er. Man hat im Anfang es für eine Narrheit gehalten, die Aerzte erklären aber, daß er völlig bei Verstande sey, und so wird gegen ihn der Prozeß eingeleitet.

Aus Straßburg meldet man: Ein kaiserl. Dekret vom 16. Januar genehmigt den Beschluß, welchen der Gemeinderath von Colmar gefaßt hat in Betreff der Errichtung eines Denkmals zu Ehren Pfeffels. „Unter den Männern, welche das Elsaß sowohl durch ihre Tugenden, wie durch ihr Genie, berühmt gemacht haben, sagt der Maire in seinem Bericht, ist Pfeffel, der Volksdichter, sicherlich einer von denjenigen, deren Andenken unsterblich ist. Geboren zu Colmar im Jahr 1736 von einer überrheinischen Familie, die sich in unserer Stadt naturalisirt hat, wo sein Vater das Amt eines Stettmeisters bekleidete, wußte Pfeffel durch seine Werke sich selbst ein Denkmal zu setzen. Durch seine Fabeln ist er der Lafontaine Deutschlands geworden.“ Herr Friederich in Straßburg hat sich erboten, das Standbild des blinden Dichters, mit dem er in seiner Jugend befreundet war, und den er stets verehrt, zu fertigen und der Stadt Colmar zu schenken. Er wird die Statue von Waßlenheimer röthlichem Sandstein, der nämlichen Steinart, welche zum Baue des Straßburger Münsters gedient hat, bis zum September 1158 liefern. Das Piedestal soll vermittelst einer im Elsaß und in Deutschland zu veranstaltenden Subskription ausgeführt werden.

Der übertriebene Luxus unsers Jahrhunderts, der vielleicht durch die neuesten Vorgänge diesseits und jenseits des Meeres einen Stoß erleidet, bringt die wunderlichsten Erfindungen zu Stande. Bisher parfümirte man wohl die Zimmer und an seiner eigenen werthen Person Haare, Handschuhe und Taschentücher; neuerdings hat man aber angefangen, weiter zu gehen. Die Amerikaner, in der Kunst des Humbug und des Schwindels uns alternden Europäern gewöhnlich voraus, haben Schaukelstühle erfunden, die bei jeder Bewegung ein kostbares Arom ausströmen. Im Krystallpalaste zu New-York ist ein solches „wohlriechendes Möbel“ ausgestellt und wird folgendermaßen beschrieben: Am linken Arm ist das biegsame Rohr, welches durch kostbare Parfüms gebend, einen Strom von kühler Luft dem im Stuhl Sitzenden in das Gesicht bläst, sobald man durch die Schaukelbewegung den unter dem Stuhl angebrachten Blasebalg in Thätigkeit setzt.

Als etwas „Klassisches“ theilt der „Magdeburger Korrespondent“ folgendes spaßhafte Faktum mit, dessen Wahrheit er verbürgt: In einer aus Personen der vornehmeren Stände bestehenden Magdeburger Abend-Gesellschaft äußerte eine Dame, welche jedenfalls auf einen gewissen Grad von Bildung Anspruch zu machen sich für berechtigt hielt, als das Gespräch auf Schiller kam, Folgendes: „Es mag wahr seyn, Schiller hat viel Neues gebracht, aber das finde ich doch sehr fade, daß er sein berühmtes Stück „Don Carlos“ mit der abgedroschenen Phrase beginnt: „Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber.“ Mehrere der anwesenden Herren machten verzweifelte Anstrengungen, der Revolution in ihren Lachmuskeln Herr zu werden.

Redakteur Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 41 Mittwoch, 17. Februar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Instinktmäßig, fast ohne zu wissen, was Gertrude that, hatte sie ihren eigenen Anzug geordnet. Dem saubern Kleidchen, an dem kein Stäubchen haftete, an dem kein Fältchen unrecht saß, dem spiegelglatten Scheitel, der sich an die reine, edle Stirn schmiegte, hätte kein Auge den Jammer angesehen, der schwer und eiskalt in der jungen Brust lag. Aber diese edle Stirn war wachsbleich, die Augen, von einem bleifarbigen Ringe umgeben, lagen tief in ihren Höhlen und um den feinen, festgeschlossenen Mund, der von Früh auf sich geübt hatte klaglos das Leid des Lebens zu tragen, zuckte ein neuer, ein furchtbarer Schmerz.

So fand sie der jüdische Arzt, der einzige Mensch in der weiten, von Neugier und Grauen über die Familie Bergenau erfüllten Stadt, den Gertrud ihren Freund zu nennen wagen durfte.

Der Kranke schlief immer noch.

Doktor Salomon zog das Augenlied Bergenau's empor und blickte in das starre Auge des Schläfers. „Es ist gut!" sagte er dann ruhig. Er wird leben unter Gottes Beistand. Gertrud, mein Kind, kommen Sie her zu mir, damit ich nach Ihnen sehe."

„Ich bin nicht krank, Herr Doktor", entgegnete sie mit bebender Stimme.

„Aber Sie sind müde und verzagt, Sie sind einsam und verlassen, armes Kind, denn ihr Bruder ist fern. Sie haben jetzt keine anderen Freunde, als mich und die Meinen, aber das wissen Sie, daß wir es gut mit Ihnen meinen, und Sie eben so herzlich lieben, als wären Sie von unserm eigenen Volk und Blute. Brauchen Sie etwas? Können wir Ihnen beistehen? Soll Deborah oder Rahel kommen und Ihnen helfen bei der Pflege Ihres kranken Vaters? Haben Sie Geld im Hause oder soll ich Ihnen welches vorschießen und an Ihre Mutter schreiben, damit sie Sorge trägt für die Ihrigen?"

Gertrud schüttelte schmerzlich weinend den Kopf. „Ich habe Alles, was ich brauche", sagte sie leise, „und ich möchte um alles in der Welt nicht, daß meine Mutter von unserer jetzigen Schmach hörte. Die liebe Rahel möchte ich wohl gern sehen, sie ist immer gleich gütig gegen mich armes Kind gewesen, ich liebe sie wie eine Schwester. Jetzt aber, so lange es noch Tag ist, soll sie nicht unser Haus betreten. Schande liegt auf der Schwelle, meine Freunde sollen ihren reinen Fuß daran nicht beschmutzen, aber Abends, wenn sie mich da besuchen wollte, Gott würde es ihr und Ihnen segnen."

„Sie wird kommen, mein liebes Kind, entgegnete der Arzt, „wir werden Ihnen auch Speisen schicken, für Sie, den Kranken und das Kind, und hier haben Sie Arzeneien für Ihren Vater, geben Sie ihm ein, wenn er erwacht, in einer Stunde wird das der Fall seyn, ich komme Mittags mit dem Herrn Kreisphysikus wieder, der nun von Amts wegen die Behandlung des Kranken übernehmen muß. Seyn Sie ruhig und zufrieden, es kommen nach schlimmen Stunden gute, und wenn das Wetter recht getobt hat, wenn Regen und Schnee wie gestern einen dicken Schleier um den Himmel gezogen, kommt über Nacht ein Sturm, er tobt grausam, aber er fegt die Wolken hinweg. Da sehen Sie hinaus auf den Kirchhof, drüben liegt der liebe Sonnenschein und schmelzt von dem Grase der Gräber den Frosthauch hinweg, sehen Sie, wie grün alles wieder schimmert. Regen wechselt mit Sonnenschein, und ganz gewiß folgt auf jeden Winter, wie rauh und lang er auch seyn mag, der Frühling; wir müssen ihn nur geduldig erwarten, und uns in der schlimmen Zeit muthig und vernünftig gegen das eindringende Wetter wahren. Legen Sie noch ein wenig Holz in den Ofen, meine liebe Gertrud, und denken Sie bei Ihrer Arbeit darüber nach, daß uns die Thaten unserer Feinde keine Schande machen können, wenn sie auch noch so schlecht wären. Die zweite Frau Ihres Vaters war nicht Ihre Mutter, war auch nicht Ihre Freundin, sie war die schlimmste Feindin, die Sie alle hatten, und jetzt werden die Werke ihrer Bosheit vernichtet."

Er streichelte bei diesen Worten Gertrud's Haupt, küßte das kleine Kind und ging.

Draußen spielte der Sonnenschein auf den Gräbern. Die kleine Leonie schmiegte ihr Köpfchen an das Kleid ihrer Pflegerin und griff mit den runden Patschhändchen nach Gertrud's Knien empor. Im Ofen flammte ein lustiges Feuer, das Kaffeekännchen kochte dabei so hübsch. Der kranke Vater schlief. Was auch geschehen war, Gertrud hatte es ja nicht verschuldet, sie hatte ihren Eduard noch, und auf der Welt, nicht fern von ihr, lebte ein zweites Herz, das Gertrud für den Inbegriff alles Guten und Großen, alles Edlen und Schönen hielt. Sie glaubte mit frommer Zuversicht an die Liebe dieses Herzens, deren sie sich trotz ihrer Armuth und Einfachheit nicht unwürdig fühlte. Der liebe Gott lebte ja auch noch, Er, der aus dem verwesenden Saatkorn alljährlich die neue Aehre entstehen läßt, der überall und immer Leben aus Tod, das Gute aus dem anscheinend Schlimmsten hervorruft. Was auch geschehen war, Gertrud fühlte ihre Kraft, das Schwerste zu ertragen und ihre Hoffnung auf eine bessere selbst errungene Zukunft unvermindert — und sie fühlte etwas, das, wie materiell es auch erscheinen mag, doch immer der Beweis ist, daß man einem Seelenleiden nicht erliegt. — Die sechszehnjährige Gertrud fühlte Hunger. Als sie gefrühstückt hatte, als der warme Kaffee nach der fast durchwachten Nacht ihre Nerven gestärkt, und ein wackres Stück Brod sie gesättigt hatte, da betrachtete sie das Leid, das schmachvolle Familienunglück, das sie getroffen, mit ganz andern Augen. Ein satter Mensch und ein hungriger, nehmen sehr verschiedene Standpunkte ein, denselben Verhältnissen gegenüber.

Nanni, die schlimme Stellvertreterin ihrer Mutter, stand nicht mehr an dem geheiligten Platz derselben. Sie konnte hoffen, auf ihren unglücklichen Vater wieder einigen Einfluß zu gewinnen, um liebevoll den Armen zur Mäßigkeit zurückzuführen. Sie konnte den Haushalt aufs Aeußerste beschränken, durfte den abscheulichen Erwerbszweig, den Nanni sich erwählt, aufgeben, und wußte, daß jetzt, wenn sie für die Bequemlichkeit und den Nutzen von Vater und Geschwistern arbeitete, ihr Niemand mehr hindernd in den Weg treten würde.

Die gerichtlichen Siegel an der Schenkstube waren ihr nicht schrecklich, verschlossen sie doch nur Räume, die sie immer mit scheuer Angst betreten hatte.

Wohl hatte sie tiefes Mitleid mit Nanni, in der sie nach jener furchtbaren Katastrophe, plötzlich wieder die Gefährtin ihrer frühesten Kindheit, die Gehülfin ihrer Mutter bei den Arbeiten für den Komfort der Familie sah. Sie betete aus tiefstem Herzensgrund für die verirrte Verbrecherin, und — wunderbar genug — sie verstand und begriff, daß eine heftige Liebe für den schönen, wilden Mann, den sie nun schon so oft und lange in der Gesellschaft Nanni's gesehen, der Beweggrund ihres Verbrechens seyn könne und sie fand in dieser einen Erklärungs-, ja gewissermaßen einen Entschuldigungsgrund desselben. Gertrud erkannte im Innersten ihrer Kinderseele, die tiefe Weisheit des Gebetes: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel."

Das junge Mädchen, welches Laster und Verbrechen neben sich gesehen und ihre kindliche Reinheit in der gräßlichen Nähe Beider in dem Schutz des Fleißes und heiliger Geschwisterliebe bewahrt hatte, konnte die Sünde hassen und dem Sünder die ächte Liebe des Evangeliums bewahren. Sie schwur sich zu, dem Kinde Nanny's eine treue, wahrhaftige Mutter, ihrem beklagenswerthen Vater eine sanfte, liebevolle Tochter zu seyn und zu bleiben.

Nach diesem festen und ernsten Entschluß schien die Last des letzten schrecklichen Tages von ihrer jungen Seele abzugleiten. Sie arbeitete fleißig, ja heiter, sie dachte mit einer Art von Andacht an Dubois und betete inbrünstig für den fernen Bruder, dann für Alle, die sie liebte, dann für alle Menschen und zuletzt unter heißen, aber sanften Thränen, für die unglückliche Nanni.

In schweren Lebensleiden gibt es keine bessere Zerstreuung, kein sicheres Beruhigungsmittel als die Unterhaltung mit Gott!

(Fortsetzung folgt.)

Eine Zeit-Frage.

Das Junggesellenthum hat gerade in den gebildeteren Ständen am meisten um sich gegriffen, und darum macht sich auch der üble Einfluß auf das weibliche Geschlecht gerade in diesen Ständen am ehesten bemerkbar. Wo der Sohn des Hauses bis in das reife Mannesalter hinein noch der Unterstützung bedarf, da bleibt für die Versorgung der Töchter selten viel übrig. Die Carriere des Bruders wird oft auf Kosten der Schwester betrieben. — In den mittleren Ständen stellt sich das Verhältniß im Allgemeinen günstiger. Der Kaufmann, der höhere Gewerbestand heirathet zeitiger und schafft auch meistens den Frauen ein günstiges Loos des Daseyns. In noch ärmeren Klassen der Gesellschaft bildet die Frau oft auch im Erwerb die Stütze des Mannes; sie verdient durch häusliche und außerhäusliche Arbeit so viel, daß sie dem Hausstand aufhilft. Daher findet hier das Heirathen viel leichter statt; man klagt sogar über zu früh geschlossene Ehen und hört nicht selten Vorschläge, solchen Uebeln durch Verbote leichtsinniger Heirathen zu begegnen. — Denkt man nun durch eine rich-

tige Erziehung der Mädchen ihr künftiges Schicksal möglichst günstig zu gestalten, so wird man hier gerade am ehesten veranlaßt, auf die Unterschiede des Standes Rücksicht zu nehmen, und dieß geschah auch im gewöhnlichen Leben am häufigsten; leider aber unter Mißgriffen, die der Gesellschaft zum Nachtheil gereichen. Unter Männern gleicht das praktische Leben sehr häufig den Standesunterschied aus und hierdurch gewinnen alle Stände; im weiblichen Geschlecht erhält sich der Standesunterschied sehr bemerkbar und macht sich deßhalb gerade zum Nachtheil der Frauen in höheren Gesellschaftskreisen geltend. — Das Schicksal sehr vieler, sorgfältig gebildeter Mädchen aus der höheren Gesellschaft ist häufig das beklagenswertheste. Der Vater ist ein höherer Beamter; sein Gehalt, das für seinen Hausstand auskömmlich und gut ist, wird durch die Carriere der Söhne, die sehr lange seiner Nachhülfe bedürfen, stark geschmälert. Die Tochter bewegt sich in Kreisen, die ihr den Entschluß, einem fähigen Kaufmann, einem Gewerbsmann bei Zeiten die Hand zu reichen, sehr schwer machen. Der junge Kaufmann oder Gewerbsmann setzt sich auch über eine Neigung, die er zu dem Mädchen gefaßt, hinweg; sein praktischer Verstand erregt in ihm so manche Bedenken gegen eine Heirath, wo er in Wahrheit Opfer zu bringen bereit ist, während man ihn fühlen läßt, daß man ihm hierbei ein Opfer bringe. Es vergehen Jugend und Jahre; die Brüder und deren Freunde sind Junggesellen, das Mädchen wird eine alte Jungfer. Ihr Lebensplan ist, nun Erzieherin, Lehrerin, Gesellschafterin zu werden und — sie tritt in das Haus desselben Kaufmannes, den sie vor zehn Jahren hätte heirathen können, als Gesellschafterin seiner eben nicht gar zart gebildeten Frau und als Erzieherin von deren Kindern.

Was thut hier Noth, um solchem Schicksal, das wahrlich nicht selten ist, schon im Bildungsgang der Mädchen vorzubeugen? Eine gesunde praktische Erziehung, eine gründliche Zerstörung aller thörigten Standesillusion, eine klare Einsicht, daß es ein schöner Beruf des Weibes sey, welches einer höhern und zarten Bildung und Entwickelung fähig ist, die Hausfrau eines praktischen Mannes zu werden, der gerade durch seinen Fleiß und seinen Erwerb den Boden schafft, auf welchem die Blüthen der Bildung gedeihen, die eine edle, begabte und sorgsame Gattin und Mutter inmitten ihrer Pflichten zu pflegen versteht. — Für Töchter aus bessern und höhern Kreisen der Gesellschaft, die durch eine gut geleitete Erziehung und Bildung am geeignetsten sind, das Leben zu verschönern, gibt es in jetziger Zeit, wo das Junggesellenthum in diesen Ständen sehr häufig wird, nur ein gutes Rezept und das heißt: Lernet bei Zeiten die praktische Hausfrau eines praktischen Gewerbsmannes werden, wenn Ihr es nicht später als ein Glück betrachten wollet, als alte Jungfer, Gesellschafterin der Hausfrau und Erzieherin der Kinder derselben zu werden. — Wie überhaupt die Mischung der Stände eine höhere Forderung unserer Zeit ist, so ist sie in dieser Beziehung, die wir hier im Auge haben, am allerdringlichsten.

Wohlerzogene Töchter der Gelehrten, Künstler, und der höhern Beamten tragen einen Schatz würdiger Bildungselemente in sich. Sie lernen viel, haben in der Jugend Zeit und Gelegenheit, Gemüth und Geist sehr zu bereichern, gibt man ihnen aber nicht zugleich die praktische Lebensrichtung, die sie fähig macht, sich glücklich zu fühlen als Gattin eines Mannes, der sich den Kopf weniger mit den Blüthen als mit den Früchten des Lebens zu füllen hat, so macht man nicht nur die Mädchen unglücklich, schafft nicht bloß aus ihnen alte, pedantische und oft gar noch verschrobene Jungfrauen, sondern entzieht auch der Welt einen Schatz edelster Art; denn dasselbe Mädchen, das als alte Jungfer mehr Unheil als Segen mit ihrer Erziehung fremder Kinder bereitet, wäre als Gattin, Mutter und Hausfrau zur rechten Zeit ein Segen des Mannes, eine vortreffliche Lehrerin der Kinder, eine Zierde ihres Hauses und der ganzen Gesellschaft geworden. — Man sieht es gar häufig als ein Mißverhältniß an, wenn der Mann weniger gebildet ist als die Frau; und in der That kann in vielen Fällen solch' ein Verhältniß störend für das häusliche Glück werden, wenn die Bildung der Frau jene Gränzen des Schönen, Edlen und Zarten überschreitet, das eigentlich ihr Gebiet ist und wenn die Unbildung des Mannes eigentlich Unwissenheit ist. Wo aber das richtige Maaß inne gehalten ist, wo der Mann seinem praktischen Beruf gewachsen, da bildet die feinere und zartere Geistes- und Gemüthsbildung der Frau einen herrlichen Ersatz für den Gatten, eine Ergänzung seines Wesens und schafft das Haus zu einer Stätte des Wohlergehens, zu einer Pflege des Schönen und Edeln.

Mannigfaltigkeiten.

Im Jahre 1809, als Napoleon von Wien nach Paris zurückgekehr war, befand er sich einst mit mehreren Gliedern seiner Familie in St. Cloud. Nach dem Abendessen begab man sich ans große Bassin, um da Gefrornes zu speisen. Es war heller Mondschein. Man setzte sich auf den Rasen; Napoleon streckte sich der Länge nach aus und sagte: „Glücklich, wer sein ganzes Leben hindurch seine Heerde hüten kann und dessen Ehrgeiz seine Trift nicht überschreitet. Man bildet sich in der Welt

nicht ein, daß ich Hang zum Landleben habe, aber ich versichere Euch, daß ich Alles in der Welt für einen Hirtenstab hingeben würde." — Dieß erregte allgemeines Lachen, doch der Kaiser sagte in vollem Ernste: „Ich spasse wahrhaftig nicht. Wenn ich unter allen Ständen freiwillig zu wählen hätte, so würde ich mich für den des Hirten bestimmen!" — „Und ich," sprach der Großadmiral von Frankreich und König von Neapel, „ich möchte Gondelier zu Venedig seyn; ich würde alle Tage meine Barke in das Meer der Liebe hinausstoßen und dazu Tasso's unsterbliche Lieder singen!" — „Und ich," sagte der König von Holland, „ich möchte ein ganz einfacher Wachtmann zu Amsterdam seyn. Ich würde so doch wenigstens dem Interesse des Landes dienen, während ich jetzt meine Pflicht nur im Interesse eines Andern erfülle!" — Bei dieser Bemerkung zuckte sein erlauchter Bruder fast unmerklich mit der linken Achsel und blickte starr in den Mond. — „Und ich," sagte der König von Spanien, „warum bin ich nicht Bürger von Senlis mit 50,000 Franken jährlichen Einkommens und einem hübschen Jagdzuge. Ich würde eine lustige Koppel Jagdhunde statt eines langweiligen Hofes in meinem Futter haben!" — „Und ich," sagte die Prinzessin von Borghese, „warum bin ich nicht ein Blumenmädchen von Vincennes. Ich würde die jungen Verlobten schmücken und Kronen den Jungfrauen flechten!" — — „Meine Treu'," sagte Napoleon, der Mann des Geschickes, und erhob sich vom Rasen, „Ihr habt Alle Recht! Man muß gestehen, daß es eine schweres Handwerk ist, zu herrschen, und daß eine fast wunderbare Verirrung des menschlichen Geistes dazu gehört, das Glück in einer so großen Entfernung zu suchen, während es uns doch so nahe liegt!"

[Geheimnißvolle Sprüche des weisen Muhamed Ebn-Eblis.] Den Löwen kirret man nicht mit Honig, und den Tieger zähmet man nicht mit Bindfaden. — Der Haß ist wie ein Bandwurm: was hilft es Dir, daß Du seine Glieder abtreibest, so Du den Kopf nicht tödten kannst? — Die Füchse haben mehr als ein Loch. — Glaube nicht, Deine Lämmer seyen sicher, wenn Du ein Geiernest ausgenommen. Auch der Wolf liebt das Lamm. — Die zertretenen Biene sticht so lange sie zuckt. — Bezahlte Wächter, schlechte Wächter. Der Weise hütet sich selbst. — Juble nicht, wenn der Blitzstrahl des Nachbars Haus zündete, sondern demüthige Dich. Schwöre nicht auf die Zukunft — sie steht bei Allah. — Schwöre nicht auf Deine Kinder, sie sind Deines Blutes. — Schwöre nicht auf die Treue Deiner Diener — sie sind ohne Willen. — Zur Treue gehört mehr Stärke, denn zum Erobern, mehr Muth denn zum Leiden, mehr E schlossenheit denn zum Handeln. — Wahre Tre ist furchtlos, die Furcht aber ist treulos. Volksgunst ist wie die Woge des Meeres: sie tr sie wiegt Dich, sie empört sich; und wenn sie D verschlungen, lächelt sie wieder, als wäre Nichts schehen. — Wer siehet und zählet die Leben, die vernichtet, die Schätze, die sie fraß, die Hoffnung die sie täuschte? — Meinest Du, der Sturm fürc sich vor Dir, wenn Du seiner spottest? — Mei Du, das Meer werde Dir gehorchen, wenn Du mit Ruthen züchtigest? — Meinest Du, der St sey gezügelt, dem Du der Brücke Joch auferleg — Die Sonne belebt und tödtet; sie färbt Traube mit Purpur und bleichet den Purpur m ches Mantels. — Und was die Sonne nicht b chet, bleichet die Zeit. — Daran denke, wenn schlürfest des Mocca's Morgengabe und rauc das duftige Kraut aus Deinem Nargileh und lie die Weisheit, so da schreiben die Gelehrten aus d Stamme der Beni Kladderadatsch.

Aus der Stromschnelle bei Laufenbu (Aargau) erhebt sich beim tiefsten Wasserstande e Granitfelsen, welcher unter dem Namen „Laufe stein" in der Umgegend bekannt ist. Auf dem h vorragenden Theile sind Jahreszahlen theils ein meißelt, theils auf eingegossenen Eisenplatten ein graben und gewähren so seit dem 17. Jahrhund über den niedersten Stand des Rheins die sicherst Angaben. Es finden sich verzeichnet die Jah 1672, 1692, 1714, 1750, 1797, 1823 und 18 Diese Zahlen sind jetzt alle trocken zu sehen, d seit dem 30. Dez. 1857 ist vom rechten Rheinu aus ein Steg auf den Felsen angelegt, so man bequem dahin gelangen kann. So gle also der jetzige Wasserstand allen angeführten gehört somit zu den niedersten seit 185 Jahren.

Die sichtbare Sonnenfinsterniß, welche am März d. J. sich ereignet, hat ein ganz besonde Interesse, indem sie nicht nur der großen Sonn finsterniß von 1851 an Größe fast gleichkom sondern auch die größte von allen seyn wird, das gegenwärtige Jahrhundert dem mittleren Deut land noch bietet. Die Verfinsterung beginnt halb 1 Uhr Mittags und endet kurz nach 3 U

Ein kokettes Mädchen gleicht einem Rosenstrau von dem jeder Zierbengel ein Blatt abpflückt die Dornen dem Ehemanne verbleiben.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 43 Freitag, 19. Februar 1858

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Gertrud war, wie sie von Kindheit auf zu thun pflegte, vor dem Bruder hingekniet, sie stützte ihren Arm auf seine Knie und sah ihm selig lächelnd in die Augen.

„Du wirst alles Schöne, Gute und Große, Eduard, das weiß ich und wußte ich immer, aber dennoch ist es mir wie ein Traum, daß Du jetzt schon, so jung wie Du noch bist, ohne alle Unterstützung von außen, etwas möglich gemacht hast, wozu sonst andere Jünglinge so viel Geldmittel von den Eltern, so viel Verwendungen von Freunden und Bekannten, so viel Zeit und Studien bedürfen. O, lieber Gott, wie bin ich so glücklich, so glücklich, Deine Schwester zu seyn!"

Das Wort kam aus tiefster Seele. Im freudigen, stolzen Bewußtseyn der Vorzüge und Gaben ihres Bruders hatte das junge Herz die Leiden und den Kummer vergessen, die noch vor wenigen Augenblicken wie eine Bergeslast auf ihr gelegen.

O, Gott ist gut! In der moralischen Welt wie in der Natur vertheilt seine Weisheit überall die Last nach der Kraft, und wo dem Auge des kurzsichtigen Beobachters die Last zu schwer scheint, da sieht er nur die Erleichterungsmittel nicht, die ihr beigefügt wurden, oder vergißt, daß alle Kräfte in der Natur wie in der Seele sich durch Uebung steigern, und daß eben Fortschritt, Entwickelung, Steigerung die Grundprinzipien der ganzen Schöpfung sind.

Die Geschwister saßen froh beieinander, das Glück, das ihre gegenseitige Liebe ihnen bot, floß wie ein voller Strom durch ihre jungen Seelen, der alles Leid, das darin lag, überfluthete! Es waren Stunden vergangen, Gertrud's weiblicher mütterlicher Sinn hatte Sorge getragen, den lieben Heimgekehrten zu speisen und zu tränken, sie hatte sein Bett geordnet und gewärmt, hatte sich alle Abenteuer seiner großen Reise nach Danzig erzählen lassen, hatte mit stockendem Athem erfahren, wie viele Arbeit er muthig geschafft, wie viel Beschwerden und Entbehrungen er geduldig ertragen, um zu diesem Erfolge zu gelangen, ohne der nächsten gräßlichen Vergangenheit auch nur mit einem Pulsschlag zu gedenken. Was war ihr Nanni's Verbrechen neben den tugendhaften, vom besten Erfolge gekrönten Bestrebungen des Bruders, und daß der Vater schlafend dalag, krank und ganz ihrer Liebe sich hingebend, das war für Eduard, der die schreckliche Ursache davon nicht kannte, sogar eine Freude. In den Stunden der Krankheit, das wußte der Jüngling, war sein Vater liebevoll, das Laster hatte nur Macht über den Gesunden.

Aber die Mitternacht kam heran, Gertrud's physische Kräfte waren erschöpft, durch Gemüthsaufregung sowohl, als durch Mangel an Schlaf. Sie zitterte an allen Gliedern und war einer Ohnmacht nahe. Verwundert und erschreckt beobachtete Eduard die Schwester, er sah es jetzt dem bleichen Gesichtchen, den eingesunkenen Augen an, daß sie sehr gelitten haben mußte, und indem er nach ihren Erlebnissen und dem Zustande des Vaters, eifrig zu fragen begann, entlockte er ihr die Erzählung der schrecklichen Begebenheit, die sie durchlebte.

Er hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu und als sie geendet hatte, sagte er mit Fassung:

„Das ist fürchterlich, meine Schwester, aber es muß mit Muth, mit Geduld und mit Würde von uns ertragen werden. Liebe Gertrud, in Deinem großen und gerechten Schmerz bedenke Eins, das wir Beide nie aus den Augen lassen sollten: Nur bevorzugte Naturen lernen den bittersten Schmerz des Lebens kennen! Wir stehen verlassen und einsam im Leben, durch das wir uns selbst Bahn brechen müssen, schlimmer als verlassen und einsam, denn wir haben einen Vater, der — ach, Gertrud, ich darf wohl kein Wort aussprechen, um Dir zu sagen, was ich meine, wir haben ja alle Leiden zusammen ertragen. Daß Nanni eine Verworfene ist, kann auf uns nicht zurückfallen, sie gehört nicht zu uns."

„Sie ist die Mutter unserer Schwester," entgegnete Gertrud heftig weinend.

„Diese Schwester — wenn sie wirklich unsere Schwester ist — soll keine Erinnerung an ihre Mutter in Zukunft niederdrücken, für sie und uns ist die Verbrecherin, die das Gesetz doch gewiß für ihr ganzes Leben unschädlich machen wird, todt.

Wir, liebe Gertrud, verlassen diesen Ort, ich kann Dir das jetzt um so ruhiger mittheilen. Ich werde in Danzig arbeiten und dorthin gehen wir Alle, sobald das Gericht an Dich keine Fragen mehr zu stellen haben wird."

„Ich habe auch schon daran gedacht," sagte Gertrud mit einem Seufzer.

„Danzig ist eine alte, wunderschöne Stadt, da habe ich schon eine Wohnung für uns ausgesucht, die Dir gefallen wird und wo Du Arbeit in Menge für Dich finden wirst. Zudem will ich Dir noch etwas sagen, was Dich freuen wird: Frau Deborah mit — mit ihrer Tochter werden auch nach Danzig ziehen, ich bringe dem Doktor Salomon einen Ruf dorthin."

„Wirklich! O, mein Himmel, das ist schön!" sagte Gertrud voll harmloser Freude.

Eduard aber wandte sich ab und legte die heiße Stirn ans eisige Fenster, die Gluth zu dämpfen, die in hellen Flammen sein Gesicht übergossen.

Bergenau schlief noch immer, auch die kleine Leontine schlummerte und nach einer halben Stunde entschliefen auch die Geschwister, um am andern Morgen mit frischem Lebensmuthe zu erwachen.

Bergenau's Zustand war, wie die beiden Aerzte erklärten, ein sehr besorglicher. Nicht daß sein Leben sich in Gefahr befunden, die physische Existenz war gesichert; aber sein Gehirn war, wenn nicht zerrüttet, doch so geschwächt, daß er, als er nach vielen Stunden den lethargischen Schlaf endlich abschüttelte, für nichts weiter als einen Blödsinnigen gehalten werden konnte. Er sprach nicht, er lächelte nicht, der Blick seiner Augen war leer und verglast; er lag in seinem Bett oder saß in einem Lehnstuhl, wenn seine Kinder ihn in die eine oder andere Stellung brachten. Er aß, was man ihm reichte und zwar viel und mit bemerkbarem Vergnügen. Seine Kinder schien er zu kennen, denn er liebkoste sie bisweilen, indem er ihre Hände leise streichelte oder seinen Kopf an ihre Schulter zu lehnen versuchte.

So war er in eine Art thierischen Daseyns versunken, das für seine Kinder nicht nur etwas Schmerzliches, sondern auch Demüthigendes hatte. Das Herz der Jugend sucht so eifrig das Vorbild zu allem Guten und Großen in dem Leben Desjenigen, von dem sie das ihrige empfangen hat. Das Haupt des Vaters ist heilig, soll heilig seyn, und wo es sich in seiner natürlichen Heiligkeit unwürdig zeigt, da legt es ein schweres, ein unnatürliches Leiden auf die Herzen der Kinder. Aber die kindliche Seele hat eine heiligende Kraft, so lange sie selbst noch ihre Heiligkeit bewahrte.

Gertrud und Eduard, die den Vater nicht verehren konnten, verehrten in der zusammengesunkenen erniedrigten Gestalt Bergenau's den Begriff der Vaterwürde. Es ging ihnen wie jenen Nationen, die auf ihre Altäre einen Götzenbild gestellt, dessen Kraft- und Leblosigkeit ihnen sehr wohlbekannt ist. Sie ehrten Das, was zu ehren sie sich selbst verpflichtet hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kontrebandirer und der Douanier.

(Schluß.)

„Du wirst ihn ansehen"! schrie Rivallon wüthend dem Pascher zu. „Du wirst ihn ansehen und uns sagen, ob Du ihn kennst, damit er nach seiner Wohnung gebracht werde, und wenn Du Dich weigerst, zeigen wir Dich dem Alcaden an. Wir konnten wohl bei einer Pascherei die Hand im Spiele haben, aber wir wollen uns nicht zu Mitschuldigen eines Mordes machen."

Mit diesen Worten zog er den Pascher gewaltsam zu der Leiche; kaum aber hatte er einen Blick auf dieselbe geworfen, da stieß er einen gellenden Schrei aus und warf sich über den Todten.

Er hatte in ihm seinen Bruder gekannt.

„Tome!" rief der Kontrebandirer. „Tome! Mein armer Bruder, sieh' mich an und sage mir, daß ich Dich nicht ermordet habe!"

Und er streichelte die Wangen Tome's, er küßte seinen Mund, er öffnete seine Weste und sah nach der Wunde.

„Her das Licht!" rief er flehend. „Ganz nahe her! Er ist nicht todt! Es kann nicht seyn! Ach, helft mir doch ihn forttragen auf mein Bett legen einen Arzt holen!"

„Ein Arzt ist hier. Aber wo wohnst Du?"

„In Hualqui."

„Ist das nahe?"

„Ganz nahe; aber kommt doch! Kommt!"

„Der arme Narr!" flüsterte der Lieutenant mir zu. „Aber weßhalb sollen wir nicht eben so gut einen Todten wie einen Sterbenden tragen?"

Unsere Leute hoben daher den Todten auf, dessen Kopf der Bruder zärtlich und sorgfältig trug. „Madre de Dios!" rief er glücklich aus. „Er athmet; Ich habe es gehört!"

Und in der That hatte er sich nicht getäuscht. Der Douanier stieß einen leisen Klagelaut aus, und

nun war das Entzücken des Mörders eben so wild und ungezügelt, wie früher sein Schmerz. Die Klugheit gebot uns jetzt, zur Bewahrung des Geheimnisses, von der unsere eigene Sicherheit abhing, den Verwundeten an Bord unseres Schiffes zu bringen, um ihm dort die nöthige Hülfe angedeihen zu lassen.

Wir erreichten unser Schiff, und mit der größten Behutsamkeit wurde der Verwundete in eine Hängematte gelegt.

Ich verband ihn und einige Tage darauf lebte er noch, doch ein heftiges Wundfieber ließ wenig Hoffnung zu seiner Erhaltung. Indeß war bis dahin das Geheimniß glücklich bewahrt worden.

Ich hatte dem Verwundeten das Sprechen streng verboten; dennoch hörte ich ihn eines Abends mit seinem Bruder eifrig reden. Wozu jetzt noch mein Verbot aufrecht halten? Nahete doch Tome's letzte Stunde; mochten sich die beiden Brüder immerhin Lebewohl sagen.

„Bruder", sagte mit matter Stimme der Sterbende, „ich glaubte, Du wärest Soldat und im Kriege gegen Peru?"

„Bruder", entgegnete der Pascher„ ich bin desertirt und trieb Kontrebande, um reich zu werden.

„Und ich war Douanier geworden, unsere arme alte Mutter unterstützen zu können, die noch immer in Penco-Viejo lebt. Ich hatte das Boot und die Kleider eines Fischers genommen, um das französische Schiff besser beobachten zu können. Ach ich ersticke, deine Hand, gib mir Deine Hand! Denke an unsere Mutter! — Sie hat jetzt nur noch Dich! — Lebe wohl!«

„Bruder, wenn Du willst, daß ich leben soll, so sage mir wenigstens, daß Du mir verzeihst!

„Ich habe Dir verziehen!"

Das waren die letzten Worte des armen Tome.

In dem Charakter der Chilier liegt oft eine eigenthümliche Mischung von Weichheit und Gefühl mit Härte und Entschlossenheit, so daß ihre Thränen den Berechnungen der Klugheit in einem plötzlichen Uebergange weichen.

Wenige Augenblicke nach dem Tode des Douaniers sagte dessen Bruder, der über der Leiche ein kurzes Gebet gesprochen hatte, zu dem Kapitän unseres Schiffes:

„Kapitän, ich habe meinen Bruder getödtet und er ist an Bord Ihres Schiffes gestorben. Doch fürchten Sie nichts. Es soll Niemand am Lande erfahren, wo er starb, wenn Sie mir ein Boot und fünf Mann borgen wollen. Ich bringe Tome dann diesen Abend nach Penco-Viejo. Ein Geistlicher segnet ihn ein und wir begraben ihn. — Man hat seit acht Tagen von dem Verschwinden und der Ermordung eines Douaniers gesprochen, aber die Sache ist schon halb vergessen und wird es bald ganz seyn. Man ist in dieser Gegend an dergleichen gewöhnt, und das Leben eines armen Teufels, wie mein Bruder, gilt hier nichts. Ich gehe nach Hualqui, hole dort meine Frau und meine Kinder, bringe sie zu meiner alten Mutter und sage dieser, daß Tome durch die Regierung gepreßt und in den Krieg gegen Peru geschickt worden ist. So hat die gute Alte nicht nöthig, den einen Sohn zu betrauern, der durch den andern ermordet wurde.

„Da ich ein Deserteur bin, werde ich zu der Kontrebande zurückkehren, denn eine andere Arbeit kann ich nicht betreiben, wenn ich nicht befürchten will, denunzirt zu werden. Kapitän, wenn Sie wieder nach Konzeption zurückkehren, denken Sie an mich, wenn Sie verbotene Waaren an Bord führen. Sagen Sie, wollen Sie mir das Boot und die fünf Mann leihen?"

Der Kapitän konnte diese Bitte nicht abschlagen und während der Nacht durchfuhr der Leichenzug die Bucht.

Das Leben des Seemannes ist so reich an aufregenden Wechselfällen, daß wir die beiden Brüder bereits wieder vergessen hatten, als wir die Einladung zu dem Balle des Gouverneurs erhielten. Die Töchter des Generals, in die schweren Seidenstoffe gehüllt, die der arme Tome mit seinem Leben bezahlt hatte, schienen sich auf diesen Schmuck nicht wenig zu Gute zu thun, und als ich das Kleid der Einen betrachtete, indem es mir vorkam, als sehe ich Blut in dessen Falten rieseln, fragte sie mich, geschmeichelt durch meine Aufmerksamkeit, die sie wahrscheinlich der Bewunderung zuschrieb:

„Wie viel kostet wohl in Frankreich ein solcher Stoff?"

„Ich weiß es nicht, Senora«, entgegnete ich; »wohl aber weiß ich, daß dergleichen oft sehr theuer bezahlt wird, zu theuer! Möchte Ihre Ruhe nie dadurch gefährdet werden, daß Sie erfahren, wie theuer!"

Verwundert staunte sie mich an, schüttelte dann das reizende Köpfchen und folgte hüpfend ihrem Tänzer.

Offenbar hatte sie den Sinn meiner Worte durchaus mißverstanden, aber selbst, wenn sie ihre wahre Bedeutung geahnt hätte, würde sie sich die Ballfreude dadurch schwerlich haben stören lassen.

Mannigfaltigkeiten.

Ein vom 10. Nov. v. J. datirtes Schreiben deutscher Missionäre aus Kardong, einem Dorfe in Labol, nur wenige Tagereisen von der Gränze

Tibets entfernt, bringt Nachrichten über den deutschen Reisenden Adolf Schlagintweit (den dritten der drei Brüder dieses Namens; die beiden andern sind bekanntlich bereits nach Europa zurückgekehrt). In dem Schreiben heißt es: Der letzte Brief, welchen wir von A. Schlagintweit erhielten, war vom 20. Juli 1857 aus einem Lager in den Umgebungen des Karakaschflußes datirt, der mit einer Karavane über den Karakorum geschickt wurde und Anfangs September hier ankam. Er schreibt darin, daß er in den vergangenen Wochen das Gebirge in verschiedenen Richtungen durchkreuzt habe und, um sich wieder mit Lebensmitteln zu versehen und den sehr erschöpften Pferden einige Ruhetage zu geben, ins Karakaschthal zurückgekehrt sey, und daß er noch 2—3 Wochen auf die Gebirge der Nordseite des Karakorum verwenden, dann aber nach Tibet gehen wollte. „Meine Reiseroute hängt jedoch, fügte er hinzu, sehr von den Begebenheiten in Yarkand ab, dort ist seit 3 Monaten Krieg und Empörung und ein großer Theil des Landes temporär den Chinesen abgenommen. Bei dem vielen Gesindel, das sich in der Nähe der Städte herumtreibt, darf ich mich nicht in die Nähe selbst der Gebirgsdörfer wagen." Etwas Sicheres haben wir seitdem nicht von ihm gehört. Später sagte uns Tara Tihand, der Negi oder frühere Radshah von Labol, daß er gehört habe, er sey in Yerkand selbst, und zwar in voller Thätigkeit mit seinen Beobachtungen, die ihm günstigen Erfolge der siegreichen antichinesischen Partei auf das Beste benutzend. Dagegen hörte man doch erst vor einigen Wochen wieder von Leuten aus Ladak, daß ein chinesisches Heer zur Unterdrückung des Aufstandes bei Yarkand angekommen sey. So viel ist offenbar gewiß, daß er seinen Aufenthalt in Yarkand weit über die anfänglich beabsichtigte Zeit ausgedehnt hat.

Nachdem der Neufundländer Hund, der den Tugendhaften auf dem Theater gegen den Bösewicht beschützt, erst jüngst wieder in Woolwich mit großem Erfolg Gastrollen gegeben hat, und nun wieder für längere Zeit ins Dunkel des Privatlebens zurückgetreten seyn wird, ist eine andere nicht minder interessante Erscheinung aufgetaucht — die Seeschlange, die aber dießmal nicht von einem Yankee, sondern von einem Engländer, einem Kapitän Harrington nebst seinen Offizieren und der Mannschaft, auf der Fahrt von Bombay nach Liverpool am 12. Dezember v. Jrs. in der Nähe von St. Helena gesehen wurde. Die Beschreibung gibt ihm einen Kopf von 7—8' Durchmesser, mit einer Art Kappe oder Busch von loser Haut, die ihn etwa 2' von dem Scheitel aus umgab, und die Länge soll, so viel man vom Verdeck aus beobachten konnte — denn das Schiff ging zu schnell, um den Mast so rechtzeitig zu erklimmen, daß eine genaue Schätzung herzustellen gewesen wäre — über 200', nach den Behauptungen des Bootsmanns und anderer von der Mannschaft, mehr als zweimal die Schiffslänge, also 500', gewesen seyn. Das Thier, oder die Erscheinung, hatte sich 10 bis 12' hoch aus dem Wasser gerichtet, und dieses hatte rings um dasselbe eine ganz andere trübe Farbe angenommen.

Aus Anlaß der von den englischen Journalen gebrachten, freilich kaum glaublichen Nachricht, daß J. M. Truppen in Indien in einem Kampfe 850 Insurgenten tödteten, ohne einen einzigen Mann zu verlieren, erinnert die „Gazette de France" — bekanntlich keine gute Freundin der Briten — an den sonderbaren Rapport, welchen General Brunonville dem Konvente erstattete. „Die Oesterreicher — schrieb der General — verloren weit über 1200 Mann in einem Gefechte bei Consarbrück, während unser Verlust, Dank ihrer Ungeschicklichkeit, welche sie zu hoch oder zu nieder schießen ließ, sich auf den Verlust des kleinen Fingers eines unseres Jäger beschränkt."

Zu Gent hat in diesen Tagen ein absonderlicher Preiskampf stattgefunden, nämlich zwischen den Kanarienvögeln des Landes. Es waren 32 Preise ausgesetzt, je 8 für bunte Männchen, bunte Weibchen, gelbe Männchen, gelbe Weibchen. Die beiden ersten Preise für bunte Männchen und Weibchen sind von Herrn Haentjens in Gent davon getragen worden. Gent scheint es in der Kanarienvogelzucht wie in der Blumenzucht Allen zuvor zuthun. Besondere Aufmerksamkeit erregen seit einiger Zeit die „Krinolinen"-Weibchen.

Durch die 30- bis 40,000 Krinolinen, welche täglich die 60 Schlagbäume der Stadt Paris passiren, soll ein solcher Schmuggel getrieben werden, daß der städtische Aufschlag im letzten Jahr einen Verlust von einigen Millionen Frs. gehabt habe. Man will deßhalb Maßregeln ergreifen, d. h. um den Ausfall am Aufschlag zu decken, werden die Krinolinen mit einer Steuer belegt werden.

(Wer war Elias?) Lehrer: Wo lebte Elias? — Schüler: In der Wüste. — L.: Wie nennt man solche fromme Männer, welche einsam in der Wüste wohnen? — Sch.: Wüstlinge.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 44 Samstag, 20. Februar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Ein Kriminalprozeß! Die Phantasie erstarrt bei dem Gedanken an einen solchen und bleiche Furcht lagert sich auf jedes Menschenherz.

Gertrud Bergenau, das sechzehnjährige Kind, fand sich in so gräßliche Verhältnisse verwickelt, als wären es nur bange Träum.

Nanni saß im Inquisitoriatsgefängnisse und hatte in der Voruntersuchung Aussagen gemacht, die wohl geeignet erschienen, einen Verdacht auf das Haupt des jungen Mädchens zu werfen. Zu dem öffentlichen Verhör ihrer Stiefmutter erhielt Gertrud den Befehl, als Zeugin zu erscheinen, während der Staatsanwalt sich darauf vorbereitete, sie ebenfalls in Anklagestand zu versetzen und da der Defensor Nanni's ernstlich daran arbeitete, den Verdacht von dem Haupte seiner Klientin zu wälzen, mußte er ihn auf das ihrer Stieftochter werfen.

Als die schriftliche Aufforderung an Gertrud gelangte, sich bei dem Prozeß gegen Nanni Bergenau, geborne Sträuber, am elften März Vormittags neun Uhr als Zeugin im Gerichtssaale zu stellen, that Eduard alle ihm möglichen Schritte, um während der öffentlichen Schaustellung seiner Schwester an ihrer Seite bleiben zu dürfen und sein dringendes Gesuch wurde ihm gewährt.

Es war ein sonniger Morgen und obgleich ein schneidender Wind durch die Straßen pfiff, der den Wanderer bis ins Mark hinein durchkältete, so erzählte doch der tiefblaue Himmel von den Herrlichkeiten des nahen Lenzes. Auf den Dächern, die früheres Thauwetter bereits vom Schnee befreit, glänzte das Sonnengold sommerlich und an vielen Fenstern blühten Primeln, Tulpen, Hyacinthen und Maiglöckchen.

Gertrud stützte sich auf den Arm des Bruders. Das Gefühl tiefen Leidens lag in ihrer jungen Seele, neben demselben aber seltsamer Weise eine eigenthümliche feste Freudigkeit, ein Muth, über dessen Grund sie sich keine Rechenschaft geben konnte.

Ein langes ernstes Gespräch mit ihrem Bruder hatte die Ueberzeugung in ihrer Seele von Neuem festgestellt, daß man aus allen Leiden und Prüfungen des Lebens veredelt und vollständig rein hervorgehen könne, sobald man selbst sich die eigene Veredelung zum festen unverrückbaren Ziele gesetzt.

„Muth im Leid hilft uns nicht nur über das Leid hinweg, sondern macht uns dasselbe zum Glück, das heißt zu dem, was ich unter Glück verstehe, zum Mittel unserer Veredelung, Vermenschlichung,“ sagte der begeisterte Jüngling. „Siehe auf unser Leben, Gertrud,“ fügte er, die Schwester an sein Herz ziehend, hinzu, „ist nicht Alles, Alles was uns bis jetzt betroffen, für uns nur ein Bildungsmittel gewesen? Ist es uns, die wir eigentlich doch nur Kinder waren, nicht möglich geworden, jeden Kummer, jedes Leid für uns vortheilhaft zu machen, indem wir unsere Kraft daran übten? Auch dieß Leid, wie schrecklich es uns jetzt erscheinen mag, wird zu überstehen seyn, und wenn es überstanden ist, wird es uns tüchtiger gemacht haben. Tom Smith sagte einmal ein Wort zu mir, das ich niemals vergessen werde. Er sagte: „Ein Leid, an dem man nicht gleich stirbt, das überlebt man eben und was man erst überlebt hat, das überwindet man auch ganz gewiß und vergißt es mit der Zeit. Es kommt nur auf den Menschen an, wie das Leid auf ihn wirkt. Wer durch Leid liederlich wird, der hat sich selbst seine Liederlichkeit zuzuschreiben, nicht dem Schicksal; denn er kann täglich sehen, daß andere Personen durch dasselbe tüchtig wurden.“ Siehe, Gertrud, das merkte ich mir und nahm mir fest vor, durch Alles, was mich trifft, besser und tüchtiger zu werden. Auch dieß Leid, meine Schwester, werden wir überleben, überwinden und vergessen, unsere Sache ist, es zu einem Glück für uns zu machen.“

Dieß Gespräch hatte das zitternde Mädchen gestärkt und gekräftigt.

„Ich will, willst Du nur, daß ich will,“ hatte

sie am Morgen des verhängnißvollen Tages in ihrem Gebet gesagt.

Sie kleidete sich zu dem Gange vor die Gerichtsschranken zwar mit zitternder Hand, aber mit festem und erhobenem Sinn, in ihr bestes Gewand, ihr Einsegnungskleid von schwarzem Wollenatlas.

In ihr einfaches Mäntelchen gehüllt, schritt sie am Arm ihres Bruders durch die Straßen. Die Leute sahen dem schönen Geschwisterpaare nach und man flüsterte hinter ihnen, denn die Familie Bergenau war durch Nanni's Prozeß bekannt geworden. Einmal bekannt, erschienen aber die beiden Geschwister, die so fleißig arbeiteten, so fest und bescheiden auftraten und von der Natur so vortheilhaft ausgestattet waren, ihren Mitbürgern sehr würdige Gegenstände des Interesses. Man sprach in allen Kreisen des Städtchens von dem kranken Violinisten und seinen Kindern, und wie das gewöhnlich geschieht, es theilten sich die Stimmen und Urtheile über die Geschwister. Es gab eine Partei in der Stadt, und sie war nicht klein, die Gertrud Bergenau für ein verworfenes Geschöpf, für eines jener entsetzlichen Naturphänomene hielt, welche die tiefste Verdorbenheit ihrer Herzen durch ein jugendlich schönes Aeußeres verdecken, die in dem schlanken sechzehnjährigen Mädchen eine angehende Brinvillier, Helene Jegado oder Margaretha Gottfried sah.

Es ging ein Gerücht, daß die Tochter Bergenau's eine Liebschaft habe mit einem jungen, steinreichen Manne, und daß eben dieß Verhältniß zwischen ihr und der Stiefmutter Zerwürfnisse herbeigeführt und den Vater zur äußersten Strenge, ja zu thätlichen Mißhandlungen der Tochter bewogen.

Die Welt ist leicht geneigt, das Böse zu glauben und böse Gerüchte verbreiten sich wie böse Gerüche, schnell, unmerkbar und oft außerordentlich weit.

Glücklicherweise ahnten die Geschwister nicht, welche finstere Wolke des Argwohns sie umgab. In ihrer tiefen Abgeschiedenheit erreichten Gerüchte, welcher Art sie auch seyn mochten, niemals ihr Ohr.

Der Branntweinladen war seit Nanni's Gefangennehmung geschlossen. Heiling ließ sich nicht mehr in Bergenau's Hause sehen. Dubois war einmal einen Augenblick dort eingesprochen, aber Eduard hatte ihn ohne Weiteres abgewiesen. Er hätte überhaupt nie einen Männerbesuch angenommen, der nach seiner Schwester fragte, dieser aber erschien ihm ganz besonders unpassend und Gertrud hatte auch gegen den Bruder von dem Glücke jener seltsamen seligen Nacht geschwiegen, wenn gleich sie ihm das Abenteuer derselben und ihre Bekanntschaft mit Dubois mitgetheilt. Oft zwar hatte sie die Absicht gehabt, ihrem Eduard zu erzählen, was wie eine göttliche Offenbarung in ihrem Herzen lag, aber die heilige Scham, die immer und überall ihren Schleier von Mondnebeln über die ersten Gefühle des jungen Herzens breitet, schloß ihre Lippen. Nur im Gebet dachte Gertrud des Jünglings, der sie so ritterlich beschützt, so zauberhaft in seinem Hause bewirthet hatte.

Die einzige Bekanntschaft der Bergenau'schen Kinder war und blieb Doktor Salomon, seine Tochter und Enkelin. Diese Drei aber, von der aufrichtigsten Liebe für die Geschwister erfüllt, ahnten ebenso wenig als die Verunglimpften selbst, daß man Gertrud Böses nachsagte.

Auch Doktor Salomon und seine Tochter Frau Deborah waren als Zeugen in dem Prozeß Nanni's aufgerufen, ja Doktor Salomon war unbedingt Derjenige, dessen Aussage die Angeklagte am meisten zu fürchten hatte.

Gertrud und Eduard traten in das Gerichtslokal, vor dessen offenem Portale sich schon eine Menge von Personen aus den niedern Ständen drängten. Hinter ihnen fällte die anwesende Straßenjugend sehr laut ihr Urtheil über die Schönheit der Arm in Arm gehenden Geschwister.

„Ein hübsches Brautpaar," sagte ein junger Schreiber, „das Fräulein möchte ich im Myrthenkranze sehen."

„Das sieht man doch gleich, daß die Beiden Geschwister sind," erwiderte ein Dienstmädchen, das mit dem Marktkorbe am Arm hier stehen geblieben war, um den Eintritt der Angeklagten abzuwarten, die in wenigen Augenblicken aus dem Inquisitoriat hierher geführt werden sollte, „sie sehen sich ja so ähnlich wie zwei Wassertropfen, der junge Mensch ist nur hübscher als das Mädchen.

Einige Augenblicke später erschien auch Heiling, der ebenfalls als Zeuge vorgeladen worden. Der Husar sah stattlich, man könnte fast sagen ritterlich aus in der glänzenden Staatsuniform, die auf das Beste geputzt und gebürstet, seine große und schlanke Gestalt sehr vortheilhaft zeigte. Sein Haar, schwarz wie die Brust der Feldtaube, ringelte sich auf der weißen breiten Stirn und die einzelnen Silberfäden, die sich darin zeigten, schienen es nur noch schwärzer zu machen. Er trat mit festem Schritt in die Pforte des Gerichtslokals und grüßte die Geschwister Bergenau, an denen er vorüberging, mit militärischer Höflichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Grenadiere.

Der Mond schien hell, es war um die Mitternachtsstunde, als zwei Grenadiere Schildwache hielten vor dem Palast des Grafen Rutowsky in Dresden. Da näherte sich ihnen ein Mann in einem Mantel. Er fing mit den Soldaten ein Gespräch an und klagte, daß er, da es bereits so spät sey, in seinem Hause keinen Einlaß erhalte. Nach einer Weile brachte dieser Mann eine Flasche Branntwein hervor und nöthigte die zwei Grenadiere, ihm darin Bescheid zu thun. Er brauchte nicht zum Zweitenmal zu bitten, die Flasche ging von Mund zu Mund, und die drei Männer in einsamer Nacht wurden gesprächig. Einer der Soldaten fragte, welches Geschäft der Fremde betreibe, und dieser antwortete, daß er die geheimnißvolle Kunst besitze, die Metalle zu verwandeln. „Eben in dieser Nacht", setzte der Gast hinzu, „habe ich einen merkwürdigen Stein gefunden, von einer Beschaffenheit, wie ich sie gerade zu meinen Experimenten nöthig habe; er liegt dort mitten in der Straße, ein paar Dutzend Schritte links von uns." Die Soldaten schauten hin und gewahrten nichts. „Es ist ein gewöhnlicher Pflasterstein", erwiderte der Fremde: „Ihr seht's ihm nicht an; doch wollt Ihr mir helfen, ihn mit Euren Bajonneten aus der Erde zu heben, so soll dieses Goldstück Euch gehören." Damit brachte er einen Doppellouisd'or aus der Tasche. Die Grenadiere bedachten sich nicht lange, die Straße war einsam, das Werk konnte nicht lange dauern, das Geld war leicht verdient. Sie gingen die wenigen Schritte mit dem Fremden und machten sich an das Geschäft, den bezeichneten Stein aufzulockern, und als dieß geschehen war, nahm ihn der Fremde und ließ dafür das Goldstück den Soldaten zurück. In seinen Mantel gehüllt, ging er mit dem Steine eilig fort. Die Grenadiere unterhielten sich während der Dauer ihrer Wachtzeit über die herrliche Kunst, die jener Fremde verstehe, und bezeigten einander ihre Verwunderung, wie ein gewöhnlicher Stein so viel Werth haben könne für den Wundermann. Als sie abgelöst wurden und das Geld wechseln wollten, um es unter sich zu theilen, entstand die Frage, woher sie das Geld hätten. Läugnen half nicht, sie mußten gestehen, und die sonderbare Begebenheit wurde sofort von dem wachhabenden Offizier weiter gemeldet. In jenen Zeiten, wo die Geschichte spielt, nämlich unter August dem Dritten, war es nichts Ungewöhnliches, daß seltsame Praktikanten aller Art im Lande umherzogen und für ihre alchymistische Küche allerlei Utensilien einsammelten. Indessen ließ man nach dem Manne forschen; die Soldaten mußten genau angeben, wie er ausgesehen und ob er sich in seiner Sprache und seinen Manieren als ein Ausländer kund gethan. Das letztere glaubten jene als gewiß annehmen zu können. Man brachte jedoch nichts heraus. Die Geschichte gerieth in Vergessenheit. Nach vielen Jahren wurde dieses Räthsel durch einen Zufall erklärt. Ein Diener des Grafen Rutowsky befand sich mit seinem Herrn in Wien und wurde von seinen Kameraden zu einem Abendschmause geladen. Als sich Alle versammelt hatten, wurde von den Liebesabenteuern ihrer Herren gesprochen, und Balthasar, ein besonders verschmitzter Bursche, nahm das Wort. Als ich noch bei dem französischen Gesandten in Dienst war — hub er an — geschah es, daß sich mein Herr in eine wunderschöne junge Wittwe verliebte, die aber einen sehr harten Oheim hatte, der sie überall mit Spionen umgab. Man war bereits übereingekommen, daß man sich zu nächtlicher Stunde sehen wollte, und das Kammermädchen hielt ein Fenster bereit, wo allein das Einsteigen mit einer Leiter möglich war, nur mußte eine Schwierigkeit besiegt werden, und die bestand darin, daß das Fenster in geringer Entfernung von einem Palais sich befand, vor welchem zwei Posten Schildwache hielten. Diese mußten nothwendig Alles bemerken, was an dem gegenüberliegenden Hause geschah, und natürlicherweise mußte durch sie das ganze Unternehmen vereitelt werden. Wie es nun also anfangen, dazu bei hellem Mondschein, die Soldaten unschädlich zu machen? Ich kam auf eine List. In meinen Mantel gehüllt, spielte ich die Rolle eines fremden Wunderdoktors und brachte die Burschen, die ich durch die Flasche kirre gemacht, dahin, daß sie mir einen Pflasterstein, der in gehöriger Entfernung und von dem bezeichneten Hause in entgegengesetzter Richtung in der Mitte der Straße lag, mit ihren Bajonneten ausgruben. Bei dieser Arbeit die ich künstlich noch zu verlängern wußte, brachte ich jene Beiden in solche Stellung, daß sie dem Hause den Rücken kehrten und folglich nichts sahen, als dort die Leiter angelegt wurde, auf der mein Herr einstieg. Das Stückchen gelang vortrefflich. Es kam nichts heraus; bald darauf verließen wir auch die Stadt; mir hat der Spaß eine volle Börse eingebracht. „Und den armen Grenadieren zwölf Tage strengen Gewahrsam", setzte der Rutowsky'sche Diener hinzu. „Jetzt wissen wir, was uns in Dresden lange Zeit Unruhe gemacht! denn unser gnädiger Herr und so Viele mit ihm hatten seit der Zeit die größte Neigung, Pflastersteine zu betrachten und auszugraben. Und wie sorgfältig haben wir nach dem Alchymisten forschen lassen. Nun ist an Allem ein spitzbübisches hübsches Weib schuld." Das Abenteuer wurde belacht. — Der Herr Hofrath Meusel zu Erlangen hat in seinen historischen Unterhaltungen diese Anekdote erzählt und versichert,

es sey über diese Begebenheit ein Protokoll aufgenommen worden.

Mannigfaltigkeiten.

Der Maler Selleny, welcher die Erdumsegelungsexpedition der österreichischen Fregatte „Novara" begleitet, entwirft in Briefen an die „Presse" von der deutschen Kolonie Petropolis in der Nähe von Rio de Janeiro folgendes Bild: Die Straßen sind gerade, breit, durchschneiden meist rechtwinkelig und sind wieder von Bächen durchschnitten. Der Boden ist röthlich, lehmig, bei regnerischem Wetter Abends sogar für solche, die des Wegs sehr kundig sind, schwer zu passiren. Die Häuser sind klein, aber zweckmäßig und nett; Gewerbsthätigkeit und Handel belebt sie. Die Deutschen bauen hier auch Kartoffeln und machen Butter, bedeutende Handelsartikel nach Rio, indem dort Beide noch immer aus England eingeführt werden. Die Bevölkerung wird dort immer zahlreicher; Sonn- und Wochentage hört man die Schläge der Axt und das sausende Fällen der Bäume im Walde. Haus über Haus, Hütte über Hütte blickt aus den hohen tropischen Bäumen. Ich besuchte und zeichnete solche Ansiedelungen im tiefen Walde. Der Schiebkarren, eine sogenannte Hanselbank und ein Schwarm zerrauster blonder Kinder sind die ersten charakteristischen Wahrzeichen der deutschen, eigentlich schwarzwälder und schwäbischen Ansiedler, um die hier gebräuchliche Unterscheidung auch zu machen. Die Leute sind gut und freundlich und führten mich in ihre Hütten. Möbel sind nicht viel zu sehen, der mit gedrechselten Füßen versehene Tisch, die schwerfälligen bemalten Truhen, die eichenen schwarzen Stühle, sind noch aus Deutschland, und mit schweren Ueberfuhrkosten hierher gebracht. Auch das geschnitzte Christusbild ist nicht hier so von Rauch geschwärzt worden. Der Platz, wo die ersten Taufen gehalten, die ersten Ehen eingesegnet, der erste Gottesdienst gefeiert wurde, ist eingefriedigt und mit einer hölzernen Kanzel und einem Kreuze bezeichnet. Er ist mit hochstämmigen Bäumen bewachsen, ehrfurchtgebietend und erhebender als die reichvergoldeten Kirchen Rios. Das Himmelszelt blickt durch die Blätterkugel der Bäume, die Wände sind die dunkeln Granitgipfel. Zu den Merkwürdigkeiten gehört hier noch ein sehr wohlfeil und gutgehaltenes Gasthaus, das Hotel Oriental. Der Besitzer ist sonderbarer Weise ein Türke, Namens Said, der große Freude daran hatte, Jemand zu finden, mit dem er türkisch sprechen konnte, es war dieß das Erstemal, seit er hier ist. Es versammelten sich Zuhörer, um diese schöne Sprache sprechen zu hören. Das Hotel ist nach englischem Muster der Boarding Houses eingerichtet.

[Eine Hinrichtung in Amerika.] Am 8. Jan. ward in Freehold im Staate New-Jersey ein junger Mann aus angesehener Familie, Namens James Dannelly, hingerichtet, welcher eines Raubmordes beschuldigt worden war, aber bis auf den letzten Augenblick seine Unschuld betheuerte. Ein Fluchtversuch, den er gemacht, war mißlungen; der Gouverneur erfuhr aber, daß die Irländer des Orts sich verabredet hätten, den Gefangenen mit Gewalt zu befreien, weßhalb die Hinrichtung einige Tage vorgerückt wurde. Um die Menge von der wirklich erfolgten Hinrichtung zu überzeugen, wurde das im Hofe des Gefängnisses errichtete Schaffot so hoch aufgeschlagen, daß es auch von den außerhalb des Hofes Stehenden gesehen werden konnte, und so hatte denn der Delinquent Gelegenheit, vor einem weiten Zuhörerkreise eine lange Rede zu halten, worin er, um seine Unschuld zu beweisen, alle gegen ihn aufgeführten Anklagepunkte der Reihe nach gründlich durchnahm. Als er in der gaffenden Menge einen Arzt von seiner Bekanntschaft erblickte, so redete er diesen an, als er sich über die Wunde, welcher der Ermordete erlegen, verbreitete, und da jener antwortete, so entstand eine Art anatomischer Unterhaltung, die von Seiten des Delinquenten, der selbst Medizin studirt hatte, mit Sachkenntniß geführt und endlich von dem Sheriff mit der Bemerkung unterbrochen wurde, das Reden habe nun schon 1 Stunde 55 Minuten gedauert; in den nächsten 5 Minuten müsse dem ihm ertheilten Befehle zufolge die Sache abgethan seyn. Dieser Wink genügte dem Delinquenten, um seine Rede abzubrechen, er nahm gleichmüthig sein Halstuch ab und überlieferte sich den Händen des Henkers, der im nächsten Augenblicke sein Werk verrichtet hatte.

Nach einem alten Gebrauche lernen alle Prinzen des preußischen Königshauses ein Gewerbe. Der jüngst mit der ältesten Tochter der Königin Viktoria von England vermählte Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der einstige Thronerbe, hat in der berühmten Offizin von Hänel in Berlin das Geschäft eines Schriftsetzers gelernt.

Redakteur Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 45 Montag, 22. Februar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Hunderte von Menschen drängten sich in dem Zuschauerraum des weiten, aber niedrigen Saales. Die versammelte Jury, eine Reihe von ernst blickenden Männern in schwarzer Kleidung, saß an der einen Wand zwischen und neben den beiden Vorderfenstern. An einem langen Tische, der quer über den vordern Raum des Saales, auf einer erhöhten Tribüne stand, saßen die Richter und Inquirenten. Der Präses derselben, der Gerichtsrath Werth, blätterte in den Aktenstücken und Papieren, die auf dem Tische lagen. Die großen dunkeln Augen dieses Mannes blickten klar vor sich hin auf das Publikum, dessen Köpfe dicht aneinander eine Art lebendiger Pflasterung des Raumes bildeten, den er übersah, man konnte wähnen, er blicke in die Herzen der Anwesenden. Von Zeit zu Zeit sah er auch zur Seite auf die versammelte Jury und nach der Thür, durch welche die Angeklagte eintreten mußte. An dieser Seite des Tisches saß bereits ihr Defensor, Justizrath Sanders, und an der entgegengesetzten, in der Nähe der Jury der Oberstaatsanwalt, Herr von Bartels.

Durch den Saal flüsterte es von hundert Menschenstimmen, die in gedämpften Tönen miteinander sprachen und sich ihre Ansichten über den merkwürdigen Rechtsfall, der sich in den Mauern ihres Heimathortes zugetragen, mittheilten. Der Name Bergenau war auf allen Lippen, Aller Augen wandten sich nach der Thür, durch welche der Eintritt der Angeklagten erwartet wurde.

Das eigenthümliche Geräusch, das ein paar bewaffnete Soldaten bei ihrem Schreiten über Treppe und Flur verursachten, verkündete ihre Ankunft. Nanni stand einen Moment lang zwischen den beiden Gendarmen, die sie geführt hatten, fest und aufrecht und starrte auf die Menschenwogen. Aus jeder Welle derselben waren zwei Dolche auf sie gezückt, zwei Augen, die sie zu durchbohren schienen, mit der Frage: Bist Du schuldig? Ihre Kraft reichte nicht aus, den Blicken Stand zu halten. Ihre Augen sanken, ihre ganze Gestalt schien zusammenzubrechen, sie schlug, einem unwiderstehlichen Gefühl nachgebend, die Hände vor das Gesicht.

Es war eine Geberde, so ächt und wahrhaft weiblich, daß sie ihr das Mitleid aller Anwesenden gewann.

Gerichtsrath Werth richtete nun die üblichen Fragen nach Namen, Alter und Geburtsort an die Angeklagte, die Nanni mit fester Stimme beantwortete und dann verlas der Oberstaatsanwalt die Anklage, die auf beabsichtigten Gattenmord lautete. Nach und nach begannen nun die Zeugenverhöre. Einer der wichtigsten Belastungszeugen war Doktor Salomon; er sagte aus:

„Ich saß vor etwa vier Monaten in meinem Hinterzimmer. Es war ein stiller Herbstabend und der Mond schien in den Gang vor demselben, den ich durch das Glasfenster meiner Stubenthür sehr gut übersehen konnte.

Da trat ein Mann durch diesen Gang bei mir ein und fragte nach Frau Bergenau. Es war ein großer Mensch mit einem freundlichen, hübschen Gesicht, er mochte fünfundvierzig bis fünfzig Jahre alt seyn, ging mit etwas vorgebeugtem Haupte, hatte braunes, leicht mit Grau gemischtes Haar und sprach mit süddeutschem Dialekt. Er trug eine Blouse, und hatte um den Hals an einem Riemen einen Kasten mit Fläschchen und Büchsen, die dem Geruche nach, Parfürmerien enthalten mußten. Ich konnte dieß Alles sehr gut sehen, denn beim Eintritt des Fremden zündete ich zwei auf dem Tische stehende Kerzen an, deren Schein voll auf denselben fiel.

Frau Bergenau wohnt oben, sagte ich. Er verbeugte sich darauf mit dem Anstande eines Mannes aus der guten Gesellschaft, und drückte abgehend die Thür nicht genau ins Schloß, so daß sie sich hinter ihm wieder öffnete.

Als er sich der Treppe näherte, konnte ich hören, daß Jemand sehr eilig dieselbe hinabstieg. Es war Frau Bergenau und sie sagte im Flüsterton: „Nicht hinauf, kommen Sie ja nicht hinauf, wir können hier unten unser Geschäft besorgen."

„Ihnen zu dienen,“ entgegnete der Fremde.

„Sie bringen mir also das Verlangte?“

„Ja, Madame. Es ist das stärkste Gift, das ich habe, sehen Sie sich wohl vor, damit es nicht etwa in Kinderhände fällt oder sonst Schaden verursacht.“

„Gewiß, gewiß!“ entgegnete sie ganz eifrig, „und hier ist das besprochene Geld. Würde ein Mensch sterben von dem Gifte?“

„Eine Messerspitze voll erregt schon Krämpfe und Erbrechen,“ entgegnete der Fremde.

„Ist es Arsenik oder überhaupt ein Gift, das man nach dem Tode eines Menschen erkennen könnte? Das die Gerichte in Speisen oder Getränken aufspüren würden?“

„Madame,“ sagte der Fremde, „Verbrechen kommen fast immer an den Tag, auch wenn die Mittel, deren man sich zu denselben bediente, noch so unerkennbar wären. Seyn Sie ja recht vorsichtig mit dem Gift, in allen Beziehungen. Adieu.“

Ich hörte, wie er die Hausthür hinter sich schloß, und bemerkte, daß Frau Bergenau noch lange unten an der Treppe stehen blieb, erst, als ich mein Licht wieder angündete, schlich sie leise hinauf, ich konnte jedoch deutlich die Treppe unter ihren Tritten knarren hören.

Von dieser Zeit beobachtete ich die Frau genauer als sonst. Ich wußte, daß sie noch vor ihrer Verheirathung eine Verbindung mit einem Husarenunteroffizier gehabt hatte, einem wilden und heftigen, aber sehr schönen Mann. Sie hatte oft Zusammenkünfte mit ihm im Hofe oder dem Hausgange, ohne zu ahnen, daß ein aufmerksames Ohr jedes ihrer Worte hörte. — Oft, sehr oft vernahm ich, daß sie mit Sicherheit auf den Tod ihres Gatten rechne.“

Hätte ein Blick tödten können, so wären diese Worte sicherlich die letzten des jüdischen Arztes gewesen; denn aus Nanni's Augen schienen Blitze des Hasses und Zornes auf ihren Ankläger zu sprühen.

Der weitere Verlauf der verschiedenen Zeugenaussagen ergab, daß eine Person wie der bezeichnete Parfümerienhändler vor einigen Monaten im Orte gewesen und im „Goldenen Hufeisen“ logirt habe. Er hatte Rattengift, verschiedene Arzneimittel und viele Odeurs an mehrere Personen verkauft, die dieß durch ihre Aussage bestätigten. Zwei Männer, die bisweilen in Nanni's Schenke verkehrten, hatten in den Händen derselben ein weißes Schächtelchen gesehen, wie sie jener Hausirer unter seinen Sachen gehabt. Der Wirth zum „Goldenen Hufeisen“ hatte Nanni zu seinem Gaste kommen sehen; was sie mit einander verabredet, hatte er nicht hören können, wohl aber die Worte des Hausirers: „Ich werde Ihnen, Madame Abends das Gewünschte bringen, es kostet einen Thaler zehn Groschen, doch muß ich es erst präpariren.“

Ueber Bergenau's Zustand sagten die Aerzte, welche ihn untersucht und unter diesen auch Doktor Salomon, aus: Es sey eine Hirnlähmung, die möglicher Weise vom unmäßigen Branntweingenuß herrühren könne, jedoch auch sehr oft als Folge narkotischer Vergiftung sich einstelle.

Heilung sprach mit großer Heftigkeit, er sagte vor Gericht ungefähr dasselbe, was der Doktor Salomon gesagt hatte. Sein schönes, regelmäßiges Gesicht sah dabei aus wie aus dunkelm Marmor gemeißelt, keine Miene desselben regte sich, und die tiefdunkeln Augen schienen auf einem Fleck am Boden zu wurzeln.

Seine Worte erregten ein allgemeines ungünstiges Vorurtheil gegen ihn. Der Staatsanwalt machte eine Notiz in das vor ihm liegende Schriftstück, während er noch sprach und Gerichtsrath Werth wechselte einen Blick mit seinem Nachbar auf der Richterbank.

Gertrud Bergenau sprach so leise und so zitternd, daß man von ihren Worten wenig verstehen konnte. Ihr Bruder stand neben ihr, stützte ihre bebende Gestalt und wenn der Rath Werth die Gefragte auffordern mußte, etwas lauter zu sprechen, so wiederholte er die Worte seiner Schwester, mit lauter, wohlklingender Stimme und einem Tone, der in alle Herzen drang.

Sie sagte aus, was wir bereits wissen, Alles was sie gesehen und bemerkt hatte.

Nach ihrer Aussage nahm der Vertheidiger der Angeklagten das Wort und setzte auseinander, daß seine Klientin im schlimmsten Verhältniß mit ihren Stiefkindern, besonders aber mit ihrer Stieftochter gestanden und daß diese Letztere in Folge einer heftigen Scene mit dem nun erkrankten Vater, von diesem aus dem Hause geworfen und nur erst durch die Vermittlung des jüdischen Arztes, des Hauptbelastungszeugen, in das elterliche Haus zurückgeführt worden wäre.

Eduard hörte mit Zähneknirschen diese Rede, die eine versteckte Hindeutung auf die Möglichkeit, daß Gertrud ihren Vater vergiftet habe, enthielt, seine Hände ballten sich und heftig zitternd zog er die geliebte Schwester näher an sich und umschlang ihre zarte Gestalt mit seinem Arm, als ob er sie durch seine Kraft, von aller Unbill der Welt schützen wollte.

Die schwarzen, glänzenden Augen des Husaren hatten während der Rede des Advokaten fest auf Nanni geruht, die unter diesem Blick zusammenzusinken schien.

Die Aerzte machten dann ihre Aussagen über den Befund der kleinen Reste Branntwein, in denen sich freilich keine Spur von Gift hatte ermit-

teln lassen. Man hatte dagegen drei Papierchen im Bergenau'schen Hause gefunden, auf welche das Wort Gift geschrieben und neben dasselbe ein Todtenkopf gezeichnet war. Sie waren so zusammengekniffen, wie die Apotheker die Papiere zu Pulver zu brechen pflegen und wurden den Richtern und Geschwornen vorgelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Die englischen Streitkräfte vor Kanton

bestehen aus englischerseits: 2 Linienschiffen mit 160 Kanonen, 3 Fregatten mit 140 Kanonen, 14 Dampffregatten (Korvetten) mit 214 Kanonen, 22 Kanonenbooten mit 60 Kanonen; zusammen 41 Schiffe mit 574 Kanonen, — worin die an der Küste stationirten Schiffe nicht mitbegriffen sind — und französischerseits aus: 3 Fregatten mit 140 Kanonen, 5 Dampffregatten und Korvetten mit 36 Kanonen, und 4 Kanonenbooten mit 17 Kanonen. Außerdem mustern die Engländer etwa 6000 Mann Land- und Marinesoldaten und Matrosen (die auf den Schiffen stationirten nicht mitgerechnet) unter dem Befehl des Generals Van Straubenzee, und die Franzosen 1000 Mann Angriffstruppen.

Sobald die nöthigen letzten Vorbereitungen getroffen und der Operationsplan festgesetzt war, begann die verbündete Flotte Anfangs Dezember den Fluß höher hinauf zu segeln, während diejenigen Schiffe, deren Tiefgang es erlaubte, dicht vor der Stadt und den ehemaligen Faktoreien gegenüber vor Anker gingen. Der erste feindliche Akt war dann die Einnahme der Kanton gegenüberliegenden Honan-Seite des Flusses, wo die Truppen und Marinesoldaten in den daselbst befindlichen großen Packhäusern einquartiert wurden, nachdem man den Einwohnern erst hinreichend Zeit erlaubt, ihr Hab und Gut zu entfernen. Der früher so belebte, beständig von unzähligen Fahrzeugen aller Art durchkreuzte Strom erschien öde und leer. Die ehemals in mehr als 80 000 Booten lebende Wasserbevölkerung, deren einzige Heimath der Fluß, hatte seit lange schon sich scheu aus der Nähe des Kriegsschauplatzes zurückgezogen. Im ehemaligen Faktoreiengarten lag noch alles wüst und im Schutt, wie es die Engländer im vorigen Jahre verlassen; nur von der Kirche war auch die letzte Spur vertilgt. Die beim früheren Bombardement in die Stadtmauer geschossene Breche war dagegen sorgfältig wieder ausgebessert und mit einigen 32Pfündern bepflanzt; sonst schienen die Chinesen, soweit man urtheilen konnte, durchaus keine außerordentlichen Vorbereitungen zum Empfang ihrer Feinde getroffen zu haben. Von Soldaten ließen sich nur wenige Hunderte auf der Stadtmauer zerstreut blicken, ängstlich die Bewegungen der feindlichen Schiffe beobachtend, während auf der entgegengesetzten Landseite lange Züge friedfertiger Bewohner, durch zahlreich verbreitete Plakate des Admirals gewarnt, mit Sack und Pack die Stadt verließen.

Sobald sich die Verbündeten in Honan festgesetzt und eingerichtet hatten, worin sie zu stören von den Chinesen auch nicht einmal der Versuch gemacht wurde, erließen die drei Oberbefehlshaber gemeinschaftlich eine Aufforderung an Yeh, die Stadt binnen einer bestimmten Frist zu übergeben, widrigenfalls sie sich gezwungen sähen, zu Gewaltmaßregeln ihre Zuflucht zu nehmen. Seine Antwort war nach ächt chinesischer Weise weder ablehnend noch zustimmend; durch allerlei Ausflüchte suchte er nur noch weiter Zeit zu gewinnen, ohne sich auf positive Unterhandlungen einzulassen. Dieser Brief wurde unbeantwortet zurückgeschickt. Am Sonnabend den 26. Dezember lief die gestellte Frist zu Ende, doch bloß des dazwischen fallenden Sonntags halber die Feindseligkeiten bis auf Montag zu verschieben. Schon am Abend vorher nahmen die verschiedenen kleineren Flottenabtheilungen die bezeichneten Positionen ein, und rüsteten sich für den kommenden Kampf. Die im ehemaligen Dutch Folly Fort und Red Fort errichteten Batterien, jede aus 2—13zölligen und 2—10zölligen Mörsern bestehend wurden in Bereitschaft gesetzt, und die Truppen beordert, sich zum Angriff fertig zu halten. Das vor Kanton versammelte Geschwader war in drei Abtheilungen getheilt, welche die Stadt von drei verschiedenen Seiten zugleich beschießen sollten. Der General-Ordre zufolge sollten der rechte und linke Angriff je 60 Schüsse aus jedem ihrer Geschütze, während der ersten 24 Stunden feuern, das Zentrum dagegen und die Batterien 100 Schüsse per Geschütz. Zugleich sollten die Truppen und Landartillerie früh Morgens nahe dem French Folly Fort unterhalb der Stadt landen, und auf gegebenes Signal die auf dem Gough- und Mackenziehügel hinter Kanton belegenen Forts, welche die Stadt und Umgebung beherrschen, angreifen.

Am Montag Morgen den 28. Dez. Früh bei Tagesanbruch hißten das englische und französische Flaggenschiff das Signal zum Kampf auf, und im nächsten Augenblick eröffneten die Schiffe aus 160 Geschützen das Feuer ihrer Breitseiten gegen die geweihte Stadt. Gegen 10 Uhr Vormittags standen der Yamun, die offizielle Residenz Yehs, und mehrere andere Stadttheile in hellen Flammen, die rasch um sich griffen. Die Vertheidigung chinesischerseits wurde nur sehr schwach geführt und reduzirte sich fast ausschließlich auf Kleingewehrfeuer, das nur wenig Schaden anrichtete. Das Bombardement dauerte den ganzen Nachmittag und die folgende

Nacht durch, und muß den Chinesen große Verluste verursacht haben. Gegen 9 Uhr am Dienstag Morgen wurde das Signal zum Angriff auf die Forts geblasen, und die Kolonnen rückten rasch über den ebenen Grund gegen die Höhen vor, die im Sturm nach unbedeutendem Widerstande genommen und besetzt wurden. Ueberall zogen sich die Chinesen vor den andringenden Verbündeten zurück, und die Verluste der letzteren sind daher auch nur sehr unbedeutend. Die Engländer haben den Verlust von 2 ihrer besten Offiziere zu beklagen: Fregatten-Kapitän Bate, der von einer Granate in den Unterleib getroffen wurde und fast augenblicklich starb, und Lieutenant Hackelt, der als Träger einer Depesche von den Chinesen gefangen genommen und dem der Kopf abgeschnitten wurde.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Hamburg wird Folgendes gemeldet: Eine, etwas angetrunkene Frau führte vor einigen Tagen auf dem Stadthause dahier, wo sie indeß nicht fremd zu seyn schien, eine Scene aus, welche, trotz aller Widerlichkeit, vom Standpunkt der Moralität aus betrachtet, dennoch höchst komische Seiten hatte, indem dieselbe ihr Anliegen an die Beamten singend, und zwar nach den beliebtesten Opern-Melodien bald in Form eines Recitativs, bald als Arie vortrug. Sie war nicht durch Güte und nicht durch Ernst zum Schweigen oder auch nur zum Reden zu bringen, und nachdem man ihr beinahe eine halbe Stunde hatte zuhören müssen, konnte sie nur durch Anwendung einer kleinen List, um auf der Straße kein Aufsehen zu erregen, per Droschke nach der Wache auf dem großen Neumarkt in Schutz-Arrest gebracht werden, wo sie ihre Branntweinlaune und ihre Gesangleidenschaft verschlief.

Der bekannte Schriftsteller Arnold Schloenbach hat zu Koburg eine Knabenerziehungsanstalt begründet, die bereits ins Leben getreten ist. „Sittliche, wissenschaftliche und ästhetische Bildung bei praktischer und natürlicher Lebensrichtung und gesunder Körperlichkeit zu entwickeln, zu erweitern und zu befestigen“, ist der Grundsatz seiner Anstalt.

Ein ungarisches Blatt erzählt von einer ganz besonderen Merkwürdigkeit, die sich in der Münzen- und Antiquitätensammlung des Szarvaser Gymnasiums (im Bétéser Komitat) befinden soll, nämlich ein Exemplar jener dreißig Silberlinge, um welche Judas den Heiland verkaufte!

Ein Offizier der schwedischen Armee, nämlich der Kommandant von Malmö, Oberst Ström, wird am 12. April d. J. sein 75jähriges Dienstjubiläum feiern können.

[Auf einer Eisenbahn in Schwaben.] Passagier: Vor einer halben Stunde hätte der Zug da seyn sollen, warum kommt er so lange nicht? — Kassier: Weiß net, weiß net, lieb's Herrle, werd scho komme, muß scho komme. — (Eine halbe Stunde später.) Passagier: Aber, in's Teufels Namen, wann kommt denn einmal dieser Schneckentrain? — Kassier: Ja, hab' mer's au g'rad denkt, 's wird scho 's Lokomotivle a klein's Seitehupfetle g'macht habe.

„Warum trägst Du Deinen Ring nicht, liebes Kind, wenn Du spazieren gehst?“ fragte ein älterer Herr seine junge Frau. — „Weil er mich schmerzt, mein Lieber, wenn mir Jemand die Hand drückt,“ war die naive Antwort.

„Liebe Frau, ich soll bei der Maskerade den Dummen spielen.“ Das thu' ja nicht, war die Antwort, denn da werden dich gleich alle Leute erkennen, wenn du aber den Gescheidten spielst, erkennt dich Niemand.

Charade.

(Dreisylbig.)

Aus der Hütte, wie aus dem Palast
Steiget hoch die erste Sylbe auf;
Es spielt mit ihr in selt'nem Kontrast
Des Windes Weh'n in dem Wechsel-Lauf.

Die beiden letzten lösen nun zum Schluß
Das Ganze Deines Forschens Wißbegier,
Ein Vogel ist's, er bringet Dir zum Gruß
Den Frühling aus dem hohen Luft-Revier.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 39:

Strumpf.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 46 Dienstag, 23. Februar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Jetzt kamen allerlei Zeugen, die verschiedene Aussagen über das vertrauliche Verhältniß zwischen Heiking und Nanni machten. Dann trat einer der städtischen Apotheker auf und sagte: Er habe an den Husarenunteroffizier Heiking im vorigen Jahre eine Portion Strychnin verkauft, die dieser fein gepulvert verlangt, um sie seinem an der Rückendarre leidenden Pferde unter das Wasser zu mischen. Ob dieses Gift in den Papieren, die man ihm vorzeigte, gewesen, könne er jetzt nicht beschwören, da solche Papiere in den meisten Apotheken und Droguerie-handlungen gleich seyen.

Ein paar andere Personen, Weiber von Nanni's Bekanntschaft, erklärten gehört zu haben, wie vor einiger Zeit der Husarenunteroffizier Heiking öffentlich gesagt: er möchte dem liederlichen Säufer Bergenau, der sein armes Kind schändlich behandelt habe, das Gehirn einschlagen, und ein alter Schreiber sagte: daß er in der letzten Zeit mehrmals Zeuge davon gewesen, wie der Husar dem kränkelnden Violinisten einen Trank von Wasser, Genever und Zucker gemischt und den Zucker in einem Papier aus seiner Tasche gezogen habe.

Diese Aussage gründete sich auf Wahrheit. Heiking hatte meistens in Nanni's Abwesenheit, dem Leidenden einen kühlen Trank bereitet, wenn er über Durst und Brennen im Schlunde geklagt. Da Nanni ihm immer nur Branntwein und wieder Branntwein gab, so hatte das mitleidige Herz des Husaren ihn zu einem Liebesdienst gegen den unglücklichen Bergenau bewogen, welcher die Gestalt einer furchtbaren Anklage gegen ihn selbst anzunehmen drohte.

Heiking sagte kein Wort als Erwiderung auf diese Aussage. Er schlug die Arme ineinander und sah mit ruhigem Ernst auf Nanni, die unter seinem Blick zu vergehen schien.

Der Staatsanwalt erhob sich jetzt und entwickelte in einer kurzen, aber schlagenden Rede, daß den Zeugenaussagen nach, eine Möglichkeit, ja eine große Wahrscheinlichkeit vorläge, daß der Liebhaber der Mitschuldige der Angeklagten sey.

Auch diese Rede hörte Heiking ohne ein Wort der Entgegnung an, seine fest auf Nanni gehefteten Augen schienen nur größer und glänzender zu werden.

Als aber der Defensor der Angeklagten jetzt in einer eifrigen und gewandten Rede auseinandersetzte, daß die Möglichkeit vorläge, der Unteroffizier könne auch für sich allein oder vielleicht in Gemeinschaft mit andern Personen, die ein Interesse am Tode des übel berufenen Hausvaters gehabt, den Mordversuch gemacht haben, sagte Heiking mit ruhiger, fester Stimme:

„Wenn es seyn muß, will ich die That auf mich nehmen, es kann doch eben nicht mehr kosten als das Leben und, alle Teufel, das ist eben nicht viel werth; was meinst Du dazu, Nanni?"

Sie sah ihn an. Seine Augen blickten finster, seine Lippen kräuselten sich in bitterm Hohn, und doch lag ein gewisses Mitleid mit ihr, ein unverkennbarer Ausdruck großmüthigen Erbarmens in diesem außerordentlich schönen Männergesicht.

„Um des barmherzigen Jesu Willen! schrie Nanni, sich zitternd von ihrem Sitz erhebend, „nein, nein! So wahr ein Gott im Himmel ist, dieser Mann ist unschuldig, ganz unschuldig, auch — auch das Mädchen, die Gertrud, mögen die Herren Richter mich fragen, ich will Alles gestehen."

Die Fragen des Richters ergaben nun folgenden Thatbestand:

Nanni Bergenau, von dem heißen Wunsch entflammt, dem Mann, den sie liebte, angehören zu können, hatte oft an die Möglichkeit gedacht, daß der durch Branntweingenuß entnervte Bergenau bald sterben könne.

Sie hatte deßhalb seinem Hange zu geistigen Getränken, anfangs nur nicht entgegengewirkt, später hatte sie ihn unterstützt, dann aber täglich mehr und mehr reinen Alkohol oder Sprit in sein Glas gemischt, in dem Glauben, daß ihn das brennende Getränk rascher tödten müsse.

Eines Tages habe sie in der Schenkstube erzählen gehört, daß ein Mann im Goldenen Hufeisen

wohne, der Liebestränke, Parfümerien, Zahntinkturen, Haarfärbungs- und andere Schönheits-, so wie auch mancherlei Geheimmittel und besonders Rattengift verkaufe. Da sey ihr zuerst der Gedanke durchs Hirn gefahren, dem Bergenau etwas einzurühren, das sicherer wirke, als der Spiritus.

Sie sey nun Abends ins Goldene Hufeisen gegangen und habe ein starkes Rattengift gefordert, das aber keinen Geruch und keinen Geschmack habe, auch den Thierchen so wenig als möglich Schmerzen mache.

Der Mann habe ihr nun geantwortet, alles Gift errege in den Eingeweiden lebendiger Geschöpfe Krämpfe und Erbrechen, bevor es den Tod zu Wege bringe.

Es hätte ihr leid gethan, dem Bergenau auch noch Schmerz zu machen, endlich aber habe sie sich doch entschlossen, es sey ihr gar nicht mehr möglich gewesen, länger mit dem Trunkenbold zu leben.

Nächsten Abend habe der Fremde ihr das Gift gebracht, und dabei sey Alles so gewesen, wie Doktor Salomon ausgesagt.

Sie habe nun lange Zeit, über zwei Monate das Schächtelchen sorglich eingeschlossen, ohne Gebrauch davon zu machen. Dann aber sey Bergenau immer wüster und brutaler, und daher der Wunsch frei zu werden, in ihr immer reger geworden.

Sie habe ihm nun etwas Weniges, nur ein paar Körnchen des Giftes in sein Getränk geschüttet. Das habe aber gar keine Wirkung gethan und wieder habe sie Wochen vergehen lassen, bis sie ihm von Neuem etwas gegeben, das auch ohne alle Wirkung geblieben.

Nun habe sie gewartet bis gegen das Christfest, wo der Sohn verreist, und da habe sie eine größere Portion, das eine Mal ein ganzes Pulver, das andere Mal zwei ihm in den Trank gethan. Die Wirkung sey erst drei Tage nach dem Genuß erfolgt, wie sie schon gänzlich an derselben gezweifelt und entschlossen gewesen sey, ihm ein neues Pulver zu geben. Das Glas mit demselben habe der Unteroffizier Heiking austrinken wollen und sie habe es ihm vom Munde gerissen. — Niemand habe von ihrem Vorsatz gewußt und vor dem Heiking habe sie denselben gewiß geheim gehalten, da ihr sehr wohl bekannt sey, daß er weit lieber selbst gestorben wäre, als daß er an einem Morde theilgenommen.

Die Papiere erkannte sie als die, in welchem die Pulver gelegen, und sagte, daß die Schachtel ihr im Zimmer aus der Hand gefallen und weggerollt wäre, wahrscheinlich unter eine lose Diele. In der Schachtel befinden sich noch zwei Pulver, im Ganzen seyen es sieben gewesen.

Nach dieser Aussage machte der Rath Werth noch ein Resumé des Prozesses, legte den Geschworenen in einigen Worten die Pflicht ans Herz, nach ihrem Gewissen zu entscheiden, und diese entfernten sich, um über die Frage zu berathen: Ist die Angeklagte schuldig, einen Versuch zur Vergiftung ihres Mannes gemacht zu haben?

Die Antwort war einstimmig: Ja! und das Gericht verurtheilte Nanni Bergenau zu fünfzehnjähriger Zuchthausstrafe.

Heiking, bleich wie Marmor, stand auf seinen Schleppsäbel gelehnt und rang nach Athem.

Gertrud und Eduard saßen Arm in Arm zitternd auf der Zeugenbank.

Es war der schrecklichste Tag ihres Lebens; Beide wußten nicht, ob das Verhör Stunden oder Minuten gedauert hatte.

Doktor Salomon hatte sich entfernen müssen, weil ihn ein Schwindel befallen, noch ehe die Jury sich entfernt hatte.

Wie in einem Traum sah Eduard, daß Alles vorüber sey, ein lautes Geräusch, wie das Wogen des Meeres umtobte sein Ohr. Da trat der Rath Werth zu den Geschwistern, und gab jedem derselben einen Arm, führte sie in ein möblirtes, erleuchtetes Zimmer und sagte: „Ruhen Sie hier ein wenig, bis Sie Kraft finden, sich nach Hause zu begeben.“

Fünfzehntes Kapitel.

Während die Menschenmenge im Vorzimmer, Saal und Flur des Gerichtslokals sich wogend drängte und die Treppe hinab fluthete in die kalte Nacht hinein, saß Eduard Bergenau in dem Zimmer, wohin der Rath Werth die Geschwister geführt, und hielt Gertrud's bleiches Haupt an seine Brust gedrückt.

Sie lag am Boden. Die Masse der Gemüthsaufregungen, die in wenigen Stunden auf sie eingestürmt, hatte ihre Körperkraft gebrochen. Von den Armen des Bruders umschlungen, der kräftig ihr Köpfchen aufrecht hielt, hatte sie sich der Ruhe hingegeben, ohne zu wissen, wo sie sey. Es war ein Zustand zwischen Ohnmacht und Schlaf, in dem das junge Mädchen sich befand, aber er war frei von Schmerz. Die Erfahrungen der letzten Stunden ihres Lebens waren hell in ihrer sonst schlummernden Seele.

Wie sie so dalag, mit geschlossenen Augen, bleich und nur leise athmend, schien sie dem Bruder eine holde Leiche.

Wenn sie nicht wieder erwachte? fragte er sich zitternd. O, wenn sie mir entrissen wäre, die treue Theilnehmerin all meiner Leiden, Freuden und Strebungen, was wäre dann das Leben noch für mich? Gäbe es etwas, das mir den Verlust dieses

reinen und treuen Herzens ersetzen könnte? Gibt es eine Liebe, die der geschwisterlichen an Reinheit und Uneigennützigkeit verglichen werden könnte?

Das Herz des Jünglings, voll von einer großen und erhabenen Leidenschaft, gestand sich in diesem Augenblick, daß der Liebe, welche die Herzen von Geschwistern, vom ersten Augenblick des Bewußtseyns aneinander bindet, kein späteres Gefühl, wie heiß und entzückend es auch sey, gleich stehe. Er fühlte, daß die sanfte Schwester der eigentliche Schutzengel seines Lebens sey und stets gewesen, und daß jede Liebe eher eines Wechsels fähig als die zu seiner Gertrud.

Die Nacht war schon weit vorgeschritten. Die Menschenfluth hatte sich verlaufen, das Licht, welches den Raum erhellte, ging zur Neige. Eduard's Lage war peinlich. Seit mindestens achtzehn Stunden hatte er nichts genossen. Seine jugendliche Kraft begann dem Mangel an Nahrung zu erliegen. Er fühlte einen bittern Geschmack im Munde, fühlte seine Knie zittern, und sein Blut rascher kreisen, ohne daran zu denken, daß er essen müsse.

Er konnte Gertrud nicht verlassen und wußte nicht, wie er sie nach Hause schaffen sollte, als ein junger Mann, dessen Züge ihm bekannt erschienen, in das Zimmer trat.

„Ich suche Sie aller Orten und mit wachsender Sorge, Herr Bergenau," sagte derselbe verbindlich, „der Gerichtsrath Werth theilte mir mit, daß Sie und Ihr Fräulein Schwester im Zimmer der Bagatellen sich befänden. Da er selbst sehr angegriffen und der Ruhe und Erquickung im höchsten Grade bedürftig war, so gab er mir den Auftrag, Ihnen an seiner Stelle beizustehen und nun tappe ich in der Dunkelheit hier schon lange von Zimmer zu Zimmer, ohne das Zimmer der Bagatellen oder einen Boten finden zu können, der mich in dasselbe gewiesen. Mein Wagen wartet draußen auf Ihre Befehle, auch habe ich etwas Wein und Speisen besorgt, um Sie und Ihr Fräulein Schwester augenblicklich zu erfrischen, es muß dieß Ihnen Beiden nach den furchtbaren Anstrengungen des Tages dringend nothwendig seyn."

Der Fremde zog dabei eine kleine Flasche Wein, ein silbernes Becherchen und einige Pastetchen aus der Tasche seines Oberrocks und speiste den ermatteten Eduard, der nicht sobald die Nahrungsmittel genossen, als er auch schon ihre belebende Wirkung spürte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein französischer Landwirth Julien Horias, schickt an die Pariser „Presse" folgende Notiz über eine Pflanze ein, welche bis jetzt noch wenig bekannt ist, aber berufen scheint, der Industrie einst wichtige Dienste zu leisten: Man weiß, daß die Chinesen in einigen Zweigen des Ackerbaues und der Industrie eine große Vollkommenheit erlangt haben. Wir verdanken ihnen mehrere unserer kostbaren Stoffe, und wenn sich der Strauch, von welchem wir reden wollen, in Europa naturalisiren läßt, so wird dieses um eine neue Färberpflanze reicher werden. Auf die Bitte der Lyoner Handelskammer suchte Hr. Helot, Missionär in China, sich in der Provinz Tsche-Kiang über die Fabrikation des chinesischen Grün Auskunft zu verschaffen. Aus seinen Nachforschungen geht hervor, daß diese grüne Farbe aus einer Pflanze, Lo-Za genannt, gewonnen wird, und zwar auf folgende Weise: Im Herbst schneidet man die Zweige dieser Pflanze ab, trägt sie in Bündel nach der Fabrik und schält die Rinde ab, ehe sie trocken wird; 6 Kilogramm des Lo-Za (Varietät Omlu) werden in einem Gefäße mit 150 Litres Wasser so lange gekocht, bis es mit Schaum bedeckt ist; dann nimmt man es vom Feuer und läßt es zwei Tage lang stehen, wonach die Flüssigkeit zum Färben fertig ist. Gebraucht man die Zweige von der Varietät Pali, so muß man die Abkochung 10 Tage lang stehen lassen. Will man nun Zeug färben, so muß man hellen Sonnenschein abwarten. Mit der Färbeflüssigkeit vermischt man alsdann 3 oder 4 Gläser Kalk, und taucht das Baumwollengewebe kalt ein. Der Stoff wird alsdann ausgepreßt und an der Sonne getrocknet. Diese Operation wird neun- bis zehnmal mit der Varietät Omlu und dreimal mit der Varietät Pali wiederholt. Sobald die Stoffe oft genug eingetaucht sind, werden sie, ehe sie in den Handel kommen, Mehreremale in kaltem Wasser abgespült, um die überflüssige Farbe zu entfernen. Das übrig bleibende Wasser, worin Färbestoff aufgelöst ist, wird alsdann abgekocht, und man legt ein dichtes Bett von Baumwollfäden hinein, woran sich der Färbestoff festsetzt. Das Wasser wird nun abgelassen, und der Bodensatz mit den Baumwollenfäden wird auf Löschpapier ausgebreitet und auf warmer Asche getrocknet. Diese Masse wird unter dem Namen Lo-Za zu 200 Franken das Kilogramm verkauft. — Die Akklimatisirungs-Gesellschaft hat Saamen von diesem Strauche ausgetheilt; und es stellt sich heraus, daß die Lo-Za gar nicht schwer zu kultiviren ist. Im Anfang Mai pflanzt man die Körner in Töpfe, wo sie rasch aufkeimen, so daß man sie gegen den 25. Mai schon ins Land

verpflanzen kann. Hier wuchsen sie bei den Versuchen des Hrn. Harrias schnell zu einer Höhe von 1½ bis 2 Fuß heran. Er hatte aber nicht genug Samen, um Versuche über die färbenden Eigenschaften des Holzes anzustellen. Einige Büsche, welche man stehen ließ, widerstanden recht gut einer Kälte von 10° Reaumur.

Von der Verwegenheit der ungarischen Räuber wird folgender Vorgang berichtet: Die k. k. Tabakeinlösungs-Kommission der Finanzbezirks-Direktion von Arad war an einem der letzten Tage Abends um halb 6 Uhr in Apathfalva eben in voller Amtswirksamkeit in einen Zimmer versammelt, vor welchem ein Kameralhusar als Wacht stand, als von außen der Ruf tolvajok! (Diebe) erscholl, welchem bald mehrere Schüsse folgten. Die Herren griffen sofort zu ihren Waffen und stürzten hinaus, wo sie den Panduren in seinem Blute schwimmend fanden. Die Räuber aber hatten es für gut befunden, die Flucht zu ergreifen. Das ganze Dorf (eine Tabakpflanzerkolonie) wurde allarmirt, jedoch ohne irgend einen Erfolg, indem die Räuber einen zu großen Vorsprung hatten und die Dunkelheit ihnen auch zu Gute kam. Es handelte sich wahrscheinlich darum, die Kommission zu überrumpeln und ihr das Geld, das sie bei sich führte, abzunehmen. Auf den Widerstand des Panduren mochten die Räuber nicht gerechnet haben, den dieser brave alte Husar mit seinem Leben zahlte und durch welchen mehrere Menschenleben bewahrt und dem Staate eine Summe von über 20,000 fl. erhalten blieb.

Folgende Mormonen-Statistik ist offiziellen Dokumenten der amerikanischen Regierung entlehnt: Die Mormonen haben in Europa ungefähr 95 Missionäre, und eben so viel in Asien, Afrika und den Inseln des stillen Weltmeers, abgesehen von einer großen Anzahl eingeborener „Aelteren", die auf dem amerikanischen Festlande zerstreut das Feld ihres Glaubens bearbeiten. In der Stadt am großen Salzsee besitzen sie nur ein Wochenblatt, das an 4000 Exemplare absetzt; ein anderes in Liverpool, mit wöchentlich 22,000 Exemplaren, ferner Blätter in Swansea (Süd-Wales), in Kopenhagen, Australien, Indien und ein französisches Blatt in der Schweiz. Die Mormonenbibel ist bis jetzt in wallisischer, dänischer, französischer, deutscher und italienischer Sprache veröffentlicht worden. Die Zahl der in aller Welt zerstreuten Mormonen wird von diesen selbst auf 480,000 veranschlagt.

Vom 1. Januar 1580 bis 8. März 1855, d. i. in 266 Jahren gab es in Frankreich 65 Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Talleyrand allein war viermal mit diesem Posten bekleidet. In dem Verzeichnisse dieser Minister bemerkt man: Dubois, d'Argenson, Choiseul, de Vergennes, Dumouriez, Talleyrand, Chateaubriand, Thiers, Soult, Guizot, Lamartine u. s. w. Am längsten im Amte blieb Villeroi, unter Heinrich IV. und Ludwig XIII.

Ein Journal erzählt in der Lebensgeschichte des verstorbenen Erzbischofs von Bordeaux: Eines Tages wurde ihm eine arme Frau angemeldet, die in tiefer Bedrängniß um ein Almosen flehte. „Wie alt ist die Frau?" — „Siebenzig Jahre!" — „Man reiche ihr 25 Franks." — Der Diener stutzte und sprach: „Das ist wohl zu reichlich gespendet, die Frau ist eine Jüdin." — „Eine Jüdin?" sprach der Erzbischof, „da reiche man ihr 50 Franks, sie verdient diese Gabe für das Zutrauen, welches sie zu einem Christen hegt."

[Nordamerikanische Zudringlichkeit.] Oberstlieutenant Alexander erzählt in seinem „Leben eines Soldaten" ein ergötzliches Beispiel der Neugier, mit der ächte Yankee's Fremde auszufragen pflegen. In einem Eisenbahnwagen drängt sich einer dieser Neugierigen an eine Dame, die er nie gesehen hat und eröffnet folgendes Gespräch: „In Trauer, Madame?" — „Ja mein Herr." — „Die Eltern, Vater oder Mutter?" — „Nein, mein Herr." — „Vielleicht ein Kind, ein Knabe oder ein Mädchen?" — „Nein, kein Kind, ich habe keine Kinder." — „Also der Mann?" — „Ja." — „Hm, an der Cholera? War wohl ein Kaufmann?" — „Mein Mann war ein Seemann der Kapitän eines Handelsschiffes, und starb nicht an der Cholera, sondern ertrank." — „Oh, er ertrank! Das Gepäck gerettet?" — „Ja, das Schiff wurde gerettet und meines Mannes Eigenthum auch." — „War er ein frommer Mann?" — „Er war ein Methodist." — „Sind Sie nicht Gott dankbar, daß Ihr Mann fromm war und sein Gepäck rettete?" — „Ja." — „Denken Sie sich wieder zu verheirathen?" — Hier endete das Gespräch mit dem Ausruf der Wittwe: „Mein Herr, Sie sind unverschämt!"

Redakteur Gustav Meffert.

Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 47 Mittwoch, 24. Februar 1858

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Eine duftende Flüssigkeit, mit welcher der Fremde nun Gerdrud's Schläfen und Handwurzeln rieb, bewirkte, daß auch diese die Augen öffnete, und ein leises Roth übergoß ihre Wange, als ihr erster Blick auf das theilnehmende Gesicht Dubois' fiel, das sich mit liebevollem Ausdruck über sie beugte.

„Wir wollen Sie bis zum Wagen tragen, Ihr Bruder und ich," flüsterte er, indem er noch einmal die geöffnete Hand mit dem Parfüm gefüllt ihr an Schläfen und Lippe brachte.

„Ich wußte es wohl, daß Sie hier sind, daß in der Stunde der Angst und Gefahr Ihr Schutz mir nicht fehlen würde," sagte das Mädchen, indem sie sich empor richtete und ein Ausdruck tiefer dankbarer Liebe lag in ihren Augen, indem sie den schützenden Freund anblickte.

Auch sie genoß nun auf Dubois' Veranlassung einige Tropfen Wein und fühlte sich dann gekräftigt genug, bis zu dem harrenden Wagen hinabzugehen.

„Wie wird es Leoni, wie dem armen, kranken Vater während unserer Abwesenheit ergangen seyn?" fragte sie, sobald ihre Gedanke nur einigermaßen wieder gesammelt waren.

„Sie sind nicht ohne Schutz und Pflege gewesen, liebe Gertrud," entgegnete der Bruder. „Ich ahnte, daß unsere Abwesenheit vom Hause länger währen würde, als sie uns vermissen können und habe Rahel gebeten, Deine Stelle bei ihnen einzunehmen."

„O, das ist gut, Gott segne die liebe Rahel dafür," rief das Mädchen die Hände faltend.

Dubois fühlte den ganzen Werth dieses Segensspruchs und indem er die zarte Gestalt in den Wagen hob, flüsterte er ihr leise zu: „Segnen Sie auch mich, Gertrud, würde ich doch mit Freuden jedes Opfer bringen, Ihnen einen kleinen Dienst zu leisten."

Der Wagen brauste davon. Der dunkle Himmel, die schweigenden Straßen, die erlöschenden Lampen, die Nähe des Bruders und des Geliebten, Alles dieß vereinte sich mit dem Zustande körperlicher Schwäche, um Gertrud in ein Art von Verzückung zu versetzen. Ihre Pulse klopften heftig, ihre Wangen glühten, ihre Hände zitterten, als der Wagen vor dem Vaterhause hielt.

Sie konnte von ihrem Sitze aus über die niedere Kirchhofmauer auf den schweigenden Gottesacker blicken. Der abnehmende Mond, der eben am Himmel heraufstieg, warf seine Strahlen auf die einsamen Gräber und versilberte die Verzierungen an dem Mausoleum, das die sterblichen Reste der Mutter ihres Beschützers deckte. Auf der Bank, wo im Sommer Gertrud so oft im Schatten der Akazien gesessen, spielten die Lichtstrahlen und ließen die Schatten der Baumzweige, als ein dunkles Gitter auf dem weißen Sitze erscheinen. Der Wind zog in leisen, melodischen Lauten um den einsamen Kirchthurm und ließ die Wetterfahne schrillen. Die Kirchenuhr erhob ihre so bekannte Stimme und verkündete Gertrud mit lauten Schlägen Mitternacht. Der schwerste Tag in dem bisherigen Leben der Geschwister war abgelaufen, eine neue Zeit brach für sie an.

Gertrud fühlte dieß, indem sie die dumpfen Schläge der Uhr zählte.

Eduard dachte nicht an die Vergangenheit und Zukunft, der gegenwärtige Augenblick setzte seine Seelenkräfte in weiche und süße Schwingungen. Während die Schwester hinüberblickte nach dem Grabmahl der Vorfahren ihres Geliebten, blickte er hinauf nach dem einsamen Licht im Fenster seines Vaterhauses. Dort an dem Bette seines leidenden Vaters wußte er das Wesen, das, wenn auch nicht seinem Herzen, doch seiner Phantasie das Theuerste auf Erden war.

Er überließ Dubois die Sorge, die Schwester die Treppe hinaufzuführen, er selbst war vorangeeilt und trat eine Minute früher als seine Begleiter in den stillen Raum.

Die kleine Lampe, bei deren Schein er so oft in Gemeinschaft mit seiner Gertrud gearbeitet, war geschirmt, so daß das Bett des Violinisten im Dunkeln stand. Ihr volles Licht aber strahlte auf das

Gesicht Rahel's, das von demselben wie mit einem Heiligenschein übergossen erschien.

Die jüdische Jungfrau saß an Gertrud's kleinem Tische auf einem Stuhle mit hoher Lehne. Ihr glänzend schwarzes Haar hing in reichen Ringeln an beiden Seiten ihrer Stirn auf den weißen Nacken nieder, den eine Schnur bleicher Perlen schmückte, deren Weiße sich nicht von der Weiße der Haut unterscheiden ließ. Das schwarze Gewand fiel in reichen Falten um die edle Gestalt und die eine Hand stützte das Haupt, während die andere das Buch hielt, in welchem die Einsame gelesen.

Bei Eduard's Eintritt blickte sie von den Zeilen empor und stand dann langsam auf, um ihn zu begrüßen. Sie war die ächte Rose von Saron, die schöne, edelstolze Tochter Zions und die Seele des Jünglings beugte sich vor dem Götterbilde, das diese schöne Hülle bewohnte.

„Endlich, Endlich!" sagte sie mit bebender Stimme. „Gott meiner Väter! an diese Nacht werde ich denken! Und wie ist Alles gegangen?"

„Gut, theure Rahel; aber mit meiner Schwester kommt ein Fremder, der sich unserer angenommen; wir Alle, besonders aber Gertrud, sind zum Tode erschöpft."

„Mein Großvater hat dieß vorausgesehen und mir aufgetragen, für den Augenblick Ihrer Heimkehr Speisen bereitzuhalten, hier finden Sie einen gedeckten Tisch."

Sie wandte bei diesen Worten die Lampe so, daß das Licht derselben in den Winkel des Zimmers fiel, in dem Eduard gewöhnlich zu arbeiten pflegte. Es war dort mit dem einfachen Geräth, das die kleine Familie besaß, ein Theetisch arrangirt und die eintretende Gertrud fand schon ihren Stuhl an denselben geschoben und sah sich plötzlich nach dem Tage heftigster Seelenerschütterung in den Komfort ihres stillen Vaterhauses versetzt.

Neben ihr an einer Seite der Bruder, an der Andern der hülfreiche, schützende Freund, vor sich die bekannte und verehrte Gestalt ihrer ältern Freundin, um sich die gewohnten Geräthe und Gegenstände, versank der fürchterliche Tag vor ihrer Erinnerung und der Augenblick streute auch in ihr Herz das sanfte Gefühl des Glückes, der Befriedigung.

Sie trat an das Bettchen der kleinen Leontine, sie blickte in das Gesicht des schlafenden Vaters und ihr Herz war voll Dank gegen Gott. Selbst die Erinnerung an Nanni hatte jede Schärfe und Bitterkeit verloren. Hatte die Unglückliche doch gestanden und bereut. Das Verbrechen Nanni's — ja, es war groß und fürchterlich, aber leidenschaftliche Liebe war die erste Veranlassung desselben gewesen und sie büßte es jetzt vor Gott und Menschen, Gertrud vergab ihr! Sehr edle Herzen verstehen es, überall die lichten und tröstlichen Seiten zu finden und sich auch ihren schlimmsten Feinden gegenüber an diese zu halten. So auch Gertrud. Wenn jemals Groll in ihrem Herzen gegen Nanni gewesen, jetzt war er bis auf die letzte Wurzel verschwunden. Sie haßte Niemanden mehr auf Erden. Ein voller reicher Strom von Liebe floß ungetrübt und unverdunkelt durch ihre junge Seele.

Dubois hatte darum gebeten, Rahel in seinem Wagen nach Hause bringen zu dürfen. Eduard hatte die jüdische Jungfrau hinabgeleitet. Die Geschwister hatten sich mit innigster Liebe eine gute Nacht gewünscht und der Mondstrahl, der leise über die Diele huschte, war der letzte Gast im Zimmer der Familie Bergenau. Er küßte die Augenlider der entschlummerten Gertrud, die zarte Kinderstirn der kleinen Leontine, die bleiche Wange des leidenden Vaters und die bräunlichrothe des blühenden Sohnes. Er goß sein mildes Licht über alle die kleinen Besitzthümer, die als Früchte des eigenen Fleißes den Geschwistern so werth waren und spielte Verstecken in den Ranken der Wachsblume, die Gertrud am Fenster pflegte, und dann zog er weiter auf dem Raum, den er überblickte, Guten und Bösen leuchtend, bis die Sonne heraufstieg und der Mond unter den Horizont herabsank, in andern Gegenden andern Schläfern zu leuchten.

Dubois erwachte als die ersten Sonnenstrahlen in sein prächtiges Schlafgemach fielen. Er hatte am gestrigen Abend oder vielmehr in der gestrigen Nacht als er heimgekehrt, das Rouleau geöffnet, um noch im Einschlummern von seinem Bett aus einen Blick in die Mondnacht thun zu können. Auch jetzt war ihm der frühe goldene Lichtstrahl nicht unangenehm und erweckte ihn zu süßen Träumen.

Das Auge leicht nach dem Fenster gewendet, gedachte er Gertrud's. In diesem Zimmer hatte sie geweilt, auf diesem Lager geruht. Welch ein schönes, welch ein herrliches Geschöpf war die junge Tochter des Violinisten.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsches Festungswesen in Sonst und Jetzt.

Ein Rückblick auf das Reichsfestungswesen im vorigen Jahrhundert zeigt uns ein unerquickliches Bild völliger Verkommenheit eines durch sein Alter und durch die Ueberlieferung einstiger Größe ehrwürdigen politischen Körpers. Die Reichsgewalt glich einem auf ein kümmerliches Leibgedinge

gesetzten Greise, dessen Gut von Söhnen, Enkeln und Nachbarn längst getheilt ist. Eben darum aber gibt der Rückblick auf jene Zustände und das Recht, in Wahrheit der Gegenwart froh zu seyn. Wer das Sonst mit dem Jetzt vergleicht, muß dieses nicht blos besser finden, lebenskräftiger nach innen, achtunggebietender nach außen, mit ungleich höherer Bestimmtheit dem Zug der gemeinsamen Interessen zugewandt, sondern er muß geradezu bekennen, daß man noch vor 100 Jahren selbst dieses vielbemäkelte Jetzt für unmöglich und unerreichbar würde gehalten haben. — Hat auch der Bund in Festungen, Straßen, Eisenbahnen ꝛc. kein nach einem Grundgedanken einheitlich durchgebildetes System der Landesvertheidigung, wie seine Nachbarn es haben, so liegen doch Bedingungen dazu vor und Theile davon fertig, die nur zu fordern man vor 100 Jahren noch für allzu kühn gehalten hätte. Das Wehrwesen ist in einem Maße als gemeinsame Angelegenheit geordnet und gehandhabt, wie es im Reiche selbst in dessen kräftigsten Zeiten nie war. Das Festungswesen namentlich steht in einer Kraft da, welche uns ein wohlbegründetes Vertrauen auf unsere Schutzwaffe gibt. Dasselbe Frankreich, das dem Reich 1697 die zwei kleinen Festungen Kehl und Philippsburg geliefert hatte (aber wie viele große hatte es ihm dafür entrissen!) mußte 1815 dem Bunde die starken Plätze Mainz, Landau und Luxemburg liefern, außerdem, neben den bedeutenden Beträgen für Verstärkung der Rheinlinie *), noch weitere 20 Millionen zu Anlegung einer neuen Festung am Oberrhein. Mit diesen Geldern, die nur ein karger Ersatz waren für die Opfer, welche Deutschland in Folge der französischen Kriegspolitik und als Buße für den eigenen Zwiespalt gebracht hatte, und mit 3- und 4fachen Summen eigenen Geldes wurde in den 40 Friedensjahren ein Netz deutscher Festungen gebaut, das Deutschland Ehre macht. Preußen ging damit voran; seine Festungen sind Musterbauten geworden, gegen West und Ost im Norden ein starker Schirm Deutschlands. Oesterreich hat für sein und damit für Deutschlands Wehrinteresse sein Festungsnetz ergänzt und verstärkt. Die schwache Stelle der deutschen Gränze im Südwesten war dem Bund vorbehalten. Aber es ist da nicht eine und zwar kleinere Festung gebaut worden, wie das nach dem vorgesehenen Geldbetrag und dem Wortlaut der Pariser Verträge (nouvelle forteresse fédérale sur le haut Rhin) damals beabsichtigt war, sondern es sind dem deutschen Vertheidigungssystem im Südwesten zwei starke Glieder eingefügt worden, Ulm als Hauptwaffenplatz, Rastatt als Verbindungs- und Gränzfestung und als Waffenplatz für das 8. Armeekorps, beide zusammen mit einem Bauaufwand, dessen Voranschlag von 1842 schon das Dreifache der von Frankreich gezahlten Kontributionsgelder erreichte. Die Berathungen darüber hatten sich freilich seit 1815 durch eine fast reichstagsmäßig lange Zeit hingezogen, und es bedurfte erst noch der französischen Rheingelüste von 1840, um die Sache zum raschen Abschluß zu bringen. Aber die Ausführung ist mit Kraft betrieben worden, und wäre nicht eine tief erschütterte Zeit dazwischen gefallen, welche selbst die eine der neuen Festungen vorübergehend dem Aufruhr in die Hände gab, so ständen beide seit Jahren vollendet da, indeß so erst die jüngste Vergangenheit die letzten Arbeiten gesehen hat. Nur ein Glied, das schon in Aussicht genommen war, fehlt noch, das verschanzte Lager bei Rastatt, das freilich nicht entbehrt werden kann, wenn Rastatt, für unsere Vertheidigung im Südwesten seine volle Bedeutung haben soll. Aber es ist das eine Lücke, deren Ausfüllung leicht ist. Immerhin besitzt der deutsche Bund in seinem Netze von preußischen Festungen im Norden, österreichischen im Osten und Bundesfestungen im Südwesten eine Schutzrüstung, wie sie vom oder auch nur im deutschen Reich nie hätte geschaffen werden können, und mit gerechtem Stolze erinnern wir uns, daß sie auch geistig uns Deutschen allein angehört. *) — Wie man auch vom Bunde urtheilen, wie Vieles man selbst in dem Wehrwesen als einer kräftigeren Entwickelung bedürftig erkennen mag, die Vergleichung mit der Zeit, die nur um wenige Generationen hinter uns liegt, gibt der Gegenwart einen Werth, den man, ohne ungerecht zu seyn, nicht verkennen darf. Das Wehrinteresse ist nicht blos bundesgesetzlich (A. 2 der B. A. und A. 51 der W. Schl. A.) als ein gemeinsames anerkannt, wie das freilich nicht minder in den Konstitutionen des Reiches geschrieben stand, sondern auch als ein solches gehandhabt, wozu die Reichsverfassung völlig keinerlei Möglichkeit gab. Es wäre einem souveränen Reichsstand, wie klein er auch seyn mochte, höchst seltsam erschienen, wenn die Reichsgewalt sich um Straßenbauten im Rayon von Reichsfestungen gekümmert hätte, wie das jetzt mit Eisenbahnen geschieht, welche das Bereich von Bundesfestungen treffen, oder

*) 20 Millionen an Preußen zur Verstärkung seiner rheinischen Festungen, 15 an Bayern zum Bau von Germersheim, 5 für den Ausbau von Mainz.

*) Es ist noch nicht lange, daß der treffliche Aster, den man mit Recht als den Begründer des „deutschen Befestigungssystems" ansieht, durch den Tod von einem Wirken abgerufen wurde, dessen Denkmale unserer neueren Festungen sind. Was der Deutsche Rimpler gedacht, die Fremden Montalembert und Virgin gewollt haben, das hat Aster, wieder ein Deutscher, gethan und mit Meisterhand gethan. Aster ist für die Befestigung in Deutschland geworden, was Scharnhorst für die Heeresorganisation in Preußen. A. d. V.

wenn man gar den Bau von Gränzbrücken von einer Reichserlaubniß hätte abhängig machen wollen, wie das seit lange bundesgesetzlich (Beschluß vom 27. Febr. 1832) vorgeschrieben ist. Die Landeshoheit hat im Bunde dem Gemeinzweck Opfer gebracht, die im Reiche unmöglich waren. Darin aber gerade beruht die Stärke des Bundes; seine Festungen sind ein redendes Zeugniß davon, daß die Fürstenrepublik, wie manche Historiker den Bund schon genannt haben, weitaus eine kräftigere Form der nationalen Organisation ist, als die Scheinmonarchie, die sich ein Reich nannte, es war oder seyn konnte. Die Wehrfähigkeit eines politischen Körpers ist aber der Maßstab seiner Tüchtigkeit die Bedingungen seiner Geltung im Völkerleben, und der vergleichende Blick auf diese gibt uns ein Recht, der Gegenwart froh zu seyn.

Demnächst bevorstehende Erscheinungen am Himmel.

Bekanntlich haben wir für den nächsten 27. Februar eine bei uns sichtbare Monds- und für den darauffolgenden 15. März eine gleichfalls sichtbare partiale Sonnenfinsterniß zu erwarten.

Der Anfang der genannten Mondsfinsterniß findet nach Aschaffenburger wahrer Zeit statt Abends 9 Uhr 33 Minuten, die Mitte der Verfinsterung um 10 Uhr 37 Minuten, das Ende um 11 Uhr 41 Minuten. Die Größe der Verfinsterung erreicht 4 Zoll am südlichen Rande.

Der Anfang der Sonnenfinsterniß am 15. März nächsthin tritt alsbald nach Mittag ein, und zwar um 12 Uhr 20 Minuten, Mitte der Verfinsterung um 1 Uhr 37 Minuten, das Ende um 2 Uhr 54 Minuten, — alles in wahrer Aschaffenburger Zeit. Die Größe der Verfinsterung beträgt für Aschaffenburg 9,8 Zoll, — und wird also der Sonnenfinsterniß vom 28. Juli 1851 fast gleich kommen, die für Aschaffenburg 10,3 Zoll erreichte.

Der bei der Verfinsterung vom 15. März unbedeckt bleibende Theil der Sonne bildet demnach eine 2,1 Zoll breite Sichel, und zwar am südöstlichen Rande der Sonnenscheibe.

Zur Verwandlung der wahren Zeit in mittlere hat man obige Zeitangaben für den 27. Februar um 13 Minuten, und für den 15. März um 10 Minuten zu vermehren.

Ringförmig erscheint die Verfinsterung vom 15. März auf einem circa 16 Stunden breiten Streifen, der in der allgemeinen Richtung Südwest bis Nordost verlaufend, Europa nur im südlichen England und Skandinavien durchzieht.

(Dieses zur Verbesserung der Kalenderangaben.)

Mannigfaltigkeiten.

Für den Sultan werden in London jetzt 8 aus Prismen zusammengesetzte Spiegel angefertigt, deren Jeder 1000 Pfd. St. kostet. Sie sind 15' hoch und 8' breit, und kommen in zwei, nach europäischem Muster eingerichtete Salons, deren kreisförmige Wände das Anbringen von flachen Spiegeln unmöglich macht. Die Prismen sind aus dem feinsten Krystallglas geschliffen, passen genau aneinander, werden durch Kupferdrähte und einen kunstvoll gearbeiteten Rahmen festgehalten und sollen namentlich bei künstlicher Beleuchtung eine zauberhafte Wirkung hervorbringen. Jeder dieser Spiegel wiegt mitsammt seiner Metallfassung 40 Ztr.

Die Stadt Melbourne in der australischen Kolonie Viktoria zählt jetzt 10,273 Häuser: 1843 hatte sie nur erst 1095 mit Einrechnung der Vorstädte, die jetzt von der Stadtgemeinde getrennt sind. Unter den Prachtbauten zeichnen sich die beiden Gebäude der Bank von New-South-Wales und der Oriental-Bank aus, die fast vollendet sind; auch die neue katholische Kirche zu St. Patrick wird ein stattliches Bauwerk werden. Am 30. Jan. sollte die Gemälde-Ausstellung der Viktoria-Gesellschaft für schöne Künste in Melbourne eröffnet werden.

In der Südgallerie des Sydenhamer Glaspalastes wird jetzt eine Geflügel-Ausstellung gehalten, zu der in 1466 Käfigen 3656 Stück Geflügel beisammen sitzen, darunter 264 Cochinchina-, 112 Bramaputra-Hühner, 502 Dorkings u. s. w., ferner 27 Gänse, 204 Enten, 778 Tauben u. s. w. Unter den Enten sind Exemplare von 5 Kilogr. Gewicht, Gänse, welche 12 Kilogr. schwer sind; die Dorkings wiegen durchschnittlich 4 Kilogr., die Cochinchina-Hühner 5 Kilogramm.

Der Blutegel fängt seit der neulich in Schlesien beobachteten Erderschütterungen an, dem Frosch als Wetterprophet ernstlich Konkurrenz zu machen. Ein Apotheker bemerkte gleich nach den bebenden Schwingungen, daß seine Blutegel, die gewöhnlich um diese Zeit in halbem Winterschlaf lagen, höchst unruhig sich benahmen, und des anderen Tages in Massen todt waren.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 48 Donnerstag, 25. Februar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Der gestrige Tag hatte Dubois gestattet, tiefe Blicke in das Familienleben, ja sogar in das Herz des verlassenen Mädchens zu thun. Sie war noch so jung und doch schon so verständig, so thätig, so — er hätte sagen mögen so des Rechten bewußt, aber der Gedanke gefiel ihm nicht. Benno Dubois theilte die Meinung vieler Männer, indem er glaubte, daß Wesen weiblichen Geschlechts das Rechte und Gute ohne Nachdenken üben müßten, um das zu seyn, was er liebenswürdig nannte, daß sie selbstvergessend, seelenstark, sanft, kurz zu allen Tugenden bereit seyn müßten, ohne Bewußtseyn, ohne Uebung der Willenskraft, aus instinktmäßiger Trefflichkeit.

Der alte Diener störte die Träume des Jünglings, indem er mit den blank gewichsten Stiefeln in der Hand und die groben Militärhosen seines Herrn über dem Arme haltend, in dessen Schlafzimmer trat.

„Sie haben um zehn Uhr Dienst, Herr Benno, und jetzt ist es neun Uhr," sagte er mit seiner ernsten tiefen Stimme.

„Gut, Walter, ich stehe auf, bringe mir den Kaffee in die Vorderstube."

„Herr Benno, Sie finden dort auch einen Brief von der gnädigen Frau Großmama."

„Gut Walter, gut, ich werde ihn lesen und pünktlich beantworten."

„Es möchte der gnädigen Frau Großmama vielleicht nicht ganz lieb seyn, daß Herr Benno alle Tage mit dem Unteroffizier Heiking zusammen sind. Der Heiking ist, wenn auch gerade kein schlechtes Subjekt — ich wäre der Letzte, ihn so zu nennen — doch kein Umgang für den Enkel einer Fürstin."

„Walter, ich bin der Sohn eines Bürgerlichen, das weißt Du ja, Alter, warum soll ich nicht Umgang haben mit dem Sohne eines so ächten Edelmanns, als nur je einer in den Kreuzzügen Sporen an den Stiefeln trug, und das ist Heiking."

Der Alte zuckte die Achsel.

„Ganz recht, gnädiger Junker, ganz recht, Heiking ist der Sohn eines ächten Edelmannes, aber seine Mutter, Herr Benno, hat ihn in Unehre zur Welt gebracht. Des Kindes Geburt, lieber junger Herr, erhält Ehre oder Unehre von der Mutter, nicht vom Vater und der Sohn eines Kaisers, dessen Mutter, wie die Heiking's, in Unehre kam, ist und bleibt sein Leben lang ein Bastard. Das ist es auch wohl, was die gnädige Großmama am meisten an dem Heiking auszusetzen gehabt hat. Er ist gerade kein schlechter Kerl, aber er hat es sich zu Herzen genommen, daß seine Mutter — na, lassen wir die alten Geschichten in Frieden. Heiking ist schon seit einer Stunde im Vorderzimmer und wartet auf den jungen Herrn, er ist blaß wie ein Wachsbild und sagt, er müsse Sie unter allen Verhältnissen sprechen, bevor Sie ausgingen."

„Ich komme, ich komme in der Minute," rief Dubois, aus dem Bett springend.

Die furchtbaren Scenen des gestrigen Tages, bei denen Heiking so sehr betheiligt gewesen, waren ihm noch zu lebhaft in der Erinnerung, und kaum hatte er die Kleider übergeworfen, als der Unteroffizier eintrat und sich schweigend niedersetzte, die Entfernung des alten Walter abzuwarten. Kaum hatte auch dieser die Thür hinter sich zugezogen, als er wieder aufsprang.

„Ich muß Geld haben, Geld, Junker Dubois!" sagte er, mit großen Schritten im Zimmer auf- und abgehend. Gott verzeihe mir meine Sünden, ich will wenigstens versuchen, dem unglückseligen Weibe die ihrigen tragen zu helfen."

„Meine Großmutter hat mir befohlen, dafür zu sorgen, daß es Dir nicht an Gelde fehle," entgegnete der jüngere Mann ruhig; „aber, Heiking, wozu in aller Welt brauchst Du jetzt Geld? Für das abscheuliche Weib doch nicht, das gestern ein Gewebe von Nichtswürdigkeiten vor unsern Augen entwickelte, wovor mir noch jetzt die Haut schaudert. Danke Gott, daß Du mit heiler Haut dieser gefährlichen Verbindung entkommen."

Heiking blieb vor dem Sprecher, der dasaß und seinen Kaffee trank, einen Augenblick stehen und blickte ihm scharf in das jugendlich schöne Gesicht.

„Würdiger Enkel meines trefflichen Vaters,“ sagte er dann und ein wilder Hohn lagerte sich um den schönen trotzigen Mund des Husaren, „Du gibst mir einen höchst weisen und vortrefflichen Rath. Ich soll die ihrem Schicksale überlassen, die für mich gestohlen, betrogen, gemordet hat. Bravo! Das ist kavaliermäßig und ganz in der Ordnung.“

Er ging dann noch mehrere Male im Zimmer auf und ab, endlich sich in den hohen Lehnstuhl, in dem einst Gertrud gesessen, werfend, schlug er die Arme übereinander und blickte lange und düster in das Gesicht des Jünglings.

„Ich will Dir etwas sagen, Benno,“ hob er dann an und der Ton seiner Stimme hatte einen feierlichen Klang. „Ich, der Bastard, der Sohn einer verlassenen Mutter, die ihr gebrochenes Herz in die kalten Wellen des Stromes trug, ohne zu fluchen und ohne zu klagen, ich will Dir, dem stolzen, rechtmäßig gebornen Kinde eine Lehre geben, merke sie Dir, wenn Du werth seyn willst, ein Mann zu heißen.“

Dubois lächelte.

„Wahrhaftig, Leo, Du siehst aus wie ein Ritterbild aus Stein mit Deinem gewaltigen Körper und dem stolzen Profil, Du bist wirklich der schönste Mann, den meine Augen je gesehen haben.“

Der Husar nickte streng blickend mit dem stolzen Haupte.

„Ich weiß das, Benno. Man hat mir es gesagt, als um meinen Mund noch kein Flaum sproßte.“

Er schwieg eine Weile und versank in ernstes, finsteres Nachdenken, dann sprang er auf, lief wieder wild im Zimmer umher und schrie, sich von Neuem in den Stuhl werfend:

„Pfui über mich, dreimal pfui! Dieß Weib hat auf mein Wort gemordet, auf mein erbärmliches, falsch gemeintes Wort, daß ich sie heirathen würde, wenn sie Wittwe wäre. Sie hat all die Todesangst um meinetwegen getragen, wie sie um meinetwegen gestohlen und betrogen. Der Mann ist's, der stärkere, willenskräftigere, der in solchen Fällen die Schuld trägt an dem Verbrechen, welches das lenksame und ausdauerndere Weib ausübt. Ich, ich habe sie geschraubt, gestachelt, die unglückselige Kreatur, die Nanni, und auf mein Gewissen fällt ihre That.“

„Du bist ein seltsamer Kauz, Heiking,“ sagte Dubois, dem bleichen aufgeregten Manne verwundert in die funkelnden Augen blickend. „Ich halte nach dem gestrigen Verhör das Weib für ein ganz verworfenes Geschöpf, das den Keim zu allen Lastern und Verbrechen schon aus dem Findelhause mit sich ins Leben geschleppt hat. Unsere Landstreicher, Mörder und Diebe erwachsen so ja fast Alle; ein Verbrecher, der aus einem geordneten Familienkreise hervorgeht, ist ein moralisches Phänomen.“

Heiking nickte wieder mit strengem Ernst.

„Ja, ja, mein ehelich und ehrlich geborner Sohn, Du hast ganz recht, Weisheit geht über Deine jugendlichen Lippen, Findelkinder, Bastarde u. s. w. das ist die Brut des Teufels. Schade nur, daß der Teufel nicht geradezu der Vater dieser Brut ist, und daß auch das erbärmlichste Findelkind einen menschlichen Vater und eine menschliche Mutter hat, wenn Beide gleich unmenschlich an dem armen Wurme gehandelt. Was, und diese Nanni? Was hat ihr gefehlt, um eine so treffliche Dame zu werden als Deine durchlauchtigste Frau Großmama? Geld, mein Bursche, und eine vornehme oder doch wenigstens ehrliche Herkunft. Ich will Dir sagen, Benno, was hat das Weib zur Diebin und Mörderin gemacht? Armuth und Begehrlichkeit, Leidenschaft und Gelegenheit — und ganz tief in ihrem Herzen ist im Laster und Verbrechen doch noch ein Platz geblieben für etwas Gutes. Sie hat sich angeklagt aus Liebe zu mir.“

Es lag ein Ton tiefster Erregung in der Stimme des wilden Mannes, da er diese Worte aussprach. Sie klangen tief herauf aus dem Innersten seiner Seele und schienen für ihn selbst unsäglich schmerzhaft zu seyn. Er setzte sich abermals wie ermattet nieder, schwieg eine Weile und blickte vor sich hin. Dann sagte er ruhiger:

„Dieß Weib hat mich geliebt, mit einer verbrecherischen Liebe freilich, aber ich hätte es in meiner Macht gehabt, diese Seele, die ich dem Teufel übergab, zu verwandeln und ein wahres Weib aus der Verworfenen zu machen, wenn ich gewollt hätte. Wenn ich, statt ohne zu fragen woher es kam, ihr Geld zu nehmen, ihr gegeben hätte, was sie brauchte und was sie erfreuen konnte. Wenn ich, statt ihr zuzureden, sich mit diesem Bergenau trauen zu lassen, sie zu mir genommen hätte. Aber dazu hätte ich Geld haben müssen, Geld und wieder Geld.

(Fortsetzung folgt.)

Der 6. Februar in Athen.

Der sechste Februar, der Tag, an welchem vor fünfundzwanzig Jahren der jugendliche König, Prinz Otto von Bayern, an dem griechischen Gestade landete, für dessen Feier nicht nur die Regierung seit Wochen Vorbereitungen und Anstalten machte,

sondern jeder Einzelne sich gleichsam geistig vorbereitete, ist vorüber. Doch beschränkte sich das Fest nicht auf den einen Tag, sondern erstreckte sich auf die ganze Woche und noch weiter, denn auf übermorgen fällt der Landungstag der Königin, welcher selbstverständlich in den Kreis der Feste gezogen wird. Es wurde bereits gemeldet, daß das Fest theils wegen des vorausgegangenen Unwohlseyns des Königs, theils wegen des anhaltenden strengen Winters nicht in Nauplia gefeiert werden konnte, sondern Athen dafür bestimmt wurde. Wenn man bedenkt, daß die Gemeinde Athen's nur den kurzen Zeitraum von 3 Tagen vor sich hatte, um Alles zu schaffen, was zur würdigen Feier nothwendig war, so muß man die Thätigkeit der Architekten und Ingenieuroffiziere eben so gut anerkennen, wie die Arbeitslust und Geschicklichkeit der Arbeiter, die 72 Stunden lang Tag und Nacht, bei einer für unsere Empfindung sibirischen Kälte arbeiteten. Beim Untergang der Sonne des 5. Febr. wurde der Bevölkerung Athens die kommende Feier durch Kanonendonner, Geläute aller Glocken, Militärmusiken in allen Straßen der Stadt und kirchliche Abendgebete angekündigt, die beim Aufgang der Sonne wiederholt wurden. Um halb zehn Uhr Morgens nahmen die kgl. MM. die Glückwünsche des Hofstaates entgegen, an welchen Prinz Adalbert und seine Begleitung theilnahmen. Hierauf begaben sich die k. MM. mit dem Prinzen in acht Galawägen vom Palais durch die große Hermesstraße in die Aeolusstraße, wo die Hauptkirche der Stadt, der heil. Irene geweiht, liegt. Von den beiden Flügeln des Palais, über den Residenzplatz und die vor ihm liegende Gartenanlage bis zur Einmündung in die Hermesstraße waren in einer Entfernung von drei Metern in Doppelreihen Säulen im dorischen Style gesetzt, die abwechselungsweise je einen Blumentopf und eine farbige Trommel trugen, bestimmt für die Beleuchtung des Abends. Vom Beginn der Hermesstraße bis an die Stelle der Kreuzung mit der Aeolusstraße, wo ein die Häuser überragender prachtvoller Triumphbogen mit vier Portalen errichtet war, standen die Säulen in einfacher Reihe; je eine Säule trug einen blauen Schild, auf welchem grau in weiß, Marmorbüsten darstellend, hundert wohlgetroffene Bildnisse der im Freiheitskampfe hervorragendsten Männer, soweit sie zu den Verstorbenen gehören, aufgestellt waren. Sämmtliche Säulen vom Palais bis zum Triumphbogen, 400 an Zahl, waren durch Myrthenguirlanden mit einander verbunden. Der Triumphbogen, durch welchen sich die königl. Wagen bewegten, an der Kreuzungsstelle der Hermes- und Aeolusstraße, öffnete sich nach den vier Straßen hin mit mächtigen Thoren und war bedeckt mit altgriechischen Inschriften. Die Bevölkerung Athens und der Umgebung begleitete die kgl. Wagen unter Voraustragung von hundert seidenen Fahnen, welche die Gewerbe versinnlichten, und ein Freudenruf ging durch die ganze Stadt, bis der König in die Kirche angekommen war. Dort harrten die Minister, Senatoren, Deputirten, Offiziere, Beamten, die Abgeordneten aus den Eparchien, die fremden Abgesandten, das diplomatische Korps. Die Erzbischöfe von Euboea, von Patras, von Acarnanien, der Metropolit von Syra und die gesammte höhere Geistlichkeit Athens empfing die kgl. Majestäten an der Pforte der Kirche, und der Pfarrer reichte das in Gold und Edelsteinen gebundene Evangelium zum Kusse hin. Die Anreden der Geistlichkeit an den König waren im byzantischen Style, körnig und sehr bezeichnend. Nach Beendigung des Gottesdienstes empfingen die kgl. Majestäten die Glückwünsche der Abgeordneten des Aus- und Inlandes im Thronsaale. Die Zeremonie eröffnete Prinz Adalbert von Bayern mit seinem Gefolge; diesem folgten die Abgesandten Oesterreichs, Feldmarschall-Lieutenant Graf Paar mit seinem Adjutanten, Rittmeister Fürst Metternich und Oberlieutenant Baron v. Prokesch-Osten, der russische Abgesandte, General-Adjutant des Kaisers, Graf Puschkin. Dann folgte das diplomatische Korps Frankreichs, Englands, Rußland, Oesterreichs, der Türkei Preußens, Bayerns, Schwedens, Hollands, Belgiens, die Generalkonsuln sämmmtlicher Staaten und deren Konsuln. Diesen die Abgeordneten der Eparchien des Landes unter Anführung der Abgeordneten Nauplia's, dann die Abgeordneten der verschiedenen Truppenkörper und Militärbranchen, der Universität und des Handelsstandes von Konstantinopel, die Minister, die Abgeordneten der Kammer und der Senat und alle übrigen höheren Beamten und Offiziere. Nach Beendigung dieser Zeremonie empfing die Königin die Damen des diplomatischen Korps und aller oben angeführten Kategorien, so daß die ganze Zeremonie von 11 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags dauerte. Abends 7 Uhr begann die Beleuchtung der Stadt und der ganzen Umgegend soweit sie nicht durch höhere Gebirge beschränkt wird. Die öffentlichen Gebäude, fast alle Privathäuser, die Straßen und Plätze, die Hügel der Umgebung, die riesigen Berge der Entfernung, Alles war je nach seiner Natur beleuchtet. Die Nacht des 6. Februar war in Attika in Tag verwandelt. Hohe Bergzüge zeigten in Flammenschrift die Anfangsbuchstaben Otto's und Amalia's. Nach sieben Uhr fuhren die kgl. MM. und Prinz Adalbert durch die Hauptstraßen der Stadt in denen sich nicht bloß Athen, die Provinz Attika, sondern ein Viertheil der Bevölkerung von Griechenland bewegte, welche dieselben mit endlosem *Ζήτω* (Hoch) begrüßte. Der

Prinz wiederholte seine Fahrt allein mehrmals und schien von dem Enthusiasmus der Bevölkerung sehr erfreut zu seyn. Um neun Uhr war die höhere Gesellschaft in den Hofsälen versammelt, in welchen der glänzendste Ball stattfand, den diese Räume je sahen und der bis drei Uhr Morgens dauerte. Zahlreiche Ordensverleihungen in allen Zweigen der Beamten-Hierarchie und Armee, so wie an die fremden Abgesandten, und Beförderungen in allen Dienstesverhältnissen haben an diesem Tage stattgefunden. Auch dreißig bayerische Orden vom heil. Michael wurden im Namen des Königs Maximilian durch den Prinzen verliehen. Den folgenden Tag, Sonntag, wurde im Theseustempel von Seiten der Dimarchie (der Bürgermeisterei) öffentliche Tafel gehalten, an welcher sich die Landleute der Umgebung Athens niederließen. Vierhundert gebratene Schafe wurden ihnen mit einer Quantität Wein preisgegeben; ebenso wurde allen Gefangenen Braten, Weißbrod und Wein verabreicht. Die k. Majestäten mit Prinz Adalbert besuchten die Tafelnden und wurden von einer unermeßlichen Volksmenge mit gränzenlosem Jubel empfangen. Es trat ein unter der Last von 105 Jahren gebeugter Greis aus der Mitte der Speisenden vor den König und sprach zu ihm, das gefüllte Glas in die Höhe hebend: „König! Ich habe 105 Jahre gelebt; dieser Tag ist einer der schönsten meines Lebens; ich sehe Dich nach fünfundzwanzig Jahren eben so jung und kräftig, lachend vor Freude mitten im Volke, das dich als seinen Vater begrüßt. Gott möge dich noch zweimal fünfundzwanzig Jahre gesund und kräftig erhalten zum Wohle des Vaterlandes! Ich trinke aus ganzem Herzen auf Deine Gesundheit.“ Freudenthränen glänzten in den Augen des Königs und der Königin, und tausendfaches Hoch erschallte. Abends war Freitheater und königl. Tafel mit 140 Gedecken und Beleuchtung der Stadt, die an drei Abenden wiederholt wurde. Den folgenden Tag war wieder Hoftafel mit 160 Gedecken. Außerdem fand noch eine große Menge von Festlichkeiten statt.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Hannover wird unterm 19. Febr. geschrieben: Im königl. Schlosse sind seit gestern Morgen die von England hieher gebrachten Krondiamanten dem Publikum zur Schau ausgestellt. Dieselben befinden sich unter einem Glaskasten, der auf einem mit scharlach-goldverzierter Decke überhangenen Tische ruht. In der Mitte der dunklen Sammtunterlage, die sich pyramidalisch erhebt, befindet sich der, im Durchmesser wie ein Zweithalerstück große, Schmuck, welchen die Königin bei großen Feierlichkeiten auf dem Haar zu tragen pflegte. Derselbe ist ganz aus Brillanten zusammengesetzt. Unter dieser Krone hängen an Nadeln zwei Ohrberloques in der Fassung des vorigen Jahrhunderts, jedes aus einem Brillanten in der Größe einer kleinen Wallnuß bestehend, auf der Vorderseite liegt der Stein frei, die Rückseite aber ist ganz mit kleinen Brillanten gedeckt. Auf einem mit Klebwachs überzogenen Bleche liegt die alte Fassung der Tiara, ein Kopfschmuck, bestehend aus neun Gliedern. Die ursprünglichen Diamanten, etwa vier- bis fünfhundert Stück, darunter der berühmte Cumberlandstein, sind im Lauf der Jahrhunderte aus dieser Tiara ausgebrochen. Von englischer Seite sind dieselben genau nach den Dimensionen der Fassung ersetzt worden; diese befinden sich unter der alten Fassung in den Wachsgrund eingeklebt. Im Mittelglied der Tiara funkelt der Cumberlandstein selbst, dessen Werth circa 120,000 Rthlr. beträgt. Der Tiara gegenüber auf der Westseite ruht ein Collier von 35 Solitairs nebst einem Kreuz von 7 Steinen und zwei Ohrgehängen von je 4 Solitairs. Die 50 Steine haben die Größe einer Bohne. Zwei große Brillantschleifen 4 Zoll im Quadrat und mit erbsengroßen Brillanten förmlich übersäet ruhen über dem Collier. Ein zweites Perlen-Collier mit einem großen Solitair als Schloß glänzt an der andern Seite. Um die Krone vertheilt liegt ein Kopfputz, dessen Steine in Blumenform gefaßt sind; gelbliche Brillanten bilden die Blumen, Smaragden die Blätter. Südwärts befindet sich die zur Tiara gehörende Broche und 6 schleifenartig gefaßte Brochen und Spangen. Eine Anzahl kleiner Brillanten ohne Fassung liegt in kleinen Papierpacketen umher. Der Gesammtwerth wird auf 800,000 Thlr. geschätzt.

Räthsel.

Wir sind's in unseren Erdentagen,
Im Tode sind wir's nimmermehr;
Die sind's gewiß, die wir zu Grabe tragen,
Doch eben diese sind's nicht mehr.

Wir sind es eben, so lang wir leben,
An Kleidung, Wuchs und Angesicht,
Und weil wir leben, sind wir's eben
Zur Zeit noch nicht.

Auflösung der Charade in Nro. 45:

Rauchschwalbe.

Redakteur Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 49 | Freitag, 26. Februar | 1858

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Du sollst Geld haben, Heiking,“ sagte Dubois, als der Erregte endlich wieder schwieg, „sorge für das Weib, von dem Du viel mehr Gutes glaubst, als wohl in Wahrheit an ihr seyn mag, nach Deinem Willen und Belieben. Ich für meinen Theil sehe in dem Umstande, daß sie Dich nicht einer fälschlichen Anklage unterliegen ließ, eben nichts Großes. Die Wahrheit wäre ja wohl auch ohne ihr Geständniß an den Tag gekommen.“

„Sie hat mich geliebt,“ sagte der Husar und seine anfängliche Wildheit wich sichtlich einem tiefen Gefühl, das zu verbergen er sich keine Mühe mehr gab. „Wer außer ihr hat mich noch geliebt in der Welt? Etwa meine Mutter, die hinging und sich ertränkte und mich zurückließ, ein dreijähriges hülfloses Kind? Oder mein alter Großvater, von dem ich kein anderes Wort behalten habe, als das Einzige: Unglückseliger Schandfleck! mit dem er mich eines Tages regalirte, als ich ihm nachlief in einen Kreis von alten Herren, die bei ihm eine Berathung hielten zu irgend einem landwirthschaftlichen Zweck? Oder mein Herr Vater etwa, der meine Existenz tagtäglich Deiner Großmama unterthänig abbat? Pah! Das Leben, das ich geführt, war so arm an Liebe wie an Geld, und sie, die mir Liebe gegeben, soll von mir wenigstens die Vergeltung erhalten, die ich ermöglichen kann. Ich will für sie sorgen, gleichviel ob im Gefängniß oder im Palast und sollte ich das Geld dazu wieder einmal von Deiner Großmama erpressen wie einst als achtzehnjähriger Bengel, wo ich ihr drohte, Feuer anzulegen, wenn sie mir nicht geben wolle, was ich verlangte.“

„Den Teufel auch, Heiking, das thatest Du? Nun, da nimmt mich die Furcht nicht Wunder, welche die alte Dame vor Dir hat, und je länger ich Dich kenne, desto deutlicher erkenne ich, welch eine schwere Last Du für sie gewesen.“

„Sie hätte den Bastard ins Findelhaus geben sollen, wohin er gehörte,“ rief der Unteroffizier in seinem gewohnten rohen Tone. „Was hatte sie mich neben sich zu dulden? Parade zu machen mit ihres Mannes Sünde und ihrer eigenen Tugend? Wenn sie mich nicht ehrlich lieben konnte wie einen Sohn ihres Gatten und erziehen wie es einem solchen zukam, so hatte sie das Gesetz für sich und konnte mich ganz und gar wegweisen, aber sie haßte mich und wollte sich den Anschein gewaltiger Frauentugend geben, das war die Sache. Jetzt bin ich der ich bin, ein wilder Gesell, der gefürchtete Bastard, der liederliche Heiking! Gib mir ein Glas Branntwein, Dubois, kein Schlaf ist noch in meine Augen, keine Speise über meine Lippen gekommen seit gestern Nacht.“

Die riesige Gestalt schien zusammenzubrechen bei diesen Worten, das Gesicht ward für einen Augenblick todtenblaß, aber die Erschöpfung dauerte eben auch nur einen Augenblick. Heiking legte die blasse Hand auf den Marmortisch, richtete sich hoch empor und schüttelte die Schwäche durch die Macht des Willens aus den widerstrebenden Gliedern. Dann trank er ein Glas Wein und aß von den Speisen, die der alte Walter auf Benno's Befehl eilig herbeischaffte. Allmählig kehrte so die Farbe seiner Wangen und der Glanz seiner Augen wieder.

„Ein hungriger Mensch und ein satter sind wesentlich verschiedene Gottesgeschöpfe,“ sagte er in seiner cynischen Weise lachend, „und nun sorge nur für Geld, laß Deine gnädige Großmama noch einmal ihre Börse weit öffnen für den Unglücksvogel der Familie; wie viel kannst Du mir jetzt gleich geben?“

„Nur ein paar Friedrichsd'or im Augenblick; ich habe vorgestern ein Pferd gekauft, in vierundzwanzig Stunden indeß kannst Du hundert Thaler haben.“

„Es ist gut, ich brauche nicht so viel, ich will nur Sorge tragen, daß das arme Weib nicht zu Fuß und nicht halb nackt nach dem Zuchthause abgeführt werde, dazu genügen zwanzig bis dreißig Thaler. Späterhin muß ihr alle Monate eine kleine Summe dort gezahlt werden. Willst Du Dich entschließen, dafür zu sorgen, daß sie im Zucht-

hause etwas regelmäßig erhält, so mag das Geld nicht erst in meine Hände kommen, es ist nicht sicher bei mir; ein Thalerstück ist ein rundes Ding, es rollt mir durch die Hände und ist weg, gleichviel, ob es eben mir gehört oder nicht, ob es mit Ehren erworben, erbettelt oder meinethalben gestohlen ist."

Er war aufgestanden, eine schöne, stattliche, ritterliche Gestalt.

Benno Dubois sah verwundert an ihm empor. In diesem prächtigen Körper schlug ein Herz, das edler Regungen wohl fähig war, und dieses Prachtwerk der Natur war moralisch zu Grunde gegangen, weil ihm eine einzige Fähigkeit fehlte, die Fähigkeit zu rechnen und den Werth des Eigenthums zu erkennen.

„Gehe auf Deinen Appellplatz, Junge," sagte Heiking, sich in der Thür noch einmal nach Dubois umwendend, „der Dienst geht über Alles und ein Soldat muß seyn wie der alte Erdball, auf den er tritt, der seine Evolution macht, ob Donner, Sturm und Regen tobt, ob Erdbeben seine Eingeweide zerreißen oder die Sonne vom hellen Himmel herunter lacht.

(Fortsetzung folgt.)

Ein schauderhafter Doppelmord.

Die „Gazette des Tribunaux" enthält folgenden Bericht aus New-York vom 16. Jan. über ein in Hamilton verübtes scheußliches Verbrechen, das seinen Grund in pietistischem Wahnsinn zu haben scheint. „In diesen Tagen ist hier eine Gräuelthat verübt worden, die in den Annalen der Kriminalgeschichte fast ohne Beispiel ist. Ein Sohn hat seinen Vater und seine Mutter ermordet, ihnen das Herz herausgerissen und einen Theil davon verschlungen. Jaret und Clarisse Comstak sind die Namen der beiden Opfer und gehörten zu den ältesten und geachtetsten Bürgern der Stadt Hamilton im Staate von New-York. Sie hatten 2 Töchter und 2 Söhne; der ältere von ihnen ist William, ihr Mörder. Sie waren Beide in einem Alter von beinahe 70 Jahren und lebten mit ihrem älteren Sohne in einer bescheidenen Hütte. Hier war es, wo das Verbrechen begangen wurde. Zuerst wurde es von einem Nachbar bemerkt, welcher durch ein offenes Fenster die Leichen der beiden Eheleute auf dem Boden liegen sah; der Mörder saß ruhig zwischen ihnen. Beide Leichen zeigten auf der linken Seite eine weit offene Wunde: Ihr Herz war herausgerissen. Man sah ferner eine zerbrochene Kasserole, ein blutiges Messer und ein Beil. Später entdeckte man im Heerde des Ofens die beiden Herzen halb gebraten und halb verzehrt. Die übrigen Wunden der Opfer waren entsetzlich: ihre Schädel theils zerschmettert, theils durch Beilhiebe verstümmelt. Der Mörder ist 37 Jahre alt, von mittlerem Wuchse und einem Aussehen, das mehr Stumpfsinn als Wildheit anzeigt. Man hielt ihn allgemein für sanft und gutmüthig. Vor dem Untersuchungsrichter erklärt er: „Seit einigen Tagen hörte ich beständig Stimmen, die mir ohne Aufhören zuriefen: „Wir müssen Herzen haben; wir haben durchaus Herzen nöthig! verschafft uns solche!" Ich wußte nicht sogleich, wo ich Herzen finden sollte und doch wurden sie von den Stimmen verlangt. Zuerst kam ich auf den Gedanken, meinen Bruder und seine Frau zu tödten; damit wären immer zwei Herzen gewonnen gewesen; ich traf sie aber nicht zu Hause. Das brachte mich in große Verlegenheit, denn die Stimmen quälten mich immer mehr. Endlich kehrte ich gegen Abend nach Hause zurück. Meine Mutter war mit Nähen beschäftigt; ich trat hinter sie, nahm eine Kasserole vom nahen Heerde und zerschlug sie ihr auf dem Kopfe; sie fiel todt auf den Boden. Mein Vater stürzte jetzt auf mich los, ich ergriff unser Beil und tödtete ihn mit demselben. Er athmete noch, als ich ihm das Herz herausriß, dessen ich nöthig hatte. Ich wollte in die Wohnung meines Bruders zurückkehren, um die Sache zu vollenden, aber der Schlaf übermannte mich und ich legte mich nieder. Ich hatte vorher ein Rasirmesser gesucht, um mir den Hals abzuschneiden und damit die Tragödie zu schließen, aber ich konnte keines finden." Die Untersuchungs-Juri erklärte William Comstak schuldig, die beiden Morde begangen zu haben, und hat den Prozeß vor die Groß-Jury verwiesen. (Der Mensch ist doch offenbar wahnsinnig.)

Das japanische ABC.

Es ist schon einigermaßen bekannt, daß die Japanesen eine Sylbenschrift von 47 verschiedenen Zeichen besitzen, die größtentheils je einen Konsonanten mit Einschluß eines Vokales, der ihm folgen kann, darstellen, z. B. ka, ke, ki, ko, ku. Zwar hat man auch besondere Zeichen für einzelne Vokale, die jedoch nur Anwendung finden, wo der Vokal eine Sylbe für sich ausmacht. Was aber die Anordnung des Syllabars betrifft, so steht Alles bunt durcheinander, ohne Rücksicht auf Lautverwandtschaft, und nur zufällige Ausnahme ist es, daß fe unmittelbar hinter fo, mi hinter me, und su hinter se, folgt. Der Grund dieser Konfusion liegt darin, daß man die Reihenfolge so gelassen

hat, wie sie vor mehr als 1000 Jahren festgestellt worden ist, um aus derselben, ein Quartrain in Versen zu künsteln! Die Abfassung der ersten Zeile wird einem Buddha-Mönch, der im Jahr 834 unserer Zeitrechnung starb, zugeschrieben; die drei übrigen soll ein anderer Bonze fabrizirt haben, der seinen geistlichen Konfrater nur um ein Jahr überlebte. Das Quatrain lautet also:

Iro fa nifofeto, zirinuruwo	Lust und Genuß sind wesenloser Schein,
Wako jo tareso zune naramu.	Was kann auf dieser Welt von Dauer seyn?
U wi no okujama kefu kojeto	Versank im Todesthal der heut'ge Tag,
Asaki jumemisi eśmo sesu.	So war er Traum, kein Räuschchen bleibet nach.

Die Zählung ergibt 47 Sylben, von denen jede nur Einmal sich produzirt. *) Jetzt geben wir das Gedicht nach der prosaischen (holländischen) Uebersetzung J. Hoffmann's in Leyden: „Farbe und Duft (Lust und Genuß) schwinden dahin! Was kann in unserer Welt von Dauer seyn? Ist (der heutige Tag) in des Daseyns tiefes Gebirg versunken: so war er ein gaukelnder Traum, der keinen Rausch zurückläßt.“ Wie unser ABC. von den ersten drei Buchstaben, so hat das japanesische Syllabar von den ersten drei Sylbenzeichen seinen Namen: es heißt das Irofa (I-ro-fa) oder Iroha.

Mannigfaltigkeiten.

Seit der Erschaffung der Welt war kein halbes Jahrhundert so fruchtbar an wichtigen Erfindungen, als die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Vor 1800 gab es keine Dampfschiffe und auch zur Mechanik war der Dampf noch nicht angewendet worden. Fulton ließ 1807 das erste Dampfboot vom Stapel und jetzt sind deren 3000 auf den Gewässern Amerika's allein. Die Flüsse fast aller Länder der Welt werden von Dampfschiffen befahren. 1800 gab es keine Eisenbahnen, in den Vereinigten Staaten allein liegen jetzt die Schienen auf 8797 Meilen, was 286,000,000 Dollars kostete. England und Amerika haben 22,000 engl. Meilen Eisenbahnen. In wenigen Stunden läuft die Lokomotive jetzt Entfernungen, zu welchen früher Tage erforderlich waren, 1800 brauchte man zwei Wochen, um eine Nachricht von Philadelphia nach New-Orleans zu bringen; heute genügt eine Sekunde! Dank dem 1843 errichteten elektrischen Telegraphen. Der Voltaismus wurde im März 1800, der Elektro-Magnetismus 1821 entdeckt. 1800 war das Gaslicht unbekannt; heutzutage sind alle einigermaßen nennenswerthen Städte mit Gas beleuchtet. 1839 verkündete Daguerre der Welt seine wunderbare Erfindung. Einige Jahre später folgten die Schießbaumwolle und das Chloroform, dann die Photographie. Endlich machte die Feldproduktion ungeheure Fortschritte durch die landwirthschaftliche Chemie und die Ackerbaumaschinen.

Professor Dr. Grailach legte vor Kurzem der Wiener Akademie der Wissenschaften ein neues Mineral vor, das von dem Bergbeamten Herrn Ulrich aus Ocker bei Goslar eingeschickt worden. Es ist eine Neubildung auf den Halden nächst dem Stammelberg und gehört dem monoklinondrischen Krystallsysteme an, wie die vereinigte krystalographische und optische Untersuchung dargethan. Der Substanz nach steht es dem als Coquimlit und Volkrit beschriebenen Sulphater des Eisens zunächst: mit ersterem stimmt es bis auf Krystallform und chemische Zusammensetzung fast in allen Merkmalen überein. Auf den Wunsch des Einsenders wurde das Mineral Römerit genannt, zu Ehren des bekannten Geologen Norddeutschlands.

Die eigentliche Erfinderin der Stahlunterröcke, welche jetzt die Reise um die Welt machen und nach dem Urtheile der Pariser Aerzte zur Ausbreitung der Grippe in diesem Winter so mächtig beigetragen haben, ist, wie dem „Nord“ aus Paris geschrieben wird, eine bis zu jener genialen Idee ganz obskure Putzmacherin in Besançon, welche sich indeß jetzt bereits ein Vermögen von 300,000 Frks. erworben haben soll.

Der im verflossenen Jahre verstorbene reiche Londoner Kaufmann Morrison, der als armer Junge angefangen hatte, hinterließ, wie sein Testament jetzt nachweist, ein Vermögen von mehr denn 4 Millionen Pfd. Sterling, zum großen Theil aus Besitzungen in England und Amerika bestehend. Die Einrichtung eines seiner Landsitze wurde auf 90,000 Pfd. Sterling geschätzt.

[Peter der Große in Riga vor Gericht.] Aus den „Rigaischen Stadtblättern“ entnehmen wir eine Anekdote aus dem Leben Peter des Großen. — Nach der Eroberung Riga's be-

*) Nach heutiger Aussprache, so gut (resp. schlecht) sie dargestellt werden kann, nehmen sich die vier Zeilen etwas verschieden aus:

Iro ha nifoheto zirinuruwo
Wagajo dareso zune naram'.
U wi no okujama kewu kojete
Asaki jumemisi eśmo sesu.

lehnte der Kaiser den Grafen Schremetew und den Fürsten Mentschikoff mit einer nicht unbedeutenden Anzahl „Hacken“ Landes, von denen einer einem Rigaischen Bürger gehörte. Dieser, keines Vergehens sich bewußt, weßwegen ihm sein Besitzthum genommen und dem Fürsten Mentschikoff zugetheilt worden, wagte vor dem neuen Herrscher seine Schuldlosigkeit zu betheuern und das Unrecht, das ihm geschehen, auseinanderzusetzen. Der Monarch hörte ihn ruhig an, und wies ihn an die Behörde, wo er selbst erscheinen würde, wenn die Angelegenheit ihn beträfe. Der Bürger reichte nun dem Rathe der Stadt eine Klage gegen den Fürsten Mentschikoff ein, als den unrechtmäßigen Besitzergreifer seines Erbes, wurde aber von den Richtern abgewiesen. Denn da das Landstück auf allerhöchsten Befehl dem Fürsten verliehen worden, so richte sich die Klage gegen den Kaiser, und diesen könnten sie nicht richten. Da indessen der Bürger erklärte, daß der Kaiser selbst ihm befohlen habe, die Klage anzustellen, so wurde sie nach manchen Berathungen endlich entgegengenommen, und ein Mitglied des Rathes zum Fürsten entsandt mit der Anzeige von der Klage und daß seine Durchlaucht sich auf das Rathhaus zu begeben habe, um den Entscheid zu erwarten. Der Fürst entgegnete indeß, daß er nicht eigenmächtig sich in den Besitz des Landstückes gesetzt, sondern dasselbe von dem Kaiser erhalten habe. Der Abgesandte unterbreitet diese Antwort dem Monarchen, der sie als begründet erachtete und nach den Gesetzen zu verfahren befahl. Als nun die Aeußerung ausgesprochen wurde, daß in diesem Falle Seine Majestät selbst auf dem Rathhause zu erscheinen hätte, sagte der Kaiser sein Erscheinen zu. — Die Angelegenheit wurde nun nochmals durchgesehen, und die Forderung des früheren Besitzers anerkannt. Der Kaiser hiervon in Kenntniß gesetzt, begab sich alsbald auf das Rathhaus, befahl die Sitzung zu eröffnen, hörte den Vortrag der Sache und das Urtheil, das gegen ihn ausfiel. Er bezeigte sich mit demselben zufrieden, dankte den Mitgliedern der Behörde für die Unparteilichkeit der Entscheidung, küßte jeden auf die Stirn und befahl die Rückgabe des Landstückes an den Kläger.

Bei den Einzugsfeierlichkeiten in Berlin hat es nicht an mancherlei kleinen komischen Zügen gefehlt, welche die urgemüthliche Stimmung des Tages vortrefflich kennzeichnen. Als die Züge der Gewerke durch das k. Schloß marschirten, erscholl plötzlich aus der Mitte der Reihen ein lautes und gebieterisches „Halt!“, welches sofort auf der ganzen Front wiederholt wurde und den ganzen Zug zum Stillstand brachte. Da neigte sich die bärtige und kräftige Figur eines Festgenossen gelassen zur Erde hob einen kleinen, zur Erde gefallenen Gegenstand auf und sprach befriedigt: „So — jetzt kann's weiter gehen, ich habe mir nur den Pfropfen von meiner Schnapsflasche wieder aufheben wollen.“

[Sammler-Liebhaberei.] Es besteht in Paris eine Sammlung von allen Knöpfen der französischen Armee, von 1789 bis auf den heutigen Tag. Kein Regiment, kein Bataillon wurde errichtet, von welchen dieser Kuriositätenliebhaber nicht einen oder mehrere Knöpfe besitzt. Lange Zeit war er der unglücklichste aller Menschen, weil ihm der Gamaschenknopf der 33. Halbbrigade der Linieninfanterie fehlte. Endlich gelang es ihm, einen solchen aufzutreiben und seine Sammlung zu vervollständigen.

Die „Novellen-Ztg.“ von R. Gieseke bringt folgende interessante Mittheilung: „Man erzählt, daß der König von Sachsen, als man bei ihm um die Erlaubniß angehalten, den Herrn Lemaitre (Mitgl. des Dresdner Hoftheaters), aus Rücksicht für einen in Dresden lebenden Verwandten gleichen Namens, künftig Maximilian nennen zu dürfen, erwidert habe: „Gut denn, wenn seine Verwandten ihn nicht wollen, so mag er sich nach den meinigen nennen: ich habe unter meinen Vorfahren viele Maximilian's gehabt.“

„Können Sie mir den Unterschied zwischen Gravitations-Attraktion und Cohäsions-Attraktion auseinandersetzen, Herr Kandidat?“ — „Gewiß, Herr Professor“, erwiderte der Examinant. „Gravitations-Anziehungskraft zieht einen Betrunkenen an den Boden, Cohäsions-Anziehungskraft hindert ihn am Wiederaufstehen.“

[Ein Klavierlehrer als Zuwage.] Ein Pariser Pianofabrikant besorgt Jeden, der ihm ein Instrument abkauft, für die Dauer eines halben Jahres einen Lehrer gratis. Nächstens wird ein Schneider Jeden, der ihm einen Rock abkauft, für 6 Wochen cigarrenfrei halten.

Ein Humorist sagte von einem schlecht arrangirten und schlecht gekochtem Gastmahl, es sey Alles sauer gewesen, nur nicht der Essig.

Redakteur: Gustav Messert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 50 Samstag, 27. Februar 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Sechzehntes Kapitel.

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag' ich Dich fort —
Fort, nach den Ufern des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.
Da blüht ein rothblühender Garten
Im Abendsonnenschein,
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Es war Abend. In einem prächtigen Saal, dessen Wände aus einem hellblau schimmernden, glänzend polirten Stuckmarmor bestanden, saß an einem prächtigen Flügel die schöne Hermione und sang. Die Wunderworte Heine's und die Wundertöne Mendelsohn's flossen über die wundervollen Lippen, wie die Perlen eines Springbrunnens aus goldener Schale. Sie trug ein Kleid von schwarzem Sammet, das die Büste eng umspannte und in reichen Falten von der Taille zum Fußboden niederfloß. Die Aermel weit und offen, waren bis zur Schulter aufgenommen, so, daß der blendende Arm sichtbar und seine Weiße noch durch die dunkle Verhüllung hervorgehoben wurde. Um den Nacken trug sie einen Schmuck von Perlen, so kostbar, daß die jährlichen Zinsen des Kapitals ausgereicht hätten, einen Jüngling von bescheidenen Ansprüchen auf der hohen Schule zu ernähren. Ihr blondes, reiches Haar hatte noch immer seinen frühern Glanz, ihr Auge strahlte noch immer in der Bläue und Klarheit des Saphirs.

Hermione war jetzt in ihrer reichen und vornehmen Umgebung noch ganz dasselbe schöne, stille und kühle Weib, das sie einst in dem armen, kleinen Häuschen als Bergenau's Gattin gewesen.

Außer ihr befanden sich noch zwei Damen im Zimmer. Eine von diesen, die Räthin Wender, war so eben angekommen. Sie kam direkt von Paris, wo sie den letzten Winter zugebracht hatte. Die Andere gehörte zur Familie Hermione's, es war die verwittwete Fürstin Moroschin, die Mutter von Hermione's zweitem Gatten.

Madame Feodorowna Moroschin war eine vornehme Dame, ganz nach russischem Zuschnitt. Sie war klein, hatte blondes Haar, das an den Schläfen ein wenig ins Graue spielte, und dort in zierlichen Locken unter einer sehr eleganten Pariser Haube hervorkam. Ihre Züge, sehr fein geschnitten und äußerst beweglich, waren einst gewiß sehr schön gewesen, jetzt wurden sie dadurch entstellt, daß Feodorowna früh ihre Zähne verloren hatte, wodurch der Mund eingefallen und das Kinn vorgeschoben war. Sie war reich in silbergrauer Moire gekleidet und trug auf der Brust an einem blauen Bande ein großes Kreuz von Diamanten als einzigen Schmuck. Ihre Hände, sehr weiß, sehr fein und gepflegt, lagen ganz mit dem Ausdruck des gewohnten Müßiggangs in ihrem Schooße, und ihre kleinen Füße ruhten auf einem Kissen von reicher Stickerei.

Sie sprach sehr lebhaft mit der Räthin, die Unterhaltung wurde französisch geführt.

„Madame sind gütig gegen uns," sagte die Fürstin, „Sie vergessen in Ihrem bewegten Leben uns arme Einsiedlerinnen nicht."

„Ich habe es Ihrem Sohne versprochen, Durchlaucht, und ich halte mein Wort jeder Zeit. Bin ich doch überdieß ein solcher Zugvogel, daß die Reise hierher, oder an welchen Ort der Welt es sonst wäre, für mich keine Beschwerde ist, zudem empfand ich eine wahre Sehnsucht, den Fürsten und seine Gattin wieder zu sehen und wäre wahrlich in diesem Jahre auch ohne Versprechen hierher gekommen."

Die Prinzeß verbeugte sich verbindlich. „Zu gütig, zu gütig, Madame! Mein Sohn mochte auf seinen Gütern in der Krim nicht bleiben, seiner Gemahlin wegen, die der Landessprache nicht mächtig ist, auch nur wenig französisch spricht, und so also von jeder Unterhaltung ausgeschlossen und nur auf ihren Gemahl angewiesen war. Hier trifft man doch schon bisweilen deutsche Domestiken, die zwar

ungern neben unsern leibeigenen Dienern leben, und sich ihre Dienste sehr hoch bezahlen lassen. Es ist indeß dem Fürsten, wie Sie wissen werden, für seine Gemahlin nichts zu kostbar."

„Er liebt sie außerordentlich," sagte die Räthin mit ihrem gewöhnlichen, spitzen Lächeln.

„Wie Othello, Madame. Alexis ist eifersüchtig, und darum geht er auch nicht nach Petersburg, wo die Prinzeß durch ihre Schönheit und durch ihr Talent ungemeines Aufsehen erregen würde. Sie war Schauspielerin? nicht so, Madame?"

„Nein, Durchlaucht, sie war die Gattin eines früher berühmten Musikers, sie selbst ist nie öffentlich aufgetreten, obwohl sie jedenfalls durch ihre Stimme und ihre Schönheit auf der Bühne ihr Glück gemacht hätte. Sie ist, so viel ich weiß, die Tochter eines berühmten Malers. Ich lernte sie in E. kennen, wo ich Besitzungen habe. Sie gab damals einige Gesangstunden in sehr reichen Häusern und erhielt dadurch größtentheils ihre Familie. Ihre Schönheit, ihr Talent, ihre abgeschlossenes Wesen zogen mich sehr an. In meinem Hause, Durchlaucht, lernte Ihr Sohn sie kennen."

Die Damen hatten leise geplaudert, wie man es gewöhnlich thut, wenn musizirt wird. Musik scheint in Gesellschaft meistens nur beliebt zu werden, zur Auffrischung der Konversation. Hermione's Gesang wäre schon werth gewesen, daß man ihm einige Aufmerksamkeit geschenkt, doch ist dieß ein- für allemal nicht gewöhnlich, und es scheint eine baare Unmöglichkeit zu seyn, daß man schweigt, wenn musikalische Töne die Luft durchzittern. Damen und Kanarienvögel lieben es sehr, ihre Stimme durch andere Töne verdecken zu lassen.

Als Hermione schloß und vom Flügel aufstand, schwiegen auch die Plaudernden. Die Räthin Wender blickte an ihr empor, erstaunt fand sie das schöne Angesicht fast ganz unverändert. Die Zeit glitt leise über diese Züge hinweg und drückte auch nicht ihre kleinste Spur auf die Rosen dieser Wangen. Die Prinzeß Moroschin in ihrer einfach prächtigen Toilette war dieselbe klassische Schönheit, wie Hermione Bergenau in ihrem weißen Kleidchen.

Das schöne Götterbild ordnete mit sorglicher Hand den Sammet der Robe, bevor sie sich in einen der Armstühle langsam niederließ, und schnippte mit dem länglichen, rosigen Finger ein Stäubchen von ihrem Aermel.

„Sind Sie in E. gewesen, Frau Räthin?" fragte sie langsam.

„Nein, Durchlaucht, ich konnte meine Reise so nicht arrangiren. Ich komme von Paris, mußte aber Prag nothwendig berühren und nahm so meinen weitern Weg hierher über Brody und Bialystock."

„Das ist sehr traurig für mich, ach, sehr traurig, ich höre so wieder nichts von meinen Kindern."

„Haben Sie lange keine Nachricht von ihnen, Durchlaucht?"

Hermione hob das Spitzentuch an die Augen, die sich mit großen Thränen füllten. „Sie schreiben ja nie, niemals an mich," sagte sie und ihre Stimme zitterte bemerkbar.

„Meine Tochter," sagte die ältere Dame sehr langsam in französischer Sprache zu ihr, „es ist gut, daß mein Sohn nicht anwesend, Sie wissen, wie sehr unangenehm ihm diese Erinnerungen sind."

Hermione faltete die Hände und hob sie langsam gegen ihre Schwiegermutter empor, indem sie sehr leise, aber mit sehr bewegtem Tone sagte: „Madame, Madame, Sie sind ja auch eine Mutter, Sie werden Mitleid mit einem Mutterherzen haben." Dann stand sie auf und ging aus dem Zimmer.

Sie ging die prächtige Treppe hinab, und obgleich ihre Augen voll Thränen hingen, so blickte sie doch aufmerksam auf ihre Kleider und hütete sorglich deren Säume. Es ist wahr, die Treppe in aller ihrer architektonischen Schönheit und von oben bis unten geschmückt mit blühenden Blumenkübeln, entbehrte eines Schmucks, der in Hermione's kleinem Hause nie gefehlt hatte — sie war nicht weniger als sauber und Besen und Wischlappen hätten ein Wort zu seiner Zeit mit den breiten Marmorstufen sprechen können.

Sie ging in den Garten. Es war ein herrlicher Garten, den ihr schöner Fuß betrat, man hätte wohl glauben können, daß das Gefühl des Besitzes, die Seele Hermione's hätte erfreuen müssen. Vorn, dicht bei dem Wohnhause, am Fuß der beiden Freitreppe, die ebenfalls schön mit blühenden Topfgewächsen geschmückt war, lag ein kleines Blumenparterre, auf dem jetzt eben die Hyazinthen in aller Pracht prangten, und ihren balsamischen Hauch in die milde Frühlingsluft ausgossen.

Hinter diesem breitete sich das sammetne Grün einer Wiese, aus deren zartem Rasen einzelne Baumgruppen von wunderbarer Schönheit gen Himmel strebten. Hier lehnten zwei weißstämmige Birken sich an eine schlanke, stolze Edeltanne und mischten ihr feines Grün unter die dunkeln Nadeln ihrer Nachbarin, während ein Ahorn seine Zweige an der andern Seite derselben ausbreitete, in dessen goldgelben Blüthendolden eben zahllose Bienen summten und surrten.

(Fortsetzung folgt.)

An der Wiege eines Kindes.

(Von einem sinnigen Frauengemüth.)

Wenn ich an deiner Wiege stehe,
Mein holdes, mein geliebtes Kind!
Beseligt in die Züge sehe,
Die so dem Vater ähnlich sind.
Und wenn vom Schlaf du dann erwachst,
Mit blauen Aeuglein mich anlachst,
Das eine Aermchen gähnend reckst,
Das and're mir entgegenstreckst:
Dann schlägt mein Herz hoch in der Brust
Dem Schöpfer solcher heil'gen Lust.

Gedenk ich nun der Muttertreue,
Die mich als Kind geliebt, genährt,
Und wie noch jetzt, verjüngt auf's Neue,
An meinem Kinde sich bewährt:
Fühl' doppelt ich das Mutterglück
In meines Kindes Unschuldsblick;
Dann fühl' ich, daß nichts Schön'res sey
Als einer Mutter heil'ge Treu',
Und daß es gibt nicht rein're Lust
Als ruh'n an einer Mutterbrust!

Mannigfaltigkeiten.

[Der zum Tode von einer Kugel Getroffene dreht sich!] Eine kleine wahrhaft tragikomische Geschichte erzählt Alexander Dumas der Vater in seinen Memoiren von dem Arzte Bixio. Dieser Bixio, ein origineller und geistreicher Mensch, der unter den berühmten und hervorragenden Leuten von Paris sehr bekannt war, sah sich dadurch oft in die Lage gebracht, bei Gelegenheit von Ehrenhändeln und Duellen in der Eigenschaft als Chirurg in's Vertrauen gezogen zu werden. Als sich Dumas der Vater 1834 mit einem gewissen Gaillardet duellirte, war es denn auch eben Bixio wieder, der als Mediziner hierbei in Anspruch genommen wurde. Mit Dumas vor Beginn des Zweikampfes auf dem Wahlplatz sich unterhaltend, richtete er an diesen plötzlich die Frage: „Hast Du „die etruskische Vase“ von Merimée gelesen?“ „Freilich“, entgegnete Dumas, hinzufügend: „Aber wozu eben jetzt diese Frage?“ „Ei nun“, erwiderte der erste Frager, „in dieser Erzählung behauptet der Autor, daß sich der von einer Kugel zum Tode Getroffene vor dem Hinfallen noch einmal drehe.“ „Ah“, lachte Dumas, „und darüber möchtest Du gerne Gewißheit haben.“ „Im Interesse der Wissenschaft“, antwortete der Arzt, „das kann ich nicht leugnen.“ „Nun gut“, rief der berühmte Schriftsteller mit einem Lächeln, „ich werde mir alle Mühe geben: Dir volle Klarheit über diese wissenschaftliche Aufstellung zu verschaffen.“ Trotz dieses Versprechens und der darin gelobten Mühe aber blieb das Duell ohne das für Bixio gewünschte Resultat. Keiner der Schützen traf und der Zweikampf endigte mit einem allgemeinen Rücktritt der Sekundanten, die nach den gewechselten Schüssen die Sache für abgemacht erklärten. Bixio konnte also hier nicht über die aufgestellte Hypothese in's Reine kommen und kam auch später bei zwei anderen Duellen Dumas', denen er beiwohnte, nicht weiter. Endlich im Juni 1848 sollte er indeß die Erfahrung, aber leider an sich selber zu machen, die Gelegenheit erhalten. In seiner Eigenschaft als Volksabgeordneter begab sich Bixio mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit auf die Barrikade am Pantheon und hier war es, wo eine Kugel aus der ersten Etage eines Hauses der Straße Soufflent auf ihn abgefeuert, oberhalb des Schlüsselbeines ihn traf, die rechte Lunge verletzte und dann bei der Wirbelseite wieder herausging. Bixio, berichtet nun Dumas, drehte sich dreimal um sich selbst, bevor er fiel und seine letzten Worte darnach waren: „Es ist ganz sicher, der zum Tode von einer Kugel Getroffene dreht sich!“

Man schreibt aus Darmstadt, 18. Februar: Die Nachrichten aus dem fernen Asien werden in Deutschland wohl nicht leicht irgendwo mit größerem Interesse gelesen als bei uns, da viele Familien durch verwandtschaftliche Beziehungen sich in die dortigen Konflikte verflochten sehen, da wir nicht blos ein halbes Dutzend Landsleute als Musikmeister bei englischen Regimentern in Ostindien haben, sondern auch in China „Darmstädter“ hausen. Vor ein paar Jahren holte sich unser unternehmender Landsmann Hr. Wiener, k. k. österreichischer Konsul in China, in der Tochter unseres gefeierten Generals v. Bechtold eine junge Frau hier, und vorige Woche ist eine zweite Darmstädterin, die Tochter unseres berühmten Operateurs Stabsarztes v. Siebold von einem Genfer Kaufmann, der seit Jahren in Hongkong lebte, heimgeholt worden, um mit ihm dahin zurückzukehren; in einen Welttheil, wo der Name „Siebold“ durch den berühmten Japan-Reisenden nicht unbekannt ist. Die Berufung so vieler unserer Landsleute nach Ostindien, unter denen besonders der wackere Violinist Thomas unsern Ruhm zu vertreten nicht verfehlen wird, ist ein sprechender Beweis, daß der Ruf, welchen Darmstadt seit den Tagen des kunstsinnigen Großherzogs Ludwig I. in der musikalischen Welt erlangt, kein usurpirter ist und seine Kunstliebe Früchte getragen hat. In der That fehlt es uns

weder an Mitteln zur musikalischen Ausbildung noch an musikalischen Genüssen.

Großes Interesse gewährt zu München die mikroskopische Vorstellung des Hrn. Prof. Hasert im Museumssaale. Bei einer solchen entfaltete sich vor unsern erstaunten Augen der innere und äußere Bau der Insektenwelt in seinen Wundern, wobei Hr. Hasert in allgemein faßlichem Vortrage die Sinneswerkzeuge der Insekten erklärte, wie z. B. die feinen Fühlhörner, mit welchen sie hören und die bei ihnen die Stelle der Ohren vertreten. Besondern Eindruck machten die vergrößerten Bilder der bekannten Insekten, wie z. B. des Flohes, der sich uns in einer Länge von 40 Fuß zeigte; der Biene mit ihrem Stachel, gegen den eine Nähnadel gehalten wie ein stumpfer Pfahl erschien: des Maikäfers, dessen Fühlhörner die größte Aehnlichkeit mit Damenfächern haben, zum Schluß kamen die höchst wunderbaren Thierporträts auf verschiedenen Orchideen, das Leben des Sumpfwassers und der Käsmilben und endlich prächtige Krystallbildungen.

[Scheintodt.] Unter die Gebräuche, welche sich in einigen Ortschaften der Dauphiné erhalten haben, gehört jener, den Verstorbenen Goldstücke mit in den Sarg zu legen. In den ersten Tagen des verflossenen Monats nun, so berichtet der „Courrier de Marseille", wollte Jean-Pierre X. diese letzte Pflicht an seiner Frau, die er unendlich geliebt und eben nach einer kurzen Krankheit verloren hatte, erfüllen. Er öffnete den Sarg und betrachtete noch einmal die geliebten theuern Züge. Nachdem er sie einige Sekunden betrachtend und ihr den Obolus in ihre rechte Hand gelegt, ihr den letzten Kuß gegeben und sich bereits anschickte, den Sarg wieder zu schließen, glaubte er auf den Wangen der Leiche eine flüchtige Röthe entstehen zu sehen. Er legte seine Hand auf ihr Herz und — wer beschreibt seine Freude, als kurz darauf die vermeintliche Todte einen tiefen Seufzer ausstößt und endlich die Augen öffnet.

Im Alter von 103 Jahren ist zu Rouen der einst beliebte Sänger Darius gestorben. Er hatte sich seiner Zeit ein kleines Vermögen von 80.000 Franken erspart, womit er, nahe an 70 Jahre alt, sich zur Ruhe setzen wollte, als der Bankerott eines Handelshauses ihn um seine Ersparnisse brachte. Durch die Vermittlung guter Freunde erhielt er eine bescheidene Anstellung zu Rouen, die ihm sein Auskommen sicherte, und die er, Danke der Nachsicht seiner Vorgesetzten, fast bis zu seinem hundertsten Lebensjahr behaupten konnte, worauf man ihn im Pfründnerhause versorgte. Er starb nach einer kurzen Krankheit. Seine muntre Laune verließ ihn erst mit dem Leben.

In einer Solinger Fabrik wird gegenwärtig eine vollständige Ritter-Rüstung, bestehend aus Helm, Küraß, Schuppenkleid, Arm- und Beinschienen mit Eisenschuhen, Schild und Schwert von ungewöhnlichen Dimensionen angefertigt, wie solche wohl noch nie zuvor vorgekommen seyn mag, auch wenn vor Zeiten wirklich eine kräftigerer Menschenschlag unsern Erdtheil bevölkert und die Blüthezeit des Ritterthums manche gewaltige Heldengestalt gesehen hat. Nach einer von kunstfertiger Hand entworfenen Zeichnung gearbeitet, wird sie einen Werth von 400 Thalern haben. Besteller der Rüstung ist der Goliath unseres Jahrhunderts, der gemüthliche Riese — Murphy.

[Interessanter Vergleich mit unseren Zeitverhältnissen.] Der noch vorhandene Ehevertrag des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand enthält unter vielen, den Sitten der damaligen Zeit (1518) entsprechenden Clauseln und Formeln, auch die Angabe, daß die Braut, die ehrsame Jungfrau Dorothea Edle v. Gayling, 700 fl. Mitgift brachte, der Bräutigam brachte eben so viel in die Ehe und die Morgengabe betrug 400 fl., was Götz auf seine Güter und Leben versicherte.

[Erloschene Vulkane.] Nach einem Artikel des „Moniteur" über die erloschenen Vulkane in der Auvergne beträgt die Anzahl der in den Bergreihen der Monts Dome, d'Or und Cantal erloschenen Vulkane, die einst Feuer oder Lava gespieen, nicht weniger als anderthalb Hundert, und die Lavamasse, die von den Vulkanen in Zentral-Frankreich ausgegangen, beträgt mindestens 72 Billionen Kubikmetres.

In Schweinau bei Nürnberg wurde vorigen Sommer eine schneeweiße Heidelerche gefangen. Dieselbe erregt nicht allein die Aufmerksamkeit der Vogelfreunde, sondern auch der Naturforscher, weil eine solche Varietät bis jetzt noch nicht vorgekommen ist. Herr Rothenberger in Nürnberg hat den Vogel ausgestopft.

Redakteur Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 51 Montag, 1. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

An einer andern Seite wölbten Akazien, Erlen und Weiden mit silbergrau schimmernden Blättern ihr Laub zu einer schönen Kuppel, während wieder an einer andern Stelle, roth- und weißblühender Dorn, Flieder, Spierstaude und Liguster, dicht verschlungene Schirmwände bildeten. Unter jeder Baumgruppe, im Schatten jeder Schirmwand standen geschnitzte Sessel oder Bänke, nebst Tischen mit Marmor- und Sandsteinplatten, auch Sophas, zierlich aus Weiden geflochten. Ein Korb, aus dem Blumen in üppigster Fülle emporblühten, war vor jedem dieser Ruhesitze in den Rasen eingefügt, er schien bestimmt, Jedem, der dort träumen mochte, seinen würzigen Duft als Liebesgabe darzubringen und von diesen lieblichen Plätzchen hatte das Auge eine freie, weite und freundliche Aussicht, bald nach dem Strom, bald nach dem Schloß bald nach dem Dörfchen, dessen elende Häusergruppen sich aus dieser Entfernung und verhüllt von dem Frühlingsgrün und den letzten Blüthen der Obstbäume sehr malerisch ansahen.

Zu einem dieser Plätzchen lenkte Hermione ihre zögernden Schritte. Sie hatte das verborgenste von Allen gewählt, eine Steinbank, fast ganz verhüllt von den niederhängenden Zweigen zweier Eschen und eingehegt mit einer Schirmwand von Rosen, die jetzt erst zu knospen begannen, deren verschieden gestaltetes Laub aber bereits dicht und grün war.

Hier setzte sie sich nieder. Die schöne Göttin des Ortes. Eine Nachtigall sang über ihr in den Zweigen der Eschen und zu ihren Füßen schaukelten sich auf schlanken Stengeln hundert farbige Tulpen, und wiegten ihre Köpfchen im Hauche der Lenzluft. — Sie setzte sich nieder um zu weinen, so sehr, so bitterlich, wie sie nie geweint hatte in Bergenau's armer Häuslichkeit. Damals konnten ihre Thränen meistens durch eine kleine Geldsumme getrocknet, ihr Schmerz beschwichtigt; nicht bloß beschwichtigt, sondern geradezu in helle Freude verwandelt werden. Zwei, drei Thaler ehrlich erworbenes Stundengeld, das ihr zufällig eine Schülerin zusandte, eine ähnliche Summe, auf die zu einer andern Zeit Bergenau sich besann, der ihr den Ertrag seiner unregelmäßigen Arbeiten einmal abzuliefern vergessen hatte, reichten hin, sie auf mehrere Tage glücklich zu machen. Eduard konnte die nothwendige Weste bekommen, Gertrud ein paar neue Schuhe für den Sonntag. Freilich das Umschlagetuch, dessen sie bedurfte und die neuen Stiefeln für Bergenau konnten immer noch nicht geschafft werden, aber sie ließ die alten Stiefeln sehr sorglich flicken und stopfte noch einmal die feinen Löcher in ihrem schottischen Shawl, und es sah anständig aus und ging wieder für eine Weile.

Jetzt — alles Gold der Erde hatte nicht die Macht, den Schmerz einer Mutter zu beschwichtigen, die sich von ihren Kindern vergessen sieht.

Sie saß an dem schönen Plätzchen, sie trug ein Kleid von Sammet, sie konnte mehr Gold an einem Tage wegwerfen, als hingereicht hätte, ihre Kinder und deren Vater für einen Monat anständig in allen ihren Bedürfnissen zu unterhalten. Sie war schön, vornehm und geliebt, ach, aber glücklich war sie nicht!

Sie weinte heftig. Hier hoffte sie ihre Thränen unbemerkt vergießen zu können, sich einmal so recht aus Herzensgrunde auszuweinen, das war der höchste Genuß, den sie in ihrer zweiten Ehe sich gestatten konnte, der höchste und der verbotenste. Alexis Moroschin, ihr jetziger Gatte, haßte nichts so bitter und furchtbar als die Thränen, die sie der Erinnerung an ihre erste Ehe weinte.

Es waren sieben Jahre vergangen, seit die Frau des Violinisten Bergenau von ihrem Gatten die Trennnung ihrer Ehe gefordert. Sieben Jahre, seit sie die Häupter ihrer Kinder nicht gesehen und keine Nachricht von ihnen bekommen hatte, als die sehr unvollkommene, welche Nanni ihr von Zeit zu Zeit gab.

Sie hatte während dessen nicht unbedeutende Geldsendungen durch Nanni's Hände an ihre Lieben gehen lassen. Sie wußte, daß Nanni und Ber-

genau getraut waren, und daß die Erstere ihren Kindern eine Schwester gegeben. Es hatte ihr dieß ein gar seltsames, unheimliches Gefühl erregt, und der Gedanke, daß Nanni über ihre kleine, süße, herzige Gertrud jetzt mütterliche Rechte ausüben könne, kam ihr ganz unglaublich vor. Sie fühlte, ihr eigentlicher Platz auf dieser Welt sey neben ihren Kindern, und der Reichthum, den sie mit ihnen nicht theilte, die Genüsse, welche ihr fern von ihnen geboten wurden, hatten mit jedem Tage mehr ihren Reiz für sie verloren. Jetzt hatte sie seit länger als vier Monaten keine Zeile von Nanni erhalten. Sie hatte schon vor ziemlich geraumer Zeit die Geldsumme, die sie ihr vierteljährlich zuzuschicken gewohnt war, an sie abgehen lassen, und noch war der Eingang derselben nicht angezeigt.

Ihre Thränen flossen unaufhaltsam bei dem Gedanken an alle Möglichkeiten, die ihre ferne Familie getroffen haben könnten. Das Wiedersehen der Räthin Wender, die am vorigen Abend angekommen, hatte ihre Sehnsucht nach den Abwesenden noch höher gespannt. Das Gesicht dieser Frau, das sie gekannt als sie noch neben ihrem Eduard, ihrer Gertrud leben und für sie sorgen durfte, erinnerte sie so brennend an die Vergangenheit, die ihr damals arm und traurig, jetzt namenlos und unbeschreiblich glückselig erschien. Sie entsann sich der Tage, wo das schöne Kaffeeservice der Räthin Wender ihr so begehrenswerth erschienen, wo der gepolsterte Wagen der reichen Dame ihren Augen als eine Art von ambulantem Göttersitze vorgeschwebt, wo sie an die goldenen Knöpfe der Gardinen im Gartenhause der Räthin, allerhand Träume von ungeheurer Pracht und fabelhaftem Glück geknüpft.

Sie besaß jetzt das Alles, ja sie besaß viel mehr, und sie mußte sich sagen, daß es sie nicht einen Tag, nicht eine einzige Stunde erfreut hatte.

Wie sie so dasaß, leise und still weinend, hörte sie hinter der Rosenwand Tritte. Konnte das ihr Gatte seyn? Sie trocknete hastig ihre Augen und hauchte auf die Ecke des feinen, goldgestickten Battisttuches, die Spur ihrer Thränen zu vertilgen. Alexis durfte sie nicht sehen. Er konnte schrecklich seyn, wenn er glaubte, sie weine um Bergenau.

Es war aber nicht der Gefürchtete, es war die Räthin, die sich mit leichten Tritten dem Sitz Hermione's näherte und sich lächelnd neben ihr niederließ.

„Endlich, endlich finde ich Sie allein, theure Freundin," sagte sie, und schlang ihren Arm um Hermionens elastische Taille. „Durchlaucht, Ihre Frau Schwiegermama scheint es sich zum Gesetz gemacht zu haben, Sie nie zu verlassen."

„Es ist eine gute Frau, die Mutter des Fürsten," entgegnete Hermione. „Anders freilich, als Frauen in Deutschland und in meinem Stande, aber andere Länder bringen auch andere Sitten mit sich. Sonst habe ich mich immer sehr gewundert, daß die Dame niemals nähte oder strickte, oder zeichnete und dergleichen, wie dieß bei uns in jedem Hause geschieht, sondern den ganzen Tag Patience legte und Abends mit dem Popen oder dem Fürsten Piquet oder Schach spielt. Jetzt wundert michs weniger. Ich habe nun auch gelernt, ohne eine Arbeit zu sitzen, mit den Händen im Schoos den Saum von meinem Taschentuch zu betrachten, den ich nicht selbst genäht habe. Ein Vergnügen ist das freilich nicht. Patience lege ich gern, ich habe so viel zu denken, was in der Ferne geschehen kann, und wenn die Patience zutrifft, so freut michs in der Seele."

„Theure Frau," sagte die Räthin und nahm Hermionens schöne Hand in die ihrige. „Ich gestehe, ich habe mich wie ein Kind auf den Augenblick gefreut, wo ich Sie wiedersehen, wo ich Sie in Umgebungen treffen würde, die Ihrer so würdig sind und beglücken müssen."

Hermione seufzte unwillkürlich und die zurückgehaltenen Thränen wollten gewaltsam hervorbrechen. Sie überwand sich indeß und entgegnete mit leiser Stimme: „Es wäre schon Alles gut und schön, wenn Sie nur über E. gegangen wären, und mir Nachricht von meinen Kindern brächten."

„Begleiten Sie mich auf meiner Rückreise, theuerste Hermione, und sehen Sie selbst, wie es Denen geht, deren Wohl Ihnen so sehr am Herzen liegt."

Ein glühendes Roth flog über Wange und Stirn der schönen Frau. Der Gedanke, ihre Kinder wieder zu sehen, hatte etwas Entzückendes, das selbst ihr so ruhig fließendes Blut plötzlich in Fieberwellen schlagen ließ. Ach, sie wußte nur zu gut, daß dieser Gedanke nie zur Wirklichkeit werden könne.

„Ich darf das nicht, Frau Räthin, ich darf nicht," sagte sie, und eine heiße Thräne fiel auf den Sammet ihres Gewandes, ohne daß sie auf den Fleck merkte, den der verrätherische Tropfen da hervorbringen mußte. „Aber ich werde schon glücklich seyn und Gott preisen und Sie tausendmal segnen für alles Gute, was Sie mir erwiesen, wenn Sie über E. gehen, meine Kinder aufsuchen und mir schreiben wollen, Sie selbst, theure Freundin, wie es den Meinen geht. Ach, lieber Gott! meine Gertrud ist nun bald siebzehn Jahre, sie muß schon konfirmirt werden. Ich habe, ach, seit so langer Zeit schon für sie gestickt. Ihr Taschentuch zur Einsegnung, ein schönes, weißes Mollkleid Alles, Alles, was ein junges Mädchen braucht.

Schicken konnte ich ihr es nicht. Es war nicht möglich. Bergenau und Alexis würden Beide es nicht gelitten haben. Alexis würde außer sich seyn, wenn er wüßte, daß ich immer heimlich für meine Kinder arbeite und Bergenau würde ja das ganze Packet zurückschicken. Es ist sehr schlimm, Frau Wender, die Frau zweier Männer zu seyn."

Die Räthin konnte ein Lächeln über Hermione's seltsame Aeußerung nicht unterdrücken.

„Man hat oft schon zu viel mit einem," sagte sie mit leisem Kopfnicken. „Ihre Bestellungen an Ihre Kinder will ich aber gern übernehmen und pünktlich und verschwiegen ausrichten."

„Sie müssen es vor Alexis und vor Bergenau verbergen, vielleicht auch vor dem Eduard, liebe Freundin. Er war ein stolzer Knabe, und er sah es damals wohl nicht ein, daß ich es ja gut meinte, als ich den Prinzen heirathe."

„Hat Ihr erster Gatte wirklich nie Geldunterstützung von dem Prinzen angenommen?"

„Er selbst nie! Alexis hat auch jetzt befohlen, ihn seinem Schicksal zu überlassen. Den Kindern habe ich freilich Manches zu kommen lassen durch Nanni, aber sie haben mir nie gedankt, nicht einen einzigen Brief haben sie mir geschrieben in diesen sieben Jahren. O, das ist traurig!"

„Sie sind jetzt Gattin eines Mannes, der Sie vergöttert, seine Liebe wird sie gewiß trösten, für die Entbehrung Ihrer Kinder."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Mann, der in Betreff des Wohlthuns als Autorität gelten kann, Salomon Heine in Hamburg, weigerte sich, einem Bittenden einen Thaler zu geben. Wo er aber eine Familie mit einem kleinen Kapitale aufrichten konnte, that er es. Zu Salomon Heine kam ein Handwerker und bat ihn um ein Anlehen, weil er sein Geschäft gern ausbreiten wolle; er habe Bestellungen genug, er könne ihnen jedoch nicht genügen, er müsse eine größere Werkstatt haben und Gesellen halten. Dann könne er seine Frau und fünf Kinder enhalten, jetzt ginge es gar zu kümmerlich. — Heine war, wie dieß reichen Leuten oft zu geschehen pflegt, körperlich indisponirt, also übler Laune, doch fragte er: „Wie viel sollte denn das seyn?" — „Dreitausend Mark, Herr Heine." — „Das ist viel Geld! Es kommen gar zu viele! Kann ich doch nicht allen Menschen helfen — ich habe zu thun heute — wie heißen Sie?" — Der Bittsteller nannte seinen Namen und gab seine Wohnung an. „Ich will es überlegen — ich weiß Sie zu finden — Adieu!" Mit diesen Worten ging Heine an sein Pult. Der Handwerker kam traurig zu seiner Familie zurück, die kurze schroffe Weise des Entlassens hatte jede Hoffnung niedergeschlagen — er meinte, der Ruf sage von Salomon Heine auch zu viel — gegen ihn sey er hart gewesen, wie andere Millionäre. Fünf Tage darauf saß die Familie des Handwerkers beim Mittagstisch, das Essen bestand aus einer großen Quantität Kartoffeln und einem kleinen Stück Rindfleisch nebst Schwarzbrod. Da klopfte es an der Thür und unmittelbar darauf trat der Klopfer ein — es war Salomon Heine. Der Handwerker sprang vom Essen auf, die Familie folgte seinem Beispiel. Aber Heine trat sogleich zur Thür zurück und rief: „Alles soll sitzen bleiben und essen, sonst gehe ich augenblicklich wieder fort!" Man setzte sich, aber die Gabeln ruhten und die Augen hingen an dem vornehmen Gaste. Heine prüfte das Zimmer, das Antlitz der Bürgersfrau, das Gesicht der Kinder und ihre Kleidung, dann wandte er sich an den Hausvater: „Das sieht bei ihnen recht nett und ordentlich aus, aber dürftig." Er zeigte auf das Mahl. „Eine hübsche Frau haben Sie und eine tüchtige Mutter für Ihre Kinder — das sehe ich an den gewaschenen Händen, an den Haaren und an der Kleidung. Ihr seyd ordentliche, fleißige Leute — Ihr sollt die 3000 Mark haben!" Im Nu sprang die ganze Familie vor Freuden vom Tische auf und überschüttete Heine mit Dankbarkeit. Er aber machte sich unwillig los und sprach: „So laßt doch das unnütze Wesen! Habe ich doch gesagt, ich gehe, wenn Ihr nicht sitzen bleibt." Es war ihm aber nicht Ernst mit dem Unwillen, denn er gab dem Handwerker die Hand freundlich, gab ihm an, daß er die Summe ohne Zinsen erhalte, daß er aber alljährlich 500 Mark zurückzahlen müsse." Mit einem Gruße an Frau und Kinder ging er hinaus. Nach einem Jahr kam der Handwerker zu Heine, gerade am Termine, worauf Heine besonders sah. „Nun, wie ist's gegangen? — „Ach, ganz glücklich, Herr Heine, meine Kundschaft hat sich ausgebreitet, ich habe drei Gesellen, wir haben viel besser leben können, kleine Rückstände habe ich bezahlt und noch die Abzahlung für unsern Wohlthäter erübrigt." — „Haben Sie nicht mehr erübrigt, als die 500 Mark?„ fragte Heine und deutete auf die Geldrollen in der Hand seines Schuldners. „Du großer Gott, das ist ja sehr viel!" „Nun," sagte Heine und reichte dem ehrlichen Manne die Rechte zum Abschiede, „dann stecken Sie Ihr Geld nur wieder ein, wir wollen mit der Abzahlung so lange warten, bis Sie wohlhabend geworden sind!" Er nahm von seinen 3000 Mark nicht einen Schilling zurück. Und

Heine war ein Jude, und der Handwerker war ein Christ.

☞ Ueber den Ursprung des Karnevals dürften folgende Notizen von Interesse seyn. Telesphorus, Bischof zu Rom, soll das vierzigtägige Fasten, welches dem Charfreitage vorhergeht, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts zuerst durch ein Kirchengesetz verordnet haben. Durch Papst Gregor den Großen wurde, um das Jahr 600, der Aschermittwoch zum Anfange der Fasten gesetzt und der Tag vorher hieß Fastnacht, weil in der Nacht desselben um zwölf Uhr die Fastenzeit eigentlich anhub. Diesen Fasten voran ging ein dreitägiges, wie die strengen Eiferer von ehedem sich ausdrückten, „teuflisches“ Fest, welches sie Bachanalien nannten. Man band Larven vor, man verkleidete sich, stellte Götter, Helden und Ungethüme vor und gab sich dem Bachus hin, hielt auch sonst allen Muthwillen für erlaubt. Von Italien kam der Karneval nach Deutschland. In Rom hatte er gleichsam die alten Saturnalien erneut, in Deutschland begnügte man sich mit Mummenschanz, Scherz, Possen und Ausgelassenheiten aller Art. In Frankfurt war das Fest des Karnevals im Mittelalter ein wahres Volksfest. Das Vermummen war gestattet und man hielt große Umzüge. Das Volk schleppte einen Strohmann (den Winter) auf die Brücke und stürzte ihn jubelnd in den Main. Die Kinder sammelten Eier vor den Thüren und sangen dazu ihr verstümmeltes Frühlingslied zur Ehre der heiligen Appollonia, der Patronin des Frühlings: „Have — sey gegrüßt — Apollonia!“ Noch jetzt tönt wohl das „Havele, Havele Lone!“

Nach den in der Wiener Militärzeitung von 1857 gegebenen Notizen, „die Organisation der k. k. Armee“, ist der Stand der Verpflegsbeamten 49 Verwalter, 141 Offiziale und Accessisten zur Verrechnung, dann 98 Offiziale und Accessisten zur Aufsicht. Der Dienst der Kriegskassen wird von 5 Direktoren, 16 Zahlmeistern, 67 Offizialen, 14 Accessisten versehen. Dem Kriegskommissariate obliegt der ökonomisch-administrative Dienst im Bereiche der Landes-General-Kommanden und beim Armee-Ober-Kommando, dann die Lokal-Kontrole bei den Truppen und Anstalten. Der dienstliche Einfluß der revizirenden Kriegskommissäre ist theils intervenirend, theils anregend auf die Ergänzung des Heeres, auf die Sicherstellung der verschiedenen Armee-Bedürfnisse, auf die Erzeugung aus dem eingelieferten Materiale und die Gebahrung mit diesen Erfordernissen. Der Friedensstand zählt: 1 Sektionschef, 11 General-Kriegskommissäre, 32 Oberkriegskommissäre erster, 54 der zweiter Klasse, 183 Kriegskommissäre, 63 Kriegskommissariats-Adjunkten erster, 63 der zweiten Klasse, 28 Kriegskommissariats-Accessisten. Bei einer Mobilisirung der Armee oder einzelner Heerestheile findet nach Umständen eine Standesvermehrung statt. Nach dem Militär-Schematismus von 1847 waren in der österr. Armee 18 Oberkriegskommissäre, 101 Feldkriegskommissäre, 72 Feldkommissariats-Adjunkten, 16 Accessisten vorhanden, somit ist diese Branche seit jener Zeit bedeutend vermehrt worden.

Der Sergeantmajor von der französischen Marine-Infanterie Martin des Pallieres, welcher zuerst die französische Flagge auf die Mauern Kantons aufpflanzte, gehört einer ganz militärischen Familie an. Bei der Belagerung Sebastopol's waren vier des Pallieres, vier Brüder, zugegen; alle vier wurden in der Krim verwundet. Einer derselben ist jetzt Bataillonschef und seit einem Monat nach China unterwegs, einer seiner jüngern Brüder begleitet ihn als Unteroffizier, ein Anderer der — oben erwähnte — ist bereits dort; ehe er sich zu Kanton auszeichnete, machte er sich beim Sturm auf den Malakoff vortheilhaft bemerkbar. Der vierte endlich wurde an der Alma schwer verwundet und ist jetzt Lieutenant in der Marine-Infanterie zu Lorient.

Der im verflossenen Jahre verstorbene reiche Londoner Kaufmann Morrison, der als armer Junge angefangen hatte, hinterließ, wie sein Testament jetzt nachweist, ein Vermögen von mehr denn 4 Millionen Pfd. Sterling, zum großen Theil aus Besitzungen in England und Amerika bestehend. Die Einrichtung eines seiner Landsitze wurde auf 90,000 Pfd. Sterling geschätzt.

Ein seltsam gefaßtes Heirathsgesuch findet sich unter den Inseraten der „Hamb. Nachr.“ Es lautet: Vier junge Damen von 20—25 Jahren wünschen sich, da es ihnen an Herrenbekanntschaft fehlt, zu verehelichen; auf Schönheit wird nicht so viel gesehen, als auf Rang und Vermögen. Hierauf Reflektirende wollen bis zum 14. Febr. ihre Adresse, unter dem Wort „Hoffnung“, in der Expedition des Blattes abgeben.

Redakteur Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 52 Dienstag, 2. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Hermione schüttelte schwermüthig das schöne Haupt. „Alexis behauptet, ich sey kalt wie Schnee und nicht zur Liebe zu erwärmen," sagte sie mit trübem Lächeln, „und ich denke, er hat ganz recht. Ich kenne und verstehe viele Dinge nicht, die andere Menschen thun und treiben, und ich habe viele Wünsche nicht, die Andere hin- und herjagen. Als ich noch arm war, wünschte ich mir oftmals Reichthum. Ich liebe so sehr schöne und glänzende Dinge. Ich mag Alles gern sauber und ganz hübsch um mich haben. Es graut mir vor Schmutz und Wust. Jetzt bin ich reich, aber das, was ich besitze, womit Alexis und seine Mutter mich überschütten, ist mir gar nicht wie mein rechtes Eigenthum. Als Bergenau's Frau wusch und plättete ich meine Kleider von Kattun oder Mousselin selbst. Ich steckte die Gardinen zurecht und besserte und wendete den Ueberzug von unserm Sopha. Wenn ich dann Alles fertig hatte und es hübsch aussah, da hatte ich meine Freude. Ich bildete mir damals ein, die müsse noch viel, viel größer seyn, wenn ich Alles aufs Beste und Prächtigste haben könnte. Ach, Gott das war der schlimmste Irrthum meines Lebens. Die prächtigen Vorhänge, die reichen Möbel gehören mir ja gar nicht! Ich habe nichts damit zu thun, ich habe sie nicht erworben, ich darf sie nicht durch meine Aufmerksamkeit im Stande erhalten, es ist nicht meine Sache und Sorge, sie neu und gut anzuschaffen, wenn sie verdorben sind. Was geht mich da ihre Pracht an? Ich habe keine Freude und keine Ehre davon, und wenn ich die Dinge alle, die ich nun täglich um mich sehe, recht betrachte, kommen sie mir gar nicht mehr so schön vor. Man gewöhnt sich an Das, was glänzt so bald und hernach ist es gleichgültig! Ob ein Ding hundert Thaler kostet oder wenige Groschen, das wird einem gleich, wenn man um die hundert Thaler weniger zu sorgen hat, als um die zwei Groschen. Hat man sich ein Ding für wenige Groschen mit Mühe angeschafft, dann ist es einem so viel werth, als die Mühe, die man darauf verwendete. Geht man mit den Dingen im Hause täglich um, indem man sie reinigt, abstäubt, ausbessert, dann gehören sie uns eigentlich erst, sie werden uns wie Freunde, denen man Gutes gethan. Warum liebt man denn seine Kinder über alle Maßen, und mehr als Alles in der Welt, doch nur, weil sie uns über alle Maßen und mehr als Alles in der Welt Mühe, Sorge und Schmerz gemacht. — Ach, Frau Räthin, die Mühe, die wir uns um eine Sache geben, gibt ihr erst ihren Werth, begründet unsere Freude an ihrem Besitz. Glauben Sie mir, mein weißes Mousselinkleid mit den drei Volants, mein bestes Staatskleid, als ich noch Frau Bergenau hieß, war mir viel lieber und kam mir jedesmal, wenn ich die feinen Löcher, die es allmählig bekam, wieder gestopft hatte, tausendmal schöner vor, als jetzt meine Sammet- und Seidenroben, meine Pariser Kantenkleider, und all die kostbaren Sachen zusammengenommen. Ich denke den ganzen Tag nicht zweimal an den Plunder, es ist mir innerlich so, als gehörte das Alles meiner Kammerjungfer, die es bügelt, ausstäubt und mir hinreicht und wieder abnimmt, und als hätte ich jedes Stück von ihr nur eben zum Anziehen geliehen."

Die Räthin fühlte den tiefen, bittern Ernst dieser seltsamen Klage. Sie konnte ihn fühlen, war sie doch selbst arm gewesen und reich geworden und hatte die ungeheure Verschiedenheit im Gefühl des Besitzes von erworbenem und erarbeitetem Gut und von dem, was uns mühelos zufällt, durchgemacht. Sie konnte sich vorstellen, daß in Hermionens stiller, leidenschaftloser Seele, bei einer Frau, die wie sie, flügellos der Spinne und Ameise gleich, nur der Arbeit gelebt, der Wechsel an Gefühl vom Werth des Besitzes noch viel bedeutender seyn müsse.

Freundlich drückte sie die Hand der Freundin und sagte tröstend: „Wie wenig Werth diese Reichthümer für Sie indeß auch haben mögen, sie kommen aus der Hand der Liebe und tragen wesentlich dazu bei, Ihrer hohen Schönheit Dauer zu geben. Ihre Toilette, die nicht blos glänzend und kostbar, sondern vom besten Geschmack ist, erhält Sie schön

und Ihre wandellose Schönheit erhält Ihnen das Herz Ihres Gatten; aus diesem Gesichtspunkt wird Ihnen der Werth Ihres Schmuckes einleuchten."

Hermione zuckte die Achsel. „Der Prinz liebt mich viel zu sehr," sagte sie leise und einen raschen Blick um sich werfend. „Ich wollte, er liebte mich weniger und ließe mich in meiner Weise seyn und leben, es wäre besser für mich und ihn."

„Das war unverständig gesprochen, theure Freundin," entgegnete Frau Wender, ihre feine Hand auf die Schulter der schönen Sprecherin legend. „Liebe ist nicht nur der höchste Besitz des Weibes, sie ist auch ihre höchste Macht; benützen Sie die Liebe Ihres Gatten und Sie werden Gewalt über ihn haben und sich vor Allem die Freiheit sichern, in Bezug auf Ihre fernen Kinder nach Ihrem Herzen handeln zu dürfen."

„Das verstehe ich nicht," flüsterte Hermione traurig. „Es kommt mir vor, wie das Wort meiner Kammerjungfer, über das ich mich so ärgerte, sie sagte zu der alten Französin, die im Dienst von Alexis Mutter steht: „Wäre ich so schön und so kalt wie meine Durchlaucht, ich ließe meinen Mann vor mir wie einen Pudel dienen und wie einen Bären tanzen." Liebe Freundin, es kommt mir so sündlich vor, meinem Mann irgend etwas abzunöthigen und ihn zu etwas zu bringen, was er zu thun keine Lust hat. Hat er mich lieb, so freut es mich, hat Gott mir Schönheit gegeben, so ist das Grund, ihm dafür dankbar zu seyn und weiter nichts. Ich kann auch nicht so darauf studiren, wie vielleicht klügere Frauen, wie ich es anzufangen habe, damit Alexis oder ein anderer Mann mir den Willen thut. Ich bin eine ganz einfache Frau und habe nur einfachen Verstand."

Es lag etwas Ehrenhaftes in dem Geständniß Hermionens, etwas, was die Achtung ihrer Freundin gegen sie vermehrte und es nicht zuließ, daß die kluge Frau Wender über sie lächelte.

„Ich muß aber jetzt zurückgehen und im Salon Alexis erwarten, der jede Minute eintreffen kann," sagte Hermione sich erhebend. „Er sieht es nicht gern, wenn ich ihm nicht entgegenkomme, und er hat wohl ein Recht, von mir zu fordern, daß ich aufmerksam gegen ihn bin, hat er doch nie aufgehört, mich mit Güte zu überhäufen."

Die Räthin ging neben ihr durch die gewundenen Wege.

„Sie haben einen paradiesischen Wohnsitz," sagte sie, sich nach allen Seiten umblickend, wobei sie sich ihrer kleinen Lorgnette von Schildkrot bediente.

„Ja es ist hier schön," entgegnete Hermione, „und ich denke wohl tausendmal des Tages daran, wie es meiner Gertrud und auch dem Knaben hier gefallen würde. Mein Gott, hatte Gertrud eine Freude an der kleinen Weide, die sie selbst angepflanzt, und hier stehen Bäume zu Hunderten, und ich glaube von allen Arten, die es in der Welt gibt."

„Vielleicht würde die Fülle und Mühelosigkeit des Naturgenusses bei Ihrer Tochter dieselben Wirkungen hervorbringen, als die Fülle des Besitzes bei Ihnen."

„Ich habe das auch manchmal gedacht," sagte Hermione, „und ich tröste mich damit, daß ihr, dem sanften Kinde, es an einem grünen Baum ja nirgends fehlen kann, aber sehen Sie, mit der Natur ist das doch so ganz anders, als mit dem Eigenthum. Alles, was man von Gottes Welt sieht, ist so weit unser Eigenthum, als es uns schon durch das Sehen volle und rechte Freude macht. Ich habe die Bai von Bajä gesehen, und die herrlichen Stellen am Traun- und Königssee, und seitdem besitze ich sie. Ich kann mich ihrer täglich und stündlich erinnern und weiß, wie schön Gott die Welt geschaffen. Ach, meine Gertrud, meine stille, fleißige Kleine, wenn ich ihr nur einmal zeigen könnte, wie schön es hier ist; wie würde sie so glücklich seyn."

Die Damen betraten bei diesen Worten das stattliche Vestibul des Schlosses. Hermione sah auf den sehr mangelhaft gekehrten Marmorfußboden desselben und dann nach der schönen Decke, an welcher mehrere riesige Spinnen in ungestörter Ruhe ihre kunstvollen Arbeiten ausgebreitet hatten, so daß die zierlichen Rosetten, Knäufe und Bogen dadurch von staubfarbigen Floren umhüllt erschienen. Sie seufzte.

„Wenn das so eigentlich mein Haus wäre, dann würde ich längst einen langen Besen in die Hand genommen und nicht geruht haben, bis Alles anders aussähe! aber wie würde sich das schicken für die Prinzessin Moroschin? Und wollte ich diesem unnütz herumlungernden Domestikenpack befehlen, das zu machen, sie verständen es nicht; das ist hier im Wust und Schmutz geboren und groß und alt geworden. Die vornehmen Damen halten es für eine Schande, sich um Haus und Hof zu kümmern, die liegen auf dem Sopha und paliren Französisch und das Gesindevolk liegt auf den Treppen, trinkt Schnaps und schwatzt Russisch — aber — halt, da ist der Prinz."

(Fortsetzung folgt.)

An meine Mutter.

Viel tausend Dank und Gottes reichster Segen
Sey Dir, Du theure, liebe Mutter mein;
Es folge Dir auf Deines Lebens Wegen
Der Erde ungetrübtes Glück allein.

Weißt Du es noch, wie in der Kindheit Jahren
Wir Alle uns're Mutter schon verehrt,
Als Du den schönen Glauben uns bewahren
An Gott und Menschheit hast gelehrt.

Ob auch die Kindheit längst dahin, — geblieben
Ist die Erinnerung mir an jene schöne Zeit;
O, daß ich lohnen könnte all Dein Lieben,
Die Sorgen um uns der Vergangenheit.

Du hast in Nichts Dein Glück gesucht, gefunden,
Als in der Deinen häuslichstillem Kreis,
Wie's nur die Mutter kann, die so verbunden,
Mit ihrem Kind wie Du, zu lieben weiß.

Glaub', Mutter, mir, ich weiß es zu ermessen,
W[illegible]ets Du mit uns theiltest Freud und Schmerz;
Ich will dran denken, nimmer es vergessen,
Mein theures, unvergleichlich Mutterherz.

Wie oft hab' ich mir Gut und Glück der Welten
Gewünscht, um Dir zu spenden reichsten Lohn,
Um Deine Mutterliebe zu vergelten,
Als wahrhaft dankbar Dir ergeb'ner Sohn.

Doch sollten Dir belohnen ird'sche Dinge
Die Opfer all', die Du uns hast gebracht,
Der Lohn, er wäre viel, viel zu geringe,
Würd er auch noch so reich Dir dargebracht.

Drum mög' es Gott, der liebe Gott Dir lohnen,
Was Du an Deinen Kindern hast verdient,
In deren Herzen Du wirst ewig wohnen
Und ich' — will seyn Dein dankbar liebend Kind.

Dr. Englert.

Mannigfaltigkeiten.

In Liverpool ist vor Kurzem ein flüchtiger Sklave aus New-Orleans angekommen. Das dortige Albion erzählt die Schicksale dieses Unglücklichen und erklärt, daß nach Allem, was die Redaktion über diesen erfuhr, seine Darstellung Glauben verdiene. — Ich heiße — so erzählt er — Tom Wilson, bin als Sklave geboren, und bin seitdem Sklave gewesen. Ich bin 45 Jahre alt, gehörte dem Baumwollpresser Henry Fastman von New-York. In seinen Diensten war ich 7 Jahre lang. Früher gehörte ich einem Obersten Baer in Mississippi. Bei diesem hatte ich eine Frau und 4 Kinder, von denen eines gestorben ist. Auf der Auktion für 2500 D. verkauft, wurde ich nach New-Orleans geführt. Weib und Kinder habe ich nie wieder gesehen. Kurz nach meiner Ankunft wurde ich durch Mr. Fastmans Aufseher, Namens Burks, mißhandelt. Ich verstand das Binden der Baumwolle nicht, stellte mich ungeschickt dazu an, und wurde gepeitscht. Sie pflegten mich über einen Baumwollballen zu legen, und mir 2—300 Hiebe mit einem Lederriemen zu versetzen. Die Spuren davon finden sich an meinem Leibe vom Knöchel bis zum Kopfe. Früher schon hatte der Aufseher in Mississippi den Muskel (?) meines rechten Armes durchschneiden und wieder zusammennähen lassen. Das geschah, weil ich einmal gegen eine Bestrafung Widerstand geleistet hatte, und weil ich, wie der Aufseher sagte, in der Stärke meines Armes gebrochen werden müsse. Anderthalb Jahre nach meiner Ankunft in New-Orleans lief ich davon, in die Wälder. Burks mit einer Meuthe Bluthunde verfolgten mich bis in die Sümpfe. Die Hunde hatten mich bald aufgespürt, und zerfleischten mir Körper und Beine mit ihren Zähnen. (Der Schwarze zeigt die Spuren der Bisse). Burks folgte den Hunden und schoß mir 14 Rehposten in die Hüfte. Darauf war ich eine Woche ganz ohne Besinnung. Als meine Kräfte wieder zuzunehmen anfingen, brannten sie meinen Rücken mit glühenden Eisen, und meine Beine mit Terpentingeist, um mich zu bestrafen. Sie befestigten einen Eisenring um meinen Hals, den ich 8 Monate lang trug, und einen Eisenring um jedes meiner Beine. Dabei wurde ich sehr strenge bewacht. Trotzdem lief ich, 8 Tage nach Weihnachten, in der Nacht davon und verbarg mich unweit der Stadt in einer Mühle unter Sägespänen. Burks verfolgte mich mit den Hunden, die jedoch dießmal meine Spur verfehlten. So rannte ich denn weiter bis zum Salzwassersee hinter der Stadt, wo ich mich zwischen den Büschen verbarg. Den Alligatoren im Wasser zu entfliehen mußte, ich oft auf Bäume klettern. Ich fürchtete mich vor ihnen weniger als vor den Weißen. Um 4 Uhr Morgens schlich ich mich hinab zum Landungsplatz, wo mich einige Farbige von den Matrosen des nach Liverpool bestimmten „Petropolis“ an Bord aufnahmen. Einer sagte gegen mich aus, aber die Anderen versteckten mich so gut zwischen der Baumwolle, daß man mich nicht finden konnte. So kam ich nach Liverpool. Der Kapitän wußte nicht, daß ich an Bord war, und die farbigen Matrosen fristeten mein Leben.

Man erzählt sich in Verona folgende Begebenheit, die sich vor Kurzem in der Umgebung von Bergamo zugetragen hatte: Ein beurlaubter Soldat besuchte auf seiner Heimkehr einen befreundeten Pfarrer, dessen Hauswesen von einer bejahrten Matrone besorgt wurde. Nachdem ihm die beste Bewirthung zu Theil geworden und das Gastzimmer zur Nachtruhe überlassen worden war, wurde er plötzlich um Mitternacht durch ein Wehgeschrei geweckt, welches aus dem benachbarten Zimmer scholl. Hastig sprang er vom Lager auf und eilte an den Ort, woher der Schrei gekommen. Die Thür stand offen, in dem Gemach war aber Alles still und finster. Ein entflammtes Zündhölzchen ließ ihn jedoch bald unter einem Bettgestell die Füße der Haushälterin gewahren, welche, nach näherer Ueberzeugung, daselbst leblos im Blute lag. Ohne sich lange dem Schrecken dieser Entdeckung zu überlassen, drang der muthige Soldat mit einer schnell angezündeten Kerze in das Ruhegemach des Pfarrers und fand denselben daselbst über der Thüre aufgeknüpft hängen. Rasch löste er mit seinem Brodmesser die Stricke, nahm den halb Erstarrten herab und brachte ihn nach einiger Zeit wieder ins Leben. Auf seine Frage nach dem Vorgefallenen wies der Gerettete mit ängstlicher Geberde nach den erbrochenen Schränken, sodann nach der gegenüber gelegenen Kirche, wohin sich die Raubgesellen aller Wahrscheinlichkeit nach begeben hatten, und deutete zuletzt auf eine weitere Frage seines Retters nach dem Kamin, in welchem eine doppelläufige Flinte lehnte. Mit dieser bewaffnet eilte nun Letzterer nach dem bezeichneten Ort: die Sakristei stand offen; leise schlich er sich durch selbe gegen die angelehnte Thür, welche in die Kirche führte, und sah von dort drei Männer am Hochaltar, mit Plündern beschäftigt. Die Flinte anlegen und zwei der Verruchten nacheinander niederstrecken, war das Werk eines Augenblicks. Den dritten, welcher sofort mit gezücktem Messer auf den Angreifer losstürzte, warf ein Kolbenschlag zu Boden. So hatte der beherzte Soldat binnen wenigen Minuten eine That vollführt, welche nicht nur seinen ehrwürdigen Wirth um dessen Habe, sondern ihn selbst rettete, indem, wenn er nicht zur rechten Zeit erwacht wäre, der Verdacht wegen des Raubmordes lediglich auf ihn gefallen wäre.

Auf der Insel Malta wurde am 10. Februar der 1800ste Jahrestag der Landung des Apostels Paulus auf dieser Insel mit den großartigsten Festlichkeiten begangen. Die größte Merkwürdigkeit dieses Festes und ein vielleicht einzig in seiner Art dastehendes Ereigniß bildete jedoch eine eigenthümliche Prozession, bei der ein Jubelehepaar im Triumphe durch die Stadt getragen wurde. Dieses Greisenpaar, bei dem der Mann 120 und die Frau 119 Jahre alt war, hatte vor 100 Jahren am St. Paulstage seine Hochzeit gehalten und war von seinem Wohnorte Citta Vecchia nach La Valetta gekommen, um seine hundertjährige Hochzeitsfeier zu begehen. Unter einem endlosen Volksjubel wurde das noch ganz rüstige Paar auf einer prachtvoll geschmückten Tragbahre von jungen Maltesern umhergeführt und nachher von dem Festkomite feierlich in Empfang genommen, um nach der St. Paulskirche geleitet und dort unter dem Glockengeläute von sämmtlichen Kirchen durch den Bischof eingesegnet zu werden.

Kalifornien ist das Land der Wunder und der Schätze, es gibt Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Antimon, Zinnober, Borax, Kohle, Marmor, Schwefel 2c. Jetzt soll auch sogar ein gläserner Berg in der Grafschaft Napa, der mineralreichsten von allen, entdeckt worden seyn. Besagter Berg liegt etwa 18 Meilen von der Stadt Napa. Er steht einzeln und erhebt sich bis zu einer Höhe von ungefähr 600 Fuß; sein Umfang an der Basis beträgt 2½ Meilen. Auf seinem Gipfel finden sich reichliche Mengen glasiger Substanzen von dunkler Farbe, wie gewisse Flaschen zur Aufbewahrung von Getränken. Man hat Bohrungen angestellt und gefunden, daß der ganze Berg aus einer glasigen Masse besteht, welche am Feuer wie gewöhnliches Glas schmilzt, und eine große Durchsichtigkeit erlangt. Mehrere Proben sind nach den Vereinigten Staaten und England geschickt worden, wo sie untersucht werden sollen, um zu sehen, ob die Masse zu igend einem industriellen Zwecke brauchbar ist oder nicht.

Von den auf das 13. Preisausschreiben der deutschen Thonhalle in Mannheim eingekommenen 13 vierhändigen Orgelsonaten hat die des Hrn. G. Merkel in Dresden den Preis zuerkannt erhalten. Preisrichter waren die HH. Professor Dr. Faißt in Stuttgart, Generalmusikdirektor Fr. Lachner in München und Kapellmeister V. Lachner hier.

In Leipzig wurde dieser Tage in Hartungs Autographen-Auktion ein Namenszug aus der Feder Götz von Berlichingens mit 22 Thalern, ein Fragment von Luthers Handschrift mit mehr als 20 und eine Unterschrift Schertleins von Burtenbach mit mehr als 12 Thalern erstanden.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 53 Mittwoch, 3. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Eine schön gearbeitete Britschke, bespannt mit zwei prächtigen Pferden von verschiedener Farbe, donnerte auf die Rampe; ein Kutscher mit langem Bart regierte die Pferde. Alexis saß auf dem Vordersitz und schirmte die Augen mit der Hand, um nach den Damen sehen zu können. Die Räthin winkte ihm mit ihrem Taschentuch. Er sah es nicht, seine Beobachtung hatte nur seiner Frau gegolten.

„Die Räthin, die liebe Räthin ist gekommen,“ sagte Hermione, ihrem jugendlichen Gemahl entgegentretend.

Er überhörte es.

„Du hast wieder geweint, Hermione!“ rief er mit eigenthümlich bitterm Tone.

„Ach, ich hatte so fest gehofft, sie würde über E. gehen und mir sichere Nachricht von meinen armen Kindern bringen,“ entgegnete die allzuaufrichtige Frau.

„Also diese undankbaren, herzlosen Geschöpfe können Sie keinen Augenblick vergessen?“

„Sind es doch meine Kinder,“ sagte sie einfach.

Die Räthin bemerkte den finstern Ausdruck, der wie eine Sturmwolke über das Gesicht ihres Freundes glitt und beeilte sich, ihm so nahe zu treten, daß er sie nicht mehr übersehen konnte. Dieß Mittel wirkte.

„Frau Wender, theure, liebe Freundin, Sie haben Wort gehalten!“ rief der Prinz mit aufrichtiger Freude.

Die Räthin reichte ihm die Hand und versicherte lachend, er sey in den sieben Jahren um siebzehn Jahre älter, die Prinzessin aber um soviel jünger geworden.

Alexis heftete seine Augen auf das schöne Gesicht seiner Gattin und sagte galant:

„Die Zeit hat keine Wirkung auf wahrhaft klassische Schönheit.“

Sie waren bei diesem Gespräch in den Salon getreten. Man nahm Platz und plauderte. Alexis hatte seine gute Laune wieder, die Anwesenheit der Räthin schien ihn in die erste Zeit seiner Leidenschaft für Hermione zurückzuversetzen.

Der Haushofmeister, ein Leibeigner des Prinzen, brachte die Posttasche.

Der Prinz, plaudernd, ließ sie unbeachtet, bis die Räthin, das Erröthen und den verlangenden Blick Hermionens beachtend, ihn ersuchte, nach seinen Korrespondenzen zu sehen.

„O, ich danke Ihnen, liebe Freundin,“ sagte Hermione, „ich denke es kann doch ein Brief von Nanni darin seyn, der mir endlich Nachricht von meinen Kindern bringt.“

„Ein Brief für Sie aus E. ist hier,“ rief der Prinz „von der Frau Bergenau ist er nicht, die Adresse ist von einer bessern Handschrift.“

„Geben Sie, Alexis,“ sagte Hermione und das Zittern ihrer Stimme war selbst in den drei Worten hörbar.

Er reichte ihr den Brief und sie wollte damit das Zimmer verlassen.

„Lesen Sie bei uns, Hermione, und theilen Sie uns mit, was dieser Brief Interessantes enthält. Sie wissen doch, daß ich an Ihren Kindern, wenn gleich sie nicht die meinen sind, väterlichen Antheil nehme,“ sagte der Prinz.

„Ich weiß, daß Sie gut und großmüthig sind, Alexis,“ entgegnete seine Gattin, „und wenn Sie es so wünschen —“

Sie öffnete den Brief. Er enthielt mehrere von zwei verschiedenen Handschriften eng beschriebene Papierblätter. Sie blickte auf die Unterschrift und sagte erbleichend:

„Ich möchte diesen Brief doch lieber in meinem Zimmer lesen,“ aber ein finsterer Blick ihres Gatten fesselte sie an ihren Sitz und so nahm sie denn die beiden Briefe — die Ersten, welche die Mutter seit sieben Jahren von ihren Kindern erhielt.

Der Brief Eduard's war zuerst in ihre Hand geglitten, sie hielt ihn vor die Augen, die Buchstaben tanzten auf dem Papier, sie konnte nicht lesen.

„Lesen Sie mir vor, Alexis,“ bat sie mit sanf-

ter Stimme. Seyn Sie nachsichtig mit mir und bedenken Sie, daß eine Mutter sich nicht der Liebe zu ihren Kindern entschlagen kann, Gott wird es Ihnen lohnen."

Der Prinz nahm schweigend das verhängnißvolle Papier aus den Händen seiner Gattin. Sein Gesicht war finster wie die Mitternacht, aber er bezwang sich und las:

„Meine theure Mutter!

Verehrteste Frau Prinzessin!

„Es mußte erst ein großes Unglück kommen, ehe wir erfuhren, daß Sie uns in Ihren jetzigen glänzenden Verhältnissen nicht vergessen haben.

„Sieben Jahre lebten wir und glaubten, daß in dem Herzen unserer Mutter kein Plätzchen mehr für uns geblieben sey.

„Es waren schwere Jahre, sie sind überstanden!

„Die Person, welche die Schwäche unseres kranken Vaters benutzte, und auch Ihnen, theure Mutter, Vertrauen einzuflößen verstand, hat sich als eine grobe Verbrecherin ausgewiesen. Gestern ward sie vom Gericht wegen versuchten Giftmordes an ihrem Gatten zu fünfzehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Wir haben viel Schreckliches erfahren in unserer schutzlosen Jugend, und der Prozeß jener verbrecherischen Frau, die durch traurige Verhältnisse an die Stelle unserer Mutter getreten war, war das letzte Schreckniß unserer Vergangenheit. Vielleicht wird es jetzt lichter um uns.

„Etwas Tröstliches ist uns indeß aus diesem Prozeß hervorgegangen, die Gewißheit, daß Sie, hochverehrte Mutter, stets an uns gedacht und uns liebevoll Unterstützungen haben zufließen lassen.

„Von dem Gelde, welches Sie, Frau Prinzessin, an Ihre ehemalige Dienerin zu senden die Güte hatten, haben wir Kinder nun freilich keinen Vortheil gehabt. Das kann indeß unsere Dankbarkeit nicht mindern, es war für uns bestimmt und Ihr guter Wille und Ihre andauernde Liebe für uns, Ihre Kinder, ist uns sehr tröstlich. Wir danken Ihnen für Beides mit gerührtem Herzen.

„Da wir indeß in den Jahren unserer Kindheit, den schwersten für alle Menschen, um sich selbst zu erhalten, arbeiten gelernt haben, da wir seit der Trennung von Ihnen, verehrte Mutter, für alle unsere Bedürfnisse selbst gesorgt haben, indem wir Nanni ein Kostgeld zahlten und unsere Kleidung und was der Mensch sonst braucht, uns selbst anschafften von dem Ertrage unserer Arbeiten, so wäre es Sünde, und ich würde es für eine Schande halten, jetzt ferner eine Unterstützung von Ihnen anzunehmen. Ich bin bereits vereidigter Regierungsgeometer und kann sowohl mich und Gertrud als auch den kranken Vater und sein Kind zweiter Ehe durch den Ertrag meiner Arbeit erhalten. Gertrud bedarf indeß meiner Arbeit nicht, um bestehen zu können, fleißig und geschickt wie sie ist, erhält sie sich schon lange selbst, erzieht unsere kleine Stiefschwester und macht Alles in unserm Haushalt, was nöthig ist.

„Nochmals also danken wir Ihnen für Ihre große Güte und wenn wir um die Fortdauer Ihrer mütterlichen Liebe von Herzen bitten, so ist die Bitte, daß Sie, durchlauchtigste Frau Prinzessin, diese Liebe durch Geldsendungen nicht mehr beweisen mögen, darin enthalten.

„Wir wünschen, hochverehrte Mutter, Ihnen Ehre zu machen und uns Ihrer würdig zu zeigen, dazu ist nach meinem Gefühl zuerst nothwendig, daß wir auch nicht die kleinste Wohlthat aus der Hand des Mannes annehmen, der uns die Mutter raubte.

„Theure Mutter, tadeln sie uns deßhalb nicht, der Arme erwirbt und erhält sich die Achtung des Reichen nur dann, wenn er ihm zeigt, daß er seiner nicht bedarf und wir, Ihre Kinder, wünschen natürlich, und die Achtung Ihres jetzigen Gatten zu erwerben. Der Herr Fürst von Moroschin möge von den Kindern des armen Künstlers lernen, daß man nicht begehren soll seines Nächsten Gut.

„Unser Vater ist sehr leidend und hinfällig, er lebt aber, wenn gleich mehr das Leben einer Pflanze als eines Menschen. Einer der letzten Befehle, die dieser bedauernswürdige Vater uns, seinen Kindern, mit vollem ungetrübten Bewußtseyn gab, war der, uns nicht abhängig zu machen von dem Manne, der ihm seine Gattin geraubt.

„Verzeihen Sie uns, theure Mutter, wenn wir uns bemühen, diesem Befehle buchstäblich Folge zu leisten. Jetzt bedürfen wir auch wirklich keiner Unterstützung mehr, wir sind ja erwachsen und ich habe den ersten und schwersten Schritt in einem Lebensberufe bereits gethan. Ich bin sehr stolz darauf, mich so weit emporgearbeitet zu haben, daß ich eine Familie ernähren kann.

„Gewiß aber lag es nie in unseres Vaters Willen, die Mutter so von ihren Kindern zu trennen, daß eins keine Nachricht von dem Andern hat. Früher glaubten wir, dieß ginge von Ihnen aus, jetzt wissen wir zu unserm Troste, unserer Freude dieß besser. Unter Nanni's Effekten hat das Gericht Briefe von Ihnen an uns gefunden, die uns beweisen, daß Sie immer liebevoll unser gedacht haben. Befehlen Sie nun, verehrte Mutter, daß wir Ihnen von Zeit zu Zeit Nachricht von unserm Befinden geben, und wollen Sie uns bisweilen schreiben, so werden wir Ihnen für diese große Güte sehr dankbar seyn und uns sehr glücklich fühlen. Wir erwarten Ihre Befehle in dieser Beziehung. Inliegend erfolgt das vor acht Tagen an Nanni geschickte Geld zurück, mit dem herzlichen Danke für Ihre Großmuth und mit der Bitte uns

nicht mehr durch Geldsendungen zu beschämen. Wir sind kräftig und tüchtig genug, um keiner Unterstützung zu bedürfen. Da es unser herzlichster Wunsch ist, daß Sie bei uns geblieben wären, so können wir um so weniger Unterstützung annehmen, die wir nur durch die traurige Trennung von Ihnen erkauften. Verzeihen Sie uns dieß. Es ist unsere Hoffnung und höchster Wunsch, einst vor Sie treten und Ihnen sagen zu können, daß wir uns durch eigene Kraft erhalten und ſt es werth gewesen sind zu seyn Ihre gehorsamen Kinder

Eduard und Gertrud Bergenau."

(Fortsetzung folgt.)

Die Prügelei im Repräsentantenhaus zu Washington.

In der Nachtsitzung vom 5. auf den 6. Febr. kam es im Repräsentantenhaus der Vereinigten Staaten zu sehr skandalösen Auftritten. Von Seiten der republikanischen Opposition war der Antrag gestellt worden, die Botschaft des Präsidenten an einen Dreizehner-Ausschuß zu verweisen, diesen aber gleichzeitig mit der Ermittelung aller thatsächlichen Vorgänge in Kansas zu beauftragen. Diesem Antrage widersetzten sich die Anhänger Buchanan's mit aller Macht, fanden aber bei Nachzählung ihrer Streitkräfte, daß sie bei der Abstimmung in einer Minorität von drei bis fünf Stimmen seyn würden, und suchten daher auf jede Weise die Abstimmung durch allerlei Zwischenfragen, Namensaufrufe 2c. zu verhindern. So zog sich die Sitzung bis nach Mitternacht hin und die Erbitterung stieg von Minute zu Minute. Da kommt der republikanische Abgeordnete Grow von Pensylvanien, in den Gängen zwischen den Sitzen promenirend, in die Nähe des Abgeordneten Keitt von Südkarolina, desselben, der seinem Kollegen Brooks bei dem Mordanfall auf Senator Sumner half. Keitt fährt Herrn Grow an: was er auf dieser Seite des Hauses suche? Grow erwidert in festem Tone, daß jeder Abgeordnete hier umhergehen könne, wo er wolle. Keitt springt auf und schreit: „Sie sind ein verfluchter schwarzrepublikanischer Hund"! Grow entgegnete: „Kein Niggertreiber soll seine Peitsche über mich klatschen"! Damit fährt Keitt Herrn Grow nach der Kehle und sucht ihn zu würgen. Doch dießmal kam er an den Unrechten. Grow war nicht wie Senator Sumner in einen engen Armstuhl eingekeilt; er packte den südlichen Bramarbas mit nerviger Hand und schmettert ihn zu Boden, daß ihm die Rippen krachen. Andere Sklavenhalter stürmen nun auf Grow heran, doch diesem kommen rasch Republikaner zu Hülfe, von denen sich namentlich Wasburne von Illinois durch seine gewaltigen Hiebe auszeichnete. Der Sprecher strengte die ganze Gewalt seiner Stimme an, um Frieden zu gebieten, und hämmerte mit Macht darauf los, sich Gehör zu verschaffen. Da wollte denn der Zufall, daß der Hammer vom Stiele abflog und einem Kongreßmitgliede, das mitten im Gedränge stand, mit ziemlichem Gewicht auf die Nase fiel. Es dachte sogleich, daß Das ein Stein gewesen, der von der gegnerischen Partei nach ihm geschleudert worden sey und hieb rechts und links um sich wie ein wüthender Löwe, um Den, der den Stein geworfen, zu treffen. Natürlich schlug Jeder, der „was abkriegte", wieder zurück, und so entstand denn plötzlich ein allgemeiner Knäuel — bis es dem Sprecher, den Thürstehern und dem Sergeant at Arms gelang, die Kämpfenden zu beschwichtigen.

Mannigfaltigkeiten.

Zu den großartigsten Werken, welche in der neuesten Zeit in Oesterreich zu Tage gefördert wurden, gehören die Hafen-Arbeiten in den Lagunen von Venedig. Durch dieselben ist es gelungen, ein Grundübel zu beseitigen, an welchem Venedig seit Jahrhunderten kränkelte. Die zunehmende Versandung der Lagunen, die fortwährend geringere Tiefe im Kanale von Spignon und an der Sandbank von Rochetta in einer Schifffahrts-Epoche, welche den Tonnengehalt der Kriegs- und Lastschiffe progressiv steigen sah, die fruchtlosen Anstrengungen, durch Baggermaschinen eine gleichmäßige Tiefe herzustellen, hatten bereits in manchem Gemüthe die Besorgnisse wachgerufen, Venedig könnte einer völligen Isolirung entgegengehen. Wie ganz anders gestalten sich aber die Verhältnisse, seit durch die Verlängerung des Norddammes von Alberoni bis auf 2000 Metres und die so außerordentlich erfolgreiche Errichtung des Gegendammes am Festlande von Pelestrina ein Kanal hergestellt wurde, den große Fregatten, ohne Hochwasser abzuwarten, zu jeder Tageszeit, selbst bei starkem Seegange, ohne Schwierigkeiten passiren! Ist der Gegendamm bis auf die gleiche Länge mit dem Norddamme fortgeführt, und bezeichnen Leuchtthürme auf beiden dieses Seethor Italiens, wird die Rochetta fleißig fortgeeggt und der neue Kanal von S. Clemente vollendet, so ist in wenigen Monaten der Hafen von Venedig einer der schönsten und zugänglichsten der Welt.

Die Revue Munizipale bringt folgende Angabe über die Länge der Boulevards von Paris: Vom Bastillen-Platz bis zur Magdalena-Kirche: Boulevard Beaumarchais 783 Metres, Boul. des Filles du Calvaire 232 M., Boul. du Temple 527 M., Boul. St. Martin 601 M., Boul. St. Denis 210 M., Boul. de Bonne-Nouvelle 347 M., Boul. Poissonière 351 M., Boul. Montmartre 251 M., Boul. des Italiens 425 M., Boul. des Capucines 445 M., Boul. de la Madelaine 250 M. Im Ganzen 4383 Metres. Der Boulevard de Sebastopol (rechtes Ufer) vom Platz du Chatelet bis zum Straßburger Bahnhofe dehnt sich in gerader Linie auf eine Länge von 2081 Metres aus. Man ist jetzt damit beschäftigt, die letzten Häuser niederzureißen, welche ihn noch vom Boulevard St. Denis trennen. Der Boulevard des „Prinzen Eugen" wird eine Länge von 2575 Metres haben. Die Rivoli-Straße von der Straße Culture Ste. Katherine bis auf den Konkorde-Platz hat eine Länge von 3146 M., die Straße St. Honore 1904 M., die Straße St. Dominique 2436 M., die Straße von Grenelle 2251 M., die Universitäts-Straße 2701 M. Die Avenuen, Boulevards und Esplanaden, welche das Invaliden Hotel und die Militär-Schule umgeben und in nächster Zeit große Verbesserungen und Verschönerungen erfahren sollen, sind zwölf an der Zahl von einer Gesammtlänge von 9184 Metres. In Ausführung begriffen sind der Boulevard von Alma und ein zweiter Boulevard, welcher vom Quai von Orsay nach dem Boulevard la Tour Maubourg gehen soll. Dieser neue Boulevard soll die Benennung „Reine Hortense" erhalten.

—

[Eine Ohrfeige als Heirathsprokurator.] Ein sehr armes Fräulein hatte das Glück, die Gemahlin eines sehr reichen und liebenswürdigen Edelmannes zu werden. Kein Mensch konnte sich diese Heirath erklären, selbst die scharfsinnigen Leute nicht, die Alles ergründen können. Das Fräulein war sehr jung, aber weder schön noch reich. Wir hatten Gelegenheit, ihre Heirathsgeschichte aus ihrem eigenen Munde zu hören. — „Ich war", sagte sie, „mit meiner Tante, die wie Sie wissen, mich erzogen hat, auf einem Balle. Aus jugendlichem Leichtsinn trank ich erhitzt ein Glas Wasser. Die Tante sah es, sprang auf mich zu und gab mir vor der ganzen Gesellschaft eine Ohrfeige. Ich wußte erst nicht, wie mir geschah; als ich mich besann, küßte ich der Tante die Hand, fiel ihr um den Hals und bat um Vergebung. Obgleich die Hand meiner Pflegemutter eine große Aehnlichkeit mit dem Schwerte Jakobs hatte, welches gerne aus- und einging (so viel Zeit nahm sie sich doch, die Handschuhe auszuziehen, wenn sie ihre Ohrfeige austheilte), so war sie doch im Grunde sehr mütterlich gegen mich gesinnt und es fiel mir gar nicht ein, dieser Korrektion wegen mit ihr zu schmollen. Mein Betragen rührte das Herz meines Mannes, der von der Gesellschaft war, und augenblicklich beschloß, um mich anzuhalten, um mich nach seiner Hand zu ziehen. Er tanzte und sprach den ganzen Abend viel mit mir und brachte mir eine sehr gute Meinung von seinem Verstande und seinem Herzen bei. Etliche Tage darauf kam er zu meinen Pflegeeltern nach ***, hielt um mich an und bekam das Jawort."

—

Der verstorbene geistliche Rath und Stadtpfarrer an der katholischen Kirche, zu Frankfurt am Main, Beda Weber, war in Tyrol, zu Lienz im Pusterthale, am 26. Okt. 1798 geboren, studirte zu Innsbruck, trat 1821 im Stift Marienberg im Vintschgau in den Benediktinerorden, erhielt 1824 die Priesterweihe und im nächsten Jahr eine Pfarrei des Stifts Marienberg. Bald darauf wurde er Professor am Gymnasium zu Meran und erschien 1848 als Abgeordneter des dortigen Wahlkreises in der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt. Im Jahr 1849 ernannte ihn der Bischof von Limburg zum Domkapitular und kath. Stadtpfarrer zu Frankfurt. Er hat sich nicht nur durch unermüdliche Thätigkeit in seinem geistlichen Berufe, sondern auch als Schriftsteller bekannt gemacht. Die Armen verlieren an ihm einen großen Wohlthäter.

—

Ein Bauer Namens Andreas Meinz in dem Dorfe Weidenbach in Kurhessen vermachte in seinem Testamente dem Orte ein Legat von Zehn Thalern, mit der Bestimmung, daß von deren Zinsen alljährig dem fleißigsten Schüler, welcher Andreas mit Vornamen heiße, ein gutes Buch als Prämie überreicht werde, sey jedoch kein Andreas vorhanden, dann solle die Prämie dem fleißigsten Schüler überhaupt zu Theil werden.

—

[Einfälle vom Magister Iron.] Was sind Seifenblasen? Kanonenkugeln um Luftschlösser zu zerstören. — Wenn ein Deutscher die Neigung eines englischen Mädchens erringt, was hat er dann? Miß-Gunst. — Wenn der Wein ein Sorgenbrecher, so besteht der Katzenjammer — aus Brechersorgen.

Redakteur Gustav Meffert
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 54 Donnerstag, 4. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Der Prinz hatte ruhig zu Ende gelesen. Jetzt erhob er seine Augen und blickte in das Gesicht seiner schönen Gattin.

Hermione, bleich wie Schnee, saß da und starrte thränenlos vor sich nieder.

Alexis sprang auf. Er hatte sie so noch nie gesehen, immer blieb auf ihren Gesichtszügen der Ausdruck welcher, Ruhe, jetzt lag ein Schmerz in denselben, der selbst für den kältesten Zuschauer etwas Peinliches haben mußte und Alexis liebte das kühle Weib mit tiefer Leidenschaft.

„Was haben Sie, Hermione? Was hast Du, meine Freundin?" fragte er zärtlich, indem er sie von ihrem Sitz zu erheben versuchte.

Sie wehrte ihn mit der Hand von sich ab.

„Laß mich nur, laß mich," sagte sie schwach. „Ich weiß ja jetzt, daß sie leben und mich nicht brauchen. Es ist ganz gut so, ganz gut. Kinder wissen nicht, was eine Mutter für sie thun kann. Ich habe für die Meinen gearbeitet und gehungert und als das Alles nichts fruchtete, habe ich mich von ihnen getrennt, um für sie zu sorgen, habe den Mann verlassen, den ich in der Jugend geliebt und der mir nächst ihnen immer das Liebste auf der Welt war. Jetzt sagen und zeigen sie mir, daß das gar nicht nöthig gewesen. Großer Gott, so habe ich denn umsonst und um nichts mein Leben aufgeopfert!"

Der Prinz legte einen Arm auf Hermionens Stuhllehne, beugte sich und sah ihr in das Gesicht mit einem Blick, dessen Blitz nur sie wahrnehmen konnte.

„Du hast Bergenau geliebt?" fragte er finster nnd grollend, „geliebt? Du, Hermione?"

„Ja, Alexis, ja! Was soll ich es leugnen, war ich doch neunzehn Jahre alt, als ich ihn kennen lernte und er der schönste und klügste Mann, den ich je gesehen. Ich war in meinem Herzen im Himmel, als er mich seine Braut nannte, und wenn er nicht getrunken und endlich ganz aufgehört hätte zu arbeiten, würde ich mich nie von ihm getrennt haben, und wenn Gott vom Himmel um mich geworben. Aber ich wollte für meine Kinder Brod, Kleidung und guten Unterricht, darum entschloß ich mich, von ihm zu gehen und Dich, den blutjungen Menschen, zu heirathen. Ich leugne es nicht, daß Dein vieles Geld und Dein vornehmer Name mir auch imponirte, dachte ich doch damals noch, daß man sich Glück mit Geld erkaufen könne. Du frugst mich nach unserer Hochzeit gleich, ob ich mit Dir gegangen wäre, wenn Du ein armer Künstler gewesen, und ich sagte Dir der Wahrheit gemäß schon damals: Nein! Gott weiß, daß ich nicht die Frau bin, die ihrem Manne entläuft mit dem ersten Besten, der ihr gefällt. Ich that es für meine Kinder."

Der Prinz erhob sich zu seiner vollen Größe, sein Gesicht war blaß und seine Augen flammten.

„Wohlan denn, Madame," sagte er mit tiefer Bitterkeit, „Sie geben mir von Neuem Gelegenheit, Ihrer Klugheit, Ihren feinen Takt und Ihre Uneigennützigkeit zu bewundern. Von Ihrer Liebe rede ich nicht weiter; wahren Sie diesen kostbaren Schatz für den Trunkenbold, dem Sie denselben in Ihrer nun schon etwas lange vergangenen Jugend geschenkt haben. Eins aber will ich und befehle es jetzt, ich befehle es als Ihr Herr! Kein Brief, keine Zeile, kein Wort von Ihnen geht von jetzt ab mehr an Ihre Kinder. Ich will mich nicht mehr Erörterungen aussetzen, wie die dieses Augenblicks. Sie haben darein gewilligt, meine Frau zu werden, gleichviel aus welchem Grunde. Jetzt sind Sie es, und ich will, daß jede Verbindung mit einer Vergangenheit abgebrochen sey, die Sie selbst hinter sich ließen, als Sie mir vor dem Altar das Gelöbniß der Treue gaben. Ich will Sie nicht hindern, Ihren Kindern Geld zu geben, ihnen je wieder zu schreiben verbiete ich Ihnen auf das Strengste.

Er wandte sich ab und verließ das Zimmer, die Briefe in der Hand behaltend.

„Geben Sie mir den Brief meines Sohnes,

Alexis!" rief die unglückliche Frau, indem sie ihrem Gatten nacheilte.

„Hier!" sagte er und legte die Papiere in ihre zitternde Hand.

„O Gott!" schrie sie, „es ist ja auch etwas von meiner Gertrud dabei, die wird mich noch lieben und nicht Durchlaucht und Sie nennen."

Der zweite Gatte mit seinen Wünschen, Gefühlen und Ansprüchen war wie die leere Luft in den Augen und im Herzen der Frau, die ihre Kinder verließ, um ihnen das tägliche Brod zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Einnahme von Kanton und die Gefangennehmung Yeh's.

Wie schon kurz mitgetheilt, begann das Bombardement der Stadt von den in einem Halbkreis ankernden Schiffen der englisch-französischen Flotte am Montag den 28. Dez. um 6 Uhr Morgens, und wurde ununterbrochen den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht bis Dienstag Morgens um 8 Uhr fortgesetzt. Inzwischen waren die Truppen, Engländer und Franzosen, zusammen etwa 6000 Mann stark, unterhalb der Stadt nahe dem French Folly Fort gelandet, und begannen auf ein gegebnes Signal, sobald das Feuer der groben Geschütze aufhörte, gleichzeitig den Angriff. Die Franzosen, etwa 1000 Mann stark, bildeten den linken Flügel; das englische 59. Regiment und Marinesoldaten das Zentrum, und die englische Marinebrigade (aus Matrosen gebildet) den rechten Flügel. Alle drei Divisionen rückten gleichzeitig vor, die Chinesen zogen sich überall vor den ausgeworfenen Tirailleurs nach vergleichsweise unbedeutendem Widerstand zurück, und ließen sogar einen ihrer Hauptstützpunkte, Lin's Fort, im Stich, welches die Franzosen nachträglich erstürmten, und natürlich das Nest leer fanden, daher auch weder Todesfälle noch selbst Verwundungen bei dieser Affaire zu berichten sind. Ein englischer Ingenieur-Offizier und ein französischer Matrose, welche beide die ersten im Fort gewesen, wurden vom französischen Admiral mit einigen Küssen, Umarmungen und dem Kreuz der Ehrenlegion für die bewiesene Tapferkeit belohnt. Nur wenige Mann im Fort zurücklassend, schritt man sogleich zum Angriff auf die Stadt selbst und die Forts im Rücken derselben auf dem Gough's und dem Mackenzie-Hügel. Obgleich außer einem ziemlich lebhaften Gewehrfeuer im Anfang der Widerstand auch hier im Ganzen nur schwach war, so boten das hügelige und stark koupirte Terrain und die Höhe der Stadtmauern, die etwa 40 Fuß hoch und 15 Fuß breit sind dennoch Schwierigkeiten dar, welche bei größerer Tapferkeit von Seiten der Chinesen wohl nicht so leicht zu überwinden gewesen wären. Der Angriff geschah gleichzeitig auf die Forts und die Stadt. Kompagnien mit Sturmleitern rückten zwischen dem nördlichen und östlichen Thor von verschiedenen Seiten gegen die Mauer vor, und nachdem der Graben übersprungen und die Leitern aufgepflanzt waren, gelang es ihnen auch bald, auf der Höhe der Mauer Posto zu fassen. Zwar sammelten sich Abtheilungen tatarischer Truppen an verschiedenen Stellen, die für kurze Zeit ein lebhaftes Musketenfeuer unterhielten, und entschlossen schienen, Widerstand zu leisten, überall aber vor den Bajonettangriffen der Soldaten schleunigst ihr Heil in der Flucht suchten. Dasselbe war der Fall bei dem Gough-Fort, wo die Besatzung so wenig an ernstliche Gefahr dachte, daß sie erst durch Minikugeln von ihrem eben bereiteten Frühstück aufgescheucht werden mußte, dann aber auch eiligst vor diesen unwillkommenen Gästen das Weite suchte.

Nach wenigen Stunden angestrengter Arbeit war so das Werk gethan, das man sich ohne schweres Blutvergießen und Verlust an Menschenleben unausführbar gedacht, und ehe der letzte Sonnenstrahl den westlichen Horizont beleuchtete, war die von den Chinesen von jeher für uneinnehmbar gehaltene „Stadt der Widder" vollständig in der Gewalt der Verbündeten und ihrer Gnade anheimgegeben. 1500 Mann kampirten in der Nacht im Innern der Stadt, und die Admirale schlugen ihr Hauptquartier in der fünfstöckigen Pagode und einem großen Yamun nahe dem nördlichen Thor auf. Der ganze Verlust der Alliirten beläuft sich auf etwa 20 Todte und 100 Verwundete; unter den erstern leider der vielbetrauerte Flottenkapitän Bate, was wissenschaftliche Bildung und Qualifikation im Allgemeinen anbetrifft, wohl der tüchtigste Offizier des ganzen Geschwaders, dessen Tod eine schwer auszufüllende Lücke bildet.

Die nächsten Tage beschäftigte man sich mit der Sprengung der sämmtlichen Forts und Sicherstellung der übrigen Positionen. In das Innere der Stadt konnte man sich nur unter starker Bedeckung wagen, da noch viele der tatarischen Truppen als Kulis verkleidet in den Häusern verborgen lagen. Die Unordnung, die dort herrscht, wird als entsetzlich geschildert. Banden von Räubern und losem Gesindel durchzogen die fernen Stadttheile plündernd und mordend, und überall hörte man das Geschrei der Kämpfenden, wo die friedlichen Einwohner ihr Hab und Gut vertheidigten. Mehrere hundert gefangene Rebellen, die man in Ketten in einem der öffentlichen Kerker fand, wurden

in Freiheit gesetzt, nachdem man sie mit Kleidungsstücken und Reis versorgt; man hat sie seitdem im Lager der Verbündeten zu mnacherlei Arbeiten verwendet, wozu sie bereitwillig ihre Dienste anboten.

Der Anblick der Stadt von der Höhe der Mauern bietet ein eigenthümlich interessantes Schauspiel, und hat gewissermaßen den Wahn zerstört, in dem man früher schwebte, daß Kanton bei dem verhältnißmäßig kleinen Flächenraum, welchen es einnimmt, und der bekanntlich außerordentlich starken Bevölkerung von nahezu einer Million Seelen, aus einem Häusermeer mit möglichst engen Straßen bestehe. Dieß ist keineswegs der Fall, wenigstens nicht in der alten Stadt. Hier sieht man zahlreiche Yamuns (offizielle, sowohl wie Privatwohnungen der Mandarinen), manche von nicht unbedeutender Ausdehnung und mit Fischteichen, Blumengärten ꝛc. umgeben, in Zwischenräumen über den hügelichen Grund zerstreut, wo die Lenker der Stadt und Provinz ihr „otium cum dignitate“ genossen. Anders ist es freilich in der sogenannten neuen Stadt, dem Tatarenquartier im Westende, und in den Vorstädten, dem eigentlichen Geschäftsviertel, wo ameisenähnlich von früh bis spät dichte Haufen sich in den Straßen drängen, und das Häusermeer wie eine kompakte Masse dem Blick sich darbietet. Dieß sind auch die Stadttheile welche den Faktoreien am nächsten gelegen, und nach denen, als den einzigen, den Fremden zugänglichen, wie bisher zu urtheilen gewohnt waren. Das Bombardement hatte übrigens hier herum traurig gewirthschaftet, und ungeachtet Tausende vorher die Stadt verlassen, muß doch, nach den Haufen Todter zu schließen, eine große Menge Menschen dabei ihr Leben eingebüßt haben.

Schon am Mittwoch hörten die Feindseligkeiten gegen die Stadt gänzlich auf; Matrosen und Soldaten wurden überall beschäftigt, die Spuren der Zerstörung so viel wie möglich zu verwischen, und die Admirale trafen Vorbereitungen zu einer permanenten Besetzung. Am Donnerstag kamen die beiden Gesandten, Lord Elgin und Baron Gros, mit ihrem Stab von Whampoa herauf, und begaben sich ans Land, begleitet von den beiden Admiralen, General Stroubenzee und einer zahlreichen Ehrenwache, alle in voller Gala-Uniform. Eine Prozession war bald gebildet, die unter einem königlichen Gruß von sämmtlichen Batterien und Schiffen sich in Bewegung setzte, und mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel auf der Höhe der Mauern um einen großen Theil der Stadt marschirte, dann etwa eine halbe Stunde im Hauptquartier verweilte, und sich später wieder nach den Schiffen zurückbegab. Es wäre interessant zu wissen, was die Chinesen sich bei diesem Schauspiel gedacht; der unerträgliche Stolz der Kantonesen muß sich tief gedemüthigt gefühlt haben.

Inzwischen hatte man alle Spur von Yeh und seiner tapfern Armee verloren; Gerüchte von Selbstmord tauchten auf, die von den Chinesen eifrig bestätigt wurden, ohne daß man indessen Gewißheit darüber hätte erlangen können. Um der Sache auf den Grund zu kommen, wurde beschlossen, die Stadt genau zu durchsuchen, und 1500 Mann in verschiedenen Abtheilungen wurden zu dem Zweck beordert. Dieß war am 5. Januar. Mit der alten Stadt wurde der Anfang gemacht, und hier traf eine Abtheilung Franzosen und Engländer nach kurzem Umherstreifen auf Pihkwei, den Futoi oder Gouverneur der Provinz Kwantung, der nächste an Rang nach Yeh, und den Tsiang-Kiung, oder Tatarengeneral, Beide in des letztern Wohnung verborgen. Sie wurden gefangen genommen und nach dem Hauptquartier abgeführt. Alle weitern Nachforschungen, den Vizekönig selbst zu finden, blieben lange fruchtlos, obgleich man fast alle Yamuns durchsuchte, bis endlich eine Abtheilung von 100 Matrosen von dem Flottenkapitän Key und dem Konsul Parkes begleitet, an ein ehemaliges Schatzgebäude nahe der neuen Stadt kamen, wo eine verdächtige, geheimnißvolle Geschäftigkeit der in der Halle befindlichen Chinesen die Aufmerksamkeit des Konsuls Parkes auf sich zog. Sogleich begann man das Gebäude zu durchsuchen, und war glücklich genug, in eben dem Augenblick in eines der hintern Zimmern einzudringen, als mehrere anscheinend hohe Mandarinen im Begriff standen, sich heimlich zu entfernen. Den Vizekönig hatte keiner je gesehen, und nur Parkes kannte ihn etwas nach den Beschreibungen der Chinesen. Er stürzte sich daher auch sogleich auf den, welcher ihm auf den ersten Blick der rechte Mann zu seyn schien los, und nahm ihn, ungeachtet der Protestationen der andern Mandarinen, die sich alle für Yeh ausgaben, mit Hülfe eines Matrosen gefangen.

Seine Vermuthungen erwiesen sich auch bald als richtig, und der oft bewunderte, aber auch viel gescholtene geheimnißvolle Mann, jene Personifikation chinesischen Stolzes und chinesischer Halbkultur, der treueste Sohn seines Landes, sah sich machtlos in der Gewalt seiner Feinde. Durch und durch ein Fatalist, schien er sich bald in sein Schicksal zu finden, und auf Parkes' Frage an ihn, was aus den gefangenen Europäern geworden, antwortete er mit hochmüthiger Insolenz: „Wer bist Du, der Du mich in meiner eigenen Sprache anzureden wagst?“ „Ich kenne Dich, und Du kennst mich,“ antwortete Parkes, es ist unnöthig, Dir meinen Namen zu nennen. Dann, nachdem die frühere Frage noch einmal wiederholt, antwortete Yeh: „Sie sind todt, ich weiß nicht, wie kann ich mich darum bekümmern; ich will Euch ihre Gräber zeigen lassen.“

Dann schwieg er. Man brachte ihn hierauf in einem Tragsessel erst nach dem Hauptquartier, und dann an Bord der englischen Dampffregatte „Inflexible;" mehrere Tage später wurde er an Bord des ehemaligen Linienschiffes „Belliole," das an der Bocca Tigris vor Anker liegt, transportirt, wo er mit aller seinem Rang gebührenden Auszeichnung behandelt wird. Yeh wird als ziemlich groß und von außerordentlich massiven Formen geschildert, mit einem gigantischen Kopf, ganz über alles Maß hinaus, und von imponirendem Wesen. Seine Gesichtszüge sollen dagegen nichts weniger als schön seyn, im Gegensatz zu Pihkwei, dessen gefälliges Aussehen man allgemein rühmt. Der Tartarengeneral ist ein langer hagerer Mann. Im Besitz von Yeh fand man zugleich etwa 450.000 Dollars und eine Masse werthvoller Dokumente und Papiere, darunter auch die Originalverträge mit den Engländern, Franzosen und Amerikanern. Sollten die Letztern vielleicht nie nach Peking gelangt seyn, und der Kaiser von ihrer Existenz keine Ahnung haben?

Nach verschiedenen wiederholten Konferenzen hatten die Gesandten und Oberbefehlshaber endlich beschlossen, die Regierung der Stadt in die Hände der chinesischen Behörden zurückzugeben, unter Oberaufsicht eines englisch-französischen Rathes aus drei Mitgliedern, einem englischen und einem französischen Obersten und Konsul Parkes bestehend. Am 9. Jan. fand die feierliche Inauguration in des Tartarengenerals Palast statt, wozu Lord Elgin und Baron Gros mit ihrem Stab, so wie sämmtliche Offiziere sich in Gala-Uniform eingefunden hatten. Auf einer Platform saßen in der Mitte die beiden Gesandten, und vor ihnen Pihkwei und der Tatarengeneral in offiziellem Kostüm. Nachdem alle versammelt, hielt Lord Elgin sitzend eine Anrede an den Gouverneur Pikwei, die ihm Satz für Satz übersetzt wurde — ihn freilich als Vizekönig von Kanton einsetzend, und ihn ermahnend, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Baron Gros hielt nach ihm eine ähnliche Rede, worauf Pihkwei in aller Form erwiderte. Die Audienz war dann zu Ende, und die Gesandten begaben sich zu ihren Schiffen zurück.

So weit die Nachrichten von Kanton. Man spricht jetzt viel davon, daß die Blokade in den nächsten Tagen aufgehoben werden soll, und wenn dieß wirklich der Fall, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sich bald ein blühender Handel wieder entfalten wird. Lord Elgin beabsichtigt in einigen Wochen nach dem Norden zu gehen.

Perlen im Herzen.

O sieh die Perle auf dem Grund!
Nicht wenn sie friedlich wogen,
Nur wenn der Sturm die Wellen peitscht,
Kommt sie herauf gezogen!

So sind auch Perlen edler Art
Dem Menschenherzen eigen;
Nur ruh'n sie auf des Herzens Grund,
So lang die Stürme schweigen.

Doch wenn die Sonne sich verhüllt,
Wenn wild die Wogen fluthen,
Und wenn der Blitz ein edles Herz
Versengt mit seinen Gluthen:

Dann tauchen sie herauf ans Licht
Aus ihren stillen Tiefen,
Und zarte Stimmen werden wach,
Die in dem Herzen schliefen.

Und fragst Du, um die Perlen fein,
Die in dem Herzen schliefen:
Die Poesie erweckt der Sturm
In uns'res Herzens Tiefen!

Mannigfaltigkeiten.

Man spricht davon, daß die Scharfrichter in Frankreich ein Kostüm erhalten sollen, das sie während der Vollziehung ihres Amtes anlegen müssen. Diese Uniform wird in einem blauen Fracke und einem blauen Pantalon mit einer silbernen Borte und einem dreieckigen Hute bestehen. Zwei mit Silber in den Kragen des Fracks gestickte Beile und ein Säbel nach Art des römischen Schwertes sollen die Uniformirung der französischen Nachrichters ergänzen.

Bettelkind: Schenken Sie mir ein Almosen, meinem Vater fehlt etwas an den Füßen, er kann nicht fort und nichts verdienen. — Frau: Armes Kind, da hast Du etwas, was fehlt denn Deinem Vater an den Füßen? — Kind: Na Stiefel liebes Madamchen!

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 55 Freitag, 5. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Siebzehntes Kapitel.

„Um Gotteswillen, Hermione, theure Freundin, was thun Sie,“ sagte die Räthin Wender, als der Prinz sich entfernt hatte.

„Lassen Sie mich nur erst den Brief meiner Gertrud lesen, Sie haben keine Kinder und wissen nicht, wie einer Mutter zu Muthe ist, die in sieben Jahren zum Erstenmal wieder ein Wort aus dem Munde ihres jüngstgeborenen Kindes hört.“

Die Räthin wandte sich ab von der tief Erregten.

Wo die Stimme der Natur spricht, da schweigt ehrerbietig die Konvenienz und die Klugheit weiß wohl, daß nichts im Stande ist, jene zum Schweigen zu bringen.

Hermione las leise vor sich hin und wischte von Zeit zu Zeit die thränenumflorten Augen.

„Meine theuerste Mutter!

„Eduard meinte Anfangs, es sey genug, wenn er allein Dir schriebe, und ich nur meinen Namen mit unter den Brief setzte. Ich hörte aber nicht auf, ihn zu bitten und so küßte er mich endlich und sagte: „Folge Deinem Herzen.“ Meine Mutter, theure, liebe Mutter, o, wie habe ich Dich vermißt, diese vielen langen Jahre. Wir haben viel gelitten, viel, seit Du von uns gegangen, durch die Bosheit dieser schlimmen Nanni und durch des armen Vaters Krankheit, vor Allem aber durch die Trennung von Dir. Ach, seit Du fort warst, lernte ich erst einsehen wie viel Du geleistet, was Du uns gewesen.

„Mutter, theure Mutter, Du hieltest uns zur Arbeit an, zur Ordnung und Reinlichkeit, zum Gehorsam; wenn wir nach der Trennung von Dir Menschen wurden, so wurden wir es doch nur durch Deine Lehren und Dein Beispiel. Ich, die ich Deine Arbeit übernahm, ich weiß allein, was Du geleistet, und es ist mein Trost, daß Du jetzt an einer Stelle in der Welt stehst, wo Du mit Deinen schönen Kräften und Eigenschaften weit mehr noch wirst nützen können. Gott hat gesagt: Du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will Dich über viel setzen. Der Vater ist sehr leidend. Er ist fast immer schlafend und nächst meinem geliebten Bruder Eduard ist meine kleine Schwester Leontine meine größte Freude in der Welt. Auf Eduard, liebe Mutter, kannst Du auch als eine Fürstin stolz seyn, glaube das Deiner Gertrud.

„Das erste Geld, das ich erübrigen kann, verwende ich darauf, ihn für Dich malen oder doch wenigstens daguerreotypiren zu lassen. Er ist sehr schön. Sein Haar ist goldigbraun, als ob steter Sonnenschein darauf schimmerte, seine Augen sind wie der Himmel blau und klar oder eigentlich wie ein tiefer See, in dem die Sterne sich spiegeln. Liebe Mutter, das Gesicht Deines Sohnes ist so schön wie das Deine, es gibt auf der Welt gewiß kein schöneres. Aber, er ist noch mehr gut als schön. Durch seinen eigenen Fleiß, ohne fremde Hülfe, ist er nun schon Regierungsgeometer und er ist doch erst neunzehn Jahre alt. Wenn er einmal ein großer Mann geworden seyn wird, ein Baurath oder noch mehr, dann wird er Dich in Deiner fürstlichen Pracht besuchen, so daß Du Dich vor Deinem vornehmen Gatten und Deinen neuen Verwandten Deines Sohnes nicht schämen darfst. Auch ich, meine verehrte Mutter, gebe mir alle Mühe, Dir Freude und Ehre zu machen.

„Wärest Du bei uns, Du würdest mit meinem guten Willen gewiß ganz zufrieden seyn und an der Ausführung derselben jetzt auch nur wenig zu tadeln finden. Du kannst denken, daß ich zu schonen verstehe, da wir unsern alten Sophaüberzug noch haben und er nirgends zerrissen und ganz rein ist, trotzdem ein kleines Kind jetzt bei uns im Hause ist, unsere kleine liebe Schwester Leontine. Ich habe Alles zu Rathe und in Ordnung gehalten und habe stets daran gedacht, daß Du zu sagen pflegtest: Man erkennt den Vogel an den Federn und den Menschen an den Kleidern, und wer auf das nicht achte, was er an sich selbst sehen

könne, wie man von dem wohl erwarten könne, daß er auf das achten würde, was unsichtbar sey. Ich kann Dir das sagen, liebe Mutter, Du weißt, was ich meine. Ich habe erfahren, daß das Aeußere mit dem Innern genau zusammenhängt, und daß man durch den Fleiß, den man auf Aeußerliches verwendet, auch auf die Regelung des Innern gebracht wird.

„Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß Arbeit vom Bösen abhält, daß Ordnung und Reinlichkeit den Menschen bei Ehre erhält, indem diese beiden Tugenden uns erst sparsam machen und nur, wenn man sparsam, ordentlich und fleißig ist, lernt man einsehen, was es heißt, mit Wenigem glücklich seyn. Nanni hatte viel Geld und brauchte viele Sachen. Freude hatte sie keine daran, sie verwüstete bald, was sie besaß. Ich habe ganze Haufen feine Aermel und Kragen und solche kostbare Dinge zerrissen und beschmutzt in den Winkeln gefunden. Liebe Mutter, da ich weiß, daß all dieser unnütze Putz von Deinem Gelde angeschafft worden ist, und daß dieß Geld für uns bestimmt war, so habe ich diese Dinge zusammengesucht, gewaschen und ausgebessert und behandle sie als mein Eigenthum und Dein Geschenk. Ich werde Alles jetzt sehr in Ehren halten und Freude haben, es zu gebrauchen.

„Aber das sind so geringe Kleinigkeiten, vielleicht nicht werth, daß man das Papier damit füllt, ich denke nur, meine geliebte Mutter, daß Du durch diese Geschichten erkennen kannst, wie Deine Gertrud sich Deine Lehren gemerkt hat, und daß es Dich doch freuen muß, Dein kleines Mädchen ordentlich und verständig zu wissen. Ich kann Dir nicht wie Dein Eduard alle Ehre machen, dadurch, daß ich etwas Rechtes werde, immer, immer kann ich nichts Anderes seyn, als Deine gehorsame, fleißige und ordentliche Tochter. Dieß aber, meine Mutter, will ich seyn und täglich mehr werden. Ich will bei den Sorgen und Arbeiten für meine Familie, mir Dein früheres Wirken zum Beispiel nehmen und manchmal gibt es stolze Stunden in meinem Leben, da ich glaube, ich fülle Deinen Platz gut aus und es sey mein Beruf ihn auszufüllen, damit Du ohne Sorge um uns, Deine fernen Lieben, schön und groß auf der hohen Stelle wirken kannst, auf welche die Vorsehung Dich berufen. Für unser Auskommen fürchte nichts. Eduard erwirbt so viel, daß wir davon leben und noch für sein künftiges Studium zurücklegen können. Was ich an Kleidern brauche, verdiene ich mir auch selbst. Eine gute Freundin, eine Jüdin, Namens Rahel Salomon, hat mich viel feine Handarbeit gelehrt und diese wird ganz gut bezahlt; bin ich fleißig, kann ich es im Monat auf fünf bis sechs Thaler bringen und so viel kosten meine Kleider und Schuhe lange nicht, da bleibt noch für Leonie genug übrig. Ich möchte Dir gern schreiben, wie ich mir das Geld so eintheile und wie ich jeden Groschen verwende, aber ich fürchte mich, daß Dir das doch lästig werden könnte. Ich gedenke, theure, liebe Mutter, oft der Zeit, wo Du an dem kleinen Tische saßest und rechnetest, und weintest, wenn das Geld auch bei der knappsten Eintheilung nicht ausreichen wollte und wie der Vater dann zu sagen pflegte: „Mache einen Strich durch die ganze Rechnerei, Jone; brauche so viel wir haben lustig und guter Dinge und lerne krumm liegen, wenn es zu Ende ist.“ Niemand will es mir glauben, wie lange ich zurückdenken kann und doch ist es gewiß wahr, ich besinne mich auf das kleine Kleid, das Du mir stickest als ich noch nicht drei Jahre alt war. (Später machten wir von der Borte Hosenträger für Eduard.) Ich sehe Dich immer mit der Stickerei am Fenster sitzen und Deinen weißen Arm sich bewegen. Damals, liebe Mutter, war der Vater gesund, glücklich und ein großer Künstler. Es war eine schöne Zeit!

„Eduard mahnt mich, endlich aufzuhören, ich habe geschrieben bis die Dunkelheit hereingebrochen. Theure Mutter, vergib Nanni ihre Betrügereien, vergib aber auch uns, daß wir lieber durch eigenen Fleiß, als durch Unterstützung leben wollen, käme diese auch aus der Hand einer Mutter.

„Ich wünsche Dir Gottes Segen und bete täglich für Dich wie auch für Deinen jetzigen Gatten. Ich möchte nicht aufhören zu schreiben, mir ist, so lange ich noch schreibe, als spräche ich zu Dir. Gott segne Dich, meine verehrte, geliebte Mutter und gedenke in Liebe Deiner

Gertrud.“

Hermione las diesen langen Brief wieder und wieder.

Der Sonnenschein fiel schräg auf die blühend schöne Frau und erleuchtete den Saal, den Tisch und den Sessel mit röthlichem Abendlicht, ein lauer Wind trug Blumendüfte durch das geöffnete Fenster herein, aus dem Park tönte das Säuseln des Laubes, vermischt mit dem Abendlied der Nachtigallen. Hermione sah, hörte und fühlte nichts als die Worte und Gedanken ihres fernen Kindes.

Dieser Brief, so wie er war, traf jede Saite im Herzen der Mutter und ließ sie in leisen Freudenaccorden ertönen.

Gertrud war die Tochter nach Hermionens Wunsch. Das Herz der Mutter verstand jede Andeutung in den Zeilen derselben. Sie sah ihr Wirken und Leben, sah ihren Fleiß, ihre stille Sorgsamkeit und sagte sich selbst in jedem Moment: O, sie ist gut, sie ist sehr gut.

So hatte sie Stunden gesessen. Die Nacht war hereingebrochen; die Räthin Wender, welche das Zimmer leise verlassen hatte, trat ebenso leise wie-

der ein, legte die Hand auf die Schulter der Sinnenden und sagte:

„Sind Sie jetzt gefaßt, theuerste Freundin?"

Hermione blickte erschreckt empor. Sie hatte die Gegenwart gänzlich vergessen und eine Stunde in ihrer armen Vergangenheit verlebt. Eine glückliche Stunde! Ihre Kinder, ihr kleines Zimmer, die ärmlichen Möbel, Bergenau's kostbare Geige im zierlichen Kasten, die alten weißen Gardinen, alle diese bekannten Gegenstände ihres Fleißes, ihrer Sorgsamkeit hatten mit blendender Lebendigkeit vor ihrer Seele gestanden. Als sie sich emporraffte, erschienen die prächtigen, nicht ganz saubern Geräthe, die Bogenfenster mit den schweren seidenen Gardinen, alle die Dinge, womit der Reichthum und die Liebe ihres zweiten Gatten sie umgaben, nur einem Traum anzugehören. Ihr Seyn und Leben war bei ihren Kinder, denn wo Euer Schatz ist, da ist auch Euer Herz! Ihre Vergangenheit voll Mühe und Sorge erschien ihr jetzt eine Zeit ächten und wahrhaften Glücks. Eines Glücks, das sie unwiederbringlich verloren. Sie verhüllte ihr Gesicht mit ihren Händen und weinte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Auf Anlaß der neuesten Nachrichten aus China widmet der Globe den Chinesen einige schmeichelhafte Bemerkungen. „Wir haben jetzt", sagte er, „den Schlüssel zu Ye'ds unbeugsamem Stolze. Wir finden ihn in einer beinahe übermenschlichen Dummheit, und dieser Fall steht keineswegs vereinzelt da. Der Tartaren-General stellte sich gleichfalls als großer Renommist heraus, an dem nichts daran war, und verkroch sich in einen Schrank, als die Barbaren die unbegreifliche Verwegenheit hatten, in die Stadt einzudringen. Offenbar hielten die Chinesen ein solches Ereigniß gar nicht für möglich; hatten sie doch die öffentliche Kasse nicht fortgeschafft. Wenn wir nun bedenken, wie lange wir mit diesem Volke verkehrt haben und wie Hunderttausende von Chinesen mit Europäern umgegangen, ja, wie viele selbst nach Europa gekommen sind, so vermögen wir diese undurchdringliche Dickfelligkeit kaum zu begreifen. Um ein Gleichniß zu finden, müssen wir uns zu den Thieren niedern Ranges wenden. Das Geschlecht der Hunde hat seit unvordenklichen Zeiten mit den Menschen zusammengelebt, und doch ist es noch nie einem Hund eingefallen, daß, wenn er sich in der Mitte der Straße hinlegt, er in seiner Ruhe gestört wird. Zwar können die Chinesen lesen; diese Kunst kann man aber auch bis zu einem Grade Schweinen beibringen. Zwar können die Chinesen in ihrer eigenthümlichen Manier singen; wir haben aber auch Hunde singen hören. Das Geschöpf, welches Kommodore Elliot gefangen hat, ist ein Mann von dem Range eines Vize-Königs, und ganze Millionen stehen unter einem solchen Gouverneur. Wie schwer muß es seyn, mit diesen Millionen, wie mit zivilisirten Menschen, auf dem Fuße der Gleichheit zu verkehren!" —

Wie vorsichtig man mit seiner Namensunterschrift umgehen muß, zeigt folgender Vorfall. Ein alter schlichter Mann in einer kleinen Stadt bei Berlin erhält vor Kurzem von seinem liederlichen Sohne einen Besuch, wobei ihm dieser nicht nur seine Reue über seine Vergangenheit bezeugt, sondern ihm auch die Versicherung gibt, daß er nunmehr ein ordentlicher Mensch geworden sey. Im Lauf des Gesprächs erkundigt sich der Sohn auch theilnehmend nach dem Augenblicke des Vaters und ob er noch ohne Brille seinen Namen schreiben könne. Da der Alte versichert, daß er dieß sehr wohl vermöge, will der Sohn eine Probe machen, langt aus der Tasche ein Stück lithographirten Papiers und läßt seinen Vater den Namen darauf setzen. Der Sohn, erfreut darüber, daß sein alter Vater noch so schön schreiben könne, bittet um die Erlaubniß, dieß Papier zum Andenken behalten zu dürfen, steckt dasselbe ein und verläßt seinen entzückten Vater, welchem nach Verlauf einiger Zeit ein Wechsel uber 800 Thaler präsentirt wird, dessen Accept derselbe nicht abläugnen kann. Die Untersuchung wegen dieses Betrugs ist im Gange.

In Bayern stellt sich der Lohn der männlichen Arbeiter durchschnittlich in Oberbayern auf 40 kr., wobei die Schwankungen das Dreifache betragen: München 1 fl. 12 kr., Altötting 27 kr. Zunächst kommt Schwaben und Neuburg mit 38 kr., wobei Weiler mit 1 fl. den höchsten, Donauwörth mit 24 kr. den niedrigsten Satz darbietet. Der Durchschnitt von Unterfranken und Aschaffenburg ist 33 kr. Die höchste Stufe behauptet Würzburg mit 43, während 4 Landgerichte den Satz von 24 kr. aufweisen. Es folgt Niederbayern mit 32 kr., wobei Straubing mit 42 kr. und Viechtach genau mit der Hälfte. Die Endpunkte bilden Mittelfranken: Durchschnitt 31, Maximum Erlangen 40, Minimum Greding 23; Oberfranken 30, Max. Hof 45, Min. sechs Landgerichte mit 24, Pfalz 29, Max. Edenkoben 36, Min. 11 Landgerichte mit 24 kr. Oberpfalz und Regensburg 28, Max. Amberg 26, Min. 5 Landgerichte mit 24 kr. Aus der obigen Uebersicht geht die staatswirthschaft-

lich interessante Thatsache hervor, daß die Schwankungen desto größer sind, je mehr sich Stadt und Land unterscheiden. In Oberbayern, wo München die einzige eigentliche Stadt ist, übertrifft der höchste Lohn den niedersten und mehr als die Dreifache, und nicht zwei Landgerichte haben den gleichen Satz; in der Pfalz, wo die Dörfer selbst städtlich sind und keine der zahlreichen Städte 10,000 Bewohner übersteigt, weicht Maximum und Minimum vom Mittelsatz nur um wenige Kreuzer ab, und 11 Landgerichte haben denselben Lohnsatz.

Wie dem „Bayer. Landbtn." aus Tyrol geschrieben wird, hat sich die österr. Regierung entschlossen, das Silberbergwerk zu Schwaz, worin Anfangs dieses Jahrhunderts (wenn wir nicht irren 1809 oder 1812), 400 Bergknappen verschüttet worden sind (einer war vor dem Einsteigen betrunken und versäumte die Zeit, daher er der einzige war, welcher dem Tode entging), wieder zugänglich zu machen und hat deßhalb Sachverständige aus England berufen, und mit denselben in Unterhandlung zu treten, welche auch einen Kostenvoranschlag von 8,400,000 fl. zum fraglichen Unternehmen bei der höchsten Stelle einreichten, wo derselbe aber als zu hoch befunden wurde. Nun hat die österreichische Regierung einen k. bayerischen Bergmeister an der bayerisch-tyrolischen Gränze beauftragt, den von den Engländern eingereichten Kostenvoranschlag nach genauer Untersuchung zu prüfen; der bayer. Bergmann, welcher in seinem Fache sehr erfahren, hat aber die Kosten viel zu hoch gefunden und sich erboten, das Bergwerk mit 2,200,00 fl. bestens herzustellen und man zweifelt daher nicht, daß die österreichische Regierung zu diesem Unternehmen die Genehmigung ertheilen wird. Sollte dieses Bergwerk wieder zugänglich gemacht, so ist man auch darauf gespannt, in welchem Zustande die Verschütteten gefunden werden.

Ein Webergeselle zu Raab, der das Geschäft seines dem Erblinden nahen Vaters leitete, sollte jetzt seiner Militärpflicht nachkommen und beschloß daher, sich unmittelbar an die Gnade des Kaisers Franz Joseph zu wenden. Er setzte sich an seinen Webstuhl und brachte nach einer dreiwöchentlichen ununterbrochenen Arbeit ein sehr kunstvoll gewebtes Tischtuch hervor, welches selbst der ersten Fabrik zur Ehre gereichen würde. Die Grundirung der Webe ist dunkelbraun, und in einem aus der feinsten gelben Seide höchst kunstfertig gewebten Kranze ist jenes Bittgesuch eingewebt, mittelst welchem der Künstler um die Befreiung von seiner Militärpflicht mit dem bescheidenen Bemerken bittet, daß er wohl auch auf dem Felde der Industrie dem Staate nützliche Dienste leisten dürfte. Der Künstler begab sich mit diesem seinen Werke sofort nach Wien, und erhielt auch wirklich die Befreiung vom Militärdienste. Der junge Mann hat nun in einem zweiten Gesuche gebeten, sein Kunstwerk der Kaiserin Elisabeth überreichen zu dürfen.

Der Vossischen Ztg. entnehmen wir folgendes Kuriosum: „Ein Druckfehler, so grob, wie er wohl selten aus der Wiege des Setzerkastens in die Lesewelt hinausgesprungen, ist unstreitig der in der „Mittelrheinischen Zeitung" vom 2. Febr. 1858 enthaltene, demzufolge Herr v. Thouvenel (der französische Botschafter in Konstantinopel) aus Anlaß des Attentates auf Kaiser Napoleon III. am 14. Januar, die Beglückwünschungen des — Satans, der Minister und des diplomatischen Korps erhalten haben soll.

Eine originelle Offerte bringt die Bunzlauer „Pharmazeutische Zeitung": „Zum 1. April c. suche ich einen treuen Mitarbeiter für meine Apotheke mit 100 Thaler Gehalt und 10 Thaler Weihnachten. Einem jungen Manne, der mit Leib und Seele Apotheker ist, gewähre ich die freundschaftlichste Behandlung und mache ihm seinen Aufenthalt in meinem Hause dadurch noch angenehmer, daß ich ihm an seinen Ausgehtagen gestatten werde, einige Stunden auf meinem Pony zu reiten. Höhenmölsen bei Weißenfels. N. N."

Auf sämmtlichen Eisenbahnen von Großbritannien sind im verflossenen Jahre 44 Unglücksfälle vorgekommen. 41 davon betrafen Personen-, und 4 Güterzüge. Es wurden dabei 15 Personen getödtet und 349 beschädigt (einschließlich Bahnbeamte). Unter jenen Unglücksfällen entstanden 25 durch Aneinanderstoßen zweier Züge, 8 durch Abgleiten von den Schienen, 4 durch Brechen von Achsen, 2 durch Entzündung der Wagen und 1 durch Springen eines Kessels.

[Aphorismen.] Es berauschen sich weit mehr Menschen in Illusionen und Hoffnungen, als im Weine. — In einer thörichten Welt müssen die Klugen wie Einsiedler leben. — Den wahren Werth des Verstandes und des Geldes lernt man nur in der Noth kennen. — Wer einen guten Rath oder ein Glas Wasser verlangt, wird sogleich damit aus allen Winkeln versehen; wer aber ein Opfer begehrt, findet Niemand zu Hause.

Redakteur Gustav Neffert
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 56 Samstag, 6. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen saß die Räthin Wender in einem eleganten Zimmer, das sich durch einen Gewehrschrank, durch ein großes englisches Cylinderbureau und verschiedene Jagdtrophäen, welche in Gestalt von Bären- und Wolfsfellen vor Tischen und Sesseln lagen, als ein Herrenzimmer auswies, auf einem weichen Lehnstuhl. Neben ihr saß ihr langjähriger Freund Prinz Alexis Moroschin und ein schönes weißes Windspiel lag zu ihren Füßen und ließ sich den feinen Kopf streicheln.

„Sie sind unbillig und unfreundlich, Prinz, Sie sind mit einem Wort ein Ehemann," sagte die kluge Frau halb scherzend, halb ernsthaft zu dem Schmollenden, dessen Gesicht noch immer Spuren eines sehr ernsten Zornes trug.

„Ich gebe Ihnen diesen Vorwurf zurück, Anna, nicht ich, Sie sind unbillig und unfreundlich. Sie müßten es sonst einsehen, daß diese Frau mich schmählich behandelt, daß sie mich völlig vernachlässigt, um Erinnerungen zu pflegen, die wahrhaftig nicht von der Art sind, daß man sich ihrer freuen könnte. Ich entriß sie schmachvoller Armuth, ich stellte sie an einen Platz, um den Tausende sie beneiden würden, ich liebe sie, liebe sie heute noch nach einer siebenjährigen trostlosen Ehe und sie wagt es, mir zu sagen, daß jener Trunkenbold der Mann ihrer Jugendliebe sey. Sie wagt —"

„Alexis," sagte die Freundin, den Zürnenden unterbrechend, „fahren Sie nicht fort, es steht Ihnen übel, sich über das Wesen zu beklagen, dem Sie ihren Namen gegeben. Hermionens Fehler sind Fehler des Kopfes, nicht des Herzens. Sie ist in hundertfacher Beziehung ebenso ausgezeichnet in ihrem Charakter als in ihrer makellosen Schönheit. Diese blonde majestätische Frau, diese Vestaseele kennt wahrscheinlich keine andere Liebe, als die zu ihren Kindern. Es ist durchaus nicht so unumgänglich nothwendig, daß eine Frau überhaupt liebt, das heißt einen Mann liebt, ich kenne mehr als eine Frau, die einer derartigen Regung unfähig. Auch ich habe nie geliebt, so vielen Umgang mit Männern ich auch gehabt habe. Wie ich die Liebe verstehe, so ist sie bei meinem Geschlechte ein gewisses Aufgehen in dem Wesen des Mannes von Seiten des liebenden Weibes, ein gänzliches Aufgeben der eigenen Individualität, und zwar so, daß ein heiß liebendes Weib, Ansichten, Grundsätze und Urtheile erst durch den Geliebten empfängt, wie Namen und Stellung in der Welt. Es ist für einen Mann sicherlich eine große Bequemlichkeit, sich lieben zu lassen, daran zweifle ich keinen Augenblick; aber nicht alle Weiber sind von so weichem Thon, daß sie lieben können. Hermione ist ein sehr bestimmter Charakter. Sie ist eine Frau, die von der Natur mit einem ungewöhnlichen Schönheitssinn begabt, Alles um sich her schön zu erhalten versteht. Sie ist zudem thätig, schöpferisch sogar, freilich im Kleinen, in ganz weiblicher Weise. In ihrer ersten Ehe hat sie gearbeitet, hat sie sich nützlich gefühlt, sie hat Kinder geboren und die Grundlage zu ihrer Erziehung gelegt, die allerdings gut gewesen ist, denn beide Kinder haben Herz und Charakter, Selbstgefühl und Seelenreinheit bewahrt in den schwersten Verhältnissen. Dieß, werther Freund, danken sie der Mutter. Bergenau hat diese Frau wahrscheinlich wie Sie geliebt und ist an der Unmöglichkeit, ihr Leidenschaft einzuflößen, zu Grunde gegangen. Ihre Verhältnisse, Prinz, sichern Sie allerdings vor dem Versinken, aber die nutzlose Mühe, die Sie verschwenden, Flammen in der kühlen Fluth von Hermionens Seele zu entzünden, tödtet auch Ihre besten Kräfte. Was schaffen Sie denn, um sich Ihre Selbstachtung als Mann zu sichern? Verzeihen Sie mir diese Frage, aber ich dächte, eine Stellung im Staate würde für Sie von großem Nutzen seyn."

Der Prinz zuckte die Achseln, stand auf, hob den Thürvorhang empor und sah hinaus, ob nicht irgend ein Diener in der Nähe sey, der ihn belauschen könne.

„Sie wissen es nicht, Anna, daß seit der Thronbesteigung Nikolaus I. meine Familie in Ungnade ist? Ein Amt am Hofe wird mir nie werden. Von

dem Militärstande, der mich nach Tiflis, Georgien oder an die Ufer der Lena geführt hätte, befreite mich mein krummer und steifer Arm. Ich habe große Reisen gemacht, ich habe allerlei Studien aus Liebhaberei getrieben, ich habe mich aus Liebe vermählt und mir einen ganzen Himmel an der Seite der schönen Frau geträumt, die ich mir aus dem Staube auflas. Ich habe —"

„Prinz," unterbrach die Räthin den Verstimmten, „glauben Sie mir eins, Ihnen fehlt Arbeit, fehlt ein Feld, auf dem Ihre besten geistigen Kräfte wirken können. Warum beschäftigen Sie sich nicht mit der Melioration Ihrer Güter? Sie haben in der Krim Besitzungen, die Tausenden von Kolonisten Brod und ein freundliches Daseyn geben könnten, wenn Sie sie den deutschen Auswanderern eröffneten. Sie besitzen Landstrecken, die durch Entwässerung und Anbau zu Paradiesen werden könnten, Andere, auf denen Sie durch Einführung von Fabriken und Gewerben blühendes Leben, Kultur und Glück aus todten Schlacken schaffen könnten. Warum unterlassen Sie das, was zu thun Ihnen Ihr Reichthum und Ihre Stellung zur Pflicht machen?"

Der Prinz sah trübe vor sich nieder.

„Ich bin sieben Jahre verheirathet und kinderlos, soll ich schaffen für Seitenerben, die ich nicht einmal kenne? Warum sollte ich mich abmühen, einen Reichthum zu vermehren, der mir jetzt schon oft lästig wird durch die Mühen der Verwaltung."

„Nicht Ihren Reichthum, das Gute auf Erden sollen Sie vermehren durch Anwendung Ihrer Kraft und selbst mit Geldopfern. Ich begreife nicht, wie Sie jahrelang leben konnten, ohne einen andern Lebenszweck als den, Ihrer schönen kalten Frau zu gefallen, die Sie nicht einmal lieben. Nein, Freund, Sie lieben diese Frau nicht, wie Hermione es verdient, wie Sie es fähig sind. Wenn Ihre Gattin, von den Blattern befallen, in wenigen Wochen diese klassische Schönheit, diese wundersame süße Stimme einbüßte, so wären Sie nicht fähig, die großen und guten Eigenschaften zu erkennen, welche diese Frau auszeichnen."

„Ich wüßte keine einzige große Eigenschaft an dieser Frau, als eben ihre Schönheit und ihr Gesangstalent, nehmen Sie ihr diese, so ist sie ein kaltes fühlloses Wesen."

„Rechnen Sie ihre tiefe Mutterliebe für kein Gefühl, mein Prinz?

„Theure Anna — Sie verließ ihre Kinder als sie ihrer am meisten bedurften!"

„Weil sie die armen Wesen in eine bessere, glücklichere Lage versetzen wollte, und da ihr das nicht gelang, hat der Reichthum, welcher sie selbst umgab, ihr wenig, ja gar keine Freude gemacht."

„Sie sind noch immer die, welche Sie waren, die beste, treueste Freundin, das geistvollste Weib, das ich kenne, Anna."

„Das schönste aber, das seelenreinste, das wahrheitsliebendste ist Ihre Gattin, Prinz. Hermione kennt die Frauenart oder vielmehr Unart nicht, die durch Umgehung der Wahrheit sich Anerkennung sichert oder ihren Willen durchsetzt. Zudem, Alexis, Sie haben sie gewählt wie sie ist, messen Sie sich selbst die Schuld bei, wenn Sie sich nicht befriedigt fühlen. Einst warnte ich Sie vor dieser Ehe, was ich damals fürchtete, ist freilich nicht eingetroffen. Hermione ist jugendlich schön geblieben, sie ist in ihrer neuen, ihr so fremden Stellung nicht ungeschickt, nicht ungewiß. Diese Frau würde eine Krone mit ebenso ruhigem Anstande tragen, als einst ihr einfaches Strohhütchen. Verlangen Sie mehr von ihr, so verlangen Sie eben zuviel."

„Sie ist mir nicht einmal dankbar für das Glück, das ich ihr gegeben."

„Sie ist dieß in hohem, vielleicht zu hohem Grade. Sie hält sich für verpflichtet, sogar Ihrem Befehl zu gehorchen und an ihre Kinder nicht mehr zu schreiben; nehmen Sie diesen Befehl zurück, mein Prinz, denn er ist eine Grausamkeit."

„Sie muß ihre erste Ehe vergessen," entgegnete der Prinz bitter, „wenn Sie in der zweiten Glück finden und geben soll. Mit meinem Willen schreibt meine Gattin nicht mehr an den Burschen, der ihr für ihre Güte Bitterkeit sagt, der sich erlaubt, mir allerlei Anspielungen zu hören zu geben, mir, durch dessen Geld diese elenden Menschen existiren, seit so langer Zeit, als das Schicksal sie mir in den Weg geworfen."

Die Räthin sah den Prinzen mit einem Blick an, der eben nicht Ehrerbietung gegen seinen Charakter aussprach.

„Durchlaucht, diese Kinder existiren durch ihre eigene Arbeit und wollen das auch ferner. Dieser Jüngling hat überdieß Recht, wenn er sagt, daß der Reiche den Armen nur achtet, wenn dieser sich selbstständig zu erhalten weiß und der Unterstützung nicht bedarf. Gönnen Sie den Kindern Ihrer Gattin das redliche Selbstgefühl und gestatten Sie der Mutter die Fülle von Liebe, die ihr Herz zersprengt, auf andere Weise als durch Geld zu zeigen."

„Meine Frau soll nicht mehr an die Kinder aus ihrer ersten Ehe schreiben, ich will es nicht", sagte Alexis bitter und hartnäckig. „Sie mag sie unterstützen, mag für sie sorgen, einen Briefwechsel will ich nicht dulden. Hätten sie sich der Mutter angeschlossen, so hätte ich sie in Pensionen gethan, hätte des Burschen Lebensberuf bestimmt und das Mädchen erzogen, wie es meiner Stieftochter zukommt. Sie haben gewählt, auch Hermione hat

gewählt, Alle haben ihr Loos selbst bestimmt, mögen sie es auch tragen.“

„Wohlan, mein Prinz, Wort gegen Wort“, sagte die Räthin fest. „Sie verbieten Ihrer Gattin die direkte Verbindung mit ihren Kindern, so werde ich denn die Mittelsperson zwischen den Getrennten seyn. Verbieten Sie mir Ihr Haus, wenn Sie nicht wollen, daß ich in jedem Jahre wenigstens einmal der Mutter Nachricht von Denen bringe, die sie am meisten in der Welt liebt.“

Sie war aufgestanden und verließ rasch das Zimmer.

Alexis sah ihr lange nach und sagte dann:

„Warum hat Hermione nicht den Geist und den Takt dieser seltenen Frau?“

(Fortsetzung folgt.)

Scheiden.

Ade, Ade, du Elternhaus!
Mich zieht es in die Welt hinaus
Wie mit Magnetensteine.
Fort von der Heimath will ich geh'n,
Und werd' ich einst dich wiedersehn? —
Dann steh' ich stumm und weine.

Das ist des Menschen alt Geschick:
Will er sich sahn ein neues Glück,
Muß er vom alten scheiden.
Doch sey getrost, betrübtes Herz!
Der Freude Wurzel ist der Schmerz,
Um Freuden mußt Du leiden.

Ist nicht des herben Winters Kind,
Der Lenz, so wundersüß und lind?
Muß nicht die Ros' entstehen
Aus einem rauhen Dornenstrauch?
So knospet aus dem Scheiden auch
Das holde Wiedersehen. —

Mannigfaltigkeiten.

In Folge der außerordentlichen Abnahme der Waldungen Frankreichs, die heute nur noch 5,400,000 Hektaren umfassen, hat die Regierung beschlossen, außer den bestehenden sechs Gründen, nach welchen in Folge des Gesetzes von 1857 die Ausrodung eines Waldes verboten werden kann (wenn er zur Haltung der Erddecke auf Bergen dient, wenn er gegen Ueberschwemmungen und Sumpfbildung schützt, wenn er zur Erhaltung von Quellen und Wasserläufen dient, wenn er Dünen und Küsten gegen die Meereswogen schützt, wenn er zur Gränzvertheidigung dient, wenn die Gesundheit der Gegend davon abhängt), noch einen siebenten hinzuzufügen, den — wenn der Wald zur Befriedigung des lokalen Holzbedürfnisses dient. Trotz dieser allerdings sehr nothwendigen Bestimmung geht der Waldreichthum Frankreichs seinem Ruin entgegen, weil kein Gesetz besteht, das den Privaten oder den Gemeinden den Bewirthschaftungsmodus vorschreibt. Die natürliche Folge ist, daß fast alle Privat-Laubholzwaldungen vernichtet und in Niederwald verwandelt werden. Es ist übrigens nicht bloß die Gewinnsucht, welche die franz. Waldungen so arg gezehntet hat, sondern vor Allem die schlechte Verwaltung. Die Franzosen sind im Allgemeinen noch schlechtere Forstleute, als sie Jäger sind. Die ausgesprochene Leidenschaft der Deutschen zur Jagd hat nicht wenig dazu beigetragen, allezeit den Forsten das Interesse der entscheidenden Kreise zuzuwenden.

[Höchstes Menschenalter seit Moses. Unter dieser Aufschrift berichtet das „Halle'sche] Volksblatt“: Im Auctuarium Cremifanense findet sich zum Jahre 1138 die Notiz: „In diesem Jahre“ — also unter Kaiser Friedrich dem Rothbart — „starb Johann von Zeiten (Joannes de Temporibus), der 361 Jahre gelebt hatte, nämlich seit Karls des Großen Zeit, dessen Waffenträger (armiger) er gewesen war.“ Leo, der es in seinen Vorlesungen Deutsche Gedichte (II, 619) der Kuriosität halber in einer Anmerkung erwähnt, fügt hinzu: „Dieser Mann wäre also 777 geboren gewesen, und der älteste Mensch geworden, von dem man seit Moses gehört hätte. Da dem Kaiser Alexander von Rußland 1818 in den Ostsee-Provinzen ein Mann präsentirt seyn soll, der 1630 mit dem schwedischen Heere als Troßbube mit nach Deutschland gezogen seyn und Gustav Adolf noch gesehen haben wollte“ (— er müßte also wenigstens 200 Jahre alt geworden seyn), „und da von einem anderen Manne sogar ein Alter von 269 Jahren angegeben ist, wäre die Sache nicht ganz unmöglich — falls nämlich auch diese letzteren Angaben richtig sind.“

Wie wenig leider noch der deutsche und der magyarische Geist in Ungarn versöhnt sind, zeigt nachstehender interessanter Vorfall. Die berühmte Schauspielerin der ungarischen National-Bühne, Frau Bulyovsky, hat vor einigen Wochen in der Wiener Zeitung ein Reise-Feuilleton in deutscher Sprache veröffentlicht; hierüber wurde sie in den ungarischen Zeitungen so heftig angegriffen und allenthalben gegen sie agitirt, daß sie den Entschluß

ausgesprochen hat, sich auf einige Zeit von der Bühne ins Privatleben zurückzuziehen.

Als Beispiel von dem enormen Reichthum einzelner türkischen Großen berichtet man der „Tr. Ztg.“ aus Konstantinopel, daß Ilhami Pascha, Prinz von Aegypten und Schwiegersohn des Sultans Abdul Medschid, neben seinem Gehalt als Muschir (Feldmarschall) eine tägliche Einnahme von 100,000 Piastern (beiläufig 10,000 fl. K.-M.) habe, die größtentheils aus ägyptischen Fonds fließt. Kürzlich hat der Prinz seiner Frau, die erst 12 Jahre alt ist und von der er bisher noch getrennt lebt, Diamanten, Wagen und Pferde im Werthe von einer Million Piaster zum Geschenk gemacht.

Bei dem Gerichte Sterzing (in Tyrol) hat sich ein gewisser Peter Plau, Zimmermann von Mittewald, als Mörder eines eben nicht im besten Rufe stehenden Weibsbildes und als Brandstifter beim Posthause zu Mittewald freiwillig gestellt. Der Mord wurde im Jahr 1856 verübt und der Brand im Jahre 1855 gelegt, wodurch die große Stallung und das große Futterhaus des Postmeisters zu Mittewald zerstört wurde. Bei Gelegenheit der Löschung des Brandes that er sich als einer der eifrigsten Arbeiter hervor. Ursache der Brandlegung soll Rache gegen den Postmeister, und jene des Mordes Eifersucht gewesen seyn. Das Weibsbild wurde erst im vorigen Jahre als Gerippe im Walde gefunden. Er solle sie mit einem eisernen Zimmermannszirkel umgebracht haben. Aus ihrem Rock ließ er sich Beinkleider machen, mit denen angethan, er sich am 13. ds. Mts. beim Gerichte stellte.

[Es ist doch immer gut, wenn man etwas gelernt hat.] Dieß bewies vor einigen Tagen wieder ein Pudel zu Kassel zum großen Ergötzen von Alt und Jung. Mit noch vielen andern seines Geschlechts als Vagabund vom Scharfrichterknechte eingefangen und in einen Stall gesperrt, um todtgeschlagen oder auf Reklamation gegen gutes Trinkgeld rückgegeben zu werden, hatte sich der „Mann von der Schlinge“ kaum entfernt, als er plötzlich ein fürchterliches Gebell vernimmt und nachsehend auch schon das ganze Rudel Gefangener ventre a terre in toller Flucht begriffen sieht. Sofortiges Nachsetzen war ohne Ergebniß, selbst einer Thorwache gelang es nicht, mittelst vorgehaltenem Gewehr die flink darüber wegsetzende, fliehende Meute aufzuhalten, die Hunde waren „Hast-Du-nicht-gesehen“ wieder in alle Winde zerstreut; wie aber kamen sie aus ihrem Kerker? Die Thüre war nur in's Schloß gelegt, nicht aber verriegelt; unser dressirter Pudel versuchte sein Thüraufmachungskunststück, es gelang und rettete ihn und viele seiner Kameraden vor dem Tode. Ergo ist es immer gut, wenn man etwas lernt.

Der „Publ.“ erzählt: „In einem Gastlokale einer Eisenbahnstation saß ein Herr bereits seit einiger Zeit an einem, in einer Fensternische stehenden Tische, als noch ein ältlicher Herr an demselben Platz nahm. Der neue Ankömmling wurde von dem andern mit verächtlichen Seitenblicken betrachtet, und als derselbe darauf nicht zu achten schien, mit den Worten angeredet: „Mein Herr, ich finde es unverschämt, daß Sie sich an einen Tisch setzen, an welchem ich bereits Platz genommen und, wie Sie sehen, speise!“ — „Wir befinden uns in einem öffentlichen Lokale, wo ein Jeder berechtigt ist, dort Platz zu nehmen, wo er solchen findet,“ lautet die Antwort des ältlichen Herrn. Nachdem der Erstere sich noch einige Zeit vergebliche Mühe gegeben hatte, den Neuhinzugekommenen von seinem Platze zu verdrängen und nur ironische Erwiderungen erhalten hatte, sprang er von seinem Platze plötzlich auf, und indem er eine Karte auf den Tisch warf, rief er zornentbrannt: „Hier ist meine Karte, ich bin der *Rath des Kreises, und nun scheeren Sie sich augenblicklich von diesem Tische weg.“ — „Hier ist die meinige,“ erwiderte der Andere, „ich bin A...... v.. H...... (Alexander v. Humboldt!), und verließ lächelnd das Lokal, seinen erstaunten Gegner in größter Beschämung zurücklassend.“

Räthsel.

Mich verhüllet dunkle Tracht;
Läßest du in Gluth mich sterben,
Werd' ich glänzender mich färben
In des Purpurs heller Pracht.
Suchst du mich, so forsche nur,
Wo die kühlen Wellen schäumen;
Doch auch in des Himmels Räumen
Triffst du nächtlich meine Spur.

Auflösung des Räthsels in Nro. 48:

Verschieden.

Redakteur: Gustav Mellert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 57 Montag, 8. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Achtzehntes Kapitel.

Es war Morgen, ein göttlich schöner Lenzmorgen und die frühesten Sonnenstrahlen beleuchteten die Baumgipfel im Park von Morawa. Der Thau funkelte an allen Grasspitzen und lag, ein zerfließender Brillant, im Kelch jeder Frühlingsblume. Noch lag Stille über den reizenden Ort, jene Stille, welche die leise Musik der Natur, das Flüstern der Baumwipfel, das Murmeln der Quelle, der Gesang der Lerche nur verschönt, aber nicht unterbricht. Die Blumenkelche öffneten sich dem Morgenlichte, die Vögel begrüßten es mit ihren süßesten Melodien. Eichkätzchen schlüpften um die Stämme der mächtigen Baumriesen und schauten mit klugen aufmerksamen Augen nach allen Seiten, von Wind und Wetter Notiz nehmend. Drei Störche schritten gravitätisch auf dem gewalzten Rasen des Bowlinggreen umher und suchten vergebens dort einen zudringlichen Frosch. Sie waren die einzigen Spaziergänger in dem weitläufigen reizenden Park. Selbst der alte Gärtner und die jungen Burschen in seinem Dienste schliefen und im Schlosse war man kaum seit drei Stunden zur Ruhe gegangen.

Nur ein einziges Augenpaar wachte noch in dem weitläufigen stolzen Gebäude, das azurblaue der unglücklichen Hermione, welche der Gedanke an ihre Kinder nicht schlafen ließ.

Als das Kammermädchen sich entfernt hatte, war sie aufgestanden, hatte sich die Nachtlampe auf ihren prächtigen Schreibtisch getragen und saß nun und schrieb an ihre Kinder.

Sie kannte seit sieben Jahren ihren Gatten und wußte sehr wohl, daß er sein Verbot nicht zurücknehmen würde. Sie wußte auch, daß sie seinen despotisch ausgesprochenen Willen hätte ändern können, wenn es ihr möglich gewesen wäre schmeichelnd zu bitten; das verstand sie aber nicht. Bitterlich fühlte sie das Unrecht des Ungehorsams gegen den direkten Befehl ihres Gatten, aber sie wollte einmal, nur ein einziges Mal dem Befehle trotzen und einen Brief an ihre Kinder schreiben, den ihre Freundin, die Räthin Wender, zu übergeben versprochen hatte.

Hermione hatte in ihrem Leben wenig Anderes geschrieben als Wäschzettel und Haushaltungsrechnungen, in den letzten sieben Jahren vierteljährlich einen Brief an Nanni. Sie verstand nicht, sich schriftlich geläufig auszudrücken, aber ihr Herz war übervoll und Thräne auf Thräne rann auf das Blatt, das sie vor sich hingelegt. Als sie die Feder ansetzte, zerrann die Dinte auf dem weich gewordenen Papier. Sie wollte ein anderes Blatt nehmen, besann sich aber, ließ den Fleck trocknen und schrieb dann mit zitternder Hand:

„Dieser Fleck, der von meinen heißen Thränen herstammt, soll Euch, meine geliebten Kinder, zeigen, daß ich mit großer treuer Mutterliebe Eurer immerfort gedenke. Ich habe viele Thränen geweint, seit ich nicht mehr bei Euch bin und für Euch arbeiten kann. Es war mein einziger Trost, daß Ihr nicht Noth littet und daß ich in der Ferne für Euch sorgte.

„Eure Briefe haben mir diesen genommen. Ihr habt nichts von Eurer Mutter gebraucht und seyd doch gute, achtbare, fleißige Menschen geworden.

„Wenn mich das auf der einen Seite tief in die Seele betrübt, so machte es mich auf der andern sehr stolz. Wer wie ich weiß, wie schwer es der Armuth gemacht ist, bei Ehren zu bleiben, der weiß auch, was ehrenhafte Armuth für einen großen Werth hat."

„Meine geliebten Kinder, ich zwinge und berede Euch nicht, etwas aus den Händen Eurer Mutter anzunehmen, dazu liebe ich Euch viel zu sehr. Erhaltet Euch auch fernerhin durch Arbeit, Rechtschaffenheit, Ordnung und Reinlichkeit bei Ehren, ich werde sehr stolz darauf seyn. Ich kann beurtheilen, was Armuth und was Reichthum zu bedeuten hat und ob Eins oder das Andere glücklicher macht, denn ich kenne Beides aus eigener Erfahrung so wie wenige Menschen und ich sage Euch, der Arme, welcher fleißig ist, welcher den

Verstand und die Thätigkeit hat, sich mit Wenigem bei Ehren zu erhalten, hat viel mehr und schönere Freuden als der Reiche, dem Alles nur so zufließt. Ach, meine süße Gertrud, ich erinnere mich der Zeit noch sehr gut, da ich Dir das Kleidchen stickte, es war ein großes Vergnügen für mich. Ich stickte nur Sonntags und in meinen Freistunden. Ich weiß auch, wie wir Eduart von der Borte Hosenträger machten, da halfst Du schon fleißig mitnähen und hast die Besatzbänder von der linken Seite ganz sauber übernäht, obgleich Du erst sieben Jahre alt warst.

„Ach, mein theuren Kinder, wie viel Grüße und Segenswünsche bringt Euch dieser Brief, der Erste und auf lange Zeit der Letzte, den ich an Euch schreibe. Lebt fort in Armuth und Arbeit. Haltet Euch in allen Stücken brav und rechtschaffen. Entbehrt Putz, Vergnügungen und Leckereien und gewöhnt Euch mit dem Nothwendigen froh zu seyn, in Arbeit das beste Vergnügen zu finden und Speise und Trank mäßig zu genießen und mit dem einfachen Essen zufrieden zu seyn. Wer sich durch Arbeit hungrig gemacht hat, dem schmeckt eine Brodrinde besser als Pasteten dem Uebersatten. Eine Sache, die man sich selbst erworben, hat hundertfach mehr Werth als eine geschenkte und wenn man treu und fleißig arbeitet zu einem Zweck für die, welche man liebt, so ist die Arbeit das allergrößte Vergnügen, was man genießen kann. Armuth ist nichts Unehrenhaftes. Betteln ist unehrenhaft, denn es ist ein Beweis von Faulheit oder Ungeschicklichkeit. Schmutz ist unehrenhaft, denn auch der zeigt von Faulheit. Die Ehre des Menschen ist mit seinem Fleiße und seiner Thätigkeit so nahe verbunden, wie etwa Geschwister, die zwei Väter und dieselbe Mutter haben; sie stammen aus einem Blut, wenn sie auch verschiedene Namen tragen.

„Meine lieben Kinder, ich wollte Euch noch um Eins bitten, nicht daß Ihr Geld von mir nehmt, Gott behüte und bewahre. Ich will gern die Betrübniß tragen, Euch umsonst verlassen zu haben, habe ich doch auch die Freude, Euch als fleißige und rechtlichdenkende Menschen zu wissen. Aber dieß bitte ich Euch, glaubt, daß ich Euch, immer sehr geliebt habe und immer sehr lieben werde. Euch und auch Euren Vater, obschon ich dieß Letzte kaum aussprechen darf, weil ich jetzt eines andern Mannes Frau bin. Meine Kinder, später einmal, wenn Ihr vielleicht selbst Kinder habt, werdet Ihr einsehen, daß man den Vater seiner Kinder immer lieb hat, wenn er auch fehlt. O, hätte Euer Vater nur wie ich erkannt, wie ehrenhaft Arbeit ist, er würde sich nicht so vor dem Stundengeben gescheut haben und würde dann nicht aus heller Langeweile in grobe Fehler verfallen seyn, die ich Euch ja nicht nennen darf, da Ihr sie ja selber wißt.

„Von Nanai spreche ich zu Euch gar nicht, sie war immer faul und vergnügungssüchtig und Beides führt in den Abgrund. Die Versuchung mit dem Gelde, das ich ihr heimlich schickte, ist für ein solches Geschöpf zu groß gewesen. Wäre ich bei Euch geblieben, so würde sie sicherlich eine treue Magd geblieben und durch Uebung und Gewohnheit besser geworden seyn.

„So ist viel Unglück, viel Kummer entstanden dadurch, daß ich mich blenden ließ vom Teufel des Reichthums. Ich dachte Euch und auch mir viel Gutes zu thun durch das viele Geld meines jetzigen Mannes. Geld stiftet nicht immer Nutzen, macht nicht immer glücklich, ach, ich sehe das nur zu wohl ein. Wäre ich bei Euch geblieben in Armuth und Noth, so wären wenigstens Verbrechen und Schande dem Hause fern geblieben. Gott will, daß die Ehe heilig seyn soll!

„Jetzt habe ich einen zweiten Gatten. Er hatte mir streng verboten, Euch zu schreiben. Ich handle gegen sein Verbot, auch das ist Unrecht; aber ich müßte nicht Eure Mutter seyn, wenn ich nicht Eure Briefe beantwortete. Die werthe Frau Räthin Wender wird Euch diesen meinen Brief bringen. Ihr sagt Alles, was Ihr etwa braucht, sie ist meine Freundin und wird mir immer Nachricht von Euch geben, Euch auch Nachricht von mir bringen.

„O, meine Kinder, Gott segne Euch, mein Herz ist ganz voll von Liebe und Segen für Euch. Gedenkt mein als Eurer treuen Mutter

Hermione."

Morawa, 16. März 1847.

Als dieser Brief beendigt war, erhob die ermüdete Schreiberin sich und sah nach ihrer Uhr. Sie hatte geglaubt, noch ein paar Stunden ruhen zu können, aber es war zehn Uhr vorüber, sie mußte in jedem Augenblick erwarten, daß der Prinz sie zum Frühstück abholen werde. Ein Besuch sollte im Laufe des Tages in Morawa erscheinen, der zwar mehr ihrer Schwiegermutter als ihr galt, den sie aber dennoch zu empfangen verpflichtet war. Sie klingelte ihrer Jungfer und begann ihre Toilette.

Hermione, früher so geschickt in Allem, was zu den Arbeiten des weiblichen Anzugs gehört, von Jugend auf gewöhnt sich selbst zu bedienen, für sich selbst zu sorgen, konnte jetzt der Hülfe einer Kammerjungfer beim Ankleiden nicht wohl entbehren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der über den Tod Voltaires bestehende Meinungsstreit dürfte am richtigsten sein Ende durch einen darauf bezüglichen Brief seines Arztes, Dr. Trochin, finden. — Derselbe meldete seinem Freunde Bonnet Voltaires Tod mit folgenden Zeilen (welche in der Manuskripten-Sammlung der öffentlichen Bibliothek zu Genf aufbewahrt sind): „Wenn meine Grundsätze noch nöthig gehabt hätten, daß ihre Bande noch fester geknüpft würden, so hätte der Mann, den ich schwach werden, hinsiechen und sterben sah, einen wahren gordischen Knoten daraus flechten können; und wenn ich des rechtschaffenen Mannes Tod, der nur der Abend eines schönen Tages ist, mit dem Voltaires vergleiche, so sehe ich deutlich den Unterschied zwischen einem schönen Tag und einem Sturm. Diese letzten Tage hat er, durch literarische Widerwärtigkeiten außer sich gebracht, so viel Arzneien genommen und so viel Thorheiten begangen, daß er sich in einen Zustand der abscheulichsten Verzweiflung und Raserei stürzte. Ich kann nicht ohne Schauder an ihn zurückdenken. Seitdem er sah, daß Alles, was er zur Wiedererlangung seiner Kräfte gethan hatte, vergebens war, bemeisterte sich die Wuth seiner Seele. Von diesem Augenblick an stand der Tod fortwährend vor seinen Augen. Denken Sie an die Raserei des Orestes: so starb Voltaire. — furiis agitatus obiit!" —

Kann es da noch zweifelhaft seyn, ob Voltaire als ein ächter Philosoph, als ein erhabener Weiser starb, oder als ein von Gewissensbissen gepeinigter Sünder die Welt verließ?! —

In den letzten Tagen der vergangenen Woche wurde vor dem Schwurgerichte zu Insterburg der Prozeß gegen den Kaufmann Meyer aus Tilsit, dessen Flucht nach Rußland und Wiederergreifung seiner Zeit nicht geringes Aufsehen erregte, verhandelt. Meyer hatte, ohne einen Pfennig eigenes Vermögen, ein Geschäft in Tilsit während des russischen Krieges begründet, welches nach achtzehnmonatlichem Bestehen mit einer Passivmasse von 100,000 Thlr. zusammenbrach, nachdem er den Schwindel durch Ausgabe gefälschter Wechsel im Gesammtbetrage von 87,000 Thlr. künstlich gedeckt hatte. Bei der in Rußland erfolgten Verhaftung des Meyer wurde ihm eine Summe von 57,000 Thaler in Bankscheinen abgenommen. Das dem Meyer zur Last gelegte Verbrechen des betrügerischen Bankerotts und der Wechselfälschung wurde der Kognition des Tilsiter Schwurgerichts entzogen, weil bei der allgemeinen Beliebtheit des Angeklagten in dortiger Stadt gegen eine unparteiische Auffassung dortiger Geschwornen Zweifel gehegt wurden. Das Urtheil des Insterburger Schwurgerichts lautete auf 2½ Jahr Zuchthaus und eine Geldbuße von 100 Thlr. Während der Verhandlung der Sache ereignete sich folgender Inzidenzfall. Ein der Tilsiter freien Gemeinde angehöriger Zeuge weigerte sich, den üblichen Eid zu leisten, weil er denselben nicht mit seinem Gewissen vereinen könne. Der Prozeß wurde vertagt und der renitente Zeuge eingesperrt. Als nach 24stündiger Haft derselbe bei seiner Weigerung verharrte, wurde er unvereidet entlassen.

Moriz Hartmann, der ehemalige Abgeordnete für Leitmeritz im Frankfurter Parlament und spätere Zeitungs-Korrespondent während des orientalischen Krieges, hat im Berliner Verlag zwei Bände Erzählungen herausgegeben. Im Vorwort schildert er seine Haft im Zellengefängniß von Mazas, dann seine Abenteuer im Orient und seine Behandlung während einer Krankheit. „So lag ich da in großen Schmerzen", erzählt er. „Mit den türkischen Truppen kamen von Zeit zu Zeit europäische Aerzte durch Giurgewo. Mein edler Gastfreund Grach, (der Vertheidiger Silistria's) führte einen nach dem andern vor mein Lager; aber sie waren nur auf dem Durchmarsch, und ich sah nun eine Reihe nutzloser Qualen über mich dahin gehen, da doch jeder seinen guten Willen bezeugen wollte. Der eine hüllte mich in eiskalte, nasse Tücher, goß mehrere Eimer Wasser über mich, ließ mich liegen und marschirte weiter. Der zweite bestrich mich mit Magneten und marschirte weiter; der dritte reckte und streckte mich, als wollte er mir alle Glieder zerbrechen, und marschirte weiter; der vierte brannte mich und marschirte weiter; der fünfte zapfte mir durch alle möglichen Mittel das letzte Restchen Blut ab und marschirte weiter." — Vorausgesetzt, daß dieß nicht mehr Dichtung als Wahrheit ist, erinnert diese Kur der europäischen Aerzte im türkischen Heere an jene Lazareth-Anekdote, in welcher der Wärter einer Station meldet: „Hr. Doktor, neun sind schlimmer geworden!" — „Aber ich habe doch für zehn Arznei verschrieben." — „Ja, einer hat sie nicht einnehmen wollen, und der ist gesund."

Professor Dr. Unger in Wien wird im Laufe des nächsten Frühjahres eine große wissenschaftliche Reise nach dem Orient aus eigenen Mitteln antreten und dieselbe, während der sechs Monate seiner Abwesenheit, auf Aegypten, Syrien und Klein-Asien bis an den Libanon ausdehnen. Sein Be-

gleiter auf dieser Forscherfahrt wird ein junger talentvoller Gelehrter, Hr. Eckhold seyn. Die geographische Gesellschaft, der Unterrichts-Minister Graf Leo Thun, Se. k. k. Hoh. der Erzherzog Ludwig Joseph unterstützen dieses Unternehmen mit namhaften Geldbeiträgen; das Handels-Ministerium hat den Reisenden die unentgeltliche Benutzung der Staatsbahn, die Triester Lloyd-Gesellschaft die freie Fahrt auf ihren Dampfern bewilligt.

Die N. Z. Z. theilt folgende Thatsache als Beispiel von der Belästigung mit, welcher Schweizer in Folge der neuesten französischen Paßmaßregeln unterworfen sind. Am 26. Febr. war ein Frauenzimmer aus dem Kanton Tessin in Bern, dessen Vater vor kurzer Zeit zu Konstantine in Algerien verstorben ist. Sie wurde durch den Telegraphen nach Konstantine berufen und sandte ihren Paß nach Bern, weil sie die Route von Genua nach Marseille und von da nach Algier einschlagen wollte. Der Paß wurde nicht visirt und auch weitere telegraphische Gesuche nicht berücksichtigt. Das Frauenzimmer mußte persönlich nach Bern kommen und sich auf der französischen Gesandtschaftskanzlei präsentiren. Ihr Aufenthalt dauerte zwei Tage; dann gings wieder zurück nach dem Tessin, um von Genua aus die unverzügliche Reise nach Konstantine anzutreten.

Ein Hamburger Polizeiherr (Senator) hat dieser Tage eine theologische Frage auf sehr frappante Weise polizeigerichtlich ausgemacht. Ein christliches Mädchen, bei jüdischer Herrschaft im Dienst, weigerte sich, am Sonntag zu arbeiten. Die Herrschaft führte vor dem Polizeiherrn Beschwerde darüber. Der Richter nun fragte das Mädchen, ob sie am Sonnabend, als am Sabbath, zur Arbeit angehalten werde. Das Mädchen verneinte dieß. „Es steht geschrieben“, sagte der Polizeiherr, „sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten ruhen; es kann also Ein Tag zur Ruhe gelten“. Freilich fügte er hinzu, daß, wenn der Dienenden das Gewissen sage, am Sonntag zu ruhen, sie sich künftighin an christliche Herrschaften verdingen müsse.

[Gräßlicher Aberglaube.] Aus dem Kalotaßea, diesem merkwürdigen Gebirgswinkel Siebenbürgens, läßt sich das „M. Repl.“ schreiben: „Schon oft hatte ich von dem Aberglauben gehört, daß Diebe, wenn sie mit dem Blute eines noch ungebornen Kindes sich waschen, gegen alle Gefahren gefeit und unverletzlich gemacht werden. Ein Fall, der sich kürzlich zutrug, hat leider gezeigt, daß dieser Aberglaube nicht nur noch immer fortbesteht, sondern daß es auch Menschen gibt, welche fähig sind, demselben zu Liebe die gräßlichsten Schandthaten zu begehen. Der Wirth eines einzeln stehenden Wirthshauses auf der von Klausenburg nach B.-Hunyad führenden Straße hat nämlich sein Weib, das nahe zum Entbinden war, einigen Dieben um 200 fl. verkauft, welche ihr den Bauch aufschlitzen wollten, um so zu der Leibesfrucht zu gelangen. Die Vorsehung ließ jedoch diesen gottlosen Frevel nicht zur Ausführung kommen, das Komplott wurde verrathen und sowohl der Wirth als die Diebe sind eingezogen.

Eine Dame hatte sich zur Zeit des gegen den Mörder des Erzbischofs von Paris geführten Prozesses an den Gerichtspräsidenten gewendet, um eine Eintrittskarte zu den Verhandlungen zu bekommen, zu welchen ganz Paris sich drängte. Mit dem besten Willen vermochte der Präsident dem Wunsche der schönen Briefschreiberin nicht mehr zu genügen, und zeigte ihr dieß schriftlich an, „doch fügte er bei, in Paris fehlte es nicht an interessanten Prozessen, und für den nächsten, Madame, sollen Sie eine Karte haben“. Als nun der Tag bekannt wurde, an welchem die Sache Orsini's und seiner Konsorten vor die Assisen gelangen sollte, schrieb die Dame dem Präsidenten: „Sie versprachen mir ein Billet für das nächste Attentat....“

[Gramont und Richelieu.] Der berühmte Gramont überraschte eines Tages den Kardinal von Richelieu allein und in der Weste, wie er in seinem Kabinet beschäftigt war, wider eine Mauer zu springen. Gramont war zu sehr Hofmann, als daß er sich hätte merken lassen, was er zu dieser kindischen Handlung dachte, denn mit einem Minister Richelieu war nicht zu scherzen. Er sah ihm viel mehr aufmerksam zu, und fing endlich an: „Ich wette, daß ich so gut springe wie Ew. Eminenz!“ Zugleich zog er seinen Rock aus, und sprang mit dem Minister um die Wette. Dieser feine Streich schmeichelte ihn bei Richelieu ein, und trug viel zu seinem Glücke bei. Bekanntlich wurde Gramont, der sich als Feldherr und Diplomat rühmlich hervorthat, zum Herzog erhoben, und heirathete eine Nichte Richelieus.

Redakteur Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 58 Dienstag, 9. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Anfangs war es Hermione peinlich gewesen, sich frisiren und schnüren zu lassen, allmählich hatte sie sich daran gewöhnt, ihre Hände hatten das Geschick, ihr Geist die Elastizität verloren, welche dazu gehören, die kleinen, täglich wiederkehrenden Geschäfte der Toilette rasch und mit Umsicht zu verrichten. Zum Guten, zu jeder Arbeit und Thätigkeit gehört stets Uebung und leicht gewöhnen sich Seele und Körper an bequeme Trägheit. Hermione wußte dieß sehr wohl, sie fühlte, daß sie, wenn ihr Geschick sie in ihre frühern Verhältnisse zurückführen könnte, nicht mehr die Kraft, Rührigkeit und Geschicklichkeit gehabt hätte, ihnen die Stirn zu bieten.

Wie sehr sie auch durch die Entfernung von ihren Kindern litt, sie fühlte mit Schmerz und Scham, daß sie nicht mehr zu ihnen zurückkehren könne, denn sie war eine Andere geworden und hätte ihnen nicht mehr ein Beispiel der Arbeitsamkeit, der Sparsamkeit, Ordnung und Genügsamkeit seyn können. Sie war schlechter geworden durch den Reichthum, denn wie sehr sie sich auch mühte, eine gute Eigenschaft zu entdecken, welche sie in ihren günstigen Verhältnissen sich erworben, sie fand keine. Daß ihr Nachdenken sich geklärt, daß ihr Herz durch den Schmerz der steten Sehnsucht weicher und liebevoller geworden, das verstand sie nicht als eine erworbene Tugend zu würdigen. Diese Frau, der die höchste Richtung der weiblichen Bildung, ächte Religiösität stets fremd geblieben, erkannte nur die Tugenden als solche, deren augenblicklichen irdischen Nutzen sie einsah.

Welch eine schlechte, elende Hausfrau würde ich jetzt seyn in dem ärmlichen Haushalte, wo meine arme kleine Gertrud für mich arbeiten und sich quälen muß, dachte sie mit einem schmerzlichen Seufzer, während die Französin ihr das lange, reiche, goldschimmernde Haar kämmte und flocht und diesen höchsten Schmuck der Schönheit, der sich so selten bis zu seiner vollen Reife erhält, mit immer neuer Bewunderung betrachtete.

„Durchlaucht, welch ein Haar," sagte die Zofe; sie sagte das täglich, und täglich hörte die schöne Frau es gern.

Heute antwortete sie, ihren Gedanken folgend:

„Ich möchte nur wissen, ob meine Gertrud noch ihr schönes braunes Haar hat, es war noch länger als das Meine und die Farbe gefiel mir auch besser. Sie muß schön geworden seyn, meine liebe kleine Gertrud."

„Von wem geruhen Durchlaucht zu sprechen?" fragte das Mädchen, das erst seit Kurzem im Dienst Hermionens war.

„Von meiner Tochter; ich habe sie seit sieben Jahren nicht gesehen, jetzt ist sie sechzehn, wenig jünger als Sie, Jeanneton."

„Durchlaucht belieben zu scherzen, wie sollten Sie eine sechzehnjährige Tochter haben."

„Mein Sohn ist bald zwanzig," sagte die schöne Frau mit Mutterstolz. Gott, wie würde mir zu Muthe seyn, wenn ich einmal zwischen den beiden Kindern stände, jedem eine Hand reichend und sie ansehend, wie sie als erwachsene Menschen aussehen. Die ärmste Bettlerin, die mit ihren Kindern lebt, ist zu beneiden um das Glück, sie neben sich aufwachsen zu sehen. Haben Sie noch eine Mutter, Jeanneton?"

„Nein, Durchlaucht, ich habe die meine, als ich noch ein kleines Kind war, verloren. Mein Vater heirathete bald wieder. Die Stiefmutter mochte uns nicht. Drei Kinder sind eine schlechte Zugabe zu einem Manne, der ohnehin nicht reich ist, das fühlte sie sehr; wir waren ihr im Wege und gingen deßhalb früh in Dienste, eine hier, die Andere dorthin. Ich lernte frisiren, plätten und fein waschen und kam endlich zu einer schönen Lady, die mich gar nicht gut behandelte, die gnädige Frau, die Räthin Wender rekommandirte mich an Ew. Durchlaucht, da bin ich nun," schloß sie mit ihrem zierlichen Knix.

Am Nachmittag dieses Tages kam der erwartete Besuch, eine Badebekanntschaft und genaue Freundin der durchlauchtigsten Frau Prinzessin Feodo-

rowna Moroschin, die Frau Baronin von Heiking, eine Prinzessin von Ebersbach-Steinau.

Es war ein Kreis eleganter und schöner Damen, der sich Abends um die silberne Theeurne in Hermionens Salon versammelte.

Frau von Heiking, schlank mit dunkelbraunen Locken, durch deren weichen Glanz sich leichte Silberfädchen zogen, überragte die übrigen Alle, von der kleinen zierlichen Feodorowna an bis zu der üppigen Hermione, deren blendende Fülle genau die Gränze erreicht hatte, welche die Schönheit höchstens nur im Orient überschreiten darf.

Wer vor acht Jahren dieser ihr Bild in einem Zauberspiegel gezeigt hätte, umgeben von allem Luxus und Komfort, den der Reichthum verschaffen kann, den würde die Gattin des armen Violinisten schwerlich für einen ächten Propheten gehalten haben.

Die Wirklichkeit hatte ihr jetzt nichts Zauberisches. Die silberne Theeurne und das silberne Theebrett, wie auch die schweren Löffelchen, der prächtige Zuckerkorb von getriebenem Silber und die Tassen von Sevresporzellan waren ihr alltäglich geworden. Sie dachte nicht mehr daran, wie lange ein Unbemittelter hätte arbeiten müssen, um sich auch nur eines dieser Prachtstücke anzuschaffen, für sie gehörte der Besitz und Gebrauch derselben blos zu den täglichen Nothwendigkeiten. Der Besitz, welchen man arbeitend erstrebt, und der, welchen man mühelos genießt, hat einen unendlich verschiedenen Werth und stets schlägt der Arme, der das Glück des Reichen nach seinen eigenen unerfüllten Wünschen taxirt, dasselbe viel zu hoch an. Man kann unglücklich werden, wenn man an kostbare und prächtige Geräthe gewöhnt, dieselben nun plötzlich mit geringen vertauschen muß, Augen und Herz gewöhnen sich schwer und nur langsam an diese Entbehrungen. Das Glück, welches man bei plötzlicher Steigerung des Besitzes empfindet, ist jedenfalls nur ein sehr kurzes, denn an das Bessere gewöhnt man sich ausnehmend schnell und dem Verwöhnten ist stets das Allerbeste nur gerade gut genug. Hermione hatte aber noch bei all ihrem Reichthum eine Unannehmlichkeit, die sie sich in ihrer Armuth erspart. Ihre scharfen deutschen Hausfrauenaugen sahen den russischen Staub, den russischen Fliegenschmutz, die russischen Talg- und Rostflecken mit wahrhaft mikroskopischer Genauigkeit und mit einem herzlichen Aerger. O, diese Theeurne hätte leuchten müssen im matten Silberglanz, dieser prächtige Zuckerkorb, nicht ein einziger schwarzer Schmutzschatten hätte in den Vertiefungen der künstlich gearbeiteten Silberblumen sein Nest behalten dürfen, wenn sie dieses faule, heuchlerische, betrügerische russische Bedientenpack unter ihre Zucht hätte nehmen dürfen. Selbst die Sehnsucht nach ihren Kindern und die Furcht vor ihrem Gatten reichten vereint nicht hin, sie gleichgültig gegen Vernachlässigungen zu machen, die ihrer innersten Natur nun einmal so vollständig zuwiderliefen. Hermionens Schönheit bestand in ihrer unbegränzten Liebe zur Sauberkeit, die ihr ganzes Wesen durchdrang.

Die Räthin Wender, auch eine Frau von deutscher Reinlichkeit, konnte ruhig in einem fremden Hause über eine unsaubere Tasse hinwegsehen — man lernt auf Reisen so Manches.

Frau von Heiking war kurzsichtig und Feodorowna hatte die Geräthe des Hauses nie in einem andern Zustande gesehen, nahm also in gutem Frieden den gegenwärtigen als den normalen.

So saßen die vier Damen beieinander. Hermione, den Thee bereitend und einschenkend, Feodorowna, das Hündchen im Schooße, Frau von Heiking, filirend (das Filiren war eben Modearbeit) und die Räthin Wender mit einem Bleistifte eine leichte Skizze des Salons auf ein Pergamentblättchen ihrer Brieftafel zeichnend.

Alle vier den Jahren nach längst über die Blüthe und Jugend hinaus, zeigten in ihrer äußern Erscheinung, wie sehr der Reichthum ein Beförderer und Erhalter weiblicher Schönheit ist.

Selbst Frau von Heiking, die Großmutter eines zweiundzwanzigjährigen Jünglings, konnte noch für schön gelten. Gartenblumen, geschützt vor rauhen Winden und gepflegt im üppigen Erdreich, blühen voller, prächtiger und länger als ihre Schwestern draußen im Walde.

Man sprach theils deutsch, theils französisch.

(Fortsetzung folgt.)

Die materielle Entwickelung Griechenlands.

Griechische Zeitungen haben kürzlich den Bericht mitgetheilt, den der Finanzminister A. Kumunduros unter dem 4. Dez. 1857 an den König Otto erstattet hat und der sich über die materiellen Fortschritte verbreitet, die Griechenland macht und in letzter Zeit gemacht hat. Ist dieser Bericht für Griechenland selbst, für die Regierung wie für das Volk, von der größten Wichtigkeit, so hat er auch für Andere, die irgendwie an Griechenland Theil nehmen, ein hohes Interesse; die Freunde des griechischen Landes und Volkes werden sich darüber freuen, und die Feinde beider werden an dem glücklichen Zustande Griechenlands, wie er in der gedachten Beziehung sich kund gibt, in hohem Grade sich ärgern, vielleicht auch durch denselben vielfach

sich beschämt fühlen. Wir glauben, daß die wesentlichsten Punkte jenes Berichtes auch für unsere Leser Interesse haben werden, wenn schon dieselben, weil wir dabei alles Raisonnement bei Seite lassen, nur auf einzelne Sätze hinauskommen und in der Hauptsache fast nur in Zahlen bestehen. Aber diese Zahlen beweisen! Die Anzahl der Einwohner des Königreichs Griechenland, die im Jahre 1834 612,608 betrug, hat sich bis auf 1,045,232 erhöht. Das Land, in welchem im Jahr 1833, als König Otto im Januar hinkam, 94,927 Wohnhäuser sich befanden, die damals einen Werth von 97,810,269 Drachmen hatten, besitzt deren gegenwärtig 203,605 mit einem Werthbetrage von 323,667,857 Drachmen. Die Städte Athen, Piräeus, Amaliopolis, Sparta, Chalkis, Lamia, Mesolonghi, Nauplion, Argos und Patras wurden seitdem von Grunde aus erbaut oder doch so gut wie neu hergestellt. Die vorzüglichsten Landesprodukte, die zugleich Gegenstand der Ausfuhr sind, bestehen in Korinthen, Wein, Seide, Feigen und Oel. Korinthen wurden im Jahr 1834 auf 20,000 Stremmen Landes gebaut, und die Steuer davon betrug damals 71,116 Drachmen. Gegenwärtig sind 160,000 Stremmen damit bepflanzt, und ihr Ertrag darf für das laufende Jahr 80,000,000 Pfund berechnet werden. Im Jahr 1851 wurden davon 61,000,000 Pfund ausgeführt, und die öffentliche Abgabe von den Korinthen betrug im Jahr 1856 342,122 Drachmen. Die Weinländereien umfaßten vor dem Freiheitskriege (1821) 25,000 Stremmen, während gegenwärtig 700,000 Stremmen mit Wein bepflanzt sind. Der Ertrag der Cocons, der im Jahr 1840 die Höhe von 650,000 Drachmen erreicht hatte, ist bis zu 5,523,000 Drachmen angestiegen, welche von 1,500,000 Maulbeerbäumen gewonnen werden; vor dem Jahr 1834 hatte Griechenland deren nur 380,000 Stück. Die Feigen, die besonders in Messenien in großer Menge und vorzüglicher Güte gewonnen werden, gewährten im Jahr 1840 einen Ertrag von 41,564 Zentner, dagegen im Jahr 1856 92,000 Zentner und zwar allein für die Ausfuhr, mit Abrechnung des Verbrauchs im Lande. Vor dem Jahr 1834 zählte man in Griechenland 50,000 Feigenbäume, deren es gegenwärtig 260,000 zählt. Der Ausgangszoll für Feigen betrug im Jahr 1834 26,460 Drachmen, im Jahr 1856 114,688 Drachmen. Die Zahl der Oelbäume beträgt nach den letzten Zählungen 7,000,000, von denen die öffentliche Abgabe für das laufende Jahr die Höhe von 1,009,000 Drachmen erreicht, wogegen Griechenland im Jahre 1834 höchstens 2,300,000 Oelbäume besaß und die Staatsabgabe von Oelbäumen im Jahre 1840 540,000 Drachmen betrug. Die Zollabgaben theils an Ausgangs-, theils an Eingangszoll, erreichten im Jahre 1834 die Höhe von 2,109,385 Drachmen, dagegen im Jahre 1856 den Betrag von 4,319,000 Drachmen und für das Jahr 1857 steht ein Ueberschuß von wenigstens 300,000 Drachmen in Aussicht. Die Handelsmarine besteht aus 4339 Schiffen zu einem Gesammtbetrage von 325,000 Tonnen und zählt 29,000 Matrosen. Vor dem Jahre 1821 hatte Griechenland 449 Fahrzeuge zu 52,000 Tonnen. Die Viehzucht hat sich bisher in Griechenland nicht besonders entwickelt; im Jahre 1834 zählte man im Ganzen 4,322,583 Stück Vieh, die sich im Jahre 1856 bis zu 5,297,885 vermehrt hatten. Auch die Industrie ist zum Theil noch in der Kindheit. Indeß besitzt Griechenland bereits vier Seiden-Spinnereien, zwei in Piräeus, eine in Athen und eine in Kalamata, deren Fabrikate mit denen Europa's in Konkurrenz treten; zwei Gerbereien in Hermupolis (Hauptstadt, der Insel Syra), die den größten Theil ihrer Felle nach Europa senden; eine Baumwollen-Spinnerei und eine Zuckerfabrik in Patras, eine Fabrik irdener Gefäße in Athen und eine Kammfabrik in Hermupolis. Der Umsatz, den die Nationalbank in Athen im Jahre 1843 durch Handelsgeschäfte machte, betrug 9,580,000 Drachmen, dagegen nur in den ersten sechs Monaten des gegenwärtigen Jahres 15,910,000 Drachmen. Ein besonderes Interesse gewährt in dem fraglichen Berichte eine vergleichende Tabelle, in welcher einige hauptsächliche Einnahmegegenstände des griechischen Staatsbudgets aufgeführt werden, wie dieselben, im Verhältnisse, zum Jahre 1856, in den drei Jahren 1833, 1836 und 1843 gestaltet waren. Der Grundzins betrug im Jahr 1833 4,322,930 Drachmen, im Jahr 1836 6,043,619 Drachmen, im Jahr 1843 5,439,599 Drachmen, im Jahr 1856 8,682,044 Drachmen. Die Zollabgaben betrugen im Jahr 1833 2,019,385 Drachmen, im Jahr 1836 2,538,477 Drachmen, im Jahr 1843 2,643,812 Drachmen, im Jahr 1856 4,319,000 Drachmen. Die Einnahmen aus Staatswaldungen betrugen im Jahr 1833 17,000 Drachmen, im Jahr 1836 86,745 Drachmen, im Jahr 1843 199,341 Drachmen, im Jahr 1856 287,639 Drachmen. Das Horazianische: Crescit occulto velut arbor aevo, läßt sich auch auf das kleine Königreich Griechenland in Ansehung der materiellen Entwicklung mit allem Recht anwenden, und auch die vorstehenden offiziellen Mittheilungen müssen dazu dienen, die Lebensfähigkeit und innere Lebenskraft des griechischen Staates darzuthun. Es ist und bleibt noch auf lange Zeit die Aufgabe Griechenlands, auf das jetzt schon alle Stammesgenossen des türkischen Reiches als auf ihren Mittelpunkt blicken, durch Benutzung aller seiner Hilfsmittel und durch Entwicklung aller seiner Kräfte sich zum Kerne und Anhaltspunkte einstiger neuer Schöpfungen heranzubilden, um im

entscheidenden Augenblicke nicht unvorbereitet dazustehen. Griechenland hat weise seine Aufgabe erkannt und erfaßt; es ist nicht unfähig, dieselbe zu erfüllen, und es liegt ebenso in seinem eigenen Interesse, als in dem der westlichen Völker Europa's, daß es sie erfüllt.

Kunst und Literatur.

Im Cotta'schen Verlage erscheint in diesen Tagen ein sehr beachtenswerthes musikalisches Werk, worauf wir schon jetzt die Aufmerksamkeit der Musikfreunde lenken wollen, nämlich eine Klavierschule von Lebert und Stark, welchem bereits, bevor dasselbe dem Drucke übergeben wurde, die Approbation der berühmtesten Fachmänner und Komponisten vorausging.

Mannigfaltigkeiten.

Ein Laternenzug, den die jungen Kaufleute von Berlin nach dem Fackelzug der Studirenden zu veranstalten gedachten, ist unterblieben, und zwar aus Gründen, deren öffentliche Mittheilung durch ein Mitglied des Komite's Aufsehen gemacht hat. Der Prinz von Preußen, Prinz Friedrich Wilhelm und seine Umgebung, der Ministerpräsident und der Polizeipräsident von Berlin waren alle mit dem Projekt einverstanden. Der Handelsminister, an den sich das Komite u. A. auch wandte, lehnte es ab, sich mit einer Sache zu befassen, die nicht in seinen Ressort gehörte, und der Oberstkämmerer des Königs, Feldmarschall Graf Dohna, zog die Sache anfänglich hin, um später seine Genehmigung rundweg zu verweigern, weil die Kaufleute bei Hof nicht repräsentationsfähig seyen und eine Ausnahme von der Regel eine Präcedens sey, das später für den Prinzen als Regenten unangenehme Konsequenzen haben könnte. Diese Hindernisse bewogen das Komite und seine Auftraggeber, ihre Auflösung zu beschließen, die bisherigen Kosten zu repartiren und aus dem Rest der Zeichnungen ein Souper zu veranstalten. Nachdem dieß Alles geschehen und das Souper bereits genossen war, ließ Prinz Friedrich Wilhelm sagen, daß ihm der Laternenzug sehr angenehm seyn werde, aber nun war es zu spät.

Bei dem in der vergangenen Woche erfolgten Begräbniß eines reichen Mannes in Berlin ist durch die nächsten Verwandten desselben eine höchst widerwärtige Scene herbeigeführt worden. Nachdem nämlich der Geistliche am Sarge in der Wohnung des Verstorbenen einige Worte gesprochen hatte, die nicht ohne rügenden Hinblick auf den Lebenswandel des Verstorbenen geblieben seyn sollen, traten alsbald die Schwestern des Todten, wohlhabende Bürgersfrauen, an den Sarg, schlugen mit Fäusten auf denselben und schmähten den Todten, indem sie ihm zuriefen: „Warte nur, wenn du zu Vatern hinaufkommst, wird er dir schon sagen, wie schlecht du an uns gehandelt hast." Erst durch die Dazwischenkunft einiger Anderen aus der Trauerversammlung wurde diesem empörenden Auftritt ein Ende gemacht. Veranlassung dazu soll die letztwillige Bestimmung des Todten gegeben haben, wonach seine langjährige Pflegerin als Universalerbin seines bedeutenden Vermögens eingesetzt worden ist, seine Verwandten aber, die im Uebrigen sämmtlich an irdischen Glücksgütern gesegnet sind, nichts erben.

[Interessante Operation.] Der Oberarzt am Krankenhause zu Magdeburg, Dr. Fock, von Berlin dorthin berufen, hat, der „Norddeutschen Zeitung" zufolge, vor einigen Tagen eine seltene, wenn nicht vielleicht gar bis jetzt einzige Operation vollzogen. Das 3jährige Kind eines dortigen Zeughändlers hatte einen Dreier verschluckt, der, bereits mit Grünspan bedeckt, von genanntem Arzt glücklich aus dem Magen nach oben herausgezogen wurde.

Der Wassermangel, über welchen in Deutschland und andern Kontinentalländern geklagt wird, herrscht auch in England. In den nördlichen Theilen dieses Landes ist seit dem September fast kein Tropfen Regen gefallen und viele Brunnen sind versiegt, bei denen es früher niemals vorkam. Das Wasser wird auf Karren zum Verkaufe herumgeführt, was den Landleuten viele Kosten verursacht.

Neulich drängte irgendwo ein elegant gekleideter Herr bei der Eröffnung des Theaters eine Dame zur Seite und nahm vor ihr Platz. Als ihm nun der Begleiter derselben drohend zurief: „Wissen Sie, Herr, wie man ein solches Benehmen wie das Ihrige nennt?" erwiderte er ganz gelassen: „Zuvorkommend.

Jeder Mann hat gerade so viel Eitelkeit, wie es ihm am Verstande mangelt.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 59 Mittwoch, 10. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Frau von Heiking, die zum Erstenmal ihre Freundin in Morawa besuchte, fand großes Wohlgefallen an der schönen, sanft und würdig auftretenden Schwiegertochter derselben und unterhielt sich angelegentlich mit ihr in ihrer Muttersprache. Feodorowna fragte nach den Familiengliedern derselben.

„Und der reizende Knabe, Ihr Enkel, meine theuerste Freundin?" fragte sie, die neun Jahre vergessend, seit welchen sie diesen zuletzt in Genf gesehen.

„Er ist jetzt im Militär. Sie wissen vielleicht nicht, Durchlaucht, daß bei uns jeder Jüngling, gleichviel welchem Stande er angehört, mindestens ein Jahr lang als gemeiner Soldat im Heere dienen muß."

„Sieh, sieh! Das ist eine seltsame Einrichtung! Als gemeiner Soldat!" entgegnete die Fürstin, das kleine Köpfchen wiegend, „und schon so jung muß er das, der arme Kleine."

„Er ist nicht eben klein, Durchlaucht, Knaben wachsen uns nur zu schnell über den Kopf. Er ist groß und alt genug, um das Soldatenspiel mit zu machen."

„Und wo befindet er sich gegenwärtig?"

„Ich wünschte, er sollte seiner Militärpflicht in Berlin genügen und dort in einem Garderegiment dienen, aber er bestand darauf, in E. in das Husarenregiment einzutreten."

„In E?" fragten Hermione und die Räthin zu gleicher Zeit und die Letztere fügte hinzu: „E. ist ein reizender Ort, den ich manchen Residenzen vorziehe. Die Gegend ist freundlich, die Straßen sind sauber, die Menschen gemüthlich, dennoch wunderts mich, daß ein junger lebenslustiger Mann ein Mittelstädtchen der Residenz vorzieht. Vielleicht ziehen die schönen Mädchen von E. den Jüngling an. E. ist seit Jahren mit Grund berühmt, wegen der Schönheit seiner Bewohnerinnen."

„Ich wollte das wäre so," entgegnete Frau von Heiking mit Lächeln, „meinen Benno aber zieht ein weit weniger liebenswürdiger Gegenstand dort hin. Er hat eine thörichte Vorliebe für ein verrufenes Subjekt, das leider gewisse Anrechte auf Verwandtschaft mit ihm beanspruchen kann. Mein verstorbener Gatte hatte die Schwachheit, einem Knaben, den die Tochter eines Untergebenen gebar, seinen Namen zu geben. Die Mutter des Kindes ertrank ob durch Zufall oder Selbstmord — ich lasse es dahin gestellt seyn, und als ich das Haus meines Gatten betrat, fand ich den Knaben dort, als eine nicht erfreuliche Beigabe zum Inventarium des Schlosses. Ein kleines, schönes, verwildertes Geschöpf. Ich war noch sehr jung, ich war auch ein wenig romantisch, mich dauerte das Kind, ich weinte über die Mutter und ich willigte ein, den Leo in meiner Nähe zu dulden."

„Ich hätte das nicht gethan," sagte Hermione ruhig. „Es thut nicht gut, ein solches Kind, was keine Rechte an das Vaterhaus hat, darin erwachsen zu lassen. Es wird die rechtmäßigen Kinder immer beneiden und nie dankbar für das Gute seyn, was ihm gethan wird, weil es dasselbe als Schuldigkeit betrachtet."

„Sie haben Recht, Durchlaucht," sagte Frau von Heiking sehr eifrig, „Dieser kleine Bursche wuchs auf zur Plage für mich, zur Strafe für meinen Gatten. Aber bei allen Lastern und Rohheiten besitzt er Eigenschaften, die meinem Enkel imponiren. Zudem betrachtet dieser die Verhältnisse des Lebens aus einem eigenthümlichen Gesichtspunkt. Er meint, Leo Heiking, der erstgeborne Sohn meines Gatten, hätte naturgemäß ebenso viel Erbrecht, als meine Tochter, seine arme verstorbene Mutter. Um diesen Menschen, der Husarenunteroffizier in E. ist, genau kennen zu lernen, trat Benno bei den dort garnisonirenden Husaren ein. Der alte Diener Walter, der ihm von mir als eine Art von Mentor mitgegeben wurde, berichtet mir, daß er noch immer das wärmste Interesse für den verlorenen Sohn habe."

„Ich glaube diesen Mann zu kennen," sagte die Räthin, „wenigstens habe ich ihn gesehen, wenn

es der ist, den ich meine. Ein bildschöner Mann, auffallend groß und von vornehmer Haltung. Ein Kopf, der zum Modell eines Jupiterhaupts dienen könnte und den selbst ein gewisser, ich möchte sagen cynischer Ausdruck, der um Mund und Nase sich lagert, nicht entstellen kann. Ich habe ihn oft bei meinem Aufenthalt in E. gesehen, man nennt ihn dort den „schönen Husaren" und wohl verdient er diese Benennung. Er ist der wildeste Reiter, der tüchtigste Schütze, der berühmteste Schläger in der Eskadron, und man erzählt, daß nur sein unbezähmbarer Abscheu von Büchern und Allem, was damit im Zusammenhang steht, Schuld sey, daß er nicht eine glänzende Militärkarriere gemacht."

„Er ist derselbe," sagte Frau von Heiking. „Ja, schön ist dieser, ich habe wahrlich keinen Namen für ihn, einen gefallenen Engel kann ich ihn nicht nennen, da er von Kindheit an ein Aufsätziger und Rebell war. Nie gab es einen verstocktern, kleinen Sünder, wie diesen Burschen als Kind. Er hat hundert Schläge auf die Hand ausgehalten, ohne zu zucken, ohne eine Miene zu verziehen und ohne ein Wort der Abbitte."

„Gott verzeih es Denen, die sie ihm geben ließen," sagte Hermione, in ihrer gewohnten, ruhigen Weise. „Ich kann mir aber denken, daß er ein ganzer Mann seyn muß, auch wenn er nicht ein lateinisches Wort lesen kann, ja, wenn er gar nicht lesen könnte."

„Ich habe nie gehört, daß die Paladine der Tafelrunde, daß Hüon und Tristan, oder selbst der wackere Götz und Andere, lesen und schreiben konnten", scherzte die Räthin. „Schläge aushalten und austheilen und die Damen ehren, das sind die Eigenschaften eines ächten Ritters, ich hoffe, die letztere hat jenes schöne Ritterbild in Husarenuniform so gut wie die erstere."

„Die Damen, mit welchen sich Leo Heiking, der Unteroffizier, zu schaffen macht, verlangen, glaube ich, nur sehr wenig Ehrfurcht", meinte Frau von Heiking bitter. „Der alte Walter, der ihn nicht aus den Augen läßt, berichtet mir von sehr unangenehmen Geschichten, in die er verwickelt gewesen. Eine Frau, die Besitzerin eines Branntweinschankes, eine gewisse Bergenau oder dergleichen, hat seinetwegen den Versuch gemacht, ihren Ehemann zu vergiften. Ganz romantisch freilich, aber nicht sehr ehrenhaft. Zudem hat er meinen Enkel in diese Familie eingeführt, der sich dort von einem hübschen Mädchen, der Tochter oder Nichte angezogen fühlt. Zum Glück kenne ich Benno's Leichtsinn und Flatterhaftigkeit, sonst könnte mir nach Dem, was Walter von diesem jungen Geschöpf erzählte, bange werden. Der Alte ist von der Schönheit, Sittsamkeit und Trefflichkeit der Jungfrau Gertrud Bergenau ganz entzückt. Wüßte ich nicht so genau, daß mein junger Don Juan einen natürlichen Abscheu gegen jede Fessel hat, ich könnte mich fürchten, daß das Mädchen, vielleicht eine sehr gewiegte Kokette, ihn zu einer Ehe bewegte."

„Und was wird aus dem jungen Mädchen, gnädige Frau, wenn ihr junger Herr sie um ihren Ruf und vielleicht um ihren ganzen Lebensfrieden gebracht hat? fragte Hermione mit bleichen, zitternden Lippen."

„Sie sind in dieser Beziehung wohl zu ängstlich, Durchlaucht; ein junges Mädchen in einer Branntweinschenke ist eine andere Natur, als eines das unter mütterlicher Aufsicht streng erzogen und vor dem Bösen bewahrt ist. Ein Mädchen, das gewöhnt ist, mit allerlei Männern in Berührung zu kommen, wird — ist sie wirklich solch ein Tugendmuster, wie der alte Walter meint — sich meinen Schelm von Enkel fern zu halten wissen, und ist ihre Tugend eine bloße Falle für unerfahrene Bürschchen, so ist es kein Unglück, wenn sie in die Grube fällt, die sie selbst gegraben. Ich habe eine Art von Haß gegen solche Geschöpfe, wie die Mutter Heiking's eines war und wie vielleicht die Bergenau auch eines ist. Sie schlagen sich so ungeheuer hoch an, daß sie wähnen, die Hingebung ihrer saubern Person könne von einem Manne der höchsten Stände nicht anders als auch das Opfer seines Ranges und Namens, seiner sämmtlichen Verhältnisse bezahlt werden. Mein Himmel, wenn die Gunst dieser Damen so theuer ist, warum geben sie dieselbe auf Kredit? Mädchen, hinter dem Tisch einer Schenke erwachsen, müssen wissen, daß Schulden, welche mit doppelter Kreide vermerkt werden, bisweilen auch unbezahlt bleiben."

Während die Dame in dieser Weise scherzte, war Prinz Alexis eingetreten. Nicht mehr der blonde, schmachtende Jüngling, der er vor sieben Jahren gewesen, sondern ein breitschultriger Mann, von jener etwas kurzen und gedrungenen Gestalt, der man gewöhnlich die höchste Körperkraft zuschreibt. Sein Gesicht war leicht geröthet, wie dieß bei Männern, welche viel Wein zu trinken lieben, gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt. Das blonde Lockenhaar war dünner und dunkler geworden, und im Auge saß ein gewisser lauernder Ausdruck, den Hermione entsetzlich fürchtete, denn sie kannte denselben, er zeigte sich nur, wenn des Prinzen alter Grimm und Aerger gegen ihre Kinder erregt war.

Er rollte sich einen Sessel in den Damenkreis, erzählte, daß er auf seinem Tscherkessenpferde so eben einen Ritt von sieben Werste in vierundzwanzig Minuten gemacht und fragte dann nach dem Gegenstand der Unterhaltung.

„Wir sprachen vom Lohn der Liebe", sagte die Räthin lächelnd, „besonders von der Art, wie Män-

ner Hingebung und Treue aufzunehmen pflegen."

„Hingebung und Treue", rief der Prinz mit einem häßlichen Lachen, „gibt es dergleichen bei Ihrem Geschlecht? Ich dächte nicht, meine Damen. Die Schönheit, der Liebreiz, die Talente einer Frau sind die Handelsartikel, mit denen sie sich auf den Markt des Lebens begibt, um sie auf's beste loszuschlagen. Der Meistbietende empfängt sie."

„Ketzer!" sagte die Räthin, an deren Seite er seinen Stuhl gerollt hatte. „Das sagen Sie in Gegenwart Ihrer ältesten Freundin?"

„Noch mehr, ich sage es in Gegenwart meiner schönen Gemahlin", entgegnete der Prinz, sich vor Hermionen, die ihre glänzenden, traurigen, Augen auf ihn gerichtet hatte, bedeutsam verbeugend.

Das Herz der schönen Frau, der vornehmen Prinzessin, der reichen Dame war in diesem Augenblick viel, viel schwerer, als jemals das Herz der Gattin des armen Violinisten gewesen war.

Nur zu wahrscheinlich schien es ihr, daß das junge Mädchen, dem der schöne, berüchtigte Enkel der Frau von Heiking nachstellte, ihre schutzlose, unschuldige Tochter sey. Wenn sie ihn lieb gewönne, den gefährlichen Verderber, ihre arme, arme Gertrud, ach, dann gab es für sie kein Erbarmen, keine Rettung. Die böse Frau, welche dem unehelichen Knaben ihres Gatten hundert Schläge in die Hand hatte geben lassen, kannte sicherlich kein Mitleid mit einem armen, ihr fremden Mädchen. Die Mutter hätte ihr Herzblut tropfenweis verspritzen mögen, um sich damit die Freiheit zu erkaufen, ihr Kind schützen und behüten zu können. Und da saß neben ihr der Mann, dem sie gefolgt war ohne Liebe, seines Reichthums wegen. Ja, er hatte Recht, sie hatte sich verkauft, verkauft an den Meistbietenden. Freilich hatte sie mit dem Kaufpreis nicht nur ihr, sondern auch ihrer Kinder Glück zu sichern gehofft. Ach, Geld gibt nicht immer Glück, ihr hatte es wenig, hatte es gar keines gegeben.

Der Prinz warf einen langen Blick auf seine Gattin. Er verstand bereits in ihrem Herzen zu lesen, wenigstens alles Das darin zu erkennen, was ihn selbst unangenehm berührte.

„Was haben Sie, Hermione?" fragte er, sich hinter dem Stuhl der Räthin zu ihr hinbeugend.

„Ich denke an das Schicksal meiner Kinder, zumal meiner armen Tochter", sagte sie mit ihrem gewohnten, ruhigen Ton. „Ein armes, mutterloses Mädchen ist, ach, so Vielem ausgesetzt."

„Immer dasselbe Leid, meine Theure", entgegnete er, „ich bedaure schmerzlich, dagegen nichts thun zu können. Meine Anerbietungen, wenn auch noch so wohlgemeint, würden in der Familie, von der Sie sich meiner unwürdigen Persönlichkeit wegen trennen, immer für die eines Feindes gehalten werden."

Hermione's Herz erzitterte. Sie kannte diesen Ton, sie fühlte, welche Beleidigung in den höflichen Worten ihres Gatten für sie enthalten war. Sie fühlte das vielleicht mit doppelter Schärfe, weil der unbestechliche Richter ihres Innern ihr sagte, daß diese bittern, anzüglichen Worte, Wahrheit enthielten.

Die Abendtafel ward servirt. Der junge Haushofmeister öffnete die Flügelthüren nach dem Speisesaal. Prinz Alexis bot den einen Arm der Räthin, den andern der Frau von Heiking, Hermione folgte ihrer Schwiegermutter, die mit ihrem trippelnden Schritt, wie ein Perlhühnchen aussah, das nach dem hingestreuten Futter läuft.

(Fortsetzung folgt.)

Rührende Kindesliebe.

Zur Zeit als Kaiser Joseph der Zweite, damals noch nicht Kaiser, sich mit Prinzessin Isabella von Parma, seiner ersten Gemahlin, vermählte, erzählt Joseph Rank in seinem Buche: „Von Haus zu Haus", erließ die Kaiserin Marie Therese an mehrere Aemter den Befehl, ihr diejenigen Mädchen namhaft zu machen, welche vor Allem an Tugenden reich seyen, denn sie wolle eine Anzahl derselben ausstatten und an brave Männer verheirathen. Da wurde denn von dem Oberamt zu Degern ein Mädchen besonders gerühmt und der Gnade der Kaiserin als ganz vorzüglich würdig empfohlen. Monica Bolder war siebzehn Jahre alt, hatte schon vor Jahren ihren Vater verloren, besaß aber noch ihre Großeltern, von denen die Großmutter schon seit Jahr und Tag das Bett hüten mußte, eine schwächliche Mutter und zwei jüngere Brüder, und für diese zahlreiche Familie sorgte sie mit der Zärtlichkeit einer Mutter, pflegte die kränklichen Alten, hielt die kleine Wirthschaft in Ordnung und wußte auch durch ihren Fleiß so viel zu verdienen, um ihre Brüder unterrichten zu lassen. Sie war schön und hatte mit mancherlei Anfechtungen zu kämpfen, war aber stets sich selbst treu geblieben und hatte sich durch ihr stilles anspruchloses Betragen die Achtung und Liebe ihres Dorfes erworben. Marie Therese erklärte sie auf diesen Bericht hin für würdig, der Zahl derjenigen Mädchen anzugehören, die sie auszuzeichnen wünschte. Als aber Monica mit ihrer Mutter im Amte erschien und von ihrem Glücke in Kenntniß gesetzt wurde, fiel sie der Letzteren schluchzend um den Hals und sagte: Sie könne das Geschenk der Kaiserin nicht annehmen. Ihre Mutter sey schwächlich, oft krank und habe nichts zu leben; wer sollte für sie, für die Groß-

mutter und Brüder sorgen, wenn sie es nicht thäte? Vergeblich waren die Vorstellungen des Oberamtmanns und selbst ihrer Mutter, die dem Glücke ihres Kindes nicht im Wege stehen wollte; Monica blieb fest auf ihrem Sinne. Man stattete also Bericht an die Kaiserin ab und diese entschied, dem Mädchen sollen 1000 fl. ausgezahlt, sie aber nicht verpflichtet werden, sich zu verheirathen. Als Monica dieß erfuhr, bat sie den Amtmann, das Geld gut anzulegen und die Zinsen ihrer Mutter auszuhändigen, damit sie sorgenlos leben könne, sie sey jung und kräftig und könne für sich und die Ihrigen arbeiten. Auch jetzt suchte die Mutter sie von diesem Entschlusse abzubringen. Indessen starben die Großeltern und auch die Mutter in kurzer Zeit und Monica begab sich mit ihren Brüdern nach Wien, brachte die letztern bei tüchtigen Handwerkern in die Lehre und heirathete später einen geschickten Tischlermeister.

Zuruf.

„Wenn ein Leid Dich schwer bedrängt,
Tritt entgegen ihm mit Waffen!
Wenn es Dir den Raum beengt,
Suche selbst Dir Raum zu schaffen!

„Zeige Dich zu jeder Zeit
Stärker als Dein Herzensjammer!
Sey nicht Amboß Deinem Leid,
Nein, sey Deines Herzens Hammer!

„Wenn die Qual nicht heut von Dir
Ueberwunden und gebannt ist,
Wisse, daß Du dann von ihr
Morgen dreifach übermannt bist!“

Mannigfaltigkeiten.

In Rethel (Ardennen) wurde kürzlich ein politischer Prozeß gegen 8 Angeklagte verhandelt, meistens Arbeiter, von denen sich zwei, ein Wagenschmied und ein Vagabund, wie es in der Anklageakte heißt, auf flüchtigem Fuße befanden. Die obigen Personen waren folgender Verbrechen angeklagt: Dufour, Arbeiter, 22 Jahre alt, und Richoux, Kommis, 22 Jahre alt, im Laufe des letzten Monats Januar aufrührerische Maueranschläge und anonyme Briefe in Rethel verbreitet zu haben, und Dietrich, Exkapitän der republikanischen Garde, Schenkwirth, 46 Jahre alt, den Dufour, welcher ihm eines jener Schreiben mitgetheilt hatte, ermuntert zu haben. Ferner sind angeklagt: Soibinet, Schneider, 20 Jahre alt, die Bürger zu gegenseitigem Haß und Verachtung aufgereizt, und die öffentliche und religiöse Moral durch Absingung eines verbotenen Liedes in einer Kneipe von Rethel verletzt zu haben; dann Frabo, Taglöhner, 42 Jahre alt; Stripe, Wollkämmer, 38 Jahre alt, öffentlich aufrührerische Reden geführt, und Beleidigungen gegen den Kaiser, so wie Drohungen gegen Privatpersonen ausgestoßen zu haben; endlich Hostelet, Wagenschmied, 45 Jahre alt, derzeit auf flüchtigem Fuße, falsche Nachrichten verbreitet zu haben. Nach achtstündiger Verhandlung wurden folgende Urtheile abgegeben: Dufour verurtheilt zu 8 Monaten Gefängniß und 50 Fr. Strafe, Richoux zu 6 Monaten Gefängniß, Frabo zu 1 Jahr Gefängniß und 1000 Fr. Strafe, Stripe zu 18 Monaten Gefängniß und 500 Fr. Strafe, Palloteau, kontumazialisch zu 3 Jahren Gefängniß und 500 Fr. Strafe, Hostelet kontumazialisch zu 1 Monat Gefängniß. Dietrich und Soibinet wurden freigesprochen.

Man schreibt aus Nagy-Selmecz, 24. Februar: Dieser Tage fuhr ein angesehener Grundbesitzer spät Abends auf der Landstraße gegen Nagy-Selmecz zu, als der Kutscher plötzlich anhielt, und seinen Herrn auf eine Gestalt aufmerksam machte, die auf ungefähr einen Büchsenschuß Entfernung sich am Rande der Straße bewegte. Der Herr glaubte einen Wolf zu erblicken, und sendete aus seinem Doppelgewehre einen Schuß nach dem vermeintlichen Thiere; wie groß aber war sein Entsetzen, als er entdeckte, daß die Gestalt ein Landmann war, der im betrunkenen Zustande nicht auf den Beinen hatte stehen können, und somit gleich einem Thiere auf Händen und Füßen an der Landstraße dahinkroch; der Schuß war dem Unglücklichen durch die Brust gegangen und leider — tödtlich. Der beklagenswerthe Schütze nahm die Leiche auf seinen Schlitten und überlieferte sich sofort selbst dem Unterkubiner Komitatsgerichte.

In Stetten ereignete sich dieser Tage ein höchst tragischer Fall. Ein hübsches kräftiges Mädchen stand in dem Verdacht, heimlich geboren und das Kind aus dem Wege geschafft zu haben. Nachdem das Oberamt Kannstatt davon Anzeige erhalten hat, wurde letzten Sonntag eine Untersuchung in Stetten durch die Gerichtsärzte u. s. w. vorgenommen, worauf das Mädchen eine Ohnmacht bekam und in das Bett gebracht werden mußte; während nun ihre Mit-Hausbewohner auf dem Rathhaus im Verhör waren, starb das Mädchen zu Hause, wie es scheint an einer Gemüthsaffektion.

Redakteur Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 60 Donnerstag, 11. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Neunzehntes Kapitel.

Die Abendtafel im Speisesaal des Fürsten Moroschin war glänzend. Ein Buffet mit schwerem, alten Silbergeschirr stand in der Ecke des Gemachs. Die Teller von Sevres-Porzellan, die Gläser aus englischen Fabriken, dienten dem Tische zum Schmuck, wenn man darüber hinwegsehen konnte, daß ihnen diejenige Sauberkeit mangelte, an die ein deutsches Auge gewöhnt ist.

Mancher Fliegenfleck, manche Spur von dem unsaubern Finger eines Domestiken verunstaltete sie. In den Reifen der schöngeformten Obstkörbe saß schwarzer Schmutz, den gewöhnliches Abwaschen eher mehrte als minderte, da es zu seiner Entfernung achtsamer Augen, einer scharfen Bürste und der Anwendung von Seife bedurft hätte.

Hermione kannte alle diese Schmutzstreifen und kleinen festen Fliegenflecke in dem Geschirr und hatte einen großen Widerwillen gegen dieselben. Jetzt aber hatte sie ihn aufgegeben. Nicht ohne Kampf allerdings, aber sie war nicht Siegerin geblieben in dem Kampf mit der Trägheit und Unsauberkeit der leibeigenen Dienerschaft und dem hartnäckigen Eigensinn ihrer Schwiegermutter.

Anfangs, beim Beginn ihrer Ehe mit dem Prinzen, hatte Hermione den Haushofmeister auf die Unsauberkeit der Geräthe aufmerksam gemacht. Es war für sie schwierig, dem Mann begreiflich zu machen, worum es sich handle, für ihn gehörten die Schmutzstreifen und Fliegenflecke zu dem Inventarium seiner Herrschaft. Zudem sprach er kein Deutsch, und außer seiner Muttersprache ein Französisch, das Hermione immer nur sehr schwer verstand, und das ihr gänzlich unverständlich wurde, wenn es sich um Dinge handelte, an denen Iwan Fedorowitsch kein Wohlgefallen fand. Er wußte dann die Worte so ineinander zu schieben und zu flechten, daß sie auch einem größern Sprachtalent als dem seiner neuen Herrin unverständlich geblieben wären. So viel aber verstand Hermione aus seinen Geberden, bei der Unterhaltung über den in Rede stehenden Gegenstand, daß er es für ganz unmöglich erklärte, die Sachen sauberer zu machen, als sie im gegenwärtigen Augenblick waren.

Sie befahl strengstens eine Generalreinigung sämmtlicher Porzellan- und Glasgeräthe und sah auch, daß im Zimmer, wo diese Dinge aufbewahrt wurden, eine große Schlacht geliefert ward, in der schmutziges Wasser in Strömen floß und Scherben mancher Art den Ernst des Kampfes bezeugten.

Der Feind aber, den man zu bekämpfen versucht hatte, der alte, feststehende Schmutz, war den gewohnten Waffen gewachsen und behauptete siegreich seinen Platz.

Nun erhob sich Hermione munter und muthig, sie gürtete ihre Lenden mit der weißesten Küchenschürze, ließ Sand, Seife, warmes Wasser, Sodalauge, Bürstchen von verschiedener Form, weiche Lappen und Abtrockentücher in das Porzellanzimmer schaffen und ging selbst nachzusehen, und nach den Anordnungen und unter den Augen der deutschen Hausfrau begann der russische Schmutz zu weichen. Schon glänzten einige prächtige Krystallschalen, mehrere Fruchtkörbe von altem Porzellan und andere ähnliche Gegenstände in tadelloser Sauberkeit, als die Geister des Orts ihre Schützerin in Gestalt der Prinzessin Feodorowna herbeiführten.

Die vornehme Dame blieb erschrocken stehen und verfärbte sich sichtbar ob dem plebejen Treiben der Schwiegertochter.

„Meine Liebe," sagte sie, und hob sich ein wenig auf den Zehen empor, um ihre kleine, weiße Hand auf Hermionens Schulter zu legen, „meine Theure, was machen Sie hier?"

Hermione wollte ihr eine Antwort geben, sie aber winkte ihr bedeutsam zu schweigen und bat um ein augenblickliches Gespräch unter vier Augen. Hermione folgte ihr ins Zimmer.

Dort setzte man sich nieder.

„Ich bin so alterirt," sagte Prinzeß Feodorowna, „daß ich kaum weiß, was ich sagen soll. Meine Liebe! ich muß Sie bitten, wahrhaftig von Herzen

bitten, Ihrer neuen Verhältnisse zu gedenken. Mein Sohn hat Sie zu seiner Gattin gewählt, ich bin ihm nicht hinderlich gewesen. Er ist mein einziges Kind, und ein schöne Frau kann selbst einen Thron zieren. Der große Czar Peter heirathete ein Mädchen aus dem Volke und sie ward Kaiserin. Aber, meine Liebe, immer muß die Frau sich nach dem Stande ihres Mannes bequemen. Es ist das Gottes Gebot und der Welt Lauf. Diese Dinge sind nicht für Sie, meine Theure. Es geht nicht und darf nicht seyn. Wir werden zum Gespött unsrer eigenen Leute. Der Iwan Fedorowitsch ist lange in Moskau gewesen, er kennt die Sitten der Welt, meine Theure; Sie werden mich es nicht bereuen lassen, daß ich nicht nach dem Stande meiner Schwiegertochter, meiner Nachfolgerin fragte. Sie werden lernen, sich wie eine Dame zu halten. Man sagt, in Ihrem Vaterlande arbeiten auch Frauen vom Stande. Ländlich, sittlich. Hier geht das nicht, das deutsche Strickzeug ist bei uns verpönt, die Konversation, die Toilette, Religionsübungen füllen unsere Zeit. Sie müssen lernen, meine Theure, sich in die Verhältnisse zu fügen."

So war Hermionens voreiliger Feldzug gegen den russischen Schmutz zu einem schmählichen Ende gekommen. Triumphirend stellte Iwan die noch ungereinigten Geräthe an ihre gewöhnlichen Plätze und äugelte nach den gereinigten mit seltsamen Blicken, sie kamen ihm so verändert, fast verzaubert, vor, gar nicht wie seine alten, ihm bekannten Pflegebefohlenen.

Von diesem Tag an verlor aber Hermione das Gefühl des Besitzes aller der Herrlichkeiten, die sie umgaben. In der That besitzt man nur diejenigen Dinge, die man mit Sorgfalt umgibt und mit Vorsicht benutzt. Wer keine Achtsamkeit auf sein Eigenthum verwendet, kommt nie zum rechten Gefühl des Besitzes und ist mitten in der Heimath stets wie ein Reisender, der auch für alle die Geräthe des Luxus und Bedürfnisses, die er augenblicklich gebraucht, keine Verantwortlichkeit hat und folglich keine Vorliebe für sie gewinnen kann.

Am heutigen Abend, wo zwei deutsche Frauen mit ihr an dem Tische saßen, dessen gute Geister ihr, als der Hausfrau, gehorchen sollten, fühlte Hermione mit altem Schmerz und neuer Scham, daß sie in dem Hause ihres Gatten nicht an ihrem Platze stand. Sie sah, daß Frau von Heiling einen Löffel an ihrer Serviette abwischte und die Räthin Wender ihre unsaubere Gabel rasch in ein Stück Brod senkte, um sie zu reinigen, und sie fühlte den Stich, als würden die silbernen Zinken des Tischgeräthes direkt in ihr Herz gedrückt.

„Es ist nicht meine Schuld," sagte sie, sich zu der Räthin beugend, „obwohl es Ihnen so scheinen muß, theure Anna, diese russischen Dienstboten sind unreinlicher noch als die in unserer Heimath."

Frau Wender nickte ihr lächelnd zu. Prinz Alexis aber sagte: „Ich habe bisher geglaubt, daß das Haus des Gatten die Heimath der Frau sey. Sie aber, Hermione, scheinen diese Ansicht nicht zu theilen."

„Die Männer sind und bleiben doch arge Egoisten," unterbrach ihn lachend die Räthin. „Nicht genug, daß wir Namen, Freiheit und Vaterland in der Ehe hingeben müssen, sie verlangen auch alles Ernstes, daß wir die Erinnerung daran verlieren sollen. Prinz, gestatten Sie immerhin Ihrer Gemahlin, daß sie Deutschland noch zuweilen ihre Heimath nennen darf."

„Hermione findet nur stets, daß ihre neue Heimath der Alten so weit nachsteht, und daß sie viel verloren hat, indem sie mir folgte," entgegnete der Prinz bitter.

„Ich habe in Deutschland in sehr ärmlichen Verhältnissen gelebt," sagte Hermione ruhig, „unsere Freundin, die Frau Räthin, weiß das, mein Gemahl, so gut wie Sie und ich. Ihre Liebe hat mich zu einem hohen Range erhoben und mit Reichthum überhäuft und es ist natürlich, daß Sie dafür Dank fordern. Wenn ich diesen nicht so ausspreche, als Sie es wünschen, so liegt dieß nur an meiner Ungeschicklichkeit, nicht an meiner Einsicht und Erkenntlichkeit. Gewiß aber ist, daß wie viel glänzender ich durch Ihre großmüthige Liebe auch in Rußland gestellt bin, ich mich doch nicht dagegen verblenden kann, daß in meiner alten Heimath, ja und auch in meinen alten Verhältnissen Manches war, das meiner Natur besser zusagte."

„Unfehlbar," unterbrach sie die Räthin, „haben Sie darin recht, den deutschen Dienstboten, was Sauberkeit betrifft, über den russischen zu setzen. Der russische Leibeigene hat, glaube ich, gar kein Wort, das unserm deutschen Wort Sauberkeit entspräche, zum Mindesten kennt er den Begriff davon nicht."

„In unserm Klima und in den hiesigen Verhältnissen ist das auch nicht nothwendig," meinte Fedorowna. Unsere Bauern sind in ihren schmutzigen Hütten ganz glücklich und froh. Der Schmutz wärmt. Das Scheuern, Waschen und Fegen ist ein Luxus, zu dem sie nicht Zeit haben, um so besser, daß sie ihn nicht vermissen. Hottentotten und Neger leben auch und sind gesund, ohne alle diese Dinge. Wer sich gern wäscht, ist eigentlich zum Diener verdorben. Putz kann dem, welcher nicht sein eigner Herr ist, weit eher gestattet werden, als diese quäckerhafte Reinlichkeit. Putz kostet Geld, Reinlichkeit Zeit."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Eisenbahnabenteuer.

In den „Household Words“ erzählt eine Dame folgendes Eisenbahnabenteuer: Als ich eines Morgens in Paddington in einem leeren Wagen meinen Sitz eingenommen hatte, stieg, gerade wie der Zug abgehen wollte, ein seltsam aussehender junger Mann mit merkwürdig langem wallendem Haar zu mir ein. Er war ziemlich beeilt, schien aber auch außerdem so verstört und aufgeregt, daß ich in großer Angst war, er möchte im Kopf nicht richtig seyn, auch trug sein folgendes Benehmen gar nicht zu meiner Beruhigung bei. Unser Zug war ein Eilzug, und er fragte auf einmal ängstlich, welches die erste Haltstation wäre. Ich gab ihm die gewünschte Auskunft. Es war Reading. Der junge Mann sah auf seine Uhr. „Madame“, sagte er, „ich habe nur eine halbe Stunde zwischen mir und, vielleicht, meinem Untergange. Entschuldigen Sie daher mein Geradangehen. Sie haben, wie ich sehe, eine Scheere in ihrem Arbeitsbeutel. Haben Sie die Güte, mir alle meine Haare abzuschneiden.“ „Mein Herr“, sagte ich, „Das ist unmöglich“. „Madame“, fuhr er dringend fort und ein Blick ernster Entschlossenheit fuhr über seine Züge, „ich bin ein Mensch in Verzweiflung. Hüten Sie sich, mir Das, was ich verlange, abzuschlagen. Schneiden Sie mir mein Haar ab — kurz, dicht bis auf die Wurzeln, — unverzüglich; und hier ist ein Zeitungsblatt, um die ambrosischen Locken aufzunehmen.“ Ich glaubte natürlich, er wäre verrückt, und weil ich dachte, es wäre gefährlich, seinem Willen mich zu widersetzen, schnitt ich ihm all sein Haar bis auf die letzte Locke ab. „Jetzt, Madame“, sagte er, indem er einen kleinen Reisesack aufmachte, „werden Sie mich weiter verbinden, wenn Sie zum Fenster hinaussehen, weil ich vorhabe, meine Kleidung zu wechseln.“ Natürlich sah ich eine ziemlich beträchtliche Zeit zum Fenster hinaus, und als er bemerkte: „Madame, ich will Ihnen nicht länger beschwerlich fallen“, erkannte ich den jungen Mann nicht im Mindesten mehr. Anstatt seiner vorigen etwas auffallenden Tracht war er schwarz gekleidet und trug eine graue Perrücke und eine silberne Brille; er sah aus wie ein ehrwürdiger Geistlicher der englischen Kirche von etwa 80 Jahren; um diese Rolle vollständig zu machen, hielt er einen Band Predigten in der Hand, welche — sie schienen ihn ganz zu fesseln — seine eigenen hätten gewesen seyn können. „Ich wünschte nicht, Ihnen zu drohen, junge Dame“, nahm er wieder das Wort, „und ich glaube außerdem Ihrem freundlichen Gesicht trauen zu dürfen. Wollen Sie mir versprechen, diese Umwandlung nicht, bevor Ihre Reise zu Ende ist, zu enthüllen?“ „Ich will es“, sagte ich, „ganz gewiß.“ In Reading schaute der Kondukteur und eine Person in gewöhnlicher Tracht in unsern Wagen. „Du hast die Billeten, meine Liebe“, sagte der junge Mann freundlich, indem er auf mich schaute, wie, wenn er mein Vater wäre. Keineswegs, mein Herr, wir verlangen sie nicht“, sagte der Beamte und ging mit seinem Begleiter weiter. „Ich werde Sie jetzt verlassen, Madame“, sagte mein Reisegefährte, so bald die Luft rein war, „durch Ihre gütige und muthige Mitwirkung haben Sie mein Leben gerettet, und vielleicht auch Ihr eigenes“. In der nächsten Minute war er fort, und der Zug wieder in Bewegung. Erst am nächsten Morgen erfuhr ich aus den Zeitungen, daß der Herr, dem ich als Haarabschneider Dienste geleistet, in London wenige Stunden, bevor ich mit ihm zusammentraf, eine Fälschung (forgery) zu ungeheurem Betrag begangen, und daß man von Paddington aus in einem Eilzug seiner Spur gefolgt war; aber daß — obgleich der Telegraph in Bewegung gesetzt worden sey und ihn genau beschrieben habe — in Reading, als der Zug durchsucht wurde, er nirgends gefunden werden konnte.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber den „Leviathan“, den man ganz vernachlässigt hat, seit er, wie das Ministerium von seiner alten Stelle abgetreten ist, entnehmen wir der „Times“ folgende Notizen: Er liegt, von 10 starken Ankern festgehalten, vor Deptford mitten im Fluß, und vermittelst 120,000 Pfd. St. und einer guten Zahl Arbeiter hofft man ihn im Juli zu seinem ersten Ausflug vollständig ausgerüstet zu sehen. Um dieß möglich zu machen, sind die verschiedenen Arbeiten, als da sind: Auftakelung, Kabineteinrichtung u. dgl., mehreren Firmen kontraktlich übergeben worden. An den sechs Masten wird rührig gehämmert. Sie werden nach Art der Dampfkessel, aus zolldicken Eisenplatten röhrenförmig konstruirt, und 130 — 170 Fuß hoch (vom untersten Raume aus gerechnet). So wird jeder wohl 600 bis 800 Zentner schwer werden, und sollte das Schiff je in die Lage kommen, das Ueberbordwerfen der Maste wünschenswerth erscheinen zu lassen, so knickt man durch ein eigens dazu aufgestelltes Druckwerk die hohlen Eisenmaste an ihrer Basis auf dem Verdeck zusammen, worauf der Mast nach einer Seite umschlägt. Eine andere Vorrichtung ist dazu bestimmt, in einem solchen dringenden Falle die Takelage rasch loszulösen, so daß jeder Mast binnen 5 Minuten über Bord geworfen werden könnte. Für den minder gefährlichen Fall, daß das Schiff einer Aus-

besserung bedarf, findet sich im ganzen Bereich der englischen Küsten nur im Mersey eine geeignete Stelle. Dort müßte das Fahrzeug auf Pfähle aufgerannt werden, die von der Ebbe trocken gelegt werden und Ausbesserungen am Kiel gestatten. Wie unbequem und gefährlich dieß an jedem Punkte namentlich im Mersey ist, dessen Strömung zu den gewaltigsten gehört, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden.

[Anwendung der Photographie.] Man hat kürzlich einige Anwendungen der Photographie auf Anatomie und Chirurgie gemacht, die von großem Interesse sind. Ein junger Arzt hat nämlich von einem ausgezeichneten Präparate des Lymphgefäßsystems stereoskopische Ansichten anfertigen lassen, und hat die Absicht noch andere schwierige und feine Präparate auf dieselbe Weise zu vervielfältigen. Es ist kaum nöthig, den Nutzen eines solchen Verfahrens hervorzuheben; die Photographie liefert somit den Weg, die zarten Präparate, welche sich in den anatomischen Museen nicht dauernd erhalten können, nicht nur treu wiederzugeben, sondern auch zugleich einer großen Anzahl von Fachgenossen in die Hände zu bringen; denn eine Reihe stereoskopischer Ansichten desselben Präparats von verschiedenen Seiten aufgenommen ist geeignet, als Präparat selbst zum großen Theile oder ganz zu ersetzen. — In der Pariser Klinik der Medizinschule ist jetzt ein Photograph angestellt, welcher den Auftrag hat, Theile des menschlichen Körpers vor und nach einer Operation aufzunehmen, namentlich wenn der Fall seltener vorkommt.

Ueber die mehrfach erwähnten, zum großen Theile aufgefundenen Schätze Nena Sahibs bei Bithoor schreibt ein junger Offizier an seinen Vater vom 30. Dezember: Seit Beginne dieses Monats war ich in Gesellschaft eines andern Ingenieuroffiziers und mehrerer Sappeurs beschäftigt, aus einem etwa 10 Meilen von Cawnpore gelegenen Brunnen in Bithoor Nena Sahibs Schätze ans Tageslicht zu fördern. Der Brunnen enthielt gegen 25 Fuß Wasser aber 200 Soldaten schöpften es, mit Hülfe von einem halben Dutzend Eimer, bald bis auf 3 Fuß Tiefe ab. Zwei bis drei Sappeurs stiegen hierauf hinab, und nachdem sie noch eine Lage von Schutt hinweggeräumt hatten, die absichtlich in den Brunnen geworfen worden war, brachten wir Silbergeschirre im Werth von 2000 L. und goldene Geräthschaften von etwa 6000 L. Werth herauf. Die Goldsachen waren mitunter prachtvoll. So zwei große Schüsseln aus solidem Golde, von 2′ 9″ im Durchmesser, die zusammen 70 Pfund wiegen. Außer diesen Becher, Krüge, Spritzen zum Vertheilen von Rosenwasser und massive Löffel zum Füllen des Wassers aus dem Ganges bei religiösen Feierlichkeiten. Es war eine harte Arbeit, denn das Wasser stürzte rasch wieder zu. Aber das Bergwerk ist auch noch lange nicht erschöpft, und es heißt, daß der Baarschatz in Rupien noch in der Grube stecke. Der Palast des Nena liegt ganz in Trümmern und auch alles im Dorfe, was sein eigen war, ist zerstört worden.

[Das glockenreichste Land ist Rußland.] Demnächst zeichnet sich England aus, wo man 50 Geläute von 10 Glocken, 360 von 8, 500 von 6 und 250 von 4 Glocken zählt, obgleich seit der Reformation von dem Glockenreichthum Vieles verloren gegangen ist. Auch in Frankreich hat doch noch viel von dem alten Reichthum den Vandalismus der Revolution, der auf eine systematische Vertilgung der Glocken bis auf eine aus jedem Orte ausging, überdauert. Spanien soll bis zu den neuesten Staatsumwälzungen 84,108 Glocken mit einem Metallwerthe von 2 Millionen Thaler gehabt haben. In Folge der Säkularisationen gingen ganze Schiffsladungen Glockenmetall nach England.

[Sonst und jetzt.] Als Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz einmal mit dem Bischof von Eichstädt Karten spielte und einen Groschen setzte, machte ihm der Bischof daraus eine Gewissenssache und nannte es ein hohes Spiel, bei dem man ja wohl einen ganzen Gulden verlieren könne. — Wie haben sich doch die Zeiten geändert!

[Russische Kirchenzucht.] Peter der Große konnte das Schwätzen in der Kirche nicht leiden. Er bestellte eigene Aufseher, die Schwätzer anzuzeigen. Waren es Vornehme, so mußten sie beim Herausgehen aus der Kirche einen Rubel in die Armenbüchse legen; waren es gemeine Leute, so bekamen sie eine Tracht Prügel.

Wer sich über Verarmung seines Herzens beklagt, hat sie sich meist durch zu große Verschwendung seiner Gefühle zugezogen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 61 Freitag, 12. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Ich habe darüber nachgedacht," sagte Hermione, indem sie ihr klares Auge auf ihre Schwiegermutter richtete, „wie es kommt, daß diese Leute hier so ruhig in ihrem Schmutz leben können. Es ist mir klar geworden, daß die Leibeigenschaft gar nicht bestehen könne, bei einem reinlichen Volke. Reinlichkeit verursacht stets Arbeit, wer sehr reinlich ist, muß nothwendig thätig seyn, und ein thätiger Mensch lernt endlich nachdenken. Wer aber denkt, der kann nicht mehr wie eine Sache betrachtet werden. Er wird sich sein Menschenrecht erwerben oder dabei untergehen. Die Völker, welche am saubersten sind, sind auch am frühesten bürgerlich frei geworden, die Holländer und die Engländer zum Beispiel, Spanier und Italiener, Russen und Polen dagegen sind nicht durch ihre Sauberkeit berühmt."

„Alle reichen Völker sind reinlich", sagte der Prinz. „Unsauberkeit ist die natürliche Gefährtin der Armuth."

„Nein, nein!" rief Hermione eifrig. „O, Gott bewahre. Unsauberkeit und Armuth findet man nur darum so oft vereint, weil sie beide zum Gefolge der Faulheit gehören. Nur der Faule ist unsauber, alle Faulheit macht auch bettelhaft. Arm seyn ist ein Glück für den Menschen, denn wer arm ist, der kann hoffen, streben, sich am Kleinen freuen. Wer arm ist, aber thätig und sauber, der steht an der Eingangspforte zum Erdenglück und sehr oft gelingt es ihm, sie leise zu öffnen und einzutreten und vorwärts zu gehen. Was kann der Reiche, der Alles besitzt, noch erstreben? Wer Alles hat, für den sind die Pforten der Hoffnung geschlossen."

Prinz Alexis warf einen dauernden Blick auf das schöne Gesicht seiner Gattin, das wie jedesmal, wenn sie, was sehr selten geschah, lebhaft sprach, von einer wahrhaften Rosengluth überhaucht war. Die blauen Augen Hermionens glänzten wie zwei Saphire und ihre Lippen erschienen feucht und purpurroth. Nie gab es ein schöneres Bild, als das dieser Frau, wenn ein Gedanke sie erwärmte und belebte. —

„Kennen Sie denn kein Gut, Hermione, nach dem auch der Reiche streben könnte, vergeblich streben, da es für Gold nicht zu kaufen ist?" fragte der Prinz mehr traurig als bitter.

„Mehr als eines", entgegnete sie, in ihrem gewohnten ruhigen Ton. „Glück ist für Gold nicht feil, nicht Liebe, nicht Schlaf, nicht ein ruhiges Herz. Die Güter der Erde sind wohl gleichmäßiger vertheilt, als es uns manchmal scheinen mag. Der Arme hat bei seinen Entbehrungen die Hoffnung und das Streben; und der Reiche beim Besitz den Ueberdruß als Ausgleichungsmittel von der Vorsehung erhalten."

Die Diener gingen indeß um die Tafel und präsentirten die Speisen in silbernen Kasserolen, unter denen Spiritusflammen brannten.

„Eine sehr geistreiche Dame", flüsterte Frau von Heiking der Räthin zu, als Hermione schwieg.

Frau Wender selbst war verwundert. Sie hatte nie geahnt, daß die Frau, deren Talent und große Schönheit ihr Interesse eingeflößt, auch einen solchen Reichthum an Gedanken besitzen könne.

„Ich habe von dem Glück der Armuth, das Sie so beredt preisen, noch wenig gesehen", sagte der Prinz, indem er seinen Teller mit farcirtem Aal füllte. „Alle Armen streben wenigstens so sehr sie können, diesem Glücke zu entgehen, indem sie betteln, stehlen, betrügen, ja sich das Leben nehmen oder reich verheirathen, je nachdem sie die Gelegenheit zu einem oder dem andern finden."

„Ich verstehe sehr wohl, mein Prinz, was Ihre Gemahlin meint", entgegnete die Räthin, da Hermione auf die lieblose Bemerkung ihres Gatten schwieg. „Ich habe mich ja reich verheirathet, um dem Glück der Armuth zu entgehen und nie Gelegenheit gehabt, diesen Schritt zu bereuen, da mein Gatte noch in den Flitterwochen starb und ich also nie erfuhr, daß man einen Preis für den Reichthum zahlen könne, den kein Weib zahlen mag. Die Achtung und Zuneigung für den Mann einzubüßen, dem ich angehörte, wäre für mich ein Preis, um den mir alle Schätze Golkondas und Kaliforniens

nicht zu theuer gewesen, und ich, halsstarrig, eigensinnig und hochmüthig, wie ich nun einmal bin, hätte augenblicklich aufgehört, meinen Gatten zu achten, wenn er es mich empfinden ließ, daß er mich in meiner Armuth gering geachtet, daß ich nicht das Weib seiner Wahl, sondern nur ein hübsches Spielzeug für ihn gewesen, welches er sich für einen hohen Preis gekauft, um es gelegentlich und nach Belieben auch zerbrechen und mit Füßen treten zu können. Aber das führt uns zu weit ab, denn es führt uns zu der Erklärung des Themas, daß jeder Mann selbst nur so viel werth ist, als er das weibliche Geschlecht werth zu schätzen versteht, und wir sprachen vom Glück der Armuth. Eins, mein Prinz, werden Sie mir wohl auch zugeben müssen, daß nämlich die Armuth die Mutter aller Künste und Wissenschaften ist. Der Mensch, nackt und hungrig in diese Welt gestoßen, hat sie sich unterthan gemacht, weil das Bedürfniß ihn zwang, zu denken und zu arbeiten. Was im Allgemeinen eine unleugbare Wahrheit ist, das zeigt sich auch bis zu dieser Stunde im Einzelnen als wahr. Ich, die ich wie der Zugvogel das Leben gewissermaßen aus einer Höhe zu übersehen fähig bin, kann Ihnen tausend Belege aus meiner Erfahrung aufweisen, daß zum Beispiel aus armen Kindern, die vom Beginn ihres Lebens darauf gewiesen wurden, die eigene Kraft zu üben und zu gebrauchen, in der Regel weit tüchtigere Menschen werden als audreichen, die sich auf das Vermögen verlassen, was ihnen einst nicht entgehen kann. Noth lehrt nicht bloß beten, sondern auch arbeiten, und Arbeit ist der Boden, auf dem im Leben alles Große und Gute keimt. Das Glück, das unerbeten aus dem Schooße der Götter fällt, ist nur ein seliger Traum, aus dem wir Alle früher oder später erwachen müssen.«

Hermione warf einen dankbaren Blick auf die Freundin, die sie so freundlich an das Glück erinnert hatte, dessen Besitz ihr ja die Verhältnisse nicht geraubt, an ihre strebenden wackeren Kinder.

„Ein Glück, das die Armuth vor dem Reichthum voraus hat«, sagte sie milde, »ist schon allein groß genug; der Arme kann und muß für Die, welche er liebt, sorgen, arbeiten und schaffen, er kann ihnen durch die That beweisen, daß er liebt, der Reiche kann seine Liebe nur durch Worte zeigen, und wer die Gabe des Wortes nicht besitzt, wie leicht wird der den Geliebten als fühllos erscheinen.«

Prinz Alexis blickte zu seiner Gattin hinüber. Wie viel Gold hätte er hingegeben, wenn sie dem Geliebten statt den Geliebten gesagt hätte. Er fühlte, daß er diese Frau, die er grausam quälte, noch wie am ersten Tage ihrer Ehe liebte.

Feodorowna aber sagte:

„Für mich wäre Armuth kein Glück, ich könnte keins darin finden, wenn ich arbeiten müßte, wenn ich dazu verdammt wäre, grobe Hemden zu tragen, die mir die Haut wund ritzten, und Kartoffeln und Sauerkraut einen Tag wie den andern zu essen. Die Leute, welche arm geboren wurden, können das ertragen, sie sind es gewöhnt, haben auch andere Nerven als wir. Nein, Gott bewahre mich vor Armuth. Es kommt mir ordentlich sündlich vor, wenn man vom Glück der Armuth spricht. Nur Diejenigen sind in ihrer Armuth glücklich, die es, wie unsere Bauern, nicht besser verstehen. Wenn ich aber wie die Mutter des Iwan wohnen sollte oder wenn Sie so wohnen sollten, meine theuere Hermione, Sie würden vom Glück der Armuth nicht viel Rühmens mehr machen.«

„Ich würde nicht lange wohnen wie Iwan's Mutter", entgegnete Hermione. „Ich würde die blinden Fenster des kleinen Häuschens waschen und putzen, ich würde da, wo jetzt der große Schmutzhaufen vor der Thüre der Alten liegt, Gemüsebeete anlegen, Hopfen und bunte Kresse an den Wänden des Häuschens emporziehen, um die Thüre eine Laube bilden. Ich würde um den kleinen Hof Hecken von Stachel- und Johannisbeeren pflanzen und mir Hühner und Tauben anschaffen. Dann würde ich einen Obstbaum oder ein paar in der Nähe meines Häuschens pflanzen und in kurzer Zeit würde ich so schön wohnen, daß mich alle armen Leute, die an die Stadt gebunden sind, beneiden sollten. Im Besitz aller dieser Dinge wäre ich noch immer arm, aber das Elend der Armuth wäre verschwunden. In Städten sind viele Menschen weit ärmer als die Mutter des Iwan, denn die hat ein großes Stück Land, auf dem sie sich viele nützliche, angenehme und schöne Dinge ziehen könnte, wenn sie arbeiten wollte. Man kann weit ärmer seyn als die alte Frau und es hübsch um sich haben und weit reicher, ohne es hübsch um sich zu haben. Wo es nicht Sitte ist, daß —« sie wollte sagen, daß die Hausfrau arbeitet und ihr Gesinde zur Arbeit anhält, da kann es nie hübsch seyn, denn es kann da nicht rein seyn; aber sie besann sich und schwieg.

Die Räthin Wender nahm das Wort auf und sagte:

»Sie malen uns ein idyllisches Bild von dem Häuschen der Mutter des Iwan, wo liegt es denn eigentlich?"

„Ganz am Ende des Parks", sagte der Prinz; »aber wissen Sie auch, daß die Alte eine Hexe ist, wahrsagen kann und allerlei Zauberstückchen versteht, die einen förmlich in Erstaunen setzen."

„Das ist interessant!" rief Frau von Heiking. „Ich habe oft von dergleichen gehört, aber Personen, die offenkundig diese Dinge betreiben, habe ich noch nie gesehen."

„So können Sie es hier, gnädigste Frau, doch wird es gut seyn, daß Sie sich zu der Alten so

begeben, als kämen Sie ohne mein Wissen und das des Popen, sie ist dann viel natürlicher und das Ding hat ein ganz anderes Ansehen, als wenn wir dabei sind."

„Ich weiß nicht, mein Sohn, warum du immer so sprichst und warum du überhaupt erst die Rede auf die Alte und ihre Zauberkünste bringst", rief Fedorowna mit sichbarer Gereiztheit. Es ist Thorheit, über Dinge zu spotten, die man nicht versteht, und das thust du, sobald du von der Alten sprichst. Sie weiß mehr als wir und hat Kenntniß von vielen Dingen, die uns verborgen sind. Sie ist kein Gegenstand, mit dem man ungestraft seinen Spott treibt. Es wäre auch für die Damen viel besser, wenn sie nicht erst mit der Alten anfingen. Es ist nicht gut, mit ihr zu thun zu haben."

Prinz Alexis lachte.

„Es ist meiner Mutter heiliger Ernst mit dieser Furcht vor der Sybille", sagte er leise, sich zu Anna Wender wendend, „und daß ich so ohne Weiteres ihre Einwilligung zu meiner Verheirathung mit Hermione erhielt, habe ich allein der Wahrsagerin zu danken, welche meine Mama bei allen wichtigen Gelegenheiten um Rath fragt. Sie hat gesagt, die Frau, welche ich aus der Fremde heimbrächte, würde mich aus großen Gefahren retten und der Stern der Moroschin würde durch sie wieder hell aufleuchten. So erwartet denn meine Mutter immer noch Außerordentliches von meiner Gattin."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Aus dem Leben.] Ein Prokurator in Frankreich von geringem Vermögen hatte einen einzigen Sohn, der Hauptmann in der Artillerie war, sieben Töchter, von welchen auch die jüngste schon Neigung zum Ehestande fühlte. Sein Haus glich einem Bienenstocke, dessen Bewohner immer ein- und ausfliegen und an Ruhe war gar nicht mehr zu denken. Jede Tochter hatte eine Bekanntschaft, von welcher sie Heirathsanträge erwartete, die aber ausblieben. Auf Besuch nach Hause gekommen, beschloß der Sohn diesem Zustande ein rasches Ende zu machen. Er lud die sieben Liebhaber zu Tische und hielt nach dem Dessert folgende Rede: „Meine Herren! Es ist nicht billig und höchst unanständig, daß meine Eltern Ihre Täubchen länger blos zu Ihrem Vergnügen füttern! Meine Schwestern haben mir gestanden, daß Jeder unter Ihnen einer derselben von Liebe gesprochen habe, Liebschaften ohne Ehe sind aber wahre Beleidigungen honetter Familien. Dieserhalb erkläre ich hiermit, daß, wer unter Ihnen nicht binnen vier Wochen einer meiner Schwester seine Hand förmlich anbietet und sich mit derselben verlobt, von mir auf Pistolen gefordert und wenn er sich nicht schlägt, öffentlich beschimpst und halbtodt geschlagen wird!" — Die Liebhaber, welche ihren Mann kannten, versicherten demselben, daß sie nur redliche Absichten gehabt, diese Drohungen also überflüssig seyen, sie gute Freunde seyn und bleiben wollten, und — machten bald nachher Hochzeit.

Adriam Julius de Lacroix de Rabignan, Priester von der Gesellschaft Jesu, ist vor kurzer Zeit zu Paris verstorben, nachdem er längere Zeit krank gewesen und sein Tod schon mehrmals gemeldet worden. Dieser berühmteste Kanzelredner Frankreichs, den man, nicht mit Unrecht, den Bourdaloue des 19. Jahrhunderts genannt hat, war am Tage der Ermordung Ludwig's XVI., am 21. Januar 1793, zu Bayonne geboren. Er gehörte einer Familie von der Robe, dem Gerichts- und Parlamentsadel an und verfolgte seit der Wiedereinsetzung des Königthums seine Laufbahn mit solchem Erfolg, daß er 1816 Auditeur und 1818 Staatsprokurator wurde. Im Jahre 1821 verließ er ganz plötzlich eine Laufbahn, auf der ihm die höchsten Ehren des Staats bestimmt zu seyn schienen, und begab sich in das Seminar von Saint-Sulpice. Im Jahre 1824 trat er in das Profeßhaus der Jesuiten von Montrouge und lebte hier 10 Jahre lang in der tiefsten Zurückgezogenheit nur mit Meditationen und theologischen Studien beschäftigt. Er wollte durchaus nicht wieder in die Welt zurückkehren, und nur der Befehl der Obern, denen er zum Gehorsam verpflichtet war, konnte ihn dazu vermögen. Seine gewaltige Rede übertraf noch die Lamennais'.

Vor einigen Tagen betrat in Berlin ein Offizier die Stuhr'sche Buchhandlung und verlangte die dort vorhandenen, die Hochzeits- und Einzugsfeierlichkeiten des Prinzen und der Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen betreffenden Bilder zur Ansicht. Dem Offizier wurde alles Vorhandene vorgelegt. Derselbe sah sich die Bilder sehr genau an, meinte dann jedoch, daß sie wohl schon vor dem Ereignisse, das sie darstellen sollten, angefertigt seyn möchten. Man erwiderte, daß zwar das Trauungsblatt schon vorher fertig gewesen, dieß aber nicht bei den Einzug darstellenden Bildern möglich gewesen sey, weil man die Aufstellung vorher nicht habe wissen können. Darauf wählte der Herr eine Anzahl dieser Bilder mit dem Bemerken

aus, ihm dieselben ins Haus zu schicken und wollte höflich grüßend, den Laden verlassen, als der Kommis mit der Bitte hervortrat, ihm sagen zu wollen, wohin er die Bilder senden solle. „Kennen Sie mich denn nicht?“ fragte der Gast, „ich bin ja der, der im Wagen sitzt“, zeigte dabei auf den Krönungswagen und verließ lächelnd das Geschäftslokal. Der Gast war der Prinz gewesen.

Nach Frauenfeld's Beobachtung, die er während des Aufenthalts der „Novara“ an den brasilischen Küsten und besonders in Rio machte, gibt es in Brasilien keine Zugvögel, da der Grund zum Wandern, nämlich Mangel an Nahrung, dort nicht stattfindet. Er traf auch wirklich im Monat August, der unserm Februar entspricht, dort Schwalben, Sänger, Drosseln, Sumpfvögel und selbst die überaus zarten Colibri's eben so häufig an, als sie während der übrigen Monate beobachtet werden, und fühlt sich veranlaßt, diese sonst als Zugvögel geltende Familien mit gleichem Rechte wie die Spechte, Tukane, Papageien, Eisvögel, Kegelschnäbler, Raben, Hühner und Wasservögel in jenen Gegenden für wahre Standvögel zu erklären. Dieß schließe freilich nicht aus, daß ein großer Theil derselben namentlich von Nestbockern (Insessores) außer der Brutzeit die sicher mehr mit den Sommer-Monaten zusammentrifft, ein herumstreifendes Leben führe.

Die Wäsche-Fabrik in Klattau ist einzig in ihrer Art in Oesterreich. Sie beschäftigt gegenwärtig 500 Mädchen und Frauen und vergrößert sich von Tag zu Tag. Es ist begreiflich, daß sie besonders dadurch für die Gegend, wo sie besteht, nützlich einwirkt, weil sie zumeist Mädchen und Frauen eine dauernde und ihnen angemessene Beschäftigung gibt. Es werden Filial-Fabriken in Pilsen und Taus errichtet. Zur Erzeugung der genannten Produkte besteht in ganz Europa kein so großes Etablissement, und Böhmen und Oesterreich steht also hierin voran. Es werden Wäschartikel von allen Sorten erzeugt, für den Aermeren das Hemd um 55 kr., für den sehr Reichen um 20 fl. K.-M. Besonders wird durch die Fabrik die Damenwelt wohlbedacht, denn sie erzeugt monatlich 1—2000 Stück Crinolines. Das Etablissement vereinigt in sich alle Manipulationszweige: die Weberei, Näherei, Stickerei, Bleicherei, Wäscherei ꝛc.

Ende 1857 waren, nach dem „Arbg.“ in den Vereinigten Staaten von Nordamerika noch beinahe 1400 Millionen Acker Länder unverkauft, wovon freilich ein großer Theil, wie z. B. die Steppen im Westen, die Gebirgsländereien der Rocky-Montains ꝛc., wenig oder gar nicht zur Kultur sich eignen. Es bleibt aber immer noch so viel übrig, um mehreren Generationen zu genügen.

In den Tuilerien ist eine förmliche Umwälzung erfolgt; die Kaiserin hat plötzlich die Mehrzahl ihrer Lieferanten abgeschafft; sogar der Friseur Felix ist gestürzt worden; die meisten Kleidermacherinnen und sonstigen Lieferantinnen von Toilettensachen waren nicht glücklicher. Man darf also zum Frühjahr auch in den Damen-Moden endlich einer Reform entgegensehen.

[Der überraschte Pfarrer.] Zur Zeit, als in Frankreich noch die Lotterie bestand, predigte eines Tages der Pfarrer einer armen Gemeinde gegen dieses verderbliche Spiel. Er richtete seine Worte ganz besonders an ein Häuflein ärmlich gekleideter Weiber, die ihm aufmerksam zuhörten. — „Ich weiß nur zu gut, was Ihr treibt“, sagte er „wenn Ihr zufällig die Zahl 5, oder 20, oder 60 träumt, dann lauft Ihr, das Bischen Geld, das Ihr Euch sauer erworben habt, auf diese Numer zu setzen, ohne zu denken, daß Ihr Familie habt, ohne zu denken, daß auch die Religion es verbiete — ꝛc.“ — Nachdem die Predigt zu Ende war, stieg der würdige Pfarrer von der Kanzel herab, ganz zufrieden mit sich selbst, denkend, daß er Alles gesagt habe, was nur immer das Herz seiner Zuhörer und Zuhörerinnen zu rühren vermochte, als sich ihm ein armes altes Weib näherte, seine Hand ehrerbietig küßte, bittend zu ihm aufsah und endlich sagte: „Wollten Ehrw. nicht die Güte haben, mir — — die drei Numern zu wiederholen, die Sie in Ihrer Predigt genannt haben?“

[Dreierlei Gewürz.] Ein Abt eines strengen Ordens ward gefragt, wie sich seine Leute mit der geringen Kost begnügen könnten. Er antwortete: Ich menge ihnen alle Tage dreierlei Gewürz unter die Speisen, welches dieselben sehr gesund und wohlschmeckend macht: die Frühmetten, daß sie früh aufstehen, die Handarbeit, daß sie nie müßig gehen, und die Hoffnung, daß sie keine andere Speise mehr zu erwarten haben.

Redakteur Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 62 Samstag, 13. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Sie spannen unsere Neugierde nur höher, Prinz", entgegnete die Räthin. „Eine ächte und gerechte Hexe ist ein Ding, das jetzt in der Welt selten wird. Solche berühmte Antiquitäten, wie lebendige Hexen und Mammuthgebeine gibt es nur in Ihrem schönen Vaterlande. Aber sehen und sprechen will ich die Sybille und mir danach mein eigenes Urtheil bilden."

„Sie ist eine sehr häßliche alte Frau, halb blind, wie es mir scheint, und gewiß ganz boshaft, ich für meinen Theil gehe ihr gern aus dem Wege", meinte Hermione.

„Sie sind überhaupt nicht sehr neugierig, liebe Freundin", sagte die Räthin, „ich aber bin viel zu sehr eine Tochter Eva's, um nicht jede Gelegenheit wahrzunehmen, wo ich etwas Neues sehen kann, leider gibt es des Neuen unter der Sonne so wenig."

„Das kommt auch nur auf Armuth oder Reichthum an", entgegnete Hermione lächelnd. „Für den Armen gibt es des Neuen unter der Sonne gar viel. Ich weiß, wie neu mir die Welt war, als ich mit dem Prinzen zuerst reiste. Selbst Gegenden und Orte, die ich schon kannte, waren mir neu, denn ich sah andere Dinge darin als zur Zeit meiner frühern Anwesenheit. Und nun erst die großen Besitzungen meines Gatten. Schlösser, Gärten, Wälder und Seen, ja Thiere und sogar Menschen, die er sein Eigenthum nennen konnte."

Der Prinz hatte ihr zugehört und ein Blitzen der Freude zeigte sich in seinen Augen, aber es schwand, als Hermione mit ihrer gewohnten Offenheit hinzusetzte:

„Jetzt ist mir das Alles nicht mehr neu, es hat für mich keinen Reiz und kein Interesse und ich wünsche nur darüber gewiß zu seyn, ob ich alle diesen Reichthum nicht vermissen würde, wenn er mir eines Tages plötzlich fehlen sollte. Gärten und Schlösser, Wälder und Seen, Hausthiere und Gesinde bedürfen in diesem großen Ganzen meiner ganz und gar nicht, daß es doch für mich recht traurig wäre, wenn ich ihrer bedürfte."

Keiner der Anwesenden verstand die eigenthümliche Klage der reichen Dame als Frau Wender, diese aber gewann durch dieselbe einen neuen Einblick in den Charakter Hermionens, dessen Werth sie immer schon zu würdigen gewußt hatte.

Der Abend war indeß verschwunden. Eine laue Sommernacht hatte ihren thaufeuchten Schleier über den blühenden Park gespannt, der Halbmond, der noch vor wenigen Stunden silbern am Himmel gestanden, glänzte golden am westlichen Horizonte.

Die Gesellschaft trennte sich für die Nacht und Frau Räthin Wender fand beim Eintritt in ihr Zimmer Hermionens französische Kammerjungfer mit dem eigenen Zöfchen nach Mädchenweise plaudernd und kichernd.

„Ach, denken Sie, Madame, denken Sie nur", sagte die hübsche Dienerin der reisenden Dame, „was mir hier eben Mademoiselle Jeanneton erzählt hat. Es ist eine Wahrsagerin hier, ganz nahe, gleich am Parkthor wohnt sie, und sie soll so klug und klüger seyn, als Mademoiselle Lenormand und Gott weiß wer. Heute Abend brennt Licht in ihrer kleinen schmutzigen Kabuse, sagt Mademoiselle Jeanneton, „sie erwartet jedenfalls Gäste. Die Frau Räthin, die sonst in allen Dingen so gern auf den Grund sehen, sollten doch wahrlich hingehen und sich einmal die Geschichte ansehen. Wer weiß, was man da zu hören und zu sehen bekommt."

„Gehe nur hin, Dorchen, wenn dich die Neugierde plagt", entgegnete die Gebieterin.

„Nein, ich nicht, Frau Räthin, wenigstens ich nicht allein", sagte das Zöfchen bittend. „Sehen Sie nur den herrlichen Abend an. Ich gebe Ihnen Guttaperchaschuhe und schürze gleich Ihr Kleid auf, daß Sie vom Thau nichts zu leiden haben, und dann gehen Sie und gestatten mir mitzukommen. Allein zu gehen fürchte ich mich, und was würde die Hexe auch so einem dummen Dinge, wie ich bin, erst sagen. Bei der Frau Räthin, da wäre das freilich ein Anderes."

Frau Wender hatte auf das Geplauder ihres Zöschens und vielleicht gar noch auf etwas Anderes hörend, das sich bei den klügsten und geistreichsten Personen bisweilen regen soll, wenn es gilt, zukünftige Dinge zu erfahren, die Guttaperchaschuhe bereits übergezogen.

Jeanneton versicherte, daß sie Zeit genug habe, den Weg zu zeigen, da Ihre Durchlaucht ihrer Dienste heute gar nicht bedürfe, und so schritten denn die Drei eine halbe Stunde vor Mitternacht durch den blühenden thaufeuchten Park.

Frau Wender folgte in einiger Entfernung den beiden Mädchen, die plaudernd auf dem, der kleinen Französin schon bekannten Wege vorangingen.

Die kluge Dame sah den Mondschein auf den Wellen des Flusses glitzern, hörte das Lied der Nachtigall und das leise süße Rauschen des Laubes. Die Luft trug ihr den Balsamhauch von tausend Blüthen zu, und wie sehr sie sonst sich auch geübt hatt, die Stimme des Herzens in sich zum Schweigen zu bringen und nur den Geboten des Verstandes und der Klugheit zu lauschen, die Laute und Düfte der Frühlingsnacht übten auch auf sie ihren zauberischen Einfluß und ließen Gedanken in ihr erwachen, die sie für immer zum Schlaf zu verdammen gewünscht.

Wie wenig Glück auch wieder in dieser aus Liebe geschlossenen Ehe, sagte sie, und noch dazu in Verhältnissen, die das Glück so sehr begünstigen. Wenn es wirklich wahr wäre, daß Liebe das höchste Erdenglück gewährt, so müßte dieser Alexis, der wahrhaftig liebt und sich den Besitz des schönsten Weibes gesichert hat, doch glücklich seyn, es müßte Hermione, die geliebt wird, wie es nur ein Weib wünschen mag, und die zugleich sich durch den Gatten mit allem Luxus der Erde umgeben sieht, glücklich seyn — und Beide sind es nicht. Was verlangt denn das thörichte Menschenherz eigentlich, um sich befriedigt zu fühlen? Was verlange ich selbst in dieser stillen lauen Nacht? Ich habe es eingesehen, daß mein Reichthum allein mich den Männern begehrenswerth macht, und ich mag nicht das Ziel geldsüchtiger Spekulationen seyn, mag nicht meine Freiheit und mein Eigenthum den Händen eines Mannes übergeben, der sich nach der Trauung plötzlich ganz anders zeigen könnte, als vor derselben. Ich will meine großen Besitzthümer so verwalten, daß ich Freude, Andere Nutzen davon haben, ich will selbstständig wirken, das Gute fördern und genießen, und dazu bedarf ich vor Allem der Freiheit. Die Beispiele der Ehen, die ich im Kreise meiner vielen Bekannten auf meinen weiten Reisen gesehen, sind wahrlich nicht einladend, ich weiß nicht eine, nicht eine einzige Ehe, wo ich an Stelle der Frau stehen möchte. Und doch, doch kann ich jetzt noch im reifen Lebensalter nicht die Sehnsucht unterdrücken nach einem Glück, das gesetzmäßig nur die Ehe gewähren kann. Eine laue Frühlingsnacht ist jetzt noch hinreichend, mir die Augen feucht zu machen durch jene thörichten Herzensregungen, die man bei einem siebzehnjährigen Kinde verzeihen und natürlich finden kann, die aber bei mir ganz albern und unsinnig sind. Und doch sind sie wenigstens natürlich, bin ich doch wie das vom Baume gerissene Blatt, das der Wind des Zufalls umherweht. Ich besitze Häuser und Gärten und habe doch keine Heimath, denn eine Heimath hat nur Derjenige, der mit Menschenherzen durch die Bande natürlicher Liebe verbunden, sich diesen Herzen zu ihrem Glück nothwendig fühlt. Der arme Schauspieler, der mit Weib und Kind aus einer Stadt zur andern zieht, ist minder heimathlos als ich, die reiche Grundbesitzerin; da, wo seine Frau ihm die Mahlzeit bereitet, da ist sein häuslicher Herd, er trägt die Götter des Hauses in seinem Nomadenzelt mit sich umher. Ich, die ich auf meinen Gütern Verbesserungen ausführe, Sümpfe austrockne, Sandfluren in blühende Wiesen verwandle, bin dort, wo mein Grund und Boden liegt, ja doch nicht heimisch. Wer bedarf meiner? Wem würde ich fehlen, wenn ich jetzt über diese Wurzel fallend, todt am Boden liegen bliebe? Ach, es gibt ein Glück, dem Aermsten erreichbar, jedem Herzen erwünscht: treues Wirken in Liebe für Die, welche durch die Bande der Natur mit uns vereint sind. Der Bettler kann es finden, es hat Platz in der ärmsten Hütte und auch der stolzeste Palast ist nicht zu groß, nicht zu vornehm dafür. Die Königin und die Bäurin, die Edelfrau im Palast und die bürgerliche Hausmutter in ihrem einfachen Zimmer kann es schaffen und festhalten, warum, o warum ist es so selten auf Erden, warum scheint es so gänzlich auszusterben! Die Zivilisation schreitet vorwärts, eine Erfindung reicht der andern die Hand, mehr und mehr wird die Menschenkraft Herrin der Naturkräfte. Es gibt keine Ferne mehr auf dem Erdenstern, es gibt fast keine Unmöglichkeit mehr für die menschliche Kraft und Wissenschaft, warum wird nur das Glück, das eigentliche ächte, wahre und beinahe einzige Glück der Erde, das häusliche seltener und seltener?

Die Räthin schritt langsamer bei diesen Gedanken, die kichernden Mädchen waren ohne sich umzusehen vorausgeeilt, der Park war groß und reich an Bosquets und kleinen Hainen, eine Baumgruppe erschien der andern so ähnlich.

(Fortsetzung folgt.)

Die chinesische Staatsverwaltung.

Wir entnehmen dem „Moniteur de la Flotte“ folgende Angabe über die chinesische Staatsverwaltung. Regierung und Verwaltung China's sind in der Hauptstadt konzentrirt. Sie umfassen 5 Hauptelemente, nämlich: den Kaiser, von welchem Alles ausgeht und in dessen Namen Alles geschieht; die Minister; die Gerichte; das große National-Kollegium; den Militär-Gouverneur von Peking und die unter ihm befehlenden Generale. Der Kaiser steht in einer besonderen Sphäre; man gelangt zu ihm nur unter Erfüllung gewisser Formalitäten, die Niemand ungeahndet versäumen darf. Im Jahre 1817 wurde der Lieblings-Minister Kin-Kings zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, weil er vor dem Kaiser — nießen mußte. Es gibt 3 Klassen Minister. Die erste und wichtigste umfaßt die Minister des Kabinets des Kaisers, welche mit unumschränkter Macht bekleidet sind. Vier an der Zahl, bilden diese Minister das kaiserliche Kabinet (Nuy-ko), durch welches alle Angelegenheiten gehen. Die vier Mitglieder des Nuy-ko sind: 1) der Präsident des Han-lui-guen oder Nationalkollegium; er ist Geschichtsschreiber, beauftragt, alle Worte und Thaten des Kaisers aufzuzeichnen; er verläßt den Souverän nie und schreibt Alles auf, was er im Privat- und öffentlichen Leben sagt und thut. 2) der Du-tung oder Konservator der kaiserl. Gegenwart. Dieser Minister muß anwesend seyn, so oft der Kaiser das Privatleben verläßt. Er allein ist berechtigt, mit dem Fürsten zu sprechen und seine Befehle zu übermitteln. Ist dem Kaiser eine Angelegenheit vorzutragen, so muß er ihm von 3 zu 3 Tagen mehrere Bittschriften einreichen und manchmal erfolgt die Erlaubniß zum Vortrage erst nach 15 bis 20 Bittgesuchen. 1838 verlor der Kaiser Tao-Kouang eine Tochter, welche er sehr liebte; dieß veranlaßte ihn die Bittschriften des Tou-toung 7 Monate lang ohne Erwiderung zu lassen. 3) Der Titular-Konservator und Ausleger der Klassiker. Dieser hohe Beamte wird ausschließlich vom Kaiser befragt, wenn Se. Maj. einen Zweifel über die Auslegung irgend eines klassischen Buches hat. Außerdem ist er Vorleser des Kaisers, darf aber bei Ausübung dieser Funktion nicht im selben Gemache mit dem Kaiser seyn, sondern liest in einem anstoßenden Zimmer mit lauter Stimme vor. 4) Der Tsang-jun-fu, Präsident des Bureau, zur Ueberwachung der kaiserl. Familie. Außer dem Minister besteht diese Behörde aus 2 Vize-Präsidenten und 2 Räthen. — Die Minister zweiten Ranges oder die Mitglieder des Jvio-pan-ta-hio-szi sind 2, und jene der 3. Klasse oder Nuck-ko-hio-szi sind 10 an der Zahl. Sie führen gleichfalls bizarre Titel, leiten aber den reellen Theil der Staats-Angelegenheiten. Der eine ist Minister der Straßen und Kanäle, der andere Kriegsminister, Minister der Zufuhr, Minister des Wassers und der Wälder, Minister der öffentlichen Gesundheit u. s. w. — Unabhängig von seinen Ministern hat der Kaiser einen Keun-ko-tachin oder geheimen Rath, dessen Zahl nicht festgesetzt ist. Dieser Rath wird vom Kaiser bei wichtigen Angelegenheiten versammelt und öfters die Mandarine und Provinz-Gouverneure dazu berufen. Nach dem ersten Angriff des Adm. Seymour auf Kanton wurde der Vizekönig Yeh nach Peking beschieden, um einer außerordentlichen Sitzung dieses Rathes beizuwohnen. Er kam an und erklärte, wie er die Barbaren geschlagen, sie in die Flucht gejagt habe, und daß die Feinde seines hohen Herrn zittern sollen vor seiner Rache. Der Rath billigte dieß kluge Verfahren, und Yeh erhielt die Gunstbezeugungen des Kaisers, der von den damaligen Ereignissen nichts erfuhr, als was ihm Yeh erzählte. Außer den in der Hauptstadt residirenden Ministern hat jede Provinz Gouverneure, Mandarine und Behörden verschiedener Art. Die Hauptsache ist, daß diese Gouverneure die Steuern eintreiben und sie nach Peking einsenden, bleiben sie damit im Rückstande, so fallen sie sofort in Ungnade; im Uebrigen aber können sie schalten und walten wie es ihnen gut dünkt. Ihre Mittheilungen — wenn sie deren machen zu müssen glauben — richten die Gouverneure an die Minister 2. oder 3. Ranges, welche sie an die Kabinetsminister übermitteln, die ihrerseits berathen, ob sie dem Kaiser vorzulegen seyen oder nicht. Sind die Nachrichten schlecht, so unterläßt man es, da der Sohn des himmlischen Reiches böse Nachrichten nicht liebt und daher kömmt es, daß das Staatsoberhaupt gar oft von den wichtigsten Vorfällen nie etwas erfährt. — 1819 besaß der Kaiser von China einen prächtigen Palast zu Hai-Taioo, an den Ufern des Pey-Ho, welchen er nur sehr selten besuchte. — 1820 wurde dieser Palast von den Piraten zerstört, welche gleichzeitig die kaiserl. Flotte gänzlich besiegten. — Der chinesische Admiral aber erstattete dem Kaiser einen detaillirten Bericht, wonach er die Seeräuber besiegt und vernichtet hatte. Niemand wagte es, dem Fürsten zu sagen, daß sein Palast nicht mehr bestehe und der Admiral gelogen habe. Fünf Jahre später wollte der Kaiser seinen Palast besichtigen und man mußte ihm sagen, daß seine Besitzung zerstört sey. Man bestach deßhalb den Hofsterndeuter, der eines Morgens in den Gestirnen gelesen hatte, daß der Palast zu Hai-Taioo so eben durch ein Erdbeben vernichtet worden sey. Die Annalen China's sind voll ähnlicher, durchaus nicht übertriebener Vorfälle. Aber sonderbarer Weise bestehen neben diesen bizarren Einrichtungen wirklich beach-

tenswerthe Institutionen, wie man sich überhaupt hüten muß, China für ein unzivilisirtes Land zu halten. In gewisser Hinsicht sind die Bewohner dieses ungeheuren Reichs uns an Zivilisation überlegen, was sich namentlich in dem vortrefflichen Anbau des Landes und seinen herrlichen Verbindungswegen bekundet.

Mannigfaltigkeiten.

Die Namen der in der Krim gefallenen französischen Artillerie-Offiziere werden auf Befehl des Kaisers auf den Bronzekanonen eingravirt werden, welche in der kaiserl. Gießerei gegossen werden sollen, um das Andenken an die berühmte Belagerung Sebastopol's zu verewigen. Einer der inneren Höfe des Artilleriemuseums, in welchem alle während des letzten Krieges erbeuteten Kanonen und Mörser aufgestellt sind, hat den Namen „Sebastopol-Hof" erhalten; den Haupteingang schmücken zwei ungeheure Anker, die ehedem der russischen Marine angehörten. Kapitän L'Haridon, der Konservator des Museums, ist mit dem artistischen Arrangement des Sebastopol-Hofes beauftragt worden.

Es besteht ein interessantes statistisches Dokument über die unheilvollen Einflüsse der Trunksucht, insbesondere auf das englische Volk: Unter 100 Leuten, welche in das Narrenhaus von Hartwell aufgenommen werden, sind 72, deren Geistesverwirrung der Trunkenheit zugeschrieben wird. — In einem der größeren Wirthshäuser London's traten an Einem Tage 2800 Männer, 1855 Weiber und 289 Kinder ein. Am Sonntag steigt diese Ziffer aufs Doppelte. — Der durchschnittliche Absatz von spirituösen Getränken vertheilt sich wöchentlich auf ungefähr 269,000 Männer, 108,500 Weiber und 142,450 Kinder. In Schottland und Irland ist die Trunkenheit ebenso verbreitet als in England.

Die Köln. Ztg. schreibt aus Königsberg, 13. Febr.: Auf dem in unserer Provinz belegenen Gute Karbowo hat sich am 2. Febr. ein entsetzliches Unglück ereignet, das gleichzeitig zur Vorsicht mahnt. In der dortigen Brennerei fand eine Explosion statt, wodurch 6 Menschen gefährlich verwundet wurden, daß 5 schon am folgenden Tage starben und der sechste ebenfalls lebensgefährlich darniederliegt. Die Unglücklichen standen in der Nähe des Dampfzylinders, als sich plötzlich die obere Platte, deren Löthung jedenfalls schadhaft gewesen seyn muß, mit einem furchtbaren Gekrach ablöste und sie mit dem heißen Dampfe, welcher sogleich das Zimmer füllte, verbrüht wurden.

Der Schäfer von Döhlen, einem kleinen schwarzburg-rudolstädtischen Dörfchen, fand im Walde drei junge Häschen, die er, freilich aus mißverstandenem Mitleid, in seinem Hutnapfe mit nach Hause nahm und dem Schultheiß des Orts übergab. Dieser war im Besitz einer Jagdhündin, welcher man einige Tage zuvor ihre Jungen genommen hatte. Kaum hatte die Kinderlose die in die Stube gesetzten Häschen erblickt, als sie sich derselben mütterlich annahm, sie unter die Bank trug und so lange nährte, pflegte und schützte, bis sie, wahrscheinlich in Folge der unnatürlichen Nahrung, starben.

Man schreibt aus Thüringen: In den Blättern wird neuerdings die Verbrennung der Todten durch Gas empfohlen, da bei dieser ein stufenweise sich mehrender Hitzegrad möglich sey, welcher den Feuertod eines Scheintodten verhindere. Dem Bedenken, daß sich der christliche Sinn gegen eine solche Bestattung der Todten sträubte, glaubt der Verfasser mit der Frage entgegentreten zu können: Was kann christlicher seyn, als seinen Mitmenschen vor dem furchtbarsten Unglücke, vor dem Lebendigbegrabenwerden zu bewahren?

Der „Wiener Ztg." war in diesen Tagen ein Extrablatt beigelegt, welches auf Maisstroh-Papier gedruckt war; „dem in die Hände unserer Leser gelangten Papier (sagt die „W. Z.") fehlt weder Weiße noch Glätte oder Festigkeit; es ist fein und geschmeidig und gänzlich frei von jener Sprödigkeit, die den aus verschiedenen Strohsorten früher gefertigten Papieren zum Vorwurf gemacht wurde.

In Bunzlau wollte vorige Woche ein reicher Müller seine Hochzeit mit einem schönen und ebenfalls reichen Mädchen feiern. Tags zuvor spielte der Bräutigam mit dem großen Haushund, dieser wird böse und beißt ihm die ganze Nase ab. Die Braut soll hierauf einen Absagebrief geschrieben haben.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 63 Montag, 15. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Frau Wender sah sich plötzlich allein, in einer ihr gänzlich fremden Gegend. Dichte Bäume verbargen ihren Blicken das Schloß, zudem war der Mond untergegangen und es war nicht wenig dunkel in den grünen Laubgängen. Sie ließ ihre Uhr repetiren, es war halb ein Uhr. Die Geisterstunde, sagte sie zu sich selbst, halb lachend und halb ärgerlich über das kleine Abenteuer. Indeß dachte sie an Tell's Worte: „Denn jede Straße führt an das End' der Welt" und ging rüstig vorwärts, irgendwo einen Ausgang aus diesem Buschwerk suchend.

Sie war noch nicht lange so aufs Gerathewohl dahingeeilt, als sie sich an einem Gitter sah, hinter welchem wieder hohe uralte Bäume standen. Das Gitter muß irgendwo eine Pforte haben und diese Pforte führt jedenfalls nach einem Hauptwege, dachte sie und ging längs des Gitters zwischen niederm Strauchwerk, ganz ohne Pfad, durch thauiges Gras und kleine Gewächse eine Weile hin. Sie hatte sich nicht getäuscht, bald hatte sie die Pforte erreicht. Uralte Linden überwölbten sie mit ihren mächtigen Zweigen. Eine Inschrift in russischer Sprache sagte ihr, obgleich sie den Spruch, den sie ausdrückte, nicht verstand, daß sie sich an der Pforte des Kirchhofs befinde.

Sie stand einige Augenblicke still und strengte ihr Augen an, zwischen den dichten Bäumen des Gottesackers die Gestalt und Form der kleinen griechischen Kapelle zu erkennen, die sie, von mächtigen Baumriesen umgeben, als ein dunkles Etwas inmitten des Platzes liegen sah. Allmählig wurden ihr die Gegenstände auf dem Kirchhofe sichtbar und deutlicher. Sie erkannte die einzelnen Grabhügel, die schrägen griechischen Kreuze, die hin und wieder neben denselben standen, die Bäume, deren maigrünes Laub, ins tiefe Dunkel der Nacht getaucht, schwärzlich wie Gagat schimmerte. Sie sah den besandeten Weg, der sich zwischen dem Grün der Gräber, um manchen Grabstein herum, nach der Kapellenthür hinwand, den breiten Weg von der Pforte nach eben dieser Stelle, ja sie erkannte endlich die blühenden Blumen auf einigen Gräbern, die welken Kränze auf Andern und die russischen Buchstaben auf den Kreuzen.

Ihr Auge hatte sich an das Dunkel gewöhnt und sie gewahrte nun, daß ein lebendiges Wesen sich zwischen den Grabhügeln hin- und herbewegte. Das Geschöpf erschien so klein, daß sie es unmöglich für einen erwachsenen Menschen halten konnte, und für ein Kind war es zu breit und unbehülflich. Fast sah es aus wie ein großer Vogel mit dunkeln Flügeln, doch ein Vogel konnte es seinen Bewegungen nach auch nicht seyn. Es schlich katzenartig zwischen den Gräbern hin und her, kauerte sich neben einem zusammen, und richtete sich an einem Andern etwas höher auf und war bald hier, bald dort, in einer geheimnißvollen Geschäftigkeit.

Die Räthin sah dem seltsamen Treiben eine Weile zu. Was es nur seyn muß? dachte sie und bezwang kräftig jenes eisige Grauen, das bei Nacht und Einsamkeit wohl auch ein muthiges Herz beschleicht, und als endlich die Sache ihr gar zu seltsam und unheimlich erschien, öffnete sie muthig die Gitterpforte und betrat den Kirchhof, um in der Nähe den Gegenstand zu betrachten, der ihr aus der Ferne so seltsam erschien.

Als sie, gehüllt in ihre weiße Kaschmirmantille, ruhig und ohne zu zittern, den breiten Gang hinaufschritt, huschte das unheimliche Ding hinter die Kapelle und nöthigte sie auf diese Weise, auch dorthin zu gehen.

Es floh und versteckte sich vor ihr, das erschien ihr zweifellos, umsomehr aber wuchs ihr Verlangen, es kennen zu lernen, und so verfolgte sie es denn mit Hast und Geschick und sah sich endlich am Fuß eines Granitwürfels, der ein Grabmal auszeichnete, einer kleinen, breiten, krüppelhaften Menschengestalt gegenüber, die ihr ein paar magere gefaltete Hände entgegenstreckte und in russischer Sprache etwas murmelte, das offenbar der Betonung nach eine flehentliche Bitte war.

Die Räthin zog ihre Börse und legte ein Geld-

stück in die Kralle, die sich gierig über demselben schloß und jetzt plötzlich begann das Geschöpf in ziemlich gutem Deutsch zu krächzen:

„Eine Dame, eine schöne fremde Dame; ah, ah, nicht Wassiliew, der Pope, ah, ah, befehlen Sie der Alten, was sie thun soll! Wollen Sie einen Liebestrank oder soll Ihr Gatte einmal fester schlafen als sonst? Ich kenne allerlei Kräuter und weiß den Tag und die Stunde, wenn man sie graben muß.“

Der Räthin ward jetzt wirklich bange, sie sah sich um Mitternacht allein an einem abgelegenen Orte einem Geschöpf gegenüber, das jedenfalls verbrecherische Dinge trieb und sicherlich keine angenehme Gesellschaft für sie seyn konnte. Das graue struppige Haar des Weibes hing wüst, von einer schmutzigen Mütze halb versteckt um ihren unförmlich großen Kopf. Die scharfe Vogelnase, das vortretende Kinn, der geifernde Mund bildeten vereint mit der unglücklichen verkrüppelten Gestalt ein so scheußliches und grauenerregendes Ganzes, als die Phantasie es nur ersinnen kann. Dazu Mitternacht, ein Kirchhof und das Gefühl von aller Welt geschieden zu seyn, alles Das hätte vielleicht hingereicht, einen muthigen Mann wenigstens augenblicklich zu verwirren. Die Räthin aber war eine muthige Frau und diese verstehen bekanntlich wenigstens die Kunst, äußerlich gefaßt zu erscheinen, wenn auch das Herz sich innerlich in Furcht zusammenkrampft.

Sie sagte also in einem Tone, dem man das Zittern nicht anhörte:

„Ich brauche nichts von Euch und will nur, daß Ihr mir den nächsten Weg durch den Park nach dem Schlosse zurück zeigt.“

Die häßliche Alte schüttelte grinsend den Kopf.

„Ihr kommt vom Schlosse, Schätzchen,“ sagte sie, und wolltet zur Alten, das weiß ich wohl, um diese Zeit laufen die zarten Damen nicht zum Vergnügen im Park umher, wenigstens nicht ohne einen Beschützer, denn eine mondlose Mitternacht lockt die Schläfer nur paarweise ins Freie. Wer einzeln umherstreicht unter diesen Bäumen zur Zeit der Eulen und Fledermäuse, der sucht mich. Sagt mir darum immerhin Euer Anliegen, hier in diesem Winkel ist mein Haus so gut wie dort drüben hinter dem Parkthor, hier,“ fügte sie hinzu und warf einen wilden Blick auf den Rasen zu ihren Füßen, „haben sie den eingescharrt, der meinethalben den Tod erlitt, den gräßlichsten, den die arme Kreatur sterben kann, warum sollte ich da nicht zu Hause seyn, wo das Herz ist, das mich liebte?“

„Wenn Ihr wißt, daß ich zu Euch wollte,“ entgegnete die Räthin fest, „so müßt Ihr ja auch wohl wissen, was mich zu Euch führte.“

„Laßt mich Euch in die Augen sehen und ich sage es Euch,“ sprach die Hexe, indem sie einen festen schimmernden Blick auf das Gesicht der vor ihr Stehenden heftete. „Ihr kommt aus Neugierde,“ fügte sie dann hinzu, „arme Thörin, die jedem Dinge nachläuft, das ihr neu und seltsam erscheint, weil sie nichts besitzt, was sie lieben könnte.“

Wie die Alte sich bei diesen Worten von ihr abwandte, sah die Räthin, daß sie unter ihrem schwarzen zerrissenen Mantel einen Korb mit allerlei Kräutern trug, unter denen sich besonders die weiße zierliche Blüthe des Stechapfels bemerkbar machte.

„Bringt mich nach dem Schlosse,“ sagte die Räthin noch einmal, „und ich will Euch ein Goldstück geben.“

„Erst kommt in mein Haus, wohin Ihr wolltet, und dann soll Euch nichts mehr hindern zu gehen, wohin es Euch beliebt,“ entgegnete die Hexe, indem sie mit ihren schleichenden Schritten zwischen den Gräbern voranging.

Frau Wender folgte ihr, das Abenteuer jetzt belächelnd, das ihr noch vor ein paar Augenblicken höchst grausig erschienen und bald stand sie vor der Thür der kleinen unsaubern Hütte, aus deren rauchigem Fenster ein helles Licht auf die Straße hinausstrahlte.

„Tretet ein im Namen der Dreieinigkeit,“ sagte die Alte, dem Gast an der Thür das Weihwasser reichend.

Frau Wender that, was die Sitte der Gegend forderte und netzte sich die Stirn und Brust mit den heiligen Tropfen, dann sah sie sich neugierig in dem Raume um, der beim Licht einer gelben schweren Wachskerze, die still auf einem weiß überdeckten Tischchen brannte, nichts Unheimliches hatte, ja der sogar, als das Innere einer russischen Bauernstube, einen unerwarteten Luxus und Komfort zeigte.

Auf dem ungeheuren Ofen lag wie gewöhnlich das Bett, hier ein wirkliches Bett mit bunten Ueberzügen. Einige Gläser und Flaschen standen in einer Ecke auf einem blau angestrichenen Regale. Ein paar Rohrschemel waren in die Ecken gerückt und vor dem einen derselben stand ein Rad zum Hanfspinnen. Oben auf dem hölzernen Regale lag der einzige Gegenstand, der das Hexenmetier der Einwohnerin bezeichnete, ein weißer Todtenschädel, der seltsamerweise als Blumentopf benutzt war und aus dessen Augenhöhlen lange üppige Sträußer des gelbblühenden Johanniskrautes hervorwuchsen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Prischen Tabak.

Im Jahre 1708 wohnte Fräulein Minna von Seehausen in Leipzigs-Hotel de Pologne, um einen Prozeß in lebhafteren Gang zu bringen. Sie war das einzige Kind ihres zwei Jahre vorher gestorbenen Vaters, ihre Mutter hatte sie schon früher verloren, und jetzt machten Seitenverwandte ihr das Recht der Erbschaft streitig, nahmen diese in Anspruch als Majoratsgut, das nicht auf weibliche Linie übergehen könne. Mit ihrer Kammerjungfer erschien sie mehrmals Mittags an der Wirthstafel und Abends in dem allgemeinen Gesellschaftszimmer. Minna von Seehausen gehörte nicht zu den Schönheiten, die augenblicklich leicht entzündbare Männerherzen gewinnen; ihre Züge hatten auch nicht jene Regelmäßigkeit, die von sehr erfahrenen Mädchenkennern verlangt wird, wenn sie begonnen haben, weniger warm zu fühlen, als kalt zu beurtheilen. Wer aber dieses neunzehnjährigen Fräuleins ganzes Wesen unbefangen auf sich wirken ließ, mußte bald an ihre Liebenswürdigkeit glauben. Die frische Farbe der Gesundheit, der sprechende Ausdruck der leuchtenden Augen, deren reines Feuer offenbar aus der Seele glühte, die feine Anmuth ihres Lächelns, und eine Gestalt, die der Natur ihr Recht ließ, nicht durch Kunstmittel Gottes Schöpfung verbessern wollte, genug der Eindruck einer durch das Ganze reizenden Erscheinung machte sich im Umgang mit Minna von Seehausen allmählig immer geltender.

Einige Tage vor ihrer Ankunft hatte ein junger hübscher Engländer, Richard Ridley, die vorzüglichen Zimmer im Hotel de Pologne bezogen, und bald zeigte er sich auffällig überall, wo das Fräulein sichtbar wurde. Der Versuch, den Platz an der Wirthstafel neben ihr zu erlangen, mißglückte ihm fast eine Woche hindurch, denn seine Schüchternheit trieb ihn stets zurück, wenn ein Anderer mit langem Schritt ihm plötzlich um etliche Zoll voraus war. Dazu kam, daß er eben so unbeholfen Deutsch wie Französisch sprach, nicht voraussetzte, eine englische Anrede werde dem Fräulein verständig seyn, worin er sich auch nicht täuschte, nun aber sich stets damit plagte, wie er seinen Zweck erreichen könne. Endlich saß er doch neben ihr, da Zwei sich nach dem Stuhle und dabei Ridley so gedrängt hatten, daß er sich unwillkürlich an der Lehne halten mußte, und ihm nun einfiel, er wolle sich den Besitz nicht nehmen lassen. Sehr verlegen blickte er zuweilen auf die anmuthige Nachbarin, bis er aus den ihm bekannten deutschen Wörtern eine Frage zusammenfügte, des noch etwas unklaren Inhalts: ob sich das schöne Fräulein von ihm wolle ins Theater führen lassen? Die Art, wie sein Anerbieten aufgenommen wurde, machte, wenn er etwa die Aeußerung: wie er eine solche Zumuthung sich erlauben könne, nicht verstand, deutlich genug, daß sich Fräulein von Seehausen beleidigt fühlte, und in höchster Bestürzung antwortete er: „Habe Begriff üblen Humor, in Güte eine Prise Tabak nehmen!“ und dabei hielt er ihr eine geöffnete sehr schmucke goldene Tabaksdose hin.

„Mein Herr, ich schnupfe nie!“ sagte Minna empfindlich, und wandte ihr hübsches Köpfchen zur Seite, die Dose rückte aber nach, indem Ridley herausstotterte: „Schlimm, Schönste, ein Prischen wohlthut! Viel Hülfe darin!“ — Ueber diese vermeinte Grobheit aufgebracht, erhob sich das Fräulein und wollte das Zimmer verlassen, doch Ridley bemühte sich, sie zurückzuhalten, indem er, durch Qual mit der deutschen Sprache erhitzt, ausrief: „Nicht im Zorn fort, ein Prischen nehmen!“ — „Ich bin nicht zornig!“ dieß erwidernd, wendete sie sich, um loszukommen, doch Ridley hinderte sie abermals und sagte: „Dann zum Frieden, nehmen Sie ein Prischen!“ Jetzt sank die Gekränkte weinend auf den nächsten Stuhl.

Natürlich hatte der Vorfall Aufsehen erregt und ein preußischer Lieutenant oder Hauptmann, Herr von Luck, trat auf Ridley zu, ihn mit Heftigkeit in englischer Sprache zu Rede stellend. Dem Manne gegenüber und durch seine Landessprache nun besser unterstützt, antwortete der Engländer in gleicher Weise, und gegenseitig wurden die Geberden so drohend, daß Fräulein von Seehausen erschreckt zur Besänftigung der streitenden Männer erklärte: sie fühle sich nicht beleidigt, und sich dann entfernte. Das verstärkte aber nur die Gereiztheit und die Folge war eine Hausforderung zum Zweikampf; der Engländer nahm sie an für den nächsten Morgen und bestimmte als Waffen Pistolen, als Ort ein Wäldchen bei dem Dorfe Gohlis.

Die Bedächtigkeit kam über Nacht und am andern Morgen versuchten die Sekundanten, beide der englischen Sprache mächtig, die Angelegenheit versöhnlich zu entwirren; Ridley benahm sich jedoch halsstarrig, äußerte: er sey seines Lebens satt, und bat nur die Sekundanten, besonders den seines Gegners, daß, wenn er fiele, sein letzter Wille treulich befolgt werde. Dabei empfing der Sekundant eine Schrift, worin Ridley das Fräulein von Seehausen zur Erbin seines namhaften Vermögens ernannte und für sich nur forderte, daß er in Gohlis begraben werde, möglichst nah dem Häuschen, wo einst Schiller gewohnt habe.

Erstaunt reichte der Sekundant Herrn von Luck diese Schrift und bemerkte: „Hier herrscht unzweifelhaft ein Mißverständniß, dessen Aufklärung nothwendig, bevor ein Schuß zu gestatten ist!“ Auch der Sekundant Ridley's war gleicher Ansicht. Des-

sen Hartnäckigkeit ließ sich jedoch nicht beseitigen, denn, daß er an seiner Ehre verletzt worden, wäre nicht zu leugnen. Hiernach wurde ihm der erste Schuß zugesprochen, der nicht traf, im Zielen aber auch verrathen hatte, er sollte nicht treffen. Herr von Luck versicherte nun auf sein Ehrenwort: er werde nicht schießen, ehe sein Gegner ihm den Zusammenhang des sonderbaren Ereignisses erläutert habe, sey jedoch bereit zur Ehrenerklärung, wenn sich etwa seinerseits eine Uebereilung erweise. Alle hatten aber noch Zureden und Bitten nöthig, bevor Ridley Aufschluß gab in folgender Mittheilung: „Ich bin erzogen und aufgewachsen im Ueberfluß, versuchte Alles, was man Genuß nennt, und Alles verursachte mir endlich Widerwillen und Langeweile. Da erinnerte ich mich, daß bei einem Anfall von Mißmuth die mir von einem Nachbar angebotene Prise eine augenblickliche Erleichterung verschaffte, seitdem schnupfte ich und konnte es besser bei mir aushalten. Ich las Gedichte und sang sogar. Besonders erhob mich, was ich in englischer Uebersetzung von Schiller's Gedichten las, und sein Lied: „Freude, schöner Götterfunke!" entzückte mich so, daß ich eine Melodie dazu in meiner Spieldose mit mir trage. Als mir dann der Arzt eine Reise anrieth, kam ich nach Deutschland, hauptsächlich um das Häuschen in Gohlis zu besuchen, von dem ich erfuhr: hier habe Schiller mein Lieblingslied gedichtet. Von Leipzig aus war ich täglich in Gohli's bei einer Rückkehr von dort begegnete mir Fräulein von Seehausen, und Gott weiß, wie es zuging, ich mußte sie immer sehen, und bin überzeugt, ich kann ohne sie nicht leben. Gestern Mittag hoffte ich, ihr dieß sagen zu können, mir fehlten aber die rechten Worte und sie gerieth in schlimme Laune. Der Gedanke, wodurch mein Humor sich erheiterte, verleitete mich, dem unwilligen Fräulein eine Prise anzubieten; wurde sie angenommen, dann sollte die Melodie aus der Dose ein Ausdruck meiner Freude seyn, und ich wäre dann vielleicht ermuthigt gewesen, ihr zu sagen, was ich bis dahin zu sagen nicht vermochte. Alles Weitere ist Ihnen, meine Herren, so bekannt wie mir, oder eigentlich besser noch, denn ich weiß kaum, was ich that, weiß nur das Eine: ich kann ohne das Fräulein nicht leben."

Herr von Luck und die Sekundanten hatten Mühe, bei und nach dieser in leidvollstem Ton und traurigster Geberde vorgetragenen, oft mit Seufzern durchbrochenen Erzählung das Gelächter zu unterdrücken, doch besiegte die Wahrheit des Schmerzes an der Offenheit einer kindlichen Natur jede Neckerei. Bereitwillig gab Herr von Luck die Ehrenerklärung und Jeder versprach dem jungen Manne, das Fräulein mit ihm zu versöhnen: Zeichen dieser Versöhnung sollte seyn, daß sie wirklich ein Prischen nähme. Ridley verabschiedete seinen Jammer durch das ausgelassenste Frohlocken, und ein paar Stunden später standen die vier Männer vereint vor dem Fräulein. Als erwählter Sprecher berichtete ihr Herr von Luck, wie Alles sich verwirrte und enträthselte, und Ridley stand von fern, niedergeschlagen gleich dem reuigsten Sünder. Nicht ohne Erschütterung vernahm Minna von Seehausen, was sich bei Gohlis ereignete; heimlich fragte sie dann Herrn von Luck: „Wie erbittet man sich in englischer Sprache ein Prischen?" und als ihr die Worte im Gedächtniß hafteten, ging sie freundlich zu Ridley und sprach lächelnd ihr erstes Englisch. Hochroth und bebend griff er nach der Dose und hielt sie ihr hin, zierlich nahm sie das Prischen, und alsbald erklang die Melodie zu „Freude schöner Götterfunken!" — doch wurde sie von einem oftmaligen Niesen des Fräuleins und dem untermischten Gelächter Aller begleitet.

Wir können nicht melden, wie viele Prischen das, ihren Prozeß gütlich endende Fräulein von Seehausen, nachmals Mistreß Ridley, noch genommen hat; bei den zahlreichen Jahresfesten ihres Hochzeitstages durfte aber die Dose nicht fehlen, und da dieß Ehepaar sich gegenseitig die Sprachkenntnisse vermehrte, wurde auch jedesmal Deutsch und Englisch gesungen: „Freude, schöner Götterfunken!"

Mannigfaltigkeiten.

Karl Formes feiert jetzt seine Triumphe in Philadelphia, wo bei jeder Vorstellung das 4000 Plätze enthaltende Opernhaus zum Brechen voll ist. Niemals ist eine Oper hier so erfolgreich gewesen, als diejenige, bei der Hr. Formes mitwirkt, trotz der enormen Gagen. Hr. Formes bekommt für 3 Monate 18,000 Dollars, die Primadonna, Frau Lagranga, 3000 Doll. monatlich u. s. w.

In dem verflossenen Jahr betrug die Goldausfuhr aus Kalifornien 48,889,689 Millionen Dollars. Davon gingen 35 Mill. nach New-York, 9 Mill. nach London, 3 Mill. nach China und der Rest nach Panama, Manilla, Havanna ꝛc. In einigen frühern Jahren belief sich die Ausfuhr noch höher.

Auflösung des Räthsels in Nro. 56:

Der Krebs.

Redakteur Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 64 Dienstag, 16. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Die Räthin konnte nicht unterlassen, ihre Blicke auf diesen seltsamen Gegenstand zu heften.

„Seht ihn Euch nur an," sagte die Alte, die ihren Gast genau beobachtete, „seht ihn Euch an. Wie er da liegt, gehörte er einst einem schönen guten und klugen Manne, dem Besten, den ich gekannt, dem sanftesten, muthigsten, gutherzigsten Geschöpf, das unter Peitschenhieben seinen Geist aufgeben mußte."

Frau Wender schauderte.

„Ja, ja!" sagte die Alte, „laßt es Euch nur eiskalt über den Nacken laufen. Ihr habt guten Grund dazu. Seit ich den Armen sterben sah, ist keine Stunde vergangen, wo die Erinnerungen an ihn aus meinen Gedanken gekommen, und ich werde ihn rächen, ich werde es."

Die Räthin hatte sich ermüdet und tief ergriffen niedergesetzt, die Alte räumte allerlei seltsame Dinge aus den Winkeln mitten in die Stube, zog mit Kreide einen Kreis auf dem Fußboden und schickte sich an, irgend eines der Kunststücke zu machen, die ihr den Ruf als Hexe zugezogen.

„Laßt das," sagte ihr Gast, „ich bedarf Eurer Künste nicht, Ihr selbst seyd mir interessanter als alles Andere; sagt mir, wer Ihr seyd, wie Ihr zur Kenntniß meiner Muttersprache gekommen, erzählt mir von Eurem Leben und es soll Euch eine reichliche Gabe werden, reichlicher, als wenn Ihr alle Eure Zauberkünste an mir versuchtet."

„Wollt Ihr nichts hören von Eurem Liebsten?" fragte die Alte mit grinsendem Lachen. „Ihr seyd in dem Alter, wo ein Weib den Sohn für den Liebhaber aufopfert."

„Ihr seyd unverschämt," unterbrach Frau Wender die häßliche Alte, „ich habe übrigens weder Sohn noch Liebhaber und bedarf Eurer Weissagungen nicht, da Ihr nicht einmal fähig seyd, mir anzusehen, welch einen Charakter ich besitze. Ich wiederhole es Euch indeß, erzählt mir Eure Geschichte und ich will Euch mehr geben, als die beste Prophezeihung Euch einbringen würde, vor Allem sagt mir, wie kommt Ihr zur Kenntniß der deutschen Sprache?"

Die Alte warf einen langen Blick auf ihren Gast und Frau Wender konnte dabei bemerken, daß ihre schwarzen, ungewöhnlich großen Augen wie Granaten im Licht funkelten und einen röthlichen Schimmer bekamen. Diese Augen konnten, wenn in der Jugend seidene Wimpern ihren Strahl brachen, von wundersamer Schönheit gewesen seyn, auch der Schnitt der gebogenen Nase war durchaus edel und der Mund war fein geformt, wenn gleich zahnlos und eingefallen. Die Zeit und vielleicht auch Unglücksfälle und Mißhandlungen hatten ihr Aergstes an diesem Menschenantlitz und an dieser Gestalt gethan. Das Gesicht, von hundert Linien durchfurcht, hatte häßliche Narben, die Augenwimpern waren ausgefallen und die Augenlider geschwollen und geröthet. Dazu war Ihr Körper sehr gekrümmt, so daß er, von einer bestimmten Richtung gesehen, zwerghaft klein erschien. Wenn es der Verkrüppelten aber einst möglich war, das Haupt mit dem Oberkörper zu seiner ganzen Höhe zu erheben, so mußte sie groß, größer selbst als die Räthin gewesen seyn, die von Minute zu Minute ein wärmeres Interesse für das unglückliche Geschöpf empfand, das sicherlich schaudervolles Leid erfahren und dessen Leben ein Nachtstück in der Geschichte der Menschheit ausmachen mochte.

„Gebt mir die Hand und laßt mich Euch wenigstens aus der Hand wahrsagen, wenn Ihr sonst nichts von mir wollt," sagte die Alte, zudringlich bittend.

Es war von Anfang an der Zweck des Besuchs der klugen Dame gewesen, sich ein wenig den Spaß zu machen und zu hören, was denn die Sybille ihr, die weder Liebschaften noch Geheimnisse hatte, von der Zukunft sagen würde, und so reichte sie denn ihre weiße Hand hin und legte sie in die harte runzelvolle der Alten, die lange nachdenklich in die rosige Tiefe derselben starrte.

„Das ist eine seltsame Hand," sagte sie endlich mit einem tiefen Seufzer. „Nicht eine Linie der

Leidenschaft, weder Liebe noch des Hasses, ist darin abgedruckt. Seyd Ihr viel jünger als Ihr scheint, Dame?"

„Erscheine ich älter als vierzig Jahre?"

„Nein, Madame, viel jünger!"

„Nun ich bin beinahe einundvierzig."

„Seltsam, seltsam! Ihr habt keinen Liebhaber, habt nie einen gehabt, Ihr seyd reich, schön, warum habt Ihr nicht geliebt?"

„Ich habe gearbeitet, gelernt, gedacht, gewirkt, da hatte ich zum Lieben weder Zeit noch Lust," sagte die Räthin, vor dem scharfen Blick des Weibes vergessend, daß sie mit einem Geschöpf sprach, das in seiner Bildung wahrscheinlich auf der untersten Stufe stand und sie schwerlich verstehen konnte."

Sie sah sich indeß verstanden, den die Alte blickte ihr nochmals scharf in die Augen und sagte: „Gearbeitet, gelernt, gedacht — waret Ihr denn niemals jung? In der Jugend spricht das Blut und die Phantasie, die Langeweile und der Nachahmungstrieb unterstützen es, und dann verlassen Töchter ihre Eltern und folgen dem Fremdling in unbekannte Gegenden, zu fürchterlichen Schicksalen, zu Mord, Blut, Elend und Sünde aller Art, und das nennt man Liebe! Nicht das Gefühl, das uns an die Heimath der Kindheit fesselt, nicht die Dankbarkeit, die wir denen schuldig sind, die uns erzogen und auf den Händen trugen, ist Liebe, nicht die Anhänglichkeit an Geschwister, die mit uns das Glück der Kindheit theilten, Alles das nicht, Alles nicht. Wer liebt, scheut sich nicht des Vaters Herz zu brechen, den Geschwistern ein schlimmes Beispiel zu geben, Vaterland und Vaterhaus heimlich zu verlassen, um dem Verführer zu folgen. Seht mich nicht so erstaunt an, ich rede nicht irre, ich träume auch nicht, wenn nicht mein ganzes Leben ein wüster, langer Traum gewesen, so habe ich das, was ich Euch sagte, aus eigener Erfahrung."

„Ihr scheint sehr unglücklich zu seyn, armes Weib," sagte die Räthin mit tiefem Mitleid, und in der That die Erscheinung vor ihr, der Ort, wo sie dieselbe gefunden, Alles an ihr, selbst die Sprache, war von der Art, daß auch ein härteres Herz, als das Anna's, bewegt worden wäre. „Ihr seyd nicht hier geboren, keine Leibeigene des Prinzen?" fragte sie theilnehmend.

„Die Luft, die über die Berge streicht, ist nicht freier als ich," entgegnete die seltsame Frau, nicht ohne eine gewisse Erhabenheit des Ausdrucks, „und der Himmel ist nicht ferner von der Hölle, als meine Jugendheimath von diesem bösen Orte."

„Und seyd Ihr nicht die Mutter des Iwan Fedorowitsch, des Haushofmeisters im Schlosse?" fragte die Räthin weiter.

Die Alte nickte, es lag etwas Wildes und Grausiges in dieser lautlosen Bejahung, das fast noch fürchterlicher erschien als ihr früheres Sprechen.

„Und wie ist Euer Name, unglückliche Frau?" fragte die Räthin weiter.

„Einst nannte man mich die „Rose von Saron," jetzt die „Alte mit dem bösen Blick," die „Alte," die „Mutter des Iwan Fedorowitsch," auch schlechtweg die „alte Hexe."

„Aber beide Namen erhieltet Ihr nicht bei Eurer Taufe, arme Frau, sagt mir Euern Taufnamen, sagt mir, wie man Euch in der Jugend in Eurer Familie nannte."

„Einen Taufnamen habe ich nicht, denn ich gehöre nicht zu denen, die getauft wurden, in meiner Familie nannte man mich, — nein, ich mag den Namen aus der Zeit jugendlicher Unschuld nicht aussprechen, wozu sollte ich auch den Klang noch einmal in mein schuldbewußtes Herz klingen lassen. Ich bin die „Hexe," die „Alte," ich bin nur das, was Schuld und Verzweiflung von dem Geschöpf übrig ließen, das einst jung, schön und schuldlos war, aber Halt! Gebt mir noch einmal Eure Hand, vornehme und freundliche Frau, ich will Euch wahrsagen, jetzt kann ich es besser als vor einer halben Stunde."

Die Räthin reichte noch einmal die Hand hin, und nachdem die Alte sie betrachtet, sagte sie ruhig: „Nichts Böses darin, nichts, wie sehr ich auch sehe. Ihr habt ein gutes Herz, einen guten Verstand und gutes Glück. Hört! Ihr möchtet nicht mehr allein seyn, Ihr habt öfter als sonst Gedanken an eine Heimath, in der ein Familienkreis Euch liebt, ein Gatte Euch beschützt. Ihr liebt Keinen, nehmt den Ersten, der Euch daheim begegnet, hört Ihr, der Erste, der Beste für Euch. Der Erste, bei dessen Anblick Ihr der Hexe von Morawa gedenkt, den nehmt, es ist nicht zu spät für Euch, und er wird Euch mehr von der Hexe sagen, gehabt Euch wohl, fort, fort mit Euch, es wird mir schlecht, auch kommen Menschen, geht, lauft, fliegt aus dieser fluchbeladenen Hütte, seht nicht hinter Euch, fort, fort! Die nächste Minute bringt Tod und Verderben."

Die Sprache und das ganze Wesen der Alten hatte etwas furchbar Ergreifendes, dem selbst die ruhige Festigkeit Anna's nicht widerstehen konnte. Sie war von dem Sessel aufgestanden und verließ von ihrer Wirthin hinausgedrängt und geschoben das enge Zimmer. Draußen lag der Thau auf Baum und Zweig, auf jeder Grasspitze, an jeder Blüthenfaser. Die Nacht begann leise, leise ihren dunkeln Saum vom Rande des östlichen Horizonts wegzuziehen, und ließ dort einen Streifen Licht wahrnehmen, zart dämmernd, wie die Erste Erkenntniß des Guten und Rechten in der Seele des Unerzogenen, dem Liebe den Schleier von der verdunkelten

Seele zu heben beginnt. Der Hauch des nahenden Morgens rauschte in den Bäumen und die Sterne sahen mit feuchten Augen auf die Erde, wie Schwestern auf die geliebte Schwester blicken, den Abschied von ihr ahnend, weil die Sonne des Lebens, die Liebe ihr näherrückt, vor der alle andern Himmelslichter erbleichen.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Wunsch.

Wenn die gold'nen Saiten sanft erbeben,
Zart von Deinem Finger angeregt,
Deinem Mund die Töne süß entschweben,
Von der Sehnsucht lindem Schmerz bewegt,
Dann möcht' ich in Deiner Nähe weilen,
Lauschen diesen Engelsharmonien,
Möchte mit den Tönen hin enteilen,
Wo der Liebe holde Blumen blüh'n.

Wenn Du still in heiligem Entzücken
Hingegossen bist vor den Altar,
Wenn der Andacht Schwingen Dich entrücken,
Hin, wo nie ein Sterblicher noch war,
Dann möcht' ich voll stummer Wonne sehen
Dir in's mild verklärte Angesicht,
Wie ein Seraph unter heil'gen Wehen
Deiner Andacht stille Kränze flicht.

Wenn der Schlummergott am weichen Saume
Deiner dunklen Lockenwinden schwebt,
Und ein lieblich Bild im süßen Traume
Voll von Unschuld Dir den Busen hebt,
Dann möcht' ich in seligem Entzücken,
Während Cherubsflügel Dich umwehn,
Einen Kuß auf Deine Lippen drücken,
Und in dieser Wonne still vergeh'n. —

Julius Schmitt.

Mannigfaltigkeiten.

Von einem Tellenschuß erzählt ein algerischer Kolonist, welcher selbst der entschlossene Schütze war. „Ich war eben, sagt er, vor meinem Hause beschäftigt, einen Wagen herzurichten. Meine Frau saß im Innern des Hauses gegenüber der Thür und nähte, und die Kinder spielten um sie herum. Plötzlich lenkt ein von ihnen ausgestoßener Schrei meine Blicke auf sie und ich sehe einen gewaltigen Löwen, welcher in aller Ruhe obwohl es am lichten Tage war, herankommt und sich im Schatten der Thüre meines Hauses niederläßt. Fast außer mir vor Schrecken mache ich meiner Frau und den Kindern ein Zeichen, sich stiller zu verhalten; es war Dieß fast nicht nöthig, denn das Entsetzen machte sie ohnedieß starr und leblos. Ohne recht zu wissen, was ich beginne, schlich ich mich an das Fenster meines Zimmers, um nach dem Gewehr, welches gewöhnlich in der Nähe desselben lehnte, zu greifen. Auf diesem Umstand allein beruhte meine Hoffnung, denn das Fenster war zu klein, um ins Zimmer kriechen zu können und den Eingang durch die Thür bewachte der König der Wüste. Das Gewehr war wirklich an der gewohnten Stelle. Ein zweiter glücklicher Zufall ließ die Thür meines Zimmers offen seyn, so daß ich gerade durch dieselbe den Löwen sehen konnte. Obwohl eines meiner Kinder in der Richtung des Schusses lag und ich nur den Kopf des Löwen sehen konnte, zögerte ich nicht: ich legte an, empfahl meine Familie dem Allmächtigen und gab Feuer. Die Kugel streifte die Haare meines Kindes und drang zwischen den Augen in den Schädel des Thieres; es war augenblicklich todt. Mein Glück war wohl unbeschreiblich! Ein Athemzug, ein leichtes Geräusch konnte den Löwen in Bewegung setzen, und seinen Kopf meiner Schußlinie entrücken. Die geringste Bewegung meines Kindes konnte dessen Leben gefährden."

Der Gewerbverein in Stuttgart hat beschlossen, zur Hebung des materiellen Wohlstandes der mittleren Klassen eine Art weiblicher Handelsschule zu gründen. Wer in Paris oder Frankreich gewesen ist, kennt das Institut der Komptoirdamen. Das Geschäft des Buchführens und der Korrespondenz wird dort bei allen Gewerben so ziemlich von weiblichen Händen betrieben. Man kalkulirt so: „Zeit ist Geld; die Zeit des Mannes ist in der Regel mehr Geld, als die Zeit der Frau; es wird also sicherlich ein ökonomischer Gewinn sich ergeben, wenn man mit der Zeit der Frau, wo diese ausreicht, die Zeit des Mannes ersetzt, und dieß ist bei dem Ladenhüten, Buchführen, Rechnungenauswerfen und der Alltags-Korrespondenz bürgerlicher Gewerbe der Fall. Es ist daher im Plan, junge Mädchen vom zehnten oder zwölften Jahre an allmählig für einen solchen Beruf auszubilden, sie in Kalligraphie, Arithmetik, kaufmännischem Styl und Buchführung zu unterrichten.

Am letztverflossenen Montag (8. d.) hat ein furchtbarer Orkan fast in ganz Deutschland Verwüstungen angerichtet. Am ärgsten scheint er in

Sachsen, namentlich im Erzgebirge gehaust zu haben, ferner in Düsseldorf, Köln, Berlin u. s. w. Häuser wurden niedergeworfen, eine Menge Dächer abgedeckt, Kirchen beschädigt. Auch Menschen wurden leider erschlagen und viele verwundet. In Süddeutschland war der Sturm minder stark, doch hat er auch da hin und wieder Schaden gethan, so in Augsburg von der protest. hl. Kreuz-Kirche einen Theil des Kupferdaches aufgehoben und weggerissen, in Schwabmünchen die Güterhalle eingeworfen, an den Telegraphen-Stangen gewaltige Zerstörung veranlaßt.

[Zur Warnung!] In dem Orte Oberhoff (in Pommern) drückte sich ein 18jähriges Mädchen, welches, an einem Tische sitzend, mit Nähen beschäftigt war und ihre Arbeit mit einer Nadel über dem Knie befestigt hatte, beim Aufstehen die Nadel bis auf den Knochen in das Oberbein, so daß äußerlich nichts zu bemerken war. Die Bemühungen, die Nadel zu finden, blieben erfolglos, bis man sich nach anderthalb Wochen an einen Arzt wendete, der dieselbe zwar sogleich fand und entfernte, aber die in Folge der Entzündung entstandene Eiterung hatte schon einen solchen Grad erreicht, daß Heilung unmöglich geworden und das kräftige Mädchen nach 9wöchentlichen Schmerzen sterben mußte.

Der Präfekt des Departements der Hautes-Alpes hat die diesem Departement aus den Vermächtnissen Napoleon's I. zugefallene Summe dazu verwendet, um an den gefährlichsten Alpen-Passagen, unter dem Namen „Refuges Napoléon" acht Zufluchtsörter zu gründen, welche das ganze Jahr von einem Wegführer und seiner Familie bewohnt sind, um den verirrten und in Gefahr befindlichen Reisenden beizustehen. Ein während des Schneegestöbers brennender Leuchtapparat leitet die Schritte der Verirrten und das ununterbrochene Läuten einer Glocke hält ihren Muth aufrecht.

Man liest in der „Patrie": Ein Statistiker berechnete, daß es in Frankreich 1,700,833 Aerzte gibt; nach einer andern für genau gehaltenen Berechnung gibt es andererseits nur 1,400,651 Kranke. Ferner gibt es im französischen Lande 1,900,403 Advokaten, während nach den Gerichtslisten nur 998,000 Angelegenheiten zu plaidiren sind. Wenn nun — argumentirt der Chronikenschreiber der „Patrie" — die 902,403 unbeschäftigten Advokaten nicht aus Verdruß krank werden, so können 300,192 Aerzte spazieren gehen und Trübsal blasen.

[Zur Schnee-Saison!] Aus Luzern wird berichtet: Zwischen Luzern und Olten sollte der Schnee mittelst eigener Schneepflüge von der Eisenbahn weggeschafft werden. Dem von Luzern abgehenden diente ein Stier, und dem von Olten eine Lokomotive als Vorspann. Bei Sursee begegneten sie sich und fuhren aneinander. Die Lokomotive zertrümmerte Alles und tödtete den Stier. Weiteres Unglück ist indessen nicht zu beklagen. — Die Schweizer Lokomotive benahm sich also doch noch „ochsiger" als der Stier.

Zwischen Rheinheim in Baden und Zurzach im Kanton Aargau steht das Niveau des Rheines 16 Fuß unter dem Hochwasser von 1852. Bei dieser Gelegenheit wurde eine merkwürdige Entdeckung gemacht, nämlich 12 Pfeiler von Eichenholz, Reste einer Brücke, deren Erbauung man bis zur Römerzeit zurück führt. Die schweizer Ingenieure haben einen dieser Pfeile aus dem Flußbette herausgezogen, der etwa 6 Fuß tief im Boden stack und mit einer eisernen Spitze versehen war. Die schweizer Blätter erwähnen als besonderen Umstand, daß diese Pfeiler, wenn sie wirklich römischen Ursprungs sind, seit 16 bis 18 Jahrhunderten im Wasser stehen und doch noch vollständig und unversehrt sind.

Die Kosten der Londoner Polizei, die City nicht einbegriffen, betrugen im verflossenen Jahre 444,212 Pfund St. Der oberste Polizei-Chef bezieht 1500 Pfund, jeder der 22 Ober-Beamten 1200 Pfund jährlich als Gehalt. Die Besoldung der Uebrigen variirt von 49 bis 440 Pfund. Die ganze Mannschaft besteht aus 17 Super-Intendanten, 140 Inspektoren, 630 Sergeanten u. 5296 gemeinen Polizisten.

In der „Medical Times" findet sich eine Mittheilung von Professor Beka, daß er seit 1856 Hunderte von Kindern geimpft habe, ohne daß der Impfstoff auch nur ein einziges Mal versagt habe, und zwar schreibt er das lediglich dem Umstande zu, daß er die Nadelspitze vor ihrer Einführung mit magnetischem Fluidum gesättigt habe. Eine magnetisirte Nadel behalte ihre Kraft für mehrere nacheinander gemachte Impfungen, und es sey wunderbar, wie rasch infolge dieser Methode der Impfstoff aufgesogen werde.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck und Verlag der Wallaudl'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 65 Mittwoch, 17. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Frau Wender schritt rasch, ohne umzublicken, wie die Alte ihr befohlen, auf dem breitesten Wege vorwärts und sah sich bald in der Gesellschaft ihrer heftig geängstigten Zofe, die in Gemeinschaft mit der Französin Hermionens, die Gebieterin aller Orten im weiten Park, nur nicht da gesucht hatte, wo sie eben geweilt. Das Mädchen küßte mit sichtlicher Freude die schönen Hände Anna's, bat tausendmal um Vergebung, nicht aufmerksam auf den Weg derselben geachtet zu haben und wollte, als der Wind leise kältend durch die Bäume strich, durchaus noch den Kopf ihrer Gebieterin mit dem eigenen Shawl verhüllen, damit sie sich nicht erkälte.

Frau Wender wehrte lächelnd der liebevollen Besorglichkeit, die, wie sie wohl wußte, nicht Heuchelei war, und die sie erfreute.

„Laß nur Dorchen," sagte sie herzlich, zu der hübschen Kleinen, „mir ist nicht kalt, eher heiß, ich komme aus einem warmen Zimmer."

„Sie waren bei der Alten?" fragte das Mädchen eifrig. „O, Frau Räthin, war es nicht ängstlich für Sie? Die Alte soll böse seyn und zu Zeiten schlimme Dinge thun, sagt Mamsell Jeanneton, o, ich hätte mich todtgeängstigt, wenn ich Sie in der Gesellschaft gewußt."

„Die Alte ist ein sehr unglückliches Weib, halb wahnsinnig wie mir's scheint, doch denke ich nicht, daß sie mir oder irgend Jemand, der sie besucht, etwas Böses anthun würde," erwiderte Frau Wender.

„O, die ist nicht wahnsinnig," sagte Dorchen eifrig, „die ist klug und schlimm, ein wahrer Höllenbesen, mir graut jetzt sehr vor dem alten, bösen Weibe und es thut mir leid, daß Sie da gewesen sind, liebe Frau Räthin, hätte ich gewußt, was ich jetzt erfahren, ich hätte Sie gewiß nicht so getrieben hinzugehen. Wer kann wissen, ob sie Ihnen nicht etwas Böses gethan."

„Beruhige Dich darüber, Dorchen," sagte die Räthin, „jedenfalls ist diese Person eine Unglückliche von nicht gewöhnlicher Art, und wir Beide zusammen wollen uns Mühe geben, ihr auf eine oder die andere Weise beizustehen und ein wenig Gutes zu thun."

„Die Frau Räthin würde selbst den Teufel für einen Unglücklichen halten, wenn Sie ihn irgendwo am Kreuzweg träfen, und versuchen, ihm ein wenig Gutes zu thun," sagte das Mädchen, „für Sie gibt es gar keine bösen Menschen in der Welt."

„Nun, Dorchen, ist nicht, wie die Legende lehrt, auch der Teufel ein Unglücklicher, ein gefallener Engel? und folglich des Mitleids und der Hülfe werth. Ich denke, Du und ich, wir wissen, daß sich die Gefängnisse weniger mit Verbrechern füllen würden, wenn man bei der ersten Sünde, zu welcher die Noth verführte, dem Sünder Mitleid und Hülfe zeigte, statt Härte und Strafe."

Das junge, hübsche Mädchen beugte sich und küßte den Rock ihrer Gebieterin, und ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen.

„Nein, weine nicht," sagte Frau Wender „weine nicht, armes Kind, das sollte kein Vorwurf für Dich seyn, sondern nur eine Mahnung zur Nachsicht."

„O, ein armes, armes Kind, das die Eltern und die an ihrer Stelle stehen, zum Bösen zwingen," sagte das Mädchen schluchzend, „und ein altes, grundböses Weib, das Liebestränke braut und verkauft, das ist doch noch ein Unterschied."

„Die Nöthigung zum Bösen, mein Kind," antwortete die Räthin mit tiefem Ernst, „liegt entweder in dem Zwange durch Andere, oder durch die Noth, oder durch angeborne, schlimme Leidenschaften, immer aber, Dorchen, immer ist der Verbrecher ein Unglücklicher, fast ein Wahnsinniger zu nennen und dem Glücklichen, dem, welchem Gott das Gute gegeben, sey es in Gestalt des Reichthums, oder des ruhigen Blutes und der verständigen Ueberlegung, geziemt, daß er sich des Elenden annehme. Du wirst mir hier wieder Hülfe leisten, liebes Kind, wie Du mir in einer längst vergangenen Stunde mit Hand und Mund versprochen. Erkundige Dich so genau als möglich nach dem Geschick dieses un-

glückseligen Weibes, ich denke, es wird dann geschehen, was schon so oft geschah, Dein Mitleid wird noch tiefer und schmerzlicher seyn, als das meine, und Dein Wunsch und Bemühen zu helfen, dem meinen nicht nachstehen."

Der letzte Theil dieser Unterredung war von den Beiden schon in dem eleganten, warmen Zimmer der Räthin geführt worden, nachdem Mamsell Jeanneton an der Thür längst sich mit einem Knix verabschiedet. Es herrschte ein eigenthümliches Verhältniß hier zwischen Herrin und Dienerin, und die Räthin Wender machte ihre oft weiten Reisen, vielleicht weniger zweck- und nutzlos als Diejenigen dachten, welche die reiche und kluge Frau nur flüchtig kannten. Dorchen küßte ihrer Herrin die Hand mit Thränen der Liebe. Frau Wender entkleidete sich selbst, die reisende Dame bedurfte bei ihrer Toilette stets nur sehr geringer Hülfe, und als der Morgen leise mit goldnen Schuhen über dem Park zu Morawa heraufstieg, lag Stille und Schlaf friedlich auf allen Bewohnern des stattlichen Schlosses.

Zwanzigstes Kapitel.

In E., viele Meilen nordwestlich von dem Garten, welchen wir in der Morgenfrühe gesehen, brach der junge, goldene Frühlingstag fast fünfzehn Minuten später, aber nicht minder klar und rosig an. Seine lachenden Strahlen küßten den Thau von den Grasspitzen des Kirchhofes und von den Akazien, die sich leise säuselnd über das Grabmal der Familie Dubois beugten. Dort, auf der kleinen Bank, auf der sie manche Stunde in Glück und Leid zugebracht, dort, wo sie den entscheidenden Augenblick im frühen Leben der Jungfrau, die erste Bekanntschaft mit dem Geliebten verlebt, saß Gertrud, und das Morgenlicht vergoldete ihr zartes, jugendliches Angesicht.

Ihre Hände lagen zum Gebet gefaltet in ihrem Schoos und ihre ernsten, tiefdunkeln Augen, hingen mit dem Ausdruck innigster Herzenserhebung an den leichten Federwölkchen, die vom Hauch der Frühlingsluft getragen, über das Himmelsfeld schifften. Wie schön, o, mein Gott, wie schön ist Deine Welt, sagte sie, nur dem hörbar, der auch den leisesten Gedanken, den unausgesprochenen Wunsch des Herzens vernimmt, wie vollkommen Alles, was Dein Allmachtswort erschaffen. Wie den Strom des Lichts, gießt Deine Hand auch den Strom des Glückes aus über die schöne Erde, und jedes Menschenherz kann beseligt sich hineintauchen, jedes, das die Schönheit der Welt, welche die erhabene Offenbarung Deiner Allmacht, Weisheit und Güte ist, mit seinem Auge zu erfassen fähig ist. Laß mich Dir von Moment zu Moment ähnlicher werden, in meinem kleinen Menschendaseyn, indem ich unablässig darnach strebe, um mich und in mir das Schöne herzustellen, das Schöne, das wie in Deiner Schöpfung, auch das Gute und das Wahre zugleich ist. Laß mich schaffen wie Du, mit Kraft, Güte und Weisheit, daß trotz aller Hindernisse, das Schöne um mich erblühe, daß es sich mehre auf Erden, da wo ich walte, und laß mich an dem neuen Ort, wohin Dein Wille mich mit meinem Wirkungskreise verpflanzt, festwurzeln in Liebe und treuem Streben!

Eine warme Hand legte sich in diesem Moment leicht auf die Schulter des betenden Mädchens. Gertrud sah ohne zusammenzuschrecken auf, sie wußte, daß es nur die Hand des Bruders seyn konnte, der gekommen war, die Schwester von ihrem Lieblingsplätzchen zu holen, damit sie sich und die ihrer Pflege Anvertrauten zur bevorstehenden Abreise rüste.

Sie legte ihren Arm auf den seinen, warf noch einen letzten Blick auf die kleine Grabkapelle, auf den grünenden Gottesacker und die alte ehrwürdige Kirche und ging dann, fast ohne den Schmerz der Trennung zu fühlen, in das Haus, in dessen Mauern sie so viel Schmerzliches, ja Entsetzliches erlebt hatte.

Bergenau wurde angekleidet von den Händen seiner Kinder, so wie man eine Puppe ankleidet, nein, weit schwieriger, denn die menschliche Puppe zeigte, wenn man ihre ungelenken Glieder bewegte, Widerstand, grunzte verdrießlich und machte sich steif und ungeschickt. Es gehörte Eduard's mächtige jugendliche Kraft, Gertrud's natürliche Gewandtheit und Beider Geduld und Milde dazu, den widerspenstigen Blödsinnigen in seine Kleider zu hüllen und auf einen Stuhl zu setzen, den man zu diesem Zweck zurückbehalten und dem Hausbesitzer als ein Andenken zurückzulassen beschlossen hatte. Das geringe Mobiliar der Familie war wohlverpackt schon am Abend vorher nach dem Bahnhofe gebracht worden. Ach es war so alt, daß, als durch den unvermeidlichen Staub beim Packen ihm sein einziger Putz, seine tadellose Sauberkeit geraubt wurde, es gar so sehr wurmstichig, fadenscheinig und verbraucht aussah. Das Sopha sogar, das alte Sopha mit dem ewigen Kattunüberzuge, der nur aus aneinander gereihten Stückchen bestand, zerfiel sogar trotz aller darauf verwendeten Aufmerksamkeit rettungslos in Trümmer, als Eduard und Gertrud den trostlosen Versuch gemacht, es durch Umwinden mit Heuseilen und Einnähen in ein Stück Sackleinen vor den Gefahren des Transports zu bewahren. Seine Eingeweide von Seegras und Kuhhaaren vermehrten auf schlimme Art den Staub und Schmutz der wüsten Zimmer. Es mußte verbrannt

werden, es ging schon nicht anders und wie schwer es auch der hausmütterlichen Gertrud wurde, so beschloß sie doch klüglich, von dem alten Freunde sich den letzten Dienst leisten zu lassen und bei dem Feuer der zerbrochenen Beine und der wurmstichigen Lehne das letzte Abendessen und letzte Frühstück zu kochen. Das Seegras und die Kuhhaare packte sie sorgfältig in den Sack, der zur Umhüllung des ganzen Geräths dienen sollte; man konnte ja nicht wissen, wozu es in der neuen Heimath noch zu verwenden wäre. In der Armuth erwachsen, hatte sie früh gelernt, sich um das Nützliche zu bemühen, es zu achten und anzuwenden und ihre jungen Augen hatten fast die Umsicht, deren sich sonst nur alte Hausfrauen zu erfreuen pflegen.

(Fortsetzung folgt.)

Statistisches aus Rußland.

Aus dem Bericht des Ministers Lanskoi (Inneres) an den Kaiser über den Zustand und die Ergebnisse seiner Verwaltungen während des letzten Jahres erfährt das Publikum höchst interessante Details, und zwar um so interessanter, als der Bericht in seiner ganzen Form und Haltung wesentlich von den statistischen Nachrichten abweicht, wie sie bisher in den Journalen der verschiedenen Ministerien wohl veröffentlicht, aber von Niemanden gelesen wurden. Namentlich frappirt der Nachweis, daß der letzte Krieg fast den 10ten Theil aller wirklich thätigen Arbeiter in Anspruch genommen hat, welche sonst für den Ackerbau und die Industrie hätten thätig seyn können. Die gesammte Reichswehr hat 372,000 Mann in Anspruch genommen, während die zu den Reserve-Bataillonen eingezogenen ausgedienten Mannschaften und die zu den Ersatzbataillonen ausgehobenen Rekruten die Totalsumme von 367,000 Mann, zusammen also 739,000 Mann, erreichten. Da sich nun die große arbeitsfähige Bevölkerung Rußlands, mit Ausschluß der Greise, Weiber und Kinder, nur auf 10½ Mill. beläuft, so ist das Exempel mit dem 10ten Theil ziemlich richtig. Die neuerdings eingetretene Reduktion der Armee und namentlich die zwar nicht geradezu ausgesprochene, aber durch die beschränkte Zahl von Reservebataillonen, welche in Cadres bestehen geblieben sind, handgreiflich erwiesene Befreiung von etwa 300,000 Mann von dem Reserve-Verhältnisse zeigt, daß der Kaiser diesen Uebelstand schon beseitigt hat. Ein anderer Theil des Berichts bringt Statistisches über den großen Grund- und Seelenbesitz, was gerade in dem jetzigen Augenblicke wohl auch dem Auslande von Interesse ist. Darnach ist die Zahl der Besitzungen überhaupt: 109,000, die Zahl der besitzenden Familien aber 70,000, von denen 1400 Besitzer von 1000 bis 10,000 Leibeigenen, 2000 Besitzer von 500 — 1000, 18,000 Besitzer von 100—500, 30,000 Besitzer von 21—100 und 57,000 Besitzer bis zu 21 Leibeigenen. Die Zahl der Adelsbauern ist 11,750,000, die Zahl der Kronbauern 9 Mill., also zusammen 20,750,000 Menschen, denen jetzt eine durchgreifende Veränderung der bisherigen Lage bevorsteht. Je genauer man diese Zahlen ansieht, je großartiger und folgenreicher muß die Maßregel erscheinen, welche dieser Masse neben den bisherigen Pflichten auch Rechte einräumt. Am interessantesten und vom Publikum wahrhaft verschlungen sind diejenigen Stellen des Berichtes, welche von der Polizei und deren nothwendiger Verbesserung im ganzen Lande handeln. Der Minister schlägt vor, die Zahl der Beamten zu verringern, welche unmöglich alle gut seyn können, weil es eben zu viele seyn müssen und weil die Reglements und Vorschriften, die Formalitäten und Weitläufigkeiten dermaßen angewachsen sind, daß es selbst den guten Beamten unmöglich wird, sich mit den eigentlichen Wesen jeder Sache zu beschäftigen, um nur allen Formalitäten zu genügen. Wenn ein Minister einen solchen Vorschlag macht und der Monarch ihn zur öffentlichen Kenntniß kommen läßt, so ist Das wohl gleichbedeutend mit einer nahe bevorstehenden Aenderung und Besserung. Was die Moralität der Polizeibeamten betrifft, so sagt der Minister, daß diese nicht anders zu erhalten seyn würde, als durch die Moralisirung der bürgerlichen Gesellschaft. Diese Stelle läßt sich nur so verstehen, daß, wenn die Russen überhaupt keine „Geschenke“ mehr geben und nehmen, auch die Polizeibeamten keine mehr nehmen werden. Was den statistischen Theil des Berichtes über die Polizei betrifft, so frappirt die geringe Zahl der gegenwärtig unter polizeilicher Aufsicht stehenden Individuen. Minister Lanskoi gibt sie mit etwa 1300 an und erwähnt dabei, daß bis zum Regierungsantritt des Kaisers Alexander II. die Zahl der Observaten bis über 10,000 gestiegen war. In Frankreich dürfte General Espinasse sich vielleicht wundern, daß man in Rußland mit so wenigen Observaten auskommt.

Mannigfaltigkeiten.

Nicht uninteressant werden nachstehend übersichtliche Notizen über die Produktionsfähigkeit einzelner Industrieartikel seyn: Von den 1,600,000,000 Pfund Baumwolle, welche jährlich in den Handel

kommen, erhält England die Hälfte, und nur ein Viertel von dem Reste kommt auf den europäischen Kontinent. England hat gegenwärtig 21,000,000 Baumwollfeinspindeln, der deutsche Zollverein nur 1,200,000. — In Frankreich werden jährlich 4,000,000 Stück Vieh geschlachtet, welche ein durchschnittliches Gewicht von 100 Kilogramm Fleisch haben; England schlachtet hingegen nur 2,000,000 Stück, welche aber durchschnittlich 250 Kilogramm an Fleisch wiegen. Das sind die Folgen rationeller Landwirthschaft. Frankreich produzirt für die durstige Welt jährlich 60,000,000 Kilogramm Bouteillen, welche ohne Füllung einen Werth von 10,000,000 Frks. haben. — Die Korkstopfenfabrik in Marseille liefert täglich 500,000 Flaschenkorke, sohin jährlich 180,000,000 Stück. — In der Offizin der „Times“ wird die ganze Auflage dieser geistigen Speise der, 50,000 Exemplare des Riesenblattes täglich in 18 Stunden gesetzt, gedruckt und an die Konsumenten geliefert. — Die Letterngießmaschine von Johnson liefert stündlich 4000 Buchstaben, sohin täglich 30,000 und eine Couvertmaschine macht 4000 Couverte in einer Stunde. — Frankreich verbraucht jährlich 200,000,000 Stahlfedern; in Deutschland über 300,000,000 Stück. — Die Nähnadelfabrik zu Aachen liefert jährlich 300,000,000 vorzügliche Nähnadeln in den Handel. — Die Zuschneidmaschine des amerikanischen Schneiders Harridey schneidet für 30 Arbeiter zu, unter andern täglich 1000 Beinkleider. Sie bewältigt mit einem Schnitt 40 — 50 Lagen von 10 — 12 Centimeter Dicke. — Die Stollberg'sche Maschinennagel-Fabrik (Rheinprovinz) arbeitet mit 20 Maschinen und liefert jährlich 440,000,000 Nägel von ½ bis 4 Fuß Länge.

Ein Korrespondet des „Moniteur de l'Armee“ vermuthet, daß das Verfahren, dessen sich der mehrfach erwähnte Amerikaner Rarey zur Bändigung wilder Pferde bedient, dasselbe sey wie jenes, welches von den Jägern im Westen Amerika's angewendet wird. „Alle Jäger des Westens — schreibt derselbe — vertreiben sich beim Durchziehen der ungeheuern Prairien die Zeit, indem sie junge Kälber „bezaubern“. Man deckt die Augen des Thieres zu und dann bläst ihm der Jäger sanft in die Nasenlöcher, der Art ein- und ausathmend, daß die Luft, welche aus der Lunge des Menschen kömmt, in die Nasenlöcher einströmt. Zuerst leistet das junge Kalb Widerstand, bald aber verräth es Unruhe; es versucht zurückzuweichen, wird nach und nach unbeweglich und nach Verlauf von wenigen Augenblicken deckt man die Augen auf. Nun scheint das Thier erstaunt und der fixe Blick des Jägers beherrscht es. Nun reitet der Jäger fort und wie ein treuer Hund folgt ihm das Kalb viele Stunden weit. Die Indianer wendeten dasselbe Geheimniß an, um die Füllen zu „bezaubern“, welche sie mit dem Lasso oder in Fallen fangen. Wir sahen in Texas Amerikaner und Indianer junge Pferde mittelst dieser im Lande sehr bekannten Methode bändigen. Das Füllen widersteht nur einen Augenblick, nach einigen Ein- und Ausathmungen des Menschen versucht das Thier den Kopf mit sichtlichem Vergnügen in die Höhe zu heben. Gelingt das Experiment am ersten Tage nicht, so wird es am nächsten Tage wiederholt; das Mittel gilt als unfehlbar. Das Thier ist unter der absoluten Herrschaft des Menschen; es folgt ihm, legt sich neben ihn, läßt sich beschlagen, zügeln und lenken. In den Experimenten, welchen wir zu Galveston beiwohnten, war das Pferd nur für Jenen gebändigt, der es bezauberte. Aber viele konnten es nach einander bezaubern und nach und nach wurde das Thier sehr zahm. Das Experiment dauert höchstens 20 bis 40 Minuten. Das Thier muß in einem geschlossenen, stillen Raume allein mit dem Bezauberer und seine Augen müssen gänzlich zugedeckt seyn. Indem der Mann dem Thiere in die Nasenlöcher bläst, richtet er kurze wenige Worte an dasselbe, als ob er ihm seine Stimme lehren wollte. Später wird der Ton dieser Stimme das Pferd zittern machen. Ob Dieß wirklich das Geheimniß des Pferdebändigers Rarey ist, wissen wir nicht; Jedermann aber kann dieses einfache Experiment versuchen, dem der berühmte Sullivan seinen Ruf verdankte.“

Ein in London lebender Deutscher, Namens Bühring, hat eine äußerst wichtige Erfindung gemacht, eine Kohlen-Filter nämlich, welche überall, wo die Bodenbeschaffenheit schlechtes Trinkwasser liefert, angewendet werden kann. Diese Filter besteht einfach in einer größeren oder kleineren Kohlenkugel, die, wenn sie endlich den Dienst versagt, durch Ausbrennen wieder brauchbar gemacht wird. Armeen, besonders solche, die, wie die englische und französische, in heißen und wasserarmen Gegenden lange Märsche auszuführen haben, können sich die hohe Bedeutung dieser Erfindung nicht entgehen lassen. Die Kohlenkugel mit dem darin befestigten Gummischlauch dürfte für das Militär kaum minder wichtig werden, als der Brodbeutel oder die Feldflasche. Läßt sich doch mit Hülfe dieser Kugel aus jeder eklen Pfütze das klarste Wasser trinken. Der Soldat bückt sich, wirft die Kugel ins Wasser und saugt sofort aus dem Schlauch ein gesundes und filtrirtes Wasser.

Redakteur Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 66 Donnerstag, 18. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Mit leichtem Schritt und schwerem Herzen ging das junge Mädchen nun noch einmal durch die Räume, Abschied von jedem Flecken zu nehmen und dann kam der Wagen und die Geschwister unterzogen sich muthig der Arbeit, den blödsinnigen Vater sanft in denselben zu schaffen. Als aber die Mailuft ihm weich und warm in das bleiche Gesicht wehte, als der Wagen über die Straßen rasselte und die grünen Bäume nickend an ihm vorübertanzten, schien er sich zu kräftigen, er athmete tief auf, hob den Kopf empor und blickte mit einem Ausdruck von Intelligenz um sich, den seine Kinder lange nicht an ihm wahrgenommen und sagte ein paarmal: „Jone, das Wetter ist prächtig für unsere dießmalige Reise."

Es war einer Reminiscenz aus Tagen, die längst vergangen, aus jener glänzenden Epoche seines Lebens, da der berühmte Violinist Bergenau, welcher mit seiner jungen bildschönen Gattin das Land durcheilte, überall empfangen wurde, wie nur Schönheit und Talent von der Welt, der sie Freude zu geben bestimmt sind, empfangen werden.

Der arme, heruntergekommene Geist kehrte zurück in die Zeit seines Glückes und Glanzes, auf weichem Flügel trug ihn die Mailuft dorthin und auf den glänzenden Sonnenstrahlen tanzten die Geister entflohener besserer Tage.

Auch die kleine Leontine saß auf Gertrud's Schoos, lachte fröhlich und griff mit den runden Kinderhändchen nach den Blumen am Wege und nach den vorbeifliegenden Schmetterlingen und als man am Bahnhof ausstieg, war die Last der Geschwister um Vieles leichter, denn der kranke Vater half sich beinahe selber und das reizende Kind jubelte und lachte.

Gertrud hatte noch nie die großartigen Einrichtungen eines Bahnhofs in der Nähe gesehen. Sie wäre gern ein wenig auf dem Perron herum spaziert, sich Alles zu betrachten und von Eduard erklären zu lassen, sie konnte aber den Vater nicht verlassen, der hinfällig in einem der glänzenden Säle auf einem Stuhle saß und den Kopf an die Schulter seiner Tochter stützte, während Eduard alles Nöthige zur Abreise der Familie besorgte.

Beinahe im Moment der Ankunft des Zuges trat Dubois erhitzt und glühend ein. Er trat zu Gertrud, sah ihr in die Augen und sagte heftig:

„Sie gehen fort, Sie gehen und ich wußte es nicht bis vor wenigen Minuten, Sie gehen, ohne mir Lebewohl zu sagen?"

„Mein Bruder wünschte das," entgegnete Gertrud mit leiser und bebender Stimme, „er sagte mir, es sey besser für mich und auch besser für Sie, wenn wir uns vor dem unvermeidlichen Abschiede nicht wiedersähen und ich bin gewohnt, ihm als meinem ältesten Freunde zu gehorchen."

„Und dachten Sie denn nicht an meinen Schmerz, an meine Verzweiflung bei dieser Trennung ohne Lebewohl?" fragte er, seine brennenden Blicke in ihre treuen Augen senkend.

Sie erwiderte den Blick mit dem Ausdruck tiefen und rührenden Vertrauens.

„Ich dachte," sagte sie sanft, „daß die nicht für ewig getrennt werden können, die zueinander gehören, und daß es Ihnen nicht schwer seyn dürfte, mich zu finden, sobald Sie die Absichten hätten, mich zu suchen."

„Aber ein Händedruck, ein tröstendes Abschiedswort hätte mir nicht versagt bleiben sollen," entgegnete er heftig.

„Beides ist Ihnen ja auch gewährt," sagte sie liebevoll, „haben Sie uns doch gefunden, stehen Sie doch nun neben mir, der letzte Freund, den ich hier zurücklasse, o segne Sie Gott, Benno, und möge es sein Wille seyn, daß wir uns wiedersehen!"

Es lag etwas unbeschreiblich Rührendes in den einfachen Worten der Jungfrau. Wie sie so dastand, mitten im Gewühl und Getreibe der auf- und abwogenden Menge, den Vater stützend, das Schwesterchen hütend, erschien sie den Augen Dubois wie die Verkörperung der Treue und Seelenreinheit, wie das Köstlichste, was die Erde hat, der

strahlende Diamant, der im Schutt und Kehricht seinen Glanz behält, den nichts befleckt, nichts zerstört, der Werth, eine Königskrone zu schmücken, doch bleibt, was er ist, auch wenn er im Sande und Moor zuerst von dem Glücklichen erblickt wurde, der ihn zu finden vom Schicksal auserseben ward.

„Ich werde Sie aufsuchen, theure Gertrud," sagte er bebend, „ich werde Sie finden und ich werde nicht nachlassen, bis —"

„Auf, meine Schwester auf! Wir haben keine Sekunde zu verlieren," unterbrach ihn der herbeneilende Eduard. „Wollen Sie mir helfen, Herr Dubois, den Vater in das Coupé führen, das ich für uns ausgesucht?"

„Sohnesdienst Ihrem Vater, meine Gertrud," flüsterte der Angeredete, sich zu dem Ohr des hocherröthenden Mädchens beugend, und dann setzte er noch leiser hinzu: „Wenn die Erdbeeren reifen und die Rosen blühen, dann bin ich in Danzig."

Wenige Minuten darauf ertönte der schrille Pfiff der Lokomotive, die sich in Bewegung setzte. Gertrud warf noch einen letzten Blick auf den Geliebten, der, sein Tuch ziehend, ihr einen Scheidegruß zuwinkte, wie in einem Traum flogen die Gegenstände an ihrem Auge vorüber und sie wußte nicht, ob Stunden oder Minuten vergangen waren, als sie im Danziger Bahnhofe absteigend, die schlafende Leontine auf ihrem Arm in eine Droschke trug und dann eilte, um dem Bruder bei dem schweren Geschäft zu helfen, den ebenfalls eingeschlafenen Vater auch dorthin zu bringen.

„Unsere Wohnung," sagt Eduard, als alle Mühen des Aus- und Einsteigens, des Ab- und Aufpackens nun endlich überwunden, „ist nicht weit von hier, außerhalb der innern Thore der Festung. Sie wird Dir gefallen, meine Gertrud. Am Fuße des Hagelsbergs, hier des großen Berges, den überall Mauern krönen, liegt ein kleines Häuschen, weit ab von der Landstraße. Ein großer Baumgarten umgibt es, den man in Danzig den Kirschgarten nennt, die Stelle selbst heißt das russische Grab, auch wohl das Reich der Todten. Laß Dich durch den traurigen Namen indeß nicht erschrecken. Wohl fanden einst tausend russische Soldaten, die an jener Stelle den Hagelsberg zu stürmen versuchten und von französischen Kugeln bataillonsweise niedergeschossen wurden, an jenem Platze ihr Grab. Aber lange Jahre sind seitdem verflossen, Niemand betrauert wohl die mehr, die dort schlafen und auf ihren Hügeln erwachsen Hunderte von Obstbäumen, das Leben aus dem Tode. Ich habe für unsern Gebrauch einen Theil jenes Gartens zu der Hälfte des kleinen Hauses gemiethet, das wir bewohnen werden."

„Wir werden einen Garten haben? Herr Gott, das ist aber zu schön!" sagte Gertrud, die Hände faltend vor Freude bei dem Gedanken an das grüne Fleckchen, auf dem sie künftig schalten und walten sollte.

Eduard nickte ganz stolz und sagte:

„Wir werden jetzt Vieles haben, was Dir Freude machen wird, meine Herzens-Gertrud, bin ich doch königlicher Regierungsgeometer und habe Arbeit das ganze Jahr und täglich einen Thaler fünfzehn Silbergroschen, auch manchmal vielleicht zwei Thaler."

Aber das ist ja sehr, sehr viel Geld," meinte Gertrud.

„Wir müssen auch davon sparen," sagte der Bruder," denn wir müssen künftig zwei, vielleicht auch drei Jahre in Berlin leben, wo ich das Baufach studiere, und es ist hier in Danzig auch sehr theuer."

„Nun ich werde ja sparen und auch fleißig arbeiten," meinte die Schwester und bei diesem Gespräch lenkte der Wagen in die Straße ein und hielt vor dem kleinen freundlichen Hause, das künftig die Heimath der Geschwister seyn sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spreißl'sche Bande.

München, 15. März.

Vorgestern Abend erfolgte der Wahrspruch der Geschwornen in dem seit dem 4. d. M. andauernden Prozesse gegen die s. g. Spreißlbande. Vor drei Jahren fielen in der Umgebung von Aibling in kurzer Zeit eine Reihe von Einbrüchen und Raubanfällen vor, der Verdacht fiel bald auf einen Burschen aus Hundheim, Joseph Maiergünther, auf den Tanzplätzen mit dem Zunamen „Spreißl" (Windbeutel) und bei den Gerichten als oftbestrafter Streuner bekannt. Ein Raubmord in Sarreit bei Waakirchen im Landgerichte Tegernsee zog endlich eine allgemeine Streife auf das gefährliche Subjekt nach sich, Spreißl trieb sich nun ausschließlich in München umher und wurde hier alsbald entdeckt und gefangen. In den Gegenden, in deren Nähe er sein Unwesen getrieben hatte, war viel das Gerede über die Verschlagenheit und Keckheit dieses Burschen; er soll bei einer seiner Unternehmungen acht Stunden regungslos im Verstecke gelegen und soll der Gendarmerie, der er zur Bewachung übergeben war, viel zu schaffen gemacht haben. Die Ausführung sämmtlicher Verbrechen trägt das gemeinsame Merkmal der größten Frech-

heit. Die Ueberfälle und Einbrüche geschehen fast immer am hellen Tage, während die männlichen Hausbewohner in der Nähe auf dem Felde beschäftigt sind, und immer mit einer brutalen Gewaltthätigkeit, die das Leben des Beraubten in die äußerste Gefahr stürzte. Der Mord an einer Bäuerin in Sarreit aber zeigt von einer Ruchlosigkeit der Thäter, die selbst auf diesen Bänken zu den seltensten Ausnahmen zählt, der Beweggrund zum Morde war hier der, natürlich vorher bedachte Umstand, daß einer der Raubgenossen, Namens Pongraz, von der Bäuerin häufig Kost und andere Unterstützung empfangen hatte, also befürchten mußte, von ihr erkannt zu werden; und gerade auf ihn fällt der Verdacht der Verübung der That, denn bei seiner Arretirung andern Tages nach dem Morde fand sich in seiner Tasche ein blutiges Beil. Eine solche Zahl, eine solche Wucht von Verbrechen, stand noch nicht vor bayerischen Assisen. Mit entschlossener Miene in den düstern, bärtigen Gesichtern, mürrisch zur Rede stehend, Gestalten voll markiger Kraft, harrten die Räuber unter vorsichtig verdoppelter Bewachung ihres Schicksals.

Die Augsb. Abendztg. schreibt: An dem Hauptangeklagten fällt auf, daß sein ganzes schlangenglattes Wesen, seine Pfiffigkeit und Verschlagenheit ihn als den Führer sofort erkennen läßt, wenn er auch an Kraft weit hinter einigen Mitangeklagten zurückbleibt. Dagegen ragen Jachenbacher und Wimmer durch seltene Größe und Körperkraft unter den Angeklagten hervor, ersterer zeichnet sich zudem durch unbändige Zügellosigkeit aus. Der Angeklagte Ostler mit seinem heiteren Gesichte und seinen schwarzen Haaren und dunklen feurigen Augen gleicht bei einem Haare den italienischen Banditen, während Pöltl und Pongratz durch nichts als ihr rohes Aeußere auffallen. Einen höchst angenehmen Eindruck machte dagegen Magdalena Bosch, die Königszeugin der Anklage, wie einer der Vertheidiger sich ausdrückte. Den Geständnissen dieser Angeklagten, welche mit Spreißl in einem Liebesverhältniß stand, verdankt man es, daß die Strafe die Verbrecher treffe.

Andere Blätter berichten über die Verhandlung: Die männlichen Angeklagten leugneten fortwährend hartnäckig, während die Geliebte des „Hauptmanns" der Bande gegen die ganze Sippschaft ein aufrichtiges, mit den übrigen Erhebungen und Zeugenaussagen vollkommen übereinstimmendes Geständniß ablegte. Wohl noch nie, so lange das Schwurgericht in Bayern besteht, sind so brutale und raffinirte Verbrecher der Aburtheilung unterstellt gewesen, wie im vorliegenden Falle. Die Bande hat nicht weniger als 8 Raube verübt, wobei die unglücklichen Opfer nicht selten grausam gepeinigt wurden. Um nur ein Paar Beispiele anzuführen, so sey vorerst der Raub an einer 82jährigen Frau erwähnt. Diese wurde an Händen und Füßen gebunden und in eine Nebenkammer geschleppt, dort legten sie die Räuber auf den Strohsack und warfen dann Unter- und Oberbett auf sie hinauf. Die Frau hätte ersticken müssen, wenn nicht zum Glück nach einer halben Stunde ihr Sohn nach Hause gekommen wäre und sie aus der unglücklichen Lage erlöst hätte. Ein anderesmal mißhandelten die Räuber auf eben so grausame Weise ein Mädchen, welches sie in den Keller schleppten, ihr dort die Kleider über dem Kopf zusammenbanden, sie sodann auf den Kopf stellten und an die Wand lehnten. Die Unglückliche mußte in dieser schrecklichen Situation eine volle halbe Stunde aushalten, bis endlich ihr Bruder nach Hause kam und sie vom Tode errettete. Die Bäuerin bei Sarreit wurde, als sie eben Brennholz zum Hause hineintrug, mit Prügeln auf den Kopf geschlagen und sodann halb todt in den Keller geschleppt; sie starb am andern Tage in Folge der erlittenen Verletzungen. Die Bande scheint immer mehr im Wachsen begriffen gewesen zu seyn; aus Aeußerungen, die Arrestnachbarn vernommen haben, ist zu entnehmen, daß Spreißl selbst sie auf 20 Köpfe anschlug, die Weibspersonen nicht mitgerechnet. Unter den Raubgenossen waren Individuen aus den Landgerichten Aibling, Miesbach und München. Ihre verbrecherische Thätigkeit dauerte vom Sept. 1854 bis Mai 1855. Es wurde während dieser Zeit eine Baarschaft von 1600 fl. geraubt, soviel wenigstens ist zur Kenntniß des Gerichts gekommen. So oft sie immer ein ergiebiges Verbrechen verübt hatten, gingen sie nach München und verjubelten hier in Gesellschaft von Weibspersonen ihre Beute. Die Voruntersuchung dauerte 3 volle Jahre. Während nun in dieser die Angeklagten mit Ausnahme der Bosch an den Untersuchungrichter leugneten, machten sie ihren Keuchengenossen umständliche Mittheilungen und einige der Verbrecher benahmen sich sehr verdächtig. Es ging öfter davon die Rede, daß es noch zum Marsfeld (Hinrichtungsplatz) hinausgehen werde. Pongraz, bei dem man ein blutiges Beil gefunden hatte, und der deßhalb des Mordes an der Sarreiter Bäuerin dringend verdächtig war, sang auf die Ermordete in der Frohnfeste in München Schnaderhüpfeln, z. B.: „Jetzt müß' ma schön stat nach'm Sarreiterhaus frag'n, Und woll'n der Sarreiterin das Dreibrod abjag'n" — oder: „Die Sarreiterin haben's derschlag'n, Wer kann denn dös sag'n, Der Spreißl, der weiß nichts davon, Und der Pongraz geht mit dem blutigen Hackel davon!" Das Gewissen des Pongraz ließ sich aber durch diese Gesänge nicht betäuben, denn oft hatte dieser so schwere Träume und geberdete sich so rasend, daß von seinen Keuchengenossen keiner mehr bei ihm bleiben

wollte; eben so war die Aufregung und Angst gar nicht zu beschreiben, welche den Pongraz immer befiel, so oft eine Hinrichtung statthatte. Das Benehmen der Angeklagten in öffentlicher Sitzung war ein sehr freches. Wir führen hievon nur Eines an. Als dem Angeklagten Wimmer, der ebenfalls des Raubmordes angeschuldigt ist, der Vorhalt über eine von ihm in der Voruntersuchung zugestandene That gemacht wurde, äußerte er: »Es ist noch Keiner unschuldig hingerichtet worden, und wenn einer hingerichtet wird, so bin's ich, dann kostet es meinen Kopf und geht Keinen was an!« Der Andrang des Publikums war während der langen Dauer der Verhandlung immer gleich stark und der Saal erwies sich für die neugierige Menge viel zu klein. Im Hofe des Bezirksgerichtes waren daher fortwährend Gruppen versammelt, welche auf den Augenblick harrten, die Angeklagten bei dem Abführen in die Frohnfeste wenigstens zu sehen. Bei dieser Gelegenheit soll es jüngst vorgekommen seyn, daß J. Maiergünther einem Herrn in das Gesicht gespuckt hat. Die getroffenen Vorsichtsmaßregeln erschienen unter solchen Umständen nichts weniger als überflüssig. Die Zahl der Gendarmen wurde von 12 auf 27 erhöht. Den Geschwornen wurden 30 Fragen vorgelegt, welche sie sämmtlich im Sinne der Anklage bejaheten, nur wurde die auf Buchner's Schuld ebenso wie die gegen Magdalena Bosch gerichtete Hauptfrage verneint, und letztere bloß wegen Hülfeleistung ersten Grades zum Verbrechen des ausgezeichneten Diebstahls, so wie wegen eines Diebstahlsvergehens schuldig erklärt. Die Staatsbehörde beantragte Todesstrafe gegen Mayergünther (Spreißl), Zachenbacher, Wimmer, Pöltl und Pongratz, Kettenstrafe gegen Oßler, 3jähriges Arbeitshaus gegen die Bosch, wovon 1 Jahr wegen unverschuldeter Haft abzurechnen wäre, 2 Jahre Arbeitshaus gegen den blos wegen Diebstahls verurtheilten Hoheneßer und Freisprechung Buchner's. Das Urtheil wurde gestern, diesen Anträgen entsprechend, verkündet.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Bacharach, 2. März, wird geschrieben: Seit dem 21. v. M. waren hier Zelte auf dem Sande der blosgelegten Rheinfelsen und auf der Mitte der Eisdecke errichtet worden, worin Kaffee, Brezeln, Glühwein ꝛc. verabreicht wurden, und täglich belustigte sich eine unabsehbare Menge mit Schlittschuhschleifen und Schlittenfahren. Acht Tage hatte das muntere Leben auf dem Eise schon gedauert, als uns der gestrige Montag noch ein neues Schauspiel brachte. In Folge einer ergangenen Einladung fanden sich sämmtliche Handwerker hiesiger Stadt auf dem Eise ein, um zum Andenken ein Stück Arbeit, jeder in seinem Fache, zu vollenden. Hier waren die Faßbinder, welche ein Faß verfertigten und den Küfermarsch im Takte präludirten: dort war ein Schlosser mit seinem Lehrjungen am Schraubstocke mit dem Ausarbeiten eines ungeheuren Schlüssels beschäftigt; unmittelbar daneben ein Stellmacher, welcher ein Wagenrad verfertigte; hier war wieder ein Graveur, welcher einen preußischen Adler auf einen Stempel einschnitt, dort ein Schneidertisch, da ein Friseur; dort Metzger, welche einen Ochsen und ein Kalb auf dem kalten Eisbette schlachteten und zerlegten ꝛc. Ja, die Schiffer hatten eine Schaluppe auf Schlittenläufen mit Ruder, Riemen, Mast und Segel versehen, und steuerten, mit Musik und Passagieren an Bord, auf dem Eise umher, während die aufgepflanzten Böller ihren lustigen Donner nicht schweigen ließen. Zum Schlusse wurde besagte Schaluppe auf einen Wagen befestigt, die auf dem Eise verfertigten Arbeiten darauf geladen, das geschlachtete Vieh an den Mast gehängt, und so ging es im Triumphzuge mit klingendem Spiel durch die Straßen der Stadt, indem der Wagen von einer Masse Menschen gezogen wurde.

Man schreibt aus Bochum, 7. März: Eine Ehefrau beschloß, sich ihres Mannes durch Gift zu entledigen und weihte dummer Weise den Apotheker in ihr Geheimniß ein. Dieser gab ihr eine Portion Kräuter zu einer Suppe, benachrichtigte gleichzeitig den Mann von dem Vorhaben seiner „theuern Hälfte" und rieth diesem, die Suppe nur ruhig zu genießen, sie werde ihm wohl bekommen. Am Abend sitzen Mann und Frau bei Tisch, Ersterer langt tapfer zu und kümmert sich wenig um die Leibschmerzen der Letztern, die ihr das Essen verleiden. Plötzlich läßt der Mann den Löffel fallen, zittert und stürzt leblos zu Boden. „Gott sey Dank" ruft die Giftmischerin, legt dem Todten einen Strick um den Hals, leitet diesen durch eine Oeffnung und geht in die Oberstube, um den „Selbstmörder" in die Höhe zu ziehen. Dieser steht aber frisch und gesund auf, läßt den Ofen an seine Stelle treten, der auch bald zwischen Himmel und Erde schwebt, und wartet am Fuß der Treppe der Rückkehr seines Weibes. Wie groß der Schrecken der Frau gewesen, wie unbarmherzig der Scheintodte ihrem Rücken mitspielte, kann sich der Leser denken, genug, das Gericht hat das weitere Strafamt übernommen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 67 Freitag, 19. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Gertrud sprang aus dem Wagen mit der Leichtigkeit eines Vogels. Eduard reichte ihr die kleine Schwester hin, die sie erst küßte und dann in das weiche Gras setzte, nachdem sie ihr Taschentuch darauf gebreitet, das Kleidchen des Kindes zu schonen. Dann halfen beide Geschwister dem Vater aus dem Wagen. Er stand einige Augenblicke schwankend auf seinen Füßen, dann wankte er heftiger. Eduard nahm alle seine Kräfte zusammen und trug ihn auf seinen Armen unter das Dach, das er ihm durch seinen Fleiß erworben. Gertrud, die Kleine tragend, folgte ihm nach und flüsterte leise:

„Gott segne unsern Eingang!"

Ins kleine Kamin neben der Thür legte sie mit hastiger Hand ein Stückchen Brod, ein wenig Salz und einen Pfennig in ein Papier gewickelt. Das müsse man bei jedem Umzug in eine neue Wohnung thun, es bringe Segen, hatte die Mutter einst gesagt, und Gertrud that so gern alles Das, wozu früher die Mutter gerathen oder was diese selbst zu thun gewohnt gewesen. Eduard aber, ein Feind jeden Aberglaubens, durfte diese kleine, halb heidnische Zeremonie nicht sehen, er würde Gertrud sonst gescholten oder wenigstens ausgelacht haben.

Vier leere nackte Wände empfingen die einziehende Familie.

Es ist etwas Trostloses um das Ankommen an einem Orte, wo Niemand uns erwartet. Selbst die Häuser haben da fremde unfreundliche Gesichter und starren mit ihren glänzenden Fensteraugen neugierig und theilnahmelos die armen Ankömmlinge an.

Der Mensch soll immerdar sich an den Menschen reihen und nicht nur die Bande der Familie, des Blutes, der Freundschaft und Liebe sind etwas Heiliges, sondern selbst jene lockern Verbindungsfäden sind es schon, die uns an Nachbarn und Bekannte, an Mitbürger und Landsleute binden. Wir fühlen schmerzlich ihr Zerreißen und tausend Wehgefühle, welche die Menschenbrust durchziehen, bezeichnet das kleine Wort: fremd!

Gertrud mußte einige Stunden mit ihrem kranken Vater und ihrem Schwesterchen allein in der neuen Wohnung bleiben. Eduard eilte nach dem Bahnhof zurück, um Sorge zu tragen für das Hinüberschaffen der wenigen Geräthe und Mobilien.

Das junge Mädchen benutzte diese Zeit, um die drei Zimmerchen zu betrachten und gleichsam Besitz davon zu nehmen, indem sie die Plätze musterte, an denen die verschiedenen lieben alten Sachen stehen sollten.

Die Sonne schien so hell und frühlingsfrisch in die Fenster, eine Nachtigall sang in dem Laubwerk des großen Gartens und oben, am blauen, lichten Himmel hing der abnehmende Mond, ein Elfennachen, ein weißes Blüthenblatt aus dem Garten der Ewigkeit.

In Gertrud's Seele lag das stille, feste Vertrauen auf Gott, das wohl ein Eigenthum jeder ächt weiblichen Natur ist. Dem Mann ward die Kraft mit dem Geschick zu kämpfen, und der aus diesem entspringende Glaube an sich selbst, ins Leben mitgegeben, dem Weibe jenes milde Vertrauen auf das Walten einer höhern, ewig gütigen Macht, die liebevoll das ganze Weltall und jede einzelne Kreatur beschützt und beglückt. Das Weib ist von Natur religiös und es bedarf nur sehr geringe Nachhülfe durch die Erziehung, es wahrhaft fromm zu machen.

So war ihr auch das Gefühl des Fremdseyns, nicht ganz und gar trostlos. Wie der Sonnenschein, wie die laue Frühlingsluft, so umgab sie auch in der Fremde die Gewißheit der Gottesliebe. Sie dachte an ihre Zukunft, an der Seite des Bruders, an ihre Pflichten gegen Vater und Schwester, an das Ziel, das die Geschwister sich muthig und kühn gesteckt, ohne Hülfe tüchtige, der fernen Mutter ganz würdige Menschen zu werden. Sie dachte mit einer Art von Seligkeit an den Geliebten, an den sie glaubte, wie an Gott, und wie ein Weg im Frühlingssonnenschein lag die Zukunft vor ihrem geistigen Auge.

Wohl wußte sie, daß Berg und Fels diesen Weg schwer und uneben machen, daß wilde Ströme zu überschreiten seyn würden, über die Klugheit und Muth erst die Brücken schlagen sollten. Aber sie fürchtete sich nicht. Hatte sie doch als kleines Kind so muthig und erfolgreich sich vorwärts gekämpft, jetzt, wo ihre Kraft erstarkt, ihre Erkenntniß gewachsen war, jetzt mußte ihr ja Alles viel leichter werden.

Dieß kleine Haus, mitten im Grünen, war der Fleck, auf dem sie ein Paradies für die Ihrigen schaffen sollte und wollte. Sie betrachtete lächelnd die nickenden Baumwipfel, noch wußte sie nicht, welche derselben ihr Eigenthum seyn sollten, aber sie begrüßte Alle mit dem heitern Gefühl des Besitzes.

Einige Hobelspäne, die im Zimmer und Flur umherlagen, benutzte sie, um Feuer anzumachen. Sie hatte Kaffee und ein Kännchen in ihrer Reisetasche und kochte den Erquickungstrank für den heimkehrenden Bruder. Im Vorüberfahren hatte sie nicht allzufern einen Bäckerladen gesehen, dahin lief sie eilig und holte so viel frisches Waizenbrod, als für drei hungernde Menschen genügte und benutzte das Fensterbrett, von dem man so schön in das Grüne sehen konnte, als Tisch für die erste Mahlzeit, die den heimkehrenden Bruder erwarten sollte.

Der schwache Vater lag indeß lang ausgestreckt auf einer Matratze am Boden, die Eduard vorsorglich schon in die Wohnung mit dem eigentlichen Reisegepäck hatte schaffen lassen. Er sah mit seinen ausdrucklosen Augen wie sonst auf einen Fleck, nichts schien ihn zu verwundern, nichts zu betrüben.

Das Kind dagegen war unruhig und ängstlich und Gertrud mußte alles Mögliche aufbieten, um es zu beschwichtigen, doch gelang es ihr endlich und den Kopf an das Fußende der Matratze gelehnt, schlief das kleine Mädchen ein und schlief noch sanft, als Eduard mit dem hochaufgethürmten Wagen voll alter Mobilien und Geräthschaften vor dem kleinen Hause anhielt.

Gertrud lief ihm entgegen.

„Gott helfe," sagte sie, „hätte ich doch in Ewigkeit nicht gedacht, daß wir so sehr viele Sachen hätten."

„Wenn so Alles am rechten Orte steht!" entgegnete der Bruder, „da merkt man gar nicht wie viel es ist. Wenn Robinson auf seiner Insel nur den vierten Theil aller der Dinge besessen hätte, er würde sich reich wie ein König gedünkt haben."

Der Herr Feldmesser hatte bei dieser Bemerkung seinen guten Rock aus- und einen blauen Kittel übergezogen und half nun abladen und hereintragen.

Wie gut war es, daß Gertrud ein Weilchen allein gewesen. Ueberlegen ist auch eine Arbeit und sie hatte reiflich überlegt. Jedes Stückchen des alten Geräthes hatte schon seinen passenden Platz.

(Fortsetzung folgt.)

Der elektrische Telegraph zwischen Europa und Amerika.

Der nächste, und hoffentlich von Wind und Wetter gnädig in Schutz genommene Versuch, das Telegraphenkabel zwischen Irland und Amerika zu versenken, soll bestimmt im Monat Juni stattfinden. Von den 384 Meilen Draht, die bei dem vorjährigen Versuch verloren gingen, sind gegen 50 heraufgeholt worden, und es hat sich herausgestellt, daß wohl beim Abwinden die äußere Bedeckung zu sehr gestreckt wurde, daß aber sonst die Isolirung nicht gelitten hat. Bei diesem Versuche, das gerissene Kabelstück aus der Tiefe zu holen, wird es wohl für immer bleiben müssen, denn die großen Kosten verlohnen die Arbeit nicht, und schon sind 400 Meilen neuen Drahtes fertig, um das verlorene Stück zu ersetzen. Am Montag werden diese 400 Meilen neuen Fabrikats, mit den 2200 Meilen, die in Plymouth überwinterten, in Verbindung gebracht werden, und im nächsten Monat beginnt zum Zweitenmale die mühselige Arbeit, sie an Bord zu schaffen. Der Winter war fleißig benützt worden, um mit dem aufgerollten Kabel (2200 Meilen) zu experimentiren. Es gelang, nach den mannigfachsten Versuchen, die ganze Länge hindurch fünf Worte per Minute zu telegraphiren, und man hofft, es bis auf 8 Worte zu bringen. Ob der Widerstand unter Wasser größer oder kleiner seyn wird, muß erst die Erfahrung lehren. A priori sind Schlüsse in der Telegraphie sehr gewagt. Gelingt es in der That, acht Worte per Minute zu telegraphiren, so kann man dieß, in Anbetracht der großen Distanz, als ein befriedigendes Resultat ansehen, und auch finanziell wäre das Unternehmen in diesem Fall mehr als geborgen. 480 Worte per Stunde würden eine gute Dividende abgeben, und genügt der eine Draht nicht, so werden wohl bald noch andere gelegt werden, vorausgesetzt, daß der Versuch überhaupt gelingt. An Vorsichtsmaßregeln aller Art wollen es die Unternehmer nicht fehlen lassen. Sie haben das ursprüngliche Kabel um 300 Meilen verlängert, damit die Spannung verringert und etwaigen Koursabweichungen der Schiffe Rechnung getragen werde. Es sind neue Winden mit von selbst agirenden Hemmapparaten angefertigt worden, und auch die Vertheilung des Kabels auf dem „Agamemnon" und „Niagara" soll nach einem bessern

Prinzipe geschehen. Letzterer sollte, von New-York kommend, schon am 12. oder 13. März in Plymouth eintreffen, und wird 1500 Meilen Kabel in drei großen Windungen, jede à 500 Meilen, aufnehmen, die mit einander verbunden sind, und die eine Hälfte des ganzen Kabels in sich fassen. Mit der andern Hälfte wird der „Agamemnon“ befrachtet. Ist diese Arbeit gethan, was Anfangs Mai der Fall seyn wird, dann sollen beide Schiffe einen mehrtägigen Ausflug ins Tiefwasser hinaus machen, um weitere Versuche anzustellen und die Abwindungs-Apparate einer tüchtigen Probe zu unterwerfen; und fällt diese befriedigend aus, so beginnt das Werk im Juni. Nach Aussage aller Schiffer und Logbücher gibt es nämlich im Juni 5—6 Tage, in denen der atlantische Ozean, soweit diese Urkunden reichen, nie von einem Sturm heimgesucht gewesen seyn soll. Es wäre nun die Einrichtung zu treffen, daß die beiden Schiffe sich am ersten dieser bezeichneten Tage auf dem Stelldichein inmitten des atlandischen Ozeans einfinden, und die beiden Enden aneinanderschweißen. Darauf würde der „Niagara“ mit seiner Fracht gen Osten, der „Agamemnon“ gen Westen fahren. Beide blieben miteinander in telegraphischer Verbindung, bis sie glücklich am Ufer der beiden Welttheile angelangt sind, oder bis — das Kabel wieder auseinanderreißt.

Mannigfaltigkeiten.

Der kürzlich in München verstorbene tüchtige Landschaftsmaler Karl Roß, ein Holsteiner von Geburt, war es, der seinen Landsleuten im Jahre 1848 die preußische Hülfe vermittelte. In der Nacht, wo sich die provisorische Regierung für Schleswig-Holstein gebildet hatte, erhielt Roß den mündlichen Befehl vom Prinzen von Noer, als Gesandter sogleich nach Berlin zu gehen, dort die Anerkennung der provisorischen Regierung zu bewirken und vom König Hülfstruppen zu erbitten. Vergebens bat Roß, ihm wenigstens für den wichtigen Zweck eine Beglaubigung zu geben. Man hatte zu viel zu thun, Rendsburg sollte noch am Morgen überrumpelt werden. Endlich gab man dem neugestempelten Gesandten die Namen der Regierungsmitglieder von einem derselben auf ein Blatt Papier geschrieben. Das war die Beglaubigung. „Handeln Sie nur als ein ganzer Kerl!“ rief ihm der Prinz nach, als sie schieden. Abends kam Roß in Berlin an und ging sogleich auf das Ministerium des Aeußern. Es war unmittelbar nach den schreckenvollen Märztagen, Berlin kaum beruhigt, das Militär außerhalb der Stadt. Man wollte ihn nicht vorlassen, doch auf eine bestimmte Aeußerung dessen, was er bringe und wolle, führte man ihn an den Ministertisch. „Ich komme im Namen der provisorischen Regierung von Schleswig-Holstein!“ erklärte er klar und bestimmt. „Das ist wohl eine Republik?“ fragte der Minister erblassend. „Nein, das ist es nicht!“ erwiderte Roß, und verlas die Namen. Man freute sich, daß die Sache in so guten Händen war. „Und was haben Sie für Beglaubigungen?“ „Nichts als dieses Papier!“ „Und was sind Sie, ein Angestellter?“ „Ich bin Landschaftsmaler!“ Und man vertraute auf das feste Wort des festen Mannes ohne weitern Zweifel. Aber es kam zu keinem Entschluß am Ministertisch. Roß, eingedenk der Ermahnungen des Prinzen, verlangte seine Beglaubigung, und als man fragte, wohin er noch in der Nacht wolle, sprach er den festen Entschluß aus, zum König zu gehen. Man wollte ihn zurückhalten, doch Roß war ein Holsteiner, und ein Mann, der nichts halb thun wollte, und so gab man ihm endlich einen Offizier mit. Am andern Morgen hatte er aus des Königs eigenem Munde die Anerkennung der Regierung und die Zusage einer baldigsten Hülfe von 30,000 Mann.

Man schreibt aus Unna vom 14. März: Darf ein Ehemann Briefe, die seine Frau an einen Dritten, mit welchem er ihr jeden Verkehr untersagt hat, schreibt, öffnen? Diese Frage kam gestern bei unserem Gerichte zur Sprache. In einem Scheidungsprozesse hatte der klägerische Gatte einen Brief beigebracht, welchen die Verklagte an den geschrieben hatte, mit welchem sie unerlaubten Umgang gepflogen haben sollte, und welchen der Gerichtshof als das erheblichste Ueberführungsstück annahm. Weder der Sinn noch die Urheberschaft noch die Adresse konnte bestritten werden. Nachdem in der Sache selbst dem Antrage des Mannes gemäß entschieden und die Ehe geschieden worden war, wurde auf Betreiben der für schuldig erkläten Partei gegen den ehemaligen Ehemann eine Untersuchung eingeleitet, weil er den fraglichen Brief, der nicht an ihn gerichtet gewesen, erbrochen habe. So erschien der frühere Kläger jetzt als Verklagter vor den Schranken. Er erklärte: 1) der Brief sey entsiegelt ihm durch einen Dritten behändigt worden; 2) aber auch, wenn er in den Besitz des verschlossenen Briefes gekommen wäre, so würde er sich unter bewandten Umständen für berechtigt gehalten haben, ihn aufzumachen, denn unter Eheleuten gebe es kein Briefgeheimniß, und Niemanden gingen die Briefe einer Ehefrau mehr an, als gerade den Ehemann, besonders wenn die Frau eines verbrecherischen Treibens verdächtig sey.

Der Gerichtshof erkannte aber nach einer längeren Berathung auf eine Geldbuße von 10 Thalern. Man ist sehr gespannt, wie das Obergericht, an welches die Sache in zweiter Instanz gehen wird, erkennt. Es war übrigens merkwürdig, welche Theilnahme der Fall erregt hatte. Selten sah das Gericht eine so zahlreiche Zuhörerschaft, die selbst dann sich nicht entfernte, als Feuerlärm entstand.

Die Zweikämpfe nehmen in der französischen Armee mit jedem Tag zu; die Kriegsgerichte scheinen deßhalb endlich strenger einschreiten zu wollen. Die Verurtheilung des Lieutenants de Mercy in Lyon wird Eindruck machen, obgleich dieser Fall ganz exzeptioneller Art ist. Rosiez war ein braver, gutherziger Mensch, aber ein Liebhaber des Disputirens. So entstanden zwischen ihm und Mercy Streitigkeiten über Geschichtsfragen, über den Löwenjäger Gerard und ob zur Löwenjagd ein ungewöhnlicher Muth gehöre. Am 1. Januar fing Mercy, als er zur Offizierstafel kam, zu der wegen des Festtages mehrere Unteroffiziere eingeladen waren, an „Vilain, paroissien" und dergleichen Schimpfwörter gegen Rusiez auszustoßen, worüber er vom ältesten Offizier zur Ordnung gerufen wurde. Nachmittags zeigte sich Mercy im Kaffeehause plötzlich gegen Rusiez sehr liebenswürdig, ging mit ihm nach Hause, wußte ihn unterwegs jedoch aufzuhalten, fing mit ihm wieder einen heftigen Disput an, in Folge dessen es in Mercy's Zimmer zu einem Kampf mit Säbeln kam, in welchem Rosiez tödtlich verwundet wurde. Jetzt lief Mercy zum Arzt, doch war es zu spät. Aus der Untersuchung erhellte, daß Mercy's Säbel scharf und spitz gemacht worden war, während Rosiez nur einen Säbel mit stumpfer Klinge hatte, so wie, daß Mercy nach geschehener That Vorkehrungen getroffen hatte, daß es scheinen sollte, als habe er nicht seinen geschärften Säbel gebraucht, sondern der Kampf sey mit Rappieren erfolgt. Hieraus leitete der Anklageakt die Vorsätzlichkeit des Mordes ab, und das Kriegsgericht in Lyon hat diese Auffassung bestätigt und deßhalb den Angeklagten zum Tode verurtheilt.

Am 10. März fand in Düsseldorf zu Ehren der Prinzessin Stephanie und Höchstderen bevorstehender Vermählung ein äußerst belebtes Fest statt. Die Offiziere der dort garnisonirenden Kavallerie-Regimenter hatten sich vereinigt, um der jungen Fürstin eine Huldigung darzubringen, indem sie derselben ein Karroussel vorführten, das in seiner Ausstattung kaum übertroffen werden konnte. Die Geisler'sche Tonhalle war durch äußerst geschmackvolle Dekoration in das Innere eines mittelalterlichen Burghofes verwandelt, in welchem rings umher sich ein von Uniformen und reichen Damen-Toiletten glänzender Zuschauerkreis versammelt hatte. Die auf der Herrenseite reitenden Offiziere trugen altdeutsche Rittertracht in den Farben von Hohenzollern, auf der Brust den doppelt getheilten schwarz und weißen Wappenschild von Hohenzollern, und auf dem Kopf einen offenen Helm mit Adlerfedern. Die Kavallerie auf der Damenseite trugen die portugiesischen Farben in den Federn ihres Barets und das portugiesische Wappen auf der Brust. Die Herrenpartieen wurden von den Ulanen-, die der Damen von den Husaren-Offizieren geritten. Das Ganze machte einen überaus gelungenen Eindruck.

Aus h. Kreuz bei Thurn in Unterkrain wird der Slovenischen Zeitschrift „Novice" über die merkwürdige Erscheinung eines Insektenregens berichtet. Am 2. v. M. fiel bei starkem Schneegestöber in der Umgebung des Dorfes Tibaboj, das zu jener Pfarre gehört, eine zahllose Menge schwärzlicher, den Rübenrauben ähnlicher Thierchen aus der Luft, die von den herbeigeflogenen Vögeln mit großer Begierde aufgepickt wurden. Ihre Länge betrug einen halben Zoll, die Unterseite war dicht mit Füßen besetzt und der stahlgraue Kopf so hart, daß er sich eher vom Körper trennte, als daß man ihn hätte mit einer Messerklinge zerdrücken können. Auch in einer Thalschlucht, eine halbe Stunde von dem Orte entfernt, war der Boden schwarz von diesen Würmern, während sich auf der ganzen Zwischenstrecke keine Spur davon zeigte.

Am 10. März fand im Berliner Opernhause die dreihundertste Vorstellung von Weber's „Freischütz" statt. Die erste Aufführung geschah am 18. Juni 1821. In nicht vollen 37 Jahren 300 Vorstellungen, ist für deutsche Opern-Verhältnisse etwas so Ungewöhnliches, daß der „Freischütz" in dieser Beziehung mit Mozart's „Don Juan" bis jetzt einzig dasteht.

[Taufpath und Homöopath.] Pfarrer: Nun Maier, wen wollt Ihr denn zum Taufpathen nehmen? — Maier: Ich dächte den Hrn. Dr. Hahn. — Pfarrer: Was? den Homöopathen? — M.: Was ist denn das für eine Pathe? — Pfr.: Ein solcher, der nur die kleinsten Gaben gibt. — M.: So? dann nehm' ich einen andern.

Redakteur Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 68 Samstag, 20. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Hierher an die Wand, wo man aus dem Fenster ins Grüne sehen kann, des Vaters Bett,“ sagte Gertrud, „und hierher den Waschtisch, hierher Dein Arbeitstisch, mein Bruder, und hier gleich daneben der meinige; Vaters Lehnstuhl hier ans Fenster und Leontinens Bettchen hinter den Schirm hier neben das meine.“

Es war in der That Alles gut und passend angeordnet. Die alten Mobilien standen bald an den sauber geweißten Wänden und nahmen sich gut aus auf ihrer neuen Stelle. Die Betten waren aufgeschlagen, weiß und reinlich mit dem viel gebesserten Bettzeug überzogen, sahen sie, jedes an seinem Ort, recht heimisch und einladend aus und den Platz, wo die beiden Mädchen schlafen sollten, umwehte schon jetzt der süße Hauch jungfräulicher Reinheit. Die Kisten mit dem Küchengeräth, so wie die mit dem wenigen Fayence und Porzellan der Familie waren in der kleinen Küche aufgestellt worden. Zum Auspacken für den morgenden Tag erwarteten schon die alten Schränke, fest aufgestellt, ihren Inhalt. Gertrud fegte das Stroh aus den Zimmern und warf es zum Verbrennen in den Küchenofen. Dann setzte man den Vater in seinen Lehnstuhl und rollte ihn an den Tisch, wo der Kaffee nun statt anderer Nahrungsmittel dienen sollte. Aber Eduard hatte auch hausväterliche Gedanken gehabt. Er war an mehr als an einem Laden vorübergekommen, der gar appetitliche Dinge enthielt, und wenn ein gutherziger Junge selbst Hunger hat, so kommt ihm der Gedanke durch Eingebung, daß auch Andere essen möchten und müssen. Er hatte also eine schöne Wurst gekauft und Gertrud zog aus ihrem Reisesack die eingeschlagene Butter, das wohlverstöpselte Fläschchen mit Sahne, den geschlagenen Zucker und als der kleine Tisch so recht einladend winkte, sagte sie lächelnd und die Hände faltend:

„Komm, Herr Jesu, sey unser Gast, segne, was Du bescheret hast.“

So saßen sie beieinander, zum Erstenmal in der Heimath, die sie sich gewählt, die Geschwister, die den Kampf mit dem Leben gemeinschaftlich nun schon so lange, so muthig und siegreich kämpften.

Allmählig breitete die Sommernacht ihren duftigen Schleier über den Garten und das stille Stübchen. Gertrud brachte das Kind, Eduard den kranken Vater zur Ruhe und dann küßten sie einander und die gute Nacht! die über ihre Lippen ging, als sie sich trennten, war mehr als ein bloßes Wort, war ein tiefgefühlter inniger Segenswunsch.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Gertrud war mit der Sonne auf. Sie ordnete ihr Küchengeräth, sie putzte die kleine Küche auf, sie bereitete das Frühstück und da Eduard immer noch schlief, kam sie endlich auf den großartigen Gedanken, in der Wohnstube noch Gardinen anzubringen, bevor er erwache.

Sie eilte und ward fertig mit ihrem Werke, das sie nun wohlgefällig betrachtete. Wie das Stübchen hübsch aussah. Eins nur fehlte, Eins, das sie schmerzlich vermißte, das alte liebe Sopha. Wie schön würde es sich ausgenommen haben an der Wand, wo jetzt der Tisch stand, der, im Fall das alte liebe Geräth noch existirt hätte, die vornehme Rolle eines Sopha- und Kaffeetisches übernommen haben würde. Ja, das war nun vorbei! Ein Sopha anzuschaffen, konnte der armen Gertrud nicht im Traum einfallen. Nun, man konnte auch ohne ein solches leben; aber traurig war es doch, daß das alte liebe Ding, das so lange gehalten, auf dem die liebe Mutter so oft gesessen, sie nicht in die neue Heimath begleitet hatte.

Die kleine schwarzwälder Uhr, die Eduard angeschafft, Gertrud's Stolz und Freude, schlug acht, und noch schlief der Bruder; sie hatte so etwas nie an ihm erlebt. Leise schlich sie in die Schlafstube und legte das Ohr an den Schirm, der ihre Ruhestätte von der des Vaters und Bruders trennte.

Schlief denn Eduard wirklich noch? Sie hörte ein dumpfes leises Geräusch außer dem Athem des Vaters, dessen regelmäßige Züge sie genau erkannte.

Mein Gott, war das Eduard's Athem? Leise klopfte sie an den Schirm, aber es erfolgte keine Antwort.

„Schläfst Du, Eduard?" fragte sie, ängstlich werdend, jetzt ganz laut.

Alles schwieg hinter der dicken spanischen Wand und jetzt zuckte ein entsetzlicher Gedanke durch Gertrud's Seele und todesbange trat sie zu dem Bett ihres Bruders.

Großer Gott! großer Gott! Was war mit dem Theuren geschehen. Da lag er bleich wie ein Steinbild, die Augen gebrochen, blutiger Schaum stand ihm auf der bleichen Lippe und ein paar große Blutflecken verunstalteten sein weißes Hemd und den reinlichen Bettüberzug.

Einen Augenblick schien das Zimmer sich um das entsetzte Mädchen zu drehen. Sie fühlte sich schwanken, fühlte, daß eine Ohnmacht ihre eiskalte Kralle in ihr Herz zu drücken begann, aber sie fühlte auch mit fürchterlicher Gewißheit, daß von ihr, von ihrer Besonnenheit, ihrem Muth, ihrer Thatkraft jetzt vielleicht das Leben des Bruders abhing. Sie griff mit banger Hand nach einem Gegenstande, der ihrer brechenden Kraft zur Stütze dienen könnte, sie griff in die leere Luft und setzte sich taumelnd, schwankend auf den Stuhl an Eduard's Bett. Einen Augenblick lag das eiskalte Entsetzen auf ihrem Herzen, dann fühlte sie das Blut rasch durch alle Adern kreisen, in allen Pulsen klopfen, ihre Besinnung kehrte wieder, mit ihr kam der heißeste Schmerz um den Bruder, der hülflos vielleicht schon lange gelitten, während sie draußen sich mit andern Dingen beschäftigt hatte.

Eduard war bewußtlos. Wie lange war er es schon? Ein Arzt war nöthig, wo sollte sie ihn finden, wer sollte bei dem Kranken bleiben, wenn sie in der fremden Stadt umherirrte, einen Arzt zu suchen? Eine Fluth von Sorgen, Schmerz und Angst stürzte auf die Seele des verlassenen jungen Mädchens ein. Sie sank auf die Knie und die Hände zum Himmel erhebend betete sie:

„Stehe mir bei, Vater der Waisen, Freund der Verlassenen, stehe mir bei, mein Gott, erbarme Dich meiner."

In diesem Moment, dem qualvollsten ihres bisherigen Lebens fühlte sie die Nähe Gottes mit einer Gewißheit, die allmählig Muth und Nachdenken in ihre Seele zurückkehren ließ.

Ihr erster Gedanke an Hülfe für den Bruder brachte es ihr in Erinnerung, daß sie das kleine Häuschen nicht allein bewohnten. Die Leute, welche es mit ihnen theilten, waren ja doch Menschen, Jemand von ihnen rief vielleicht einen Arzt.

Mit bebendem Fuße verließ sie das Bett des leise röchelnden besinnungslosen Kranken und schwankte nach der andern Thür des Häuschens. Eine Art Gesang schallte ihr von dort entgegen, ein geistliches Lied, so schien es, den Text verstand sie nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nilquellen.

Ueber die seit lange gesuchten, aber bis jetzt noch nicht gefundenen Quellen des weißen Nil taucht wieder eine neue Hypothese auf, deren Urheber ein Venetianer, J. Miani, ist. Dieser Geograph, welcher seit langer Zeit in Aegypten ansässig, und zugleich ein unermüdeter Reisender ist, glaubt nicht an das Vorhandenseyn wirklicher Quellen, d. h. eines permanenten Ursprungs des Stromes, sondern er sucht das Herkommen der Wassermassen in dem sechs Monate dauernden Ueberfließen großer Seen, die auf Hochebenen gelegen sind, wo auch die nach der Zangebarküste strömenden Flüsse ihren Ursprung haben. Während der andern Hälfte des Jahres ist das Nilbett in seinem obersten Lauf ganz trocken, und der Nil empfängt seine Wassermassen nun durch die Nebenflüsse. — Hr. Miani nimmt eine Gebirgskette in der Nähe des Aequators an, die vom See Meraswi ausgeht, und innerhalb deren sich nach den Aussagen der Eingebornen ein großer See befindet, der von hohen Berggipfeln umgeben ist, welche den Namen Djebel Regief, oder „Land der Erdbeben" führen. Die mächtige Höhlung, wo sich jetzt die Wassermassen ansammeln, ist höchst wahrscheinlich durch eine solche Erschütterung entstanden. Man begreift sehr gut, wie nach den Strömen von Regen, welche sechs Monate lang in diesen Gebirgen stattfinden, vom März bis August, die Wassermassen nach zwei Seiten abfließen, und im Norden den weißen Nil, im Südosten die Flüsse von Zangebar bilden können. — Die Hypothese stimmt auch sehr gut mit den bereits festgestellten Thatsachen. Ueber die Existenz eines mächtigen Gebirges in der Nähe des Aequators ist bekanntlich kein Zweifel mehr, und auch das Vorhandenseyn großer Seen steht ziemlich fest. Ferner ist festgestellt, daß man im Nil bisweilen eine merkwürdige Fischart findet, welche aus dem rothen Meere stammt. Es liegt nahe, anzunehmen, daß diese Fische, nach der allgemeinen Gewohnheit dieser Thiere, die Flüsse hinaufzusteigen, den Fluß Melinda hinaufschwammen bis in die Seen von Djebel Regief, und dann von der Strömung in den weißen Nil mit hinabgerissen wurden. Ohne

einen gemeinsamen Ursprung für den Nil u. die Flüsse des rothen Meeres anzunehmen, würde das Erscheinen jener Fische im Nil schwer zu erklären seyn. Die Entstehung des letzteren durch Ueberfließen großer Wasser-Massen stimmt auch vollkommen mit seinen Ueberschwemmungen; und nach den Aussagen der Eingeborenen ist kein Zweifel darüber, daß der Nil in seinem obern Laufe während einiger Monate auf eine Strecke von mehreren Breitengraden ausgetrocknet ist. Das Nilbett ist dann so eng zwischen Felsen eingezwängt, daß ein herübergeworfener Baumstamm als Brücke dient. Wenn das Wasser fällt, so bilden sich im Sommer Sümpfe, welche tödtliche Fieber erzeugen, und wenn der Nil steigt, so werden diese stehenden Wasser mit fortgeführt. Im Monat Juni sieht man sie mit ihrer grünlichen Farbe und ihren aufgelösten Bestandtheilen von Pflanzen und Thieren in Kairo ankommen. Endlich ist noch ein letzter Beleg zu zitiren. Die Berry, ein Stamm aus der Nähe des Djebel Regirf, haben nach der Ostküste Aegyptens Geld, Elfenbein ꝛc. gebracht und mit den Europäern Handel getrieben. Darüber kann kein Zweifel seyn nach den Schilderungen, welche sie von den Dampfschiffen machen. Diese Produkte holten sie von den Ufern des fraglichen See's und sie sagen, daß sie zur Regenzeit des Wassers des See's nach zwei Seiten hin haben abfließen sehen. Im Südosten ist der Stand des See's niedriger als im Norden, so daß die Flüsse von Zangebar beständig Wasser erhalten. Hr. Miani hat eine Karte des Nilbeckens herausgegeben, welche sehr interessante naturhistorische Angaben und das vollständige Resume aller bisherigen Forschungen über den Nil enthält. Er beschäftigt sich jetzt mit der Ausrüstung einer Expedition, welche von der Küste von Zangebar ausgehen wird, und somit nur 4—5 Grad zu durchreisen braucht, um bis zu den Seen zu gelangen. Sie wird den Melindafluß hinaufgehen, über den Djebel Kania passiren, und den See im Djebel Regirf aufsuchen. Bemerkenswerth ist, daß eine Karte aus dem 15. Jahrhundert, von Juan de la Cosa, dem Melindafluß und dem Nil ebenfalls einen gemeinsamen Ursprung aus einem großen See anweist.

Mannigfaltigkeiten.

Französische Blätter enthalten nachstehende hübsche Dichtung: Seitdem Yeh Gefangener der Franzosen und Engländer ist, entschloß er sich, über die Vorfälle zu Canton einen Bericht an den Kaiser des himmlischen Reiches zu erstatten, aber bevor man diesen Rapport nach Peking abschickte, ließ man ihn übersetzen und fand, daß er seine Niederlage folgendermaßen in einen Sieg zu verwandeln wußte: Er sagt, daß er die Barbaren — da sie wagten, auf Canton loszurücken, und er ihre geringe Anzahl sah, — in die Stadt eingelassen, sie dort eingeschlossen und gezwungen habe, die Kommandantschaft der Stadt zu übernehmen, dort die Polizei zu machen und die Stadt zu verwalten, was dieselben in nicht geringe Verlegenheit versetzt habe. Was ihn betrifft, so habe er sich persönlich ihrer Flotte bemächtigt, und werde sie nicht eher zurückgeben, als bis sie um Gnade gebeten haben werden. „Da ich Mitleid mit ihrer Noth hatte, fügte er bei, so hatte ich ihnen den Schlüssel zur Staatskasse geschickt, aber meine treuen Unterthanen legten mir ihn wieder zu Füßen. Und da diese Barbaren, welche weder lesen, noch schreiben, noch sprechen können, unmöglich hätten zurecht kommen können, so befahl ich Pikwaih und Lonchong ihnen zu helfen; sie thaten nach meinem Befehl, und Alles geht gut. Dennoch würde es nicht schaden, wenn sie das Korps der Fli-pan-pan schicken würden, um den Barbaren bei der Einschiffung behülflich zu seyn und sie gegen den Pöbel zu beschützen, der sie niederzumetzeln droht.“ Das Korps der Fli-pan-pan oder der „doppelten unverletzbaren Soldaten“, wird so genannt, weil die Leute der ersten Reihe eine Eisenplatte tragen, welche sie von Kopf bis Fuß bedeckt. Diese Platten dienen den 12 Fuß langen Flinten des zweiten Gliedes zur Laffette. Diese Art von Schild ist mit Oeffnungen versehen, durch welche man den Feind sehen kann und an fünf Stellen kasserolartig eingedrückt. In diesen Vertiefungen bereiten je 10 Mann ihre Küche. Wann dieses Korps bivouakirt, so pflanzen sie die Eisenschilde im Kreise herum und kämpfen, im Fall eines Angriffs, hinter diesen improvisirten Forts. Ohne die Kanonen würden die Fli-pan-pan noch weniger Leute verlieren als die Kosaken im Kaukasus und die Engländer neuester Zeit in Indien.

[Faust's Pudel in Brüssel.] Ein Taglöhner von Alsemberg (ein kleines Dörfchen in der Nähe von Brüssel) war überreich mit Kindern gesegnet und obendrein war seine Frau mit einem neuen Sprößling in der Hoffnung. Als er nun dieser Tage halbtrunken aus dem Wirthshause nach Hause kam und sich von seiner Ehehälfte schlecht bewillkommt sah, beging unser Mann die Unklugheit, Frau und Kinder in bündigster Weise zum Teufel zu schicken. Kaum hatte er das ruchlose Wort ausgesprochen, als eine Person finstern Antlitzes, von Kopf bis zu Fuß schwarz gekleidet, in's Zimmer trat. „Ich sehe, meine guten Leute —

sprach der Schwarze — daß ihr eine zahlreiche Familie habt, wäret ihr nicht geneigt, mir eins eurer Kinder zu verkaufen?" „Mein Herr — erwiderte die Mutter — wir sind arm, aber unsere Kinder verkaufen wir darum doch nicht." — „Wenn man es aber gut bezahlen würde?" — „Hm! — meinte der Mann, der seinen letzten Heller im Wirthshause gelassen hatte — man kann ja hören." — „Ich zahle — hob der Fremde wieder an — 500 Fr. für das Kind, das die Frau unter dem Herzen trägt." — „Und im Voraus?" frug der Mann. — „Ich zahle, wenn ich es abholen werde, hier sind einstweilen 5 Frks. Draufgeld." — „Abgemacht", sagte der Taglöhner, die Hand nach dem Thaler ausstreckend. Der Unbekannte aber legte das Geldstück auf den Tisch und verließ das Haus, von dem Taglöhner höflichst bis zur Thüre geleitet. Ueber den abgeschlossenen Handel höchst erfreut, kam der Arbeiter eilends zurück, um das 5-Fr.-Stück zu nehmen. Aber es haftete so fest an dem Tisch, daß es ihm nicht möglich war, es wegzunehmen. Im selben Augenblick gewahrte er in der Ecke des Zimmers einen ungeheuren schwarzen Hund mit weitgeöffnetem Rachen, die feurigen Augen ironischdrohend auf ihn geheftet. Seitdem war kein menschliches Wesen im Stande, das Geldstück wegzunehmen, oder den Hund zu verjagen, den höllischen Wächter dieses Handgelds aus des Satans Sparbüchse. Und jeden Tag eilt die Menge aus Brüssel und den Dörfern herbei, um selbst Näheres zu hören und Geld und Hund mit Haarsträuben zu beschauen. Die Geschichte wurde endlich so ruchbar, daß die Brüsseler Polizei einen Beamten abschickte, um eine Untersuchung einzuleiten und nöthigenfalls den „Gott sey bei uns" zu Protokoll zu nehmen und man ist nun sehr gespannt, wer es hinausführen wird, die Polizei oder der Teufel.

Bekanntlich hat die französische Kriegsmarine in den letzten 10 bis 15 Jahren ungemein rasche Fortschritte gemacht. Der großartige Plan, welchen die napoleonische Regierung zur Ausführung zu bringen beschlossen hat, wird nun auch das Material auf denselben respektablen Fuß bringen. Für den Umbau und den Neubau der Flotte ist auf 14 Jahre, von 1858 bis 1871, ein jährlicher Kredit von 65 Millionen Franks bewilligt, und zwar werden sich die Arbeiten in folgender Weise vertheilen: 1) Umwandlung der Segelschiffe, bei denen sich überhaupt Maschinen anbringen lassen, in sogenannte gemischte Schiffe. 2) Allmählige Herstellung einer Flotte von 150 schnellfahrenden Kriegsdampfern verschiedener Größe und nach den besten bekannten Mustern gebaut. 3) Vollendung der angefangenen Transportschiffe und Umwandlungen einer gewissen Anzahl von Segel-Fregatten in Transport-Dampfer, um so eine Flotte von 72 solcher Dampfer zu erhalten. 4) Vollendung des Hafens von Cherbourg und Herstellung der für die neue Flotte erforderlichen Hafenbecken, Werkstätten rc. in den übrigen Kriegshäfen.

Am 23. Februar, 3 Uhr Nachmittags, vernahm man sowohl in Haparanda als in Tornea (nördliches Schweden) und der Umgegend ein Gewitter. Die Temperatur war mild, an den folgenden Tagen 5 Grad Wärme. Verschiedene Personen haben behauptet, daß es eine Erderschütterung gewesen sey, da der Schall dem Rollen mehrerer Wagen über das Steinpflaster glich. (In Drontheim — Norwegen — hatte man Anfang Februar bis 7 Grad Wärme; in Stockholm am 1. März 11 Grad unter Null).

Die Engländer, welche bei Gelegenheit der vorjährigen großen landwirthschaftlichen Ausstellungen in Wien und Pesth gute Geschäfte mit den eingebrachten Maschinen gemacht und dauernde Verbindungen für den Absatz ihrer Fabrikate angeknüpft haben, beabsichtigen, in der Nähe von Pesth eine großartige Landwirthschafts-Maschinenfabrik zu etabliren. Ein Areal von acht Joch ist zu diesem Zwecke bereits angekauft worden.

Das Polizeigericht in Lille hat einen gewissen Bastin aus Belgien, der mehr als 150 Familien um hübsche Summen, einige bis zu 700 Franken, prellte, unter dem Vorgeben, sie seyen „ächte Zweige" des Grafen Logrono und hätten Anrecht auf ein von 1255 datirendes, jetzt der Familie zurückzuzahlendes Vermögen von 40 Millionen Franken, zu 5 Jahren Gefängniß- und 3000 Franken Geldstrafe verurtheilt. Der Spitzbube ist aber flüchtig und die Geprellten sammt Polizei haben das Nachsehen.

Auch in einigen Komitaten Ungarns ist der Wassermangel so groß, das die Brunen jede Nacht unter Schloß gelegt werden. In manchem großen Dorfe müssen die Leute für sich und das Vieh das Wasser meilenweit herholen. In einem Dorfe, wo sich noch das Mühlrad bewegt, erhielt der Müller für 8 Metzen Mehl 12 Metzen Waizen, die 2 Tagereisen weit zum Vermahlen hergebracht waren.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 69 Montag, 22. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Leise öffnete sie und trat ein. Es war Niemand in dem Zimmer, aber der Gesang schallte deutlicher durch eine zweite Thür:

Notre vie est un instant
Et notre mort est certaine etc.

Es war ein alter Mann, der, an einem Tische sitzend, mit näselnder Stimme ein französisches geistliches Lied sang.

Er sah auf, als das junge Mädchen eintrat, endete seinen Gesang und fragte in gutem Deutsch, was ihr beliebe?

Es war ihr fast nicht möglich, aus der bebenden Brust die Worte heraufzuholen, die ihr gränzenloses Elend bezeichneten.

„Mein Bruder stirbt — ich muß einen Arzt haben," war Alles, was sie stammelnd sagen konnte.

„Wollen Sie meine Hülfe? Ich habe zwar lange nicht praktizirt, Mademoiselle, aber ich bin bereit, Ihnen beizustehen," sagte der Alte, sich von seinem Sitze erhebend.

„Sind Sie Arzt, mein Herr?"

„Ja, Mademoiselle, Arzt bei der Armee des Kaisers, mein Name ist Malmaison."

„Wollen Sie den Zustand meines Bruders betrachten?"

„Ja, Mademoiselle, ich komme sogleich."

Obgleich Gertrud Alles, was vorging, nur wie durch einen Nebel, wie in einem Traum sah, so entging es ihr doch nicht, daß der Greis zwei Stelzfüße hatte, mit denen er sich indeß ziemlich rasch bewegte. Während er aus einer Schieblade allerlei Instrumente nahm, erschien aus der Küche ein ebenso altes Frauenzimmer, das reinlich und gutmüthig aussah und mit breitem Danziger Dialekt fragte:

„Wollen Sie etwas, Herr Malmaison?"

„Bei unsern neuen Nachbarn ist Jemand schwer erkrankt, ich gehe hinüber," entgegnete er.

„Mein Bruder," sagte Gertrud tonlos.

„Na, Du lieber Gott!" rief die Alte theilnehmend, „das ist ja aber ein grausames Unglück, gleich am ersten Tage, Du lieber Gott!" und ohne weiter zu fragen schloß sie sich den Beiden an, die jetzt bald am Bett des bewußtlosen Jünglings standen.

„Auch das ein Kranker?" fragte der alte Franzose, auf Bergenau deutend, der mit offenen Augen wie immer schweigend in seinem Bett lag.

„Mein Vater!" entgegnete Gertrud.

„Armes Kind — aber hier kommt Hülfe kaum noch zur rechten Zeit, der Jüngling hat einen Blutsturz gehabt, wir wollen indeß thun, was möglich ist."

Er faßte die Hand Eduard's.

Gertrud sah, daß sie kalt und steif war wie die einer Leiche und ein Schmerz, so fürchterlich, so bohrend, wie sie noch nie einen ähnlichen gefühlt, senkte seinen eiskalten Stachel in ihre zagende Seele. Todt, todt, todt! hallte es in ihr, dahin für immer! Und dicht dabei stand wie ein graues verschleiertes Gespenst der grausame Gedanke, daß sie ihm nicht nachsterben dürfe, daß sie leben müsse für den hülflosen Vater, für das hülflose Kind, daß sie leben müsse, um für diese Beiden zu arbeiten, vielleicht zu betteln. Die Welt schien ihr ein gräßlicher Trümmerhaufen, über welchen sie für diese Beiden einen mühsamen Weg suchen müsse, bis zu dem, ach ihr noch so fernen Grabe. Da hörte sie des fremden Greises Stimme, der mit aller Ruhe eines Arztes sagte:

„Die Ohnmacht ist aber ein großes Glück; gehen Sie, Margarethe, holen Sie warmes und kaltes Wasser und Essig."

Er lebte also, er lebte, noch war Hoffnung da, ihn zu erhalten, den Theuren, den herzigen Gefährten, die Stütze, den Stolz und den Trost ihres Lebens. O, sie fühlte, es gab kein Leid auf Erden, keine Entbehrung, keinen Schmerz, wenn er ihr blieb, ihr Eduard, ihr Bruder, ihr Freund.

Sie sah, daß Malmaison ihm zur Ader ließ,

sah, daß Blut aus der Wunde floß, daß er ihm Gesicht und Schläfe wusch und rieb, und daß Eduard endlich die Augen aufschlug, die lieben, lieben Augen, ihres Lebens Trost und Licht.

Es war eine Stunde vorübergegangen, eine schwere Stunde in Gertrud's Leben.

Eduard lag matt athmend in dem noch blutbefleckten Bett, neben demselben saß die Schwester und netzte seine Schläfe und seine Brust mit eiskaltem Wasser.

Leontine war aus ihrem Bettchen gekrochen und spielte, zum Erstenmal unbeachtet, in ihren Nachtkleidern am Boden.

Der alte französische Chirurg hatte streng befohlen, daß der Kranke auch nicht ein einziges Wort sprechen dürfe, und Gertrud hatte für nichts Anderes Augen und Gedanken als für den Bruder.

O, wie war sie allein und hülflos in der Fremde, die arme Gertrud. Es schien, als ob die ihr auferlegte Last ihre Kraft weit übersteige, als ob sie jetzt zusammenbrechen und für immer darunter erliegen müsse.

Das Kind weinte, denn es hungerte, der blödsinnige Vater wälzte sich unruhig in seinem Bett hin und her. Die thierischen Lebensfunktionen, die bei ihm noch thätig waren, machten sich geltend. Er hatte noch kein Frühstück bekommen, das ihm sonst Gertrud pünktlich, nachdem sie ihn gesäubert und angekleidet, zu reichen pflegte. Er stieß jene unartikulirten Laute aus, die aus dem Munde eines Wesens vom Menschengeschlecht etwas so Grauenvolles haben.

Eduard's betäubter Schlummer ward dadurch gestört, er öffnete matt die Augen und deutete mit der Hand nach dem unglücklichen Vater.

Gertrud begriff, was er wollte. Sie fühlte, daß der Kranke nur Ruhe finden könne, wenn jene beiden, ihrer Sorgfalt anvertrauten Wesen gehörig und aufmerksam wie sonst abgewartet würden. So verließ sie denn das Bett des Bruders, besorgte Speise und Trank für ihre Hülflosen, kleidete das Kind an und ordnete das Lager des Vaters. Sie that das Alles wie in einem magnetischen Schlafe. Ihre Gedanken waren nur bei dem Bruder und sie hatte die Fähigkeit, ihre andern Pflichten zu erfüllen, einzig wiedergefunden, weil sie den Zusammenhang derselben mit der Pflege Eduard's erkannte.

Es war Mittag und Abend geworden, ohne daß sie das Bedürfniß, Nahrung zu sich zu nehmen, gespürt hätte. Nur von Zeit zu Zeit trank sie von dem kalten Wasser, welches ihr zur Hand stand, um die Schläfen des Kranken damit zu netzen. Ihre Seele, ihr ganzes Leben konzentrirte sich in dem Blick, mit welchem sie an dem bleichen Antlitz des Kranken hing. Erst als Herr Malmaison eintrat und ihr die Versicherung gab, daß Eduard leben werde, wenn nicht ein neuer Anfall des Blutsturzes einträte, fühlte sie die Ermattung, die lange Nahrungslosigkeit besonders bei der Jugend erzeugt, und genoß ein wenig von der Milch, die sie am frühen Morgen für Leontine gekauft hatte.

Während der Nacht war der Kranke sehr unruhig und Bergenau, der seine gewohnte Pflege und Wartung entbehrt hatte, schlief ebenfalls nicht. Gertrud mußte fast unaufhörlich von einem Lager zum Andern gehen und als der Morgen dämmerte, fühlte sie jenes nervöse Zucken aller Muskeln, welches gewöhnlich einer durch übermäßige Anstrengung herbeigeführten Ohnmacht vorherzugehen pflegt.

Morgens erschien der alte Doktor von Neuem. Er verordnete einige Arznei, befahl für den Vater eine gute Brühe zu kochen, dem Kranken fort und fort kalte Umschläge zu machen und schickte sich zum Fortgehen an. An der Thür aber drehte er sich noch einmal um und sagte mit einem häßlichen Lächeln:

„Richtig bezahlte Rechnungen, Mademoiselle, erhalten gute Freundschaft und Nachbarschaft, ich dächte, Sie bezahlten mir meine Gänge und sonstigen Mühewaltungen immer gleich. Zwei Besuche machen nach der Taxe einen Thaler zehn Groschen, für den Aderlaß auch zehn Groschen, für warmes und kaltes Wasser, Essig und dergleichen fünf Groschen, als ein Trinkgeld für die Margarethe, denn ich würde Ihnen das schon umsonst geliefert haben."

Gertrud ging schweigend und zitternd zu dem Geldvorrath, den Eduard in einer Schrankschieblade aufbewahrt hatte. Sie hatte an diesen nothwendigen Hebel für alle Lebensverhältnisse seit der Erkrankung des Bruders noch gar nicht gedacht. Jetzt gesellte sich die fürchterliche Angst vor Geldmangel ihren übrigen Sorgen zu. Sie bezahlte den alten Chirurg, der schmunzelnd das Geld in die Tasche steckte, und als er das Zimmer verließ, zählte sie mit bebendem Herzen und zitternden Händen den kleinen Vorrath nach.

Die Reise hatte Kosten gemacht, der Transport der Sachen und Mobilien fast ebenso viel Geld verzehrt als das Anschaffen derselben. Eduard hatte zwar so viel zurückgelegt, als etwa für drei bis vier Wochen der Ersten nothwendigen und fortlaufenden Ausgaben der kleinen Familie erforderlich gewesen wäre, denn in etwa acht Tagen hoffte er eine Arbeit zu beenden, die ihm so viel eingebracht hätte, daß die Seinigen wenigstens zwei Monate gesichert waren. Jetzt aber lag er krank und arbeitsunfähig vielleicht für lange Zeit. Getrud konnte nichts erwerben, weil ihre Tage und Nächte unter drei Hülflose vertheilt, kaum ausreichten, jedem die

gewohnte und nothwendige Nahrung, Reinlichkeit, Bequemlichkeit zu schaffen, hätte sie aber auch mitten unter ihren Sorgen und Mühen einige Zeit ermitteln können, um durch Arbeit etwas zu erwerben, so war sie ja ganz fremd in der großen finstern Stadt, nicht eine bekannte Seele, nicht eine einzige umschlossen diese altersgrauen Mauern, an die sie sich hätte wenden können, damit sie als Vermittlerin zwischen ihr und dem Publikum aufträte und ihr das verschaffe, was dem Bemittelten oft so lästig, den Armen der einzige Freund und Erlöser vom Elend ist — Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Abendglocke.

Die Abendglocke tönet
Hin durch die stille Welt;
Das Herz wird mir beklommen,
Vom Aug' die Thräne fällt.

Wenn einst mein letzter Abend
Vom Himmel niedersinkt,
Die letzte Abendglocke
Ins müde Ohr mir klingt:

O möchte dann mein Leben
Sanft wie ihr Ton verweh'n,
Mein Herz in Frieden ruhen,
Wie jetzt die Abendhöh'n!

Mannigfaltigkeiten.

Am 15. März fand in Stuttgart die erste öffentliche Prüfung in einem neuen Unterrichtszweige statt. Es war dieß die Schlußprüfung eines Lehrkurses in den Fächern des Gewerbebetriebs für erwachsene Töchter bei dem Gewerbelehrer Hrn. Th. Beger. Dieser Lehrkursus, der Mitte Januar begonnen hatte und an welchem 20 erwachsene Töchter von Gewerbtreibenden sich betheiligten, welche in Abtheilungen von 4—6 Schülerinnen täglich eine Stunde diesem Unterricht widmeten, so daß durchschnittlich eine Schülerin etwa 50 Unterrichtsstunden zu genießen hatte, endete zu großer Befriedigung aller Anwesenden. Der Unterricht erstreckte sich auf gewerbliche Korrespondenz und Buchführung, das Ausschreiben von Rechnungen und Rechnungsauszügen, das Schreiben von Scheinen, Quittungen, Frachtbriefen, Arbeiten, wie sie die täglichen Vorkommnisse im Geschäftsleben mit sich bringen, auch die Aufstellung von Vermögensaufnahmen wurde gelehrt; derselbe hatte zum Zweck, Uebung und Klarheit in solchen schriftlichen Arbeiten zu geben, die im gewerblichen Betrieb häufig von Töchtern und Frauen besorgt werden. Es wurde diese Aufgabe wie die Schülerinnen bei der schriftlichen und mündlichen Prüfung zeigten, in sehr erfreulicher Weise gelöst, und dabei erreicht, was in so kurzer Zeit erwartet werden konnte. Der Werth eines solchen Unterrichts tritt immer deutlicher hervor, und wird bei dem in allen Verhältnissen zunehmenden schriftlichen Verkehr immer mehr ein unentbehrlicher; wenn Frauen und Töchter bei einem Gewerbebetrieb mittelbar oder unmittelbar mitzuwirken haben, so ist es gewiß nur billig, daß ihnen auch Gelegenheit und Unterweisung gegeben werde, das sonst in der Schule Gelernte in diesen späteren Lebensverhältnissen zur Anwendung zu bringen, und ihnen dadurch die Ausführung dieser Arbeiten zu erleichtern. Zum Schlusse der Prüfung richtete Oberstudienrath v. Klumpp ermunternde Worte an die Schülerinnen, wobei er auch des Hrn. Gemeinderaths Sick gedachte, der in dem hiesigen Gewerbeverein zuerst den Gedanken zur Sprache brachte, es möchte namentlich für die Töchter wenig bemittelter Eltern schon in der Volksschule auf einen in der Fortbildungsschule die merkantilen Fächer umfassenden Unterricht so viel thunlich Rücksicht genommen und Mittel- und Fortbildungsschule organisch mit den Schulen des Staats und der Gemeinde verbunden werden. Der Unterricht, welcher nicht zu weit geht, sondern sich auf Unterweisung in Behandlung der täglichen Vorkommnisse beschränkt, fand solchen Anklang, daß ein neuer Kursus demnächst beginnen wird.

In Piemont hat ein Italiener, Namens Ferdinando Viora, eine Schneewegschaffungsmaschine erfunden, mit welcher nach italienischen Zeitungen auf den piemontesischen Bahnen in diesem Winter sehr befriedigende Versuche angestellt worden sind. Die Maschine hat nach den Angaben ihres Erfinders die Form eines Schlittens und reinigt, mit einem Waggon in Verbindung und durch die Lokomotive in Bewegung gesetzt, die Schienen, auf denen die Züge laufen, so vollständig vom Schnee, daß der Zug, der sich derselben bedient, ohne irgend einen Aufenthalt zur vorgeschriebenen Zeit seine Station erreichen kann. Sie soll die Arbeiter, welche gewöhnlich verwendet werden, den Schnee wegzuschaffen, gänzlich unnöthig machen und dadurch zu großen Ersparnissen führen. Die Geschwindigkeit, mit welcher die Maschine ihre Aufgabe verrichtet, soll etwa drei Minuten auf den Kilometer betragen. Wenn die Maschine die erwähnten Eigen-

schaften wirklich besitzt, so dürfte dieselbe unseren Eisenbahnen noch willkommener seyn, als den italienischen, die von Schneefällen nur höchst selten heimgesucht werden.

Aus dem bayerischen Wald wird vom 9. März geschrieben: Gestern Mittag 1 Uhr hatten wir das Vergnügen, ein Schauspiel der Natur zu sehen, wie sich eines solchen die ältesten Leute in der hiesigen Gegend nicht erinnern können. Nachdem es einige Stunden sehr stark geschneit, wurde der Himmel heiter, es erhob sich aber ein Wind, welcher den gefallenen Schnee nicht wie sonst in Staubwolken aufhob und dahin trieb, sondern auf der Erdoberfläche derart fortrollte, daß dieselbe nun ganz mit unzähligen Kugeln bis zur Größe eines Vierteleimerfasses bedeckt ist. Man vergleicht den jetzigen Anblick einem Schlachtfelde, wo Kugeln jeden Kalibers in Millionen zerstreut liegen. Der Anblick während des Sturmes war wirklich prachtvoll, ein Unglück ist bis jetzt noch nicht bekannt geworden.

Die Wurstfabrikation, welche in Braunschweig und Göttingen zu einem besondern Industriezweige erwachsen ist, wird in ziemlich hohem Grade auch in Wertheim betrieben; nur sind die Erzeugnisse der letzteren Stadt weniger bekannt als sie es verdienen. Dieselben zeichnen sich außer ihrer Güte auch durch ihre Billigkeit aus, und für den Handelsstand ist noch zu bemerken, daß die Wertheimer Metzgerzunft stark genug ist, um selbst bedeutende Bestellungen rasch ausführen zu können.

Mistreß Henderson, die Wittwe desselben Hrn. Henderson, der im Jahr 1851 in Gesellschaft mit Hrn. Cox den Krystallpalast erbaut, und seitdem verdorben und gestorben ist, befindet sich in so bedrängten Umständen, daß jetzt in der Londoner Altstadt eine Subskription zu ihrer Unterstützung eröffnet ist.

Ein Pfarramtskandidat umschwärmte einst am hellen Tage mit einer angezündeten Laterne das Schloß in Berlin. König Friedrich Wilhelm II. sah dieß vom Fenster aus, rief ihm zu und fragte, was er suche? — „Vettern, Ew. Majestät!“ — Wohl merkend, wohin das ziele, ward der Kandidat in's Kabinet befohlen und gab auf weitere Fragen folgende Antwort: „Ihre Majestät verzeihen; ich glaube das Meinige rechtschaffen gelernt zu haben, bestand im Examen gut, Niemand hat an meinem Wandel etwas auszusetzen, und doch kann ich zu keiner Pfarrei kommen. Warum? Weil die Herren Konsistorialräthe und Inspektoren ihre Vettern haben und bis die alle versorgt sind, kann ich noch Gott weiß wie lange warten.“ — Andern Tags, vor versammeltem Konsistorium, bestand der Kandidat wiederholt ein strenges Examen sehr gut und auf die Frage, warum er nicht schon längst versorgt worden, kamen Entschuldigungen aufs Tapet, aus denen der König bald herauslas, wie sehr recht der Laternenträger hatte. „Ich weiß“, sagte der Monarch, „Ihr Herren habt Eure Vettern; aber da der hier mein Vetter ist, so müßt Ihr schon eine Ausnahme machen. Ein für allemal erkläre ich alle geschickten Kandidaten für meine Vettern; richtet Euch darnach! Der Henker soll Euch holen, wenn Ihr die Meinigen den Eurigen nachsetzt.“ — Und der Herr Kandidat erhielt die fetteste Pfründe.

[Naive Frage.] Die preuß. Fregatte „Thetis“ lag kürzlich einige Wochen im Hafen von La Valetta (Insel Malta) und erfreuten die Produktionen ihres Musikkorps die Einwohner der Hauptstadt derart, daß sie die Musikbanden der vier dort stationirten englischen Linienschiffe gar nicht mehr hören wollten. Namentlich wurden sie bei dem Leichenbegängniß eines Schiffssoldaten der „Thetis“ von den deutschen Trauerklängen vollständig hingerissen und zu der naiven Frage verleitet: „Wann wird denn der nächste Preuße begraben?“

[Schusternde Damen.] In einigen englischen Städten gehört es unter den vornehmen Ständen zum guten Ton, daß sich die Damen ihr Schuhwerk selbst anfertigen. Selbst Besuche werden empfangen, ohne daß man sich im Schustern stören läßt. Die betreffenden Schuhmacher haben vergebens intriguirt, diese noble Passion in Mißkredit zu bringen, aber es ist ihnen bis jetzt noch nicht gelungen.

[Worin sind die drei Fakultäten einig?] Ein alter Professor beantwortet diese Frage also: Alle drei Fakultäten gehen mit dem Purgiren um: die Theologen die Seelen, die Juristen den Säckel, die Medizin den Magen.

Redakteur Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 70 Dienstag, 23. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Sie zählte die wenigen Thaler, die ihr nach der Befriedigung des Arztes geblieben und zählte sie wieder. Genau eingetheilt, hätte das Geld in andern Zeiten für etwa acht Mahlzeiten und die andern Bedürfnisse von ebenso viel Tagen ausgereicht. Kann man aber bei Kranken so genau eintheilen? Eduard hatte Durst, er mußte Limonade haben, Eislimonade hatte der Doktor gesagt. Der Vater sollte eine gute Suppe genießen. Es mußte auch etwas Brennholz angeschafft werden und die kleine Leontine brauchte täglich für einen Groschen Milch und ebenso viel Waizenbrod. Die Sorgen zogen ihr wie Eisschollen entgegen, wohin sie in der wilden Schmerzensfluth, die sie umgab, die Blicke richten mochte.

Sage aber nur Niemand, daß doppeltes Leid auch doppelte Leiden verursacht. Gerade die Sorge für die marteriellen Nothwendigkeiten war es, die der tiefen Angst Gertrud's, um den geliebten Bruder ein gewisses Gegengewicht gab.

Das junge Mädchen, das Allen Alles leisten sollte, hatte nicht länger mehr Zeit, sich der bebenden Angst ihres Herzens zu überlassen. Sie mußte es Gott anheimgeben, ob Eduard ihr erhalten würde, sie durfte nicht, die Hände verzweifelt übereinandergeschlagen, am Bett des Theuren sitzen und ihm in die fiederglänzenden Augen sehen, sie mußte Brod schaffen, Brod für den hülflosen Vater, für das weinende Schwesterchen und, seltsam genug, während sie mit aller Sorge daran dachte, wie sie es anzufangen habe, den Hunger, diesen furchtbaren letzten Feind der Armen von denen fernzuhalten, die das Geschick an ihre schwache Kraft gewiesen, erschien er bei ihr als ein wahrer Freund, als der Vermittler zwischen dem Schmerz und der Hoffnung.

Sie ward sich bewußt, daß sie fast zwei Tage nichts gegessen, und während sie ängstlich überlegte, wie viel Mühe es ihr kosten würde, ein Brod anzuschaffen, wenn nun das wenige Geld verbraucht seyn würde, verzehrte sie mit allem Appetit ihrer siebzehn Jahre ein sehr ansehnliches Stück davon, trank eine ganze Tasse der am Feuer für den Vater brodelnden Brühe und fühlte sich nach dieser Mahlzeit so muthig, fest und kräftig, als hätte sie ihr junges Herz in das Fett des Drachen getaucht, wie weiland der selige Siegfried seine schlanken Glieder.

Sie mußte an Arbeit denken, mußte sich solche zu verschaffen suchen, und so schlich sie denn leise, das Kind mit sich nehmend, hinüber in die Wohnung des Herrn Malmaison, um mit der alten Margarethe Rücksprache zu nehmen. Diese hatte ihr schon einige Dienste erwiesen, hatte Fleisch, Zitronen und Zucker für sie geholt, hatte ihr eine Portion kleines Holz geborgt und ihr versprochen, einen Jungen anzurufen, von dem Gertrud das nöthigste Holz kaufen, und das geliehene ihr wieder geben könne. Es war ein gutes freundliches Geschöpf die Alte, Gertrud machte sich Vorwürfe, nicht dankbar und liebreich genug gegen eine so gute Nachbarin gewesen zu seyn, aber sie war durch Eduard's Krankheit gar nicht mehr sie selbst gewesen. Die Angst, die so plötzlich und mit solcher Furchtbarkeit über sie gekommen, hatte ihr das Herz ordentlich versteinert. Jetzt konnte sie schon wieder Alles mit mehr Ruhe betrachten, selbst den schrecklichen Gedanken an die Möglichkeit von Eduard's Tod. Starb er, der theure, gute, hoffnungsvolle Bruder, dann lag das Schicksal des Vaters und der Kleinen ganz und gar auf ihren Schultern, dann mußte sie doppelt, zehnfach sich anstrengen, um diesen Beiden den Sohn und Bruder zu ersetzen.

Sie fühlte, daß sie selbst und Eduard ein Anrecht auf die Unterstützung der fernen Mutter in Anspruch nehmen konnten, ohne sich zu erniedrigen. Das Band zwischen Mutter und Kind ist heilig und unzerreißbar und nie kann die Gabe aus Mutterhand das Herz des Kindes demüthigen.

Das Band aber zwischen ihrem Vater und seiner frühern Gattin war für immer gelöst. Hermione war die Frau eines andern Mannes geworden und der Vater hatte eine andere Frau gehabt,

die kleine Leontine nun gar, hatte kein, gar kein Recht als das, was jeder Bettler an der Straße in Anspruch nehmen kann, an die Prinzessin Moroschin. Gertrud, von früh auf gewöhnt, in der Selbstständigkeit durch eigene Arbeit die Ehre des Armen zu finden, besaß jenen edeln Stolz, der es ihr schrecklich erscheinen ließ, für Diejenigen, die sie liebte, zu betteln. Während der wenigen Schritte bis zum Zimmerchen der alten freundlichen Nachbarin hatte sie tausend Gedanken, die nur Bezug hatten auf den festen Entschluß, komme was da wolle, für den Vater und Leontine zu sorgen und zu arbeiten.

Sie klopfte mit leichtem Finger an und trat auf das freundliche „Herein!" Margarethe's in den Raum, der mehr Zimmer als Küche, doch eigentlich das Letztere war. Margarethe saß am Herde, dessen gelber Messingrand wie Gold glänzte, alle Kessel, Töpfe und Pfannen strahlten in ächter Danziger Reinlichkeit und die Alte selbst sah aus, als sey sie die Köchin in einer hübschen neuen Spielzeugküche, deren Kleider, Hände und Gesicht aus Holz geschnitten und auf das Sauberste angemalt sind.

„Ich möchte Sie um etwas bitten, liebe Frau Margarethe," sagte das junge Mädchen mit leise bebender Stimme.

„Na, bitten Sie nur, mein liebes Herzchen," entgegnete die Alte, „brauchen Sie Kaffee oder Zichorie oder wohl ein wenig Zucker, ich will es Ihnen gern borgen, aber der da — sie zeigte mit der Hand auf die geschlossene Zimmerthür — darf es nicht erfahren."

„Ich will Ihre Güte nicht mit solchen Dingen belästigen, die Ihnen Unannehmlichkeiten bei dem Herrn Doktor machen könnte," sagte Gertrud, die harte Hand der Alten in ihre feinen Händchen nehmend. „Sie sind sehr gut mit mir und da denke ich, der liebe Gott hat Sie in meine Nähe geführt. Wir sind arm, mein Bruder, der uns jetzt gut ernährt haben würde, liegt sterbenskrank. Die Noth könnte über uns kommen, zumal da der Herr Doktor für seinen Besuch gleich die Bezahlung haben will."

„Will er? Der alte Geizhals, der!" unterbrach die Alte die Sprecherin, indem sie ihre Faust nach der Thür ausstreckte, hinter welcher der so schmeichelhaft Titulirte weilen mochte.

„Er hat gutes Recht dazu," sagte Gertrud sanft, „und selbst wenn er sich jetzt gedulden wollte, einmal müßte er ja doch bezahlt werden. Ich bin an Arbeit gewöhnt, ich habe für Geld gearbeitet, so lange ich nur irgend denken kann. Als ich kaum so hoch war wie Ihr Schemel, strickte ich schon für Geld und erwarb mir damit manchen Groschen. Ich kann gut nähen, ich kann jede Stickerei machen, die man mir aufträgt, ich kann auch ein wenig schneidern, ich würde jede Arbeit übernehmen, die man mir nur irgend gäbe, auch flicken, Strümpfe stopfen, wenn ich damit nur etwas erwerben und die Noth von meinen Kranken fernhalten könnte."

Die Alte schüttelte langsam den grauen Kopf.

„Sie sind ein gutes Kind, ein sehr gutes Kind, ein ordentliches Wunder in der jetzigen Zeit, wo man unter den jungen Mädchen nichts als Faulheit und Nachläßigkeit findet, und Arbeit könnte ich Ihnen auch schon schaffen, es gibt unter meiner Bekanntschaft sehr viel zu thun, wenn man nicht gerade dieß nur machen will oder das; aber, liebes Herzchen, wo wollen Sie denn die Zeit zum Arbeiten hernehmen? Da ist der kranke Mann, Ihr Vater, den Sie abwarten müssen, da ist das kleine Mädchen, Ihre Schwester, die sich noch gar nicht selbst helfen kann, der arme junge Mensch, den das Unglück mit dem Blutsturz getroffen, macht Ihnen auch Arbeit genug, Sie müssen kochen, fegen, waschen, flicken und nähen für vier Menschen, das ist schon Arbeit für zwei Hände, die noch dazu so jung und so fein sind, wie die Ihrigen."

„Meine Hände sind an Arbeit gewöhnt," entgegnete Gertrud, „sehen Sie nur hier, die Schwiele unten an der rechten Hand ist von der Stricknadel, und hier inwendig der harte Fleck vom Plätteisen, und hier fühlen Sie, wie dünn mein linker Zeigefinger ist, das kommt vom Auflegen der feinen Nätherei. Ich habe immer Zeit gefunden, etwas zu erwerben, obgleich ich immer die Arbeiten im Hause auch verrichten mußte, und jetzt ist es nöthiger als jemals, daß ich Geld verdiene, schon damit ich meinen armen Eduard sagen kann, ängstige Dich nicht, pflege Dich recht, es ist noch nicht nöthig, daß Du aufstehst, wir haben, was wir bedürfen."

„Na, ich will Ihnen Arbeiten schaffen, mein liebes Kind," sagte die Alte, „sie müssen dann sehen, wie Sie fertig werden, und wenn Sie sonst etwas brauchen, kommen Sie nur immer zu mir. Der alte Satan da darf nicht wissen, daß man wie ein Christ handelt, sein Christenthum hat er bloß im Munde, der infame Geizhals."

Diese Explikation ward wieder mit einem Wink der geballten Faust gegen die Thür begleitet, während Gertrud, um den kranken Bruder ängstlich besorgt, schon zurück nach ihrer Wohnung ging.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Vogel's Schicksal in Wadai.

Die Zeitungen haben bereits eines Schreibens des bayerischen Reisenden in Afrika, Freiherrn Dr. v. Neimans, an den Geheimerath Freiherrn v. Bunsen gedacht, worin über das wahrscheinliche Schicksal des jugendlichen deutschen Afrikaforschers, Dr. Vogel, nach den Mittheilungen muhammedanischer Pilger aus Wadai, die Herr v. Neimans in Djedda, auf ihrer Wallfahrt nach Mekka, gesprochen, berichtet wird. Das Januarheft der Petermann'schen geographischen Mittheilungen für 1858 enthält dieses an den Freiherrn v. Bunsen gerichtete Schreiben vollständig; es ist aus Alexandrien vom 20. Nov. 1857 datirt und erzählt zunächst, daß Hr. v. Neimans, der, in arabischer Tracht und von zwei muhammedanischen Dienern begleitet, sich für einen tunesischen Pilger ausgegeben, der von Djedda über Suakin, Darfur und Wadai nach seiner Heimath zurückkehren wolle, unter dieser Maske von den afrikanischen Pilgern mancherlei Notizen und Aufschlüsse erhalten, die sie einem Europäer und Christen nicht ertheilt haben würden. Was diese Neger, und namentlich ein Schech Abdullah, von „Abd-el-Wahed“ (wie sie Dr. Vogel genannt) wußten, stimmte ziemlich überein, doch waren ihre Kenntnisse und ihre geistigen Anlagen überhaupt nicht der Art, um einen sicheren Anhalt zu liefern. Sodann fährt Dr. v. Neimans fort: „Einen anderen, bei Weitem intelligentern Erzähler fand ich bei meiner Rückkunft nach Kahiro in der Person des Seid Muhammed il Schingiedi. Dieser hatte im Laufe der letzten zehn Jahre das ganze Land von Timbuktu bis Darfur durchwandert, woselbst er sich bei dem Herrscher Hussein der Art in Gunst zu setzen wußte, daß dieser ihn vor einigen Monaten mit Geschenken an den Vizekönig von Aegypten abschickte. In steter Verbindung mit den Bewohnern des Innern des Landes, will er ein Schüler und Freund des Schechs Bakai, des Herrschers von Timbuktu, seyn, desselben, welcher Dr. Barth so gastfrei und schirmreich in seinem Gebiete aufgenommen hatte. Mit seltenem Gedächtniß erinnerte er sich aller von ihm gemachten Routen und kannte genau die von Abd-el-Kerim (Barth) in den Jahren 1850—1854 gemachten Wege und die diesem berühmtesten Forscher entstandenen Erlebnisse. Er nannte ihn einen „saheb il aelm“, d. i. Besitzer der Wissenschaften, und pries die sprachlichen und geographischen Kenntnisse dieses „erleuchteten“ Christen mit einer für Muhammedaner seltenen Lebhaftigkeit und Intelligenz. Die Rückkehr Barth's in seine Heimath war ihm bekannt, und ebenso dessen Versprechen, von dort an Schech Bakai arabische Bücher als Geschenke zu schicken; den Tod Overweg's und den Aufenthalt Dr. Vogel's (Abd-el-Wahed) am Tsadsee und Fittresee bestimmte er in wenig differirenden Epochen und des Letzteren Ankunft in Wara hatte ihn im höchsten Maße interessirt. Er, selbst in Wara bekannt, beantwortete mir meine Fragen über das Schicksal unseres heldenmüthigen Reisenden mit genauen Details. Leider scheinen sich nach diesen die unglücklichen Nachrichten des Schech Abdullah in gesteigertem Maße zu bewahrheiten. Den ganzen Vorfall wie Ersterer berichtend, bezeichnet er den sogenannten „Heiligen Berg“ mit dem Namen Djebel it driat. Auf der Spitze desselben befindet sich eine große Gupa mit weiß übertünchten Steinen, um welche herum drei kleinere Gebäude derselben Art erbaut sind. Der Berg und die Gupa, stets unbewohnt, werden nur bei einem Thronwechsel von dem neuen Sultan erstiegen, welcher dort eine bestimmte Anzahl von Stunden bis zum Aufgange oder Untergange eines gewissen Gestirnes zuzubringen hat, um dann herabzusteigen und in feierlichem Geleite in die Stadt Wara zurückzukehren und als rechtsmäßiger Herrscher bewillkommnet zu werden. Niemand außer ihm hat jemals das Innere der geheiligten Gupa gesehen, und nur drei gewisse Schechs besitzen die Schlüssel zu den kleinen Gebäuden. Der Berg und eine geringe Umgebung, geheiligt, werde von keinem Moslim betreten, viel weniger könne ein Christ einen derartigen Versuch ungestraft wagen. Die Bewohner des Landes schildert er als roh und gewaltthätig. Die Ankunft des Christen Abd-el-Wahed habe ihnen, fanatischen Moslims, nur wenige Freude verursacht, und dessen Spaziergänge in und außerhalb der Stadt seyen ihnen im höchsten Maße unangenehm gewesen. Als man bemerkt habe, daß die meisten derselben hauptsächlich in die Umgegend des heiligen Berges sich gerichtet, und er dort mehrmals schon am frühen Morgen gesehen wurde, sey die mit der Bewachung des heiligen Berges beauftragte Mannschaft, hievon unterrichtet, ihm nachgeschlichen und habe ihn überfallen und gefangen, um ihn zu tödten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eine eigenthümliche Reform hat im Stockholmer Umgangston begonnen. Bisher fehlte nämlich der schwedischen Sprache ein allgemeines Fürwort in der Anrede, welches man sowohl gegen Bekannte, als gegen Fernerstehende hätte gebrauchen können. „Du“ galt blos für Freunde, „Ni“ (Ihr) nur für Untergeordnete; gegen Höherstehende

oder sonst in höflicher Anrede hatte man keine andere Wahl, als Namen und Titel der angeredeten Person zu wiederholen. Gegenwärtig wird zur allgemeinen Unterzeichnung einer schriftlichen Erklärung eingeladen, wonach man sich verpflichtet, für letzgenannten Fall entweder das dänisch-norwegische „De" (Sie), oder das schwedische „Ni" zu gebrauchen. Der Kronprinz-Regent und Gemahlin, so wie viele Mitglieder der königl. Familie des Hofes und der Aristokratie haben die Erklärung schon unterzeichnet.

Der Bau der Mainz-Aschaffenburger Eisenbahn hat in der Nähe von Darmstadt zu interessanten Entdeckungen geführt. In einem Acker, welcher angekauft worden war, und mit dem dort geschöpften Sande die Bahn zu bauen, fand man zwölf Fuß tief menschliche Schädel und Gebeine, sodann Waffen und andere Instrumente, unversehrte Gefäße, Glas, schmuckartige Gegenstände, mehrere sehr verrostete, aber sonst wohlerhaltene breite Schwertklingen, eine Anzahl Lanzen- und Pfeilspitzen, Streitäxte, Messer, eine Scheere, die nach dem Griffe hin in Lanzettform endigt, Pferdegebiß, kleine Flaschen von Glas, zum Theil geschmolzen. Es scheint noch Vieles der erwähnten Art in der Erde verborgen. Wahrscheinlich ist es vermischt römischen und zeltischen Ursprungs, aber das Zusammenkommen so verschiedenartiger Gegenstände freilich ein Räthsel.

Nach dem neuen Schematismus gibt es in der Erzdiözese München-Freising 1265 Priester, 341 Pfarrer, 196 Benefiziaten, 69 Vikare, 173 Kooperatoren, 141 Koadjutoren, 87 Prediger und Professoren, 139 Stifts- und Klostergeistliche und 119 Kommoranten. Im vorigen Jahre wurden 396 fromme Stiftungen konfirmirt. Der Ludwigs-Missionsverein erhielt 31 419 fl., der Verein der heiligen Kindheit 5250 fl., und so wirkten noch 12 Vereine. Von den geistlichen Orden, die sich vermehrten, waren es besonders die Kongregation der barmherzigen Schwestern, der englischen Fräulein, der Schulschwestern (Letztere haben bereits 12 Häuser) und der Schwestern von Niederbronn. Die Universitätsnachricht, daß 20 Priester der Studien halber sich dort befinden, so wie das Schriftstellerverzeichniß zeigen von wissenschaftlichem Sinn des Klerus.

Die enorme Mortalität, die unter den englischen Truppen im Königreiche Großbritannien herrscht und nach dem Urtheile der zur Untersuchung der ursächlichen Uebelstände eingesetzten Kommission namentlich in den schlechten Verhältnissen der an Luft und Licht Mangel leidenden Kasernen ihren Hauptgrund hat, hat zu Parallelen zwischen den für das Militär bestimmten Wohnungen und den neuen engl. Mustergefängnissen geführt, welche letztere trefflich ventilirt sind und deren einzelne Zellen, an Licht, Heizung und Wasser einen wahren Ueberfluß haben. In dem Kommissionsberichte wird in dieser Hinsicht bemerkt, daß ein britischer Soldat gewöhnlich erst dann zu einem gesunden Obdache gelangt, wenn er irgend eines Vergehens halber in die gut gelüfteten Zellen eines Militärgefängnisses gebracht wird.

[Eine kuriose Tagesordre.] „Warum haben Sie mir in den Tagesrapporten verschwiegen, daß gestern ein Artillerist in der Kaserne verbrannt ist?" sagte der Fürst zu dem Platzkommandanten, welchen er in Folge dieses Vergehens hatte rufen lassen. „Durchlaucht", erwiderte der Kommandant nach kurzer Verwunderung — „davon ist mir nichts bekannt." „Aber es ist geschehen!" rief der Fürst heftiger. „Mein Kammerdiener hat es von Ohrenzeugen, denen der Hauptmann S. es gestern Abend mittheilte." „Hauptmann S.?" sprach lächelnd der Kommandant. — „Kommt es von dem, so wundert mich, daß es nur Einer war und nicht die ganze Kaserne, mit Mann und Maus verbrannte, ohne daß es Jemand, außer ihm, gewahr wurde." Der Fürst sah ihn überrascht an und entließ ihn. Nähere Erkundigungen zeigten ihm dann auch, daß er wirklich mit düpirt worden war. — Ohne Zweifel ärgerlich darüber, erschien am andern Tage die kuriose Ordre: „Dem Hauptmann S. wird von heute an alles Lügen auf das Nachdrücklichste untersagt." Wörtlich in einem Tagesordrebuche aus den 20er Jahren zu finden und auf obige Weise von älteren Personen erläutert.

[Woher stammt der Name Grog?] Dieses so sehr beliebte Getränk verdankt seinen Ursprung dem englischen Admiral Vernon, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte. Vor ihm bekamen die Matrosen den Rum rein und unvermischt, er befahl, ihn mit einer gewissen Menge Wasser verdünnt auszutheilen, was den Seeleuten außerordentlich mißfiel. Nun trug der Admiral gewöhnlich einen Rock von kameelhaarenem Zeuge, Grogram, und so nannten sie ihn, sobald sie ihn sahen oder von ihm redeten, nur den alten Grog, womit denn auch bald die Mischung von Wasser und Rum bezeichnet wurde, welche sie täglich erhielten. Allmählig blieb der Name, die letztere zu bezeichnen, obschon der alte Vernon und sein Flauschrock längst vergessen sind.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 71 Mittwoch, 24. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Sie hatte sich jetzt in das neue ebenso große als unerwartete Leiden gefunden, die arme Gertrud. Von Jugend auf geübt, dem Kummer die Stirn zu bieten, gelang es ihr auch jetzt. Wohl war ihr Herz voll und schwer, wohl lag das Gefühl, daß ihr Eduard leide, wie eine dichte dunkle Wolke über dem ganzen Horizont ihrer neuen Verhältnisse, aber sie arbeitete wieder, sie sorgte für den Vater, sie kleidete die kleine Schwester mit liebevoller Aufmerksamkeit aus und an, vergaß nicht ihre Milch zur rechten Zeit zu wärmen und ihr Bettchen in die Sonne zu tragen, daß es weich und lustig sey für das ermüdete Kind. Sie ordnete Alles, was noch zu ordnen war in der kleinen Wohnung. Sie wusch in der Nacht das blutbefleckte Bettzeug und bleichte es auf dem Rasen unter dem Fenster. Sie betrat diesen Rasen, der ihr, als sie ihn zuerst erblickt hatte, so paradiesisch erschienen war, jetzt mit so schmerzerfüllter Seele, daß sie, die eifrige Naturfreundin, deren Auge sich geübt hatte, jeden Reiz der Schöpfung auch im beschränktesten Raume zu erkennen, anfangs nicht einmal sah, wie der Mond hoch im Zenith über den Zinnen des mächtigen Festungswerkes stand, an dessen Fuß ihr Gärtchen grünte. Der Mond, ihr ältester Freund, nach dessen silberner Scheibe sie so oft die sehnenden Kinderhändchen emporgestreckt hatte. Wie sie aber sich bückte, hin und wider ging nach dem kleinen Brunnen, um Wasser zu holen, wie sie überhaupt so eifrig arbeitete, da glitten über die kummervollen Gedanken leichtere, ruhigere Bilder. Sie sah nicht mehr bloß Eduard's Schmerzenslager und neben demselben das drohend grinsende Gespenst der Noth, sie sah das hübsche weiße Bettzeug, auf dem der Mondstrahl tanzte, sah die großen mit Blüthen bedeckten Kirschbäume, die ihre Zweige wie Arme zum Umfangen derer, die sie liebten, in die laue, stille Nacht hinausstreckten. Sie sah wieder den Himmel und dessen tausend glänzende Sterne und der Gedanke, der sich mit diesem Anblick fast nothwendig in jeder Menschenseele verbinden muß, der Gedanke an die Unermeßlichkeit des Weltalls und Allmacht des Schöpfers glitt still auf dem Lichtstrahl, der ihr Auge berührte, in ihre Seele.

Jeder Stern eine Welt der Schönheit, aber auch jedes Blüthenblatt eine solche, und der Geist der Liebe, der Geist Gottes weht durch alle Welten und ordnet Alles nach den Gesetzen höchster Weisheit, die nicht nur die höchste Vollkommenheit des Ganzen, sondern auch die höchste Vervollkommnung jedes einzelnen Theilchens bezwecken, dachte sie.

Ihre Arbeit war vollendet, aber noch stand sie da, die zarte jungfräuliche Gestalt, der Mond übergoß sie mit seinem reinen Lichte, der Nachtwind umflüsterte sie mit seinem reinen Hauche und die Blüthen sandten ihr die reinsten Düfte und reine und erhabene, tröstende und kräftigende Gedanken bildeten sich daraus in ihrer reinen Seele. Gertrud betete, es war das höchste Gebet, zu dem die Menschenseele sich erheben kann auf diesem kleinen Erdenstern, dasjenige, was wir Alle erst beten lernen, wenn wir das Walten Gottes zu verstehen beginnen, aber was auch den höchsten Trost enthält, dessen wir in diesem Leben uns erfreuen können. Sie betete:

„Dein Wille geschehe!"

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

In dieser Nacht schlief Alles in dem kleinen Häuschen am Hagelsberge, der Kranke, das Kind und die ermüdete, aber getröstete Gertrud, sie schlief und träumte selige Träume von Blumen und Sternen und von geliebten Menschen, deren heitere Augen gleichsam einen Kranz von Licht und Liebe um ihr Herz bildeten. Sie sah ihren Vater kräftig und tüchtig, wie sie ihn nur als kleines Kind und auch da kaum gekannt hatte, sie sah ihre schöne Mutter fleißig und liebreich, ihren Eduard gesund und froh; aber noch ein Bild mischte sich unter

diese ihre Geliebten, ein Bild, das ihr anders theuer war als Die, welche sie seit dem Beginn ihrer Existenz geliebt hatte. Er reichte ihr die Hand aus der Ferne; er wies ihr den Weg, auf dem sie gehen mußte, um endlich auf den Höhen anzulangen, auf denen sie sich würdig fühlen konnte, von ihm geliebt zu seyn. Kann man denn das Höchste erreichen ohne Kampf und Mühe? flüsterte die Stimme des Theuren ihr zu, und Eduard's Stimme sagte: Die Sonne scheint immer, wenn auch Wolken sie bedecken. Das Glück ist auch immer da, wenn gleich bisweilen der Schmerz ein schwarzes Gewölk zwischen ihm und unserm Auge zieht und dann sagt die Mutter, deren Blick fest auf dem ihrer Tochter ruhte: Ich sehe Dich, Gertrud, gib Dir Mühe!

So erwachte sie. Es mochte vier Uhr seyn, sie hatte seit Mitternacht ruhig und sanft geschlafen und ein Frühlingsmorgen war unterdeß zur Erde niedergestiegen, so sonnengoldig, so thaufrisch, so blumendurchduftet, wie ihn die Geister der Natur nur weben können zur Erquickung der leidenden Menschenherzen.

Gertrud sprang von ihrem Lager und kleidete sich eilig und sorglich, wie wenn kein kranker Bruder ihre ganze Seele in Anspruch nähme.

Es darf kein Leid geben, keins! sagte sie sich muthig, das mich unfähig macht, meine Pflichten zu erfüllen. Wenn Gottes Wille ihn mir nähme, ihn, meinen, meinen Eduard, müßte mir nicht in meinem Jammer um ihn doch die Kraft bleiben, seine liebe, liebe Hülle anzukleiden, für seinen Sarg und sein Grab zu sorgen? Sie fühlte das weiche, heiße Zittern in ihrer Seele, das der Gedanke an den Verlust des Theuersten, was wir besitzen, immer erregt, und die Augen zum blauen Himmel richtend, tröstete sie sich durch die Gewißheit: Aber noch lebt er, noch habe ich andere unendlich weniger schwere Pflichten zu erfüllen, und wenn ich ihn recht pflege, ihm recht Alles an den Augen absehe, wenn ich vor allen Dingen die Furcht vor Noth von seinem, armen Herzen fern halte, dann wird es mir vielleicht gelingen, ihn dem Leben zu erhalten. Sie warf sich am Fenster einen Augenblick auf die Knie, hatte sie doch nicht Zeit lange Gebete zu sprechen; aber einen Moment lang, einen nur, gestattete sie sich jene heiße, süße Verzückung eines glühenden Gebetes. Es genügte, um die Kraft Gottes, einen Strom von Licht und Klarheit, in ihre junge Seele aufzunehmen.

Und nun bereitete sie sich für die Arbeiten und Pflichten ihres schweren, fast unmöglichen Tagewerks vor. Sie legte sich die Nähterei, welche die alte Margarethe ihr noch am späten Abend gebracht, so zurecht, daß sie jeden Moment, den sie frei hatte, danach greifen konnte. Sie bereitete die Suppe des Vaters, Eduard's Getränk und die Speise und Kleidung der kleinen Leontine. Sie reinigte das Krankenzimmer, und ließ das Sonnenlicht und die süße Frühlingsluft in vollen Strömen durch das geöffnete Fenster hereinfließen, während sie um das Bett ihres Kranken den Schirm fester ordnete, daß kein Zugwind, kein zu heller Sonnenstrahl ihn berühre. Dann setzte sie sich nieder und nähte. Es war ein Dutzend feiner Batisttücher, die sie mit Hohlnähten säumen sollte. Die mühsame Arbeit flog in ihrer fleißigen und geschickten Hand und als das Kind erwachte, als der elende Vater sich regte, fanden beide schon Alles vorgerichtet für ihre Nahrung und Kleidung. Eduard erwachte auch. Matt und schwach lag sein Kopf auf dem heißen Kissen. Gertrud rückte jetzt den Schirm so, daß die linde Mailuft seine glühende Stirn umspielen konnte. Sie bürstete sein Haar, sie wusch ihm Hände und Gesicht, sie ließ ihn oft von der kühlen Limonade trinken, reichte ihm zur Minute die Arznei, und dann saß sie wieder und nähte und ließ sich von dem Kinde die Nadeln einfädeln und die Fäden zurichten; Leontine machte das schon ganz gut und hatte einen Zeitvertreib daran, und war sehr stolz darauf, daß sie etwas nützte.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Vogel's Schicksal in Wadai.

(Schluß.)

Bis hieher bleibt Seid Muhammed bei wiederholten Unterhaltungen, welche ich mit ihm über diese Vorfälle gepflogen, seiner Erzählung stets getreu. Die Art und Weise aber, in welcher der Tod des unglücklichen Vogel erfolgt sey, berichtet er mit sichtbaren Zweifeln, indem er bald angibt, die Soldaten des Sultans hätten ihn aus eigener Machtvollkommenheit erschlagen, bald sagt, daß dieselben den Gefangenen vor den Sultan gebracht und dieser die Tödtung im Gefängniß befohlen habe. Mir schien es oft, als ob der so gewandte Mann in diesem letzten Theile seiner Erzählung eine gewisse Befangenheit habe; meine Fragen über nähere Details, schnitt er stets mit dem einzigen Worte „kataloubu“ (sie tödten ihn) kurz ab. Den Charakter des Sultans Scherif beschrieb er als höchst ungerecht und herrschsüchtig. Der hervorstechendste Zug desselben sey Habsucht; er besitze viele Flinten und Kanonen und fürchte seine Gränznachbarn gegen das innere Afrika eben so wenig als die Engländer, und deßhalb habe er sich nicht

zu scheuen, wenn in seinem Lande ein Inklis (Engländer) ermordet würde. . . . Den Tod unseres vortrefflichen Dr. Vogel dem Sultan oder dessen Leuten zuzuschreiben, ist möglicherweise nur ein Ausfluß persönlicher Abneigung Seid Muhammed's. Die Widersprüche und Unbestimmtheit über die Todesart und die bestimmten Versicherungen des Gegentheils durch Scheck Abdullah scheinen mir aber nicht ohne Berücksichtigung für das etwaige Schicksal Dr. Vogel's zu seyn, und der so hervorstechende Charakterzug des Sultans Scherif, die Habsucht, läßt mir immer noch gegründete Hoffnung, daß derselbe, wie Scheck Abdullah sagte, nicht ermordet, sondern nur in Ketten gefangen ist. Daß Scherif einen Mann getödtet haben sollte, für dess n Leben er bei seiner steten Verbindung mit Tunis und Tripolis von England ein bedeutendes Lösegeld erhalten konnte, wäre bei dem stets berechnenden Charakter eines Orientalen erstaunlich. Wenn er es gethan hat, so geschah es sicherlich nur aus Furcht vor dem Fanatismus des Volkes; aber dann würde eine Tödtung nicht, wie Seid Muhammed sagt, im Gefängnisse, sondern öffentlich vor dem Volke geschehen seyn. Daß sich Solches nicht ereignet und die über Tripolis nach Europa gelangte Nachricht einer Enthauptung auf öffentlichem Platze eine Lüge ist, hat sich bereits erwiesen. Die Hoffnung, daß Vogel nur im Gefängnisse, bis zur Beruhigung des rasch vergessenden Volkes verborgen sey, scheint mir nach allem Diesem nicht unmöglich, ja sogar wahrscheinlich. Ich theile diese Ansicht offen und unumwunden Ew. Exzellenz, welche vielleicht andere Anhaltspunkte über Tripolis erhalten haben, zur Beurtheilung und Vergleichung mit. Jedenfalls bleibt uns bis zu bestimmteren Nachrichten über Vogel's Tod, die Hoffnung unbenommen, daß ein für die Wissenschaft so werthvolles Leben erhalten sey; und die seiner Zeit so glücklich widerlegten Gerüchte über Verunglückung Dr. Barth's berechtigen uns, eine ähnliche Lösung für das Schicksal seines Gefährten zu hoffen. Ich werde im Laufe des Monats Dezember Kahira verlassen, um über Charthum, die Gränze Darfur's zu erreichen. Mein eifrigstes Bemühen wird seyn, möglichst bald an die Westgränze dieses Reiches zu gelangen, um dort über Vogel etwas Bestimmtes zu erfahren. Lebt er noch, so bin ich fest entschlossen, die Chance, welche ein Eindringen dem von Aegypten kommenden bietet, à tout prix zu benützen und Alles zu wagen, um mich mit ihm in Verbindung zu setzen. So Gott will, werden die in meiner Reiseausrüstung befindlichen reichen Geschenke hinreichen, den Sinn des habsüchtigen Herrschers von Wadai zu befriedigen, und kein Opfer soll mir zu groß seyn. Meine Abreise von Kahira ist unmittelbar nach den Weihnachtstagen festgesetzt. Meine astronomischen und physikalischen Instrumente haben sich auf meinen jüngsten Reisen trefflich bewährt, und so Gott mich beschützt, hoffe ich, bald von einem Lande Nachrichten zu schicken, in welches bis jetzt kein europäischer Fuß gedrungen ist. Die heißen Sommermonate gedenke ich in den Gebirgen von Darfur zu überstehen."

Gottfried Nees von Esenbeck,

der am 16. März zu Breslau gestorben ist, war am 14. Februar 1776 auf dem Reichenberge bei Erbach geboren. Er besuchte, nachdem er die vorbereitenden Studien auf dem Pädagogium zu Darmstadt beendigt hatte, von 1796—99 die Universität Jena, wo er sich als Student der Medizin unter der Leitung von Bartsch und Anderen mächtig zu den Naturwissenschaften hingezogen fühlte und zugleich durch die Bekanntschaft mit Fichte und Schelling diejenige spekulative Richtung erhielt, welcher er sein ganzes langes Leben mit Vorliebe treu geblieben ist. Nach einer kurzen Zeit ärztlicher Praxis widmete er sich von 1802—1817 auf seinem Landgütchen Sickershausen bei Kitzingen ausschließlich der Beschäftigung mit Ornithologie, Entomologie und Botanik, wurde 1817 zum Professor der Botanik in Erlangen berufen und in demselben Jahre zum Präsidenten der k. k. Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher erwählt. Bereits 1818 erhielt er einen Ruf an die Universität Bonn, wo er sich nebst seinem Bruder Friedrich namentlich große Verdienste um die Errichtung des botanischen Gartens erwarb. Im Jahre 1830 als Professor der Botanik nach Breslau versetzt, gelang es ihm auch hier, unter der Mitwirkung des leider zu früh verstorbenen Dr. Konrad Schauer und seines Sohnes, des gegenwärtigen Inspektors Nees v. Esenbeck, den botanischen Garten nicht allein seiner wissenschaftlichen Bestimmung gemäßer einzurichten, sondern auch zugleich zu einer der sehenswerthesten Anlagen umzugestalten, deren sich Breslau gegenwärtig erfreut. Nees von Esenbeck, welcher mit den bedeutendsten Notabilitäten dieses Jahrhunderts im innigsten Verkehr stand und namentlich an dem Minister v. Altenstein einen eifrigen Gönner besaß, wurde für seine höchst bedeutenden und auf den Fortschritt der Naturforschung einflußreichen Verdienste um die Wissenschaften von fast allen gelehrten Gesellschaften Europas zum Mitgliede ernannt, in Preußen mit dem rothen Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife, in Sachsen-Weimar mit dem Falkenorden, in Baden mit dem Orden des Zähringer Löwen dekorirt und von der k. k. österreichischen Regierung fast bis zu seinem letzten Athemzuge mit

ehrendem Wohlwollen ausgezeichnet. In Folge seiner Theilnahme an den kirchlichen und politischen Bewegungen der vierziger Jahren zu wiederholten Untersuchungen gezogen, außerdem zuletzt auf Antrag des preußischen Kultusministeriums im Jahre 1852 aus dem Staatsdienste ohne Pension entlassen, gerieth der Verstorbene in so drückende Verhältnisse, daß er genöthigt war, nicht allein seine Bibliothek und sein Herbarium für eine geringe Summe zu verkaufen, sondern auch die Unterstützung seiner zahlreichen wissenschaftlichen Freunde, Gesinnungsgenossen und ehemaligen Schüler zur Bestreitung seines höchst einfachen Lebensunterhaltes anzunehmen. Deutschland hat wenig Männer aufzuweisen, welche sich bei einer so ausgebreiteten und anstrengenden wissenschaftlichen und schriftstellerischen Thätigkeit, (von welcher letzteren das im Jahre 1836 erschienene erste Heft des schlesischen Schriftsteller-Lexikons von Nowack 10½ eng gedruckten Oktavseiten in der bloßen Anführung seiner von ihm verfaßten Werke und Aufsätze einen Ueberblick gibt), bei seiner tiefen und umfassenden Gelehrsamkeit einen so frischen Lebensmuth, eine solche Harmlosigkeit des Charakters und eine solche feine gesellschaftliche Bildung und gewinnende Liebenswürdigkeit im Umgange bewahrt haben, als der greise Präsident Nees v. Esenbeck.

Mannigfaltigkeiten.

In der holländischen Stadt Doesburg ereignete sich kürzlich folgender Vorfall: Ein Kaufmann ging Abends mit seiner Frau aus, und die Magd erhielt Besuch von ihrem Liebhaber. Die erst spät zurückerwartete Herrschaft kehrte schon vor 12 Uhr zurück und die überraschte Magd steckte den Geliebten ins Komptoir und verschloß die Thür, versprechend, ihn des Morgens Früh aus dem Hause zu lassen. Der eingesperrte Freier schlummerte bald ein, als Alles ruhig geworden war, wurde er aber durch ein Geräusch am Fenster wach. Er bemerkte, daß eine Hand durch eine weggenommene Scheibe einen Geldsack von der Fensterwand wegnahm, wo noch mehrere standen. Er erschrack heftig, indem er das Gefährliche seiner Lage bald einsah, faßte aber rasch seinen Entschluß. Als die Hand zum Zweitenmale wiederkam, zeichnete er dieselbe durch einen derben Schnitt mit seinem Taschenmesser. Der Dieb entfernte sich rasch. Bald darauf kam die Magd, um den Geliebten zu erlösen und hörte mit Schrecken, was vorgefallen war. Sie weckten nun den Herrn und theilten demselben Alles ehrlich mit. Von Dieben war keine Spur zu finden. Am andern Morgen kam der Kassenführer nicht und ließ sich wegen Krankheit entschuldigen. Der Herr besuchte denselben, fand ihn zitternd im Bette und entdeckte die verwundete Hand, wodurch der Frevler zum Geständniß veranlaßt wurde.

Ein bei den Grundarbeiten auf dem Heidenberg in Wiesbaden, im Innern des alten Römerkastells dieser Tage gefundenes verrostetes Blech, das dem Alterthumsverein übergeben wurde, hat sich nach seiner Reinigung als eine der merkwürdigsten Urkunden unserer Geschichte erwiesen. Es ist auf beiden Seiten mit einer leicht eingeritzten Inschrift versehen, wodurch es als Militärdiplom des römischen Kaisers Trajan (ausgestellt zu Rom im September des Jahres 111 nach Christi Geburt) erkannt wurde. Obgleich leider fast zur Hälfte unvollständig, gehört dieses Denkmal gleichwohl zu den kostbarsten in jedem Betracht, weil es über die zu jener Zeit am Rhein und am Taunus stehenden Truppenkorps merkwürdige Aufschlüsse gibt.

Die englische Karrikatur gegen die franz. Obersten, von welchen die Moniteur-Note spricht, befand sich im Londoner Punsch. Dieselbe stellte den gallischen Hahn im Kostüme eines im Tuilerienhofe krähenden Obersten (mit Zitirung der Worte der Adressen unter der Karrikatur) dar, während Kaiser Napoleon ärgerlich ruft: „Dieses verwünschte Thier wird mir noch meine Nachbarn wachrufen.“ Diese Karrikatur wurde im Umschlag den Obersten der Regimenter zugeschickt, deren Adressen die meiste Wirkung gemacht hatten, so als ob diese Zusendung im Namen des military and naval club zu London (in den Napoleon III. bei seinem Aufenthalt in London als Ehrenmitglied aufgenommen ist) geschehen wäre. Die franz. Obersten schrieben sofort an den Präsidenten des Klubs und es stellte sich nun heraus, daß sich Jemand einen schlechten Spaß gemacht.

Professor Thomas in München, welcher so glücklich war, in einem alten Kodex Sonette von Petrarca aufzufinden, hat neuerdings einen ähnlichen Fund in der Bibliothek gemacht, indem er weitere Sonette desselben Dichters aus seiner Jugendzeit gleichfalls in einem alten Kodex vorfand, die gleich den früher aufgefundenen ein werthvolles Unikum der hiesigen Bibliothek bilden.

Redakteur Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 72 Donnerstag, 25. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Bergenau saß den Tag über in seinem Lehnstuhle am Fenster, er war ruhig und sanft, denn er bekam Alles, was er bedurfte, wie sonst zur rechten Zeit und nach rechtem Maße; Keiner ihrer Pfleglinge fühlte die Last des Kummers und der Sorge, die auf Gertrud's Herzen lag, ja sie selbst fühlte sie nicht mehr, der Genius, der dem armen Menschengeschlecht eigentlich als irdischer Schutzengel mitgegeben ward, der Fleiß half sie ihr tragen. Bei angestrengter Arbeit vergißt man einen großen Theil des Elends, das uns, wenn wir es unthätig ertragen müssen, rettungslos niederdrückt.

Wohl trug Gertrud's eiserner Fleiß, nicht so viel Frucht, als nothwendig gewesen wäre, um die Noth von dem kleinen Familienkreise lange fern zu halten, wohl mußte sie für ihren Kranken allein dreimal mehr Geld an einem Tage ausgeben, als ihr angestrengtester Fleiß in derselben Zeit erwerben konnte, und so minderte sich die geringe Summe, die sie noch besaß, mit erschreckender Schnelle. Aber sie that, was sie konnte, Gott das Uebrige anheimstellend. Sie dachte nach, wo und wenn sie noch irgend etwas ersparen könnte, was von ihrem persönlichen Eigenthum wohl entbehrlich sey und verkauft werden könne. Ach Gott! Sie hätte sich so gefreut, wenn die gänzliche Appetitlosigkeit aus den ersten Tagen von Eduard's Krankheit bei ihr anhaltend gewesen wäre, aber bewahre, sie hatte bei allen ihren Sorgen, bei aller Angst um den Bruder, auch noch einen wahren Wolfshunger und konnte eine Schnitte Brod verzehren oder ein Dutzend Kartoffeln, wie in den besten Zeiten. Daß die Brodschnitte, die sie für sich selbst abschnitt, immer von allen die kleinste war, daß sie zu ihren Kartoffeln nie etwas anderes genoß, als ein wenig Salz, daß sie für ihre Person kein Tröpfchen Kaffee, oder Milch über die Zunge brachte, das verstand sich ja ganz von selbst. Es war ja das Einzige, was sie sparen konnte, und ihr schwarzes Einsegnungskleid war das einzige im Hause Entbehrliche, sie verkaufte es für zwei Thaler, noch zwei bekam sie für die Taschentücher, es war gut bezahlt, und vier Thaler waren ein Schatz, mit dem sie schon wieder etwas weiter kam.

Jetzt nähte sie Oberhemden. Sie nähte mit Anstrengung aller ihrer Kräfte, aber diese Kräfte hatten abgenommen. Seit den zehn Tagen, da Eduard krank lag, war Gertrud bleich geworden und sichtbar abgemagert. Sie konnte oft vor Mattigkeit die Hände nicht heben, fühlte ihre Knie zittern und manchmal hatte sie einen grimmigen, brennenden Magenschmerz. Eine Art Schauder rann, wenn sie dem Vater und dem Kinde die Brühe gab, über ihre Glieder. Gertrud hatte acht Tage lang keine andere Speise genossen als Brod und Kartoffeln, und auch dieß bei weitem nicht zur völligen Ernährung hinreichend.

Der Hunger, das hohläugige Gespenst, stand an der Thür des kleinen Hauses. Zu morgen besaß sie keinen Groschen mehr, um das halbe Pfund Fleisch für den Vater und ein wenig Milch für Leontine zu kaufen. Eduard lag bleich und matt und meist bewußtlos, ach, er bedurfte jetzt nichts Anderes als Wasser, er hatte schon seit gestern keine Limonade mehr bekommen, und hatte sie nicht vermißt.

Sie hatte, als sie ihr Einsegnungskleid verkaufte, den Schritt gethan, welchen Eduard gewiß als den Letzten in der Noth angesehen haben würde. Sie hatte an die Mutter geschrieben. Es ward ihr auch schwer. Wie stolz war nicht ihr letzter Brief, indem sie erzählte, daß der Bruder so jung noch, doch schon im Stande sey, sie, den Vater und das Schwesterchen zu ernähren. Wie hatte damals ihr Herz in Freude geschlagen. Jetzt schlug es auch. Es zuckte krampfhaft, als sie sich niedersetzte, und zweimal mußte sie die Feder aus der Hand legen, ehe sie die Worte niederschreiben konnte: „Ich bitte Dich, theure Mutter, um eine Geldunterstützung." Der Brief enthielt auch nicht viel mehr als diese Bitte und die Nachricht, daß Eduard sehr krank sey.

Sie wußte nicht den Weg zur Post, und ging

hinüber, die wackere Margarethe danach zu fragen, sie traf aber nur Herrn Malmaison an, der sich sehr höflich erbot, den Gang für das junge Mädchen zu thun. Wie froh nahm sie das Anerbieten an. Sie gab ihm fünf Groschen Postgeld, ihr letztes Geld im Augenblick, und den Brief mit der Adresse: Ihrer Durchlaucht, der Frau Prinzessin Hermione Moroschin auf Morawa per Moskau.

Der alte Stelzfuß betrachtete die Aufschrift und sagte: „Sie haben sehr vornehme Bekanntschaft, Mademoiselle."

„Das macht uns aber selbst nicht vornehm, Herr Doktor," antwortete sie freundlich, und ging zurück zu ihren Kranken.

Die Hoffnung auf baldige Antwort der Mutter war die einzige, die ihr blieb. Sie trug die Sorge und leistete der Schwäche, die der Hunger in einem jugendlichen Körper sehr rasch erzeugt, so gut es gehen wollte, Widerstand. Sie verkaufte, ach, mit wie schwerem Herzen, Eduard's schöne Oberhemden, ihr Weihnachtsgeschenk. Sie verkaufte seine guten, schwarzen Kleider.

Gott! Gott! Tag nach Tag verrann und es kam kein Brief von der fernen Mutter. Sie verkaufte den kleinen Waschkessel, das einzige Geräth von einigem Werthe, was sie noch besaß.

Sie arbeitete Tag und Nacht und betete heiß, oft wie mit einer Art Verzückung. Ihr Körper war zu einem Schatten abgezehrt, ihr schönes, dunkelbraunes Haar sah rabenschwarz aus auf der wachsbleichen Stirn und ein tiefblauer Rand zog sich um ihre größer und größer werdenden Augen. Noch hatte der Vater, noch hatte Leontine nicht gehungert. Sie saß an Eduard's Bett und nähte.

Doktor Malmaison war seit zwei Tagen nicht bei dem Kranken gewesen, der fast ohne Aufhören schlief. Es geht gut mit ihm, hatte der theilnahmlose Mann gesagt. Ach, Gertrud glaubte nicht daran, sie glaubte nicht mehr an das Glück und arbeitete nur noch instinktmäßig und aus Gewohnheit. Es war das Letzte der drei Oberhemden, an dem sie nähte, und es fehlten nur noch Knopflöcher und Knöpfe, dann war es fertig, und sie konnte wieder auf eine neue Einnahme von zwei Thaler rechnen.

Noch dürfen sie nicht hungern, Vater und Leontine, dachte sie, während die Nadel schnell und gleichmäßig durch das feine Linnen glitt. Es ist doch ein Trost, o, lieber Gott. Eine Hand legte sich warm auf das Knie des armen Mädchens. Sie schrack empor! Es war Eduard's Hand. Der Kranke war erwacht und blickte lächelnd zu der treuen Pflegerin auf. Sie reichte ihm das Wasserglas.

„Ich habe keinen Durst," sagte er leise und lächelte matt, „aber ich möchte wohl ein wenig essen."

Seit drei langen, fürchterlichen Wochen, verlangte er zum Erstenmal nach Speise. Gott Lob! Er durfte nicht hungern. Ihre Hand flog krampfhaft bei der Arbeit, der letzte Stich war gethan. Sie ging hinüber zur guten, alten Nachbarin. Frau Margarethe kochte seine Waizengrütze, für ihren Herrn zum Nachtessen. Sie rührte die wohlschmeckende Suppe sorglich, daß sie nicht anbrenne.

„Hier meine Arbeit," sagte Gertrud mit bebender Stimme, „und hier meine Rechnung, und wollen Sie — wollen Sie, liebe Frau Nachbarin, mir das Geld vorschießen, bis sie es erheben; Eduard will Etwas essen."

Die alte Frau sah ihr eine Weile in die Augen. „Sie sehen jämmerlich, ganz gottesjämmerlich aus," sagte sie theilnehmend, „haben Sie denn nicht Appetit zu Etwas?"

„Mein Bruder, mein kranker Bruder," stammelte Gertrud, „er hat Hunger, geben Sie ihm ein wenig —"

Die Küche drehte sich um sie, die Knie versagten ihr den Dienst, sie wankte und glitt in die Arme der alten Dienerin, die erschrocken, die leichte Last auf ihr reinliches Bett legte und Essig und etwas Wein herbeitrug. Die Ohnmacht währte nicht lange, kaum eine halbe Minute.

„Mein Bruder hungert," sagte das arme Kind, als sie wieder Kraft zum Sprechen gewann, denn das Bewußtseyn, daß die Ihrigen ihrer bedurften, hatte sie keinen Moment verloren.

„Mein Gott, mein lieber Gott!" murmelte die Alte, indem sie warme Grütze in einen Teller that, und noch einen Zweiten mit einer ansehnlichen Portion füllte. Der Gedanke, daß nicht nur der Bruder hungere, war beim Anblick der hagern, vergehenden Gestalt des armen Kindes, durch die Seele der mitleidigen Frau gegangen.

„Sie pflegen sich nicht genug, armes Herzchen, Sie müssen hier gleich ein wenig essen, dann gehen wir zusammen zu dem kranken, jungen Herrn."

Dabei reichte sie ihr den Teller hin, richtete sie empor, und führte einen Löffel voll der warmen, erquickenden Speise zu Gertrud's Munde. Das ausgehungerte Kind genoß ihn hastig.

„Mehr, immer mehr," sagte die gute Alte. Gertrud aß, sie trank auch ein wenig Wein und frisches Leben strömte in ihre Glieder. Sie aß, und jeder Bissen mehrte ihre Kräfte und ihre Hoffnung. Eduard war auf dem Wege der Besserung, das war nicht zu bezweifeln. Er würde bald arbeiten und sie würde auch arbeiten. Dann würde kein dringendes Bedürfniß der Familie unbefriedigt bleiben dürfen. Sie würden sparen, um Das, was sie hatte verkaufen müssen, sich wieder zu erwer-

hen. O, das Leben würde ihnen noch reich an Freude seyn.

Sie richtete sich vom Bette empor. „Mir ist besser, liebe, gute Mutter Margarethe," sagte sie, die schwielige Hand der Alten dankbar küssend. „Lassen Sie mich jetzt meinem Bruder von dieser schönen Grütze bringen."

„Nun, mein Herzchen, dann kommen Sie nur," sagte diese freundlichst, „das ist so ein rechtes Krankensüppchen, es wird dem Eduard schmecken."

Die alte, liebevolle Margarethe nannte den Kranken, wie sie ihn von seiner Pflegerin hatte nennen hören, und Gertrud fand es so freundlich von ihr, und hätte viel darum gegeben, Worte zu finden, die so recht ihre Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäterin ausgesprochen hätten.

„Das ist eine gute Suppe," sagte Eduard, indem er behaglich einen Löffel voll nach dem andern aß.

Getrud sah ihm mit entzückten Augen zu, sie genoß jeden Bissen, der ihren Kranken erquickte, doppelt.

„Wie ist Dir denn nun, mein einziger Eduard?" fragte sie, als sie den Teller und den Löffel wegnahm.

„Müde," sagte er, „herzlich müde, aber das thut nicht, morgen stehe ich wieder auf und helfe Dir das Haus in Ordnung bringen."

„Es ist schon Alles in Ordnung, sagte sie freundlich.

„Was, ohne mich? Arme Gertrud! Ich liege wohl schon so niedergesäbelt, wer weiß wie lange?"

Sie nannte ihm die Ewigkeit des Jammers nicht, die er krank verträumt hatte, sie legte ihm die Kissen zu recht und schirmte seine Augen vor den eindringenden Strahlen der Abendsonne und bald lag er wieder in einem tiefen, süßen und erquickenden Schlaf.

Jetzt, da die Angst um das Leben des geliebten Bruders zu schwinden schien, begann für Gertrud erst das ganze Leid der bittersten Armuth fühlbar zu werden.

Sie saß an seinem Bett und nähte, trotz der fast tödtlichen Abspannung ihrer Nerven, die durch Angst, Ueberanstrengung und Hunger herbeigeführt, nur durch die Kraft des Willens und der Liebe noch in Thätigkeit erhalten wurde, und Thräne auf Thräne rann leise auf die Arbeit. Das kleine Nachtlämpchen gab ihr zu der feinen Nätherei, nur ein sehr unzureichendes Licht. Die Wohlthat der alten Margarethe hatte das junge Mädchen lange nicht vollständig gesättigt. Der Hunger, den die Angst um des Bruders Leben manchmal tagelang übertäubt hatte, wüthete mit seinen Geierkrallen fühlbar in ihr. Dazu kam die trostlose Ueberzeugung, welch eine Masse von Schmerzen und Demüthigungen des armen Genesenden warteten, wenn er nun sein Bett verlassen und finden würde, daß die Noth ihr Aeußerstes an ihnen gethan hätte, daß es der Schwester nicht einmal möglich gewesen, jenen Schein von Respektabilität zu wahren, auf den der ehrliebende Arme stets so sehr hält.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Strafanstalt in **Rummelsburg** bildet sich unter der umsichtigen Leitung des Polizei-Obersten Patzke immer mehr zu einer wahren Musteranstalt heraus und legt fortgesetzt Zeugniß von den erheblichen Vortheilen ab, welche die Beschäftigung der Strafgefangenen im Freien gegenüber der Einsperrung und Abschließung derselben darbietet. Namentlich sind die Anlagen, welche im Gefolge dieser freieren Beschäftigung bei Rummelsburg entstanden, in landwirthschaftlicher wie in industrieller Beziehung heute bereits in hohem Grade beachtenswerth. Insbesondere wird der Landbau und der Gartenbau von den Gefangenen emsig und mit verhältnißmäßig großem Erfolge betrieben. Außerdem treibt die Anstalt eine kleine Schweinezucht, die für die wirthschaftliche Behandlung dieses Thieres von Werth werden dürfte. Aus der in der Anstalt gehaltenen Kuhfütterung führt ein Pächter tagtäglich große Quantitäten Milch zum Verkauf nach Berlin. In industrieller Beziehung ist die sehr umfangreiche Brodbäckerei bemerkenswerth. Tag für Tag werden beinahe 3000 Brode nach Berlin geliefert, deren Gewicht und Vortrefflichkeit allgemein gerühmt wird. Auch eine Pferde-Brod-Bäckerei besteht dort und hat bedeutenden Absatz. Unter Anderen entnimmt die Berliner Posthalterei ihren sehr erheblichen Bedarf aus der Anstalt. An Privatinstituten befinden sich noch eine große Schlosserei und Maschinenbauerei in der Anstalt, die namentlich landwirthschaftliche Geräthschaften neuer Erfindung liefern, eine Tischlerei und mancherlei andere Anlagen. Die Gefangenen, deren zur Zeit etwa 300 in Rummelsburg sind, haben ein gesundes Aussehen und zeigen in ihrem Benehmen, daß die Art ihrer Beschäftigung nicht ohne glücklichen Einfluß auf ihren Charakter und ihre Besserung bleibt.

Wenige Augenblicke nach der letzten Sonnenfinsterniß wurde schon ein photographisches Abbild derselben von Astronomen Jago in Paris der Akademie der Wissenschaften vorgelegt. Es kam darauf

an, von den verschiedenen Phasen der Erscheinung von der ersten Berührung der äußern Ränder an bis zur zweiten augenblicklich genaue Abbilder zu nehmen. Das große Porro'sche Fernrohr im technomatischen Institute dieses Herrn, womit man operirte, hat 21 Zoll im Durchmesser, und eine Brennweite von 51 Fuß. Mehrere Glasplatten waren vorher mit Collodium präparirt und so empfindlich gemacht worden, daß man Bilder in dem Bruchtheile einer Sekunde erhalten konnte. Zur Bestimmung der Zeit bis auf den hundertsten Theil einer Sekunde bediente man sich eines elektrischen Chronographen. Außerdem wurden zu gleicher Zeit gewöhnliche astronomische Beobachtungen vorgenommen und die Zeit mittelst des Chronometers bestimmt, so daß man eine beständige Kontrole erlangte. Während der ganzen Dauer der Finsterniß wurden 15 Bilder aufgenommen, und zwar unmittelbar in dem Brennpunkte des riesigen Fernrohrs, so daß ihre Genauigkeit und ihre Schärfe nichts zu wünschen übrig lassen. Die Sonne erscheint auf den Platten mit einem Durchmesser von 7 Zoll. Da für jedes einzelne Bild die genaue Zeit angegeben ist, so hat man vermittelst dieser Reihe von Photographien gewissermaßen die ganze Sonnenfinsterniß fixirt, und der Astronom kann sie in seinem Arbeitszimmer jeden Augenblick wieder an sich vorübergehen lassen. Die Bilder sind so genau und scharf, daß man mittelst mikrometrischer Messungen alle verschiedenen Phasen der Finsterniß, die Stellung der Sonnenflecken, die Gestalt der leuchtenden Scheibe u. s. w. mit der größten Genauigkeit angeben kann.

Lamartine befindet sich in Folge seiner Sorglosigkeit und seiner arglosen Wohltätigkeit in äußerster Geldnoth. Seine Freunde in Macon hatten ihm den Vorschlag gemacht, seine drei Güter ausspielen zu lassen. Die kaiserliche Regierung versagte jedoch die Erlaubniß, weil das Ausspielen von Immobilien gesetzwidrig sey. Auch soll der Kaiser über den Dichter ungehalten seyn, weil derselbe die ihm angebotene Unterzeichnung von 25,000 Exemplaren der „Entretiens littéraires“ durch die Zivilliste abgelehnt hatte. Es ist jetzt im Werke, die beiden Lamartin'schen Güter in Milly und Monceaux zerstückelt zu verkaufen und mit dem Erlöse, der auf 1,400,000 bis 1,500,000 Fr. veranschlagt wird, den größten Theil der Hypothekenschuld abzutragen. Mit den Einnahmen von den 20,000 Abonnenten der Entretiens littéraires soll der Dichter in 2 bis 3 Jahren, dann seine übrigen, etwa 500,000 Fr. betragenden Schulden tilgen. So würde er das Gut in St. Point, das jährlich 6000 Fr. abwirft, ferner die ihm vom Sultan geschenkte Rente von 21,000 Franken, so wie die Rente von 10,000 Franken, welche von Frau von Lamartine herrührt, behalten. Zu diesen 37,000 Franken festen Einkommens könnte der Dichter leicht noch 13,000 Franken durch sonstige literarische Thätigkeit gewinnen. So meinen Lamartine's Freunde, welche berechnet haben, daß der Dichter der Meditations seit Beginn seiner literarischen Laufbahn an die 5 Millionen Frs. mit seiner Feder verdient hat!

Man schreibt aus Altenburg 13. März: Ein betrübendes Ereigniß, welches wiederholt beweist, daß die Anwendung des Chloroforms die äußerste Vorsicht erheischt, hat sich vor wenig Tagen in Roda zugetragen. Ein junges, blühendes Mädchen, Braut des dortigen Telegraphenvorstandes R., wendet gegen Zahnweh einen Rest Chloroform, den schon vor längerer Zeit ihre Mutter gegen dasselbe Uebel zum Einreiben an der schmerzhaften Stelle erhalten hatte, in der Weise an, daß sie ein damit befeuchtetes Läppchen über den Mund legt. Nach einiger Zeit vermißt, wird sie von ihrer sie aufsuchenden Mutter todt auf dem Bette gefunden und alle Wiederbelebungsversuche der Aerzte konnten das entschwundene Leben nicht zurückrufen.

[Waffenfabrikation in England.] Von der großen Ausdehnung dieses Industriezweiges zeugt der letzte Ausweis über die seit Dezember 1854 angefertigten Flinten und Pistolen. Die Zahl derselben beträgt 1,319,575, wovon 368,000 für das englische Heer bestimmt waren. Birmingham allein hat 100,000 Flinten jährlich geliefert. Aus Frankreich wurden 20,000, aus Belgien 40,000 und von Amerika eine gleiche Anzahl bestellt. Von beiden ersten Ländern wurde England in der letzten Zeit einiger Abbruch gethan, indem dieselben englische Arbeiter herangezogen und nun einen Theil ihres Bedarfes selbst fabriziren.

Aus Paris wird geschrieben: Man spricht in der militärischen Welt sehr viel von der Kanone, die der Belgier Montigny erfunden hat. Diese Kanone von ganz neuer Gestalt wird von rückwärts geladen und kann von einem einzelnen Manne bedient, gerichtet und losgebrannt werden. Sie ist von sehr großer Tragweite und vieler Genauigkeit. Das Artilleriekomite will eine solche Kanone aus Lüttich kommen lassen, um Versuche damit anzustellen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland't'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 73 Freitag, 26. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Ach, was würde Eduard sagen, zu den verkauften Kleidern und Geräthen? Daß sie an die Mutter geschrieben, das wollte sie ihm ganz und gar verschweigen, die Mutter hatte ja nicht geantwortet und diese Demüthigung konnte dem armen Bruder daher erspart bleiben, und dann, o, lieber Gott, womit sollte sie ihn wohl pflegen, wenn er jetzt genesend, der Stärkung so benöthigt seyn würde. Sie saß und dachte und dachte, wenn sie Tag und Nacht nähte und stickte, sie konnte allein nicht vier Menschen ernähren, von denen zwei so elend und der größten Aufmerksamkeit bedürftig waren.

Sie verstand nichts von den Künsten, mit denen man Geld halb verdient und halb erbettelt, sie konnte nicht Harfe spielen und an den Straßenecken singen, oder tanzen und mit einem Teller bei den Leuten fern und nah umhergehen. Das stille, schöne, in Zurückgezogenheit erwachsene Mädchen, wäre zusammengesunken vor Scham und Blödigkeit, wenn sie dergleichen versucht hätte. Daß sie an so etwas nur dachte, war ein Zeichen ihrer Alles überwindenden Liebe für den Bruder, aber nur zu gut wußte sie, daß ihre Nervenkraft niemals ausreichen konnte, eine öffentliche Schaustellung solcher Art durchzumachen.

Wenn ich ihn mit meinem Blute sättigen und erquicken könnte, dachte sie, ich wollte es ja gern aus meinen Adern in die seinen fließen lassen, ich möchte eine Hand, einen Fuß, einen Zahn, möchte mein Auge verkaufen — Herr Gott! ein Gedanke schoß blitzartig durch ihre Seele, sie besaß noch Etwas, womit sie dem Bruder einige nothwendige Stärkungsmittel verschaffen konnte.

Es mochte Mitternacht seyn, als sie, wie von einer Feder emporgeschnellt, vom Stuhl aufsprang. Sie legte ihre Arbeit zusammen und stellte das Lämpchen vor den kleinen Spiegel. Dann zog sie den Kamm aus ihren Haaren und ließ dieselben, einen Mantel von brauner Seide gleich, um ihre Schultern wallen. Dieß Haar, dieß reiche, weiche und prächtige Haar, um das eine Kaiserin die Tochter des Musikanten beneiden konnte, war das Kapital, von dem der kranke Bruder gepflegt werden sollte. Sie flocht es sorglich zum Letztenmal, und legte die lange, lange, seidige Flechte unter das weiße Nachthäubchen. Dieß Haar! Er, der Ferne, an den zu denken sie sich nur selten erlaubte, hatte es den Krönungsmantel der Schönheit genannt, sie gab es hin, unweigerlich, ja freudig für den Bruder, und dankte Gott, der es ihr gegeben, den geliebten Kranken vor Hunger und bis zu seiner Genesung vor jener drückenden Angst zu schützen, welche die Hauptqual des Armen ist, wenn er sich arbeitsunfähig fühlt und das Elend sich näher kommen sieht.

Nachdem Gertrud ihren Entschluß gefaßt, schlief sie und die Ruhe gab ihrem jugendlichen Körper einen Theil seiner Kraft zurück. Sie erwachte muthig, sorgte für das Frühstück der Ihrigen, hatte sie doch in der Summe, die sie für ihre letzte Arbeit erhalten, noch einen Geldvorrath für ein paar Tage. — Margarethe kochte die Milch für das Kind, den Kaffee für den Vater und ein Töpfchen Hühnerbrühe für den Kranken, während sie eiligen Schrittes nach der Stadt ging, einen Friseur aufzusuchen. —

Am Kohlenmarkt, unfern des Schauspielhauses, fand sie das Schild eines solchen, das Wachsbild eines modernen Herrn mit wohlgescheiteltem Haar und trefflich gestutztem Bärtchen. Der Inhaber, seinem Aushängeschild einigermaßen ähnlich, schien erstaunt, ein junges, schönes Mädchen, bei sich eintreten zu sehen, doch führte er sie galant in das elegante Kabinet und fragte nach ihren Befehlen.

Gertrud nahm den kleinen, mit einem einfachen, weißen Bande verzierten Strohhut ab und sagte: „Wie gefällt Ihnen mein Haar, mein Herr?"

Der Künstler trat ihr näher und betrachtete die Massen brauner, seidener Flechten, die sich vier bis fünf Mal um einander ringelten und eine Art von Mütze auf dem zierlichen Eirund von Ger-

trud's Köpfen bildeten, fast zu schwer erscheinend, um von demselben getragen zu werden.

„Sehr schön, ausserordentlich schön, ganz merkwürdig", sagte er dann, die Hand leicht auf diesen natürlichen Schmuck des jungen Mädchens legend.

„Die Flechte ist vom Bande an, zwei eine halbe Elle lang", sagte Getrud und ließ dieselbe niederrollen, indem sie die dieselbe befestigenden Nadeln herauszog.

„Potz, tausend! Das ist Haar! Das ist etwas Himmlisches von Haar!" rief der junge Mann, in eine wahrhafte Künstlerbegeisterung gerathend, beim Anblick dieser Pracht und Fülle.

„Und was ist dieß Haar werth?"

„Werth! mein Fräulein? Millionen für Ihren Liebhaber, unbezahlbar für Sie selbst."

„Aber für Sie oder für jeden andern Mann Ihres Faches?"

„Ach! warum sollte ich einen Schmuck taxiren, den Sie doch nicht verkaufen werden, mein Fräulein?"

„Aber ich beabsichtige dieß zu thun."

„Unmöglich, ganz unmöglich! Es wäre ja eine Barbarei, die man nicht verantworten könnte, die Scheere an diese Pracht zu legen."

„Aber, mein Herr, ich will mein Haar verkaufen."

Der junge Mann sah das schöne Mädchen eine Weile an, und sagte dann mit einem eignen Gesichtsausdruck, der Gertrud sehr unheimlich erschien: „Und warum wollen Sie sich des schönen Haares, dieser großen Schönheit berauben, wenn ich fragen darf?"

„Die Frage ist nicht", entgegnete sie, „warum ich mein Haar verkaufen will, sondern ob Sie gesonnen sind, es zu kaufen, und was Sie mir in diesem Fall dafür bieten."

„Darf ich die Flechten auflösen?"

„Der Käufer hat natürlich das Recht, die ihm angebotene Waare zu prüfen."

Gertrud öffnete bei diesen Worten selbst die Flechten, sie mußte dieselben, um sie unten nicht zu verzausen, dabei durch die Stuhllehne ziehen, und lächelnd sah der junge Mann dem Spiel der feinen Hände zu, die sich in den Wellen dieses Haares tauchten, das endlich einen braunen, weichen Mantel, um die jungfräuliche Gestalt des Mädchens bildend, sie vom Scheitel bis zum Fuß verhüllte.

„Weßhalb wollen Sie das Haar verkaufen?" fragte der Friseur nochmals. „Sie haben es wahrhaftig nicht nöthig, eine Dame von Ihrer Schönheit, von Ihrer Grazie, ich bitte Sie, behalten Sie Ihr Haar, und wenn Sie etwa Geld brauchen, mein Gott, ich schieße Ihnen etwas vor, ich —"

„Ich danke, mein Herr," sagte Gertrud, die mit jedem Moment sich in Gegenwart dieses Menschen bedrückter fühlte, „ich mache nicht Schulden, von denen ich nicht weiß, wenn ich sie bezahlen kann."

Auch der Haarkünstler schien befangen, er räusperte sich, blickte nochmals in das Gesicht des Mädchens und flüsterte: „Unser einer hat Verbindungen, ich — es würde Ihnen nicht an einem reichen Beschützer fehlen, wenn Sie es mir überließen, Sie mit meinen Freunden und Gönnern bekannt zu machen."

Gertrud zitterte. Ohne genau den Antrag zu verstehen, der ihr gemacht wurde, fühlte sie doch, daß es ein ehrloser sey. Sie fühlte den bittersten Schmerz der Armuth, welchen zu empfinden nur das arme Weib vom Geschick verurtheilt ist. Ohne weiter ein Wort zu sagen, begann sie ihr Haar zusammen zu winden, um nur schnell das Zimmer, dessen Wände Gluth auszuströmen schienen, verlassen zu können. Sie nahm ihren Hut von der Stuhllehne, drückte ihn auf das rasch zusammengewickelte Haar und wollte mit fliegender Eile hinausgehen, allein der häßliche Mensch vertrat ihr den Weg.

„Nein, mein Schöne," sagte er, „seyn Sie nicht eigensinnig, ich biete Ihnen Ihr Glück. Sie sind jung, schön und arm, was bleibt Ihnen da wohl übrig, als Ihre Schönheit zu Gelde zu machen, wollen Sie nicht schon damit anfangen? Ihr Haar verkaufen? Pfui! wer wird ein Blatt aus dem Kelche einer Rose kaufen, verkaufen Sie das Ganze! Ich wüßte der Käufer genug, die mit vollen Händen Hunderte, Tausende! zahlen würden, die Schönheit ist nie zu theuer bezahlt."

„Mein Herr, mein Herr!" sagte Gertrud, indem sie dem abscheulichen Menschen die gefalteten Hände flehend entgegenstreckte, „lassen Sie mich fortgehen, wenn Sie meine Flechte nicht kaufen wollen; ich bin ein armes Mädchen, fast eine Waise, schlimmer als eine Waise vielleicht, denn mein kranker Vater muß von meiner Hand das Brod empfangen und mein einziger Beschützer auf der Welt, mein Bruder, liegt auch schon seit Wochen hülflos danieder. Wir sind fremd hier am Orte, ich habe gearbeitet Tag und Nacht, ich will gern arbeiten, so lange eines Mädchens Kräfte es nur vermögen, aber ich kann nicht mit Frauenarbeit zwei Menschen erhalten, die nicht bloß Nahrung, sondern auch Erquickung bedürfen, und meine kleine Schwester dazu, mich selbst gar nicht einmal zu rechnen, denn ich bedarf nur wenig. Da kam mir der Gedanke, mein Haar zu verkaufen. Mir ist oft gesagt worden, so langes Haar würde theuer bezahlt, und wenn ich kurzes Haar trage, spare ich noch täglich die Zeit, welche das Kämmen und Flechten kostet. Wollen Sie es kaufen, so sagen Sie es mir und zahlen Sie, was es werth ist, es ist ein gutes Werk, das Sie thun. Wollen Sie es

aber nicht, so lassen Sie mich fort, nennen Sie mir den Weg zu Ihrem nächsten Zunftgenossen, halten Sie mich aber nicht auf, zwei Kranke, ein Kind und meine Arbeit warten auf mich."

Es lag etwas Wahres, Edles und Reines in den Worten des jungen Mädchens, das jedes Menschenherz treffen mußte. Unschuld, Fleiß und Wahrheitsliebe, standen wie unsichtbare Engel neben der rührenden Gestalt Gertrud's, und ihre Seraphsfittige bildeten eine heilige Schranke zwischen dem armen, von aller Menschenhülfe verlassenen Mädchen und dem gemeinen Manne, den schmutzige Erfahrungen gelehrt hatten, die Armuth eines schönen Mädchens zu seiner Bundesgenossin zu machen. — Er zitterte und erbleichte, und in seinem Herzen regten sich Gefühle besserer Art.

„Fräulein," sagte er, „wenn es Ihnen Ernst ist, wirklicher Ernst, gut! ich kaufe Ihr Haar! Es ist, zehn Thaler werth, zwölf vielleicht, ich werde es wiegen und messen, ich gebe Ihnen den höchsten Preis, gewiß, das thue ich. Setzen Sie sich nur nieder, ich werde Sie auch nicht zu lange aufhalten."

Gertrud saß schon und hielt ihr Hütchen auf den Knieen. Sie fühlte am Nacken die Metallkälte der Scheere, sie hörte das Zuschnappen derselben. Der Friseur warf die langen, seidenen Haarwellen über seinen linken Arm. Das Opfer war gebracht, aber in Gertrud's zitternder Hand befanden sich auch vierzehn harte, blanke Thaler.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Stuttgart, 21. März: Viel macht gegenwärtig ein Prozeß von sich reden, der durch den Gant des flüchtig gewordenen Banquiers Weiß veranlaßt worden ist. Kaufmann Groschopf in Ulm hat nämlich (wie gemeldet) bei der letzten Staatsanlehens-Lotterie-Ziehung zu Wien den Haupttreffer mit 200,000 fl. K.-M. gewonnen, welcher Gewinn ihm nun von den Gläubigern des Weiß streitig gemacht wird, weil das betreffende 250-fl.-Loos der Weiß'schen Gantmasse und nicht dem Groschopf gehöre. Diese Ansprüche will die Gantmasse damit begründen, daß Groschopf (der einige Staatspapiere von Weiß bezog und bezahlte, darunter das erwähnte 250-fl.-Loos) dem Weiß nach Empfang der Papiere geschrieben hat, er liebe diese Loose nicht, und es wäre ihm angenehm, andere dafür zu erhalten. Die Gläubiger des Weiß behaupten nun, daß Groschopf, wie dieser Brief beweise, das Loos nicht angenommen habe, daher es der Weiß'schen Masse gehöre. Groschopf dagegen wendet ein, daß er allerdings andere Loose lieber gehabt hätte, daß er sich aber, als er keine erhalten, und ihm überhaupt gar keine weitere Antwort zu Theil geworden sey, dabei beruhigt habe. Der Beweis dafür liege darin, daß er dieses Loos als sein Eigenthum bei der k. Hofbank hinterlegt habe, wo er einen Kredit genieße. Nach dieser Sachlage ist es wenig wahrscheinlich, daß die Weiß'schen Gläubiger mit ihren Ansprüchen bei Gericht durchdringen.

Bei dem am 18. bis 20. d. M. in Dresden versammelten Kongresse deutscher Theaterintendanten wurden besonders zwei wichtige Beschlüsse gefaßt. Der erste betraf die Theateragenten, und wurde beschlossen, daß alle zum Kartelverbande gehörigen deutschen Bühnenleitungen mit denselben vollständig brechen, und ein eigenes Geschäftsbureau, lediglich zum Nachweise, keineswegs aber zum Abschlusse von Engagements, mit dem Sitze in Berlin errichten. Der zweite betraf die hohen Honorare für Gastspiele außerdeutscher Künstler. Die sogen. 1000 fl. Abende sollen ein Ende haben und künftig das Honorar für solche Künstler für Bühnen ersten Ranges auf höchstens 40 Friedrichsd'or, für mittlere und kleine Bühnen auf höchstens 25 Friedrichsd'or festgesetzt werden. Es wurde ferner das ganze Vereinsinstitut des Kartelverbandes nach langen Debatten umgestaltet und eine neue Zentralisation des deutschen Bühnenwesens, Sicherung der gegenseitigen Rechtsverhältnisse, Organisation eines Schiedsgerichts für Differenzfälle als Hauptpunkte festgestellt. Sämmtliche Anträge wurden mit bedeutenden Majoritäten angenommen. Den Vorsitz führte der um das deutsche Bühnenwesen so verdiente Baron v. Gall, dem als Schriftführer der geistgewandte Dingelstedt zur Seite stand.

In einem Kaffeehause führten aus Anlaß der freien Schifffahrt auf der Donau zwei ältliche Herren ein anziehendes politisches Gespräch, welchem mehrere der Anwesenden mit gespanntem Interesse zuhörten. Ein junger Elegant aber spaziert mit einer noblen Frechheit mehrere Male zwischen den beiden Herren hindurch, welche so weit auseinander saßen, daß dieses sich allenfalls thun ließ. Die Zuhörer bemerkten murrend seine Ungezogenheit, nur die beiden Herren schienen es nicht zu sehen. „Ja, ja, wie ich Ihnen sage, Herr Doktor", fuhr der eine von ihnen fort, „wo Sie sitzen, liegt Belgrad, wo ich sitze, liegt Semlin, und mitten durch läuft die Sau (Sawe)." Ein allgemeines Gelächter er-

scholl und der Naseweise wiederholte seine Promenade nicht mehr.

Als bei der Belagerung von Lucknau durch die Meuterer die Engländer ein altes festes Schloß aufgegeben und sich in die Zitadelle zurückziehen mußten, wurde das Magazin genannten Schlosses, welches 250 Fässer Pulver und 6 Mill. Patronen enthielt, beim Abzug in die Luft gesprengt. Ein Soldat, der betrunken in einem Winkel liegen geblieben und nicht aufgefunden worden war, flog mit in die Luft, kam aber unverletzt wieder auf die Erde, schlief seinen Rausch aus und fand des Morgens beim Erwachen zu seinem Erstaunen das Fort in eine Ruine verwandelt. Er ging, ohne von Jemand belästigt zu werden, ruhig nach der Zitadelle und brachte sogar noch ein Paar Zugochsen, an einem leeren Munitionskarren, die er unterwegs gefunden hatte, mit.

[Ein neues Zeichen, das Alter der Pferde zu bestimmen.] Nach Monforts Kosmos wird dieses Zeichen am obern Rande des untern Augenlides nach dem achten Jahre des Pferdes sichtbar und besteht in einer Falte oder Runzel, die sich dort bildet. Mit jedem neuen Jahre setzt sich von diesem Alter an eine neue Falte zu, und da gerade von hier ab die Bestimmung des Alters der Pferde schwierig wird und die Zähne, die hier leiten müssen, oft betrüglich zugerichtet werden, so verdient diese Angabe allerdings die Beachtung der Pferdehalter.

Der „Köln. Ztg.“ wird aus Bonn, 9. März, geschrieben: In letzter Nacht hat Hr. Dr. Winnecke auf der hiesigen Sternwarte einen neuen Kometen entdeckt. Er ist ziemlich schwach, groß und verwaschen. Seine geschätzte Position war heute Morgens um 2 Uhr gerade Aufsteigung 258 Grad 44 Minuten, südliche Abweichung 1 Grad 57 Minuten. Eine regelmäßige Beobachtung gab für 3 Uhr 58 Minuten die gerade Aufsteigung 258 Grad 55 Minuten und deren tägliche Veränderung 108 Minuten rechtläufig, für südliche Abweichung 1 Grad 55 Minuten ohne merkliche Veränderung. Die „Düsseld. Ztg“ erfährt, daß der am 4. Februar durch Herrn Goldschmidt in Paris entdeckte 52. der kleinen Planeten den Namen „Europa“ erhalten hat.

Auf den französischen fremden Inseln in dem Meere der Antillen wurde, wie die neuesten Depeschen melden, am 24. Febr. ein heftiges Erdbeben gespürt. Auf Martinique erfolgten kurz nach 4 Uhr Morgens zwei starke, ziemlich anhaltende Schwankungen; auf Guadeloupe um dieselbe Zeit ein starker Erdstoß. Man hatte keine Unfälle zu beklagen. An dem nämlichen Tage erfolgten mehr oder weniger heftige Erdstöße auf Jamaica, St. Thomas, Portorico, Curacao und St. Barthelemy; doch auch dort wurde glücklicherweise kein Schaden angerichtet.

Man schreibt aus Straßburg, 17. März: Die Sonnenfinsterniß vom 15. war hier nur in kurzen Augenblicken durch die dichten Wolken hindurch sichtbar, welche der Wind gegen den Rhein hin trieb. Hingegen konnte man das getreue Abbild dieser erhabenen Naturerscheinung ganz im Trocknen an der bewunderswerthen astronomischen Uhr im Münster beobachten, welche alle Gestaltungen und Wandlungen der Himmelskörper ganz genau und pünktlich wiedergab.

Vom Bodensee, 9. März, wird geschrieben: Im Untersee, Mannebach gegenüber, trat ein großer Granitfindling zu Tage, auf welchem drei Jahreszahlen (1785, 1755 und 1674) den Nachkommen den ungewöhnlich niedern Wasserstand anzeigen. Der jetzige Wasserspiegel ist noch um 7 Zoll niedriger als der niedrigste der drei Jahrgänge (1674).

In einem Dorfe in der Nähe von Paris, durch welches die meisten Jagdfreunde wandern, hat ein Wilddieb ein sehr einträgliches Geschäft begründet. Ueber der Thür seines Hauses hängt nämlich ein Schild mit den Worten: „Hier verkauft man frisches Wild für die Jäger, die auf der Jagd nicht glücklich waren,“ und alle Sonntagsjäger kehren auf dem Rückwege bei dem gescheidten Manne ein, um ihre Jagdtaschen mit seinem Vorrathe zu füllen.

[Ein Mißgriff.] „Ach, liebe Minna, ich bin die unglücklichste aller Bräute, mein Geliebter ist mir durchgegangen!“ — „Mein Gott, wie mag das gekommen seyn, er hat Dich ja so zärtlich geliebt?“ — „Mir ist es auch ganz unbegreiflich, aber ich schreibe es seiner Zerstreutheit zu; denn wir waren trotz des Widerstandes unserer Eltern, einig, gemeinschaftlich zu entfliehen; und mag sich mein Karl in der Hast vergriffen haben und ist statt mit mir, mit der Kassa seines Prinzipals durchgegangen.“

Redakteur: Gustav Meffert
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 74 Samstag, 27. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Das Geld für Gertrud's Haar war die Nahrung für den Vater und die Schwester, es war der Wein, die Brühe und jede Erquickung für den lieben, genesenden Bruder, es war ein Schatz, größer als manche Million, die keinen Hungrigen speist, keinen Kranken erquickt; denn das Geld ist nicht an sich etwas Großes, sondern nur als vermittelndes Werkzeug, wie der Hebel, das Rad, die Walze, die für sich auch nichts sind, als ein Stückchen Holz oder Metall und doch das Angesicht der Erde verändern, wenn sie richtig gebraucht werden. Für Gertrud waren diese vierzehn runden Silberstücke, was dem Eingekerkerten die Feile ist, welche die Schlösser seines Gefängnisses öffnen kann. Sie dankte mit einem freudigen Blick und sprang hinaus und flog in die Läden, wo sie ihre Einkäufe machen mußte und dann nach Hause an den kleinen Herd, wo sie die schöne Frühstücksgrütze für ihren Eduard fand, und Kaffee für den Vater.

Wie sie so da stand in der kleinen Küche, die Wangen angehaucht vom Roth der Freude, die lieben Augen glänzend von innerm Glück, da war sie glücklich, glücklich, wie es keine Fürstin auf ihrem Throne, keine gefeierte Schönheit im Ballsaal in höherm Grade seyn kann.

Die Noth war überwunden, durch ihre eigene Kraft, durch ihre Opferwilligkeit, ihren Fleiß, ihr treues Ausharren. Das Geld für ihr Haar und das, was sie noch verdienen konnte, reichte sicherlich aus, die Ihrigen zu erhalten, bis Eduard wieder bei Kräften war, und sie dann nur, als seine Helferin zu wirken und zu schaffen hatte. O, und wie goldene Tage lagen vor ihr, wenn der Bruder genesen seyn würde, der Garten, das kleine, liebe Häuschen, jedes Möbel, das sie besaßen und benutzten, war ja eine frisch und fröhlich sprudelnde Quelle von Glück für die vereinten Geschwister.

Mit freudig pochendem Herzen trat sie in das Schlafzimmer; Eduard saß auf dem Stuhl am Fenster, streckte ihr die abgemagerte Hand entgegen und fragte lächelnd: „Wo bist Du denn aber gewesen, Du böse, böse Gertrud?" Ach, Gott, er war ja heute schon viel, viel munterer als gestern, hatte er doch so süß und erquicklich geschlafen.

„Frühstück habe ich besorgt, für Dich und uns Alle," sagte sie und streichelte seine Wangen und er küßte ihre Finger, die seinen Lippen so nahe kamen und lachte, daß die weißen Zähne sichtbar wurden, und sagte: „Das hast Du mit Weisheit geordnet, denn mich hungert gehörig."

Sie hatte ihr Morgenhäubchen aufbehalten, damit Eduard den Verlust ihres Haares nicht gleich sehen sollte, und da er kein Liebhaber, sondern ihr Bruder war, so bemerkte er ihn auch nicht so leicht. Sie schob ein Tischchen vor den Stuhl des Genesenden und setzte sich ihm gegenüber, und während sie die kleine Leontine versorgte, hingen ihre Augen an dem lieben Bruder. Gott, wie er so mit Appetit aß! Die warme Luft wehte durchs offene Fenster und trug auf ihren Flügeln, Blumendüfte in das kleine, reinliche Zimmer. Der Sonnenschein huschte durch die Blätter der Obstbäume und spielte auf dem weichen, grünen Rasen, und vom Hagelsberg herab tönten die heitern Klänge einer lustigen Musik. Das Leben war wieder schön. Die Welt rosig und golden.

„Aber nun legst Du Dich nieder und schläfst wieder ein Stündchen, bis wir zusammen zu Mittag essen," sagte Gertrud.

„Ich dachte, ich wollte einmal mit Dir in den Garten zu gehen versuchen," entgegnete der Genesende, „aber es geht doch noch nicht so recht, meine zwei Beine kommen mir vor wie zwei eingeknickte Spazierstöcke, man kann sich nicht darauf stützen, ohne zu fürchten, daß sie brechen."

Er legte sich wieder ins Bett und Gertrud schlug die leichte Decke über ihn, während er sagte:

„Wenn ich so ein Ding hätte, wie einen Schlafrock, so wäre mir das jetzt recht schätzbar."

Einen Schlafrock! Er mußte ihn haben, wenn er aufstehen und umhergehen sollte. Gertrud ging noch einmal in die Stadt in den Laden eines Schneiders und kaufte dort für drei Thaler acht-

zehn Silbergroschen das Kleidungsstück. Es war ein schöner türkischer Schlafrock von buntem Madras, man konnte ihn mit Litzen vorn zumachen und inwendig war er ordentlich seidenweich. Morgenschuhe, sehr weiche und bequeme, besaß er schon, nun konnte er sich pflegen.

In der Mittagstunde trug sie den kleinen Tisch in den Garten und deckte ihn unter einem schönen Apfelbaum, an dem noch die letzten Blüthen prangten.

Die kleine Leontine trug die Servietten und die Löffel hinaus, sie half schon immer und war glücklich, wenn sie es durfte.

Doktor Malmaison hatte erlaubt, daß Eduard draußen sitzen durfte, Gertrud legte ein Brett vor seinen Sitz, damit die Füße ihm nicht kalt und feucht am Boden würden. Sie hatte eine Flasche Wein besorgt und stellte ihr einziges Weinglas neben Eduard's Teller, dann trug sie ihm den Schlafrock ans Bett.

Eduard betrachtete ihn mit leuchtenden Augen.

„Das ist wahrhaft ein nobler Rock," sagte er fröhlich, „und wie wird er mir gut thun, wenn ich im Herbst und im Winter früh Morgens am Zeichentisch sitzen muß."

Gertrud's Herz war ganz voll von Glück bei diesen Worten, sie küßte des Bruders bleiche Stirn und lachte so lustig und laut, als ob es gar keine solchen Ungeheuer, wie Hunger und Noth, auf Erden gebe. Nein, sie lachte lustiger, denn sie lachte in dem Bewußtseyn, diese Ungeheuer besiegt zu haben.

Sie saßen sich gegenüber im Grünen, diese Geschwister, die muthig miteinander die Last des Lebens ertrugen. Jene Last, die nur dem Trägen, dem Muthlosen oder dem unerträglich wird, der das heilige Feuer der Liebe in seinem Herzen hat erlöschen lassen. Zwischen ihnen saß auf der einen Seite der geistesschwache Vater, auf der andern das hülflose Kind, Beide an sie, die jungen, arbeitsfähigen und lebensmuthigen Herzen gewiesen.

Der Genesende aß die Speisen und trank den Wein, die die liebevolle und aufopfernde Schwester für ihn zugerichtet.

„Wie lange bin ich denn krank gewesen?" fragte Eduard, als er, gesättigt und erquickt, sich in seinen Stuhl zurücklehnte.

Drei Wochen," sagte sie leise.

„Unmöglich, großer Gott, Getrud, armes Kind, drei Wochen, wie hast Du es gemacht, um uns während dieser Zeit durchzubringen?"

Sie lächelte.

„Es ist ja gegangen, wie Du siehst, der liebe Gott ist im Schwachen mächtig.

„Und ich habe Wein und Brühe, Arzt und Arznei und einen neuen Schlafrock sogar, um Gotteswillen, Gertrud, wie hast Du das angefangen?"

„Nun ängstige Dich nicht, Eduard, es ist ja Alles nun gut und vorüber, wenn es mir auch manchmal schwer, ja unmöglich erschien, obgleich ich fast Tag und Nacht arbeitete; aber wie ich schon fast zu verzagen anfing, da gab mir der liebe Gott ein Mittel —"

„Welches?" fragte der Bruder gepreßt und heftete die großen Augen auf das Gesicht der schönen Schwester.

Es war rein wie Gottes Lichtstrahl; aber indem er die schöne Gestalt mit seinen Blicken musterte, sah er das kurz geschnittene Haar, das sich in kleinen Löckchen um das rosige Ohr des jungen Mädchens ringelte.

„Gertrud, Deine schöne, schöne Flechte!" sagte er schmerzlich aufseufzend.

Sie kniete, wie sie es so gern that, vor ihm nieder und stützte die Arme auf seinen Schooß.

„Laß es Dich nicht schmerzen, Bruderherz," sagte sie, selig lächelnd, „es wächst schon wieder, glaube mir nur, und nicht bloß jedes Haar hätte ich mir gern einzeln ausziehen lassen, um Dich zu erquicken und zu pflegen, sondern jeden Blutstropfen aus meinen Adern hätte ich für Dich hingegeben, mit Freuden. Eduard weine nicht darüber, es ist ja nichts seliger, als dem ein Opfer zu bringen, den man liebt."

Er legte eine seiner bleichen Hände auf ihr Haupt, und während er mit der andern sie näher an sein Herz zog, sagte er feuchten Auges zum Himmel blickend:

„O, Gott, wie reich bin ich und wie glücklich!"

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Hülfsverein in Paris.

Der deutsche Hülfsverein in Paris scheint wieder auf einen grünen Zweig zu kommen, was er zum Theil seinem neuen Präsidenten, Hrn. Baron Seebach, k. sächsischem Gesandten, verdankt. Fast die Hälfte der Beiträge im verflossenen Jahr, 4012 Fr., kam vom Kaiser von Oesterreich, den Königen von Preußen und Hannover, dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz und dem Senat von Frankfurt. Die reichen Hamburger und das solide Bremen haben nichts gegeben. Die hunderttausend Deutsche in Paris haben die andere etwas größere Hälfte aufgebracht. Von den Deutschen zu Hause ist kein Sou gekommen. Der Vorsitz im Verein gebührt daher, kraft der Ziffern einem Diplomaten. Auch Lord Cowley ist der Protektor des

englischen Hülfsvereins, der nach Ostern unter dem Patronat der englischen Gesandtschaft einen der fashionabelsten Wohlthätigkeitsbälle geben wird. Für den Baron Seebach ist das Amt nicht neu. Er selbst hat schon vor vierzehn Jahren in St. Petersburg einen deutschen Wohlthätigkeitsverein gegründet, der, Dank seinem edlen Eifer, jetzt auf festem Grunde steht. Dem Pariser Hülfsverein sind seine dort erworbenen Fachkenntnisse und Erfahrungen schon sehr nützlich gewesen. Der Hr. Baron begnügt sich nicht, den Verein mit seinem Namen zu schmücken, er nimmt sich die Zeit, und gibt sich die Mühe, den Ausschußsitzungen beizuwohnen. Bei seiner ausgebreiteten, weit reichenden diplomatischen Geschäftigkeit, ist dieß sicherlich kein kleines Verdienst, es ist ein wahres Opfer. Auch seine Gemahlin, Frau Baronin v. Seebach-Nesselrode, war für den Verein thätig. Sie hat mit der Frau Baronin von Wendland ein Damen-Komite gegründet, das sich die Aufgabe stellt, alle Anstrengungen des Vereins zu befördern, die Armen zu besuchen, Kinder in Schulen, in der Lehre, in einem Dienst unterzubringen. Das Programm ist schön, aber das Komite zählt erst 6 Mitglieder, und die Abwesenheit der Gründerin hat seine Wirksamkeit unterbrochen. Nichtsdestoweniger ist das Bestehen des Komite's an und für sich schon ein wesentlicher Gewinnst, ein aneiferndes Beispiel. Der Verein, dessen Auflösung nach 1848 bloß durch die kräftige Theilnahme des Hrn. Dr. Cohn, der in Armensachen vielleicht die größte Autorität und einer der geschultesten Praktiker ist, und durch die unermüdliche, unerschütterliche Ausdauer des Sekretärs, Hrn. Dr. Karpeles, verhindert wurde, besitzt endlich ein eigenes Lokal und einen bezahlten Beamten. Nach dem Beispiel des Vereins in St. Petersburg, will er für jedes Stadtviertel, Pflegeväter bestellen, welche eine verläßliche und stetige Verbindung zwischen dem Ausschuß, dem deutschen, hiesigen Publikum und den Hülfsbedürftigen herstellen sollen. Der durch neue Mitglieder aufgefrischte Ausschuß hat seit dem Sommer 1856 eine größere und praktischere Thätigkeit entwickelt. Er hat einen deutschen Ball, und mit Hülfe des Ausschußmitglieds, Hrn. Rosenhain, ein Konzert veranstaltet, die zusammen 6800 Fr. eintrugen, nicht viel weniger als sämmtliche Beiträge. Durch öftere Wiederholungen des Balls, kann eine nationale Geselligkeit in würdiger, eleganter, fashionabler Weise angeregt werden, womit einem allgemein gefühlten Bedürfnisse abgeholfen würde. Nächsten Freitag, am 26. d. Mts. im Saale Herz, veranstaltet Hr. Rosenhain wieder ein Konzert zum Besten des Vereins. Hr. Stokhausen und die Germania, Bach, Mozart, Beethoven, Schumann, Mendelssohn stehen auf dem Programm. Man muß hoffen, daß die vielen Deutschen, die sich so oft für die Bettelkonzerte eines musikindustriellen Landsmannes pressen lassen, Abends vom Boulevard ablenken, um sich selbst und dem Verein Gutes zu thun. Die Gesammteinnahme des Vereins betrug im vorigen Jahr die beschämende Kleinigkeit von 20,376 Fr. In Paris gibt es mindestens 60,000 Deutsche, wovon jeder einen Jahresbeitrag von 10 Fr. leicht geben kann und auch gern leisten wird, wenn er unmittelbar darum angegangen würde. Um die Theilnahme anzuregen, muß sich der Verein bekannter machen, er soll selbst die Reklame nicht scheuen. In dem Verzeichniß der Vereinsmitglieder sollte man die Namen, Beschäftigungen und Adressen aller hier ansässigen, oder in dauernder Arbeit stehenden Deutschen finden, so daß es ein deutsches Adreßbuch für Paris wäre. Bald würde kein hiesiger Deutscher einen kleinen Beitrag scheuen, um seinen Namen darin zu lesen. Endlich müßte jedes Vereinsmitglied es sich zur Pflicht machen, den Deutschen, die zum Vergnügen oder Geschäfte halber hieher kommen, eine kleine Beisteuer abzufordern. Dann würde die Jahreseinnahme des Vereins bald 100,000 Fr. beträchtlich übersteigen. Der Verein geht mit der Absicht um, ein deutsches Spital zu gründen, die größte Wohlthat, die er Arbeitern und kleinen Angestellten leisten könnte. Der kranke, meistens unverheirathete Deutsche, wüßte dann, wohin er sich zu wenden hat, um bis zu seiner vollkommenen Genesung und wiedererlangten Arbeitsfähigkeit ein heimisches Obdach, Rath und That, Trost und freundliche Worte zu finden. Die Mittel dazu, denkt er durch eine großartige, in Deutschland und Frankreich zugleich auszuschreibende Lotterie herbeizuschaffen. Möge er entschlossen, vertrauensvoll darangehen. Das Deutschland hier und über dem Rhein, das ganze Deutschland von Straßburg und Köln bis Berlin und Stettin, von Hamburg bis Wien und Triest wird mitspielen.

Mannigfaltigkeiten.

Am Fastnachts-Dienstage keinen Sou in der Tasche haben, ist nicht lustig, und in dieser trübseligen Lage befand sich Bagachon, Auslaufer in einem Pariser Spezereiwaaren-Geschäfte. Er hatte nicht nur keinen Sou, sondern auch keinen Platz, da ihn gerade an diesem Tage sein Herr zur Thüre hinausgeworfen hatte. Jedem Andern wäre unter diesen Verhältnissen der Spaß vergangen, aber bei Bagachon steigerte sich gerade die Lust mit der Unmöglichkeit. Nach reifem Ueberlegen begibt er sich zu seinem Kunden seines ehemaligen Herrn und

hält ihm folgende Rede: »Ich gehe nach Vaugirard, um Waare zu holen, und sehe eben, daß mir 20 Frks. fehlen; Sie könnten sie mir wohl leihen und mir den doppelten Weg ersparen.« Der Kunde kannte den Burschen recht gut, glaubt ohne Weiteres, was man ihm sagt, und gibt 20 Frks. Durch diesen ersten Erfolg ermuthigt, denkt Bagachon: 20 Frks., das ist gerade genug, um ein Troubadour-Kostüm zu bezahlen (das Ideal Bagachon's war es, als Troubadour verkleidet zu gehen). Ich will's mit mehr versuchen. Dießesmal geht er zu einer Kundin; er erzählt ihr dieselbe Geschichte und befindet sich nach wenigen Augenblicken im Besitze von 40 Frks.; in der großen Opera machte unser Troubadour mit seinem aprikosenfarbenen Kostüm Furore; er hatte seine Individualität unter einer falschen Nase und einem Schnurrbarte verborgen. Er sieht einen niedlichen kleinen Domino ohne Kavalier, bietet ihm seinen Arm und später ein Souper an. Um behaglicher essen und trinken zu können, legt der Troubadour seine falsche Nase, der Domino seine schwarze Sammtmaske ab — und Troubador und Domino sind starr vor Staunen. Die Dame war gerade Jene, bei welcher Bagachon 20 Franken entlieh, um Waare in Vaugirard zu holen; eine Stunde später hatte die Kundin den Spezereihändler gesehen und wußte bereits, wie die Aktien standen. Das Weitere ist leicht zu errathen; der Troubadour wurde festgenommen und ging, um an dem Eisengitter des nächsten Arrestlokals Harfe zu spielen. Am 19. März stand Bagachon vor Gericht und mußte seinen Faschings-Dienstag mit 15 Monaten Gefängniß und 50 Franken Geldbuße büßen.

[Stenographisches Portrait.] Ein Schüler der k. k. böhmischen Ober-Realschule in Prag, Namens Alois Stane, führt das Portrait Gabelsbergers, des Erfinders der Stenographie, mittelst stenographischer Schriftzüge aus. Das ganze Bild von 2 Zoll Höhe und anderthalb Zoll Breite wird die Biographie des genialen Erfinders und eine Hymne an die Stenographie enthalten. Die Arbeit wird, so weit sie schon fertig, als gelungen geschildert. Die stenographische Probefahrt des genannten Schülers hat schon bei der allgemeinen Versammlung der Stenographen zu Dresden, wo sie von dem Lehrer dieser Kunst an der k. k. böhmischen Oberrealschule, Hrn. S. Bleier, vorgelegt wurde, bedeutendes Aufsehen erregt.

Die Dosensammlung des Sängers Lablache kommt dieser Tage in Paris zur Versteigerung. Diese Sammlung ist einzig in ihrer Art. Kaiserliche, königliche, fürstliche, republikanische, künstlerische, literarische, weibliche und romantische Dosen — Alles ist da vertreten, von der Dose der Frau von Sévigné bis zum zylinderförmigen Tabakbehälter der Hausmeisterin. Bildnisse von Kaisern, Königen, Erzherzogen, Prinzen und Prinzessinen, mit Guirlanden von Diamanten und anderen Edelsteinen der mannigfaltigsten Farbe und Form eingefaßt, Riesendosen für Cyklopen und Döschen für das feinste Damennäschen, all' Dieß kommt zum Verkaufe. Lablache hatte eine eigene Leidenschaft für Dosen. Die Dose war sein Alles. Er nannte den Sarge »die letzte Dose.«

Am 15. März lud in Berlin an den Anschlagssäulen ein großes Plakat des jetzigen Besitzers oder Pachters des „Universums“ (früher Tetzen's Lokal) vor dem Rosenthaler Thor das Publikum zu einem „Wetttrinken“ von Bayerisch Bier ein, mit dem Versprechen, daß der Trinker der meisten Seidel ein Ehrenglas und eine Achtel-Tonne Bier zur Belohnung erhalten solle. Man hätte wohl erwarten dürfen, ein solcher der Gesittung wie der Gesundheit gleich Hohn sprechender öffentlicher Skandal würde in der Stadt der Intelligenz unterbleiben; aber dieses „Wetttrinken“ hat wirklich stattgefunden und ein junger Mann soll den Preis mit dem Austrinken von 25 Seideln davon getragen haben.

Der bekannte Maschinenbauer Whitworth ist damit beschäftigt, eine Monsterschnellpresse für die „Times“ nach der amerikanischen Erfindung von R. Hoe u. Komp. in New-York anzufertigen, welche in der Stunde 20- bis 25,000 Abdrücke liefern soll.

Einem Professor der Astronomie, welcher mit der Berechnung der Bahn eines Kometen beschäftigt war, wurde ein Student gemeldet. Ohne von seiner Arbeit aufzusehen, rief er: „Kann in dreihundert Jahren wieder kommen!“

Räthsel.

Die Erste Sylbe immer seyn,
Und gern die Zweite werden,
Das ist und bleibt der Lieblingswunsch
Des Ganzen hier auf Erden.

Redakteur: Gustav Heffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 75 Montag, 29. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Eduard's Genesung ging, wie das bei seiner jugendlichen Kraft natürlich war, rasch von statten. Dem an Thätigkeit gewöhnten Jüngling war es bald ein Bedürfniß, wieder zu arbeiten, und seine Arbeit brachte schneller als die der Schwester die nothwendigen Subsistenzmittel für seine Familie.

Wieder wie sonst saßen die Geschwister beieinander und schafften für ihr gegenseitiges Wohl. Die äußern Verhältnisse, die Dekorationen ihres kleinen Lebensdramas waren aber hübscher, waren um Vieles freundlicher geworden.

Der Antheil, den Gertrud an dem Garten hatte, ward für sie nicht nur eine Quelle des Genusses, sondern auch eine Quelle des Erwerbs. Sobald nur Eduard außer Gefahr war, hatte sie sich die Gränzen ihres Gebietes zeigen lassen und begann in demselben zu schaffen.

Ein kleines eingezäuntes Höfchen trennte die hintere Front des Hauses von dem Garten. Dort scharrten bereits lustig sechs Hühner und ein schöner buntfederiger Hahn. Eine weiße Ziege lag angebunden unter einem großen Kirschbaum und senkte von Zeit zu Zeit den Kopf, um einige Grashälmchen für den Appetit zu speisen, denn Hunger hatte sie nicht bei der guten Weide.

Zwei Bienenstöcke standen an der Bergwand im Schatten, den einen hatte Eduard gekauft und der Schwester geschenkt und der Andere war ein junger Schwarm, den Gertrud sorgsam eingesetzt und an dem sie besondere Freude hatte.

Sie war mehr und mehr eine ordentliche Landwirthin geworden, die kleine Gertrud, die jetzt mit den Locken, die sich kurz und dicht um den zierlichen Nacken kräuselten, noch schöner, sicherlich wenigstens noch jugendlicher aussah als früher mit den langen schweren Flechten.

Dem geschickten, behenden, heitern Mädchen ward jede Arbeit leicht und die Arbeiten im Freien, das Sammeln des eben reifenden Strauchobstes, das Abmähen der größern Grasplätze, wohin die Ziege jetzt nicht durfte, damit es ihr im Winter nicht an Heu fehle, die Pflege ihrer Hausthiere waren für sie ebenso viele harmlose Vergnügen. Auf den Herbst freute sie sich ganz besonders, da wollte sie ein Blumengärtchen einrichten für den neuen Lenz, Obst dörren, Pflaumenmus einkochen und tausend andere Dinge thun, die alle so hübsch zu verrichten waren.

Leontine, das kleine, kluge, geschickte Kind, konnte ihr schon recht helfen und plauderte dabei lustig mit der ältern Schwester, so daß die Arbeit rasch von statten ging, wenn Beide zusammen waren. Fast war das kleine reizende Schwesterchen dem Herzen Gertrud's noch theurer als der Bruder. Theurer? Lieber Himmel, Liebe kann man nicht messen, wägen und zählen, sie ist ein Gut, das anders als die gewöhnlichen Güter der Erde sich mehrt, indem man es ausgibt oder theilt. Gertrud liebte ihre beiden so verschiedenen Geschwister in sehr verschiedener Weise, aber sie liebte Beide über Alles und hatte doch noch Platz in ihrem Herzen für die Liebe zur fernen Mutter, für die Liebe zu dem armen elenden Vater, für jene Liebe, die still und verhüllt, wie der Diamant im weißen Sammetschrein, der bestimmt ist, eine Kaiserin zu krönen, wenn er ans Licht gezogen wird, in ihrer jungfräulichen Seele lag.

Eduard war ernster geworden, als er es vor seiner Krankheit gewesen. Gertrud fühlte, daß ein Schmerz ihn bedrücke, der ihr unbekannt war. Ihr ahnendes Herz flüsterte ihr zu, daß es ein Schmerz der Liebe sey. Wie sie aber ihr eigenes Geheimniß als einen heiligen Schatz in der verschwiegenen Brust bewahrte, so hütete sie sich auch wohl unvorsichtig nach dem des Bruders zu forschen.

Wenn er eines theilnehmenden Herzens bedarf, so kennt er ja das meine, sagte sie zu sich selbst, wenn sie ihn manchmal so dasitzen sah, das ernste verschleierte Auge zu den Wolken erhoben, die ihre weißen Schwanenfittige ausbreitend über die

Wipfel der Bäume, über die Krone des Berges hinwegsegelten.

Sie ging dann zu ihm hin und legte ihre Arme um seinen Nacken oder ihr Köpfchen auf seine Schulter, aber sie fragte ihn nicht, sie liebte ihn bloß noch mehr, noch herzlicher, und er wußte das und war nicht unglücklich, wenn gleich er einen Kampf bestand, der momentan seine Körperkraft gebrochen und ihn an den Rand des Grabes geführt hatte.

Mit höchstem Eifer gab der Jüngling sich seinen Arbeiten und Studien hin, nicht bloß, weil dieselben die Mittel zu seinem Fortkommen in der Welt waren, auch nicht wegen des Interesses, das er an dem Gegenstande selbst nahm, es gab Stunden in seinem Leben, wo er dieß Interesse schwinden fühlte, vor dem heißen Schmerz in seiner Brust, sondern hauptsächlich, weil Arbeit und Studium sich stets bei ihm als die besten Zerstreuungsmittel bewährten.

Tom Smith hatte ihm, als er ging um sein Examen zu machen, einige Empfehlungen an höhergestellte Regierungsbeamte in Danzig mitgegeben, und diesen so wie seiner einnehmenden Persönlichkeit und seinen bedeutenden Kenntnissen verdankte er die günstige Aufnahme, die er überall fand und die Menge von Arbeiten, die ihm anvertraut wurden.

Er erwarb viel Geld, und Gertrud führte es mit Konsequenz durch, an jedem Ersten des Monats einen Friedrichsdor einzuwechseln und in Papier gewickelt in ein Schächtelchen zu legen, in dem jetzt bereits vier solcher Goldfüchschen eingesperrt waren, die das junge Mädchen bisweilen mit Seelenfreude betrachtete. Es war das Stammgeld zum Studiren für den Bruder, der ja noch drei Jahre mindestens in Berlin seyn mußte, um ein großer und berühmter Baumeister zu werden. Alles, was sie selbst erarbeitete, legte sie ebenfalls bei Seite und sah mit Herzklopfen dem Augenblick entgegen, wo sie den ersten Doppelfriedrichsdor zu den einfachen würde legen können, denn diese besonders vornehme Gestalt sollte das von ihr erworbene Geld unter ihren gemeinsamen Ersparnissen annehmen, sie wollte doch genau wissen, wie viel ein Mädchen in zwei bis drei Jahren verdienen könne.

Freilich mußte sie manchen Lieblingswunsch aufgeben, um monatlich 5 Thaler zwanzig Groschen ersparen und all ihr selbst erarbeitetes Geld weglegen zu können. Sie hätte gern ein hübsches schwarzes Wollenkleid gehabt, und ein Sopha an die Stelle des alten zerfallenen zu schaffen, war nur gar ihr Traum — wer denkt sich nicht einmal Feenmärchen aus! Sie sah bisweilen mit glänzenden Augen auf die Stelle an der Wand, wo solch ein Prachtmöbel hätte stehen können. Ein Sopha! Gott, ein Zimmer mit einem Sopha sieht immer viel anständiger aus, als eins, worin das wichtige Geräth fehlt.

Wenn ich ein altes Sopha kaufen könnte, dachte sie manchmal, von meinem grünen Mantel, der mir viel zu kurz geworden, würde ich einen hübschen Ueberzug bekommen, und das Futter und die Wattirung wären gut zu einem Mäntelchen für Leontine, wenn ich mein altes, auch schon ganz verwachsenes braunwollenes Kleid nähme, um es damit zu beziehen. Aber das waren Träume, das Sparen für des Bruders Zukunft ging allen solchen luxuriösen Wünschen vor. Man kann auch ohne Sopha leben, ohne ein schwarzes Staatskleid anständig gekleidet gehen und von dem grünen Mantel konnte für Leontine ein Mäntelchen gemacht werden, ohne daß das braune Kleid geopfert wurde, aus dem sie künftiges Jahr dann ein Sonntagskleidchen bekommen sollte.

Holz für den Winter war schon angeschafft, auch hatte Eduard bereits durch Gertrud's Fleiß drei neue Oberhemden erhalten.

Die Krankheit war fast verschmerzt. Leontine plauderte bereits ziemlich verständig und der Vater war immer gut und ruhig, als der Herbst seinen Nebelmantel über Land und Stadt breitete.

Es war ein schöner Herbst und nie hatte Gertrud die Schönheit der Natur in dieser Jahreszeit so in vollen Zügen genießen können.

Der Garten, in dem sie so viel zu thun hatte, ward ihr gleichsam ein Freund. Die buntbelaubten Bäume erzählten ihr hundert Geschichten von vergangenen und künftigen Sommertagen, ihre Träume flogen auf den Flügeln der Elfenfädchen weit, weit hinweg in die Vergangenheit und Zukunft, und während sie mit fleißiger Hand für die Bequemlichkeit und das Fortkommen der Ihrigen sorgte, baute ihre reine Phantasie wundersame Luftschlösser, in denen das verklärte Bild Desjenigen wohnte, der für ihr junges Herz der Inbegriff alles Erhabenen und Süßen war.

Man mußte früh einheitzen, des Vaters wegen und auch weil Eduard beim Zeichnen leicht die Hände erstarrten, wenn das Zimmer kalt war. Morgens, wenn der Nebel wie ein tiefes Meer das Häuschen umwogte und das Feuer im Ofen flackerte und knisterte, legte Gertrud geschältes Obst zum Trocknen in die Röhre, das einen würzigen Duft in dem warmen Stübchen verbreitete, der sich angenehm mit dem Duft der Rosen und Reseda mischte, die sie am Fenster zog. Eduard saß dann in seinem türkischen Schlafrock an dem Zeichentische und arbeitete, Gertrud setzte sich ihm gegenüber ans Fenster, wo sie bei ihrer Nähterei den Nebel belauschte, der sich in Silberperlchen an jedem Zweiglein, an jeder bräunlichen Grasspitze, an jedem

verspäteten Blümchen, jeder reifen Beere zusammenhallte. Zu den Füßen der Schwester auf einem Bänkchen saß die kleine Leontine und machte mit Anstrengung ihre ersten Versuche in der schweren Kunst des Strickens. Einstecken, Umschlagen, Abheben, sagte sie sich dabei selbst vor, das Wort jedesmal mit der entsprechenden Manipulation begleitend, von Zeit zu Zeit aber streckte sie das Aermchen mit dem Strickzeuge zur Schwester empor und bat demüthig, die gefallene Masche aufzuheben.

Fleiß, Friede und Liebe schienen in dem kleinen Hause sich ein gemeinsames Nestchen gebaut zu haben. Die alte Nachbarin, die freundliche Margarethe, fühlte sich ordentlich erbaut von dem Leben der beiden wackern Geschwister und sang ihr Lob bei jeder Gelegenheit. Sie war auch eine wahre Freundin der Familie geworden und bei den kleinen häuslichen Sorgen Gertrud's ihre freundliche Rathgeberin. Das junge Mädchen hatte von der alten erfahrenen Person gut und sparsam kochen gelernt, denn Margarethe war eine perfekte Köchin, aber auch bei der Behandlung der Hühner, der Ziege, der Bienen, bei der Arbeit im Garten rieth und half die treue Nachbarin, und Gertrud war ihr dafür von Herzen dankbar.

Gegenwärtig hatte die Alte ein Geheimniß mit Eduard, daran konnte Gertrud gar nicht zweifeln. Es war gegen Weihnachten und da dachte sie wohl, daß es einer Ueberraschung für sie galt.

(Fortsetzung folgt.)

Operationen der russischen Armee am Kaukasus.

Auf dem ganzen rechten Flügel der kaukasischen Linie ist es, wie der „Kawkas" berichtet, im Januar sehr lebhaft zugegangen. Ausgedehnte Operationen unternahm namentlich der Generallieutenant Koslowski, nachdem am 18. Jan. die Einweihung der nun beendeten Festung Maikop, welche das Stabsquartier des Kuban'schen Regiments wird, zugleich mit der Grundsteinlegung eines Tempels des heil. Nikolas feierlich begangen worden war, um die Nachbarschaft dieses Postens gehörig zu säubern, um den Feinden, welche die Arbeiten nach Möglichkeit gestört hatten, zu zeigen, daß die Neckereien jetzt unmöglich seyen. Von zwei Seiten sollte, trotz des tiefen Winters, ein Einfall in das Herz von Abadsech gemacht werden. General Koslowski übernahm den schwierigen Theil der Aufgabe, brach am 23. Januar mit 8½ Bataillonen Infanterie, 8 Schwadronen Kavallerie und 14 Geschützen von Maikop auf, und ging am linken Ufer des Flusses Kurdschips aufwärts. Der von flüchtigen Kabardinern bewohnte Aul Kudenetow wurde, nachdem die Russen die Umgegend etwas gelichtet hatten, ohne Widerstand geräumt, dagegen machten die Bergbewohner alle Anstalten, den festen Aul Duch-Chabl aufs Aeußerste zu halten. Die Russen in drei Kolonnen, unter dem Generalmajor Tischotzki und den Obersten Preobraschenski und Lichutin, wovon die beiden letztern den Feind in der Flanke angriffen, nahmen ihn jedoch nach kurzem und blutigem Kampf, in welchem ihrerseits 2 Offiziere getödtet und 4, darunter der Oberst Preobraschenski, Kommandeur des Kuban'schen Regiments, verwundet wurden. Der Verlust an Gemeinen betrug 4 Todte und 48 Verwundete. General Koslowski wandte sich um nach dem obern Pschech, wo Mohammed-Amin seinen Hauptsitz hat, mußte aber des tiefen Schnees wegen umkehren, erreichte am 1. Februar Maikop, und entließ am 12. seine Truppen in die Winterquartiere. Die gleichzeitige Bewegung (die wohl eigentlich mit einer Vereinigung der beiden Korps hätte enden sollen) führte der Generalmajor Woitzizki von der Festung Bjeloretschinsk, die er am 26. Jan. verließ, längs des Flusses Pschech aus, gleichfalls sehr von Schnee belästigt. Er nahm zuerst den Aul Chastow-Chabl, aus dem jedoch die Einwohner ihre Vorräthe retten konnten, und am folgenden Tag eine stark besetzte Verschanzung. Von diesem Augenblick entfiel den Feinden der Muth, und sie begannen ihre Auls und alle ihre Vorräthe zu zerstören, um sie den Russen nicht in die Hände fallen zu lassen. Chosnoo, Tletechi und Tlescho-Chabl gingen auf diese Weise in Flammen auf, und während des nächsten Nachtlagers sahen die Russen auf allen Seiten rauchende Auls und Getreide- und Heuschober. Am 30 Januar erreichten die Russen Bjeloretschinsk wieder, und die Truppen bezogen die Winterquartiere. Am Kuban waren dagegen die Bergbewohner die Angreifer, und zwar mit mehr Kühnheit und Erfolg als seit Jahren. Etwas östlich von Jekaterinodar findet man auf einer etwas genauen Karte die Stanitza Paschkowskaja angegeben, etwa eine halbe Stunde vom Kuban entfernt. Etwas unterhalb Paschkowskaja liegt der kleine mit einer Kanone bewaffnete Paulsposten (Pawlowski Post). Am 12. Jan., dem Vorabend des russischen Neujahrs, in einer finstern Nacht, gingen 400 Reiter über den (mit Eis bedeckten) Kuban, denen unter dem Schutz des hohen Ufers 700 Mann zu Fuß folgten. Der Posten war von 65 Kosacken und 2 Offizieren besetzt, die vom Bankett herab ein starkes Feuer auf die Angreifer richteten. Diese stutzten nur einen Augenblick, drangen aber dann, ermuthigt durch einige Tapfere, vor, und in den

Posten ein, dessen Gebäude sie in Brand steckten. Der Kommandant des Postens, ein Kosacken-Jessaul, wurde auf dem Bankett von drei Kugeln verwundet, die Kosacken drängten sich um das Geschütz und fochten dort wie Verzweifelte. Nach einer Viertelstunde kam Hülfe aus Paschkowsk, bei deren Herannahen die Bergbewohner sogleich den Posten verließen, und glücklich wieder den Kuban erreichten. Die kleine Besatzung hatte, außer dem verwundeten Offizier, 16 Todte und 16 Verwundete. Man bemerkte bald, daß die Feinde noch größere Plane hatten. Weithin leuchteten jede Nacht ihre Lagerfeuer. Bscheduchen, Natuchaizen, Abadsechen, Schapsugen hatten sich zu einem entscheidenden Einfall verbündet. Am 19. Januar Früh gingen 600 Reiter unterhalb des Paulspostens über den Kuban, denen 1000 Mann zu Fuß im schnellen Lauf folgten, umgingen die Stanitza Paschkowskaia, um sie von der Landseite anzugreifen, während die Hauptmasse von 1500 bis 2000 Mann, die später über den Fluß setzte, sie von der Niederseite angriff. Allein dießmal waren die Russen besser gerüstet. Major Michailow mit zwei Kompagnien des Krym'schen Regiments und einer Batterie wies den Angriff auf die Stanitza zurück, und die Feinde, die zweimal den Sturm versuchten, und bis auf 100 Schritt an die Mauer herankamen, wichen vor dem Kartätschenfeuer zurück. Unterdessen eilten aus dem nächsten Posten beträchtliche Verstärkungen und aus Jekaterinodar ein Kosakenregiment herbei; der Feind zog sich jedoch unter dem Schutz seiner Kavallerie in verhältnißmäßig sehr guter Ordnung zurück, ja das Kosakenregiment kam sogar einen Augenblick in eine bedenkliche Lage. Offenbar hatten die Tscherkessen dießmal eine ungewöhnliche Taktik entfaltet, nach dem Mißlingen des Unternehmens geriethen sie in Streit, und gingen auseinander. Ihr Verlust an diesem Tag wurde von den Kundschaftern auf 100 Mann an Todten und Verwundeten angegeben.

Die Durchstechung des Mont Cenis.

Die Oesterr. Ztg. macht über diesen vielbesprochenen Plan Sardiniens folgende Bemerkungen: Die sardinische Regierung hat sich dazu 40 Millionen bewilligen lassen, und die Vollendung auf acht Jahre festgesetzt. Aber selbst wenn man das Drei- und Vierfache an Geld und Zeit daran setzen wollte, das Unternehmen bleibt dennoch chimärisch. Ein berühmter italienischer Mathematiker, hat es neulich in einer Turiner Zeitschrift eine italienische Poesie genannt, der kein Objekt in der Wirklichkeit entspricht. Die piemontesische Regierung hat sich da wieder mit dem Geist, der ihr ganzes Wesen charakterisirt, auf Experimente eingelassen, an welche sie das Mark des Landes setzt. Ein Hr. Maus hat ihr eine Maschine angeboten, welche den Berg durchbohren soll. Diese Bohrmaschine ist bereits früher einmal in der Schweiz versucht worden, sie zeigte sich unpraktikabel, und wird sich immer so zeigen. Bohrmaschinen können nur bei gleichartigen Massen angewendet werden; aber eine Maschine, die gleichmäßig mit stetiger Kraft nach mehreren Richtungen wirkt, jedoch in den Richtungen und in jedem Moment verschiedenartig gestaltete Massen trifft, muß bald in ihrer Wirksamkeit erlahmen. Dazu kommt noch, daß in einiger Tiefe, den in diesem Loch arbeitenden Leuten, die Luft abgeht. Auch hier hat man sich zu helfen gesucht, dadurch, daß man eine Pumpe anbrachte, welche die verdichtete Luft herabdrücken soll. Handelte es sich darum, das Werk wirklich zu vollenden, so müßte die Luft auf etwa 7000 Metres hineingedrückt werden, und die Maschine müßte täglich und ununterbrochen eine so ungeheure Menge des atmosphärischen Fluidums hineinpumpen, daß sie nur sehr kurze Zeit ausdauern könnte, und doch würde jede Stockung, jede Zögerung, jedes Gebrechen der Maschine den unverweilten Tod der Arbeiter zur Folge haben, denen augenblicklich die Luft zuzuströmen aufhören würde. Ueberdieß wäre in diesem Tunnel eine stete Hitze von 50°, so daß nicht leicht Jemand die Durchfahrt unternehmen würde, wenn er nicht dazu absolut gezwungen ist. Den Arbeitern aber, die wochen- und monatlang da ausharren sollen, wird schon auf Erden die Hölle bereitet. Man wird damit bloß viele Opfer an Geld und Menschenleben, aber keine Resultate erzielen. Während man in Turin sprach, hat Oesterreich gehandelt. Es hat nicht nur seine Bahn über den Semmering und Karst vollendet, sondern es hat einen zweiten Uebergang über die Alpen begonnen und bereits halb vollendet, die Tyroler Bahn.

Mannigfaltigkeiten.

Als unlängst irgend Jemand zu einem Bäcker sagte: „Sagen Sie ein Mal wie ist das mit den Semmeln? Sehen Sie, da hab' ich eine von Ihren Semmeln und eine von dem andern Bäcker und die ist viel größer; wie ist das möglich?“ erwiderte derselbe, nachdem er sich die Semmeln ein Weilchen besehen: „I sehen Sie einmal! der Andere wird wohl mehr Teig dazu nehmen.“

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 76 Dienstag, 30. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Eduard war viel und lange in dem kleinen Ställchen, das der geschickte Jüngling sich zu einer Werkstatt eingerichtet. Er hatte dort eine Hobel- und eine Drehbank, so wie einen kleinen Ambos stehen, die übrigen Handwerksgeräthe für Drechsler, Tischler und Schlosser hingen wohlgeordnet an der Decke und den Wänden. Ging er hinaus, so zog er jedesmal den Schlüssel sorgfältig ab und steckte ihn zu sich.

Gertrud lachte. Wenn sie Lust gehabt hätte, ihm neugierig nachzuspüren, so wäre ihr das ein Leichtes gewesen, denn aus dem Holzstall konnte man durch hundert größere und kleinere Ritzen in jenes Allerheiligste sehen; aber sie wollte das gar nicht, sie wollte sich und dem Bruder die Ueberraschung nicht rauben.

Sie sah, daß er die alten Packsäcke, aus der Bodenkammer in seine Werkstatt trug, sie hörte, daß er Leontine fragte, wo wohl das Seegras liegen möge, aber dessenungeachtet konnte sie nicht errathen, was er beabsichtigte.

Die alte Margaretha war oft bei ihm, manchmal stundenlang und Gertrud benutzte die Zeit, die der Bruder in der kalten Werkstatt zubrachte, um ihrerseits sein Weihnachtsgeschenk zu fertigen, das dießmal in schönen warmen Strümpfen und Morgenschuhen bestand, die durchweg wattirt und gesteppt, so warm seyn sollten, als ginge man in einem zu Schuh gewordenen Sommerabende.

Wieviel stilles heiliges Glück nähte das Mädchen mit liebevollen fleißigen Händen fest an ihre kleinen Geschenke.

In dem Häuschen, das die fleißige liebreiche Armuth bewohnt, weilen immer gern die guten Engel; bei den Geschwistern hatten sie ihre feste Wohnung aufgeschlagen.

Es rüsteten sich in der alten mächtigen Stadt Danzig und überall sonst auf dem Erdball tausend und abertausend Familien, das Christfest zu feiern. Schon waren die Postbeamten bis spät in die Nacht mit der Expedition der vielen, vielen Packete beschäftigt, schon wanderten Schaaren von frohen Menschen in die Konditoreien, und in den glänzend erleuchteten Rathskeller. Auf dem langen Markte standen die Weihnachtsbuden aufgerichtet und Kinder armer und reicher Eltern drängten sich, den rauhen Wind nicht scheuend, um die aufgestellten Spielsachen und Näschereien. Viele tausend Thaler wurden ausgegeben von Arm und Reich in diesen frohen Tagen. Auch Gertrud ließ es sich etwas kosten; der Mensch lebt nicht von Brod allein, dachte das junge Mädchen, es muß auch etwas da seyn zur Freude, wenn man ordentlich wirthschaftet. Nüsse und Aepfel hatte ihr der Garten gegeben, sie hatte auch noch späte Birnen für das Christfest gespart, die jetzt weich und süß waren, auch hatte sie unter Margarethen's Anleitung einen schönen Apfelkuchen gebacken und ein Christbrod mit Mohn gefüllt, den sie selbst gebaut, auch Zucker- und Pfeffernüßchen, hatte sie doch Honig von ihren Bienen, das theuerste Material zu solchem Backwerk. Es war Alles wohlgerathen und für die Kleine fehlte nicht der mit glänzenden Lichtchen und bunten Papierfahnen geschmückte Christbaum, an dem Guirlanden von Rosinen und Mandeln und bunte mit Aepfeln und Nüssen gefüllte Netzchen hingen. Schöne Schuhe von blankem Leder und ein neues Kleidchen von blauem Kattun hatte Eduard für das Schwesterchen gekauft. Er liebte das Kind jetzt auch von ganzem Herzen, liebt doch der gute Mensch so leicht ein Wesen, dem er Wohlthaten erzeigt.

So war denn der Christabend herangekommen. Gertrud erwartete die Stunde des Bescherens mit klopfendem Herzen; nicht darum, weil sie auf das gespannt war, was sie empfangen sollte, sondern weil es sie sehr freute, geben zu können. Die liebe Nachbarin, Frau Margarethe, war gebeten, an der Freude der kleinen Familie theilzunehmen, und hatte mit vielem Vergnügen die Einladung angenommen.

„Mein Herr," sagte sie, „der alte Geizhals, weiß nicht einmal, daß Weihnachten ist. Er sitzt für sich allein alle Tage im Jahr und brütet über

seinen Gebetbüchern und schlimmen Gedanken; wäre er nicht so alt und elend, ich wäre längst von ihm fort; aber was soll ich thun, verlassen kann ich den alten Mann doch nicht, denn er würde umkommen ohne mich und geradezu verhungern."

Sie hatte so unrecht nicht, die wackere Frau. Doktor Malmaison war ein wunderlicher, garstiger und unglücklicher Mensch. Man hätte ihn in Beziehung auf seinen maßlosen Geiz einen Wahnsinnigen nennen können, wenn er nicht sonst bei vollem Verstande gewesen wäre. Der alte Franzose lebte so zu sagen vom Singen und Beten, er hielt jeden Pfennig fest, der in den Bereich seines knöchernen Daumens kam. Manchmal glaubte selbst seine alte Haushälterin, daß er sehr arm sey, während sie ihn zu andern Zeiten im Verdacht hatte, großes Gut versteckt zu haben, das er auf unrechte Weise gewonnen.

Als Eduard genesen, hatte der Doktor sich nicht mehr um seine Hausgenossen bekümmert, das kleine Häuschen war sein Eigenthum, der Ertrag des Gartens und die Miethe, welche die Geschwister an ihn zahlten, war Alles, was er nach Margarethens Wissen besaß, und das war genug, um den beschränkten Hausstand zu erhalten, besonders da er die Ausgaben seiner alten Dienerin auf das Strengste kontrolirte.

Am Christabend hatte er dieser brummend Erlaubniß gegeben, hinüber zu Bergenau's zu gehen und sich am Weihnachtsbaum der Kleinen zu erfreuen. Da hatte denn Frau Margarethe auch ihr Scherflein zu den Weihnachtsfreuden beitragen wollen, sie hatte Aepfelkompot gemacht und von einer Feder, einem großen Apfel und vergoldeten Rosinen ein ganz eigenthümliches zierliches Christbäumchen für das Kind. Für Gertrud und Eduard aber hatte sie einen Kuchen gebacken, mit der Aufschrift: „Für meine lieben Nachbarn!" und diesen in den Händen tragend schritt sie denn bei eintretender Dämmerung über den kleinen Flur.

Gertrud war in der Vorderstube beschäftigt, den Weihnachtstisch zu decken, der bereits mitten in die Stube gerückt war. Frau Margarethe erbot sich zu helfen. Fünf Teller wurden aufgestellt, welche die hellen Lichtchen des Christbaums bestrahlen sollten, und leuchtend vor Glück ging das junge Mädchen in ihrem besten Kleide hin und her, Alles herbeitragend, was die Festfreude zu bilden und zu erhöhen bestimmt war.

Gertrud war engelschön in ihrer schuldlosen innigen Freude, eine wahrhafte Verklärung lag auf dem rosig angehauchten Antlitz, das von den braunen kurzen Locken eingerahmt, jedem Maler zum Vorbild einer Hebe hätte dienen können.

Eduard saß noch bei seiner Arbeit, Gertrud hatte das so gewünscht, damit er seine Geschenke nicht eher sehen sollte, bis sie in aller ihrer Pracht aufgestellt, und ihm war das eben recht, er hatte sich nur ausbedungen, daß die Schwester, wenn sie Alles geordnet, auf fünf Minuten das Zimmer verlassen sollte, nachdem sie ihre Geschenke wohl verdeckt. Dann wollte er ihr bescheren, wobei er Margarethe's Beihülfe bedurfte und mit Handschlag hatte er versprochen, das verhüllende Tuch nicht eher auch nur an einem Zipfelchen zu lüften, bis die Geschwister alle drei auch den Vater auf seinem Lehnstuhl ins Zimmer geschoben hätten.

Die Vorbereitungen waren nun alle getroffen, Eduard hatte die Lichter angezündet und ging seine Lieben zu holen.

Die alte Margarethe hielt die hüpfende kleine Leontine an der Hand, während die beiden in jugendlicher Schönheit strahlenden Geschwister den Stuhl schoben, auf dem der hinfällige blödsinnige Vater saß.

Der Glanz der Lichter verklärte das Bild des Familienlebens, das diese Menschengruppe nur vor den Augen Gottes entwickelte. Wie hell und sauber war das ärmliche Stübchen, wie viel Fleiß und Ausdauer hing an diesen, dem Geldwerthe nach so geringen Geschenken und wie viel Glück, wie viel herzliche, aufrichtige Freude trat ein mit diesen harmlos guten Menschen, die ihr ärmliches Weihnachtsfest feierten.

Während Eduard seine Geschenke betrachtete, die kleine Leontine über das neue Kleidchen, die neuen Schuhe und die schöne Puppe in lauten Jubel ausbrach, und die alte Margarethe dankend für die ihr zutheil gewordenen Liebesgaben knixte, stand Gertrud ganz erstaunt vor Eduard's Bescherung, dem selbstverfertigten Sopha, denn ein solches oder doch etwas Aehnliches war es, ein Divan, eine Ottomane, oder wie man ein dergleichen aus übereinandergelegten Polstern bestehendes Ding nennen mag. In der That war es ein Gerüst von einfachem Holz, übernagelt mit Leinwand, der man das Ansehen von aufgehäuften Kissen gegeben. Der Sitz bestand aus einer tüchtigen Matratze, ebenso die Seiten- und Rückenlehne und überzogen war das Alles mit hübschem dunkelrothem Madras, der wie Wollenzeug aussah.

Das Ganze zierte gar sehr die saubere Stube, sah freundlich aus und bot ein paar bequeme Sitze für die langen Winterabende. In Gertrud's Augen war es geradezu ein Zauberwerk. Sie klatschte in die Hände, sie sprang von einer Seite auf die andere und betrachtete ihr neues Eigenthum aus allen Gesichtspunkten. Sie saß ein wenig Probe darauf und hob die Seitenkissen auf, um ihnen eine malerische Lage zu geben. Sie küßte den Bruder und küßte sein Geschenk und fragte einmal über das andere:

„Und das hast Du selbst gemacht? Du selbst, mein goldener Junge? Aber Du bist ja ein Hexenmeister, ein Tausendkünstler, ein wahres Genie, Du lieber guter Eduard."

Dieser war auch ganz stolz auf sein gelungenes Werk. Frau Margarethe hatte ihm allerdings dabei mit ihrem guten Rath und ihren größten Nähnadeln beigestanden, aber konstruirt hatte er das Möbel selbst, er hatte die Matratzen gestopft und durchsteppt, hatte Alles überzogen und da konnte er bei Betrachtung des gelungenen Werkes sich wohl ein wenig stolz fühlen.

Noch brannten die Lichtchen des Christbaums, noch glühte und glänzte die Freude in Aller Zügen und Herzen, als ein leiser Finger an die Thür des Zimmers pochte.

Anfangs hörte die heitere Gesellschaft das Nahen eines Gastes nicht, endlich aber rief Eduard „Herein!" und Alle erstaunten nicht wenig, als in die niedere Thür eine Dame trat, schön wie die Feen in den Mährchen bei armen guten Leutchen einzutreten pflegen.

„Ich irre mich wahrscheinlich," sagte die glänzende Erscheinung, „ich wollte zu den Kindern des Violinisten Bergenau, man wies mich hierher, doch —"

„Sie sind recht berichtet, ich bin der Geometer Eduard Bergenau, dieses junge Mädchen ist meine Schwester Gertrud, hier unser kranker Vater, hier unsere freundliche Nachbarin, Frau Margarethe Winter; mit wem, gnädige Frau, habe ich die Ehre?" sagte der junge Hausherr, während Gertrud den Gast auf das neue Sopha nöthigte.

„Ich bin die Räthin Wender, eine Freundin Ihrer Mutter und bringe Ihnen tausend Grüße und Segenswünsche derselben zum Christfest."

Das Gesicht Eduards's wurde finster wie die Winternacht draußen und Gertrud's sanfte Augen füllten sich mit rasch hervorquellenden Thränen.

„Sie erinnern sich meiner wohl nicht mehr?" fragte die Räthin.

„O, doch," entgegnete Eduard mit unveränderter Miene, „in Ihrem Hause lernte unsere Mutter den Prinzen Moroschin kennen.

„Und ist sie gesund? Ist sie glücklich?" fragte Gertrud liebreich.

„Sie gedenkt ihrer fernen Kinder mit tiefster Liebe und betrübt sich schmerzlich, daß Sie ihr gar keine Gelegenheit geben, Ihnen diese Liebe auch durch die That beweisen zu können."

„Wir bedürfen der Unterstützung des Herrn Prinzen nicht," sagte Eduard fest, „wir sind gesund und arbeitsfähig."

„Aber Ihr Vater ist krank und bedürftig," entgegnete die Räthin.

„Der Vater eines gesunden, arbeitsfähigen Sohnes kann nicht fremder Hülfe bedürftig seyn, wenn dieser Sohn nicht Beides, ehrlos und lieblos ist."

„Ich will mit Ihnen nicht streiten, lieber junger Mann," sagte die Räthin sehr mild, indem sie einen zufriedenen Blick durch das Zimmer streifen ließ. „Sie folgen Ihrem Gefühl, indem Sie keine Unterstützung von dem Mann annehmen, der Ihnen die Mutter geraubt hat. Ich tadle Sie deßhalb nicht, ich kann den gerechten Stolz würdigen, der Sie zu dieser Handlungsweise bewegt, aber es wäre unkindlich und sehr hart, wenn Sie es abschlagen wollten, aus der Mutter eigener Hand einige Liebesgaben anzunehmen, Sie können der Mutter nicht die Freude versagen, ihre Kinder zu erfreuen."

Eduard schwieg, Gertrud aber sah mit nassem Blick zu der Räthin empor und fragte leise: „So gedenkt sie also immer noch ihrer Kinder?"

„Von ganzem Herzen, mit heißer Sehnsucht und nur zu oft mit großem Weh!" sagte Madame Wender und Gertrud bückte sich, von einem unwiderstehlichen Impulse getrieben, und drückte, dankbar für diese Versicherung, ihre Lippen auf die Hand der Dame.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Von der k. k. Sternwarte zu Wien wird in der Wiener Zeitung über den 51. Asteroiden berichtet: „Der an der Privat-Sternwarte des Herrn Valz zu Nismes von Herrn Laurent am 22. Januar d. J. entdeckte und von Herrn Valz „Nemausa" genannte Planet ist hier wie folgt beobachtet worden:

	Mittlere Wiener Zeit.	Gerade Aufsteigung	Nördliche Abweichung.
18 März	9h 30m	11h 34m 16s	2° 38,

und zeigte sich etwas heller als ein Stern 10. Größe. Wenn die vorläufigen Rechnungen, welche Herr Valz, Direktor der kaiserl. Sternwarte zu Marseille, auf die ersten Beobachtungen, welche von diesem Himmelskörper gelangen, gegründet hat, nicht durch spätere Bestimmungen bedeutende Aenderungen erfahren, so würde Nemausa als einer der merkwürdigsten unter den bisher bekannten Asteroiden anzusehen seyn. Ihre Umlaufszeit wäre die kürzeste (etwa 2¾ Jahre) in der ganzen Gruppe von Planeten zwischen Mars und Jupiter. Die Bahn wäre ebenso stark elliptisch wie die der Nysa und läge deßhalb zum Theile sogar innerhalb der Marsbahn. Nemausa könnte so der Erdbahn sich auf etwa vier Millionen d. M., also mehr nähern

als Mars und Venus, was ihr in astronomischer Beziehung ein besonderes Interesse verliehe."

Der Köln. Ztg. wird „von glaubwürdiger Seite" erzählt: In dem Dorfe Wallendorf bei Merseburg wurde in diesen Tagen ein altes Wohnhaus wegen Baufälligkeit niedergerissen. Als dieß Geschäft bis auf das Niederreißen der Mauern beendigt war, träumte dem Hutmann des Orts, es werde ihm von einem Franzosen, d. i. von einem französischen Soldaten der Kriegsjahre 1806—13, in dem alten Gemäuer eine Stelle bezeichnet, an welcher Geld verborgen sey. Kaum erwacht, geht er mit dem Arbeiter, der das Einreißen der Mauern übernommen hat, zu der bezeichneten Stelle, läßt über dem Herd in die Mauer einhauen, und nach wenigen Hieben wird ein Stein gelöst, der eine Höhlung verdeckt, aus welcher eine alte Strumpfsocke mit einem Lederriemen zugebunden, zum Vorschein kommt, in der sich bei näherer Untersuchung ungefähr 50 Speziesthaler befinden. Daß in dem Hause zur Zeit eines früheren Besitzers, Geld versteckt worden seyn sollte, davon war längst die Rede gewesen; immer aber bleibt es ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß der Mann im Traume die Stelle so bestimmt und richtig bezeichnet erhielt, selbst wenn man annehmen will, daß ihm bei der jedenfalls großen Lebhaftigkeit des Traumes irgend eine Jugenderinnerung wieder ins Gedächtniß zurückgekehrt sey und ihn unbewußt auf die richtige Spur geleitet habe. Der Fund ist übrigens zur Kenntniß der betreffenden Obrigkeit gebracht.

Aus Irkutsk (Sibirien) schreibt man der „Nordischen Biene": „Der gegenwärtige Winter setzt uns durch seine Uebergänge von Kälte zur Wärme und umgekehrt in Erstaunen. Am 20. Dez. hatten wir im Laufe des Tages + 2°, 5. Eines solchen Winters erinnert sich Niemand, ja in den Annalen von Irkutsk findet sich nirgends ein Wort über Wärmegrade im Dezember. Im November hatten wir sogar warme Tage von + 6°,5. Indessen nahm sich der Winter sein Recht: am 10. November, Morgens, zeigte das Thermometer — 20°,2 und im Dezember stieg die Kälte bis auf — 22°,3. Auf dem Angara-Flusse zeigte sich erst vor Kurzem Eis, jedoch vom Zufrieren desselben ist bisher nichts gehört worden. Da sich auf der Angara keine Eisdecke gebildet, so hört selbstverständlich jede Kommunikation auf, in Folge dessen Alles vertheuert wird. Auch in der transbaikalischen Provinz herrscht ein warmer Winter. Aus Nertschinsk erfahren wir, daß es daselbst im November geregnet hat, wonach die Schlittenbahn aufhörte. In Sibirien ist Regen im Winter das wunderbarste der Wunder. Eine Kälte von 15 Grad ist dort etwas Gewöhnliches, und ohne 30 Grad und darüber geht selten ein Winter vorüber. Unsere Alten sind der Meinung, daß der warme Winter nichts Gutes verkündet. Uns steht entweder Mißwachs oder eine Epidemie in Aussicht."

Die Andamen-Inseln, die dem Könige von Delhi zum lebenslänglichen Verbannungsort angewiesen wurden, liegen in der Bai von Bombay. Die größte und nördlichste ist 140 englische Meilen lang und 20 Meilen breit. Im Zentrum derselben erhebt sich der allen Schiffern wohlbekannte, 2400 Fuß hohe, Saddle Peak, von dem sich einige kleine Flüsse dem Meere zuwenden. Bauhölzer gibt es daselbst in Menge, doch ist die Mangrove die einzig erwähnenswerthe Baumfrucht. Die wilden Einwohner leben zumeist von Fischen, verschmähen aber auch Eidechsen, Schlangen, Guanas und Ratten nicht. Es ist ein armes Völklein von negerartigem Aussehen, das mit Noth sein Daseyn fristet und sich nur dadurch gegen die vielen Insekten schützen kann, daß es den ganzen Leib mit Lehm oder Morast überstreicht.

Aus Koblenz, 18. März, wird geschrieben: Die im Rheine bei Rhense, etwa 170 Schritte vom diesseitigen Ufer entdeckte Mineralquelle, welche bei dem niederen Wasserstande glücklicherweise gehörig gefaßt und mittels Röhren, welche in ein quer durch das Rheinbett laufendes Felsenriff eingesenkt sind, nach dem Ufer geleitet werden konnte, zieht die Aufmerksamkeit immer mehr auf sich, und haben bereits mehrere hiesige Aerzte dieselbe geprüft. Nach deren Aussage ist sie fast ganz dem Selterswasser gleich, nur soll sie noch etwas mehr Magnesia enthalten. Der Medizinalrath Dr. Mohr dahier ist von Seiten unserer Regierung mit der chemischen Analyse dieses Gesundbrunnens beauftragt.

Welche sonderbaren Aufforderungen an die Abgeordneten eingehen, beweist unter Anderem der jüngst erstattete sechste Bericht der Petitionskommission des preußischen Abgeordnetenhauses. Ein Chirurgiegehülfe bietet, die Verhältnisse der Barbiere zu reguliren. Unter andern seine Petition unterstützenden Gründen weist Petent darauf hin, „wie das ohnehin nur kärglich nährende Barbiergewerbe seit neuester Zeit durch Einführung fataler Demokratenbärte auf eine unverantwortliche Weise noch mehr geschmälert werde, weßhalb er auf die schon längst verheißene Revision des obengedachten Gegenstandes" anträgt.

Redakteur: Gustav Messert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 77 Mittwoch, 31. März 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Anna Wender legte leise ihren Arm um Gertrud's feinen Nacken und hob das zierliche Lockenköpfchen empor.

„Sie sind also die kleine, bleiche, Gertrud," sagte Frau Wender mit Herzlichkeit, „aber wo haben Sie denn Ihre prächtigen Flechten gelassen?"

Eine brennende Röthe flog über das zarte Gesichtchen des armen Mädchens, während Eduard mit festem Tone sagte: „Sie sind abgeschnitten."

„Nun, ich will das nicht bedauern," entgegnete die Räthin, „diese Lockenfülle steht Ihnen außerordentlich gut, Sie waren wohl krank als Sie Ihr schönes Haar verloren?"

„Nein," sagte Eduard stolz und fest, „aber ich war es, und sie opferte ihren schönsten Schmuck, um Vater und Geschwister zu erhalten, sie hat ihr Haar verkauft, Madame."

„Sie sind ein braves Mädchen," sagte Anna Wender herzlich, „Gott segne Sie dafür. Es wird dem Armen sehr schwer, sich immer ehrenhaft hindurchzubringen, zumal einem armen Mädchen. Ich weiß das, ich bin auch einst ein solches gewesen, eine arme Schauspielerin sogar. Wenn ich jetzt eine reiche Frau bin, so ändert dieß an meinen Erinnerungen nichts, auch Sie, Gertrud, können das werden, und dann wird die Erinnerung an das Opfer, das Sie dem Bruder gebracht, Ihnen eine helle Freude seyn — aber es ist Christabend und ich komme von einer abwesenden Mutter in der Rolle des heiligen Christes zu ihren Kinder gesandt. Darf ich bescheren?"

Eduard konnte nicht Nein sagen, er wandte sich ab und ließ die Freundin seiner Mutter gewähren.

Frau Wender hatte die freundliche Zofe mitgebracht, ließ diese jetzt eintreten, und mancherlei Packete und Päckchen ablegen.

„Augen zu, bis Alles fertig ist," sagte die kluge Dame mit lachendem Munde, während sie auspackte. Gertrud legte ihre Arme um des Bruders Nacken und flüsterte ihm Worte der Versöhnung ins Ohr.

„Ich kann mich nicht freuen, ich kann nicht," sagte er dumpf, „soll ich mich freuen über Das, was uns von der Mutter trennte? Um Geld und den glänzenden Kram, den man dafür kaufen kann, ging sie von uns. Ich hasse diesen bunten Flitter! Hätte sie den Prinzen geliebt, hätte sie ihre Kinder im Stiche gelassen, weil ihr Herz sie mit einem andern Manne verband, ich könnte ihr vergeben — —"

„Nein," entgegnete die milde Schwester, „Du irrst hierin, dann würdest Du Dich der Mutter schämen, jetzt zweifelst Du nur an ihrer Liebe, aber Du thust ihr Unrecht. Wir Beide haben das weiche, vielleicht zu weiche Herz des Vaters, wir verstehen, wie er es einst verstand, unserm Gefühl Worte zu geben, die Mutter konnte das nie, doch liebte sie uns, Eduard, und vielleicht, ja ich glaube das gewiß, sie ging von uns, um uns Gutes thun zu können. Komm, mein Bruder, komm! Freue Dich über die Gaben der Mutterliebe, komm, und laß das Andenken an die Mutter, die Nähe ihrer Freundin unser Christfest verschönern. Dem Guten gereicht Alles zum Heil, denn er weiß sich das Gute anzueignen, auch da, wo es mit Schlimmem gemischt erscheint. Sieh, mein Bruder, ein recht guter Mensch, so einer, wie er seyn soll, ist wie die Biene, die aus dem Kelch jeder Blume nur das Süße zieht."

„Ich bin solch eine Natur nicht," sagte Eduard finster. „Ich kann lieben und hassen, ich bin nicht so eitel Güte und Milde, wie Du, Herz von Wachs. Ich hasse den Mann, der sich unser Mutter gekauft hat, und ich verachte die Gaben, die sie uns anstatt ihrer Pflege, Erziehung und Liebe geben will."

„Nun kommen Sie, Herr Bergenau," sagte die Räthin fröhlich, „kommen Sie, Gertrud, und sehen Sie, was der heilige Christ Ihnen beschert hat."

Gertrud sprang an den Tisch, Eduard folgte ihr langsam.

Da lagen reiche Gaben ausgebreitet und daß

es Gaben der Liebe waren, daran konnte selbst Eduard's stolzes Herz nicht länger zweifeln. Wäsche aller Art, welche die Mutter mit eignen Händen genäht hatte, o, Gertrud kannte nur zu wohl, die so saubere Nähterei derselben, gestickte Westen, Unterröcke, Strümpfe, in denen die Namenzüge gleich eingestrickt waren. Sie hatte an ihre Kinder gedacht, die ferne Mutter, sie hatte lange und eifrig für dieselben in der Ferne geschafft und gearbeitet. Selbst das Herz Eduard's fühlte sich beruhigt und befriedigt; denn es war kein Geld unter den mütterlichen Gaben, es war ihre Zeit, die sie ihren Kindern gegeben, ihre Zeit und ihre Liebe, der stolze Sohn küßte die Arbeit der mütterlichen Hand und aus seinen blitzenden Augen fiel eine warme Thräne auf dieselbe.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Es war Weihnachtsmorgen. Die Räthin Wender war früh zu Hermionens Kindern gekommen, sie hatte sich vorgenommen, Gertrud's kleine Haushaltung zu prüfen und das Thun und Treiben der Geschwister recht genau zu beobachten.

Das Stübchen war warm und gemüthlich, grünende Topfgewächse, welche die kleinen Fenster umrankten, gaben ihm einen Anstrich von Heiterkeit, der das Herz der reichen, heimathlosen Frau erfreute, und wo sie auch hinsah, fand ihr scharfes Auge die Spur des Fleißes, der Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit der beiden Geschwister. Gertrud hatte noch mit dem Vater, der Schwester und dem Mittagsessen draußen zu schaffen, und so leistete denn Eduard der Dame Gesellschaft.

Madame Wender beobachtete den Jüngling scharf, es lag etwas in seinem Wesen, das sie ungemein interessirte, und sie war ganz und gar die Frau, die es verstand, in den Falten eines so jugendlichen Herzens auch die verborgenen Gefühle herauszufinden. Sie erzählte ihm vom Leben der Mutter, von der Eifersucht des Prinzen auf die Vergangenheit seiner Gattin. Sie beschrieb ihm Schloß und Park zu Morawa, schilderte ihm die Eigenthümlichkeiten der alten Prinzessin Feodorowna, und ließ ihn erkennen, daß die Verhältnisse seiner Mutter manche Selbstverleugnung, manches schmerzliche Opfer von ihr forderten, und daß es daher wohl Sohnespflicht sey, durch Liebe und Entgegenkommen ihr einiges Glück zu geben.

„Gnädige Frau," sagte Eduard mit großer Herzlichkeit, als sie geendet hatte, „meine Mutter hat sich ihr Lebensloos fern von uns selbst gewählt. Sie legt hohen Werth, vielleicht zu hohen Werth auf Besitz und Reichthum. Sie wollte uns aus Noth und Armuth retten, als sie von uns ging, ich glaube das jetzt, und ich fühle mich gerührt durch die Opfer, die sie uns gebracht, aber ich und wir Alle bedürfen derselben nicht. Jung, gesund und genügsam wie wir sind, können wir des Reichthums entbehren. Ich liebe meine Mutter, ich habe sie stets geliebt, ich werde, wie auch die Verhältnisse sich gestalten mögen, nie aufhören sie zu lieben, aber eben deßhalb wünsche ich mir so brennend ihre Achtung. Ich will durch mich selbst, durch eigene Kraft ein Mann werden, und indem ich die Hülfe meiner Mutter zurückweise, bringe ich ein größeres Opfer, als selbst meine Schwester ahnt; aber ich will es bringen, ich will mir mein Selbstgefühl erhalten in allen Lagen des Lebens und keine Leidenschaft, keine Entbehrung soll mich abbringen von dem Ziele, das ich mir einmal gesteckt. Grüßen Sie meine Mutter, sagen Sie ihr, daß ihre Kinder ihrer Liebe und Achtung werth sind, und daß wir uns wiedersehen werden, wenn wir ihr zeigen können, daß nur die Kindesliebe, nicht das Bedürfniß nach ihrer Hülfe und Unterstützung uns zu ihr führt."

Die Räthin fragte jetzt eifrig nach der Vergangenheit der Geschwister. Eduard mußte erzählen, so schwer es ihm auch ward, von Nanni, von des Vaters allmähligem Versinken, von der entsetzlichen Katastrophe, welche die Verbrecherin von der Familie getrennt.

Allmählig ward die Erzählung lebhafter und lebhafter, die Wangen des Jünglings glühten, seine Augen schienen Funken zu sprühen, aber wenn er einen Namen nannte, dann überzogen sie sich, wie mit einem Schleier und um die Lippe zuckte Schmerz und Wehmuth.

„Sie sprachen vom Doktor Salomon als von einem Freunde und frühern Hausgenossen, als von ihrem Beschützer in großer Sorge und Noth", sagte die Räthin, als der eifrige Erzähler schwieg. „Ich habe auch einst einen Mann dieses Namens gekannt, einen Arzt, einen Juden, einen Karaiten, jener uralten Glaubensform angehörig, die in der Bibel als Saducäer bezeichnet ist."

„Mein alter Freund hat früher in der Krim gelebt", sagte Eduard, „in der einzigen Stadt auf dem Erdenrunde, die nur von Juden bewohnt wird, in Tschufut-Kale zu Deutsch Judenburg."

„Es wird der nämliche seyn. Er hatte zwei Töchter von höchster Schönheit."

„Rahel ist seine Enkelin, nicht seine Tochter", sagte der Jüngling lebhaft. Frau Wender blickte ihm noch schärfer als vorher in die tiefblauen, glänzenden Augen.

Eduard senkte sie und erröthete mit mädchenhafter Schüchternheit.

„Erzählen Sie mir von dieser Rahel, mein lieber Bergenau", sagte die Räthin sehr freundlich.

„Da wir den Herrn Salomon wahrscheinlich zu sehr verschiedenen Zeiten gekannt haben, so ist es glaublich, daß diese schöne Enkelin, eine Tochter von einer jener schönen Töchter sey."

„Ihre Mutter heißt Deborah."

„So hieß die jüngste der Töchter des Doktor Salomon, die älteste wurde Rahab genannt. Ich will Ihnen erzählen, wo und wie ich diese Menschen kennen lernte, es ist ein eigenes Stück aus meinem bewegten Leben. — Sehen Sie mich an und sagen Sie mir, welchem Volke ich wohl angehöre?"

Eduard blickte in die lebhaften dunkeln Augen und auf das sammetschwarze Haar der Räthin und sagte: „Sie sind eine Jüdin."

„Nein, lieber Bergenau, das nicht, aber ich bin in Alexandria geboren und zwar war mein Vater französischer Arzt bei Napoleon's Armee gewesen und schwer verwundet dort zurückgeblieben, fast noch ein Knabe. Meine Mutter war die Tochter eines Deutschen, der sich in Aegypten niedergelassen und dort reich geworden war. Mein Großvater hatte sich des elenden französischen Jünglings mitleidig angenommen und wie das denn so in der Welt zu gehen pflegt, der heimathlose Pflegling gewann das Herz der reichen Erbin und beredete sie, ihm in die weite Welt zu folgen. Sie that es, doch mußte sie zuvor in Alexandria, versteckt bei einer Vertrauten, einer Koptin, meine Geburt abwarten. Die Macht Napoleon's war bereits gebrochen, als meine Eltern sich mit dem neugeborenen Kinde auf einem russischen Fahrzeuge einschifften. Ich verlebte meine erste bewußtlose Kindheit in der Krim in der Nähe von Sebastopol auf einem Landgut, welches dem Besitzer des Schiffes gehörte, das mich und meine Eltern dahingeführt. Es war ein reicher Tartar aus vornehmem Geblüt, den alten Fürsten der Krim, den stolzen Abkömmlingen der Tartaren-Khane nahe verwandt. Meine ersten Erinnerungen zeigen mir einen sonnigen Himmel, grüne Weiden, die sich an Berglehnen emporziehen, ein kleines aus Holz gebautes Haus, in dem ich mit meiner sanften, bleichen Mutter lebte und das Gesicht eines heftig redenden, bösen Mannes, den ich aber nicht Vater nannte. Als ich ein wenig heranwuchs, wußte ich, daß mein Vater Weib und Kind verlassen habe, als er erfahren, daß die Gattin, die er aus dem Schooße ihrer Familie gerissen, vollständig arm sey. Mein Großvater, ein Wiener, Richard Preuß, hatte sich ein Jahr nach der Flucht seines einzigen Kindes erschossen und ein furchtbarer Bankerott alle seine Besitzthümer verschlungen. Meine Mutter lebte von der Barmherzigkeit des Gutsherrn, auf dessen Boden unser Häuschen stand. Sie hegte indeß den brennenden Wunsch, jenen Ort zu verlassen und nach Wien zu gehen, wo meines Großvaters Verwandte in glänzenden Verhältnissen leben sollten. Der Gutsherr, Fürst Dwelet Moroschin besuchte uns oft, er war ein schöner Mann, der mich stets reich beschenkte, mit mir spielte und mich auf seinen Armen trug. Ich könnte heute noch das zartgefärbte, fast weibliche, schöne Gesicht dieses Mannes zeichnen, den ich eben so sehr liebte, als meine Mutter ihn fürchtete. Eines Tages, ich mochte sechs Jahre zählen und war aufgewachsen mit den Wiesenblumen um die Wette, fand ich meine Mutter in Thränen und vor ihr einen Mann in einer mir unbekannten Tracht, dem sie händeringend etwas in einer Sprache mittheilte, die ich nicht verstand. „Beruhigen Sie sich, werthe Frau", sagte der Mann zu ihr, in deutscher Sprache. „Sie sollen nichts zu fürchten haben, ich nehme Sie und Ihr Kind mit in mein Haus, und führe Sie dann nach Wien. Es ist Friede in der Welt und es wird und muß Ihnen gelingen, die Verwandten Ihres Vaters und später auch die Ihres Gatten auszumitteln." Am Abend desselben Tages holte jener Mann, wie ich später erfuhr, ein karaitischer Jude, Doktor Salomon, uns aus unserm Häuschen und brachte uns in einem verdeckten Wagen nach seiner Wohnung in der Judenstadt. Dort lebten wir einige Tage, die bei mir in schrecklichem Andenken stehen. Das Kind, an die Natur gewöhnt, sah sich hier plötzlich zwischen enge Mauern eingesperrt und ohne die Nähe von zwei reizenden Mädchen, Rahab und Deborah, den Töchtern unsers Gastfreundes, würde ich wahrscheinlich noch viel unglücklicher gewesen seyn. Diese aber spielten mit mir, schenkten mir bunte Läppchen und Steinchen und suchten mich auf jede Weise zu beruhigen und zu erfreuen. In Gesellschaft des Doktor Salomon traten wir bald darauf eine Reise nach dem Seehafen an, dessen Namen ich sogar vergessen habe, obschon der Anblick des Meeres dort, eine Menge von Windmühlen und ein riesengroßes herrliches Gebäude mit vielen Kuppeln, mir ewig unvergeßlich bleiben wird. Dort führte uns Doktor Salomon in das Haus eines Verwandten und Glaubensgenossen, wo ich viele schimmernde Edelsteine, Blumen von Gold, und Gefäße von Silber sah.

Der Mann war wohl ein Juwelier, wie viele der Karaitischen Juden in der Krim. Wir hielten uns auch da nur kurze Zeit auf und nahmen Platz auf einem Schiff, das mit Getreide beladen nach Triest segelte. Sehr wohl erinnere ich mich der Seekrankheit, der Thränen meiner Mutter und vieler anderer trauriger und schmerzlicher Dinge, dann einer Landreise in engen stoßenden Wagen und endlich unserer Ankunft in Wien. Hier, lieber Bergenau, fand meine Mutter die Verwandten ihres Vaters, zum Theil unbemittelte Handwerker, zum

Theil etwas wohlhabendere Beamten, keiner aber Willens, sich einer Verschollenen und ihres heranwachsenden Kindes anzunehmen. Meine Mutter hat für Geld genäht, geplättet, ja sie hat sogar gebettelt, und ich, die ich stets neben ihr war, betrat als zehnjähriges Kind die Bühne, um mir einige Groschen zu erwerben. Ich war hübsch, ich hatte Talent und einen Abscheu vor dem Gefühl, das meine Mutter ins Verderben gezogen — vor der Liebe. Sie erlebte es noch die kranke, zitternde Frau, deren Augenlicht von den Thränen fast ausgelöscht war, mich als gefeierte Künstlerin zu sehen. Ich hatte noch die Freude, ihr durch selbst und redlich erworbenes Geld einige Bequemlichkeiten zu verschaffen, und sie starb auf weichem Bett in freundlicher Umgebung, das lebensmüde Haupt gestützt auf den Arm der Tochter, die so gern sie noch länger gepflegt hätte. Am Abende ihres Todestages trat ich als Jugend auf in der Raimund'schen Zauberposse: „Der Bauer als Millionär." Das Schicksal des Armen hat oft solche hämische Tücken, aber man muß ihrer Herr werden. Ich sang meine Liederchen, streute meine Blumen und eilte dann heim an das Bett meiner Mutter, um mich dort über der theuern Leiche auszuweinen. Zwei Jahre später heirathete ich den reichsten meiner Bewunderer, und als ich Wittwe geworden, besuchte ich wie ein Zugvogel die Nester, in denen ich flügge geworden. Dem Doktor Salomon habe ich nicht danken können für seine Wohlthaten, er war mit seiner Familie verschwunden; nach Deutschland gezogen, vertrieben, sagte man mir, durch den Ukas des Kaisers. Das Letztere erschien mir wunderlicher. Die Karaiten leben in ungestörtem Frieden noch heute in ihrer Felsenstadt Tschufutkale, wie sollte ihn allein der Wille des Kaisers hinweggewiesen haben."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Zum Kehler Brückenbau bringt das den badischen Landständen vorgelegte Budget des Eisenbahn-Baues folgende Angaben. Die Eisenbahn-Brücke über den Rhein bei Kehl wird einen Gesammtaufwand von 1,600,000 fl. erfordern. Der Antheil Badens zu $\frac{1}{2}$ beläuft sich daher auf 800,000 fl., wozu noch 300,000 fl. für Befestigungs-Arbeiten und 23,000 fl. Lasten, Vorbereitungs- und Verwaltungskosten in Ansatz gebracht werden. Die Brücke wird vier Pfeiler erhalten, die durch eiserne Gitterwerke verbunden werden; sie soll für zwei Spuren angelegt und zu beiden Seiten mit Fußwegen versehen werden. Die Bauten werden in weniger als drei Jahren nicht vollendet werden können, weßhalb nur 700,000 fl. als Budgetsatz aufgenommen sind. — Für die Verlegung des Kehler Bahnhofes, wie sich nunmehr das Bauprojekt wegen der unmittelbaren Verbindung der großherzoglichen Bahn mit den franz. Bahnen durch die Brücke gestaltet, ist der Gesammt-Aufwand auf 1,042,250 fl. veranschlagt. Die Vollendung des ganzen Werkes wird schwerlich vor Spätjahr 1860 gelingen.

Die jüngste Volkszählung in Wien hat auch interessante Daten zur Wohnungsstatistik der Residenz geliefert. Wien zählt 8793 Häuser, darunter 300 für Staats- und öffentliche Zwecke. Auf ein Haus fallen im Durchschnitte 55 Bewohner, nämlich 53 in der Stadt und 56 in den Vorstädten. 58,700 Ehepaare und 30,100 Personen, theils ledigen, theils verwittweten Standes, bilden die Zahl der Wohnparteien, auf welche die Last des Miethzinses in der Höhe von 19 Millionen Gulden fällt.

Wie ein Wiener Blatt berichtet, besuchte Se. k. Hoh. Prinz Adalbert von Bayern während seines Aufenthaltes in Konstantinopel auch die Kirche St. Maria, bei welcher Gelegenheit er das Grabmal einer Prinzessin aus bayerischem Geblüt der Kaiserin Zoë, Gemahlin des Konstantin Monomaque, Kaisers von Byzanz, besichtigte, deren beider Bildnisse daselbst in Mosaik angebracht sind.

Herr Ratisbonne, der bekannte Konvertit, der sich in Jerusalem niedergelassen und dort einen Theil des Palastes des Pontius Pilatus käuflich an sich gebracht hat, um an der Stelle ein Kloster des Ordens der Töchter Sions zu erbauen, entdeckte dort unter den Ruinen arabischer Wohnungen eine Reihe von Konstruktionen aus der Zeit des Herodes und unter Anderem einen Theil der Halle des Pilatus, aus ungeheuren Steinblöcken erbaut.

Dieser Tage wurde ein eigener Prozeß in Paris verhandelt. Eine Dame wollte einem Maler das Portrait, das er von ihr gemacht, nicht bezahlen, und zwar deßhalb, weil es nicht getroffen war. Das Tribunal entschied sich jedoch zu Gunsten des Malers, indem es sich darauf stützte, daß auch die Aerzte, deren Kranke sterben, für ihre Besuche bezahlt werden.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 78 Donnerstag, 1. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Der Verfolger meiner Mutter, Prinz Dwelet Moroschin, war gestorben. An seiner Stelle stand ein knabenhafter Jüngling, Prinz Alexis. Mein seltsames Geschick, meine ruhige feste Weltanschauung erwarben mir seine Freundschaft. Er begleitete mich auf meinen Reisen, er besuchte mich in E. auf meinen dortigen Besitzungen und er lernte Ihre Mutter kennen, deren Schönheit, Talent und eigenthümlicher Charakter mich lebhaft interessirt hatten und von der ich ihm sehr viel erzählte. Ich gestehe Ihnen, lieber Bergenau, der Mensch im Kampf mit seinem bittersten Feinde auf Erden, mit der Armuth, ist für mich ein Studium und ich kenne fast keine höhere Freude, als einen Charakter zu finden, der diesem Kampfe gewachsen. Ein solcher war Ihre Mutter. Ich freute mich, sie in Verhältnisse treten zu sehen, die, wie ich hoffte, ihr Ersatz für die früheren Leiden und Entbehrungen geben sollten."

„Gnädige Frau," sagte Eduard als die Räthin ihre Erzählung beendigt hatte, „ich bin erfreut über das Vertrauen, welches Sie mir einem Ihnen so fremden Jüngling geschenkt haben, und danke Ihnen dafür, glaube aber, daß sie einen Grund zu demselben hatten."

„Keinen andern als den, von Ihnen recht bald als eine Freundin Ihrer Mutter, als Ihre eigene Freundin betrachtet zu werden, könnte ich doch Ihre Mutter seyn, lieber, junger Mann, und wie glücklich würde es mich machen, einen Sohn, wie Sie zu besitzen. Ich bin so einsam in der Welt, wie das vom Baume gerissene Blatt, alle Verbindungen, die ich knüpfe, sind lose, und das Alter naht, wo das Herz der Bande, welche die Natur webt, so sehr bedarf."

Eduard mußte lächeln, es kam ihm seltsam vor, die blühende Dame vom Alter sprechen zu hören. Erschien sie ihm doch wie die personifizirte, blühende Weiblichkeit und sonderbar, er mußte, wenn er diese prächtige Frau ansah, unwillkürlich an einen Mann denken, der einen ähnlichen Gesichtsausdruck wie die Räthin, und eine eben so unverwüstliche Jugendlichkeit wie sie besaß — Heiking, der Liebhaber Nanni's, der wilde rauhe und doch eigentlich großherzige Mensch.

Es müßte schön seyn, dachte Eduard, diese beiden Gestalten nebeneinader zu sehen.

„Ich halte Armuth nicht für den schlimmsten Feind der Menschheit", sagte er, jetzt den Schluß von Anna's Rede beantwortend, „sie ist im Gegentheil die Mutter alles Fleißes, aller Thätigkeit, ja die Mutter des Mitleids, der Barmherzigkeit, der Arbeitsamkeit und der Zufriedenheit. Faulheit und Schmutz sind die schlimmsten Feinde der Menschheit, sie finden sich bisweilen im Gefolge der Armuth, aber dann sind sie die gehegten Lieblingssünden des Armen und er hat die Macht sie zu verjagen. Ich wage zu behaupten, daß meine Mutter als die arme Gattin des Violinisten Bergenau nicht nur besser, sondern auch glücklicher war als jetzt."

Frau Wender blickte den Jüngling noch einmal scharf an und sagte dann:

„Sie sind der wahrhafte Sohn dieser Frau und verstehen ihren Charakter zu beurtheilen."

Gertrud kam jetzt mit dem Kinde ins Zimmer. Der Stuhl Bergenau's ward hineingeschoben, die Familie machte es sich sonntäglich gemüthlich und Frau Wender fragte von Neuem nach dem Aufenthalt des Doktor Salomon und seiner Familie, da sie fest entschlossen war, sie in E. aufzusuchen.

Es war ein glückliches Weihnachtsfest, das der Menschenkreis verlebte, an dessen Wohl und Wehe wir jetzt schon so lange uns betheiligt haben. Es ging vorüber, wie alle frohen und trüben Stunden dieses Lebens. Die Tage der Arbeit kamen wieder, das Neujahrsfest wollte Frau Wender schon in E. zubringen und die Geschwister begleiteten ihre Gönnerin zum Bahnhof.

Der Schnee spann ein dichtes Gewebe um das kleine Haus, so daß Gertrud, Eduard und die alte Margarethe alle Morgen einen Steg ausschippen mußten, der sie mit der nahen Landstraße verband, bei welchem Geschäft die heitern jungen Menschen von Herzen lachten, sich mit Schneebällen warfen

und allerlei Scherze trieben, die selbst in das ehrbare Gesicht der alten Margarethe ein heiteres Lächeln zauberten.

„Mein Lebtag habe ich noch nicht gesehen", sagte die alte Frau, als sie von der Arbeit in ihr warmes Stübchen zurückkehrten, „daß Leute immer so vergnügt bei der Arbeit sind, als ihr Beide, lieben Kinder. Es ist euch ganz einerlei, was ihr vorhabt, ist es einmal nothwendig, so verrichtet ihr es mit Singen und Springen."

„Das macht", entgegnete Gertrud, ihren Arm neckisch um den Hals der alten Frau legend und auf das verwelkte Gesicht einen Kuß drückend, „das macht der Kobold, den wir haben, Mutter Margarethe, er heißt: guter Wille."

„Sie sind selbst ein Kobold und ein hübscher dazu, Herzchen!" rief ihr die Alte nach, denn schon zog Gertrud die Thür ihres Stübchens hinter sich zu und Eduard schlug die Arme übereinander, sich nach der Kälte draußen die Hände zu erwärmen.

Es war Neujahrstag. Silberblankes Frostwetter! Eduard war ausgegangen, um einige Visiten bei höhern Regierungsbeamten, die ihm wohlwollten, zu machen. Gertrud saß im Wohnzimmer und zu ihren Füßen spielte das Schwesterchen.

Die Gedanken der Jungfrau flatterten in weite Fernen. Bald saß sie in einem stattlichen Schlosse zu den Füßen ihrer Mutter und sah in die liebevollen Augen derselben, bald sah sie ihren Eduard unter einer Menschenmenge, die ein herrliches Gebäude bewunderten, das der ruhmgekrönte Meister so eben vollendet, bald gaukelte ein anderes Bild vor ihren Augen, ein Bild, das sie so oft mit aller Kraft ihres Willens aus ihrer Seele zu verbannen strebte und das doch immer wieder von Neuem darin auftauchte.

Benno Dubois hatte seit jenem flüchtigen Abschiede nichts wieder von sich hören lassen.

Gertrud hatte lange und sehnsüchtig auf einen Brief gewartet, er war nicht gekommen. Dann hatte sie gehofft, im Sommer den Geliebten in Danzig zu sehen, aber es war Winter geworden und Neujahr, ohne daß er Wort gehalten.

So hatte er sie denn vergessen! Es war ein Traum gewesen, den sie geträumt, von einem wunderbaren, göttlichen Glück. Was hatte sie auch gethan, um eines solchen würdig zu seyn?

Sie legte die Hand fest auf das schlagende Herz und blickte zum Himmel empor, der blau und klar zwischen den vom Silberreif geschmückten Bäumen hervorsah.

Auf dem Tische vor ihr lag ein kleines Buch, ein Neujahrsgeschenk Eduards, eine Sammlung Gedichte. Sie hatte eins aufgeschlagen und wiederholte leise vor sich hin die Worte:

Das Herz ist erstorben, die Welt ist leer
Und weiter gibt sie dem Wunsche nichts mehr,
Du Heilige, rufe dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!

Es war ein Weh in ihrer jungen Seele, das diesen schmerzvollen Worten entsprach. Wohl lachte und scherzte sie mit dem Bruder, den sie so innig liebte, wohl freute sie sich über das Gedeihen ihres kleinen Haushalts und über den Segen, der die Frucht ihrer gemeinsamen Arbeit war; wohl besaß sie in hohem Grade das Glück eines guten Bewußtseyns und den Frieden, den Thätigkeit und Familienliebe geben. Aber ihr Herz hatte sich einmal versenkt in den goldenen Strom jenes vom Himmel quellenden Lichtes, das man Liebe nennt, und die Sehnsucht, der brennende Durst danach blieb für ewig darin zurück.

Sie weinte und klagte nicht, sie war auch nicht elend, wie hätte sie das seyn können, die sanfte, thätige, liebevolle Gertrud? War sie doch gut und voll reinen Strebens und Der kann nie elend seyn, der unverrückt das natürliche Ziel des Menschendaseyns, die Erfüllung seiner Pflichten im Auge behält.

Ihre Liebe lag in ihrer Brust, als wäre ein scharfkantiger geschliffener Brillant fest in dieselbe hineingedrückt. Sie wußte, es sey ein Schatz, der ein Königreich werth ist, aber doch hätte sie sich von dem stechenden Schmerz befreien mögen, der mit dem Besitz desselben verbunden.

Er kommt nicht, er wird niemals kommen, flüsterte es in ihrem Herzen, er kann die Hindernisse nicht besiegen und — er mag vielleicht auch nicht darum kämpfen, was bin ich auch, ich armes, einfaches Kind, daß er, der so herrlich, so trefflich ist, mich unter den vielen Tausenden von Mädchen erwählen sollte, die ihm in der weiten, so glänzenden Welt, in der er lebt, entgegentreten. Es ist schon ein Glück, weit über mein Verdienst, daß ich ihm begegnet bin auf Erden, daß ich eine kurze Zeit von seiner Liebe träumen durfte. Mein ganzes Leben in Arbeit, in Liebe, in stiller Demuth vor Gott verlebt, reicht nicht hin, mich der Seligkeit jener kurzen Stunden, die ich mit ihm verlebt, werth zu machen.

Sie wußte nicht, daß sie weinte, die Thränen fielen aus ihren Augen, wie Thautropfen vom Himmel fallen, sie fielen auf die glänzend grünen Blätter einer blühenden Calla und ein Strahl der Wintersonne schuf in derselben den siebenfachen Brillantglanz des Regenbogens.

In ihre Träume versunken hörte sie nicht, daß

ein Fremder anklopfte. Es war der Postbote, der einen Brief aus E. an Herrn Eduard Bergenau brachte. Gertrud legte den Brief auf den Tisch und fühlte sich durch den kleinen Zwischenfall in der Alltäglichkeit ihres Lebens in den Kreis ihrer Pflichten zurückversetzt. Sie ging in die Küche, sie deckte den Tisch und besorgte einen sehr guten Kaffee für den Nachmittag.

Eduard war heimgekehrt, ohne daß sie seinen Schritt gehört hatte.

Sie fand ihn im Zimmer, aber sie erschrack vor seinem Aussehen, denn er war bleich wie eine Bildsäule und seine Hände bebten.

„Was hast du, Eduard, mein Bruder, um Gotteswillen, was ist dir?" fragte sie, ihre Hände liebevoll auf seine Schulter legend.

„Lies!" sagte er tonlos.

Sie nahm den Brief, er enthielt nur wenige Zeilen von einer großen Handschrift und lautete:

„Mein lieber junger Freund!

„Ehe öffentliche Blätter Ihnen dieß melden, sollen Sie auf den besondern Wunsch meiner Enkelin Rahel durch mich erfahren, daß sie sich verlobt hat und in wenigen Wochen mit ihrem Gatten nach Rußland geht, um sich in unserer alten Heimath anzusiedeln. Der Mann, mit dem sie zieht — mein und ihrer Mutter reichster Segen begleitet sie — ist ein Stammes- und Glaubensgenosse von uns, ein reicher Juwelier, in Eupatoria angesessen, er heißt Lemuel Sidreh. Er ist sechsunddreißig Jahre älter als meine wackere Enkelin und sie wird an ihm sowohl einen Gatten als einen Vater haben. Lemuel Sidreh ist ein Mann von großer Bildung, von vortrefflichem Herzen und ansehnlichem Vermögen. Er wird vor dem Throne des Kaisers meine Angelegenheit verfechten, so daß ich hoffen kann, in späteren Zeiten in meinem Vaterlande wenigstens sterben zu dürfen. Rahel grüßt Sie und wünscht Ihnen den Segen unseres Gottes.

Ihr alter Freund Doktor Salomon."

„Rahel ist Braut, die schöne, gütige, freundliche Rahel, meine Freundin, meine Lehrerin", sagte Gertrud mit großer Wärme, „und sie zieht fort in weite, weite Ferne. O, darum ist auch Doktor Salomon mit seiner Familie nicht hierher gekommen. Aber ihr künftiger Gatte ist ein so alter Mann, mein Gott, ob sie den auch lieben mag?"

„Sie liebt ihn nicht, Gertrud!" entgegnete Eduard dumpf, „sie liebt ihn nicht, sie bringt ihrer Pflicht, ihrer Familie, ihrem Glauben das höchste Opfer, das ein Weib bringen kann, das Opfer ihres Herzens." Dann sprang er auf und lief mit großen Schritten im Zimmer umher. „Und das nennt man Frömmigkeit, Pflichterfüllung, das soll Gott wohlgefällig seyn, wenn man zwei Menschenherzen, welche die Natur selbst für einander bestimmte, die in allen Stücken sich ergänzen, zu einander passen und das Glück nur ineinander finden können, voneinander trennt, weil das eine zu Gott, das andere zu Jehovah betet. O, ich wollte, die alte morsch gewordene Erde bräche zusammen und begrübe unter ihren Trümmern dieß erbärmliche Geschlecht von Narren und Bösewichtern. Er hat mich belogen und betrogen, dieser silberhaarige Greis, den ich so hoch verehrte, er zwingt Rahel zu dieser Ehe, die sie elend machen muß und wird. Um Geld und Gut, um der Rückkehr in seine Heimath willen verkauft er das Kind seiner Tochter. Aber ich will nicht die Hände in den Schoos legen und zusehen, wie man sie fortschleppt, ich will hin, ich muß hin und sollte ich mich barfuß durch diese Schneewüste betteln."

Er riß die Schieblade auf, in welcher die Geschwister ihren Geldvorrath aufbewahrten. Zwei Thaler und einige kleine Münzen war ihr ganzes Besitzthum. Das Christfest, der Besuch der Räthin Wender, der Ankauf von neuem Brennholz, hatten ihre Mittel erschöpft, er mußte bis zum zehnten des Monats etwa noch sehr angestrengt arbeiten, bevor er auf frisches Geld rechnen konnte. Das wenige, was da war, reichte nur gerade bis dahin für sich und die Seinigen zu den nothwendigen Ausgaben.

„Ich bin nicht der erste Handwerksbursche, der mit dem Ränzel auf dem Rücken durch den Schnee wandert, trotz der Eisenbahn", sagte er grimmig. „Der Arme geht immer den Armenweg, das ist ein wahres Wort, und so will ich denn gehen durch Frost und Schnee, durch Nacht und Wind und vor sie hintreten und fragen, ob man so sein Versprechen hält?"

Vor Gertrud's Augen war eine Decke gefallen. Was sie fast gefürchtet, stand plötzlich als traurige Gewißheit vor ihr — Eduard hatte sein Herz einem Mädchen geschenkt, das ihm niemals angehören konnte. Er, so gut, so schön, so brav, mußte doch den bittern Schmerz kosten, den das Aufgeben des höchsten Wunsches dem Menschenherzen verursacht.

Sie hatte die Hände gefaltet und während Eduard in wildem Grimm umhertobte, flossen ihre Thränen so reichlich, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Als sie sich endlich gefaßt hatte, ging sie still zu dem Plätzchen, wo sie nun schon seit längerer Zeit die Ersparnisse aufbewahrte, die sie für Eduard's Aufenthalt in Berlin gemacht.

Es waren eben keine Reichthümer, die dort lagen, aber doch eine Geldsumme, welche die Reise, die Eduard durchaus machen wollte, reichlich deckte.

Sie hing sich schmeichelnd an des tobenden Jünglings Arm und ließ den goldenen Regen leise

aus ihrer Hand in die seinige gleiten, ohne auch nur ein Wort zu sagen.

Er blieb stehen und sah sie mit blitzenden Augen an.

„Wo hast du das Geld her, das viele Geld?“ fragte er wild, „hast auch du mich betrogen und belogen, wie Jene, auf die ich baute, und hast hinter meinem Rücken von der Mutter —“

„Du hast das Geld verdient, Eduard, ich habe es nur gespart, indem ich den Ertrag meiner kleinen Arbeiten in die Hauskasse legte und mich mit meiner Kleidung recht haushälterisch einrichtete. Du weißt doch wohl, mein Bruder, daß ich nichts thun würde, wovon ich glaube, es könnte dein Herz kränken.“

„Es ist dein Eigenthum, ich mag es nicht“, sagte er finster, „kaufe dafür, was du, das Kind und der alte Mann brauchen, ich komme auch so nach E. und komme immer noch zeitig genug hin, um zu hören, daß man mich betrogen und verrathen.“

Er hatte sich auf einen Stuhl geworfen und die Arme ineinanderschlagend, blickte er finster hinaus in die winterliche Gegend.

Gertrud kniete vor ihm nieder und drückte ihr Lockenköpfchen an sein wildschlagendes Herz.

„Nicht für mich, du mein Gott, was brauche ich denn?“ sagte sie mit ihrer liebevollen Stimme, „für dich habe ich gespart. Das Geld sollte dir zugute kommen, wenn du deiner Studien wegen nach Berlin gingest; brauchst du es zu etwas, das dir wichtiger, heiliger ist als deine Ausbildung, so ist es ja nur noch besser angewendet. Reise nach E., sieh das Mädchen wieder, das man dir entreißen will und mag es dich in deinem Schmerz ein wenig trösten, daß deine Schwester, deine kleine Gertrud, für die du so viel gethan, auch einmal etwas für dich thun konnte. Du lieber Gott, es ist wenig genug, da du dir nicht Glück, sondern nur Bestätigung deines Verlustes holen willst.“

„Du bist gut, du bist ein Engel“, sagte er, finster auf sie niederblickend und zog ihre braunen Locken durch seine Hand; „aber die Menschen sind böse auf Erden, und Liebe und Treue sind nirgends zu finden.“

„Außer in dem Herzen von Bruder und Schwester“, entgegnete sie mild und drückte einen Kuß auf seine Hand. „O, jetzt verstehe ich so Manches, mein armer Eduard, das mir früher dunkel war. Rahel war der Stern deines Lebens und sie dir zu erringen, hast du so eifrig, so muthig, so ausdauernd gekämpft. Einst wirst du doch dich ihr noch zu Dank verpflichtet fühlen, auch wenn sie dir noch so fern ist, denn was du bist und wirst, ist ja die Folge deiner Liebe.“

Er blickte eine Weile in die liebevollen Augen der Schwester und schüttelte dann trübe den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Das Programm des im August oder September in Wiesbaden stattfindenden „dritten mittelrheinischen Musikfestes“ ist Folgendes: Am ersten Tage wird „Die Schöpfung“ unter V. Lachner's Direktion aufgeführt. Für den zweiten Tag unter der Direktion des Herrn Hofkapellmeisters Hagen ist festgesetzt: A. 1) Ouverture zur „Iphigenia in Aulis“ von Gluck. 2) Drei a capella-Sätze: Choral von Eckard; „19. Psalm“ von H. Schütz und Motette von S. Bach. 3) „Es-dur-Konzert“ für Pianoforte von Beethoven. 4) „Der 114. Psalm“ von Mendelsohn-Bartholdy. B. 5) „Symphonie in C“ von F. Schubert. 6) „O Isis und Isiris“ von Mozart. 7) „Gesang-Solo,“ 8) „Haleluja“ von Händel.

Aus New-York wird gemeldet: Die letzte Handelskrisis in der Union hatte bei 204,061 Handelsfirmen, welche die Vereinigten Staaten zählen, 4937 Falliſſemente zur Folge, mit einer Schuldenlast von 291,750,000 Dollars, von denen bloß 156,021,000 Dollars bezahlt werden, was einen Total-Verlust von 143,780,000 Dollars ergibt. In New-York kam ein Falliſſement auf je 15 Firmen, in Milwaukie auf je 33, in Dubuque und Chicago 1 auf je 11, in Philadelphia 1 auf 26, in Cincinnati 1 auf 28, in New-Orleans 1 auf 38, in Mississippi 1 auf 103, und in Georgia 1 auf je 170 Firmen.

Die erste Lokomotive in Vorderasien ist am 3. März in Smyrna angekommen und bald wird der Dampf auch dort pfeifen; man hat jetzt die Strecke nach Aidin und jene über Uschak nach Skutari im Auge. Diese letztere würde namentlich für den Handel Oesterreichs von Bedeutung seyn. Die Waaren, welche den Donauweg nehmen, würden, ohne die Dardanellen zu passiren, in das Innere Asiens gebracht werden können. Wer sieht da nicht, welche Zukunft der Donau und ihren Uferländern bevorsteht?

Redakteur: Gustav Messert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 79 Freitag, 2. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Du irrst,“ sagte Eduard, „Gertrud, so ist es nicht, nicht sie mir za erringen bestand, ich den Kampf mit dem Leben, sondern nur um ihres Beifalls sicher zu seyn, denn was ich auch errang und erkämpfte, zwischen mir und ihr lag immer der verschiedene Glaube als trennende Kluft. Konnte ich, und wenn ich alle Schätze der Welt mir erarbeitet, mich zu allen Würden der Erde aufgeschwungen hätte, zu ihr doch immer nur wie zu einem Stern emporsehen, und

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht!

O, mein Gott, mein Gott, warum kann das heilige Mädchen nicht ruhig seinen einsamen Weg durch das Leben gehen? Ich will sie ja nicht besitzen, nur beschützen will ich sie vor einem Lebensloose, in dem sie rettungslos vergehen müßte.“

„Mein Bruder,“ sagte Gertrud, indem sie seine kalte Hand ergriff und ihre treuen Augen in die seinigen senkte, „ich kenne alle die Verhältnisse nicht, von denen Du sprichst.“

„Auch ich kenne sie nicht genau, ich weiß nur — ach, Gertrud, das Leben hier auf Erden erscheint mir oft wie ein furchtbarer grausiger Traum. Doktor Salomon, der ehrwürdige Greis, steht in seiner Heimath im Verdacht eines schweren Verbrechens. Was ich davon weiß, erfuhr ich aus Rahel's Munde, o, aus dem Munde eines Engels, der auf diese wüste Erde sich nur verirrt hat.“

„Schilt nicht die Erde,“ entgegnete Gertrud dem tief erregten Bruder, „sie ist schön und es gibt des Guten auf ihr gewiß mehr als des Bösen. Wir müssen nur selbst versuchen, das, was uns böse scheint, zum Guten umzugestalten. Sieh unser Leben an, mein guter, lieber Junge, ist es nicht selbst für unsere jungen Augen ein Beweis, daß alles Schlimme nur die dunkle, bittere Wurzel des Guten sey. Die Trennung von unserer Mutter, unseres armen Vaters Verirrungen, haben sie uns nicht gekräftigt, besser und tüchtiger gemacht? Würden wir geworden seyn, was wir sind, wenn wir unsere Kindheit und Jugend im Schooße des Ueberflusses, von doppelter Elternliebe gewiegt, ohne Kampf und Mühe zugebracht hätten?“

Eduard lächelte bitter.

„Armes Kind,“ sagte er, „Du streust die Schätze Deines eigenen reichen Herzens mit verschwenderischer Hand auf den dunkeln, schmutzigen Erdboden, ach, Du bedeckst damit nur dürftig ein kleines Fleckchen von dem ungeheuren Chaos des Verfalls, des Elends, der Oede, das wir Welt nennen.“

Gertrud weinte, aber mit überströmenden Augen aufblickend, rief sie mit dem Tone der Begeisterung:

„Nein, mein Bruder, nein und abermals nein, das Leben ist nicht ein Chaos des Verfalls, sondern der Entwickelung und aus Dem, was Dir ein Trümmerhaufe erscheint, blüht immer nur Schöneres als das Zerstörte, Besseres als das Vergehende auf. Muth, mein Bruder, Muth und fester Glaube an das ewige Gute, und wir bilden uns selbst das Paradies des Glücks, nach dem wir uns sehnen. Nun aber will ich Dir Deinen Reisekoffer packen und Alles besorgen, damit Du Dich selbst überzeugen kannst, wie sich das Schicksal Rahel's gestaltet und was Du für Dich zu hoffen hast.“

„Nichts, als daß ich sie vergessen kann,“ flüsterte er vor sich hin.

Gertrud aber, noch einmal zu ihm tretend und seine Wange streichelnd, entgegnete:

„Nein, daß Du immer ihr Andenken treu in Deiner Seele bewahrst und allen Träumen, Hoffnungen und großen Gedanken Deiner Jugendliebe würdig bleibst.“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Im Waggon der Eisenbahn, fest in seinen Mantel gehüllt und die Arme ineinandergeschlagen, saß unter Viehtreibern, Handelsjuden und schwatzenden Weibern ein ernstblickender Jüngling, dem die Vo-

geilschnelle des Dampfzuges noch langsam erschien, da peinliche Gedanken, seine Herzschläge beflügelnd, der Maschine vorauseilten.

Es war Eduard, dem Gertruds's Liebe die Reise möglich gemacht.

Einzig der Eingebung seines Gefühls folgend, hatte er die Arbeit im Stich gelassen, an der zum Theil das Fortkommen der Seinen, seine Zukunft und sein guter Ruf hingen.

Ich muß Rahel sprechen, aus ihrem eigenen Munde muß ich hören, daß sie diese Ehe abschließen will, die den letzten Schimmer von Hoffnung auf Erdenglück für sie und mich verlöscht. Aus ihrem eigenen Munde muß ich hören, daß sie freiwillig das Weib eines ungeliebten Mannes wird, daß es ihr eigener Entschluß ist, die halbe Welt zwischen ihr und mein Herz zu legen.

Ein eisiger Regen goß in Strömen nieder, der Himmel war von dicken grauen Wolken verhüllt, es war gleich öde in der Natur, wie in der Seele des Jünglings, der zum Erstenmal in seinem edeln und thätigen Leben Pflichten verletzte, um leidenschaftlichen Gefühlen Genüge zu thun.

Der frühe Abend war bereits hereingebrochen, als er durch die ihm so wohlbekannten Straßen eilte.

In dem Hause, in welchem er seine Kindheit verlebte, wohnte noch immer Doktor Salomon. Er hatte es gekauft und nach seiner Bequemlichkeit einrichten lassen. Eduard war nicht fremd in den wohnlichen Räumen; viele Stunden eines traumhaften Glücks hatte er dort genossen und sein Herz, seine geistige Kraft und seine Weltanschauung hatte sich mehr da als unter seinen Blutsverwandten entwickelt.

Mit pochendem Herzen und bebender Hand öffnete er die Hausthür und trat in den Gang, der nach dem Hofraum und zu den eigentlichen Wohnzimmern der jüdischen Familie führte. Eine Lampe brannte hier, Decken waren auf dem Fußboden gebreitet, eine Doppelthür wehrte der Kälte und der Zugluft, Alles zeigte von Wohlhabenheit und häuslichem Behagen. Wohlgerüche drangen aus den Zimmern bis hierher. Es war Freitag Abend, der Sabbath bereits angebrochen.

Wie ein Blitz durchzuckte die Seele des Jünglings der Gedanke an den Tag, da er zum Erstenmal die Sabbathfeier der jüdischen Familie hier gesehen, wo jedes Glied derselben ihm und den Seinigen Gutes erwiesen hatte.

Er legte die Hand auf den Thürgriff und stand plötzlich in dem saubern, hell erleuchteten, zur Sabbathsfeier geschmückten Zimmer. Das Licht der Sabbathlampe übergoß die Züge von vier edlen Menschengesichtern, denn auch Herr Lemuel Sidreh saß am Tische mit der Familie des Doktors.

Rahel stand auf, sie hatte kein Zeichen der Ueberraschung bei dem plötzlichen Eintritt Eduard's gegeben, ihre sammetschwarzen Augen hatten fest auf seinen von Schmerz aufgeregten Zügen geruht, sie trat ihm entgegen, reichte ihm die feine weiße Hand und sagte, ihn zum Tische führend:

„Herr Lemuel Sidreh, mein Verlobter, dieß ist der Jüngling, von dem ich mit Ihnen gesprochen; ich wußte, daß er kommen würde.“

Eduard blickte sie an mit dem Ausdruck bittern Wehes. Eine schwere Anklage lag in dem gram- und grimmentstellten Gesicht des Jünglings, während Rahel's Auge von Begeisterung zu leuchten schien.

Wenn man diese beiden Menschen nebeneinander sah, so konnte man fast nicht glauben, daß Liebe, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sie vereine.

Rahel, in der That nur um wenige Jahre älter als Eduard, erschien doch weit reifer als er, in dessen sehr jugendlichen Zügen trotz des keimenden Bartes noch etwas Knabenhaftes lag. Ihr große, bis zur Hagerkeit schlanke Gestalt schien höher zu seyn als die Eduard's, wie die Esche höher erscheint als die Eiche. Standen sie nebeneinander, so sah man wohl, daß das zartgebildete Weib dem kräftigen Jüngling nur bis an die Augen reichte. Ihre südliche Gesichtsfarbe schien dunkler als der blühende Teint Eduard's, und doch war die Jüdin weit zarter gefärbt als der junge Nordländer, nur lag die durchsichtige Blässe ihrer Haut in einer andern Schattirung. Dem Engel, der an seiner Hand die ersten Menschen aus dem Garten Edens führte, mochten die ernsten, beinahe strengen Züge der jungen Jüdin gleichen, als sie mit Eduard dicht vor ihren Verlobten und ihre Verwandten trat, und sehr wohl fühlte der bebende Jüngling, daß die Pforten des Paradieses seiner Liebe klirrend hinter ihm zugefallen waren.

Lemuel Sidreh hatte sich erhoben und begrüßte den Gast mit einer gewissen ruhigen Würde. Er war ein schöner Mann auf der äußersten Höhe des männlichen Alters.

„Es wäre vielleicht besser gewesen, junger Mann“, sagte er mit einer sehr wohlklingenden Stimme, „wenn Sie diesem Mädchen nicht entgegengetreten, indeß beruhigt ein letzter Abschied vielleicht Ihr Herz und gibt meiner Gattin in Zukunft die Gewißheit, daß sie Alles für Sie gethan, was Pflicht und Gewissen ihr erlaubt. Ich bin daher der Meinung, daß wir Alle hier Ihnen nichts in den Weg legen dürfen, wenn Sie sich noch einmal aussprechen wollen. Ich bin nicht der Mann, der aus thörichter Eifersucht sein Weib, das ihm freiwillig Treue gelobt, von andern Männern durch Schloß und Riegel scheidet. Will mein wackerer alter Freund

und hier die Mutter Rahel's wie ich, so verlassen wir dieß Zimmer und mögen die beiden jungen Menschen, deren Herz wohl schwer und voll ist, es sich in einem letzten Abschiede erleichtern."

Er war bei diesen Worten aufgestanden und wandte sich, der Mutter seine Hand bietend, um sie fortzuführen, zum Gehen.

Rahel aber legte ihre schlanke weiße Hand auf seine Schulter und hielt ihn zurück.

„Nein, bleiben Sie, bleibt alle meine werthen Verwandten, ein Gespräch ohne Zeugen ist nicht nothwendig zwischen mir und diesem theuren Jüngling. Wie ihr nun Alle wißt, daß unsere Herzen seit Jahren mit heiliger Liebe aneinander gehangen, so könnt ihr auch den Abschied sehen, den wir voneinander nehmen und jedes Wort hören, was wir einander zu sagen haben, bevor jedes von uns einen weitern Schritt auf dem Lebenswege macht. Kommen Sie her, Eduard Bergenau, setzen Sie sich hier an meine Seite, wie Sie so oft gesessen haben und lassen Sie uns diese letzten Stunden so mit Glück füllen, daß sie zu einer herrlichen Erinnerung für unser ganzes künftiges Leben werden."

Eduard war wie verwandelt, die Stimme des jungen jüdischen Mädchens übte ihre alte Zauberkraft auf ihn aus, es grüßten ihn diese bekannten Wände, diese Sabbathgeräthe mit Freundesgruß und das ehrwürdige Antlitz des alten jüdischen Arztes, den er noch vor Kurzem einen Verräther genannt, erschien ihm wie von einem Heiligenschein umgeben.

„Ich wußte, daß Sie kommen würden, Eduard Bergenau, um mir noch einmal Lebewohl zu sagen, ich wußte das. O, wie freut es mein Herz, daß Sie mich keinen Augenblick verkannten, daß Sie die Kraft, den Muth und die Liebe haben, mir durch Ihren Segen den Weg leicht zu machen, den ich gehen muß", sagte das Mädchen.

„Müssen Sie, Rahel?" entgegnete er und blickte ihr vorwurfsvoll in die Augen, „worin liegt für Sie die Nothwendigkeit, jede Hoffnung auf die Möglichkeit eines Glücks, dessen ich mich nicht unwerth gemacht habe, zu zerstören?"

„In der Pflicht", sagte sie fest und milde. Es ist meine Pflicht, die Gattin dieses ehrenhaften Mannes zu werden und ihm in unsere frühere Heimath zu folgen, wohin mich hohe Pflichten rufen, außerdem, mein junger Freund, welche Hoffnung auf Glück zerstöre ich Ihnen oder uns? Die Jüdin und der christliche Jüngling können keine andere als eine geistige Gemeinschaft miteinander haben, und sollte Eduard Bergenau, Rahel's Freund seit seiner Kindheit, diese für aufgehoben halten, wenn Zeit und Raum unsere Körper trennen und Jeder von uns den Lebensweg geht, den Gottes Wille ihm vorgeschrieben? Es gibt eine Herzensvereinigung, die kein Schicksal, keine Erdenmacht, die Zeit und Tod nicht trennen können, und die unserige ist eine solche, so fühle ich und so habe ich davon zu dem Manne gesprochen, dessen Gattin ich werde."

Eduard war aufgesprungen, er hatte die Gegenwart der Zeugen vergessen und dachte an nichts als an Rahel's Worte, an die Vergangenheit, an seine Liebe und die Hoffnungen, die er nie aufgehört zu hegen.

„Rahel, Rahel!" sagte er, vor sie hintretend und ihr mit glühendem Blick in die Augen sehend, „kann das dein Ernst seyn, kann es möglich seyn, daß ein Herz, das wie das deine liebt, ohne Schaudern, ohne Widerstreben in eine Ehe mit einem ungeliebten Manne willigt? Sprich ein Wort, Rahel, und ich zerreiße die Fesseln, die man dir anlegen will, und müßte ich einen Mord darum begehen, sage daß du einwilligst und du sollst mein Weib werden und müßte ich mit der Hölle um deinen Besitz ringen."

Sie stand neben ihm, leise wie einen Segensgruß legte sie die Hand auf seine Stirn und sagte sanft:

„Hast du vergessen, mein junger Freund, was wir miteinander sprachen an jenem unvergeßlichen Tage, da wir es uns in Worten bekannten, daß wir einander mehr noch seyen als Geschwister oder Freunde? O, gedenke jener heiligen Stunden, gedenke Dessen, was wir im schönsten Augenblicke unserer Liebe als wahr erkannten. Du, fast noch ein Knabe, ich eine Jungfrau, an Jahren und Erfahrungen reicher als du. Damals, Eduard, saßen wir im Felde, wohin dich deine Arbeit, mich ein Weg zu einem Kranken geführt hatte, den mein Großvater behandelte und dem meine Mutter Erquickungen schickte. O gedenke jener Stunde, wo über uns ein wilder Birnbaum sein blühendes Dach wölbte, um uns die grüne Saat wogte und die Lerche im blauen Himmelsraum ihr Lied sang. Waren damals die Verhältnisse anders als jetzt? Ich, die Tochter des vertriebenen Karaiten, du der Christenknabe, zwischen mir und dir lag damals wie jetzt der Wille Gottes und das Vorurtheil der Welt. Der Wille Gottes, der mich und dich geboren werden ließ unter Verhältnissen, die uns mehr und heiligere Pflichten auferlegten, als den meisten andern Menschen, und das Vorurtheil der Welt, das eine Vereinigung für das Leben zwischen uns nie gestattet, wenn ich nicht den Glauben meiner Väter abschwören und mich gewaltsam von Denen trennen wollte, die mich ebenso treu, aber früher als du geliebt."

Herr Lemuel Sidreh war während dieser lebhaften Rede seiner Braut leise aufgestanden und hatte, der Mutter und dem Großvater winkend ihm zu folgen, mit ihnen das Zimmer verlassen. Die

Sabbathlampe leuchtete nur noch den beiden Zurückgebliebenen und ihr heller Schein goß seine vollen Strahlen auf das Gesicht Rahel's und gab ihm einen verklärten Schimmer.

„Wir lieben uns seit Jahren, Eduard Bergenau, mein Freund", fuhr sie fort, ohne zu bemerken, daß die Zeugen sich entfernt hatten, „was heißt das? Haben wir je darunter verstanden, wir begehren einander zu küssen, einander liebkosend im Arm zu liegen? War unsere Liebe nicht höher, hat sie uns nicht eine Glückseligkeit gegeben, die Das, was die Welt Liebesglück nennt, weit, weit hinter sich zurückläßt? Ich weiß, wohin mich Pflicht und Geschick auch führen, daß du in der Welt lebst, ein Jüngling, dessen Herz rein blieb, weil es mich liebte. Ich weiß, daß ein Wort von mir ausreichte, dir Muth zu geben bei Anstrengungen, die oft über die Kraft deiner Jahre und deines Geschlechts zu stehen schienen. Ich weiß, daß mein Andenken dir, wie die goldene Wolke dem Volke Israel durch die Wüste, dein ganzes Leben vorschweben wird. Um Rahel's Liebe willen wirst du das höchste Ziel der Menschheit nicht bloß erstreben, du wirst es erreichen."

„Und warum kannst du nicht bei mir seyn, neben mir, mit mir den Lebenskampf bestehn, mich ermuthigen, wenn ich wanke, mich erfreuen, wenn ich ermatte? Ein Wort von dir, der feste, ernste Wille, die volle, rechte Liebe und das Vorurtheil, das uns trennt, liegt niedergetreten zu unsern Füßen. Rahel, Rahel, meine Göttin, meine Heilige, Palladium meines Lebens, o, wenn du mich liebst, wenn du mich liebst, sprich es aus das Wort, sey mein, meine Braut, mein Weib und —"

„Könnte ich denn noch dein Palladium, deine Heilige seyn, mein geliebter Freund", unterbrach ihn Rahel mit einem wehmuthsvollen Lächeln, „wenn ich meine Kindespflichten, meinen Glauben, meine heiligsten Ueberzeugungen von mir werfe, um dein Weib zu seyn? O, mein Eduard, täusche dich nicht selbst, was du an mir liebst, ist eben Das, was unsere Vereinigung auf Erden hindert, die Treue, mit der ich die Meinen liebe, meine Pflicht erfülle und meinem Gott diene."

„Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und an dem Manne hangen", sagte Eduard, mit glühendem Blick in ihre begeisterten Augen sehend.

„Das werde auch ich", entgegnete sie sanft und fest, „ich werde meinem Gatten folgen, wohin es seyn muß; aber ein Anderes ist es, die Eltern mit ihrem Segen verlassen, ein Anderes ihnen um der Leidenschaft willen das Herz brechen. O, Eduard, mein Geliebter, glaube mir nur das Eine: nie, noch nie, so lange die Welt steht, so lange Mann und Weib sich in Liebe vereinen, hat ein Mann die rechte und heilige Liebe für ein Weib bewahrt, das seinetwillen ihre Pflicht verletzte. Was ich als Tochter bin, das werde ich auch als Gattin seyn, treu und gehorsam und immer deiner Liebe werth. Aber ich wäre nicht die ich bin, könnte ich jetzt, deinen Bitten nachgebend, meine Pflicht verletzen, den Meinen das Herz brechen und mich deiner Liebe unwerth zeigen, indem ich der Stimme der Leidenschaft folgte?"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Es gibt keine Nation, bei welcher man so viele und so billige Bücher findet, wie gegenwärtig in China. Auf dem Katalog eines Buchhändlers von Kanton sind die vier Bücher des Konfuzius sammt dem Kommentar zu einem Preise von 1 fl. 45 kr. unseres Geldes angesetzt. Wörterbücher, Enzyklopädien, statistische Beschreibungen, technologische Abhandlungen, Gesetzsammlungen, philosophische Werke, mit einem Wort, alle Bücher, welche das Lernen erleichtern, sind in China äußerst verbreitet und die Regierung selbst begünstigt diese Publikationen in jeder Weise. So befahl Kaiser Kienlong im Jahre 1773 den Druck einer Gesammtbibliothek, bestehend aus den geachtetsten Werken China's, eine Bibliothek, welche nach dem Dekrete dieses Fürsten 160,000 Bände bilden soll. Diese Riesen-Sammlung wird 4 Bibliotheken bilden und Sse-Kou oder die „Vier Schätze" heißen. Der Druck derselben ist noch nicht vollendet. Vor einigen Jahren bestand sie, nach einem offiziellen Dokumente, bereits aus 78,627 Bänden. Es ist dieß unstreitig eine der erstaunlichsten bibliographischen Schöpfungen.

Der Besitzer einer Fabrik zur Einmachung von Obst zu Deidesheim forderte von dem Bienenzüchter Hauck von Deidesheim eine Entschädigung von 50 fl., weil dessen Bienen sich im vorigen Jahr weit vergessen hatten, dem Fabrikanten für 50 fl. Syrup zu stehlen. Der Kläger wurde, wie zu erwarten stand, mit seiner Entschädigungsklage vom Gerichte abgewiesen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 74:

Jungfrau.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 80 Samstag, 3. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Du liebst mich nicht, Rahel, sprich es aus und laß uns scheiden", sagte er finster.

„Wenn ich wüßte, daß dieser Glaube dich glücklicher, in deiner Pflicht beharrlicher und unterwürfiger gegen die unvermeidliche Nothwendigkeit machen könnte, ich würde versuchen, ihn dir zu lassen; aber so ist es nicht. Wir werden uns trennen für dieses Leben und haben wir je etwas Anderes erwarten können? Aber die Ueberzeugung, daß unsere Liebe ewig und heilig ist, wird unsere ganze Zukunft mit ihren Sternenstrahlen durchleuchten. Tritt hierher, mein Freund, schau auf zum Himmel, dort steht der Sternennebel des Orion, ein mattes, bleiches Lichtgewölb. Eine wie kleine Leuchte würde er seyn, könntest du ihn, wie er dir erscheint, auf deinen häuslichen Herd versetzen, aber du richtest dein Auge zu ihm und weißt, daß er ein Lichtmeer ist, das in unmeßbaren Fernen aus goldnen Weltbällen bestehend, seine ewige Bahn geht. Die Liebe des jungen Menschenherzens ist auch solch ein Lichtgewölb, laß es am Himmel leuchten, dieß ist seine Bestimmung."

Er wandte sich von ihr ab, hastig und mit ungleichen Schritten durchmaß er den Raum des Zimmers, seine Seele war wie in zwei Hälften getheilt, von denen die eine mit göttlicher Freude den Worten der Geliebten, ihre Wahrheit und Reinheit verstehend, lauschte, während die andere in irdische Gluth getaucht, Glück und Besitz heiß begehrend, sich wand und krümmte, in dem entsetzlichen Weh der geforderten Entsagung.

Sie saß am Fenster, ihre Hände waren gefaltet, ihre Augen zum Himmel gerichtet und die Thränen, die leise über ihre Wange rieselten, waren die einzigen Zeugen, daß ihre Resignation auch eine schmerzliche sey. Er sah sie, diese glänzenden Perlen, werth, das Geschmeide des schönsten Engels an dem Throne des ewig guten Gottes zu seyn, und warf sich ihr zu Füßen und drückte sein Gesicht in ihren Schoos.

„Du kannst nicht, du kannst es nicht zerreißen, das Band, das meine Seele für ewig an die deine bindet", rief er, wie außer sich, „war es nicht ein Wunder, das von den fernsten Enden der Erde die zusammengehörenden Herzen zu einander führte? Sollten wir uns nur finden, um uns wieder zu verlieren? Rahel kannst du das wollen, wirst du es können?"

„Ich kann es nicht und ich will es nicht", sagte sie, liebevoll ihre erkaltete, zitternde Hand auf sein lockiges Haupt legend, „ich will das Band, das uns verbindet, zu einem ewigen, unvergänglichen machen. Mein Freund, mein Geliebter, mein Bruder, ist Liebe denn nichts Anderes als das Begehren des Blutes, das Mann und Weib zu einander führt? Will Liebe nichts als den Besitz, der wie man sagt, ihre Erfüllung und ihre Auflösung ist? Ist das Liebe, die in thörichten Romanen Mann und Weib alle Schranken göttlicher und menschlicher Gesetze überspringen läßt, um im ungehinderten Zusammenseyn eine kurze, flüchtige Wonne zu genießen? Eduard, Eduard! haben wir nicht besser geliebt? Gedenke der Zeit, da wir uns täglich sahen, und so gewiß wie heute wußten, daß der irdische Besitz uns versagt sey, sprich, waren wir nicht glücklich? Wenn ich deine edle Sohnestreue, deine Geschwisterliebe, deinen männlichen Stolz, deinen Fleiß, dein Talent, deine Ausdauer bewunderte, wenn das Gute, das auch du an mir erkannte, dich aufmuntertest, auf dem Wege des Rechts, der Pflicht und der Tugend vorwärts zu schreiten, bedurften oder ersehnten wir da eine irdische Vereinigung? Daß Jeder von uns Muth und Kraft hat, seine Pflicht zu thun, daß Jeder von uns auf den andern blickend, an ihm ein leuchtendes Beispiel hat, Jeder von uns im Herzen des Andern einen unerschöpflichen Schatz von Liebe weiß, das war unser Glück, das ist es heute, das soll und kann es ewig bleiben. Hier erhebe ich meine Hand zu den ewigen Sternen und schwöre Dir, daß Rahel, Lemuel's Gattin, die Mutter seiner Kinder, die Vorsteherin seines Hauses, durch ein vorwurfsfreies Leben, durch treue Pflichterfüllung, durch heiliges Bewahren Deines edlen An-

denkens, im Greisenhaar Deiner edlen Liebe noch ebenso würdig seyn soll, als es heute die zitternde, kämpfende Jungfrau ist!“

Er erhob sich von den Knieen, er blickte ihr in die thränenschweren Augen, er sah die göttliche Liebe schimmern aus diesen reinen Sternen, und auch in seinem Herzen war der Sieg der Liebe über die Leidenschaft erkämpft. Wortlos küßte er ihre schöne Hand und drückte sie gegen seine Stirn. Obgleich noch nicht alle Beweggründe der jungen Jüdin kennend, hatte er doch ihr Herz verstanden und stand jetzt auf gleicher Stufe mit ihr, die der Pflicht das höchste Opfer brachte, dessen das weibliche Herz fähig ist.

„Muß es denn seyn?“ sagte er nach einer Pause von wenigen, aber mit den erhabensten Empfindungen erfüllten Minuten. „Ist diese Trennung unerläßlich, keine Hoffnung auf ein reines, schuldloses Erdenglück für uns möglich?“

„Keine, keine, mein Freund!“ entgegnete sie mild, „und das wissen wir nicht erst jetzt, das wußten wir immer, meine Verbindung mit Herrn Lemuel Sidreh ist nur das Siegel, das dem Pakt aufgedrückt wird, den wir miteinander schlossen, als Du zum Erstenmal zu mir sagtest: „Rahel, um Deinetwillen kann ich Alles thun und Alles ertragen, nicht um Deines Besitzes willen, sondern nur in der Erinnerung an Dich.“

„Und wer ist der Mann, der Dich in so weite, weite Ferne führt? ist er des Schatzes werth, den er mir raubt? Kann er Deine Seele, meine Rahel, begreifen? Deinen Werth ahnen?“

„Herr Lemuel Sidreh ist ein sehr edler, sehr großdenkender Mann, der Freund meines Großvaters seit seiner Jugend, er führt mich in meine Heimath und bereitet, so Gott will, auch den Meinen dort wieder eine Stätte. Er weiß, daß Du mich liebst, wie ich Dich liebe und daß ich Dir freiwillig entsage, er würde heute zurücktreten und meinen Bund mit Dir segnen, Eduard, wenn es möglich wäre, daß ich Deine Gattin werden könnte, ohne meine religiöse Ueberzeugung zu verleugnen und er ist ein so edler Mann, als nur je einer in einem rechtschaffenen Wandel unserm Gott diente. Komm her, mein Freund, laß Dir in einigen Worten die Geschichte dieses Mannes erzählen und dann beurtheile ihn.“

Eduard hatte sich ihr gegenübergesetzt. Wie immer hatte das Wort der Geliebten heilige Ruhe in sein Herz gegossen. Die Liebe dieses Herzens war nicht einzige Sehnsucht nach dem Besitz, wie heiß diese natürliche Sehnsucht sich auch mit derselben vermischte. Rahel war der Stern seines Lebens gewesen, seit er zu denken und nach dem Rechten zu streben fähig war, er fühlte, daß sie dieß bleiben konnte und bleiben würde. Eine ächte, tiefe Jugendliebe überdauert Trennung und Tod und erfüllt das ganze Leben eines Mannes mit jenem Licht, welches die Alltäglichkeit verklärt, und den Schmerz der Entsagung heiligt.

Es ist gewiß ein großes beseligendes Glück, die Geliebte der Jugend als Gattin einzuführen in die heiligen Mauern der Heimath, aber ihr Bild, befreit von allen irdischen Schlacken, im Heiligthume des Herzens aufstellen, ihm einen Kultus jener reinen, nichtirdischen Verehrung weihen dürfen, welche die Pflichttreue sich da erwirbt, wo sie im Kampfe mit den mächtigsten Gefühlen zur höchsten Tugend wird, das ist eine schmerzvolle Wonne, die alles Erdenglück weit, weit hinter sich läßt und dem menschlichen Herzen eine Gewißheit seiner ewigen Fortdauer gibt.

In Rahel's Augen blickend, sah Eduard in ihr nicht mehr den Gegenstand seines sehnlichsten Erdenwunsches, sondern den seiner höchsten Verehrung, und dieß Gefühl ist das erhabenste, dessen das Herz des Mannes fähig, wie es vielleicht auch das seltenste ist, zu dem sich zu erheben ihm die Gelegenheit geboten wird.

Vom eigenen Herzen und Blut getrieben, glaubt das liebende Weib dem Geliebten die höchsten Gaben zu bringen, indem es seine Person hingibt. O, wohl ist diese Gabe eine schöne, rührende und dankenswerthe. Die Blume, die mit Bewußtseyn ihr Haupt neigt, um sich brechen zu lassen und ihren Duft verhaucht, den Kranz eines geliebten Lebens zu schmücken, stirbt schön. Aber wenn sie das zarte Haupt in Liebe erhebend sich aufrankt zur Sonne, dann nur kann sie, ewig neue Blüthen entwickelnd zum Wunderbaum werden, welcher das ganze Leben eines Menschen beschattet und durchduftet.

Der Besitz vernichtet, die Entsagung verherrlicht das Ideal.

Ein Weib, das sich in Leidenschaft hingab, wird dem Manne früher oder später ein Gegenstand des Mitleids, wenn nicht der Verachtung.

Eine tugendhafte Gattin, wird die beste Freundin, die liebste Gefährtin des Mannes, dem sie angehört.

Nur die Geliebte, die um der Tugend und Pflicht willen zu entsagen die Kraft hatte, wird zum Götterbilde, welches das Herz des Mannes verehrt, so lange es schlägt.

Eduard Bergenau hatte die Kraft gefunden, das Opfer Rahel's als eine Handlung der Tugend und Pflichttreue zu erkennen und mit ihr die reinste Verklärung seiner Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Feste in Nauplia.

Der Hof verließ Athen am 11. d. M. vor Mitternacht, und schiffte sich auf den zwei Dampfern „Othon“ und „Sphendoni“ mit zahlreichem Gefolge in Piräeus ein, um nach Nauplia zu steuern. Die Einschiffung und Ausfahrt aus dem Hafen bot ein entzückendes Schauspiel. Die Dunkelheit der Nacht wurde durch die Beleuchtung der Kriegsschiffe mit bengalischem Feuer in einen magischen Tag umgewandelt. In den frühesten Morgenstunden, um 5 Uhr, fuhren die beiden Siffe an der Insel Hydra vorbei — die Stadt war prachtvoll erleuchtet — um 7 Uhr lag die Insel und Stadt Spezzia vor den Blicken, und als sich die Schiffe näherten, ertönten die Kanonen von Schiffen und Batterien, und die bewegliche bunte Bevölkerung, welche den Hafen und den ganzen Strand besetzt hatte, rief ihr „Willkommen“ weit in die See hinaus. Nach 11 Uhr Morgens näherten sich die Dampfer dem Hafen Nauplia's. Die Bevölkerung hatte die äußersten Spitzen und Zacken des Forts Epaminondas, sonst Itschkale genannt, das sich gegenwärtig vor dem Hafen in den argolischen Golf erstreckt, besetzt, und Mauern, Brüstungen und Dächer in Beschlag genommen. An der Spitze dieser Landzunge begann der Jubel, und zog mit den Schiffen sich immer weiter in den Hafen hinein, lawinenartig sich vergrößernd, und den Donner der Kanonen von dem ehrwürdigen Palamides herab, und von Fort Epaminondas und den im Hafen liegenden Schiffen, denen sich die Militärmusiken beigesellten, weit und nachhaltend übertönend. Hunderte von kleinen Schiffen mit ihren weißen Segeln hatten den innern sichern Hafen verlassen und umschwärmten wie Papiernautilus die k. Schiffe. Der Kommandant, der im Hafen liegenden österreichischen Kriegsgoelette „Saida,“ Prinz Nikolaus von Würtemberg, verließ sogleich nach der Salutation sein Schiff, und kam an Bord des „Othon“, um die beiden Majestäten zu begrüßen. Um die Mittagsstunde erfolgte die Ausschiffung. Unter einem Triumphbogen aus Myrten, mit flatternden Seidenbändern verbunden und mit Inschriften bedeckt, betrat der König den Boden von Nauplia, umgeben von tausend jubelnden Menschen, empfangen von den Segenswünschen der Gemeindebehörden und den Spitzen der Zivil- und Militärverwaltung; der Weg vom Landungsplatz an die Kirche des heiligen Nikolaus, von da alle Straßen, die zum Palast führten, waren dicht bedeckt mit Myrten, und Purpurtuch darüber gebreitet. Durch einen weiteren kolossalen Triumphbogen begab sich der König in die Kirche, unter dem Portal empfangen von den Bischöfen von Argos und Mantinea, mit deren geistlichem Stabe. Nach Anhörung eines kurzen Lobgesangs verfügten sich die Majestäten in den Palast. Die männliche Bevölkerung wogte durch die Straßen — die weibliche wuchs aus Thüren, Fenstern und Balkonen heraus, geschmückt mit allen Farben des Orients zwischen Myrten, Oleandern und Blumen. Voraus zogen die Zünfte Nauplia's und die Abgeordneten sämmtlicher Gemeinden der Argolis; den königl. Majestäten und ihrem Gefolge schlossen sich die Offiziere der Garnison, die Beamten und Bürger der Stadt an, das Volk strömte zwischendurch jauchzend und jubelnd; Frauen und Mädchen weinten vor Freude und Bewegung. Viele, sehr viele hatten den König nie gesehen, oder nur in zarter Jugend. Es war ein Jubeltag für Nauplia! Der König erschien nach einigen Minuten mit der Königin auf dem Balkon des Palastes, und dankte der Bevölkerung für die lebhaften Beweise treuer Anhänglichkeit und Ergebenheit. Der Platz vor dem Palast, eingerahmt durch eine Ehrenpforte, mit den Waffen des Arsenals geschmückt, wurde noch überdieß durch eine hohe Säule geziert, auf deren Kapitäl das Bildniß des Königs, stehend, im Krönungsornat angebracht war. Nauplia stand seit einem Monat in diesem Schmuck. Schon zweimal war die Bevölkerung des Peloponneses herbeigeströmt, um den geliebten König zu sehen, und mußte nach tagelangem Harren in ihre Heimath zurückkehren. Da die „Donau“ mit dem Prinzen Adalbert an Bord, noch nicht in Nauplia angekommen war, so benutzten die Majestäten die folgenden Tage zum Empfang der Behörden, zum Besuch der verschiedenen Militäretablissements, des Gymnasiums und der Knaben- und Mädchenschulen, zu einem Ausflug nach dem herrlichen Amphitheater bei Epidaurus und den Ruinen des Tempels, so wie der Bäder Aesculaps, und am Dienstag den 9. zu einer Seefahrt nach den Mühlen am jenseitigen Ufer des Golfs von Argos. Fast zu gleicher Zeit, mit dem Abends zurückkehrenden „Othon“ lief auch die österreichische Kriegsfregatte „Donau“ in den Hafen von Nauplia ein, und der König begab sich sogleich in der Barke nach dem Schiff, um Prinz Adalbert zu begrüßen und ihn mit sich nach Nauplia zu führen. Die Königin verfügte sich unmittelbar in den Palast, um dort den Prinzen zu empfangen. Die Stadt, die Land- und Seefestungen und die Schiffe waren herrlich beleuchtet, und eine unermeßliche Volksmenge begrüßte mit lautem Zuruf das Brüderpaar. Den folgenden Tag wurde in den Morgenstunden von den königl. Majestäten, begleitet von Prinz Adalbert und Prinz Nikolaus, die Veste Palamides besucht, und Nachmittags eine Fahrt nach Argos gemacht, dessen Bevölkerung in Unge-

duld wartete, den König zu sehen. Der Empfang war wie überall enthusiastisch. Nach ein paar Stunden Aufenthalt, während welcher Zeit die ganze Bevölkerung die hohen Herrschaften nicht aus den Augen ließ, wurde unter den Segenswünschen der Einwohner die Rückreise nach Nauplia angetreten, wo nach erfolgter Ankunft ein sehr wohlgelungenes Feuerwerk abgebrannt wurde. Der 11. März wurde zur Abreise nach Korinth festgesetzt. Die „Donau" war schon am Tag ihrer Ankunft von Nauplia abgegangen, und rechtzeitig, den Peloponnes umschiffend, im korinthischen Golf, in Lutraki anzukommen und den Prinzen Adalbert an Bord zu nehmen. Die griechischen Dampfer liefen in dieser Nacht aus dem Hafen von Nauplia, um in Kalimaki bereit zu liegen zur Aufnahme der königl. Majestäten. Die Reise nach Korinth ging auf sechzig Reitpferden von statten — alle Bagage war den Schiffen übergeben. Der Weg wurde über Mykene, mit dem berühmten Grabmahl Agamemnons, der Schatzkammer des Atreus und dem Löwenthor, genommen; von da ging es über Nemea, wo noch drei Säulen des Jupitertempels stehen, und der herrliche Thalkessel zu schauen ist, in welchem die nemeischen Spiele gehalten wurden. Hier unter den Tempelsäulen hatte sich die Bevölkerung der Umgegend eingefunden, um den König zu begrüßen.

Der Kaiser im Guckenberg.

(Fränkische Sage.)

Kennst Du bei Gemünden den Guckenberg?
Ein Kaiser versank mit dem Heere;
Darin an dem steinernen Tisch er sitzt,
Mit langem Bart, aus dem Aug' ihm blitzt
Das Heldenfeuer, das hehre.

Wenn dreimal sein Bart den Tisch umwuchs,
Bricht auf er mit allen Vasallen:
Dann ist gekommen die bessere Zeit,
Der Kaiser in alter Herrlichkeit
Wird mächtig den Erdkreis durchwallen.

Zum Guckenberg kam einst ein armer Knab',
Der Semmeln den Leuten verkaufte;
Da nahet ihm traulich ein freundlicher Greis,
Dem Bart und Haare ganz silberweiß,
Der Knabe die Haare sich raufte.

„Ach, daß ich so wenig verkaufen kann,
Und deßhalb so wenig verdiene;
Erringen kann kaum ich das tägliche Brod,
Muß schmachten darum so in Sorgen und Noth!" —
So klagt er mit trauriger Miene.

Darauf der Alte zum Knaben spricht:
„Ich will einen Ort jetzt Dir zeigen;
Dort wirst Du verkaufen an jedem Tag,
Was Dein Arm an Semmeln zu tragen vermag;
Doch mußt Du's den Leuten verschweigen."

Dann führt ihn der Greis in den Berg hinein,
Drin war ein Leben und Treiben;
Rings Handel und Wandel wie in der Stadt,
Wie der Junge nimmer gesehen es hat,
Er kann es Keinem beschreiben.

An einem Tische der Kaiser sitzt,
Sein Auge blitzt so gewaltig;
Zweimal um den Tisch ist gewachsen sein Bart,
Er schaut seine Mannen um sich geschaart,
Gehüllt in den Mantel so faltig.

Der Knabe bringt täglich die Semmel dahin,
Bekommt Geld von uralter Prägung;
Bald läuft es im ganzen Orte herum,
Die Leute werden stutzig darum,
Und sinnen in ernster Erwägung.

Und stürmisch man in den Knaben dringt:
Woher er die Münzen bekommen.
Der Knabe gibt endlich dem Drängen nach,
Und gibt den Handel im Berge zu Tag,
Er sagt es den Leuten beklommen.

Und als er wieder zum Berge geht,
Der Berg ist nirgends zu finden.
Verwandelt die ganze Gegend erscheint;
Wie sehr der Knabe auch klagt und weint,
Sein Klagen verhallt in den Winden.

Julius Nuttor.

Räthsel.

Ein ächtes Kind — und doch kein Freund des Lichts.
Bist in der Kunst du viel — im Leben nichts;
Ich suche dich — doch nur zu manchen Zeiten,
Du aber pflegst mich ewig zu begleiten.
Und geh' ich einst — Gott gebe, spät zur Ruh,
Dann — werd' ich Du! —

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 81 Montag, 5. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Wisse,“ sagte Rahel zu Eduard, „Herr Lemuel Sidreh ist wie mein guter Großvater, Karait. Er ist ein großer Goldarbeiter in unserer frühern Heimath. Sein Vater, sein Großvater und alle seine Vorfahren haben ebenfalls dieses Geschäft getrieben und die Familie war der unsern befreundet seit den Tagen des Anan (so hieß der Reformator der karaitischen Sekte). Mein guter Großvater, wie Du weißt, ein großer Arzt, hatte in seiner Ehe nur zwei Töchter, den Sohn hatte ihm Gott versagt. Meine Mutter, Deborah, war die jüngere derselben; mit der ältern, Rahab, war Herr Lemuel seit seiner Kindheit verlobt. Es soll ein gar schönes und begabtes Mädchen gewesen seyn, meine Tante Rahel, und erzogen wie es die Töchter unsers Volkes werden, zu Gehorsam, Tugend und Gottesfurcht. Herr Sidreh hat seine Braut von ganzer Seele geliebt. Ihre Hochzeit sollte seyn im Jahre 1825, zur Zeit als der glorreiche Kaiser Alexander unsere schöne Heimath besuchte. Mit dem Regenten kamen auch einige vornehme Herren, einer davon sah im Hause ihres Verlobten die schöne Rahab. Er trat dort ein, um Schmucksachen zu erhandeln und Rahab war aus mädchenhafter Neugierde in Begleitung anderer Frauen und Jungfrauen dorthin gekommen, um den Zug des Kaisers und seines Gefolges, die neue tartarische Miliz und viele andere seltsame Dinge zu sehen, die durch jene Straße kommen sollten.

Wenige Tage darauf war Rahab verschwunden, mit ihr mehrere werthvolle Edelsteine aus Herrn Lemuel's Gewölbe, Geld und Geldeswerth aus meines guten Großvaters Schränken. Der Verdacht von uns armen Leuten fiel auf jenen vornehmen Herrn, der eine große Vorliebe für schöne Frauen und große Gewalt über weibliche Herzen hatte. Mein Großvater wandte sich in seinem väterlichen Kummer an den gütigen Kaiser selbst, jener vornehme Herr war eben im Begriff, sich mit einer Dame seines Standes zu vermählen, kein Schatten von Verdacht konnte ihn treffen, die Tochter aus dem Hause des Vaters gelockt zu haben. Während noch alle diese Dinge verhandelt wurden, während mein Großvater täglich zu dem erhabenen Kaiser gerufen wurde, ereilte diesen der jähe Tod. Was war das Geschick einer jüdischen Familie neben dieser schrecklichen Begebenheit, welche die ganze Welt zu erschüttern drohte! Nikolaus Paulowitsch bestieg den Thron der Czaren, die Familie jenes vornehmen Mannes fiel in Ungnade bei demselben, weil einer aus ihrer Mitte sich der Revolution angeschlossen, welche die Thronerhebung des Großfürsten Konstantin bewirken wollte. Meines Großvaters Tochter, Herrn Lemuel's Braut, blieb verschollen, und dieser trauerte sein Leben lang um das Mädchen, das ihn verrathen und beraubt hatte. Er blieb der Freund unserer Familie und sorgte dafür, daß mein Großvater sein Vermögen flüssig machen konnte, als er seine Heimath verlassen mußte. Er verschaffte ihm die Möglichkeit, sich längere Zeit in russisch Polen aufhalten zu können, um dort nach seinem verschwundenen Kinde zu forschen und als die Verfolgung ihn auch von dort fortrieb, rettete er ihm den Rest seines Eigenthums und verschaffte uns Pässe nach Preußen. Urtheile, mein Freund, ob wir gegen diesen Mann nicht hohe Verpflichtungen haben, und ob es nicht meine Schuldigkeit ist, seine Gattin zu werden, da er es wünscht. Er wünscht es nicht um seinetwillen, sein Herz ist so edel, daß er mich jeden Augenblick frei geben würde, wenn er dieß zum Glück meiner Familie nothwendig glaubte, aber er kann meinem Großvater nur die Rückkehr in unsere Heimath, zu seinen Glaubensgenossen und dem Grabe seiner Gattin möglich machen, wenn nahe Verwandtschaftsbande uns an ihn knüpfen, so hat er denn, ohne mich von Person zu kennen, den Meinen vorgeschlagen, ihm die junge Rahel zur Gattin zu geben, die er nur als ein kleines Kind gekannt. Die junge Rahel! Neben ihm bin ich es freilich; dieser Mann, der so viele Täuschungen und Schmerzen erlitten, und der sich den Meinen stets als großmüthiger Freund erwie-

sen und bewährt hat, soll an mir mindestens ein dankbares Herz finden, das den Abend seines Lebens nach Kräften verschönt. O, ich wollte meine Seele hätte die Macht, ihm das Weib zu ersetzen, das ihn betrog, um so die Schuld zu sühnen, die als eine schwere Last diesem Mann gegenüber auf unsern Herzen liegt. Bedenke, mein Freund, daß das Weib, der er sein jugendliches Herz geschenkt hatte, ihn betrog und beraubte, daß sie sein edles Vertrauen auf's Niedrigste verrieth. Wie Viele an seinem Platze würden da die Familie gehaßt und verfolgt haben, der ein solches Wesen entstammt, er blieb unser Freund, unser Schützer und ward hundertfach unser Wohlthäter. Nie ist ein Wort des Vorwurfs über seine Lippen gegangen, im Gegentheil war er stets der Vertheidiger der unglückseligen Rahel. Man spricht bei uns nicht eben von Liebe und Leidenschaft, aber die Bande der Familie sind heilig, und Glück, Friede und tiefe Liebe verbindet die Verlobten, die Gatten, Eltern und Kinder, alle Glieder der Verwandtschaft. Dieser Mann ist einsam geblieben bis zum Abend seines Lebens. Unser Volk hält viel auf Geld und Gut, es versteht Reichthum zu sammeln und zu mehren. Diesem Mann ward unersetzlicher Schade zugefügt, seine Rache dafür war, daß er uns unser Hab und Gut bewahrte, als es ohne seine aufopfernde Treue unrettbar verloren gewesen wäre. Die Verlobte seiner jungen Jahre verrieth ihn, jetzt fast ein Greis, hat er Edelmuth genug, seiner Braut, von der er weiß, daß sie in jugendlicher Schwäche ihr Herz an einen Andern hingegeben, so zu vertrauen, daß er sie diesem Andern zu stundenlanger, ungestörter Unterredung überläßt. Glaubst du wohl, mein Freund, daß dieser Mann ein edles Herz hat und daß es für mich eine erhabene Lebensaufgabe seyn wird, ihm das Gute zu vergelten, welches er uns erwiesen?"

„Wohl, meine Rahel", entgegnete Bergenau, „eine erhabene Lebensaufgabe, fast zu erhaben, als daß sie beglückend seyn könnte. Ein Engel könnte sich selig preisen, sie zu erfüllen, ob auch ein Weib, ein sterbliches Weib, dessen Herz einen Andern liebt? Ach, Rahel, du sprichst nur von deinem Verlobten, meiner gedenkst du nicht mehr, meiner Schmerzen, meiner Sehnsucht, meines ewig einsamen Herzens."

„Ich denke seiner, weil du nach ihm fragtest, weil wir von ihm sprachen — — O, mein theurer Eduard, deiner habe ich gedacht unter tausend Thränen, unter den heißesten Gebeten für dein Wohl. Sieh meinen Verlobten an, er ist ein Greis, Jahre und Kummer haben sein Herz gebleicht, auf das Glück, welches gleichgestimmte Herzen in der Ehe finden, muß ich verzichten. Ein Leben der Arbeit erwartet mich in einem großen Haushalte unter vielen Dienern und Gehülfen, aber ohne ein einziges Wesen, das an Jahren und Gefühlen mir gleichsteht. Ich verzichte darauf ohne Murren. Wenn die Arbeit mich ermüden wird, wenn die Laune meines Herrn sich nicht zu der meinen stimmen läßt, wenn Krankheit ihn vielleicht verdrießlich macht, dann, Eduard Bergenau, wird die Erinnerung an dich mir nothwendig seyn, um gut zu bleiben und mich ruhig zu fühlen. Dann, fern, fern von dir, werde ich der Tage gedenken, da wir mit einander sprachen, von Gott, von Natur und Kunst, von allem Schönen und Guten! Dieses Glück, daß ich so rein an deiner Seite empfunden, wird ein Licht sein auf den Wegen meiner Zukunft, der Stein Opal, der auch in der tiefsten Finsterniß sein strahlendes Leuchten beibehält. Was für ein Glück könnte uns zu Theil werden auf dieser Welt, als das einer heiligen und ungetrübten Erinnerung aneinander?"

„Rahab, die Schwester deiner Mutter, suchte und fand ein anderes Glück", flüsterte Eduard mit leisem Beben der Stimme.

„Weh' mir und dir, wenn ich ihr folgte!" entgegnete Rahel mit Festigkeit. „Der Frühling der Liebe auf Erden währt nur einen kurzen Tag und unsere Seelen sind unsterblich! Wer das Glück der Liebe sich erkauft mit dem Verlust seines Herzfriedens, der thut wie das Kind, welches die Blüthen vom Baum pflückt, um sich ein Gärtchen davon zu machen und muß im Herbst darben, weil er die Keime der Frucht im Spiel zerstörte, die den Reichthum seiner Zukunft ausmachen sollte. Unsere Liebe, mein theuerer Eduard, konnte uns nie ein anderes Glück gewähren, als daß sie uns zu allem Guten, Rechten und Großen tüchtiger macht, wie es uns mein guter Großvater so schön und wahr erklärte, als wir ihm dieselbe zum Erstenmal eingestanden."

„Ich verstehe Euern Großvater nicht, meine Freundin", sagte Eduard heftig, im Zimmer auf- und abgehend. „Er schien einer Neigung nicht zu zürnen, die er selbst eine natürliche und unwillkürliche nannte. Mußte ich da nicht hoffen, daß er endlich ohne Zorn Euch gestatten würde, die Schritte zu thun, die es uns möglich machten, einander vor Gott und der Welt anzugehören? Muß ich den Greis nicht für falsch halten, der anfangs die Neigung zweier Menschen segnend begünstigte und dann Euch zwingt, einem Andern anzugehören?"

Rahel schüttelte schmerzlich den schönen Kopf. „O, wie wenig, Eduard, hast du meinen Großvater, diesen ächten Weisen, diesen wahrhaft Frommen verstanden. Das kann indeß jetzt nichts in unsern Verhältnissen, unsern Pflichten ändern. Die Trennung für's Leben ist unwiderruflich und Gott wird Jeden von uns stärken, sie mit Muth und Würde zu ertragen. Ich werde nicht aufhören, mein theurer

Freund, für dich zu beten, und so lange mein Herz schlägt, wird es dein mit Liebe und Theilnahme gedenken, aber ich werde selbst den Thränen Widerstand zu leisten suchen, die meine tiefe Sehnsucht nach einem Glück, das meine Pflicht mir verbietet, den Meinen verrathen könnten. Gott segne Sie, Eduard Bergenau, edelherziger, trefflicher und gütiger Freund. Gott segne Sie, und lassen Sie uns jetzt einem Gespräch ein Ende machen, das nichts Anderes seyn kann, als ein herzlicher Abschied, gehen Sie, rufen Sie selbst die Meinen zurück, und zeigen Sie meinem Verlobten, daß Sie an Edelmuth, Rechtschaffenheit und Vertrauen, ihm in keiner Weise nachstehen."

Eduard mußte fast mechanisch den Worten Rahel's Folge leisten. Der Blick dieses Mädchens, jedes Wort derselben übte einen eigenthümlichen zauberhaften Einfluß auf ihn aus, und in ihrer Gegenwart fühlte und erkannte er nicht nur die Nothwendigkeit und Unabwendbarkeit der Trennung, er erkannte auch in vollkommener Klarheit die Seelenhoheit Rahel's, die ohne Klage, ja mit Freudigkeit ihre Pflicht erfüllte.

Herr Sidreh reichte dem Jüngling die Hand, als er bleich wie ein Marmorbild in das Zimmer trat, wo Rahel's Familie den Ausgang dieses Gesprächs erwartete.

Frau Deborah hatte heftig geweint und Doktor Salomon ging mit ruhigen Schritten auf und ab, von Zeit zu Zeit mit einigen Worten seine Tochter tröstend.

„Weine nicht Deborah, daß Deinem Kinde der Schmerz dieses Abschieds nicht erspart werden konnte," sagte er sanft und gefaßt. Solch ein Abschiedsweh ist der Moment, in dem man die Kugel aus der Wunde zieht. Es ist auf Leben und Sterben, der Leidende kann sich verbluten, er kann es; übersteht er aber die grausame Pein, so ist die Möglichkeit einer gänzlichen Heilung vorhanden, nur eine kleine Narbe bleibt, wenn Zeit und Sorgfalt walten, da wo jetzt allen Adern das rothe Herzblut entströmt. Gott ist groß!"

„Ach mein Vater, mein Vater!" rief die weinende Mutter, „warum mußte sie, die Sanfte, Schuldlose, sie, die fromme und gehorsame Tochter, diese Familie kennen, diesen christlichen Jüngling lieben lernen? Warum ihr all dieß Weh, alle diese Schmerzen, diese Selbstüberwindungen? Konnte sie nicht wie tausend Andere in Frieden mit ihrem jungen Herzen, ihren ehrenwerthen Gatten finden und ihm fröhlich folgen? Warum muß sie leiden? Was hat sie verschuldet?"

„Sprichst Du doch, meine Tochter, so thöricht, als wärst Du selbst noch ein Kind. Warum sie leiden muß? Muß nicht Jeder von uns leiden, Einer auf diese, der Andere auf jene Art? Seelenkämpfe, die der edeldenkende und pflichttreue Mensch durchkämpfen muß, sind nichts Anderes, als nothwendige, nützliche und höchst segensreiche Uebungen seiner moralischen und intellektuellen Kraft. Deine, unsere Rahel, ist ein von Gott zu Großem berufenes Weib, darum muß sie in der Jugend ihre Kräfte üben im Kampfe mit den Wünschen und Gefühlen des Herzens. Wie? Ist nicht dieser Mann, Herr Lemuel Sidreh, einer der weisesten, gelehrtesten und besten Männer unsers Volkes? Und sie ist ihm zur Gattin bestimmt und soll an seiner Seite ein leuchtendes Vorbild für alle Weiber werden. Was hat sie gelernt, um dieß seyn zu können? Die Bibel lesen in vier verschiedenen Zungen! Aber das können noch Viele außer ihr; oder den Haushalt führen, mit der Nadel und der Spindel arbeiten? Das können alle Weiber unsers Volks; oder verständig sprechen und urtheilen über die Dinge und Vorfälle des Lebens? Das können wenigstens Einige; alles das ist noch nichts, was sie einer hohen Auszeichnung werth macht; aber ihr Herz überwinden, das Rechte thun, wie schwer es auch dem Gefühl, das sich nach Glück sehnt, werden mag, das können nur sehr Wenige, und wenn sie es gelernt hat, wenn sie ihre jugendlichen Kräfte geübt hat in der Selbstüberwindung, dann kann sie weiter fortschreiten auf der Bahn zu allem Großen und Guten und wird sich einst als Die zeigen, welche zu werden sie berufen ist."

Eduard war bei diesen Worten des Greises, den er seit Jahren hoch verehrte, eingetreten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Das „Journal du Havre" berichtet Folgendes über einen Seeräuberangriff im rothen Meere gegen die englische Handels-Brigg „Telegraph" von Bristol: Die Brigg, welche mit Ballast von Aden nach den Inseln Kuria-Muria abgegangen war, fuhr dicht an der afrikanischen Küste entlang, als sie am 25. Januar während einer Windstille 15 englische Meilen westlich vom Kap Felix in 15 Faden Wasser vor Anker ging. Das Ufer bildete eine sandige Ebene, und weiterhin sah man eine Art großer Stadt und einige Forts. Zwei Stunden später kamen zwei mit Leuten vollgestopfte Kähne auf die Brigg losgefahren. Es waren wohl 50 Männer, mit Lanzen und Keulen bewaffnet, in jedem Kahne. Eine Anzahl Anderer kamen angeschwommen. Die Seeräuber stiegen ohne Weiteres an Bord und nahmen alles Glänzende fort, ohne gerade Gewaltthaten zu verüben; aber nicht ohne

Drohungen mit ihren Lanzen und Keulen gaben sie der Mannschaft zu verstehen, in Schiffsboote zu steigen, aber ohne Wasser und Brod mitzunehmen; nur die Flinte des Kapitäns konnte die Schiffsmannschaft forttragen. An Widersetzung war natürlich nicht zu denken, da einige wenige unbewaffnete Leute nichts gegen mehrere Hunderte stämmiger und bewaffneter Kerle ausrichten konnten. Nicht einmal die Papiere erlaubten die Afrikaner den Matrosen mit in ihre Kähne zu nehmen, so daß ihnen vollständig auch gar nichts blieb, als was sie gerade am Leibe hatten. Fünf Tage lang fuhren die unglücklichen Seeleute in den Kähnen fort — ohne einen Trunk Wasser oder ein Stück Brod und zwar in der Richtung zu, wo die das rothe Meer befahrenden Schiffe vorbeikommen. Endlich wurden sie vom Dampfer „Elphinston" aufgenommen, der sie nach Aden brachte, um dann auf die Piraten Jagd zu machen.

Ein seltsamer Todesfall wird dem „Tag. a. B." aus einem Dorfe in der Gegend von Altbunzlau gemeldet. Dort starb vor wenigen Tagen eine etwa 50jährige Bauernfrau, die von der fixen Idee befallen wurde, Gott wolle sie für ihre in der Jugend begangenen Sünden hier auf Erden schon ihre zeitliche Strafe abbüßen lassen und habe sie deßhalb in eine — Gans verwandelt. Um nun facto et jure eine Gans zu seyn, knetete sie sich einen aus sogenanntem Hintermehl und aus Kalksteinsand gemischten Teig, welchen sie, in kleinere längliche Stückchen getheilt, trocknete, und so in einer leeren Kiste in der Nähe des Ofens sitzend, diese Nahrung zu sich nahm. Um in ihrer Buße nicht gestört zu seyn, sperrte sie sich in ihrem Stübchen ab, und versuchte es Jemand, die Thürklinke zu berühren, erhob dieselbe ein das Schnattern der Gänse nachahmendes Gekrächze, was die Nachbarn für einen Ausdruck des Unwillens hinnahmen und deßhalb sie auch weniger belästigten. Doch bald fiel die bereits eine Woche lang währende Eingezogenheit des unglücklichen Weibes, so wie deren gänzliche Lautlosigkeit auf. Man schritt zur gewaltsamen Oeffnung der Stube und fand das Weib als Leiche, die bereits in Verwesung überging. Die Arme starb schon am fünften Tage nach dem Genusse der erwähnten Nahrung an Magenkrämpfen, nachdem sie, dem entstellten Gesichte nach zu schließen, einen furchtbaren Todeskampf überstanden hatte.

Die „Triester Ztg." erzählte von dem kürzlich als Gouverneur von Venedig verstorbenen österreichischen General der Kavallerie Ritter Gorzkowsky, der bekanntlich während des Revolutionskrieges mit Sardinien den Antrag des Königs Karl Albert, ihm die Festung Mantua für 3 Millionen Franken zu überliefern, mit Verachtung zurückwies, folgende verbürgte Anekdote. Als nämlich während der Belagerung Mantua's durch die Piemontesen, welche Einverständnisse mit der Bevölkerung unterhielten und auf einen inneren Aufstand rechneten, eine Deputation der Bürgerschaft dem General Gorzkowsky, der des Italienischen nicht sehr mächtig war, die Schonung ihrer Stadt ans Herz legte, gab er ihnen die lakonische Antwort: Mantovani buoni — Gorzkowsky buoni; Mantovani cattivi — Gorzkowsky bum! bum! (Mantuaner gut — Gorzkowsky gut; Mantuaner schlecht — Gorzkowsky bum! bum!) Die Herren wußten, daß der alte Herr sein schlecht stylisirtes Versprechen halten würde, und thaten darum ihr Mögliches, um sich ein eben so ungrammatisches Bombardement zu ersparen.

Am 23. Dezember 1857 wurde von Fischern der Insel Tidor (niederländisches Ostindien) eine sogenannte Meerjungfer gefangen, deren Länge drei niederländische Ellen und die des Kopfes drei Palmen betrug. Das Thier hatte Nase, Mund mit dicker, ausgestreckter Zunge und kleine Augen, der fächerförmige Schwanz war zwei Palmen lang; an der Stelle, wo sich beim Menschen die Arme befinden, hatte es ähnliche Gliedmassen, deren Finger eingezogen waren, so daß man sie nicht sehen, aber wohl fühlen konnte; die Farbe war dunkelgrau und die Haut an einzelnen Stellen mit kurzen Borstenhaaren besetzt. Die Aehnlichkeit des Thiers mit einem menschlichen Körper war inzwischen nicht so groß als manchmal in Betreff dieser Spezies behauptet worden ist. Das Fleisch wird von den Eingebornen sehr gern gegessen.

[Eine poetische Köchin.] In Pesth hat ein Vergoldergesell kürzlich von einer Köchin ein Stammblatt erhalten, dessen Zeilen von dichterischer Anlage zeigen und folgendermaßen lauten: „Weil Gold nur dem Vergolder — Von Werth ist auf der Erden, — D'rum möcht' für den Vergolder — Ein Bröckerl Gold ich werden. — Er könnt' damit vergolden — Sein Herz als gold'nen Rahmen, — Darein ich möchte schreiben — „Marie" meinen Namen."

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 82 Dienstag, 6. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Der Jüngling hatte die Reise zu der Familie seiner Geliebten mit dem bittern Gefühl im Herzen gemacht, daß man ihn getäuscht, ihm Unrecht gethan habe, er hatte das Haus mit Zorn und Unmuth betreten, ein Anderer als er sonst gewesen, aber sicherlich nicht ein Besserer. Das Gespräch mit Rahel hatte ihn von Neuem auf den Standpunkt gehoben, auf dem er stehen mußte, um sich wie sonst ein geliebtes und geehrtes Mitglied der ungewöhnlichen und von ihm stets so hochgeehrten Familie, zu fühlen, unter deren Dach er sich befand. Er neigte sich wie sonst in kindlicher Ehrfurcht vor dem Greise, und drückte die Hand, die dieser ihm entgegenstreckte, an sein Herz.

„O, mein Vater, mein Vater! Mein theurer Freund und Lehrer," rief er und die Thränen rannen warm auf die vom Alter gebleichte Hand. „Wie werde ich diese Trennung, diese Gewißheit und Unwiderruflichkeit meines Verlustes ertragen?"

„Wie ein Mann, der Sie schon waren, Eduard Bergenau, als Sie den Jahren nach noch kaum dem Knabenalter entwachsen; wie auch wir sie tragen werden, meine Tochter und ich, als Etwas, das Gott der Herr befiehlt durch die Stimme von Verhältnissen und Pflichten. Was wollen Sie, mein Sohn, würden Sie sich auf die Dauer wohl und glücklich fühlen, wenn Sie den Leuten, die Ihnen vertrauten und Sie liebten, die Tochter geraubt hätten? Würde meine hochherzige und fromme Rahel Ihnen Das seyn, was sie Ihnen jetzt ist und für die Dauer Ihres Lebens bleiben wird, wenn sie sich Ihnen rückhaltlos in die Arme würfe, und um der Leidenschaft willen die Pflichten der Tochter, die Gebote ihres Glaubens mit Füßen träte? Das junge Menschenherz ist nur zu sehr geneigt, sein eigenes Fühlen, Hoffen und Wünschen als das Triebrad des ganzen Lebens, als den Mittelpunkt des moralischen Weltalls anzunehmen und zu fordern, daß sich Verhältnisse und Umstände nach demselben richten sollen. Erden wandeln um Sonnen, und Monde umwandeln die Erden, mächtige Kometen ziehen am Himmel auf und nieder und ein stilles, ewiges Gleichgewicht herrscht unabänderlich in dem großen und schönen Weltall. Durch dieß Gleichgewicht, das sich erhält, weil jeder einzelne, auch der kleinste Stern im Weltenraum seine angewiesene Bahn ohne Wanken und Irren wandelt, wechselt Tag und Nacht, Frühling und Winter, es blühen die Bäume und es fällt der Schnee auf Erden. Die Welt ist nur schön, weil sie gesetzmäßig ist. Wenn ein Stern sein Haupt herausdrängen und dahinstürzen wollte, wo ihm mehr Licht, mehr Glanz zu Theil werden könnte, so würde das All zusammenbrechen und das alte Chaos wiederkehren. Es ist nicht anders in der moralischen Welt. In seiner Bahn, wie dunkel und kalt dieselbe auch seyn, muß Jeder von uns bleiben, dann entwickelt sich aus dem Gesetzmäßigen das Gute und Schöne in natürlicher Folge. Nur ausharren im Recht und das Glück wird erblühen, so gewiß als aus dem unabänderlichen Wandel der Erde um die liebe Sonne, Frühling und Winter und alle Herrlichkeiten und Pracht der Natur entstehen und erwachsen.

„Mein Vater," mein theurer Freund", sagte Eduard Bergenau, indem er in heißem Schmerz seine überströmenden Augen auf Doktor Salomon's Schulter legte, „Sie sind ein Greis, die Wünsche, das ach, so brennende Verlangen des jugendlichen Herzens nach Glück und Liebe, liegen hinter Ihnen, Sie können nicht mehr den Schmerz fühlen, der hier in meinem Herzen wühlt, das Leben liegt so lang vor ihm, ach, so öde und hoffnungslos."

„Ich bin ein Greis", entgegnete der Alte liebreich, „die Schmerzen der Leidenschaft liegen hinter mir; aber auch Sie, mein junger Freund, werden einst alt seyn und dann werden diese Stunden der Selbstüberwindung, diese schmerzvollen Kämpfe, die Sie jetzt bestehen und die Ihnen der Anfang steter Leiden scheinen, der Anfang einer neuen Glücks- und Bildungsepoche Ihres Lebens geworden seyn. Ist denn die Liebe zum Weibe das einzige Gut, was das Leben zu bieten hat? Kunst und Wissen-

schaft sind Besitzthümer, welche die Liebe entbehrlich machen und Eduard Bergeneau hatte einst auch noch andere Wünsche als nur zu den Füßen eines schönen Weibes zu sitzen. Ich hoffe es zu erleben, daß die Stimme des Ruhms den Namen meines jungen Freundes auch in jenen fernen Gegenden nennt, wo meine Tochter walten wird, wie vor ihr ihre Ahnfrauen walteten, und wenn die Jahre ihr Haupt versilbert haben, wird sie noch mit Stolz und Freude denken dürfen: dieser Mann, der des Guten und Schönen so viel geschaffen, war der Freund meiner Jugend!«

»Sie soll es können«, entgegnete Eduard mit Würde, „der Schmerz kann mein Herz ermatten, meine Kraft soll er nicht lähmen, meinen guten Willen nicht niederdrücken. Sie haben recht, mein Vater, es gibt noch etwas Erstrebenswerthes außer der Liebe.«

»Noch Vieles, junger Mann«, sagte Herr Lemuel Sidrey, indem er dem Jünglinge die Hand bot, »auch die Achtung der Guten ist ein großes und schönes Lebensglück; wie Sie sich der meinen werth gezeigt, so werden Sie mich in allen Zeiten der Ihrigen werth finden, und der Jugendfreund meiner Gattin wird zu allen Zeiten auch mein Freund seyn, wenn er mich dessen werth hält.«

»Gott segne Ihre Ehe!« rief Eduard aus tiefster Herzensfülle und Frau Deborah flüsterte leise: »Amen!«

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Zu derselben Stunde, als Eduard Bergenau unter den Augen seines greisen Freundes den herbsten Kampf bestand, den das jugendliche Herz bestehen kann, saß Benno Dubois in seinem eleganten Zimmer und packte Goldstücke in eine zierliche Börse.

Dreißig, vierzig, fünfzig, sechszig zählte er dabei laut und sagte dann mit einem Lächeln, das seinem jugendlichen Gesicht durchaus nichts Freundliches gab: Für Geld hat man Alles, sogar Liebe und Ruhm, bei Gott! Zehn Friedrichsdor an die Redaktion und die prächtige Erscheinung wird gepriesen nach Gebühr, und mir dankt sie den Erfolg, nach dem sie sich so gewaltig sehnt.

Er klingelte. Der alte Walter erschien, geschniegelt wie immer, und fragte nach seines jungen Herrn Befehl.

»Ich will ins Theater, laß vorfahren, schnell!«

Was er nur da wieder haben mag, dachte der Greis, indem er hinabging, um den Wagen zu besorgen, alle Tage eine andere Tollheit, die ihn plagt, der schöpft einen Brunnen voll Geld aus, so viel steht fest. Des Schauspiels wegen geht er auch sicherlich nicht in das elende Theater, das er selbst nie genug schlecht machen konnte, wenn er sonst davon sprach. Da ist jedenfalls wieder ein Frauenzimmer im Spiele. Will mich doch durch den Augenschein überzeugen, was da los ist.

Einige Minuten darauf trat er mit seinem gewohnten ruhigen Gesicht bei seinem Herrn ein und sagte:

»Es ist vorgefahren; aber, Herr Benno, würden Sie mir heute auch wohl erlauben, das Theater zu besuchen?«

»Immerhin, Alter, du wirst, wenn nicht mehr, doch ein hübsches Weib heute Abend zu sehen bekommen, Madame Laubach-Heimfeld, die Primadonna, welche heute die Desdemona singt.«

Also die, dachte der Greis.

Dubois schlug ihn auf die Schulter und sagte gutmüthig:

»Fahre mit, Walter, das Wetter ist rauh und deine Beine sind auch nicht mehr so jung als zur Zeit, da du mich darauf reiten ließest.«

„Sie waren schon damals nicht mehr die jüngsten", entgegnete der Diener, „aber ich danke schön, junger Herr, es würde sich doch nicht schicken, wenn ich so zu sagen in Ihrer Gesellschaft ins Theater führe." —

»Auch gut, du alter Narr, so nimm denn meinen Mantel, setze dich und halte ihn pflichtschuldigst auf den Knieen, der Kutscher soll ihn hernach zurücknehmen und du gehst an den Theaterplatz, der deiner Weisheit genehm und schicklich erscheint. Sorge auch dafür, daß der Kutscher zur rechten Zeit vor dem Theater hält, um mich abzuholen."

»Zu Befehl, Herr Dubois.«

Das Theater einer Mittelstadt ist nicht selten die Pflanzschule von Talenten, die später auf andern Bühnen zu großem Ruf gelangen. Gewöhnlich betreten Anfänger die Bretter, welche die Welt bedeuten, zuerst an kleinen Orten, und Jugend ist daher meistens ein unbestreitbarer Vorzug der Bühnenköniginnen an denselben.

Anders war dieß bei Madame Laubach-Heimfeld. Die Dame war nicht mehr jung, auf der Bühne aber eine wahrhaft bezaubernde Erscheinung und ihre Stimme, obwohl hörbar durch Krankheit gebrochen, besaß allen Reiz, den Schule und seltene Ausbildung verleihen können.

Benno Dubois horchte den Tönen mit wahrem Genuß und seine glänzenden Augen suchten beharrlich den Blick der Künstlerin. In den Zwischen-Akten eilte er auf das Theater.

Man kannte den reichen jungen Mann dort sehr gut und ließ ihn achtungsvoll auch an Orten passiren, wo sonst der Regisseur sein wichtiges: Zurück! ertönen zu lassen pflegt.

Madame Laubach-Heimfeld, eine schlanke Frau,

von ungemein ebenmäßigem Wuchse, stand in ihrem Kleide von schwarzem Sammet mit Goldstickerei, das schöne blonde Haar aufs Passendste arrangirt, an eine Koulisse gelehnt und drückte matt die Hand auf die Brust.

„Sie leiden wieder, gnädigste Frau", sagte Dubois, sich zu ihr drängend, „mein Gott wie schrecklich ist das, was befehlen Sie, das zu Ihrer augenblicklichen Erquickung herbeigeschafft werden soll."

„Geben Sie mir ein warmes Glas Zuckerwasser, Herr Dubois, das Singen ist mir noch nie so schwer geworden als heute, ich glaube, ich sterbe", sagte die Sängerin.

„Mein Wagen steht zu Ihrem Befehl, gnädigste Frau, es ist feucht und unangenehm, und ich denke, Sie werden mir heute gestatten, Sie nach Hause zu begleiten."

„Ich danke Ihnen, Herr Dubois, mein Haus würde Ihnen nicht gefallen, es ist eben nicht für einen verwöhnten reichen Herrn."

„So fahren Sie mit zu mir, heute Abend, es wird Ihnen gut thun, sich noch eine Stunde zu erholen und zu zerstreuen, ehe Sie nach Ihren Anstrengungen sich zur Ruhe begeben."

„Ich danke Ihnen, Herr Dubois, mir ist im Bett am allerwohlsten, wenn ich gesungen habe. So, geben Sie mir das Zuckerwasser und — und halten Sie mir ein wenig den Kopf, ich habe Schwindel, ich fürchte, ich falle zu Boden, Gott, es dreht sich Alles mit mir herum. Sagen Sie, kennen Sie hier eine reiche, vornehme Dame, die Räthin Wender?"

„Gewiß, gnädigste Frau, doch wie ist Ihnen jetzt?" —

„Etwas besser; die Räthin habe ich auch gekannt, sie war ein hübsches, gewandtes Mädchen und hat ihr Schäfchen aufs Trockene gebracht."

In diesem Augenblick ertönte die Klingel vor dem Beginn des neuen Akts.

Madame Laubach-Heimfeld horchte wie das Schlachtroß auf die Fanfare zum Angriff, schüttelte die Mattigkeit aus den Gliedern, hob den schönen Kopf und sah im nächsten Moment jung und schön genug aus, um Mohren und Weiße rasend zu machen.

Dubois betrachtete sie aus der Koulisse mit gespanntem Blick.

Ich möchte nur wissen, was in diesem Weibe, das so gewöhnlich spricht und dessen Schönheit offenbar so unecht ist, wie die Edelsteine, die sie trägt, für mich Anziehendes liegt. Sie ist in der That eine Künstlerin, das kann man nicht bezweifeln; aber sie ist, wenn sie nicht spielt, ein so ganz anderes Geschöpf als auf der Bühne. Ha, da kommt sie.

Madame Laubach-Heimfeld schritt auf Othello's Arm gestützt aus den Koulissen hervor und flüsterte diesem ins Ohr:

„Mein Gott, Herr Binder, der junge Mensch ist noch nicht fort, was ist er denn eigentlich?"

„Der reichste Grundbesitzer in Preußen, der Enkel einer Fürstin und der Sohn und Erbe eines Börsenkönigs."

„Du lieber Heiland, mir muß das Glück immer zu spät kommen, wenn ich jung und gesund wäre, da ließe sich noch etwas machen, jetzt aber —"

„Ist er in Sie verliebt?"

„Ganz rasend, scheint es mir. O, Jesus, meine Brust, Herr Binder, lassen Sie das Orchester nicht so sehr laut akkompagniren, ich dringe heute Abend nicht mehr durch mit der Stimme, es ist mir eine Ader in der Brust gesprungen, ich fühle es ganz genau und mein Tuch ist auch voll Blut, so wie ich es nur an den Mund führe."

„Ich werde den Musikdirektor darauf aufmerksam machen; aber Sie sollten nicht singen, Madame, wenn Sie so angegriffen sind."

„Wenn nur mein Knabe dann auch nicht essen wollte, da wär' es gut, Herr Binder, oder wenn mir nur Jemand ein Tischchendeckdich oder hunderttausend Thaler schenken wollte."

„Nun Sie haben ja einen reichen Anbeter."

„Er ist fast noch ein Knabe, da sind Eltern und Vormünder, ich habe nicht Lust Unannehmlichkeiten mit Gott weiß wem zu bekommen."

„Der junge Dubois ist ganz selbständig und gibt, ja wirft das Geld mit vollen Händen weg, sein einziger Vormund und Aufseher ist der schöne Husar, der Ihnen neulich so auffiel."

„Das klingt ja märchenhaft, in unsern Zeiten, ein so junger Mensch, der reelles Geld hat —"

„Ist darum nicht minder wahr; halten Sie den Vogel fest, Madame, er legt goldene Eier."

„Wenn ich nur noch Kraft und Lust zum kokettiren hätte," sagte die Sängerin und ließ sich matt auf einen Stuhl fallen, den Dubois für sie herbeigeschafft, der nun augenblicklich wieder an ihrer Seite stand.

„Sie fragten vorhin nach der Räthin Wender, gnädigste Frau, sehen Sie die Dame dort in der Loge rechts, die den Hut mit der weißen Feder und und den braunen Sammetmantel trägt, das ist sie."

„Sie ist noch ziemlich schön, die Anna Preuß, jetzt Räthin Wender. Ich habe sie gekannt, als sie noch keine Sammetmäntel trug und herzlich froh war, wenn meine Mutter ihr ein getragenes Kleid von mir schenkte. Das Rad des Glücks rollt."

„Würde es Ihnen angenehm seyn, wenn ich Sie der Dame vorstellte, gnädigste Frau, ich habe Zutritt bei ihr, da ich von meiner Großmutter sehr warm an sie empfohlen worden."

„Ich danke!“ entgegnete die Sängerin, „ich mag keine Bekanntschaften aus frühern Zeiten wieder anknüpfen, die reiche Dame erinnert sich schwerlich gern daran, daß sie einst ein armes Mädchen war.“

„Die Räthin Wender ist eine eigenthümliche und ich glaube sogar eine großdenkende Frau.“

„Sie hat eine Million Thaler, da ist man immer großdenkend.“

„Habe ich das Glück und die hohe Ehre, Sie heute Abend noch ein paar Stunden im Hotel de Berlin bewirthen zu dürfen, gnädige Frau?“

„Wenn Herr Binder mitkommt, meinethalben.“

„Seine Zusage habe ich schon; mein Wagen steht zu Disposition der Herrschaften.“

Madame Laubach-Heimfeld mußte von Neuem auf die Bühne und sang und spielte ihre Partie bewundernswürdig.

(Fortsetzung folgt.)

Der Held in der Mönchskutte.

Joachim Haspinger, der Gefährte Hofer's 1809, ohne das Priestergewand seines Ordens abzulegen, kühn und tapfer den ganzen Tyroler Krieg von damals mitmachte, ist bekanntlich am 12. Jan. im 82sten Lebensjahre zu Salzburg gestorben. Der „Wiener Kourier“, der eine kurze Biographie des Helden in der Mönchskutte in einer seiner jüngsten Numern enthält, theilt auch das berühmte Lied „Das Kontingent der Kapuziner“ mit, das den Eintritt Haspingers in den Kriegsdienst auf folgende populäre Weise darstellt und verherrlicht:

Es klopfet an die Zellenthür,
„Ave Maria!“ — „Ach, seyd's Ihr?
Was ist der Wunsch, Herr Kommandant?
Darauf der biedere Wirth am Sand:

„Ehrwürden und Provinzial,
Das Land bringt Opfer ohne Zahl;
Der Reiche gibt sein Geld und Gut,
Das Weib den Mann, der Mann sein Blut.

„Die Eltern geben hin das Kind,
Ob's ein Sohn, ob es mehre sind,
Ein Jeder gibt in ganz Tyrol,
Was gebt nun Ihr dem Landeswohl?“

„Wir Kapuziner sind geweiht
Der Armuth und der Einsamkeit,
Wir haben nichts, als das Gebet,
Wenn Gott und Ihr es nicht verschmäht.“

„So leichten Handels geht's nicht an.
Ihr Ordensleut' stellt Euren Mann!“ —
„Herr Kommandant — wie kann das seyn?“
Der Sandwirth öffnet: „Jetzt herein!“

Eintritt ein Pater feur'ger Art,
Von hellem Aug', mit rothem Bart.
„Den gebt!“ ruft Hofer's laute Stimm':
„Gebt uns den Pater Joachim!“

Und Joachim liegt auf den Knieen,
Und langsam breitet über ihn
Der Greis mit sinnendem Gesicht
Die Hände segnend aus und spricht:

„Wohlan, Gott ruft Dich offenbar —
So theile Mühe und Gefahr
Mit unsern Brüdern. Sey ihr Hort
Durch Christi Kraft und heil'ges Wort.

Dem Feind' auch werd' ein milder Schutz.
Beug oder brich der Wildheit Trutz,
Eil' Allen zu, steh' Allen bei,
Ob's Freund, ob's Feind, Tod, Leben sey?

„So geh' durch Kugeln unversehrt —
Mit diesem — Kreuze da bewehrt,
Dich segne, der Dich ziehen heißt:
Der Vater, Sohn und heilige Geist!“

Horch, wie Kanonendonner schallt;
Aufspringt von Gluthen überwallt,
Der Pater: „Fort! zum Streit! zum Streit!“
„Ja, ja“, sagt Hofer, „nun ist's Zeit!“

Mannigfaltigkeiten.

Das Direktorium der „Deutschen Bekleidungs-Akademie“ in Dresden, mit der eine „konzessionirte Schul- und Bildungsanstalt“ für Eleven in Verbindung steht, hat eine Einladung zur Prüfung erlassen. Die Schüler dieser „Akademie“, jugendliche Kleiderkünstler, werden bei der technischen Prüfung am 1. April, Nachm. von 3—7 Uhr, anwesenden Personen Maß nehmen, Patronen zeichnen und darnach für dieselben Röcke u. s. w. zuschneiden, und diese sofort zur Anprobe fertig machen, was noch vor 7 Uhr Abends geschehen soll. Ihre Arbeiten, technische, antropometrische und Kostüm-Zeichnungen werden zur Prüfung der Anwesenden ausgestellt seyn.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 83 Mittwoch, 7. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Als der Vorhang gefallen und Dubois rasch über den Korridor eilte, um seinen Wagen zu bestellen, traf er Heiking, der im Parterre gewesen war, und rief ihm zu:

„Willst du mit mir und einigen Schauspielern zu Nacht speisen, Leo?"

„Meinethalben, Benno, ich bin mit solchem Künstlervolke immer gern zusammen, man ist da wie in einer andern Welt."

„Die Primadonna ist ein schönes Weib und eine große Künstlerin."

„Sie ist eine alte Frau, mag aber hübsch gewesen seyn, doch über den Geschmack soll man nicht streiten."

Einige Minuten später war in dem elegantesten Zimmer des ersten Gasthofes der Stadt die kleine Gesellschaft versammelt.

Madame Laubach-Heimfeld trug das schwarze Sammetkleid, das sie als Desdemona getragen, auch ihr blondes Haar war noch antik arrangirt und mit weißen Perlen durchflochten. Sie hatte sich von der Schminke gereinigt und auf ihren eingefallenen Wangen brannte hektische Röthe, während die großen dunkelbraunen Augen jenen wunderbaren Glanz zeigten, der dem Blick schwindsüchtiger Personen eigenthümlich ist. Sie stand mit Herrn Binder am Fenster und betrachtete die Arrangements der Kellner, welche Dubois leisen Befehlen gehorchend, ab- und zugehend, Champagner in Eis, und Rothwein hinter den Ofen setzten, einen Tisch für vier Personen deckten, Torten, Konfituren und Obst zum Nachtisch auftrugen.

„Die Geschichte kostet dem jungen Manne hundert Thaler", flüsterte die Schauspielerin ihrem Begleiter zu. „Er wirft sie weg und denkt sich nichts dabei, wenn ich aber diesen Theaterputz ablegte und krank und elend, wie ich bin, vor ihn hinträte und sagte: Mein Herr, Sie sind reich, jung, unabhängig, ich bin arm und habe ein verkrüppeltes Kind daheim, mit hundert Thalern könnte ich zwei Monate gut leben und mich und das arme Kind pflegen, da würde er mich als eine tolle Bettlerin behandeln und durch seinen Lakeien zur Thür hinauswerfen lassen!"

„Wohl möglich", entgegnete der Tenorist, „verdenken Sie ihm das auch nicht, das Vergnügen und die Eitelkeit sind mächtige Beweggründe, sich von dem Liebsten, was man hat, von seinem schönen lieben Gelde, zu trennen. Dieser Jüngling geht künftiges Jahr nach Paris, da wird er erst lernen, das Geld zum Fenster hinauswerfen und möglicherweise kommt auch für ihn eine Zeit, wo er die Bitterkeit der Armuth kennen lernt. Ein Mensch, der nichts erwirbt, kann auch mit einem ungeheuren Vermögen fertig werden, ehe man sich's versieht."

Man setzte sich zu Tische. Madame Laubach-Heimfeld saß zwischen Heiking und Dubois, sie sprach wenig, aber sie aß viel und trank Champagner.

Benno begann von Musik zu sprechen, sie ging nicht darauf ein, von dramatischer Kunst, sie lachte verächtlich, von ihrer Schönheit, sie sah ihn durchdringend an.

„Vor zwanzig Jahren", sagte sie dann, „da war ich ein schönes Geschöpf, schön und talentvoll, das einige Kind einer Sängerin von Ruf, die aber wie ich an der Schwindsucht litt. Spontini's Opern, die damals Mode waren, brachten sie um. Hätte sich zu jener Zeit ein Wohlthäter gefunden, der mir so viel Geld geschenkt als etwa Ihr heutiges Souper kosten mag, so hätte ich Musik studiren und eine große Sängerin werden können. Wie die Sachen aber standen, ging ich auch ohne weitere Ausbildung auf das Theater, das zu jener Zeit auch Anna Preuß betreten hatte. Ich verliebte mich, war aber dumm und unerfahren, und es ging mir wie Tausenden vor und nach mir. Das göttliche Gefühl der Liebe, das alle Dichter so preisen, das man wo möglich zum Schwerpunkt des Weltalls machen möchte, das war mein Verderben. Anna Preuß war klug, sie verkaufte sich an den Meistbietenden. So sind denn unsere Lebenswege sehr verschieden gewesen, sie ist eine vornehme, hochgeachtete Dame, ich bin ein zu Grunde gegangenes

Talent. Geben Sie mir noch ein Glas Champagner, Herr Dubois, wenn ich bitten darf."

Dem jungen Manne war in der Gesellschaft der schönen Dame durchaus nicht behaglich. Der Abend schien sich ganz anders zu formen, als er gehofft und erwartet. Madame Laubach-Heimfeld erschien ihm wie ein Gespenst und ihre wilden und unheimlichen Reden ließen schneidende Mißtöne in seiner Seele erklingen.

Anders war es bei Heiling. Der Husar hatte den Worten der Sängerin mit höchstem Interesse gelauscht und seine großen dunkeln Augen hingen gedankenvoll an dem feinen und charaktervollen Gesicht derselben.

„Sie haben recht, Madame, vollkommen recht", sagte er, während sie den Schaumwein über die glühenden Lippen fließen ließ und den schönen Mann unverwandt anblickte. „Etwas Geld zur rechten Zeit dem Nothleidenden gegeben, würde nicht selten das ganze Leben desselben anders gestalten, und was Sie von der Liebe sagen, ist auch wahr. Kein Mann ist dankbar für Frauenliebe, keiner, ich nehme mich auch nicht aus, obgleich ich noch nicht der schlechteste bin. Was wollen Sie, ein Mann weiß auch gar nicht die Opfer zu beurtheilen, die eine Frau ihm bringt, noch die Kämpfe zu würdigen, die sie besteht. Da sah ich vorgestern den „Faust" von einem gewissen Herrn von Goethe, ein schönes Stück, bei Gott, es hat mir ordentlich das Herz gepackt. Wie das Gretchen der Mutter einen Schlaftrunk mischt, um den Geliebten zu sehen, und wie sie hernach dazu kommt, ihr Kind ins Wasser zu werfen, es ist wahr, es ist bei Gott wahr! Das Elend, die Gewissensbisse und Alles bleibt den Frauen. Wenn es nach Liebesgeschichten zu Mord und Verzweiflung kommt, so bleiben die Frauen in der Patsche stecken, während die Männer davongehen, unbeschädigt an der Ehre und selbst am Gewissen. Man kann sein Lebenlang darüber nachdenken und sinnt nicht aus, warum das so seyn muß. Wenn ich ein König wäre, eine Kindesmörderin ließ ich niemals richten, immer den Vater des Kindes. Ein Glück nur, daß jetzt durch Findelhäuser u. dgl. dem Kindesmord etwas gesteuert wird."

Frau Laubach-Heimfeld war bei diesen letzten Worten des Husaren bleich wie die Wand geworden und dann stiegen die Wellen des Blutes mit wilder Gewalt wieder vom Herzen zum Haupte empor, sie führte ihr Tuch an die Lippen, aber die dünne Hülle konnte nur einen Moment den Anwesenden verbergen, daß ein Blutsturz, mit gefährlicher Heftigkeit überhand nehmend, die kranke Frau möglicherweise in wenigen Minuten an die Pforten des Grabes führen konnte.

Dubois stand leichenbleich und wie im Fieber zitternd neben dem Sopha, auf das man die Leidende in Eile gelegt. Herr Binder, der Tenorist, nahm seinen Hut und sagte:

„Ich will in die Wohnung der Dame laufen und einmal nachsehen, ob ich dort Jemanden finde, der ihr in solchen Fällen beizuspringen versteht."

Heiling war eilig fortgelaufen, den nächsten Arzt zu holen. Die Wohnung des Doktor Salomon war dem Husaren von früher her wohl bekannt, dort zog er die Klingel und weckte die Familie, die nach einem Abend voll Aufregungen eben erst die Erquickung des Schlafes zu genießen begann.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Geschichte aus Wien.

Der nur von Gaunern, Industrierittern und ähnlichen, mit den Gesetzen brouillirten Individuen nicht nach Gebühr anerkannte praktische Nutzen des elektrischen Telegraphen wurde am 28. d. neuerlich auf das Glänzendste bewährt. Eine Dame in der Stadt, welche eine Schwäche für „Zimmerherren" hatte, unterhielt mit einem als Zimmerherr erst einige Wochen alten, sonst aber schon über 20 Jahre zählenden, angeblich russischen Offizier ein intimeres Verhältniß, als sich eigentlich bei der Verschiedenheit ihres beiderseitigen Alters vermuthen lassen konnte. Da bekanntlich „Alter nicht vor Thorheit schützt", so beging diese Dame, welche die kanonische Linie bereits passirt hatte, die jugendliche Unbesonnenheit, den ihr sogar dem Namen nach unbekannt gebliebenen jungen Miethsmann in ihre reizenden pekuniären Verhältnisse tiefer blicken zu lassen, als sich bei so kurzer, wenn auch noch so naher Bekanntschaft vernünftigerweise entschuldigen ließe. Der junge industriöse namenlose Ritter brachte nun verflossenen Samstag Abends seiner Herz-Dame (nicht Dame seines Herzens) zwei Sperrsitzkarten für die Vorstellung im Karltheater und sagte ihr, sie möge mit dem Stubenmädchen dahin gehen, da ihrer daselbst eine Ueberraschung warte, indem er heute seinen ersten theatralischen Versuch machen wolle und in einem Stück als Gast auftreten würde. Als sich die Dame für diesen vergnügungsreichen Abend gebührend schmücken wollte, fand der junge Rittersmann, daß ihr Collier von ächten Perlen sie nicht vortheilhaft kleide, und bewog sie, dasselbe wieder bei Seite zu legen. Nach beendigter Ausstaffirung (im Lerchenfelder Dialekte „Aufdonnern" genannt) hatte der zärtliche Adonis die galante Aufmerksamkeit, seine Dame, einschließlich der naiven Soubrette, eigenfüßig bis zum Portale des Karltheaters zu begleiten, an dessen Schwelle

er den zärtlichsten Abschied nahm. Um unsere freundlichen Leser auf das punktum saliens, den Ausgang dieser tragi-komischen Geschichte nicht noch länger warten zu lassen und ihre Geduld über Gebühr zu mißbrauchen, melden wir nun kurz, daß Dame und Soubrette während der drei endlos scheinenden Theaterstunden vergebens auf die ihnen in Aussicht gestellte Ueberraschung durch das versprochene erste Debut ihres angehenden theatralischen Künstlers harrten. Indeß sollte die der Dame von Letzterem zugesicherte Ueberraschung nicht ausbleiben. Der junge Mann hatte richtig sein Wort gehalten und seine Befähigung zum Schauspieler glänzend bewährt, nur fand die überraschende Schlußscene im Hause der Dame selbst statt. Als dieselbe nämlich ohne die erwartete Rückbegleitung ihres vermeintlichen fidel berger in ihrer Wohnung angekommen war, fand sie Thüren, Kasten und sonstige Schränke gewaltsam erbrochen, vermißte ihren Schmuck, einschließlich der vorerwähnten schönen Perlen im Werthe von etwa eintausend Gulden, nebst einer Baarsumme von sieben bis achthundert Gulden und entdeckte zugleich ein Billet-doux von der Hand ihres jungen Schauspielers, in welchem derselbe in den gewähltesten, wenn auch gerade nicht schmeichelhaftesten und anständigsten Ausdrücken von ihr auf ewig — wie er sich ausdrückte — Abschied nahm. Die Dame, bitter enttäuscht, griff nun nach dem zwar prosaischen, aber praktischen Mittel und eilte auf die Polizei, wo sie den betreffenden Herrn Beamten wirklich auf eine harte Probe seines Scharfsinnes stellte, indem sie demselben unter wirklich mehr als naiver Darstellung der Thatsachen die Zumuthung machte, einen Industrieritter zu verfolgen, den sie nicht einmal mit Namen zu bezeichnen wußte. Nichtsdestoweniger löste der gewandte junge Polizeibeamte noch in derselben Nacht das Räthsel unserer modernen Sphynx, erforschte durch wirklich industriöse Kombinationen binnen wenigen Stunden den Namen und angeblichen Charakter des fahrenden (richtiger schon abgefahrenen) Ritters, telegraphirte nach Prag, Oderberg, Pesth, Graz und Triest und hatte zum Lohne seiner vielfachen Bemühungen die dienstliche Befriedigung, schon Morgens aus Oderberg die telegraphische Nachricht zu erhalten, daß der elektrische Strom schneller als der Dampfwagen nach Oderberg gelangt sey, und daß der neue Theseus in sicherem Gewahrsam der unfreiwilligen Rückkehr in die Armee der — umsichtsvollen kalten Polizei, nicht seiner unbesonnenen Ariadne, betrübt entgegen sehe.

Kunst und Literatur.

Im vorigen Jahre hat die Redaktion des „Frankfurter Museum“ einen Aufruf an deutsche Schriftsteller zur Einsendung von Novellen veröffentlicht. Bis zum 15. November 1857 gingen 41 Novellen, darunter sehr umfangreiche, ein. Das Preisrichteramt übernahmen: Prof. Hildebrand in Rödelheim, Heinr. König in Hanau und J. Weismann, Prof. am Gymnasium zu Frankfurt. Diese Preisrichter haben den Beschluß gefaßt: es sey ein erster Preis keiner der jetzt vorliegenden Novellen zu ertheilen. Den zweiten Preis von 75 Dukaten erhielt mit Stimmeneinhelligkeit die Novelle: „Der Reichsbaron“. Bei der Eröffnung des Begleitzettels fand sich der Name Ernst Fritze (pseudonym). Auf eingezogene Erkundigungen erklärt dieser, seinen bürgerlichen Namen nur der Redaktion, nicht dem Publikum bekannt geben zu wollen. Der dritte Preis von 45 Dukaten wurde der Novelle „Glück“ zuerkannt. Bei der Eröffnung des Begleitzettels fand sich der Name Louise v. François in Weißenfels. Unter den eingesandten 41 Novellen waren 12 von Damen verfaßt.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die Mittel, durch welche der in jüngster Zeit viel besprochene Nordamerikaner Rarey seine bändigende Wirkung auf wilde Pferde ausübt, gibt das „Boston Journal“ folgende Daten: Die Hornwarze ist bekanntlich ein an den Vorderbeinen, so wie auch an den Hinterbeinen des Pferdes sich befindender Auswuchs. Die Warze hat einen eigenthümlich ranzigen, muffigen Geruch und läßt sich leicht abnehmen. Die ammoniakalische Ausdünstung des Pferdes scheint sich in diesem Theile besonders zu konzentriren, und dessen starker Geruch hat für alle Thiere, besonders aber für Hunde und Pferde, eine große Anziehungskraft. Das Rosenholz-Oel (Oleum rhodii) besitzt besondere Eigenschaften. Alle Thiere haben eine Vorliebe für dasselbe, und es übt auf sie einen beruhigenden Einfluß aus. Für Kümmel-Oel hat das Pferd eine instinktmäßige Liebhaberei. Wenn ein Pferd beide Oele riecht, wird es zu derselben unwiderstehlich hingezogen. Die Anleitung zur Zähmung wilder Pferde wird nun in folgender Weise beschrieben: Man nehme etwas von dem Auswuchs und pulverisire es fein. Man verschaffe sich etwas Rhodium- und etwas Kümmel-Oel, und bewahre alle drei Ingredienzien jedes für sich in luftdichten Flaschen. So wie man nun einem wilden Pferde auf offenem Felde begeg-

net, reibe man etwas Kümmel-Oel auf die Hand und nähere sich demselben von der Windseite her, damit das Thier das Oel gleich rieche. Ist dieß der Fall, dann kann man dem Pferde ohne Schwierigkeit ganz nahe kommen. Reibt man ihm dann etwas von dem Oel zwischen die Nüstern, dann läßt es sich führen, wohin man will. Hierauf gebe man ihm etwas von der pulverisirten Hornwarze auf einem Stücke Zucker, gieße acht Tropfen Rhodium-Oel in einen Damen-Fingerhut und träufele es auf die Zunge des Pferdes. Nach dieser Prozedur ist die Herrschaft über dasselbe vollkommen: es wird seinem Bändiger wie ein Hund folgen; Alles kann man mit ihm anfangen, doch stets mit Freundlichkeit und Milde.

Entführungen aus Liebe, die man auf dem prosaischen Kontinent fast nur noch aus Romanen kennt, kommen in England, wo die Polizei nicht alle Romantik abgeschnitten hat, zuweilen noch vor, und würzen dann die trockenen Spalten der politischen Tagespresse. In Cheltenham ist kürzlich die 17jährige Tochter eines Obersten P. durchgegangen, und zwar, wie der Cheltenham Examiner sich ausdrückt, mit einem nicht mehr in erster Jugend blühenden Gentleman, einem Advokaten M., der bereits 46 Sommer gesehen hat. Die junge Schöne, seit längerer Zeit wegen dieses „Verhältnisses“ von ihrem Vater in „durance vile,“ d. h. schnöder Haft gehalten, brauchte eine gefährliche Kriegslist: sie zündete Nachts die Fenstervorhänge ihres Zimmers an, und schrie um Hülfe. Darauf stürzt der erschrockene Paterfamilias herbei, schließt schnell die Thüre auf, man schreit „Feuer!“ und „Wasser!“ durcheinander, das Mädchen schlüpft in der Verwirrung hinaus, und in die Arme ihres harrenden Lothario. Andern Morgens wird das Paar in der Kirche eines benachbarten Dorfes getraut.

Zur Charakteristik des gegenwärtigen Polizei-Regiments in Frankreich schreibt man der „Wes. Zeitung“ aus Brüssel: Kürzlich wurde eine englische Dame 24 Stunden lang in Boulogne aufgehalten, damit man ihr Zahnpulver untersuchte, ob etwa etwas „Fulminantes“ darin wäre. Seit das Fulminante als harmloser Gasapparat ruhig über die Gränze ging, sieht die Douane in allen Kleinigkeiten nur Feuer; es ist die alte Geschichte von den Brandspritzen in der freien Reichsstadt Krähwinkel. Ein anderer Engländer ward an der Gränze festgehalten wegen eines gelben Pulvers in einer Flasche, das er zu einer Mixtur zu gebrauchen pflegte. Man schrieb seinen Namen, sein Gewerbe, die Adresse zu Paris auf und versprach ihm die Rücksendung seiner Flasche, sobald ein Chemiker sie untersucht haben würde. In Paris ging Jemand über die Boulevards, die Hände in den Hosentaschen. Ein anderer Jemand befahl ihm, die Hände aus den Taschen zu ziehen; als er Anstand nahm, wies ihm der andere Jemand seine Metallplatte, das Abzeichen des officier de paix. Es handelt sich, wie es scheint, noch immer um die sechste Bombe, die Jemand in der Tasche tragen muß.

Man schreibt aus Hannoverisch-Münden, 29. März: Seit gestern gibt hier eine Vergiftungsgeschichte viel zu sprechen. Der verwittwete schon ziemlich bejahrte, kinderlose Bäckermeister S. stand im Begriff, eine zweite Ehe mit einem jungen Mädchen einzugehen. Sonntag, den 14. März, sollte das Paar proklamirt werden; am 12. aber wurde S. krank und starb bereits am 13. Abends, nachdem er zuvor selbst den Verdacht der Vergiftung hatte laut werden lassen. Magen und Ende des Darmkanals haben bei der chemischen Untersuchung den Beweis geliefert, daß S. wirklich an Gift verstorben ist, und zwar soll das vorgefundene Quantum Arsenik sehr bedeutend gewesen seyn. Der nächste Verdacht, welcher sich auf eine ebenfalls verwittwete Schwester warf, die der Verstorbene bei sich im Hause hatte, scheint durch die bisherigen Ermittlungen durchaus nicht bestätigt zu werden.

Die Ernennung Pelissier's zum Gesandten in London ruft allerlei mehr oder minder wahre Anekdoten über den Marschall ins Leben. Unter andern erzählt man folgende. Nach dem mißlungenen Sturm auf den Redan machte Pelissier dem engl. General Rose Vorwürfe, daß die Briten nicht Stand hielten. „Aber General, erwiderte Rose, die besten Truppen der Welt konnten dieß nicht bei einem so furchtbaren Hagel von Bomben, Granaten und Kartätschen.“ — „Glaubten Sie etwa — polterte Pelissier heraus — daß die Russen mit Kartoffeln werfen werden?“

Die Einwanderung in Nordamerika hat heuer im Verhältnisse zum vorigen Jahre beträchtlich abgenommen. Während im Januar und Februar 1857 in New-York 10,211 Personen landeten, betrug, nach dem letzten Ausweis der deutschen Auswanderungsagentur deren Zahl in den verflossenen beiden Monaten nur 6103, worunter sich 2398 Deutsche befanden.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 84. Donnerstag, 8. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Das erste Geschäft des jüdischen Arztes, als er sich der Leidenden gegenüber befand, war die Entfernung Dubois', der noch nicht von ihrer Seite gewichen war und mechanisch in das Nebenzimmer ging, wo er sich auf einen Stuhl niederfallen ließ und entsetzt nach der Thür starrte, hinter welcher der Tod mit bleicher Hand sein Amt verwaltete.

Einige Augenblicke darauf zog der Doktor den besonnenern Heiling in einen Fensterbogen.

„Diese Frau stirbt aller Wahrscheinlichkeit nach in wenigen Stunden, vielleicht in wenigen Augenblicken. Wenn Sie mit ihr befreundet sind, so treffen Sie Anstalten für den Fall ihres Todes.“

„Ich kenne sie ganz und gar nicht“, entgegnete der Husar ernst, „ich bin zum Erstenmal in meinem Leben mit ihr in Gesellschaft.“

„Hat sie Kinder?“ fragte der Arzt.

„Ich glaube“, entgegnete Heiling.

„Hat sie gar keine Freunde hier am Orte, keine nähern Bekannten, die sich ihrer annehmen würden?“

„Sie sprach von der reichen Räthin Wender als von einer Jugendbekanntschaft.“

„Die Dame ist eben so wohlthätig als reich“, sagte Doktor Salomon, „eilen Sie, mein Herr, rufen Sie die Räthin an das traurige Sterbelager, sie wird sicherlich etwas für die Hinterlassenen thun.“

Leo warf sich in den jetzt bereitstehenden Wagen und hielt nach einigen Augenblicken vor dem schönen Hause der Räthin.

Er klingelte, aber lange, seltsam erwartungsvolle Minuten vergingen, ehe die schwere Eichenthür des alten Patrizierhauses sich endlich öffnete und dem Husaren den Eintritt in einen sehr hohen Flur gestattete.

Ein junges, sehr hübsches Mädchen trat ihm hier mit einer brennenden Lampe entgegen, deren Licht von den mit Porzellanfliesen ausgelegten Wänden seltsam widerstrahlte.

„Ich muß die Frau Räthin Wender sprechen“, sagte Heiling und sein Auge musterte die Gestalt des reizenden Wesens.

Ich träume wohl, dachte er, oder ich bekomme Nervenzufälle wie ein bleichsüchtiges Mädchen, das junge Frauenzimmer, auf dessen Gesicht das Licht der Lampe so hell scheint, sieht meinen geblendeten Augen gerade so aus, wie das arme sterbende Weib, von dem ich eben komme.

„Das ist wohl keine Zeit, in das Haus einer Dame zu dringen und eine Unterhaltung mit ihr zu verlangen“, entgegnete das Zöfchen; ich fürchte, Sie kommen von einem Trinkgelage, mein Herr, und denken sich einen Scherz zu machen, den Sie indeß doch, wenn Sie ausgeschlafen haben werden, bereuen dürften.“

„Mein schönes Fräulein“, sagte Heiling, „ich komme von einem Sterbebett, ein Arzt schickt mich und ich will die Frau Räthin auffordern, ein Werk der Barmherzigkeit an einer Fremden zu thun.“

„Warten Sie, mein Herr“, sagte Dorchen, „ich gehe, um mit meiner Herrschaft zu sprechen.“

Sie stellte die Lampe auf einen Tisch und deutete auf einen großen altväterischen Lehnstuhl daneben, während sie selbst flink wie ein Vogel die Treppe hinaufeilte.

Oben im reizenden Boudoir der Madame Wender verbreitete der Ofen eine angenehme Wärme. Auf dem Nachttisch brannte eine Porzellanlampe, deren antike Form dem Zimmerchen zur besonderen Zierde gereichte. Der ganze Raum athmete Ruhe und Behagen. Obgleich Anna hier wie überall nur kurze Zeit weilte, so war dieß der Ort, an dem sie den Traum ihrer Ehe durchlebt hatte, und bedeutsame, ihr heilige Erinnerungen knüpften sich daher für sie an denselben.

Ganz in der Tiefe des mehr langen als breiten Zimmers stand von einem Gewölk von Mousselin umgeben, das Bett der reichen Dame. Das durch einen Schirm gedämpfte Licht der Lampe überstrahlte es mit einem leichten röthlichen Reflex und zeigte die blendend weißen Kissen, die reich gestickte

Decke und das schlummernde Haupt Anna's, um dessen dunkle Haarfülle sich die Spitzen des Nachthäubchens kräuselten.

Die Räthin schlief fest und tief, sie lächelte im Schlafe, als Dorchen an ihr Bett trat. Sie sah so heiter, gut und schön aus, daß es dem Mädchen recht leid that, die geliebte Herrin zu wecken. Es mußte indeß geschehen, Dorchen kannte ihre Gebieterin zu lange, um nicht zu wissen, daß eine Aufforderung an das Sterbebett eines Unglücklichen zu treten, für sie wie ein göttlicher Befehl sey. Sie legte daher ihre Hand leicht auf die der Schlafenden und sagte: „Anna!" Der Ruf des Vornamens ermunterte die Schläferin am leichtesten.

„Ich komme, ich komme gleich, gnädige Frau", antwortete die Träumende und richtete sich rasch im Bett empor, durch diese Bewegung zugleich den Schlaf von sich schüttelnd. „Mein Gott, Dorchen, du bist es, liebes Kind, wie seltsam! Du hast mich aus einem eigenthümlichen Traume geweckt! Wahrhaftig, Zeit und Raum existiren nur für den Körper, die Seele kann sich von ihren Fesseln befreien, das beweisen die Träume. Ich war wieder jung, mein Kind, ein armes junges Mädchen. O Gott! ist es denn möglich, daß man so ganz, so ganz und gar zurückkehren kann in Zeiten, die vergangen? Mein jetziges Daseyn hatte für mich nie existirt, alle Verhältnisse, in denen ich seit langen Jahren gelebt, mein Traum hatte sie hinweggewaschen, mit Wasser aus dem Strome der Vergessenheit. Ich trat in das Haus derjenigen Person, die mir eigentlich die höchste Wohlthat in meinem Leben erwiesen hat."

„Sie träumten von der berühmten Sängerin, von der Sie sagen, daß ich ihr so gleiche, gnädige Frau?" —

„Ja, Dorchen, sie rief mich, die gute und milde Freundin, und sagte zu mir: „Vergiß nicht, Anna" — es war etwas Wichtiges, Schönes, das sie mir aufgetragen, ich freute mich, es zu thun und lief mit der Eile und Leichtigkeit eines sechszehnjährigen Mädchens, da riefst Du mich, Deine Stimme hat auch in Wirklichkeit mit der ihrigen einerlei Klang und in meinem Traum war mirs, als riefe meine Wohlthäterin mich zurück, um mir noch etwas zu sagen, und über die Eile und den Eifer, sie anzuhören bin ich erwacht. Wie schade nur, wie sehr schade, daß ich den Auftrag nicht weiß, den sie mir gegeben."

„Frau Räthin," sagte das Mädchen, „man ruft Sie an das Sterbebett einer kranken Schauspielerin, ein Wagen steht vor der Thür und ein Husarenoffizier oder dergleichen wartet in der Hausflur, um Sie nach einem Gasthof zu führen, wo die Unglückliche von einem Blutsturze befallen worden ist."

„Ich bitte um Verzeihung, meine Damen", sagte Heiking, der in diesem Augenblick die Thür öffnete, mit tiefer Stimme, „Noth hat kein Gebot, es handelt sich um eine Sterbende und vielleicht können einige Minuten, die wir mit Komplimenten verbringen, die unglückliche Frau bereits zur Leiche gemacht haben. Wenn es daher der Frau Räthin beliebt, der Aermsten beistehen zu wollen, so ist keine Zeit zu verlieren, entschuldigen Sie! —"

„Ich komme in zwei Minuten, mein Herr", sagte Anna Wender, einen erstaunten Blick auf die prächtige Männergestalt werfend, die aufrecht wie eine Säule und in ebenso antiker Schönheit einen Augenblick in der Thür ihres Schlafzimmers stand, welche Heiking im nächsten bescheiden wieder zudrückte, und sich mit klirrendem Schritt entfernte.

„Einen Pelz, Dorchen, eine Kapuze und Pelzschuhe", sagte Frau Wender, indem sie sich mit fliegender Eile ankleidete. Es dauerte nicht fünf Minuten bis die Dame gekleidet vor dem Boten stand, der sich mit bescheidenem Gruß vor ihr verneigte, und sie schweigend in den bereitstehenden Wagen hob, während er selbst sich zu dem Kutscher auf den Bock setzte.

Dorchen ordnete das Bett ihrer Gebieterin, besorgte warmen Thee für den Moment ihrer Heimkehr und setzte sich dann eingehüllt in eine warme Decke auf das Sopha, um diese zu erwarten, aber siebzehnjährige Augen lieben den Schlaf und bald legte dann derselbe auch seinen weichen Schwanenfittig auf die Wimpern und auf das Herz des jungen Mädchens und bunte Träume trugen sie gaukelnd über Land und Meer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Königin Luise von Preußen und Napoleon I.

Aus L. Mühlbach's „Napoleon in Deutschland."

Die Toilette war beendet. Zum Erstenmal seit vielen Monaten hatte die Königin sich heute geschmückt, zum Erstenmal seit langer Zeit erschien sie wieder in königlicher Pracht und Herrlichkeit. Ein weißes, golddurchwirktes Atlasgewand umgab, dicht anschließend, ihre hohe, zugleich schöne und üppige Gestalt, und rauschte in einer langen Schleppe hinter ihr nieder. Ein breites Halsband von Perlen und Brillanten zierte ihren wundervollen Hals, eben solche Bracelets schmückten ihre Arme, die einem Phidias als Modell hätten dienen können. Ueber ihrer edlen breiten und freien Stirn funkelte ein Diadem von Brillanten. Es war eine wahr-

haft königliche Toilette, und in früheren Tagen würde die Königin selbst sich derselben gefreut haben. Aber heute war keine Spur der Freude in ihrem Antlitz zu lesen, ihre Wangen waren bleich, ihre Lippen zitterten und ihre Augen waren wie von trüben Schleiern umhüllt.

Mit einem langen, forschenden Blick betrachtete sie im Spiegel ihr eigenes Bild, mit traurigen, gleichgültigen Zügen, ohne einen Schimmer von Freude oder Genugthuung. Dann wandte sie sich an Frau von Berg, welche sie hierher nach Piktupöhnen begleitet hatte und die auch jetzt (i. J. 1807) auf ihrer Fahrt nach Tilsit ihre Gefährtin seyn sollte.

„Karoline," — sagte sie — „wenn ich mich anschaue, überläuft mich ein Frösteln und mein Herz erstarrt. Ich bin geschmückt, wie die alten Germanen ihre Opfer schmückten, die sie in die Feuergluthen werfen wollten, um den Zorn ihrer Götzen zu besänftigen. Ach, es wird mir gehen, wie jenen armen Opfern. Ich werde sterben in den Feuerflammen, die in meinem Herzen brennen, aber ich werde den zürnenden Götzen, den die Welt jetzt anbetet, doch nicht besänftigen und versöhnen können. Es wird Alles nutzlos und vergeblich seyn! Mit solchem Leidensgefühl und mit so gebrochenen Flügeln erreicht man nichts mehr und kann man nicht beredt seyn! Doch still, die Klage und auch die Reue ist vergeblich. Ich muß vollenden, was ich begonnen habe, ich muß — hörst Du da nichts, Karoline? Klingt es nicht wie das Geräusch eines heranrollenden Wagens?"

— „Ja," — sagte Frau von Berg, an das Fenster eilend, ja, es ist ein Wagen — „es ist eine glänzende, mit acht Pferden bespannte Staatskarosse, umgeben und gefolgt von französischen Dragonern."

Die Königin drückte rasch ihre beiden Hände auf ihr Herz und ein leiser Schrei zitterte von ihren Lippen. Oh, oh, flüsterte sie leise, der Dolch bohrt schon wieder in meinem Herzen. Wie weh, oh wie entsetzlich weh das thut!

Frau von Berg hatte unter dem donnernden Geräusch, mit welchem die kaiserliche Equipage eben vor dem Hause anhielt, die Worte der Königin nicht vernommen.

— Oh," — rief sie freudig — „der Kaiser Napoleon scheint wirklich Gutes im Sinn zu haben. Er ist wenigstens bemüht, Ew. Majestät mit der Ehrfurcht zu empfangen, die einer gebietenden Königin geziemt und es an keiner Ehrenbezeugung fehlen zu lassen. Diese Staatskarosse ist prachtvoll, die acht Pferde davor sind mit Purpur und Gold aufgeschirrt. Die französischen Dragoner sind in ihrer Gala-Uniform und formiren sich eben in Reih und Glied, um vor Ew. Majestät das Gewehr zu präsentiren, wenn Sie in den Wagen steigen. Ich fange an zu hoffen, daß ich mich in Napoleon getäuscht habe, er wird Diejenige, welche er eben mit allem Pomp, der mächtige und gekrönte Häupter umgibt, bei sich aufnimmt, nicht demüthigen und beleidigen wollen."

— „Luise schüttelte leise ihr Haupt. Er hat gelernt von den alten Cäsaren und Triumphatoren," — sagte sie. — „Als Cleopatra den Triumphzug des Augustus schmücken sollte, prangte sie auch in Gold und Purpurgewändern und stand auf einem vergoldeten Wagen, umringt von Dienern, wie es einer Königin geziemt. Aber um ihre Hände war eine Kette geschlungen, sie war doch nur eine Gefangene, und der Kontrast der eisernen Kette zu dem königlichen Pomp machte den Triumph des Augustus und die Demüthigung der Cleopatra nur noch in die Augen fallender! — Gleichviel! Wir müssen hindurch! Komm, Karoline, gib mir meinen Mantel! Wir wollen gehen!

Sie hüllte sich in den kleinen Mantel von violettem Sammet, den Frau von Berg um ihre Schultern legte, und schritt tief aufseufzend, und einen letzten, flehenden Blick zum Himmel emporwerfend, aus dem Gemach, um in der Staatskarosse des Kaisers Napoleon nach Tilsit zu fahren.

Dort in dem Gasthof, welcher das Absteigquartier des Königs war, empfing Friedrich Wilhelm seine Gemahlin und geleitete sie die Treppe hinauf in das für sie bestimmte Gemach. Sie sprachen Beide wenig; die tiefe und folgenreiche Bedeutsamkeit dieser Stunde machte sie stumm; sie sprachen nur zu einander mit ihren Blicken, ihren Händedrücken und einzelnen leise geflüsterten Worten, die einander die tiefe Beklemmung und den gewaltigen Sturm ihrer Herzen ankündigten.

Kaum eine Viertelstunde nach der Ankunft der Königin erschien ein Adjutant Napoleons, um der Königin zu melden, daß der Kaiser schon unterwegs sey, um der Königin seinen Besuch zu machen und daß er sogleich bei ihr erscheinen werde.

— „Der König küßte seiner Gemahlin die Hand, Lebewohl, Luise," — sagte er — „und möge Gott Deinen Worten Kraft verleihen."

Luise hielt angstvoll seine Hand fest. — „Du bleibst nicht bei mir?" — fragte sie athemlos — „Du willst mich in diesem schweren Augenblick verlassen?"

— „Die Etiquette erfordert es," — sagte der König — „Du weißt wohl, daß mich diese inhaltlosen Formen der Etiquette wenig tyrannisiren, aber es scheint, als ob der Herr Napoleon, dem diese Formen noch neu und fremd sind, sie für nothwendig erachtet für die Majestät des neugebackenen Kaiserthums. Der Kaiser macht Dir, der Königin, allein seinen Besuch, und Du allein mußt ihn da-

her empfangen. Nur Deine Ehrendame darf in dem offenen Nebengemach verweilen, auch der Begleiter Napoleons, welches wahrscheinlich Talleyrand seyn wird, soll dort zurückbleiben. Lebe wohl, Luise, ich komme nur, wenn der Kaiser ausdrücklich nach mir fragt. Hörst Du das Pferdegestampfe vor der Thür! Napoleon kommt! Ich gehe!«

Er nickte seiner Gemahlin freundlich zu und verließ das Gemach. »Ob meine Kinder, meine Kinder, murmelte die Königin, für Euch thue ich das, für Euch will ich sprechen und mein Herz beugen!«

Jetzt vernahm sie von der Treppe her das Geräusch herannahender Schritte und in der Thür des Nebengemachs erschien Frau von Berg, um zu verkünden, daß Seine Majestät der Kaiser Napoleon so eben die Treppe herauf schreite.

Luise nickte leise mit dem Haupt und rasch das Vorzimmer durchschreitend, ging sie hinaus auf den Korridor und bis zu dem Anfang der Treppe.

Eben schritt Napoleon dieselbe herauf. Sein bleiches Antlitz zeigte heute ein triumphirendes Lächeln, sein Haupt war stolz emporgerichtet, seine Augen flammten und glühten in einem düstern Feuer und waren mit einem seltsamen Gemisch von Neugier und Theilnahme auf die Königin gerichtet.

Luise schaute ihn an mit ruhigen, sanften Blicken, ein mildes, rührendes Lächeln umspielte ihre Lippen, ihr schönes Antlitz strahlte von Energie und Muth, und ein Ausdruck von Andacht und Feierlichkeit war über ihr ganzes Wesen ergossen.

Napoleon fühlte sich unwillkürlich ergriffen von dem Anschauen dieser zugleich so königlichen und milden Erscheinung, und er neigte sich tiefer vor ihr, als er es jemals vor irgend einer Frau gethan.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Generalarzt Hoppe zu Berlin hat aus den Militär-Medizinalberichten die Resultate der Revaccination in der königlich preußischen Armee vom Jahre 1857 zusammengestellt. Nach dieser Zusammenstellung sind in dem genannten Jahre bei den verschiedenen Truppentheilen der Armee überhaupt 45,521 Individuen vaccinirt und revaccinirt worden, darunter 28,937 mit solchem Erfolge, daß ächte, regelmäßig verlaufende Schutzpocken durch die Impfung erzeugt wurden. Bei 10,957 blieb die Impfung ganz ohne Erfolg, bei 5627 nahm sie einen unregelmäßigen Verlauf. Die Wiederholung der Impfung an den 10,957 Unempfindlichen hatte bei 2117 Erfolg, bei 7840 keinen. Es wirkte somit gleich die erste Impfung auf 63 pCt., ein Verhältniß, das auch im Jahr 1856 vorkam. Bei 14 Individuen entstanden nach der Impfung pseudoerysipelatöse Entzündungen der Arme, die bei einigen derselben einen solchen Grad erreichten, daß dadurch Lebensgefahr für die Betroffenen herbeigeführt wurde. Bei Anderen brachen gleich nach geschehener Impfung die Menschenpocken aus. Bei zweien dieser Individuen war die Impfung von Erfolg gewesen. Obgleich während des ganzen Jahres die Menschenpocken an vielen Orten epidemisch auftraten, so wurden in der Armee doch nur 35 Individuen und zwar meist Rekruten, an denen die Revaccination nicht hatte vollzogen werden können, davon befallen. Darunter hatten nur 5 ächte Pocken, 10 hatten Varizellen, 20 Varioliden. 4 Fälle von Varizellen, 14 Fälle von Varioliden und 3 Fälle von ächten Pocken kamen bei Nichtrevaccinirten, 2 Fälle von Varizellen, 4 Fälle von Varioliden, 1 Fall von ächten Pocken bei erfolglos Revaccinirten, 4 Fälle von Varizellen, 2 Fälle von Varioliden, 1 Fall von ächten Pocken bei mit Erfolg Revaccinirten vor. Von sämmtlichen Pockenkranken starb nur einer, bei den Meisten war das Uebel ganz unbedeutend. Man nimmt es in der neuesten Zeit hier in Berlin wieder sehr genau mit der Impfung. Die starke Verbreitung der Pocken hat die bestehenden Gesetze wieder in das Gedächtniß gerufen. Es wird den Bewohnern der Hauptstadt auf's Neue eingeschärft, das zur Revision des Erfolgs der geschehenen Impfung die Impflinge dem Arzte, der die Impfung vollzogen hat, zu der von diesem festgestellten Zeit wieder vorgestellt werden müssen. Wer dieß verabsäumt, verfällt in eine Geldstrafe von 10 Thlrn., oder im Unvermögensfalle in eine Gefängnißstrafe von 14 Tagen.

In der Flur eines koburgischen Dorfes ist vor Kurzem eine mehrere hundert Jahre alte Eiche gefällt worden, unter welcher man ein Schwert aus der alten deutschen Ritterzeit und sonstige Eisentheile fand. Es dürfte wohl unter dieser Eiche das Grab eines der Grafen gewesen seyn, welche im zwölften und dreizehnten Jahrhundert als große Güterbesitzer das hiesige Land inne hatten, und sind die gefundenen Eisentheile wahrscheinlich noch Reste der Rüstung, welche mit dem Schwerte dem Zahn der Zeit nicht erlegen sind.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallau'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 85 Freitag, 9. April 1858.

Die Königin Luise von Preußen und Napoleon I.

(Fortsetzung.)

„Sire," — sagte Luise, ihn in das Gemach geleitend — „wie beklage ich es, daß Ew. Majestät eine so unbequeme Treppe haben zu mir heraufsteigen müssen."

— „Oh," — rief Napoleon lebhaft und fast lächelnd — „wenn der Weg zu ihnen steil war und unbequem, Madame, so ist der Lohn dafür doch so schön, daß man keine Unbequemlichkeit scheut."

„Für Ew. Majestät gibt es überhaupt keine Unbequemlichkeiten, wie es scheint;" — sagte die Königin milde — „weder die Sonnengluth Aegyptens, noch die Eiseskälte unsers Nordens belästigt Ew. Majestät, und wirft ein Hemmniß auf die Siegesbahn des Heros. Und doch meine ich, daß unser rauhes Klima ein schwer zu überwindendes Hinderniß ist. Haben Ew. Majestät das nicht zuweilen in diesem Winter empfinden müssen?

— „Es ist wahr," — sagte Napoleon — „Ihr Preußen ist etwas kalt, es liegt zu nahe an Rußland und hat sich zu sehr von dem russischen Athem anwehen lassen!"

Luise gab sich den Anschein, diese Anspielung auf die Politik Preußens nicht zu verstehen, und sich mit einem sanften Lächeln zu dem Kaiser neigend, bat sie ihn, auf dem Divan Platz nehmen zu wollen.

Der Kaiser reichte ihr die Hand und führte sie zu demselben hin.

— „Setzen wir uns," — sagte er mit einem leisen Ausdruck von Hohn — „Sie haben mich so lange als Ihren Feind gehaßt, daß Sie mir jetzt wohl ein kleines Zeichen Ihrer veränderten Gesinnung geben, und mir erlauben müssen, in Ihrer nächsten Nähe zu sitzen."

Er deutete auf den Divan hin, und nachdem die Königin sich gesetzt hatte, nahm er dicht neben ihr Platz. Dann leise das Haupt zu ihr neigend, schaute er sie mit festen, durchbohrenden Blicken an, und schien zu erwarten, daß sie die Konversation auf's Neue beginne.

Die Königin fühlte wie ihre Wangen erbleichten, wie ihr Herz bebte, aber sie stand jetzt vor dem Moment der Entscheidung, und all' ihren Muth, ihre Entschlossenheit zusammenraffend, wollte sie ihn nicht ungenutzt vorübergehen lassen.

Langsam und mit einem unendlich rührenden Ausdruck hob sie den Blick zu dem Kaiser empor. — „Sire," — sagte sie mit leiser, zitternder, Stimme — „Sire, wollen mir Ew. Majestät erlauben, Ihnen zu sagen, weßhalb ich hierher gekommen bin?"

Napoleon nickte leise und schaute sie starr und unverwandt an.

— „Ich bin gekommen," — fuhr die Königin fort — „um von Ew. Majestät für Preußen einen vortheilhafteren Frieden zu erbitten. Sire, ich sage zu erbitten! Ich will nicht von unserem Recht, von unseren Ansprüchen, sondern nur von unserem Unglück sprechen, ich will mich nur an das Herz und die Großmuth Euer Majestät wenden, und nur von dieser eine Milderung für unser Unglück und Erbarmen für unser Volk erbitten."

— „Das Unglück, welches man zu erdulden hat, ist doch gewöhnlich nur die Folge eigenen Verschuldens;" — rief Napoleon rauh — „man muß daher tragen, was man selber verschuldet hat! Wie konnten Sie es nur wagen, mit mir Krieg anzufangen?"

Die Königin richtete ihr Haupt höher empor und ein Blitz flammte in ihren Augen auf. „Sire," — sagte sie rasch und stolz — „Sire, dem Ruhm Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn wir uns überhaupt getäuscht haben.

— „Sie haben sich wenigstens darin getäuscht, daß Sie hofften, mich besiegen zu können," — rief Napoleon rauh. — Dann aber, als besänne er sich und wolle seine Rauhheit wieder gut machen, verneigte er sich vor der Königin und fuhr mit einem verbindlichen Ausdruck fort: „Ich spreche von Preußen und nicht von Ihnen, Königin. Ew. Majestät sind sicher, Jedermann besiegen zu können!

Man hat mir wohl gesagt, daß ich eine schöne Königin sehen würde, aber ich finde die schönste Frau der Welt!

„Ich bin weder so eitel, das zu glauben, noch so ehrbegierig, das zu wollen;" — sagte die Königin sanft — „ich bin hierhergekommen in meiner Eigenschaft als Gemahlin des Königs, als Mutter meiner Kinder, als Vertreterin meines Volkes!"

— „Ach," — rief Napoleon verbindlich — „eine so herrliche Volksrepräsentation kann sich Preußen schon gefallen lassen!"

— „Sire, Preußen muß sich jetzt viel gefallen lassen!" — seufzte die Königin — „es hat seine Söhne und Männer auf den Schlachtfeldern verloren, die Ihnen Lorbeern, uns aber nur Niederlagen und Enttäuschung gebracht; es hat seinen Wohlstand eingebüßt, seine Aecker sind verwüstet, seine Vorräthe aufgezehrt, trostlos schaut es in die Zukunft: nichts ist ihm geblieben als die Hoffnung! Sire, lassen Sie die Hoffnung nicht umsonst gewesen seyn; vergeben Sie es uns, daß wir nicht Furcht hatten vor Ihrem Alles bezwingenden Genie, Ihrem machtvollen Siegerschritt. Es ist für uns schon genug des Unglücks, daß wir Sie und uns verkannten, aber wir sind gedemüthigt dafür. Möge es jetzt genug seyn. Sie haben uns die Hand des Siegers fühlen lassen, jetzt lassen Sie uns auch die Großmuth des Genius empfinden und anerkennen, Sire. Ew. Majestät werden nicht Diejenigen in den Staub treten wollen, welche das Schicksal schon gebeugt hat; Sie werden nicht Rache üben wollen für unsere Irrthümer, und Spott treiben mit unserer Majestät. Denn die Majestät, Sire, thront noch auf unseren Häuptern, und Sie werden sie nicht angreifen wollen! Es ist das heilige Erbe, welches wir unseren Kindern hinterlassen müssen."

— „Ach Ew. Majestät werden aber begreifen, daß ich wenig Respekt haben kann vor solchem heiligen Erbe" — sagte Napoleon höhnisch.

— „Aber Ew. Majestät werden Respekt haben vor dem Unglück," — rief Luise lebhaft — „Sire, das Unglück ist auch eine Majestät und Diejenigen, welche es unschuldig trifft, heiligt es!"

„Unschuldig!" — sagte Napoleon heftig — „Preußen hat sein Unglück wohl verschuldet, meine ich!"

— „Nennen Ew. Majestät das eine Schuld, daß wir uns wehrten, als man uns angriff?" — fragte die Königin mit stolzem Muth — „Nennen Sie es eine Schuld, daß wir, treu den beschworenen Verträgen, unsern Bundesgenossen nicht um eigenen Vortheils willen verlassen wollten, sondern muthig das Schwert ergriffen, um seine und unsre Gränzen zu vertheidigen? Gott hat nicht gewollt, daß wir in diesem Kampf Sieger blieben, er hat aus unseren Niederlagen eine neue Lorbeerkrone für ihr Haupt gemacht! Aber jetzt werden Sie es genug seyn lassen an diesen Triumphen, und nimmer werden Sie von unserem Unglück Vortheil ziehen wollen. Man hat mir gesagt, daß Ew. Majestät als Preis des Friedens von dem König den größten und besten Theil seines Landes forderten, daß Sie ihm seine Festungen, seine Städte und Provinzen nehmen und dem König von Preußen nur eine Krone ohne Land, einen Titel ohne Inhalt, einen elenden Winkel seines Reiches lassen wollten, um da sein Haupt zu verhüllen und zu weinen. Man hat mir gesagt, daß Ew. Majestät die Unterthanen und Provinzen des Königs hierin und dorthin vertheilen wollten, daß Sie aus ihnen neue Völker und Reiche schaffen würden. Aber Ew. Majestät wissen wohl, daß man nicht ungestraft den Völkern ihr edelstes und unveräußerliches Gut, ihre Nationalität, rauben kann, und daß man den Nationalitäten keine willkürlichen Gränzen und keine neugeschaffenen Vaterländer geben kann! Das Vaterland wird mit dem Menschen geboren, und die Nationalität ruht in den Herzen der Menschen! Und unsere Preußen haben edle und stolze Herzen! Sie lieben ihren König, ihr Vaterland." —

— „Und vor allen Dingen ihre schöne und erhabene Königin," — unterbrach sie Napoleon, den die stürmische Beredtsamkeit der Königin zu geniren begann, und der die ernste Unterhaltung in leichtere Bahnen zu führen wünschte — „Oh, ich weiß, daß ganz Preußen seine schöne Königin vergöttert, und von heute an wundert mich das nicht mehr! Glücklich Diejenigen, denen es vergönnt ist, Ihre Ketten zu tragen."

Die Königin schleuderte auf ihn einen Blick voll so stolzer Hoheit, so imposanter Verachtung, daß Napoleon unwillkürlich erbebte und sein Auge sich vor dem ihren fast beschämt zu Boden senkte.

— „Sire — sagte sie — „Niemand ist glücklich, der Ketten trägt, und Ew. Majestät, welcher einst den Italienern entgegenrief: „Fürchtet Euch nicht vor mir, denn ich bin gekommen, Eure Ketten zu lösen und Euch von unwürdiger Knechtschaft zu befreien!" Ew. Majestät werden jetzt nicht ein Volk in Ketten schlagen und ihm unwürdige Knechtschaft bereiten wollen. Denn ein Volk seinem angestammten Herrscherhause entreißen und es zwingen, einem andern Fürsten sich zu unterwerfen, heißt, es in Ketten schlagen, einem Volk seine Nationalität nehmen und es wie eine Waare vertheilen, heißt ihm unwürdige Knechtschaft auferlegen! Sire, ich wage es, zu Ew. Majestät im Namen meines Volkes zu bitten für seine Nationalität und seine Ehre! Ich wage es, im Namen meiner Kinder zu bitten für ihr Erbtheil und ihr Recht."

— „Ihr Recht?“ — fragte Napoleon — „Rechte hat nur Derjenige, der sie zu schaffen und zu behaupten weiß. Was nennen Sie also das Recht Ihrer Kinder?“

— „Sire, ich nenne es das Recht ihrer Geburt, ihres Namens und ihrer Geschichte! Gott hat Ihnen durch ihre Geburt Rechte auf Preußen verliehen; die Monarchieen sind wie alte Bäume, deren Wurzeln man schonen und pflegen muß, und die, wenn man sie freventlich niederhaut, noch in ihrem Fall das Land um sie her verwüsten.“

(Fortsetzung folgt.)

Der neue Telegraphentarif.

Mit dem 1. April dieses Jahres sind ermäßigte Gebühren für telegraphische Depeschen, so wie dem Bedürfniß entsprechende Anordnungen über die Behandlung derselben ins Leben getreten. Dieselben vollständig zur Kenntniß des Publikums zu bringen, ist der Zweck dieser Zeilen. Wer eine telegraphische Depesche aufgeben will, wird immer zuerst den Kostenpunkt in Betracht ziehen, und um sich denselben, wenigstens überschlagsweise, berechnen zu können, hat man folgende zwei Momente in das Auge zu fassen: 1) die Entfernung des Aufgabsortes vom Adreßorte. Diese Entfernung wird geradlinig gemessen, in Zonen von 10 (1te Zone), 25 (2te Zone), 45 (3te Zone), 70 (4te Zone), 100 (5te Zone) Meilen getheilt, und es kostet die die 2te, 3te ꝛc. Zone den zweifachen, dreifachen ꝛc. Betrag der ersten Zone. Kostet daher die 1te Zone 21 kr., so kostet die 2te Zone 42 kr., die 3te 1 fl. 3 kr. u. s. w. Ist die Entfernung festgestellt, so handelt es sich zweitens um die Wortzahl der abzusendenden Depesche. Diese ist im Minimum auf 20 Worte, als einfache Depesche, festgesetzt, und zwar wird hiezu die Adresse sowohl als die Unterschrift gezählt; eben so auch die nöthigen Worte, im Falle die Depesche von der Endtelegraphenstation aus weiterbefördert werden soll, entweder „per Post,“ „per Expreßboten“ oder „per Estafette.“ Diese Bestimmung muß der Aufgeber in seiner Depesche selbst angeben, und die fraglichen Worte werden, wie erwähnt, in die Wortzahl der Depesche eingerechnet. Bezahlt Jemand die Rückantwort voraus, so muß dieß gleichfalls in der Depesche bemerkt seyn. Es ist nun Sache jedes Telegraphirenden, seine Angelegenheit so kurz als möglich grammatikalisch richtig und deutlich auszudrücken. Hat eine Depesche mehr als 20 Worte, so steigt die Taxe von 10 zu 10 weiteren Worten um einen bestimmten weiter unten ersichtlichen Satz. Es kostet also eine Depesche von 21 Worten ebenso viel als eine von 30 Worten, und eine von 31 ebenso viel als die mit 40. Bei der Wortzählung ist noch zu bemerken, daß ein Wort höchstens 7 Sylben, eine Zahl höchstens 5 Ziffern haben darf, außerdem 2 Worte dafür gerechnet werden.

Die Taxe selbst nun unterscheidet sich nach der Lage des Adreßortes, d. h. ob die Depesche nach einer, eine bayerische Telegraphenstation besitzenden Stadt gerichtet ist oder ob sie in den Bereich des deutsch-österreichischen Telegraphenvereins (Oesterreich, Preußen, Sachsen, Württemberg, Hannover, Baden, Mecklenburg und Niederlande) geht. Hier ist noch zu bemerken, daß die Städte der kleinen deutschen Staaten theils bayerische, theils preußische Stationen haben. Die bayrischen, nicht in Bayern gelegen, aber nach bayerischem Tarife zu berechnenden Stationen sind: Bingen, Mainz, Worms, Darmstadt, Offenbach, Frankfurt, Gotha, Meiningen, Koburg (Liebenstein und Reinhardsbrunn im Sommer). Auf allen bayerischen Linien kostet nun die oben bezeichnete Depesche in der ersten Zone (10 Meilen direkte Entfernung) 21 kr.; in der zweiten Zone (bis 25 Meilen) 42 kr.; in der dritten (bis 45 Meilen) 1 fl. 3 kr.; in der vierten (bis 70 Meilen) 1 fl. 24 kr. Für 10 Worte mehr als 20 wird in der ersten Zone 7 kr., in der zweiten 14 kr., in der dritten 21 kr., in der vierten 28 kr. mehr berechnet. Oder anders gesagt: hat eine Depesche 30 Worte, so kostet dieselbe: erste Zone 28 kr., zweite 56 kr., dritte 1 fl. 24 kr., vierte 1 fl. 52 kr. Hat eine Depesche 40 oder mehr Worte, so ist das Verfahren zur Taxberechnung einfach so anzustellen: Man nimmt 21 kr. und so oftmal 7 kr. dazu, so vielmal die Depesche 10 Worte mehr hat als 20; diese Summe gibt die Taxe auf die erste Zone. Liegt der Adreßort in der zweiten oder dritten ꝛc. Zone vom Aufgabsort, so nimmt man den vorhin erhaltenen Betrag zweimal für die zweite Zone, dreimal für die dritte Zone u. s. w. Beispiel: Eine Depesche von Nürnberg nach Frankfurt von 50 Worten für die erste Zone ist = 21 kr. + 3. 7 = 42 kr. Da nun von Nürnberg nach Frankfurt über 25 Meilen sind, folglich die dritte Zone anzuwenden ist, kostet obige Depesche 3 fl. 42 kr. = 2 fl. 6 kr., während früher eine Depesche von 50 Worten auf die gleiche Entfernung 3 fl. 36 kr. kostete. Ein weiterer Fortschritt in Bayerns Telegraphie wurde durch die Aufstellung von Apparaten auf sämmtlichen Eisenbahnstationen erreicht. Dieselben vermitteln den telegraphischen Verkehr als Seitenwege von den Staatstelegraphenstationen aus, und mittelst derselben ist es möglich, nach jeder an der Bahn gelegenen Eisenbahnstation Depeschen gelangen zu lassen. Auf diese Weise sind außer den Staatstelegraphenstationen noch 80 an der Bahn

gelegene Städte mit in den telegraphischen Verkehr gezogen und dem Handel und Geschäftsleben dieser meist gewerbthätigen Städte ein großer Vorschub geleistet. Die Taxe für Depeschen nach solchen Eisenbahnstationen wird eben so berechnet, wie oben erklärt; in der Regel kosten dieselben so viel als nach den nächst gelegenen Staatstelegraphenstationen.

Dieß ist nun die Erklärung des sogenannten innern Tarifes. Depeschen, die in's Gebiet des deutsch-österreichischen Telegraphen-Vereins gehen, werden in der Wortzählung wie die im innern Verkehr behandelt. Die Anfangstaxe für 20 Worte beträgt aber hier in der 1. Zone 42 kr., in der 2. Zone 1 fl. 24 kr., in der 3. Zone 2 fl. 6 kr., in in der 4. Zone 2 fl. 48 kr., in der 5. Zone 3 fl. 30 kr., in der 6. Zone 4 fl. 12 kr. 2c. 2c. Zehn Worte mehr als 20 kosten je weitere 21 kr. auf die Zone; daher eine Depesche von 30 Worten in der 1. Zone 1 fl. 3 kr., in der 2. 2 fl. 6 kr., in der 3. 3 fl. 9 kr., in der 4. 4 fl. 12 kr., in der 5. 5 fl. 15 kr. u. s. f. Hat eine Depesche 40, 50, 60 oder mehr Worte, so ist die Berechnung der Taxe wie folgt: Anfangstaxe 42 kr. Hiezu so vielmal 21 kr., so oft mal 10 Worte über 20 sind. Diesen Betrag nun so oft mal genommen, als die Entfernung in Zonen gemessen ausdrückt, gibt die Taxe. Beispiel: Eine Depesche von 40 Worten von Nürnberg nach Berlin. Berlin liegt über 45 Meilen von Nürnberg, daher in der 4. Zone. Für die 1. Zone = 42 + 2. 21 = 1 fl. 24 kr. Dieß für die 4. Zone viermal genommen macht 5 fl. 36 kr., während früher eine solche Depesche 9 fl. 36 kr. kostete. Dieß ist die Erklärung des internationalen Vereinstarifes. — Die früheren sogenannten halben voraus bezahlten Rückantworten hören auf. Die Rückantwort kann noch vorausbezahlt, es muß aber die wirkliche Taxe für so viel Worte, als man zurück wünscht, erlegt werden.

Betrachtet man die ganze Einrichtung dieses neuen Telegraphentarifs, so sieht man, daß dieselbe bedeutende Vortheile gegen den frühern gewährt und besonders dem kleinen Privatverkehr, der doch meist nur in kurzen Notizen sich bewegt, vollkommen angepaßt ist, so daß es jetzt auch dem weniger bemittelten Privat- und Geschäftsmanne möglich wird, den Telegraphen nutzbringend für sich zu verwenden, und der früher öfter gehörte Vorwurf, der Telegraph sey ein Monopol der großen Geldkräfte und zur Uebervortheilung des kleinen Geld- und Geschäftsmarktes da, vollkommen wegfällt. Das Wesentliche am neuen Tarif besteht in der Hebung des Verkehrs des bayerischen Gewerbs- und Handelsstandes durch den so bedeutend ermäßigten innern Tarif. Die Möglichkeit, ein Geschäft zu vermitteln, in einer Stunde, wozu sonst mindestens 2 Tage erforderlich waren, um 42 kr. hin und 42 kr. zurück, wird auch auf die von diesem Verkehrsmittel bisher wenig oder gar nicht berührten Schichten der Bevölkerung wohlthätig einwirken.

Beruhigung.

Wie dir auch die Tage fliehen
Ohne Rast und Wiederkehr:
Segne sie und laß sie ziehen,
Gräme scheidend dich nicht mehr.

Will sich dir die Sonne neigen
Und der Tag in Nacht vergeh'n,
Wallen durch der Sterne Reigen,
Freue dich, den Mond zu seh'n.

Hat dich, süß vom Schlaf umfangen,
Weichend noch geweckt die Nacht,
Freue dich, daß aufgegangen
Nun der Tag in goldner Pracht.

Doch von jeglicher Minute
Fordre nicht der Freude Zoll,
Nur dem stillzufried'nen Muthe
Wird das Maß der Freude voll.

Und im Scheiden und im Meiden
Halte dir die Seele jung,
Wandelnd unter Lust und Leiden:
Hoffnung und Erinnerung.

Mannigfaltigkeiten.

In der Mannhardt'schen Maschinenfabrik zu München ist gegenwärtig eine neue konstruirte Thurmuhr zu sehen, welche, was Einfachheit der Konstruktion betrifft, wohl das möglichst Erreichbare bietet, denn diese Uhr hat nur zwei Räder, zieht sich selber auf und bedarf durchaus nicht des Einölens. Das Gewicht zu dieser Uhr beträgt an 4 Zentner.

Im untern Bodensee haben vier Fischer vor Kurzem einen außerordentlich glücklichen Fischfang gemacht. Sie fingen mit einem Zug gegen 250 Zentner Fische, die einen Werth von 2000 Franken hatten. Der Fang kam zum Osterfeste sehr gelegen. — In Schweinfurt wurde kürzlich ein Hecht gefangen, der 20 Pfund wog.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 86 Samstag, 10. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Anna Wender trat nach wenigen Augenblicken in das Zimmer, wo Frau Laubach-Heimfeld von Blut überströmt auf dem Sopha lag.

Der Ort trug noch alle Spuren des Gelages, das man eben begonnen, und unheimlich stach der glänzend gedeckte Tisch mit den Weinflaschen, Blumen und Kerzen gegen die ernste und feierliche Stimmung der Anwesenden ab.

Ein Jüngling in eleganter Kleidung saß am Tische, dem er den Rücken kehrte, und seine verstörte Miene zeigte deutlich, wie tief das Ereigniß, dessen Zeuge er war, ihn ergriffen. Neben der Kranken, über deren bleiche Züge bereits die Schatten des Todes zu fliegen schienen, stand ein Greis mit silberweißem Haar und Bart und hielt ihre Hand in der seinigen.

Dubois sprang, als die Thür geöffnet wurde und Madame Wender, von Heiking gefolgt, eintrat, rasch empor und ging der Dame entgegen.

„Verzeihen Sie mir, gnädige Frau", sagte er mit hörbar zitternder Stimme, „aber — eine Sterbende —"

„Es bedarf keiner Entschuldigung, wo es sich darum handelt, eine Menschenpflicht zu erfüllen; wer ist die arme Frau und was wünscht sie von mir? —"

„Es ist die Sängerin Madame Laubach-Heimfeld."

„Großer Gott, die Frau war ja heute noch gesund!"

„Nun das wohl kaum, aber doch weit entfernt, an ihren Tod zu denken; sie kennt Sie, gnädige Frau, und wünscht, glaube ich, ihrer Kinder wegen mit ihnen zu sprechen."

„Anna, Anna Preuß!" sagte die Kranke mit hohler Stimme.

Madame Wender eilte zu ihr und kniete theilnehmend neben ihr nieder.

„Sie kennen mich aus meiner Jugend", sagte sie herzlich, „sprechen Sie, was kann ich für Sie thun?"

„Wir müssen allein seyn", sagte die Schauspielerin, indem sie sich mühsam emporzuraffen versuchte, „der Arzt hier, der alte Mann, mag allenfalls anwesend bleiben, damit ich von ihm jede mögliche Hülfe empfangen kann."

Heiking legte seine Hand auf Duboi's Schulter und flüsterte:

„Komm, Benno. Wenn Sie unserer Hülfe in irgend einer Weise bedürfen sollten", sagte er dann, sich zu Anna Wender wendend, „so haben Sie die Güte zu klingeln, wir werden im Nebenzimmer Ihrer Befehle warten."

Er rückte bei diesen Worten einen Lehnstuhl neben das Sopha und beide Männer entfernten sich.

„Kennen Sie mich nicht, Anna Wender?" fragte jetzt die Schauspielerin.

„Ihre Züge erinnern mich an eine gütige und hochbegabte Frau, gegen die ich große Verpflichtung habe, die aber längst nicht mehr auf Erden weilt; schon heute im Theater fiel mir Ihre Aehnlichkeit mit der verstorbenen Hofsängerin Madame Elfriede Bauer auf."

„Sie erinnern sich also meiner Mutter noch?"

„Elfriede Bauer brachte mich auf das Theater und gab mir Gelegenheit, meine kranke und verlassene Mutter zu ernähren, sie hat, ehe sie dieß that, mehr als einmal das hungernde Kind gespeist, das frierende bekleidet, dem Beispiele dieser Frau verdanke ich es, daß ich von meinem Vermögen einen menschlichen und verständigen Gebrauch zu machen verstehe. Geld, das man nicht mehr zu seinem eigenen Genuß anwenden kann, ist nur eine Last und Sorge, wenn man nicht den Nothleidenden damit zu unterstützen versteht. Wäre ich ein Mann, so würde ich mit meinen Mitteln längst irgend einen Sumpf ausgetrocknet, eine Haide urbar gemacht oder eine Fabrik angelegt haben, die vielen Menschen durch Arbeit das tägliche Brod und somit doppelten Nutzen gibt. Jetzt, als Frau und mit einer eigenthümlichen Neigung, den Aufenthalt zu wechseln, fliege ich umher wie das gute Glück

und suche und finde sehr oft Wesen, deren Daseyn ich günstig gestalten kann, indem ich ein Tröpfchen von meinem Ueberfluß zur rechten Zeit in ihren Schoos fallen lasse. Geben ist seliger als nehmen und ich bereite mir die Freude des Gebens so oft ich einen Menschen finde, der der Gabe bedürftig und werth ist. Die Tochter meiner Wohlthäterin kann nichts fordern, das ich zu geben nicht freudig bereit bin."

„Ich werde sterben, wahrscheinlich bald, sehr bald, ich habe ein Kind, einen armen verkrüppelten Knaben, er ist, wenn ich sterbe, ganz hülflos und verlassen, o mein Gott, mein Gott! erbarmen Sie sich des unglücklichen Geschöpfes!"

„Hier meine Hand darauf, arme Frau", entgegnete die Räthin, „Ihr Kind soll nicht verlassen seyn, und so weit guter Wille und Geld einem Kinde die Mutter ersetzen können, soll das Ihrige sie dereinst nicht vermissen."

„Ich danke Ihnen!" sagte die Kranke; aber ihr irrendes Auge und ihre bebende Lippe zeigte, daß sie noch nicht vollständig beruhigt sey.

Madame Wender bemerkte es und ermunterte sie freundlich, Alles zu sagen, was ihr das Herz schwer mache.

„Ist das Kind, dessen Loos Sie so sehr beängstigt, ein Sohn Laubach's", setzte sie hinzu, „so muß er ja auch schon fast siebzehn Jahre alt seyn."

Die Sängerin blickte mit dem Ausdruck größter Angst in Anna's Gesicht.

„Hören Sie mich", sagte sie dann. „Ich hatte ein Kind, welches Laubach gehörte. Sie wissen, ich war damals jung und nicht ohne Talent und körperliche Reize. Ich hätte, wie Sie, einen reichen Mann fesseln können, aber ich war eine Thörin, ließ mich verblenden von den Schmeicheleien eines jungen Mannes, der eben so arm und abhängig war, als ich. Ich heirathete Laubach, den hübschen Tenoristen, und versprach mir den Himmel auf Erden von dieser Ehe. Meine Mutter starb, deren Einnahme bedeutender als die unsrige, uns unterstützt hatte. Mein Mann verlor in Folge einer heftigen Erkältung seine Stimme, ich mußte für uns Beide arbeiten, wir zogen von Theater zu Theater, wir waren blutarm und mein Mann behandelte mich schlecht. Als ich meiner ersten Entbindung nahe war, verließ er mich ganz und gar. Ich ging nach Wien, wo ich noch Gönner, von meiner Mutter her, zu finden hoffte. Ich gebar im bittersten Elend ein Mädchen. Meine Noth war so groß, daß ich nicht ein Bett, nicht ein Hemdchen für den Wurm hatte. Was sollte ich thun? Allein konnte ich mich allenfalls durch die Welt schlagen, mit einem kleinen Kinde unmöglich, so ging ich denn hin und trug das arme Kind ins Findelhaus. O, Madame, ich habe blutige Thränen geweint, als ich mich von dem kleinen Geschöpf trennte, es war ein hübsches, süßes Kind, mit den schönen, braunen Augen meiner Mutter. O, die Armuth ist das Krebsgeschwür, welches alles Glück, alle Liebe und alle Hoffnung im Menschendaseyn tödtet. Ich küßte mein armes, kleines Mädchen tausendmal, als ich es forttrug. Ich schwor mir zu, es zurückzuholen, sobald ich nur irgend wo Brod für das arme Geschöpf erwerben könne, und ich gab ihm Alles mit, was nur irgend dazu beitragen konnte, es einst wieder zu erkennen. Meinen Trauring, die goldene Einfassung von einem Bilde Laubach's, was ich sonst nur irgend Werthvolles besaß, hatte ich freilich längst verkauft, aber das Bild selbst wickelte ich in ein Papier, in das ich die Anfangsbuchstaben meines Namens schrieb, ich legte auch Locken von meinem und Laubach's Haar dazu, auch das Stück eines Briefes von Laubach, das ich noch besaß, die andere Hälfte davon behielt ich. Mein Kind hatte überdieß ein Zeichen an seinem Körper ein kleines Mal hinter dem rechten Ohr, in Form einer Brombeere. So dachte ich es schon zu erkennen, wenn ich in bessern Zeiten es zurückfordern würde. Aber die Zeiten besserten sich für mich nie, ich war und blieb arm, und als ich in die zweite Ehe mit Heimfeld trat, den ich für einen reichen Mann hielt, da konnte ich sie auch nicht holen, denn was würde Heimfeld von der heranwachsenden Tochter gedacht und gesagt haben. Es war übrigens nichts mit dem Vermögen des Mannes, er hatte vielleicht zehntausend Thaler, aber er dachte, das nähme kein Ende. Als ich meinen Knaben geboren, den armen und elenden Schächer, da war es aus mit dem Gelde, und ich dankte Gott, daß ich wieder aufs Theater kam, um mich und den Mann zu ernähren bis er starb. Mein Knabe hätte nun die Schwester wohl brauchen können, ich auch, weiß Gott! krank und elend, wie ich ewig war, wäre mir die Hülfe einer Tochter ein Segen gewesen. Ich schrieb auch nach dem Findelhause, aber, Gott, mein Erlöser, das Mädchen war jung in Dienste gekommen, sie hatte gestohlen, sich herumgetrieben und war verschollen und verdorben! Der Gedanke an das Kind läßt mich auch nicht ruhig sterben. Mein Heiland, wo mag sie sich ihr Bettelbrod suchen? Wo und wie wird sie vielleicht noch ein Ende nehmen?"

Madame Wender hatte mit ernstem und sinnendem Gesicht neben der Leidenden gesessen, deren Zustand indeß offenbar in der letzten Stunde ein besserer geworden war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Königin Luise von Preußen und Napoleon I.

(Fortsetzung.)

Die Monarchie Preußen wurzelt in dem Herzen des preußischen Volks, fuhr die Königin weiter fort. Oh, wollen Ew. Majestät sie nicht entwurzeln! Wollen Sie in uns die Krone ehren, die so strahlend und herrlich Ihr eigenes Siegerhaupt schmückt! Die Fürsten vor allen Dingen müssen vor einander Ehrfurcht hegen, damit auch ihre Völker sie niemals verlieren; die Fürsten müssen einander aufrichten und stärken, damit sie wie eine geschlossene feste Phalanx diejenigen bekämpfen können, die jetzt sich bewaffnen mit den sogenannten Ideen der Neuzeit, mit diesen Ideen, welche Ludwig's und Maria Antoinettens Haupt auf das Blutgerüst schleuderten. Sire, die Häupter aller Fürsten sind sterblich, und deßhalb ist Einigkeit nöthig. Es heißt aber nicht, seine eigene Macht erhöhen und stärken, wenn man die der Andern schwächt, es heißt nicht seiner eigenen Krone Glanz verleihen, wenn man eine andere Krone verdunkelt. Oh, Sire, im Namen aller Monarchieen, ja sogar im Namen Ihrer eigenen, die jetzt so glänzend und hell über die ganze Welt hinstrahlt, bitte ich für die preußische Monarchie, für unsere Krone, unser Volk und unsere Gränzen!"

— „Und bei Gott," — sagte Napoleon aufstehend — „die preußische Monarchie und das preußische Volk hätten keinen schöneren und beredteren Anwalt finden können als Ew. Majestät!"

Mit lebhaften Schritten, die Hände auf dem Rücken gefaltet, ging der Kaiser Einigemale im Zimmer auf und ab. Die Königin hatte sich, gleich ihm, erhoben; aber sie blieb unbeweglich stehen und blickte nur erwartungsvoll und bang hinüber nach Napoleon, dessen eherne Stirn jetzt wie von einem milden Sonnenglanz beleuchtet schien, und dessen kaltes Cäsarenangesicht jetzt wie von einem rosigen Schein menschlicher Rührung angehaucht war.

Plötzlich blieb er vor der Königin stehen, und seine Augen ruhten auf ihr mit einem Ausdruck glühender Bewunderung.

— „Majestät," — sagte er — „ich glaube Sie haben mir da Mancherlei gesagt, was noch Niemand mir zu sagen gewagt hat, Mancherlei, was vielleicht meinen Zorn reizen könnte. Manches bittere Wort ist von Ihren Lippen ertönt, und manche prophetische Drohung. Dieß beweist mir, daß Sie wenigstens Achtung vor meinem Charakter haben, und daß Sie so groß von mir denken, daß ich die Stellung, welche mir das Glück verliehen, nicht mißbrauchen werde. Ich will Ihren Gedanken Ehre machen, Madame. Ich will Alles thun, was in meinen Kräften steht, um Ihr Unglück zu mildern, und Preußen so mächtig zu erhalten, als es sich mit der Politik und den Verpflichtungen, die ich gegen meine alten und neuen Freunde habe, vereinigen läßt. Ich beklage es aus tiefster Seele, daß Preußen nicht zu meinen Bundesgenossen gehören wollte, und daß ich ihm mehr als einmal vergeblich meine Freundschaft angetragen habe. Es ist nicht meine Schuld, daß Ew. Majestät jetzt die Folgen dieser Weigerung tragen müssen, aber ich will diese Folgen, so viel ich kann, zu mildern suchen. Ich kann Ihnen Ihre alten Gränzen nicht wieder geben, ich kann Ihr Preußen nicht ganz von den Lasten und Nöthen des Krieges befreien, und es nicht freisprechen von den Tributen, welche der Sieger dem Ueberwundenen auferlegen muß, um sich für das vergossene Blut seiner Soldaten bezahlt zu machen; aber ich will von meinen Vortheilen keine übertriebene Anwendung machen. Ich will immer eingedenk seyn, daß Preußens Königin nicht bloß die schönste, sondern auch die hochherzigste, muthigste und edelste Frau der Welt ist, und daß man ihrer Hochherzigkeit jede mögliche Huldigung darbringen muß. Ich verspreche Ew. Majestät, daß ich gern bereit bin, alle Ihre Wünsche soviel in meinen Kräften steht, zu erfüllen. Lassen sie mich daher Ihre Wünsche genau kennen, seyen Sie ganz offen gegen mich. Was ich kann, will ich bewilligen. Wir wollen versuchen, gute Freunde zu werden, und zum Zeichen dieser Freundschaft erlaube ich mir, Ihnen diese Blume anzubieten, die Ihnen so sehr gleicht!"

Er nahm aus der Porzellanvase, die auf dem Tische stand und mit duftenden Blumen angefüllt war, eine volle Purpurrose und reichte sie der Königin dar.

— „Wollen Sie dieses Pfand meiner Freundschaft von mir annehmen?" fragte Napoleon mit jenem Lächeln, das sein Antlitz mit dem Hauche ewiger Jugend verklärte.

Die Königin zögerte. Es widerstrebte ihrem edlen und stolzen Herzen, ein solches Geschenk der Empfindsamkeit aus den Händen dessen anzunehmen, dem sie in ihrem Herzen niemals eine wahre Freundschaft gewähren konnte. Sie hob langsam ihre großen, blauen Augen zu ihm empor und blickte fast schüchtern in das lächelnde, strahlende Antlitz Napoleon's.

— „Sire," — sagte sie leise — „fügen Sie diesem Pfand Ihrer Freundschaft noch ein anderes hinzu, damit ich diese Rose annehmen kann."

Das Lächeln auf seinem Antlitz erblaßte und ein Schatten flog über seine Stirn. — „Erinnern

Sie sich, Madame," — sagte er hart — „daß ich es bin, welcher gebieten, und daß Sie nur die Wahl haben abzulehnen und anzunehmen. Wollen Sie diese Rose annehmen, Majestät?"

— „Sire," — sagte die Königin mit bebenden Lippen, mit Thränen in den Augen — „Sire, geben Sie sie mir mit einem andern Unterpfand ihrer Freundschaft. Geben Sie mir Magdeburg für meine Kinder!"

Napoleon warf die Rose unsanft auf den Tisch. — „Ach, Madame," sagte er heftig — „Magdeburg ist kein Spielzeug für Kinder!"

Er wandte sich ab und ging heftig wieder im Zimmer auf und ab, während die Königin, kaum noch im Stande, ihre Thränen zurückzuhalten, gesenkten Hauptes dastand, demüthig und still wie eine opferbereite Dulderin.

Napoleon's glühender Blick fiel im Vorbeigehen nur wie zufällig auf ihre Gestalt und der Anblick dieser schönen, schmerzbewegten und in ihrem Schmerz so hoheitsvollen und sanften Königin rührte ihn und erinnerte ihn an Josephine.

Er stand vor der Königin still und sein Blick besänftigte sich. — „Vergeben Sie es mir, wenn ich heftig war," — sagte er milde — „ich kann Ihnen Magdeburg nicht geben, aber seyen Sie überzeugt, daß ich, was in meinen Kräften steht, thun will, um Ihr Loos zu mildern und Ihre Wünsche zu erfüllen. Der Kaiser Alexander kennt meine Wünsche für Preußen, er weiß, daß ich nach Kräften bemüht bin, dem König von Preußen zu dienen. Ich würde das Ihrem Gemahl gern selbst wiederholen, wenn er hier wäre."

— „Er ist hier," — sagte die Königin hastig — „und wenn Ew. Majestät erlauben, wird der König sogleich bei uns seyn."

Napoleon verneigte sich schweigend, ein Wink der Königin rief die im Nebenzimmer harrende Ehrendame der Königin herbei.

— „Haben Sie die Güte, den König zu bitten, daß er uns seine Gegenwart schenke", sagte die Königin hastig.

— „Und während wir den König erwarten," — sagte Napoleon, Talleyrand aus dem Nebenzimmer herbeirufend — „erlauben mir Ew. Majestät wohl, Ihnen meinen Begleiter vorzustellen. Madame, ich habe die Ehre, Ihnen hier meinen Minister des Auswärtigen, den Fürsten von Benevent Herrn Talleyrand zu präsentiren."

(Fortsetzung folgt.)

Traumlied.

Ein Jüngling träumt von stiller Flur,
Und ach! von einem Hüttchen nur,
Er träumt, man lebt von Lieb' allein,
D'rum nimmt er sich ein Weibelein.
Doch kaum hat er die Frau beseh'n,
Als schon die Träume flöten geh'n,
Denn er sieht leider allzu klar,
Die Jugendträume sind nicht wahr!

So Mancher träumt, es sey doch schön,
Als Künstler auf den Brettern stehn',
Dreitausend Thaler Gag' im Jahr,
Und noch ein Extra-Honorar;
Doch tritt er auf, das Kraftgenie,
So pfeift Parterre und Gallerie!
Beim Lampenlicht' erst sieht er klar,
Die Künstlerträume sind nicht wahr!

O traurig Loos! rief ein Kommis;
Im Laden stecken spät und früh;
Doch kaum läßt ihn der Sonntag los,
Da naht ein Reiter hoch zu Roß!
Ein Rothschild dünkt er sich zu seyn —
Doch Montags früh, o welche Pein!
Wird ihm bei den Rosinen klar,
Daß all' sein Träumen Essig war!

Die größten Träume in der Welt,
Verursacht uns das liebe Geld,
Denn Mancher schreit: „Kein leerer Wahn
Sind Aktien von der Eisenbahn."
Er kauft das Zeug im Ueberfluß,
Als wär's ein alter Fidibus;
Bis ihm gestochen wird der Staar,
Die Aktienträume sind nicht wahr!

Gar böse Träume spät und früh
Erwecket auch die Lotterie,
Und Mancher trägt sein letztes Moos
Mit Freuden hin für's große Loos.
Früh Morgens wird er aufgeweckt,
Und hört, wie ihn das Glück geneckt:
Ein kleines Wörtchen macht ihm klar,
Wie all sein Hoffen Traum nur war.

Jedoch der allergrößte Traum
Nimmt sicherlich beim Mädchen Raum,
Sind Freier nicht nach ihrem goût,
So heißt es gleich: „Verdufte Du!"
„Mein Mann muß ein Professor seyn!"
Doch sind fünf Jahr in's Land hinein:
Macht ihr vielleicht ein Schuster klar,
Wie groß das Pech im Traume war!

A. — S.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 87 Montag, 12. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Beruhigen Sie sich, über diesen Punkt, Madame," sagte sie, als die Kranke schwieg, „Ihre Tochter lebt, und lebt in Verhältnissen, wo sie vor dem sittlichen Verderben durch Armuth hoffentlich geschützt ist."

„Sie kennen sie? Sie wissen von ihr?" rief die Sängerin mit großer Lebhaftigkeit. „Ach, Gott, ich möchte sie so gern noch einmal sehen und segnen, das arme Mädchen, dem ich nicht Mutter seyn konnte. Wie nöthig, wie sehr nöthig wäre mir jetzt so eine treue Seele, die mich nicht verließe, die mich ordentlich pflegte, nicht ausginge, wenn ich sie brauchte, und für meinen kranken Sohn sorgte, wenn ich es nicht mehr kann."

„Fürchten Sie nichts für die Zukunft Ihres Knaben?" sagte die Räthin, „auch wegen der Tochter seyn Sie ruhig, vielleicht ist es möglich, daß Sie dieselbe wiedersehen, obgleich ich nichts Bestimmtes versprechen kann. Dieser Herr ist Ihr Arzt?"

„Ich bin zu dieser Kranken heute zum Erstenmal gerufen worden," entgegnete Doktor Salomon.

„Wollen Sie die Güte haben, mit mir einen Moment unter vier Augen zu sprechen?"

„Ich stehe zu Diensten, Madame!"

Im Nebenzimmer, wohin Madame Wender mit dem Doktor trat, saß Heiking am Fenster, während Dubois sich auf das Sopha geworfen hatte.

„Diese Herren stören uns nicht," sagte die Räthin als sie eintrat, „ich möchte nur aus dem Munde des Arztes hören, wie eigentlich der Zustand der Kranken beschaffen ist, und ob ihre Auflösung wirklich so nahe bevorsteht?"

„Madame," entgegnete der Doktor, dessen große und dunkle Augen mit höchster Spannung an dem Gesichte der Räthin hingen, „die Frau befindet sich im letzten Stadium der Schwindsucht, sie kann möglicherweise jeden Augenblick sterben, für jetzt aber ist die Gefahr vorüber, sie kann sogar nach Hause gebracht werden, ohne daß man eine Erneuerung des Blutsturzes fürchten darf."

„Ich danke Ihnen," sagte die Räthin und Dubois fragte nun den Arzt, was man zur Pflege der Unglücklichen thun könne.

„Sie darf nicht singen, nicht zuviel sprechen, muß eine passende Diät halten und sich weder zu sehr durch Arbeit anstrengen, noch heftigen Gemüthsbewegungen ausgesetzt seyn."

Der junge Mann schüttelte das Gold aus seiner Börse und legte es in die Hand des Arztes.

„Sorgen Sie dafür, daß es ihr nicht am Nothwendigsten fehle," sagte er, „es ist Schade um die Frau, sie ist schön und talentvoll."

„Das ist grauenvoll," sagte Heiling, „so den Tod mitten in die Lust eines Gelages treten zu sehen."

„Der Tod ist immer mitten unter uns," entgegnete der Doktor ernst.

Anna Wender traf jetzt Anstalten, die Kranke in ihre ärmliche Wohnung zu schaffen, sie bat den Arzt, ihr seine ferne Sorgfalt zu widmen, verpflichtete sich, alle etwa auflaufenden Kosten zu bezahlen und versprach eine verständige und treue Pflegerin zu senden und selbst möglich oft bei der Kranken vorzusprechen und nach ihr zu sehen.

Dubois, Heiking, Herr Binder, der unterdeß auch zurückgekehrt war, und ein Kellner trugen die Kranke in den Wagen, Anna Wender und der Doktor setzten sich zu ihr, während die drei Andern nebenher gingen und so setzte sich denn der traurige Zug nach dem Häuschen in der Hutmachergasse langsam in Bewegung, wo die Sängerin ihr Nomadenzelt aufgeschlagen.

Der Wintermorgen lag grau und düster über den Straßen, als man dort ankam. Herr Binder ging voran und schloß die Thür auf, Anna hüllte die Kranke in ihren weiten Pelz und trat zuerst in die öde und ungemüthliche Wohnung, Doktor Salomon folgte ihr und zuletzt ward denn auch die Leidende hineingetragen und sorgsam auf das nicht allzu saubere Bett gelegt.

Ein Licht war angezündet worden und erhellte den unfreundlichen Raum.

Das ganze Möblement bestand aus einem Tisch, der mit Noten, Papieren, Schminkbüchsen und andern namenlosen und unnützen Dingen bedeckt war, zwei Stühlen, einem Kleiderschrank, aus dem sich Kleider von verschossenem Sammet mit Goldstickerei neben Pagenhöschen und Krönungsmänteln hervorbauschten, einem offenstehenden Klavier und zwei Betten. In einem derselben lag ein wunderlich mißgestaltetes Wesen mit dickem Kopfe und großen braunen intelligenten Augen, die blitzend die Eintretenden empfingen.

„Du bist krank, Du bist schon wieder krank, arme Mutter?" rief das verkrüppelte Kind, als man die leichenbleiche Frau auf das andere Bett legte.

Die Stimme, mit der diese Worte ausgesprochen, war von wunderbarem Klang und der Kopf, obgleich sehr groß, schön gebildet. Die Hände lang mit schlanken, kräftigen Fingern, die untern Gliedmaßen dagegen gänzlich unentwickelt und gleichsam verdorrt.

„Sey nur ruhig, Alwin, mein armer Knabe," sagte die Sängerin, „sey nur ruhig, es wird schon wieder besser werden mit mir."

Der Krüppel wimmerte leise und klagte mit herzrührenden Worten, daß er der Mutter nicht beistehen könnte.

Madame Wender war zu ihm getreten, hatte freundlich seine Hand ergriffen und versprach ihm recht bald Jemand zu senden, der ihn und die Mutter pflegen würde.

„Ich bedarf keiner Pflege," sagte er eifrig, „ich verstehe schon mir selbst zu helfen, wenn nur für die Mutter gesorgt würde, wenn sie sich nur nicht so sehr anstrengen, immer singen und Komödie spielen müßte.

„Liebst Du denn den Gesang nicht, lieber Alwin?" fragte die Räthin, die ein tiefes Interesse an dem unglücklichen Kinde nahm.

„Ob ich Gesang liebe? Pah! wer kann so etwas fragen, Gesang ist das Schönste auf der Welt, aber man muß laut singen dürfen, wenn man will, und innerlich auch singen, wenn man will. Mutter, soll ich zu Dir kommen, liebe Mutter?"

„Nein, bleibe, bleibe um Gotteswillen in Deinem Bett, armes Kind," sagte die Kranke. „Ich werde schlafen und Du wirst es auch, nicht wahr, Alwin?"

„Ich werde schlafen, wenn Du gesund bist, sonst nicht."

Er kroch bei diesen Worten auf den Händen aus dem Bett und setzte sich auf ein kleines Gestell, das fast wie ein Kinderschlittchen gestaltet, neben demselben stand. Das Gestell hatte Räderchen, die der verkrüppelte Knabe vermittels einer Handhabe drehte und dirigirte, und es so möglich machte, sich im Zimmer von einer Stelle zur Andern zu bewegen.

„Das hat er sich selbst erdacht und auch selbst gefertigt," sagte die Mutter, „er ist ein so kluger und so guter Knabe."

„Nun, laß das, Mutter, sprich nicht davon, wie klug oder wie gut Dein armer Krüppel ist, sondern gib mir die Hand und versuche zu schlafen, Du schläfst am ruhigsten, ich weiß es, wenn ich dicht bei Dir sitze."

Die Kranke weinte, und im Herzen der reichen Frau wogte ein Gefühl der Rührung, wie sie es noch wenige Minuten vorher dieser gemüthlosen Frau gegenüber für unmöglich gehalten hätte.

Auch Doktor Salomon betrachtete Mutter und Sohn mit innigster Theilnahme, dann sich zur Räthin wendend sagte er in russischer Sprache:

„Armuth ist ein scharfes Instrument wie die Pflugschar, aber wie diese macht sie den Boden locker und die Blume der Liebe kann Wurzel fassen und erblühen in dem früher harten Herzen."

Madame Wender horchte auf. Die Sprache, die ihr in der Kindheit ganz geläufig gewesen, war ihr durch den häufigen Aufenthalt im Hause des Prinzen Woroschin wenigstens nicht fremd geworden und mit dem Laut der Sprache, die sie aus diesem Munde gehört, kehrte auch die Erinnerung an die Gesichtszüge, die jetzt freilich um Vieles älter geworden, bei ihr zurück.

„Doktor Salomon," sagte sie hoch erfreut, dem Greise ihre beiden Hände reichend, welche er freudig ergriff.

(Fortsetzung folgt.)

Ausstattung der Prinzessin Stephanie von Hohenzollern.

Die ganze elegante und neugierige Damenwelt ist in diesem Augenblicke wegen des Trousseau der Prinzessin Stephanie von Hohenzollern, Verlobten des Königs Dom Pedro von Portugal, in lebhafter Aufregung. Diese wundervolle Ausstattung, welche in wenigen Tagen eingepackt werden wird — da die Vermählung bekanntlich Ende April stattfinden soll — wurde dießmal nicht öffentlich ausgestellt, wie dieß bei dem Brautschmuck von Königinnen, Fürstinnen und Millionärinnen sonst üblich ist. Das von den hohen kontrahirenden Parteien deßfalls eingelegte „Veto" betrübte das Herz der Lieferanten, deren Fakturen (ohne die Juwelen) 638,000 Frks. betragen, aufs Tiefste. — Wenn diese Ausstattung ausgestellt wird, so lassen die Lieferanten, welchen diese Ausstellung Ruf und Ehre und billige Reklame

macht gewöhnlich 2 Proz. ab; diesesmal werden sie bis auf den letzten Centime bezahlt werden, denn die deutsche Fürstentochter zog es vor, etliche 12,000 Frks. mehr zu bezahlen, als ihr Eigenthum durch die lüsternen Blicke der Tausende von Neugierigen, welche sich bei solchen Gelegenheiten zudrängen, profaniren zu lassen. — Dennoch konnte es die gute Lieferantin von Weißzeug, deren Rechnung allein 200,000 Frks. beträgt, und in deren Salon sich Seidenzeug, Cachemirs und Spitzen Rendez-vous gaben, um dort gemeinschaftlich eingepackt zu werden, — dennoch konnte es die vortreffliche Frau nicht vermeiden, daß etliche Hundert elegante Damen des Faubourg Saint-Germain und der üppigen Chaussée d'Antin, welche zufällig bei ihr zu thun hatten, einen Blick auf diese Wunder von Lahore, Konstantinopel, Lyon, Chantilly, Alençon und Paris werfen und es ihren neidischen Freundinnen erzählen konnten. — Es sind da: 7 Cachemirs, 5 einfarbige und 2 bunte, 1 orientalischer Shawl, roth mit Gold gestickt (22,000 Fr.), 3 indische, weiß, schwarz, blau (à 10,000 Frks.), 3 französische, gelb und buntfarbig auf grün und hochroth (à 3000 Fr.). Ferner: 4 Garnituren Volants: 1 in Brüsseler Spitzen (55,000 Fr.), 1 in alten venetianischen Spitzen (25,000 Fr.), 1 in Points d'Alençon (11,000 Fr.) und 1 in schwarzen Spitzen von Chantilly (3000 Fr.). — Die seidenen Kleider sind 36 an der Zahl, dazu noch 6 Sammtkleider und 6 Kleider in gesticktem Mousselin, Tüll oder Crêpe. Ferner konnten die Glücklichen bewundern: 3 komplette Pelz-Garnituren, jene aus Zobel kostet 18,000 Fr., der Muff allein ist 35,000 Fr. werth. Taschentücher sind von 3000 bis 300 Frks. vorhanden; letztere Dutzendweise. Ferner 100 Dutzend Paar Handschuhe und 6 Dutzend Paar verschiedene Arten von Fußbekleidung. Das Uebrige im Verhältniß. — Ein bekannter Pariser Schneider verfertigte 4 Reitkleider nach dem Maße eines ad hoc entsendeten Agenten. Endlich enthält diese prachtvolle Ausstattung wunderbare Bettvorhänge in Spitzen mit den verschlungenen Namenszügen des hohen Paares. Wie Schade, daß die Neugierigen beiderlei Geschlechts (mit Ausnahme der wenigen Bevorzugten) um den Anblick all' dieser Wunder kommen.

Ueber Gambrinus.

Von Dr. Karl Gautsch in Dresden

Jedermann kennt das Bild in den Bierstuben mit der Unterschrift:

„Gambrinus im Leben ward ich genannt,
Ein König von Flandern und Brabant,
Aus Gerste hab ich Malz gemacht" u. s. w.

wonach Gambrinus als der sagenhafte Erfinder des Bierbrauens erscheint. Allein die Literatur kennt keine derartige Sage, auf welchen auffälligen Umstand, unseres Wissens, zuerst der Sagenforscher Dr. Gräße in Dresden in den deutschen Jahrbüchern (Jahrgang 1842, Nr. 157) aufmerksam gemacht hat. Hiervon hat Dr. Coremans in Brüssel Veranlassung genommen, weitere Forschungen anzustellen, deren Ergebniß er im fünften Bande des Comte rendu des séances de la commission d'histoire veröffentlicht hat. Das Wenige, was beide Herren aufzufinden vermocht, ist Folgendes:

Tacitus (Germ. 2) und Strabo (VII., 1) gedenken eines deutschen Volksstammes der Gambrivier. Diese Erwähnung wahrscheinlich hat den bayerischen Geschichtsschreiber Thurmaier, nach seiner Geburtsstadt Abensberg gemeiniglich Aventinus genannt, bewogen, einen seiner Urkönige Deutschlands, deren er mit der kritiklosen Unbefangenheit seines Zeitalters (1466—1534) eine ganze Reihe aufzählt, Gambrivius zu nennen. Annales Bojor I., 6. 11. Er läßt denselben zu den Zeiten des ägyptischen Joseph gelebt haben.

Gräße vermuthet nun, daß aus diesem fabelhaften Aventinischen Gambrivius der sagenhafte Gambrinus entstanden sey. Coremans ist mit dieser Vermuthung einverstanden und macht weiter bemerklich, daß die Gesichtszüge des weitverbreiteten Gambrinusbildes der Abbildung des Herzogs Johann I. von Lothringen und Brabant (1261—1294) glichen, wie solche auf dessen Grabmale zu Brüssel noch zu sehen sey, so wie, daß noch jetzt in den Niederlanden die Bierhäuser häufig das Schild: „Au duc Jean de Brabant" zu führen pflegten. Er findet daher wahrscheinlich, daß die lebendige Volkssage im Laufe der Zeiten den alten Gambrivius oder Gambrinus mit diesem Herzog Johann, zu dessen Zeiten vielleicht die Brauerinnungen sich fester geordnet hätten, zusammengeworfen habe.

Indeß sind das alles unsichere Vermuthungen; mehr Licht würde die Geschichte der Sage gewinnen, wenn es gelänge, über die Herkunft der Gambrinusbilder etwas in Erfahrung zu bringen. Allein hierüber scheint noch nichts erforscht zu seyn und die einzige Nachricht, welche Weihe in den Stendaler Sagen mittheilt: daß in der Baumann'schen Brauerei der genannten Stadt ein dergleichen „altes" Bild sich vorfinde, ist wegen mangelnder genauerer Bestimmung eben dieses Alters ungenügend.

Schließlich sey noch bemerkt, daß nach Carpentier's histoire de Cambray eine Familie Cambrin seit dem 13. Jahrhundert in Cambray vorkommt.

Nachruf an einen geehrten Freund.

So lebe wohl! Es schlägt die Scheidestunde
Und löst der Liebe enggeknüpftes Band.
Wir bieten Dir zum Letztenmal die Hand,
Ein letzter Gruß schallt Dir aus uns'rem Munde.

Wie blutet uns der Trennung offne Wunde! —
Fort ist das Herz, das uns so wohl verstand,
So innig mit uns fühlte und empfand!
Es zieht dahin aus uns'rem schönen Bunde. —

Du warst uns Freund! — Wir fühlen's tief im Herzen,
Da es nun von dem Deinen scheiden muß.
Leb' ewig wohl! — Dir fließen uns're Thränen.

Bei Dir verweilt des Herzens heißes Sehnen.
Gedenke unser! — In des Abschieds Schmerzen
Ertönt Dir noch von uns ein letzter Gruß.

Mannigfaltigkeiten.

[Fischfleisch das gesundeste Fleisch.] John Davy preist in einem eben erschienenen Buche den Genuß von Fischfleisch ganz vorzüglich an. „Im Fischfleisch ist viel Nahrungsstoff enthalten", sagte er, „nicht viel weniger als im Rindfleisch, versteht sich bei gleicher Gewichtsmenge, und in Wahrheit dürfte es noch nahrhafter seyn als letzteres, da es zufolge seiner zarteren weicheren Fasern leichter zu verdauen ist. Ueberdieß enthalten, wie ich gefunden, Fische, und zwar Seefische, eine Substanz, die im Fleische von Landthieren nicht vorkommt, nämlich Jodine; eine Substanz, die eine wohlthätige Wirkung auf die Gesundheit äußert und wohl geeignet seyn dürfte, die Erzeugung von Scropheln und Tuberkeln, letztere in Form von Lungenschwindsucht, eine der grausamsten und verderblichsten Krankheiten, welche die zivilisirte Menschheit und besonders die höheren verzärtelten Stände heimsucht, zu verhindern. Vergleichende Versuche haben erwiesen, daß in den meisten Fischen das Verhältniß des festen Stoffes, das ist des Stoffes der nach völliger Austrocknung oder nach Austreibung der wässerigen Bestandtheile übrig bleibt, dem der verschiedenen Gattungen von Schlächterfleisch, Wildpret, oder Geflügel wenig nachsteht. Richten wir endlich unsere Aufmerksamkeit auf Volksklassen — klassifizirt nach den Nahrungsmitteln, wovon sie hauptsächlich leben, so finden wir, daß die Fischfleisch genießende Klasse, ganz besonders kräftig, gesund und fruchtbar ist. Soviel steht fest, daß die Klasse der Fischer vor allen andern zahlreiche Familien, schöne Weiber, starke thätige Männer und Freiseyn von den oben erwähnten Krankheiten aufzuweisen hat."

Vor den Assisen der Seine in Paris stand ein Angeklagter, Fossas, 32 Jahre alt, welcher sich durch unverschämte Aufrichtigkeit auszeichnete. Er war des nächtlichen Einbruchs, und der Entwendung von 4960 Fr. in Papier, Gold und Silber aus dem Bureau der Gasgesellschaft in der Vorstadt Poissonniere beschuldigt und beschrieb seine That ganz genau und umständlich, um auf die Milde der Geschwornen zu wirken. Als der Präsident nun aber bemerkte, alle Zeichen der Reue würden nichts nützen, wenn er nicht angebe, wo er die entwendete Summe Geldes versteckt habe, entgegnete er, das könne er nicht, denn er habe sich dieses Geld aufgehoben, um nach erlittener Strafe noch etwas zu haben. Die Geschwornen sprachen das Schuldig, und der Hof verurtheilte den Schlaukopf zu 15 Jahren Zwangs-Arbeit.

In Paris gibt es neunerlei Beerdigungs-Klassen, welche folgendermaßen tarifirt sind: erste Klasse 2555 Fr., zweite Klasse 1531 Fr., dritte Klasse 848 Fr., vierte Klasse 430 Fr., fünfte Klasse 194 Fr., sechste Klasse 76 Fr., siebente Klasse 52 Fr., achte Klasse 22 Fr., neunte Klasse 3 Fr. Man sieht, es gibt deren für alle Börsen.

In Folge der von israelitischen Frauen zu Frankfurt veranstalteten Sammlung zur Ausschmückung des Innern der dasigen neuerbauten Synagoge soll bereits eine Summe von 16,000 fl. eingegangen seyn.

Räthsel.

(Zweisylbig.)

Wer mit der zweiten Sylbe sich will nähren,
Der kann die erste Sylb' nicht leicht entbehren;
Drum hat ein Jeglicher von Glück zu sagen,
Der noch im Ganzen fest sie trägt in alten Tagen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 80:

Schatten.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 88 Dienstag, 13. April 1858.

Die Königin Luise von Preußen und Napoleon I.

(Fortsetzung.)

„Und ich schätze mich glücklich den größten Staatsmann der Gegenwart von Angesicht schauen zu dürfen," — sagte die Königin lebhaft, indem sich die kleine Gestalt Talleyrand's tief vor ihr neigte — „Oh Sire, Ew. Majestät sind wahrhaftig beneidenswerth. Sie haben nicht bloß strahlenden Ruhm und unvergänglichen Glanz sich erworben, sondern Gott hat Sie auch gesegnet, indem er Ew. Majestät hochsinnige und weise Rathgeber und Vollstrecker ihres Willens finden ließ. Wäre der König, mein Gemahl, immer so glücklich gewesen, so würde Manches nicht geschehen seyn."

— „Nun, einen schlimmen Rathgeber haben wir ihn veranlaßt zu entfernen", — rief Napoleon hastig — „dieser Herr Hardenberg war das böse Fatum des Königs, er trägt die Hauptschuld an Preußens Unglück und darum war es nothwendig, daß er entfernt werde.

— „Aber er war ein erfahrener Geschäftsmann", — sagte die Königin, deren edlem Sinn es widerstrebte, Hardenberg anklagen zu hören, ohne wenigstens etwas zu seiner Vertheidigung gesagt zu haben — „er war sehr gewandt und weltkundig und es wird dem König schwer werden, einen Ersatz für den Minister Hardenberg zu finden.

— „Ah bah," — warf Napoleon leichthin — „Minister finden sich immer! Mag der König doch den Herrn von Stein dazu wählen, das ist, wie es scheint, ein Mann von Geist."

Ein Ausdruck freudigen Staunens ergoß sich über das Antlitz der Königin und glänzte noch auf ihrem Angesicht, als der König eintrat.

Napoleon ging ihm hastig entgegen und reichte ihm die Hand dar. „Ich wollte Ew. Majestat in Gegenwart Ihrer edlen und schönen Gemahlin meiner guten Gesinnung, und wenn Ew. Majestät wollen, meiner Freundschaft versichern," — sagte der Kaiser hastig — „Ich habe allen Ihren Wünschen, so viel es möglich war, nachgegeben. Der Kaiser Alexander, an dem Sie einen eifrigen und beredten Freund haben, wird Ihnen das bestätigen können. Ihm habe ich auch meine letzten Anerbietungen mitgetheilt, und ich hoffe, daß Ew. Majestät damit zufrieden seyn und sie annehmen werden."

— „Sire," — sagte der König ernst und kalt — „der Kaiser Alexander hat mir diese Mittheilung gemacht, aber es würde für mich ein großer Schmerz seyn, wenn ich dieses Ultimatum annehmen müßte. Es würde mich alter angestammter Provinzen berauben, die den größten Theil meines Landes bilden."

— „Ich will Ihnen einen Weg andeuten, diesen Verlust zu ersetzen," — rief Napoleon rasch — „Wenden Sie Sich an den Kaiser Alexander, er mag Ihnen seine Verwandten, die Fürsten von Mecklenburg und Oldenburg, opfern, diese Staaten würden Ihnen einen schönen Ersatz für Ihre Verluste gewähren; ich habe auch nichts dagegen, wenn er Ihnen den König von Schweden opfert, dem Sie Stralsund und die Pommerschen Provinzen, die er so schlecht verwaltet, fortnehmen können. Möge der Kaiser Alexander einwilligen, daß Sie diese Acquisitionen machen, die zwar nicht den Territorien, die Sie verlieren, gleich kommen, aber vortheilhafter für Sie gelegen sind; ich meinestheils werde mich diesem Arrangement nicht widersetzen."

— „Ew. Majestät schlagen mir da ein Raubsystem vor, dem ich niemals beistimmen könnte." — sagte der König stolz — „Auch beklage ich nicht bloß den mir angedrohten Verlust meiner Provinzen, weil dadurch meine Gränzen sich verengen, sondern weil es die angestammten Provinzen meines Hauses sind, mit meinen Ahnherren schon verbunden durch unauflösliche Bande der Liebe und Treue." —

— „Sie sehen, daß diese Bande doch nicht unauflöslich sind," — rief Napoleon — „denn wir werden sie lösen, und Sie werden Sich darüber trösten, wenn Sie Ersatz dafür erhalten!"

— „Es mag seyn, daß Andere sich leichter über dergleichen Verluste trösten können," — sagte der

König stolz — „Andere, denen es nur um den Besitz an sich zu thun ist, und die nicht wissen, was es heißt, angestammte Länder zu verlieren, in denen die theuersten Erinnerungen der Jugend Wurzel gefaßt, und die man so wenig vergessen kann, als seine Wiege."

— „Was Wiege!" — rief Napoleon, spöttisch auflachend — „Wenn das Kind ein Mann geworden, hat es keine Zeit mehr an seine Wiege zu denken."

— „Doch doch," — sagte der König, mit einem zürnenden Ausdruck in Blick und Ton. — „Seine Jugend kann man weder vergessen noch verläugnen, und ein Mann von Herz erinnert sich dankbar der Wiege, in der er als Kind gelegen."

Napoleon erwiderte nichts und blickte ernst und düster vor sich hin, während Friedrich Wilhelms Augen fest und mit trotzigem herausforderndem Ausdruck auf ihn gerichtet waren.

Die Königin fühlte, daß es an ihr sey, einem noch heftigeren Ausbruch des Unwillens Friedrich Wilhelms zuvorzukommen und Napoleon zu besänftigen." —

— „Die eigentliche Wiege ist doch das Mutterherz," — sagte sie sanft, — „und daß Ew. Majestät diese auch nicht vergessen, das weiß ganz Europa, denn ganz Europa kennt die ehrfurchtsvolle Liebe des großen Herrschers von Frankreich zur Madame Lätitia, die ganz Frankreich als die edle Madame Mutter grüßt."

— „Napoleon hob seine Augen zu ihr empor, und der düstere Ernst seiner Blicke sänftigte sich. Es ist wahr," — sagte er — „Ihre Söhne, Madame, sind zu beneiden um eine solche Mutter. Sie werden Ihnen viel Dank schuldig seyn, denn Sie werden es seyn, Madame, welche durch Ihre edle Beredsamkeit und Ihre imposante Haltung Preußen gerettet hat. Ich wiederhole es Ihnen noch einmal: ich werde thun, was ich vermag, um Ihre Wünsche zu erfüllen! Wir werden noch weiter darüber sprechen! Für heute habe ich die Ehre, mich Ew. Majestät zu empfehlen."

— „Er reichte der Königin seine Hand dar, Louise legte sanft und leise ihre Hand in die seine. „Sire" — sagte sie tiefbewegt — „ich hoffe, daß, nachdem ich das Glück gehabt, dem Heros des Jahrhunderts und der Geschichte mich zu nahen, er mir das Recht und die Genugthuung gönnen wird, seiner immer mit Dankbarkeit und Bewunderung zu gedenken."

Napoleon neigte schweigend sein Haupt und berührte mit seinen Lippen ihre Hand. Dann nahm er mit einer stummen Verbeugung Abschied von dem König und verließ das Gemach.

— „Oh," — rief die Königin, als sie wieder allein war mit ihrem Gemahl — „vielleicht bin ich doch nicht umsonst hier gewesen, vielleicht hat Gott meinen Worten Kraft verliehen, und sie haben das Herz des Gewaltigen gerührt, daß er unsere gerechten Forderungen anerkennen muß, und davor zurückbebt, zum Räuber an unserem Eigenthum zu werden! Gib das, mein Gott, und mein ganzes Leben soll ein Dank gegen Dich seyn!"

Napoleon war indeß ernst und schweigend in seine Residenz zurückgekehrt, begleitet von Talleyrand, an den er auch nicht ein einziges Mal während des Weges das Wort gerichtet hatte.

Als aber der Minister, bei ihrem Eintritt in das Schloß, mit einer stummen Verbeugung sich entfernen wollte, hielt der Kaiser ihn mit einem gebieterischem Wink seiner Hand zurück.

— „Folgen Sie mir in mein Kabinet", sagte er, indem er rasch vorwärts schritt. Talleyrand hinkte hinter ihm her, und ein halb spöttisches, halb boshaftes Lächeln umspielte seine schmalen Lippen.

— „Der Heros, der die Welt beherrschen will", — sagte Talleyrand leise zu sich selber — „der Heros hat eine sehr menschliche Regung, und wir werden jetzt eine empfindsame Scene haben."

Mit leisem Schritt trat er hinter dem Kaiser in das Kabinet ein, und blieb nahe an der Thür stehen, mit seinen lauernden, stechenden Blicken jede Bewegung des Kaisers verfolgend.

Napoleon warf seinen kleinen niedrigen Hut auf einen Stuhl, Handschuh und Degen auf einen andern Stuhl und ging hastig einige Mal auf und ab.

Dann blieb er, die Hände auf dem Rücken gefaltet vor Talleyrand stehen, und sah ihn scharf an.

— „Haben Sie mein Gespräch mit der Königin hören können?" fragte er hastig.

— „Ja, Sire," — sagte Talleyrand lakonisch — „ich habe jedes Wort gehört."

— „Sie wissen also, um was es sich handelt, und weßhalb die Königin hieher gekommen ist!" rief Napoleon, indem er wieder auf und ab zu gehen begann.

— „Talleyrand," — rief er dann nach einer Pause — „ich habe dieser Frau Unrecht gethan. Sie ist ein Engel an Güte, Reinheit und Unschuld, sie ist ein ächtes Weib und eine ächte Königin. Es war ein Verbrechen, mich an ihr zu vergehen und sie mit Verleumdungen und Beschimpfungen zu verfolgen. Ja, ja, ich gestehe es, ich habe Unrecht gehabt, die Fürstin zu beleidigen. Sie ist schön und rein wie die Engel des Himmels. Bei ihrer Anschauung, bei dem bloßen Laut ihrer Stimme fühlte ich mich besiegt, und war verwirrt wie der zaghafteste der Männer. Meine Hand zitterte, als ich ihr die Rose darreichte, und vor ihren klaren Augen schlug ich beschämt die Augen nieder. Ich habe

sie beleidigt und verlästert, aber ich will wieder gut machen, beim Himmel, ich will es!"

Er ging nun heftig auf und ab, sein bleiches Antlitz war leise angehaucht von einem röthlichen Schimmer, eine tiefe Bewegung strahlte aus seinen Zügen. —

(Schluß folgt.)

Anton Schütte's Flucht aus der Festung Josephstadt.

Unter dem Titel „Dr. Schütte's Flucht aus Josephstadt" gibt der bekannte A. Schütte, der gegenwärtig in seinem Heimathsorte Köesfeld im Münsterlande mit Studien auf dem Gebiete der Technik und der industriellen Wissenschaften beschäftigt ist, einen anziehenden Bericht über die Art und Weise, wie er mit einigen Schicksalsgenossen, dem Hauptmann v. Szakmary und dem Lieutenant von Wimpeler, seine Flucht aus Nr. 8 ebener Erde bewerkstelligt hat, den wir nach den Berlinischen Nachrichten hier folgen lassen. Nachdem Schütte vorsichtig deren Gedanken bezüglich eines Fluchtversuchs erforscht hatte, wußte er es dahin zu bringen, daß sie zu ihm ins Zimmer gelegt wurden, was bei den häufigen Umquartirungen in Folge der Gnadenakte keine Schwierigkeit hatte zumal der ältliche, kränkliche, ernstreligiöse Herr von Szakmary in den Augen des Platzkommandos als eine Art Blitzableiter für die feurigen Gedanken und Plane erscheinen mußte, deren man Schütte und Wimpeler für fähig hielt. Man beschloß, den 20. Juni abzuwarten, weil allgemein die Hoffnung verbreitet war, daß am 18. Juni, dem Jubelfeste des großen Maria-Theresia-Ritterordens, eine allgemeine Amnestie erfolgen würde. Inzwischen wurden die Vorbereitungen zur Flucht getroffen. Plane wurden geschmiedet und der Plan endlich angenommen, der zwar sehr schwierig in der Ausführung war, aber den Vortheil großer Sicherheit, langen Vorsprungs und eine Sicherheit des Aufsichtspersonals gegen jede Beschuldigung der Theilnahme und Nachlässigkeit gewährte. Wimpeler, als der Jüngste, wurde mit der Ausführung der ersten Arbeiten beauftragt. Die Flucht sollte durch den Schornstein einer kleinen Küche, welche zum Gefängniß gehörte, und dann über den Dachboden bewerkstelligt werden. Man begann damit, geschwärzte Holzpflöcke und Dergleichen, vier bis fünf Fuß voneinander entfernt, in der inneren Wand des Schornsteins zwischen den Kalkfugen der Steine ohne Geräusch einzubohren und einzukeilen. Aus Bettgurten wurde eine Strickleiter angefertigt. Eine Art Schornsteinfegeruniform mit Knieschaiben aus den Stiefelschäften war bei der Arbeit nothwendig und schnell extemporirt. Alles ging gut. Schon nach drei Tagen war die Einsteigung des sehr engen, senkrechten Schornsteins bis zur Höhe von 34 Fuß ermöglicht. Dort war nach der Berechnung die Stelle, wo man durch ein Loch in der Schornsteinmauer auf den Dachboden gelangen konnte; aber dieses zu brechen, war mühselig und gefährlich, da die Arbeit auf einem Pflocke stehend verrichtet werden mußte, und da hart an der Mauer auf dem Festungswall zwei Posten standen. Oben war der Schornstein vergittert. Aber nach viertägiger Arbeit war das Loch gebrochen und weit genug, um hindurchschlüpfen zu können. Am folgenden Tage wurde die erste Rekognoszirung des Dachbodens vorgenommen, und es ergab sich, daß er auch am Tage sehr dunkel, ungebraucht und nicht durch Querwände getrennt war. Man konnte bequem über mehrere Festungsgebäulichkeiten vordringen und zwar bis an einen Wall, wo keine Wachen standen, weil dort keine Gefangene wohnten. Man stieg in das hohe Gras des Grabens, forschte weiter und kam zu einer Treppe, die in ein Ausfallthor führte, prüfte die Festigkeit mit Hülfe einer aus einem Trinkglase gefertigten Blendlaterne, und siehe da, das ungeheure, mindestens 10 Pfund schwere Vorhängschloß war offen. Der Freiheit nahe, kehrten Wimpeler und Schütte zurück und brachten Kleider, Zündhölzer rc. auf den Dachboden. In der folgenden Nacht ging die Rekognoszirung bis in den Hauptgraben der Festung, jede Nacht weiter, endlich bis aus dem Festungsrayon hinaus, so weit, daß man Abenteuer erlebte; endlich war der 20. Juni da, aber keine Amnestie für unser Kleeblatt. Da setzten sie die Flucht auf den 29. Juni Abends fest, und sie hatten nicht die geringste Schwierigkeit, vielmehr war sie mit den größten Annehmlichkeiten verbunden, die besonders in der lästigen und langweiligen Nacht um so genußreicher waren. Man denke sich die drei Fußgänger in einer milden Juninacht, wie sie durch die Dörfer hinschritten, „Dobre natz" (Gute Nacht!) von den Dörflern hörten, mit den Nachtwächtern plauderten, endlich Fuhrwerk mietheten und um 7½ Uhr die preußische Gränze überschritten.

Die Kanalisirung des Atrato zur Verbindung des atlantischen und stillen Ozeans.

Der „Presse" wird aus New-York über die Resultate der wissenschaftlichen Expedition von nordamerikanischen Ingenieuren, Hydographen und Na-

turforschern berichtet, welche mit den Studien über die Kanalisirung des Atrato, (auf der Landenge von Darien, am südlichen Theil des gleichnamigen Golfs,) und die Möglichkeit einer Verbindung des atlantischen und des stillen Ozeans beauftragt war. Sie hat nicht nur die Richtigkeit der früheren geographischen Arbeiten bestätigt, sondern auch selbst eine Reihe neuer Beobachtungen und Untersuchungen angestellt, welche unzweifelhaft die Möglichkeit einer solchen Verbindung darthun. Bei Tehuantepeck, im äußersten Süden von Mexiko, beträgt die direkte Entfernung beider Meere 210 (englische) Meilen, und die Länge des anzulegenden Kanals, der nicht weniger als 150 Schleusen haben würde, 157 Meilen. In Nicaragua (Zentral-Amerika) beträgt die Entfernung nur 194 Meilen; außerdem sind hier ein Fluß und ein See, welche die Länge des eigentlichen Kanals auf 47 Meilen reduziren würden; dagegen müßte man einen Fluß voller Felsen, Sandbänke, Wasserfälle und Hindernisse aller Art auf einer Strecke von 91 Meilen fahrbar machen. — Auf dem Isthmus von Panama beträgt die Entfernung der beiden Meere nur 48 Meilen; man müßte aber hier ein künstliches Wasserbecken von 24 Meilen Länge herrichten, und fast überall kolossale Deiche bauen, ohne von 28 Schleusen, riesenhaften Tunnels und Aquadukten über Abgründe hinüber zu reden. — San Blas und Chiriqui eignen sich nicht zur Anlage eines Kanals wegen der Höhenunterschiede, der hohen Berge und der Schwierigkeit der Vertheilung der Gewässer. Die Richtung über Nagigi, welche Humboldt zur Verbindung des Atrato mit dem stillen Ozean vorschlug, ist aus denselben Gründen verworfen. Die Richtung über Darien ist gleichfalls für unpraktisch erklärt. Es bleibt also nur die Richtung über den Atrato und den Truando. Sie wurde im Jahre 1856 von den Kapitäns Kamisch, Rade, Jamason und dem Engländer Nelson untersucht, welche erkannten, daß, wenn man die Mündung des Atrato frei machte, dieser Fluß für die größten Schiffe auf eine Strecke von 60 Meilen fahrbar seyn würde, und daß man bei Truando nur 38 Meilen Kanalisirungsbauten zu machen hätte, ohne Schleusen oder sonstige Schwierigkeiten für die Verbindung beider Flüsse. Endlich hat der Lieutenant Craval, welcher die letzte Expedition leitete, gefunden, daß die Entfernung vom Golf von Darien nach dem stillen Ozean nur 131 Meilen beträgt, und die Verbindung zwischen beiden Meeren herstellbar ist. Was den Kostenpunkt betrifft, so hat man sie für einen allen Schiffen zugänglichen und 100 Fuß breiten Kanal auf 100 Millionen Dollars veranschlagt, und für einen Kanal von 200 Fuß Breite auf 145 Millionen. Das ist allerdings bedeutend; aber im Verhältniß zu den großen Vortheilen einer solchen Verbindung nicht zu viel. Lieutenant Maury hat nachgewiesen, daß die mittlere Zeit der Fahrt von den Häfen Europas oder von New-York nach Kalifornien 150 Tage beträgt, während sie durch den obigen Kanal auf nur 45 Tage gebracht werden würde. Ein Nationalökonom hat berechnet, daß der Gesammthandel Europas und Amerikas mit Australien und den Ländern im und am stillen Ozean 500 Millionen Dollars beträgt. Durch den Kanal würden etwa 8 pCt. vom Kapital oder 40 Millionen erspart werden. Setzt man die Hälfte davon als Einnahmen für den Kanal fest, so würde dieß nach den obigen Kostenanschlägen einen Ertrag von resp. 20 pCt. oder 14 pCt. ausmachen.

Nun lächle mir.

Nun lächle mir, nun singe Du
Mein trübes, banges Herz zur Ruh';
Ich steh' voll innerm Glücke trunken
Und doch in Leid und Gram versunken.

Ich lieb' dich nicht, ich kenn' dich kaum,
Und dennoch ist's mir wie ein Traum,
Ich möchte weinen, möchte klagen,
Und hör' doch Nachtigallen schlagen.

Ihr Aug' wie Deins, war hell und klar,
So glänzend schwarz war auch ihr Haar;
Nun mein' ich, die ich mir erworben
Einst hier, die sey mir nie gestorben.

Ich leb', seh' ich Dich blühend jung
Im Glücke der Erinnerung.
Du bist es nicht, und bist's doch wieder,
Was fern mir war, stieg wieder nieder.

Nun lächle mir, nun singe Du
Mein trübes, banges Herz zur Ruh',
Dann mein' ich, die ich mir erworben
Einst hier, die sey mir nie gestorben.

V.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine feuerfeste Geldkiste] Unter dieser Rubrik ruft ein amerikanisches Blatt seinen Lesern zu: „Steckt Euer Geld in die Köpfe Eurer Kinder! dort ist's besser und sicherer aufgehoben, als in Euren Geldkisten.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 89 Mittwoch, 14. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Ich habe mich also doch nicht geirrt, diese meine alten Augen sind noch klar genug, um in der schönen und glänzenden Dame das liebliche Kind wiederzuerkennen, das einst auf meinen Armen gespielt hat?“

Die Räthin und der Doktor sagten nun der Kranken Lebewohl und zusammen den Wagen Dubois benutzend, fanden sie auf der kurzen Fahrt schon Gelegenheit, über mancherlei Verhältnisse der Vergangenheit sich auszusprechen, die Beiden wichtig waren.

„Und Ihre Töchter, mein alter Freund?“ fragte Madame Wender, als sie jetzt in ihrem Wohnzimmer saßen und Dorchen die Uebernächtigen mit Kaffee erquickte.

„Ich habe nur noch eine Tochter und als Ersatz für die verlorene eine tugendhafte Enkelin. Rahab, meine älteste Tochter, hat uns verlassen, vor Jahren, vor langen Jahren schon. Anfangs wähnte ich in meiner väterlichen Verblendung, sie sey nicht freiwillig von uns gegangen. Dwelet Moroschin, dieser Mann, dem nichts heilig war, hatte sie in Eupatoria im Hause ihres Verlobten gesehen und mit Entzücken von ihrer Schönheit gesprochen, an diesem Frevel aber war er schuldlos, er vermählte sich zu derselben Zeit und wußte nichts von meiner Tochter, ja ihre plötzliche Flucht schien ihn sogar zu verdrießen und Pläne zu stören, die er gehabt hatte. Ach, die Zeit ist über alle diese Schmerzen dahin geflossen, ein mächtiger Strom, der Alles, Alles mit sich fortnimmt und ich freue mich von Herzen, das Kind meiner Freundin am Abend meines Lebens gesund und im Glück zu finden.“

Frau Wender versprach ihrem alten Freunde, ihn bald zu besuchen und Doktor Salomon trennte sich von ihr mit erfreuter Seele.

Als Anna Wender allein in ihrem eleganten Zimmer zurückgeblieben, setzte sie sich in ernste Gedanken versunken an ihren Schreibtisch und öffnete ein Fach, aus dem sie ein kleines, in Papier gewickeltes Päckchen nahm. Es enthielt das Miniaturporträt eines hübschen Mannes auf Elfenbein gemalt, ohne Einfassung, zwei Haarlocken von verschiedenem Braun und die Hälfte eines auseinandergerissenen Briefes.

Es trifft Alles zu, sagte die einsame Frau, und unzweifelhaft ist es jetzt meine Pflicht, mich von dem einzigen Wesen zu trennen, das mit Treue und Innigkeit an mir hängt. Es ist mein Loos, allein zu seyn, und ich muß es eben hinnehmen. Wie schnell ist die Jugend entflohen! Ich glaubte der Liebe nicht zu bedürfen, so lange mein Herz noch seine Frische bewahrt hatte. Ich ergab mich dem Reichsten! Jetzt besitze ich den goldenen Talisman, für den ich der Liebe entsagte, mehr noch, ich verstehe ihn zu gebrauchen, ich verstehe Gold so auszusäen, daß Menschenglück daraus erwachse; wenige Reiche nur kennen dieses schöne Geheimniß, ich habe es vielfach erprobt. Aber ich bin allein, ich werde es immer bleiben, zwischen mir und der Liebe steht mein Reichthum, eine glänzende, aber für mich unübersteigliche Schranke. Es wurde mir leicht, mich mit sogenannten Freunden zu umgeben, sie waren mir — was sie mir seyn konnten! Ich habe herzliche Dankbarkeit geerntet für Gutes, das ich ohne Opfer und Anstrengung that, nur um mir selbst zu genügen und dem Geschicke meine Schuld zu bezahlen, ich hätte mir mehr als einen Gatten wählen können aus den Reihen der guten, klugen und schönen Männer, ich fand die einsame Selbstständigkeit besser für mich als das Zusammenleben mit einem Manne, den ich bei meinen vorrückenden Jahren, meinem ernsten Charakter und der natürlichen Anlage des Menschen, Andere nach sich zu beurtheilen, doch stets in dem Verdacht gehabt hätte, daß er meine Person als unvermeidliche Zugabe meines Vermögens betrachte. Dieß Kind hat mich geliebt, es war das einzige Besitzthum meines liebenden Herzens. Dieß Kind, das ich aus dem Abgrunde des Verderbens zog, wohin die Mutter es gestoßen; dennoch ist es meine Pflicht und eine ernste gebieterische, es dieser Mutter zurückzugeben, es an den Platz zu stellen, den auszufüllen meine

Sorgfalt das junge Wesen erst befähigt hat. „Komm herein, Dorchen!"

Das junge Mädchen, die stete Begleiterin der Räthin, schlüpfte in das Zimmer. Es war eine holde Erscheinung, schön und lieblich wie die Feldrose, und die an Anbetung gränzende Liebe, die sie für ihre mütterliche Gebieterin fühlte, äußerte sich in jedem Wort, ja in jeder Miene des Mädchens auf die rührendste Weise.

„Sie haben wieder meine Sachen, liebe, gnädige Frau," sagte sie, auf die Gegenstände, welche auf dem Tische lagen, einen Blick werfend, „ach, Sie denken mehr, viel mehr daran, meine Verwandten zu finden, als ich."

Sie war bei diesen Worten auf dem Fußbänkchen vor ihrer Herrin niedergekniet und sah liebevoll empor in das ernste, ja traurige Gesicht derselben.

Frau Wender legte ihren Zeigefinger auf das kleine Muttermahl hinter dem Ohre des Mädchens und sagte milde:

„Und wenn ich nun Deine Verwandten gefunden hätte?"

Eine heiße Röthe überfluthete Wange und Nacken des Mädchens und wandelte sich dann plötzlich in Leichenblässe um.

„Das sagen Sie nicht im Scherz, meine theure Wohlthäterin!" rief sie, während Thräne um Thräne unaufhaltsam über ihre Wangen rannen, „Sie wissen etwas, das Sie mir mittheilen wollen."

„Ja, Dorchen, Etwas, das uns trennt, das Dir zwar eine Mutter gibt, mir aber eine Tochter nimmt, jetzt, da ich älter werdend, der Liebe und Pflege einer solchen vielleicht mit jedem Tage mehr bedürfen werde."

Dorchen ergriff die Hände ihrer Gebieterin und zog sie hastig an ihre Lippen.

„Gnädige Frau, meine Wohlthäterin, meine einzige Mutter, die ich je gekannt habe," sagte sie eifrig, „wenn es sich herausstellt, daß ich die Tochter einer reichen und vornehmen Mutter bin, die meine Liebe und meine Dienste nicht braucht, da sie dieselben ja so lange entbehren konnte, so sagen Sie mir nichts, lassen Sie mich diese Erinnerungszeichen ins Feuer werfen und vor wie nach ihre Dienerin, das heißt ihre wahre Tochter bleiben. Als Sie sich des armen Kindes annahmen, das auf der Straße umherlief und von nichtswürdigen Menschen zum Stehlen und Betteln angehalten wurde, als Sie mich dann wuschen, kleideten, belehrten, als Sie mich zu nützlicher Thätigkeit gewöhnten und Geist und Herz durch verständige Gespräche weckten und bildeten, da machten Sie mich zu Ihrer Tochter und wohl habe ich verstanden, wie weise und liebreich es von Ihnen war, daß Sie mich nicht in Verhältnisse versetzten, in denen ich doch immer eine mißliche Rolle gespielt hätte, sondern mich zur Arbeit anhielten, mich Ihre Dienerin heißen ließen, während ich in Wahrheit keine andern Dienste leisten durfte, als die, welche eine fromme Tochter so gern der Mutter leistet. Liebe, liebe Mutter, stoßen Sie mich nicht von sich, ich will kein Fräulein werden, ich will in Liebe, aus Liebe dienen, haben Sie es mir doch so oft gesagt, habe ich es doch stets so gut verstanden, daß dienen, in Liebe dienen, die natürliche Bestimmung des Weibes sey."

„Du sollst auch dienen, mein Kind, in Lieb dienen, wenn auch mir nicht mehr. Ich habe Dich, als ich Dich gewöhnte, mir liebreich zu gehorchen und gern zu dienen, für einen Lebensberuf erzogen, der ebenso schwer als schön ist. Dorchen, Du hast eine kranke Mutter auf dem Sterbebett zu pflegen und einen krüppelhaften Bruder zu lieben und zu erziehen."

Frau Wender hatte ihre Arme um den Nacken des vor ihr knieenden Mädchens gelegt und Dorchen's schönes blühendes Köpfchen an ihren Busen gezogen, so hielten sie sich eine Weile umfangen und die Thränen, die das Mädchen vergoß, mischten sich mit denen, die leise wie Thau aus den Augen der kräftigen Frau auf die Stirn Dorchens niederrieselten.

Allmählig sich fassend, begann nun Frau Wender zu erzählen und mit gespannter Aufmerksamkeit hörte das Mädchen zu.

Die Räthin hob es besonders hervor, daß die Mutter sich nur von dem Kinde getrennt und es der Barmherzigkeit eines Findelhauses preisgegeben, um es vor dem Hungertode zu schützen und hielt es für keine Sünde, der Tochter zu versichern, daß die Mutter sich nach ihr gesehnt, sie lange gesucht habe, obgleich die kranke Sängerin wohl nicht die Gefühle gegen Madame Wender ausgesprochen, die sie ihr in den Mund legte.

Minuten wurden zu Stunden, während die Beiden in langem ernsten Gespräch nebeneinander blieben. Anna Wender beschrieb dem Mädchen, das mit heftig pochendem Herzen zuhörte, den verkrüppelten Bruder, dessen hohe Intelligenz dem Elende, das die Natur ihm auferlegt, die Spitze abzubrechen verstanden, sie beschrieb ihr des Kindes liebevolle Anhänglichkeit an die Mutter und der Mutter erbarmende Liebe zu dem unglücklichen Knaben, sie zeigte ihr, welch eine schöne und große Aufgabe ihr zu Theil geworden, und zeigte ihr die Wege, auf welchen dieselbe zu lösen sey.

„Du kannst Kleider fertigen, Dorchen, Du kannst Putz machen, kannst frisiren, Du sprichst geläufig drei Sprachen, an einem kleinen Kapital, Dich zu etabliren, fehlt es Dir auch nicht, denn Alles, was Du durch Deine Arbeit bei mir erwor-

ben hast, ist ja unberührt in meinen Händen, so wird es Dir möglich werden, Deine Mutter und Deinen Bruder zu ernähren, und daß Du an mir eine Freundin hast, an die Du Dich mit ganzem Vertrauen wenden darfst, falls es Dir nicht gelingen sollte, Dich und die Deinen durch eigene Arbeit zu erhalten, das weißt Du ja, mein Kind, und wo ich auch bin in der großen weiten Welt, wie viel Raum auch zwischen uns liegt, das Kind, das ich erzog und arbeiten lehrte, wird den Weg zum Mutterherzen stets offen finden."

(Fortsetzung folgt.)

Die Königin Luise von Preußen und Napoleon I.

(Schluß.)

Talleyrand mit seinem kalten, unveränderlichen Gesicht stand noch immer an der Thür und schien mit dem prüfenden Auge eines Arztes, der die Krisis einer Krankheit belauscht, jede Bewegung des Kaisers zu verfolgen.

— „Ja," — fuhr Napoleon nach einer Pause fort — „ich will wieder gut machen. Diese schöne und edle Frau soll nicht mehr um mich weinen, sie soll mich nicht mehr hassen und als einen herzlosen Eroberer verwünschen. Ich will ihr zeigen, daß ich ein großmüthiger Eroberer bin, sie soll eingestehen müssen, daß sie sich in mir geirrt hat. Ich will das zerschmetterte Preußen wieder emporrichten. Ich will es stärker, mächtiger machen, als es gewesen, und statt seine Gränzen zu verengen, will ich sie erweitern. Dann, wenn ihre schönen Augen strahlen vor Freude, will ich ihrem Gemahl meine Hand darreichen und zu ihm sagen: „Sie haben Unrecht gehabt, Sie sind nicht offen gegen mich gewesen, ich habe Sie dafür gestraft! Jetzt wollen wir Ihre Niederlagen und meine Siege vergessen; ich will, statt Sie zu schwächen, Sie vergrößern, damit Sie auch immer mein Alliirter sind und bleiben!" — Talleyrand, zerreißen Sie die Friedensbedingungen, die Sie aufgesetzt hatten, rufen Sie den Grafen Goltz zu einer neuen Besprechung, bewilligen Sie ihm seine Forderungen!"

— „Sire," — rief Talleyrand mit dem Anschein des Entsetzens — „Sire, soll die Nachwelt sagen, daß Sie einer schönen Frau wegen Ihre schönste Eroberung nicht gehörig benutzt hätten?"

Der Kaiser stutzte, und eine düstere Wolke begann sich auf seiner Stirn zusammenzuziehen. Talleyrand sah es und fuhr fort: „Sire, soll das Blut Ihrer tapferen Soldaten, die bei Jena, bei Eylau und Friedland gefallen sind, nutzlos vergossen seyn, und hinweggewaschen werden von den Thränen einer Frau, die jetzt sich als das unschuldigste Opferlamm darstellt, und doch Schuld trägt an diesem ganzen Kriege? Vergessen Ew. Majestät nicht, daß die Königin von Preußen die eigentliche Anstifterin dieses Krieges ist, daß sie ihren Gemahl zu demselben aufgereizt. Vergessen Ew. Majestät nicht, daß Sie im Königsschloß zu Berlin mit einem feierlichen Eide gelobt haben, der Königin zu vergelten und Rache zu üben für ihre Kriegslust, Rache für den Schwur am Grabe Friedrichs des Großen! Ah, wie würde die Königin mit ihrem Gemahl und dem Kaiser Alexander über Ihre Weichmüthigkeit triumphiren, wie würde die Welt staunen über die Schwäche des großen Feldherrn, der statt seine Siege zu benutzen, sich vor den Thränen und der anscheinenden Demuth der Besiegten dupiren läßt, und —"

— „Genug," — unterbrach ihn Napoleon mit mächtiger Stimme — „genug, sage ich!"

Er ging wieder heftig einigemale auf und ab, dann blieb er, die Hände auf dem Rücken gefaltet, wieder vor Talleyrand stehen.

— „Rufen Sie sogleich den Grafen Goltz," — sagte er gebieterisch — „verkünden Sie ihm unser Ultimatum! Erklären Sie ihm mit dürren und einfachen Worten in meinem Namen, Alles, was ich der Königin gesagt habe, seyen nur höfliche Phrasen gewesen, die mich zu nichts verpflichteten, und ich sey und bliebe fest entschlossen, dem König die Elbe als Gränze zu geben. Sagen Sie ihm, es sey nicht mehr die Rede davon, zu unterhandeln, ich hätte bereits Alles mit dem Kaiser Alexander verabredet, und der König danke seine Stellung nur der ritterlichen Anhänglichkeit dieses Monarchen, da ohne diesen mein Bruder Hieronymus König von Preußen geworden wäre, und ich die jetzige Dynastie verjagt hätte. Sie kennen jetzt meine Entschließungen, handeln Sie darnach, und damit diese Plackereien endlich ein Ende haben, beeilen Sie die ganze Sache. Ich will und fordere, daß die Friedenstraktate schon morgen unterzeichnet werden." —

Preußens Schicksal war also entschieden. Das große Opfer, das die Königin mit so tiefem Schmerz und so vielem inneren Widerstreben gebracht, es war nutzlos gewesen. Sie hatte sich vergeblich vor dem stolzen triumphirenden Sieger gebeugt.

Am neunten Juni 1807 ward in Tilsit der Friede zwischen Frankreich und Preußen unterzeichnet!

Durch diesen Frieden verlor der König Friedrich Wilhelm alle seine Besitzungen jenseits der Elbe, die Altmark, Magdeburg, Hildesheim, Westphalen, Ostfriesland, Erfurt, das Eichsfeld und Bayreuth.

Außerdem nahm man ihm noch ganz Südpreußen, Neuostpreußen, einen Theil von Westpreußen, den Kulmer Kreis, die Stadt Thorn mit inbegriffen, die Hälfte des Netzdistrikts und die Stadt Danzig, welche mit einem Umkreis von einer Deutschen Meile zur freien Reichsstadt erklärt ward.

Außerdem erkannte durch diesen Frieden der König den Rheinbund an, und bewilligte den Königen von Holland und Westphalen, den Brüdern Napoleon's, seine Anerkennung, und verpflichtete sich, seine Häfen den Engländern zu verschließen.

Und diesen Frieden erhielt Preußen, wie es ausdrücklich in der Friedensakte hieß, nur aus Achtung für den Kaiser aller Reußen, und um den aufrichtigen Wunsch zu bethätigen, beide Nationen durch unauflösliche Bande des Vertrauens und der Freundschaft zu „verbinden".

Preußen verlor durch diesen Frieden die Hälfte seines Gebietes, und von den zehn Millionen Unterthanen des Königs verblieben ihm nur noch fünf Millionen.

Rußland, das schon einen Tag früher den Frieden mit Frankreich unterzeichnete, gewann durch denselben einen großen Theil von Neuostpreußen, den bisherigen preußischen Gränzdistrikt Bialystock, und bereicherte sich so auf Kosten seines bisherigen Verbündeten.

Preußen hatte Frieden geschlossen mit Frankreich! Aber der Genius Preußens, Königin Luise, verhüllte das Haupt und weinte!

Mannigfaltigkeiten.

[Züge aus dem Leben des Königs Max Joseph I. von Bayern.] Auf der Straße von Gmund nach Tegernsee saß ein Wegmacher bei seinem Mittagessen, das aus kalten Knödeln bestand. „Guten Appetit! rief ihm der König zu, der eben seinem Wagen auf der Straße vorausging. „Schön Dank, gnädiger Herr König! mitgehalten! antwortete der Wegmacher. „Ich kanns ja probiren," entgegnete Max Joseph, setzte sich zu dem Manne auf den umgestürzten Schubkarren und aß von den Knödeln. Der Wegmacher war außer sich vor Freude, faltete die Hände und rief: „Gnädiger Herr, ich kann gar nichts thun für euch, aber beten will ich." Der König antwortete: „bete du für mich. Ich aber kann für dich etwas Anderes thun," und bewilligte dem Wegmacher ein monatliches Gnadengeld zur Erleichterung seines Unterhaltes.

Im Herbst des Jahres 1804 hielt der König ein Lustlager bei Nymphenburg. Eines Abends ritt er in der Nähe des Lagers spaziren, da sah er an einem Graben zwei Grenadiere liegen, die ihn erst bemerkten, als er schon nahe war. Der König fragte: „Was macht ihr hier? warum seyd ihr nicht bei euren Kameraden?" „Wir sind Brüder," antworteten die Grenadiere, „und haben einen kranken Vater zu Haus; dem haben wir unsere Löhnung geschickt, und also thut sich's heut nicht, mit unsern Kameraden zu trinken." „Brav so meine Kinder," rief der König, „kommt morgen zu mir ins Schloß nach dem Exerziren. Ich will euch für euern Vater etwas schenken, damit ihr eure Löhnung behaltet." Des anderen Tages erschienen die Grenadiere in Nymphenburg. Der König gab ihnen eine Rolle von 100 Gulden mit den Worten: „das schickt eurem Vater, liebe Kinder! grüßt ihn von mir und bleibt brave Soldaten!" Sie blieben's auch, bis sie beide auf dem Schlachtfelde ihr Leben für den König ließen.

Es ist in Paris Polizeigesetz, keine Versammlung von mehr als zwölf Personen ohne Aufsicht zu lassen. Ein sehr angesehener Banquier wollte nun eine große Gesellschaft geben. Der Polizeipräfekt lud ihn zu sich und befragte ihn, wie viele Personen eingeladen seyen. „Vierzig", war die Antwort. „Gut, dann müssen Sie mir erlauben, Ihnen zwei von meinen Leuten beizugeben." — „Ach mein Herr", erwiderte der Banquier betroffen, „Das kann für mich gewiß nicht angenehm seyn; ich begreife übrigens nicht. Bin ich doch als ruhiger Bürger bekannt." — „Gut!" sagte der Wächter der Ordnung, „so geben Sie mir wenigstens ein Verzeichniß Ihrer Gäste". Der Zufall wollte es, daß der Banquier ein solches bei sich trug. Er übergab es, und der Polizeipräfekt, nachdem er die Liste überblickt, sagte lächelnd: „Ich bin befriedigt, mein Herr, die Maßregel ist nicht nöthig, da ich sehe, daß sich unter Ihren Gästen ohnedieß schon vier von meinen Leuten befinden."

In Paris ist die Anlegung eines „Theaters des kaiserlichen Prinzen" im Werke, das im Platze des Chatelet errichtet und von Dennery und Holstein geleitet werden soll. Bereits hat sich eine Gesellschaft mit einem Kapitale von 6 Millionen zur Ausbeutung dieses Theaters gebildet, das für 6000 Personen Raum haben wird.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 90 Donnerstag, 15. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Es ist etwas Eigenes, als Tochter und Schwester zu Menschen zu treten, die man nicht kennt. Familienliebe ist glücklichen Menschen eine süße Gewohnheit, für Dorchen war sie eine ernste Pflicht.

Erwachsen und an mancherlei Luxus und Lebensannehmlichkeiten gewöhnt, trat Dorchen in Verhältnisse, welche alle ihren Lebensmuth, alle ihre Thatkraft in Anspruch nahmen, ohne ihr irgend einen Ersatz dafür zu bieten. Frau Wender hatte das arme und verwaiste Geschöpf aus dem tiefsten Abgrund des Verderbens gerissen, ihr verdankte Dorchen alles Glück, welches sie jemals im Leben gekostet. Oft freilich, wenn in früherer Zeit die Herrin das junge Mädchen mit unnachsichtiger Strenge zur Arbeit angehalten, wenn sie die Fehler, welche die Armuth mitzutheilen pflegt: Unachtsamkeit, Nachlässigkeit, Unsauberkeit, an ihrer jungen Dienerin hart getadelt und streng, aber gerecht bestraft hatte, indem sie das junge Mädchen, die ganze Schwere der natürlichen Folgen derselben ertragen ließ, hatte Dorchen sich mit heißem Schmerz eine Mutter gewünscht, hatte mit gerungenen Händen Gott um eine Mutter angefleht. In spätern Jahren aber, wo dem vernachlässigten Kinde der Fleiß endlich zur Gewohnheit geworden, wo das heranwachsende Mädchen die Wichtigkeit der Sorgsamkeit auch bei den kleinsten Dingen erkannt, den Werth menschlicher Sauberkeit schätzen gelernt hatte, fühlte sie doppelt, wie viel sie der strengen, aber weisen Erziehung zu danken hatte, und ihre Liebe für dieselbe trug den Charakter innigster Verehrung.

Madame Wender hatte Dorchen nicht zur Dame erziehen wollen. Sie hatte nicht die Absicht und konnte sie nicht haben, dieß eine junge Mädchen, in den Besitz bedeutender Geldmittel zu setzen. Ueber ihr Vermögen hatte sie für den Fall ihres Todes längst disponirt.

Ein Mensch, der mit Mitteln, die, wie groß sie auch seyn mögen, doch gegen die Masse des Elends in unsern kultivirten Verhältnissen immer geringfügig bleiben, möglichst viel Gutes wirken will, kann niemals Reichthum und müßiges Wohlleben einem Einzelnen, sondern er muß soviel als möglich jedem Arbeitslosen Arbeit, jedem Faulen Arbeitslust geben und jedem Unsaubern den Hang zur Reinlichkeit zu erwecken suchen, der allein oft schon hinreichend ist, Arbeitslust und mit ihr Frohsinn und Zufriedenheit in der Brust des Armen zu beleben.

Dorchen war also, Dank sey es der Weisheit ihrer Wohlthäterin, an Arbeit und Selbstbeschränkung gewöhnt. Dennoch trat sie um eine große, große Stufe in irdischem Glück und Besitz zurück, als sie aufhörte, die begünstigte Dienerin der reichen Dame zu seyn, um die Tochter der armen und kranken Sängerin zu werden.

Zeuge der Vereinigung zwischen Mutter und Kind, war nur Gott. Was sie mit einander sprachen, in den ersten Stunden des Beisammenseyns, hat kein menschliches Ohr gehört, denn selbst den unglücklichen Krüppel entfernte die Sorgfalt der Madame Wender, ehe sie Dorchen mit einem Brief, welcher die Bestätigung ihrer Herkunft und die Geschichte ihrer Vergangenheit enthielt, zu der Mutter sandte.

Jetzt war sie schon seit mehreren Tagen die Pflegerin derselben und allmählig begann auch der Bruder sich an die heitere und gutmüthige Weise der neuen Schwester zu gewöhnen und für ihre Pflege und Aufmerksamkeit ihr dankbar zu seyn. Doktor Salomon hatte das Gold Dubois in Dorchens Hände gelegt, es war hinreichend, für manchen Tag die Bedürfnisse der kleinen Familie zu decken. Einmal mußte es aber doch auf die Neige gehen und Dorchen fühlte die Verpflichtung, die Ihrigen durch ihre Arbeit zu erhalten. Das Kapital des Armen liegt in seinem Verstande; seine Geschicklichkeit muß es ihm verzinsen. Dorchen dachte hin und her, was sie wohl anfangen sollte, um das tägliche Brod für drei Personen zu verdienen.

Madame Laubach-Heimfeld war noch Mitglied

der Schauspielergesellschaft und bezog noch ihre Gage, obgleich sie seit jenem verhängnißvollen Abende nicht mehr aufgetreten.

Ende Februar siedelte diese Gesellschaft nach Danzig über. Madame Laubach mußte mit, wenn sie nicht ihre Stellung gänzlich verlieren wollte, und so finden wir denn Dorchen zum Letztenmal zu den Füßen ihrer gütigen Gebieterin, von der sie den zärtlichsten, schmerzlichsten Abschied nimmt.

„Gott segne Sie, o, Gott segne Sie, meine theure, gnädige Frau," sagte das junge Mädchen, indem sie schluchzend Anna's Hände küßte, „und vergelte Ihnen durch das schönste Lebensglück, was Sie an mir gethan."

Auch Madame Wender weinte heftig. „Vergiß Deinen Pelz nicht, mein Herzensmädchen, auch nicht Deine warme Fußtasche," sagte sie mit ächtem Muttersinn, selbst noch beim Schmerze des Abschieds das materielle Wohlseyn und Behagen des lieben Pfleglings nicht vergessend, „und hier sind die Adressen meiner Bankiers, damit Deine Briefe mich immer auffinden können, auch habe ich es bei Hertel und Roßkampf ausgemacht, daß Du immer eine kleine Summe erheben kannst, wenn Du in Verlegenheit bist, und nun, mein Dorchen, mein liebes Kind, nun gehe in Gottes Namen, sey Deiner Mutter eine gute und treue Tochter und vergiß mich nicht."

Ein heißer Thränenstrom versprach mehr als Worte —

„Noch Eins nun! Hier hast Du die Adresse der Bergenau'schen Kinder, suche sie auf, vergiß es nicht. Du wirst an ihnen Freunde und Vorbilder finden. Auch sie pflegen einen leidenden Vater und erziehen eine kleine Schwester, auch sie leben von ihrer Arbeit, obgleich, nun ich sage Dir ja nichts Neues damit, es denselben nur ein Wort, nur eine Bitte kosten würde, um ihre Verhältnisse mit einem Schlage auf das Glänzendste umzugestalten. Es sind stolze und edle Herzen, Dorchen, und der Sohn besonders ist ein Mensch, der zu den höchsten Erwartungen berechtigt."

„Ich kenne den jungen Herrn," entgegnete Dorchen bescheiden," und habe ihn, wenn ich nicht irre, auch schon einmal hier gesehen."

„Schwerlich," sagte die Räthin, „er würde mich ja sonst wohl besucht haben, aber grüße ihn von mir und ermahne ihn von Zeit zu Zeit, durch mich seiner Mutter Nachricht zukommen zu lassen."

So trennten sich diese beiden Menschen, die ein Stück Leben neben einander durchwandelt.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Novara-Expedition.

Indischer Ocean (zwischen Ceylon und Madras). In See, 22. Jan. 1858. Weihnachten brachten wir unter Segel, und unter völlig verschiedenen Umständen als unsere Freunde daheim zu. Der 24. Dez. war ein schwüler Tag, an dem das hunderttheilige Thermometer in meiner Cabine durchschnittlich 28° 3 zeigte, und die Sonne brannte wie bei uns an einem heißen Julitag. Man spürte, daß wir uns nur noch wenige Breitengrade vom Aequator entfernt befanden. Mir wurde an diesem Bescherungstag der Christenwelt eine ungemein zarte Ueberraschung zu Theil. Gegen 4 Uhr, unterm 6° 4' 1'' südl. Breite und 82° 34' östl. Länge Greenw., hatte Kommodore v. Wüllerstorf die Güte, mir ein zierliches Album zu übergeben, in das eine Anzahl von Freunden und Gönnern ihre Namen nebst üblichen Sinnsprüchen eingezeichnet hatten. Wie im Traum hörte ich mit einemmale, völlig unerwartet, viele liebe Stimmen aus weiter Ferne zu mir sprechen, und ihre trauten Worte drangen tief ins bewegte Freundesherz. Aber nicht nur der engern Heimath Freundeskreis war vertreten, auch manche theure Stimme aus ganz Deutschland klang dazwischen! Da es aber ihrer zu viele sind, die sich zu diesem herzlichen Weihnachtsgruß im indischen Ocean vereinten, um jedem einzelnen von ihnen für solche zarte Aufmerksamkeit schriftlich erkenntlich seyn zu können, so sey mir gestattet, meinen tiefgefühlten Dank dafür den fernen Freunden auf diesem Weg auszudrücken.

Am ersten Weihnachtstag gab das Offizierkorps nach althergebrachter Sitte dem Kommodore ein großes Gastmahl im „Karree." Nur schwer konnte man dabei dem Gedanken Raum geben, daß wir uns bereits 61 Tage lang unter Segel befanden, wenn man der vielen frischen, köstlichen Gerichte auf der elegant gedeckten Tafel ansichtig wurde, welche unser gewandter Frankfurter Koch bei diesem festlichen Anlaß aufzutischen vermochte. Es war ein höchst angenehmer lustiger Tag, aber es war nicht der Weihnachtstag der Heimath, dazu fehlte der Schnee, der warme Ofen, und vor allem — die beglückende Gesellschaft liebenswürdiger Frauen.

Gerade am Neujahrstag zwischen 5 und 6 Uhr früh, als unsere Freunde daheim den Beginn eines neuen Zeitabschnittes im traulichen Familienkreis feierten, passirten wir den Aequator. Es war dieß das Zweitemal, seitdem wir Triest verlassen haben, und noch muß es sechsmal geschehen, bevor unsere Mission vollendet, und wir wieder nach der Heimath zurückkehren. Dießmal ging die Passage der Linie weit ruhiger und geräuschloser vor sich als das Erstemal, wo wir ein pompöses Fest be-

gingen, von dem der geniale Maler der Expedition, Hr. Selleny, ein so hübsches Bild entwarf, das Ihnen in der Leipziger Illustrirten Zeitung gewiß schon zu Gesicht gekommen ist.

Die Reise von St. Paul nach Pointe de Galle auf Ceylon nahm 32 Tage in Anspruch. Sie vergingen wie ebenso viele Stunden! Ich habe mir immer das Leben auf einem Segelschiff — ich war bisher immer nur auf Dampfschiffen gereist — als höchst langweilig vorgestellt. Und so ist es mir auch von allen Seiten geschildert worden. Unter gewöhnlichen Umständen, als Passagier eines Kauffahrers, ohne eigentliche Beschäftigung, ohne bestimmten Zweck schon während der Fahrt, mag dieß allerdings der Fall seyn, aber in unsern Verhältnissen, mit Studien aller Art, Ordnen des gesammelten Materials, mit Vorarbeiten für die noch zu besuchenden Punkte u. s. w. beschäftigt, vergeht ein Tag genußreicher als der andere, und aus Besorgniß, die beabsichtigten Arbeiten bis zur Ankunft im nächsten Hafen nicht vollenden zu können, sehnt man sich fast nach Windstille, um den Gang des Schiffes aufzuhalten und Zeit und Muße zur Ausführung des Begonnenen zu gewinnen. Jedes einzelne Mitglied der Novara-Expedition, täglich mehr die Bedeutung seiner Aufgabe erkennend, sucht durch Anwendung seiner besten Kräfte dem Lande Ehre zu machen, dessen Sohn es sich nennt! Von Morgens bis Abends sieht man im Lesezimmer Offiziere und Kadetten mit dem Studium der englischen und spanischen Sprache beschäftigt, und mehrere derselben haben durch angestrengten Fleiß in wenigen Monaten eine solche Fertigkeit in diesen beiden Sprachen erlangt, wie sie dieselbe unter gewöhnlichen Lernverhältnissen kaum in einem Jahr erzielt haben würden.

Ein großer Vortheil für die Naturforscher der Expedition ist die außerordentlich behagliche Weise, in welcher sie großentheils in der Batterie untergebracht sind. In lichten, luftigen, mit bewunderungswürdiger Raumbenützung eingerichteten Kabinen wohnend, sind sie im Stande, fast fortwährend bei offenen Fenstern zu arbeiten, und haben nichts von dem Ungemach zu leiden, einen großen Theil der Reise in festverschlossenen, düstern und dumpfen Kabinen zubringen zu müssen. Um wie viel beneidenswerther ist in dieser Beziehung ihre Lage als jene Chamisso's, der unter so ungünstigen Umständen die Erde umsegelte, daß er bloß die Augenblicke, die er am Festland zubrachte, zur Aufzeichnung seiner Erlebnisse und Beobachtungen zu benützen im Stande war! Zugleich hat der Chef der Expedition, eingedenk der edelsten Aufgabe dieses kaiserlichen Unternehmens, nämlich die wissenschaftlichen Forschungen zu fördern, mit der größten Bereitwilligkeit alle möglichen Zugeständnisse gemacht und naturhistorische Sammlungen in großartiger Weise zu Stande bringen zu können. Wer die exemplarische Ordnung und Sauberkeit kennt, welche in der Regel auf Kriegsschiffen, und namentlich auf österreichischen, vorwalten, der wird sicher das Opfer zu schätzen wissen, welches man dem angestrebten Zweck bringt, wenn oft wochenlang in der blanken Batterie Kisten und Gefäße mit ausgestopften Vögeln und Weingeistthieren aufgeschichtet umherstehen, oder wenn eines der Seitenboote mit gerade nicht sehr balsamisch riechenden Thierbälgen angefüllt ist, damit diese wohl austrocknen können, bevor sie an die betreffenden wissenschaftlichen Institute der Heimath versendet werden. Dabei ist ein Theil der Batterie eigens dazu bestimmt, daß die Naturforscher ihre verschiedenen Sammlungen und Präparate mit Muße ordnen und systematisiren können. Der Verfasser dieser Zeilen ist viel zu wenig wohldienerisch gesinnt, um nicht zuzugestehen, daß vielleicht noch manches im Interesse der Wissenschaft zu wünschen übrig bleibt; er nimmt aber eben so wenig Anstand zu behaupten, daß schwerlich jemals naturwissenschaftliche Reisende auf irgend einem Kriegsschiff unter günstigeren Verhältnissen eingeschifft waren, als die Naturforscher der Novara, getragen von der Gnade eines edlen österreichischen Prinzen, und so theilnehmend unterstützt durch den hochgebildeten Leiter der kaiserlichen Expedition.

Der Berichterstatter schreibt nun ferner: So eben werd' ich durch Feuerlärm an der ruhigen Vollendung dieser Zeilen gestört — fuoco! fuoco! tönt's dumpf und entsetzlich aus dem Korridor herauf. Fuoco! fuoco! wiederholt die Mannschaft am Verdeck. Feuer auf einem Kriegsschiff im Ocean, viele hundert Meilen von jeglichem Land entfernt! Was für ein furchtbarer grauenerregender Moment! Ich stürzte instinktmäßig in ziemlich fahrlässiger Toilette aus meiner Kabine in die Batterie, und erkundigte mich beim wachhabenden Kadetten über die nähern Umstände. Da sah ich Hoch und Nieder bereits in Bewegung, die Wasserpumpen wurden bemannt, die Stückpforten, um jeden Luftzug möglichst abzusperren, geschlossen, die Hängematten und Decken der Mannschaft, welche so zierlich in den Finknetzen am Deck gestaut waren, ins Wasser getaucht, und in ihrem feuchten Zustand als Schutzmittel gegen die Verbreitung des Feuers verwendet, und noch viele andere Maßregeln getroffen. Es hieß, der im Raum aufbewahrte Weingeist habe Feuer gefangen. Später ergab sich jedoch, daß einige mit absolutem 90%igen Alkohol gefüllte Blechgefäße in der eisernen Waffenkiste, worin sie lagen, vom Rost angefressen worden, und die Flüssigkeit ausgeronnen war. Die mit diesem verdampften Weingeist stark geschwängerte Luft hatte sich durch irgend einen Zufall (der in solchen Fällen gemeiniglich die Haupt-

rolle spielt) entzündet, und bei der Masse des vorhandenen brennbaren Materials am Schiff war unsere Gefahr keine geringe. Ein mit Besonnenheit und Ruhe geleitetes Kommando machte glücklicherweise unserm verzweiflungsvollen Zustand rasch ein Ende. Der Kommodore sowohl als der Kommandant der kaiserlichen Fregatte hatten sich sogleich an die gefahrdrohendsten Punkte verfügt, und durch ihre Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit der Mannschaft das glänzendste Beispiel männlicher Entschlossenheit gegeben. Auch Schiffslieutenant Paul v. Gyula war gleich beim ersten Alarmruf nach der Stelle geeilt, wo der Rauch hervordrang, und der Sitz des Feuers zu seyn schien, und dirigirte die wichtigsten Arbeiten mit großer Gewandtheit. In weniger als einer Viertelstunde war die erst noch mit so furchtbaren Zügen uns entgegengrinsende Gefahr völlig verschwunden, und man kehrte beruhigt und heiter zur Mittagstafel zurück, von der man in so unheimlicher Weise aufgescheucht worden war. Nicht genug kann die besonnene, musterhafte Haltung der Offiziere und Mannschaft hervorgehoben, und die Ruhe und Ordnung bewundert werden, welche während des ganzen Vorfalls auf der Fregatte herrschten, wo Hunderte von Menschenleben auf dem Spiel standen, und auf einmal alle gleichen Werth hatten! Mir aber drängte sich bei diesem unvergeßlichen Ereigniß unwillkürlich eine Bemerkung auf, die ich schon früher bei ähnlichen Anlässen gemacht hatte, wie nämlich das Leben eines Reisenden jeden Augenblick Gefahren umschweben, und wie gleichwohl ein Zusammentreffen unheilvollster Umstände dazu gehört, um sich nicht selbst aus der schrecklichsten Lage durch Geistesgegenwart und Besonnenheit retten zu können.

Mannigfaltigkeiten.

Im Badeort Zoppot bei Danzig starb kürzlich ein Sonderling, wie es wohl keinen zweiten gibt. Herr von Bornstädt, aus einer reichen angesehenen Familie und Offizier, zog sich vor 30 Jahren, nachdem er große Reisen gemacht, als abgesagter Menschenfeind auf die kleine Insel Hela zurück. Ein Frauenzimmer niederer Herkunft wurde seine Lebensgefährtin; sie und die Frucht dieser Verbindung, eine Tochter, hielten mit unerschütterlicher Treue bei dem Menschenhasser aus, welcher größerer Isolirung wegen vor ungefähr 20 Jahren eine einsame Sanddüne bei Zoppot zum Wohnplatz erkor. Mit tiefstem Kummer erfüllte es den Einsamen, als die Menschen ihm auch dahin folgten. Die Hütte, die er bewohnte, konnte nicht ärmlicher seyn; gleichwohl hatte sie einen thurmartigen Ausbau, der mit wunderlichen Fahnen verziert war; Vögelgerippe, buntfarbige Lappen hingen durcheinander. Ueberwand ein Vorübergehender seine Scheu und nahte sich der Eingangsthür, so erblickte er im Hintergrunde einen gespenstigen hohen Greis mit wildem Bart und struppigem Haupthaar, dessen einzige Bekleidung ein phantastisches grobes, mit einem gemeinen Hanfstrick um den hagern Leib gegürtetes Gewand war. Seine Blicke stachen wie Dolche; grimmig starrte er den Besuchenden an, und eine drohende, zurückweisende Bewegung seiner dürren Knochenhand trieb den Fremden zurück. Wenige, die neben, und um ihn wohnten, haben ihn jemals erblickt. Nur in dunklen Mitternächten, wenn Sturm und Regen tobten und die Gewißheit gaben, daß alle Einwohner sich längst in ihre vier Wände zurückgezogen hatten, bestieg er sein morsches Thurmgerüst und donnerte mit entblößtem Haupte und ausgebreiteten Armen, das braune Gewand weitab im Sturm flatternd die beinahe nackte Gestalt zeigend, in rhapsodischen Absätzen und politischen Ergüssen Flüche auf das ihm verhaßte Menschengeschlecht. Er verabscheute die Zivilisation, haßte die höhern Stände mit dem starken Gefühl eines poetischen Gemüths (!) und sprach diesen Haß am liebsten in wohlklingenden Versen klassischer Dichter aus. Auf hartem Strohlager hauchte er seinen Geist aus.

Das „Journal de Toulouse" meldet den Tod des Generals Grafen Ventura, welcher am 3. April auf seinem Landgute in Ardenen starb. Bekanntlich verließ dieser General in Folge der Ereignisse von 1815 Frankreich und ging nach Ostindien, wo er dreißig Jahre hindurch eine hervorragende politische und militärische Rolle spielte. Nach Beendigung derselben machte er sich unweit Toulouse ansässig, wo er nach einem kurzen, schmerzvollen Krankenlager verschied. Ventura war ein bedeutendes organisatorisches Talent in Militärsachen.

Der gewiß seltene Fall, daß ein Mensch nach Verbüßung von fünfzigjähriger Zuchthausstrafe gesund in seine Heimath zurückgekehrt ist, wird von Leutersdorf in Sachsen erzählt, indem dort kürzlich ein Betheiligter der damals in jener Gegend so gefürchteten Räuberbande Karraseck's, welcher zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt worden war und nunmehr begnadigt ist, gesund und mit einer Ersparniß von 200 Thalern, welche er sich im Zuchthaus zu Waldheim durch Fleiß erworben habe, angekommen seyn soll.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 91 Freitag, 16. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Allein! immer allein!" sagte die Räthin mit nassen Augen, als das junge Mädchen sie verlassen hatte.

Dorchen weinte noch lange und still, als sie schon neben dem kranken Bruder saß und die Reisetoilette der Mutter ordnete. Dieß war auch ihre Beschäftigung bei Madame Wender gewesen, dort und hier, allerdings wesentlich verschieden.

Sie gab der Kranken ihren warmen Pelz und Fußsack, ihre Pelzkapuze und ihren bequemsten Morgenrock. Ach, ihre Kleider waren ja das Geringste, was sie der armen und kranken Frau geben konnte, den Bruder hüllte sie in ihr wärmstes Umschlagetuch, ein Packträger, dem man dafür ein Trinkgeld gab, trug den armen Krüppel in den Wagen und hob ihn später in den Eisenbahnwaggon. Der lebhafte und geistreiche, zu fürchterlicher Bewegungslosigkeit verdammte Knabe, war der Gegenstand des innigsten Mitleids seiner Schwester und erregte die Theilnahme jedes menschlichen Wesens, das ihm begegnete.

Das Loos Dorchens war von dem der Geschwister Bergenau ein wesentlich verschiedenes. Jene beiden jungen Menschen besaßen aneinander ein Glück, dessen sich das arme Kind der schwindsüchtigen Sängerin nicht zu getrösten hatte. Sie waren zudem an Armuth gewöhnt, alte Siedler im Lande der Entbehrungen und wohl bekannt mit den kleinen Mitteln, welche dem Armen große Freuden geben können. Dorchen kannte weder ihre Mutter, noch ihren Bruder. Die Liebe, welche sie für Beide empfand, wurzelte in der Phantasie, wenn sie auch Nahrung aus des Mädchens guten und reinen Herzen zog, während die Geschwisterliebe Eduard's und Gertrud's auf dem festen Boden gegenseitiger, auf die genaueste Charakterkenntniß gegründeter Werthschätzung beruhte.

Bald nach ihrer Ankunft in Danzig hatte das einsame rath- und freundlose Mädchen die junge, herzige Gertrud aufgesucht und in dieser eine gar wackere und werkthätige Freundin gefunden.

Eduard war abwesend. Er hatte eine große Vermessung übernommen, welche ihn mehrere Wochen vom Hause fern hielt, und es war dieß für den Jüngling in doppelter Beziehung ein Glück, denn es zerstreute ihn, und die Trennung von Gertrud, das Bangen nach der theuern Schwester, bildete ein passendes Gegengewicht für die Schmerzen seiner geopferten Liebe.

Dorchen hatte eine kleine Wohnung mitten in der Stadt gemiethet, ein Stübchen mit der Aussicht in eine schmale Straße, und ein dunkles Kämmerchen daneben, wo sie im kalten Zimmerchen schlief, während das Bett der Kranken und das Lager des armen Krüppels im geheizten Zimmer standen. Mit bebenden Händen packte sie die Theatergarderobe ihrer Mutter und die wenigen ärmlichen Kleidungsstücke Alwin's in den Schrank. Sie, die gewohnt gewesen, die reichen und zweckmäßigen Garderobenartikel ihrer früheren Herrin unter ihrer Obhut zu haben, empfand eine Art von Ekel gegen den Lumpenstaat der armen Sängerin, und konnte diesen nicht ganz verbergen.

Madame Laubach und Dorchen, obgleich Mutter und Tochter, hatten keinen einzigen Berührungspunkt in ihrer Gefühlswelt, keine gemeinschaftliche Erinnerungen, keine gegenseitige, freundliche Gewöhnung; keine Dankbarkeit auf der einen, kein Bewußtseyn gern gebrachter Opfer auf der andern Seite knüpfte sie aneinder. Es war für die Tochter ein in jeder Minute sich erneuernder Schmerz, für die Mutter ein unaufhörlicher Vorwurf, sich so nebeneinander zu sehen.

Dorchen kochte und wusch für Mutter und Bruder, nähte für sie und reichte Beiden Alles, was sie bedurften. Beide hatten der Bedürfnisse nicht wenig, und dabei saß sie im hintersten Winkel des kleinen dunkeln Stübchens und reihte nach dem Wunsche ihrer Mutter Schmelzen oder Perlen auf Fäden zu Hals- oder Stirnbändern, für das nächste Auftreten der Sängerin, an welches diese, wie alle Schwindsüchtigen, weit mehr als an den Tod dachte.

Noch reichte das Geld von Dubois, die Gage der Mutter und Dorchens kleine Ersparnisse zur Erhaltung der Familie aus, aber Dorchen konnte genau berechnen, wenn das ein Ende haben und das finsterste Elend ihrer warten müsse. So geht es nicht, so kann es nicht gehen, sagte sie sich alle Morgen, soll ich nicht betteln bei meiner großmüthigen Herrin, so muß ich etwas beginnen, was mich und die Meinen ernährt.

Seltsam genug war der krüppelhafte Bruder immer guter Laune. Das Kind beschäftigte sich jeden Augenblick. Womit? Das war der Schwester bisweilen ein Räthsel. Vor sich hinlächelnd, saß er an einem mit Papieren überdeckten Tisch, pfiff von Zeit zu Zeit eine Melodie, schrieb dann Noten, ein anderesmal Verse, und zeigte keinen Wunsch und kein Verlangen nach einer andern Welt, als der, in welche seine Gebrechen ihn fesselte. Seine höchste Freude war es, wenn die Mutter ihn ans Klavier setzte. In der Musik schien das Kind ein anderes reicheres Leben zu finden.

„Wenn er leben bleibt, der arme Knabe," sagte Madame Laubach bisweilen, „so wird er der größte Komponist seiner Zeit werden."

Herr Binder, der seine kranke Freundin auch in Danzig fleißig besuchte, hatte große Vorliebe für den lahmen Knaben. Der Tenorist, selbst mit den Uebeln der Armuth kämpfend, war doch ein hülfreicher Freund der kleinen Familie. Er unterrichtete Alwin, und zwar so regelmäßig, so eifrig und so liebreich, daß ein besoldeter Lehrer und wäre er der Gewissenhafteste gewesen, sicherlich nicht mehr für den Schüler hätte thun können. Herr Binder, der nicht nur ein tüchtiger Sänger, sondern, wie man in der Stadt meinte, auch ein gelehrter Musiker war, erklärte den kleinen Alwin für ein musikalisches Wunder und weissagte seiner Mutter eine große Zukunft für denselben.

Mit Staunen hörte Dorchen bisweilen den Unterweisungen zu, die für sie gänzlich unverständlich waren, denn der Tenorist unterrichtete das wohlbegabte Kind in der Harmonielehre und im Generalbaß.

Alwin spielte außerordentlich gut Klavier. Er spielte auch Geige, Beides in einer Art, welche der unmusikalischen Schwester freilich etwas seltsam erschien. Er spielte selten oder nie nach Noten, sondern er hielt gleichsam Zwiegespräche mit dem Instrument und die Melodien, die er demselben zu entlocken wußte, hatten oft etwas Herzerhebendes, waren ein andermal voll tiefer Wehmuth, auch wohl voll wilden, rauschenden Jubels, der gleichsam zu triumphiren schien, über alle Noth und alles Elend der Erde. Dorchen weinte oft, wenn der Knabe spielte, und oft fühlte sie sich muthig und allen Leiden und Kämpfen des Lebens gewachsen. Zu andern Zeiten des Tages beschäftigte Alwin sich mit Schnitzeleien und mancherlei mechanischen Arbeiten. Er reparirte Uhren und Schlösser, schnitt Silhouetten und Bilderchen aus, und konnte dann so herzliche Freude haben an irgend einer gelungenen Arbeit.

Für den geschickten, sanften und so bemitleidswerthen Bruder fühlte Dorchen gar bald eine herzliche Liebe, welche der Knabe ebenso erwiderte, und wo das Herz das erste zarte Fädchen der Liebe anknüpft, da zeigt sich schon die Möglichkeit, dem Glück ein Nest zu bauen.

„Du mußt die Mutter lieb haben, die arme kranke Mutter," sagte der Knabe oft, wenn er auf den Knieen der Schwester saß, „sie hat gar nichts auf der Welt, und ist so leidend."

Und in der That, das war die arme Frau. Für sie existirte kein Fünkchen von Glück oder Freude, außer des schmerzlichen, welches die Liebe des krüppelhaften Knaben ihr bereitete. Sie lag immer fest zu Bette, fieberte, hustete und sprach dabei von Rollen, die sie übernehmen wollte, von großen Arien, die sie einüben müsse. Der Knabe war ihr Abgott, die Tochter erschien ihr bald nicht anders als jede Dienerin, nur daß zuweilen ein gewisses Gefühl des Unbehagens in ihr aufstieg, wenn sie sich daran erinnerte, daß sie dieß junge Geschöpf einst von sich gestoßen.

So vergingen die Tage, einer nach dem andern in der Gleichförmigkeit, welche das Herz wie eine Bleilast beschwert.

Dorchen war bleich geworden und ihre Kleider wurden ihr zu weit. Was draußen vorging in der Welt, sie wußte es nicht, sie war eine Gefangene in dem engen Stübchen und das einzige Wesen, das ihr hätte Freude bereiten können, Gertrud Bergenau, war viel zu sehr von ihren eigenen Arbeiten, Sorgen und Pflichten in Anspruch genommen, als daß sie hätte Zeit finden können, die arme Einsiedelerin oft zu besuchen.

Der März war herangekommen. Der Westwind heulte durch die enge Straße, jagte Regentropfen gegen die Fensterscheiben und jammerte und lamentirte im Kamin und Rauchfang und schüttelte und rüttelte an Thüren und Wänden.

Madame Laubach lag im heftigsten Fieber im Bette. Ihre Brust flog vor Anstrengung bei jedem Athemzuge und ihre Augen glänzten, wie zwei funkelnde Kohlen. Der Knabe saß neben ihr auf seinem Schlittchen und hielt ihre Hand in den seinen, während seine Augen ins Leere blickten und ein eigenes Lächeln um seine bleichen Lippen schwebte. Dorchen ging ab und zu, reichte der Mutter von Zeit zu Zeit einen kühlen Trank und besorgte draußen das kleine Mahl der Familie, das sie im Ofen kochte, um Holz zu ersparen.

Die Sprache hatte der Kranken schon seit Tagen gefehlt, wenn sie zu sprechen versuchte, so pfiff der Athem ihr mit schneidendem Ton durch die Zähne. Man sah es ihr an, daß sie mehr als einmal den Versuch machte, etwas zu sagen, aber die peinigenden Schmerzen in der Brust machten es stets unmöglich; endlich flüsterte sie mit Anstrengung: „Eine Tafel, gib mir eine Schreibtafel." Dorchen brachte ihr des Bruders Tafel und Schieferstift und die Kranke schrieb:

„Hier soll ein Doktor Malmaison wohnen, ein alter Franzose, er soll Brustleidenden sehr große Erleichterung schaffen, willst Du ihn nicht aufsuchen, Dorchen."

Das junge Mädchen erinnerte sich, den Namen von Gertrud gehört zu haben, so nahm sie denn ihr Mäntelchen und ging zu Gertrud, um sich nach demselben zu erkundigen. Es war eine weite Strecke bis zu dem kleinen Hause am Hagelsberge. Dorchen ging dem Winde entgegen, der ihr eisige Regentropfen ins Gesicht warf, spitz und scharf wie Nadeln. Das Schneewasser drang feucht und kältend durch die Schuhe des armen Mädchens. Himmel und Erde schienen im Einklang zu stehen mit dem Kummer, der kalt und schneidend das Herz des armen Mädchens bis zum Ueberströmen der Augen erfüllte. Sie konnte sich nicht helfen, sie mußte auf der Straße den Thränen freien Lauf lassen, die sich auf ihrer vereisten Wange mit den Regentropfen mischten. O. wie viel elender bin ich, dachte sie mit Bitterkeit, als Tochter einer armen Frau, wie ich als Dienerin einer reichen war! Thörichte Sehnsucht nach Familienliebe! Der Arme hat keine Familie, soll keine haben! Meine Mutter that recht, ihr Kind der öffentlichen Barmherzigkeit zu übergeben. Liebt man sich denn, wenn man so elend ist, als wir? — Sie war unter diesen Gedanken an die Wohnung der Geschwister Bergenau gekommen, klopfte an die Stubenthür und trat ein.

(Fortsetzung folgt.)

Projekt einer Kontinental-Eisenbahnbrücke zwischen Frankreich und England.

Der „Moniteur" theilt hierüber Folgendes mit: Die jeden Tag zunehmende Wichtigkeit des Verkehrs zwischen England und dem Kontinente erzeugte die Idee, das Vereinigte Königreich mit dem Festlande durch einen festen Weg zu verbinden. Die Einen beantragen auf den Grund des Kanals de la Manche ein Viadukt zu versenken und darin eine Eisenbahnverbindung herzustellen; Andere suchen das Problem durch den Bau eines Tunnels in dem Boden des Meeres selbst zu lösen. Heute bietet sich eine neue Lösung der Frage dar: eine Brücke, eine wirkliche Brücke, welche 7 Stunden lang, die Küsten Frankreichs und Englands verbinden würde. Diese von dem englischen Ingenieur Boyd projektirte Brücke würde vom Kap Grize-Nez (an der französischen Küste) nach Dover, dem nächstgelegenen Punkte auf englischer Seite, gehen. Die Gesammtlänge der Brücke wäre 18 englische Meilen; sie würde aus 191 Querlagern von je 500 englischen Fuß Weite bestehen. Jeder dieser Querbalken würde auf zwei gemauerten Pfeilern oder Thürmen ruhen und diese durch eine weite gußeiserne Röhre verbunden seyn, in welcher 2 und wo nöthig mehr Eisenbahnlinien Platz fänden. Diese Brückenröhre würde 30 Fuß breit und 50 Fuß hoch seyn; sie würde durch zahlreiche Fenster erleuchtet und durch Oeffnungen in den Pfeilerthürmen gelüftet werden. Die Pfeilerthürme, auf welchen die Röhre ruht, würden sich 300 Fuß über die Meeresfläche erheben und so, selbst zur Fluthzeit, den größten Schiffen (deren Masten nur 217 Fuß über die Wasserlinie reichen) die Durchfahrt offen lassen. Im oberen Theile jedes Pfeilerthurmes würde sich ein Leuchtapparat mit Gaslicht befinden, und endlich soll auf jedem der Pfeiler eine mächtige durch Elektrizität bewegte Alarm-Glocke angebracht werden, um die Fahrzeuge bei starkem Nebel zu warnen. Die größte Tiefe des Meeres in der Richtung der Brücke beträgt 31, die mittlere 21¼ Faden, weßhalb man dem Mauerwerke der Pfeiler an der Basis 300 Quadratfuß Durchschnittsfläche gibt, welche an der Wasseroberfläche sich auf 150 Quadratfuß verjüngt. Von diesem Punkte an würden sich, von der Höhe der höchsten Fluth an, die Pfeiler in Form eines Thurms von 100 Fuß Durchschnitt erheben. Um die Fahrzeuge, welche die Gewalt des Sturms oder ein falsches Manöver gegen die Brückenpfeiler werfen könnte, gegen jeden gefährlichen Zusammenstoß zu schützen, sollen diese Pfeiler, ringsum mit Federpuffer, mit Kaoutschouk bekleidet, umgeben werden, stark genug, um jeden Stoß zu schwächen. Hr. Boyd glaubt, daß dieses Riesenwerk in drei Jahren hergestellt werden könnte; die Kosten schlägt er auf 30 Mill. Pf. St. oder 750 Millionen Frks. an. Als Basis für das Erträgniß nimmt Hr. Boyd den jetzigen Verkehr an, wie er sich aus den statistischen Tabellen pro 1856 ergibt: Zahl der Reisenden zwischen England und den französischen Nordhäfen des Kanals 233,556. Werth der Transito-Waaren zwischen England und Zentral-Europa, einschließlich der Mittelmeerhäfen und der Waaren, welche durch Aegypten gehen, 104,531,602 Pfund oder 2,633,290,050 Franks. Nimmt man nun den

Transportsatz über die Brücke zu 5 Schill. per Reisenden und zu 5 Proz. vom Werthe der Waaren an, so würde die jährliche Einnahme betragen: für Reisende 116,778 Pf., für Waaren 5,226,580 Pfund, zusammen 5,343,358 Pf. oder 133,503,950 Frks. Hiernach würde es, abgesehen von dem ungeheuren Aufschwunge, welche der Reisenden- und Waarenverkehr nehmen würde, nur 8 Jahre bedürfen, um Kapital und Zinsen heimzubezahlen.

Mannigfaltigkeiten.

Der deutsche Komponist Sigismund Ritter v. Neukomm, geb. 10. Juli 1778 zu Salzburg, ist am 3. April in Paris gestorben. Neukomm, der zuerst durch den Organisten Weißauer unterrichtet wurde, war bereits im fünfzehnten Jahre Organist und im achtzehnten Jahre Chorrepetitor der Oper beim Hoftheater. Nachdem er den Unterricht Michael Haydn's und dann den Joseph Haydn's genossen, ging er als Direktor der deutschen Oper nach Petersburg, von da nach Paris, wo er, von den höchsten Personen beschützt, von Ludwig XVIII. aber 1816 geadelt wurde. In demselben Jahre wurde er Lehrer des Kronprinzen Dom Pedro von Brasilien, kam 1821 von dort zurück, bereiste Italien, die Niederlande, England und Schottland, kam dann wieder nach Paris, begleitete 1830 Talleyrand nach London und wurde dort im höchsten Grade ausgezeichnet. In den Jahren 1836 und 1840 war er bei den Inaugurationsfeierlichkeiten der Denkmäler Guttenberg's und Mozzart's in Mainz und Salzburg thätig. Von seinen Kompositionen, die sich durch Gründlichkeit und Gediegenheit auszeichnen, sind zu erwähnen die Oper Alexander am Indus, die melodramatische Musik Schillers Braut von Messina, Phantasie für Pianoforte und Orchester, der Ostermorgen, die Oratorien „Christi Grablegung", „Christi Himmelfahrt" u. s. w., außer einer Anzahl Messen, Tedeums, Symphonien, Ouverturen und Gesängen mit Orchester- und Pianofortebegleitung für Konzerte, und einer beträchtlichen Zahl Psalmen.

Ueber die Errichtung der Elementarschulen in Griechenland entnehmen wir einer offiziellen Zusammenstellung folgende Thatsachen: Zur Zeit des Todes Kapodistrias' gab es in Griechenland 63 Volksschulen; von dem Beginn der königlichen Regierung bis zum Jahr 1858, also innerhalb 22 Jahren, sind 320 Schulen neu errichtet worden, so daß der damalige Bestand sich auf 383 belief. Vom 3. September 1855 aber bis zum 31. Dez. 1857, also in zwei Jahren, hat sich die Zahl der Volksschulen um sehr viel vermehrt. In diesen zwei Jahren sind allein 103 Elementarschulen errichtet worden, 75 für Knaben und 28 für Mädchen, so daß heute Griechenland 490 Elementarschulen hat, ein Verhältniß zur Bevölkerung, das sich mit den besten Ländern Europa's vergleichen darf. Während in den frühern Epochen, jährlich im Durchschnitt 16 Schulen eröffnet wurden, treffen auf die letzten Jahre je 65. Wenn man aber dieses Resultat, wie einige Blätter thun, ganz allein der Thätigkeit des Unterrichtsministeriums zuschreiben wollte, so würde man höchst ungerecht gegen die früheren Regierungen seyn, und namentlich gegen die des Präsidenten. Zwei Dinge sind es, die zur Gründung von Schulen gehören — eine Jugend, die lernen soll, und Schullehrer, die lehren können, an beiden aber fehlte es nach dem jahrelangen Kampf gänzlich. Zuerst mußten Lehrer gebildet werden und eine schulfähige Jugend vorhanden seyn, und in demselben Maß, als beide Elemente heranwuchsen, war die Errichtung von Schulen um so mehr keine große Schwierigkeit, als ein reicher Schulfond aus dem Erlös der Klöstergüter vorhanden war, der noch immer durch ununterbrochen fließende reiche Spenden, den Griechen im Ausland vermehrt wird.

Eine neue Manier, sich die Gläubiger vom Halse zu schaffen, soll dieser Tage in Berlin ein Schuldner angewendet haben, der vor Kurzem durch Heirath Hausbesitzer geworden. Derselbe ließ einen Schneider, bei dem er schon seit 10 Jahren an der Kreide stand und der wahrscheinlich durch ähnliche Kundschaft in seinem Erwerbe heruntergekommen war, als „zudringlichen Bettler" verhaften, als derselbe von Noth gedrängt, um Bezahlung bat. Der arme Schneider wurde wirklich ins Polizeigewahrsam abgeführt, bis er sich legitimiren und den Sachverhalt beweisen konnte.

Die amerikanische Kompagnie, welche es übernommen hatte, die versunkenen Schiffe aus dem Hafen von Sebastopol zu schaffen, hat schlechte Geschäfte gemacht. Die Fahrzeuge sind von dem berüchtigten teredo navalis (Schiffswurm) dermaßen durchlöchert, daß das Pulver, womit man die Schiffe auseinandersprengen wollte, nicht genug Widerstand fand und nur einen Theil der Kiele zerstörte; der Hafen liegt noch immer voller Trümmer.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 92 Samstag, 17. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Es war warm und behaglich in dem Stübchen. Rosenduft durchwürzte den kleinen saubern Raum und trug die Seele zu freundlichen Erinnerungen an Lenz und Blüthen. Am Fenster stand ein mit Blüthen bedeckter Rosenstock, der unter Gertrud's Pflege gediehen war, als ob Elfenhände ihn vor Frost und Wind geschützt. Auf dem schönen rothen Sopha saß Gertrud. Sie trug ein schwarzwollenes Kleid, und unter den braunen, seidenen Locken, welche sie im Nacken jetzt schon wieder in einen Knoten binden konnte, sah das engelgute Gesicht so frisch und fromm hervor, daß jedes Menschenherz sich an dem Ausdruck desselben erfreuen mußte. Zu ihren Füßen saß das kleine Mädchen, eben so hübsch, eben so sauber als die ältere mütterliche Schwester. Das Kind strickte und sah kaum auf von der Arbeit, während der alte Bergenau, der in einem Kamelotrock auf seinem gewöhnlichen Lehnstuhl saß, eben so reinlich erschien als seine beiden Töchter. Die Eintretende übersah dieß Alles mit einem raschen Blick. Wie anders war es hier als bei ihr, obgleich Krankheit, Hinfälligkeit und Armuth unter diesem Dach, wie unter dem ihrigen wohnten. Ach, der Talisman, der hier mit sanfter Hand dem Jammer die scharfe Spitze abbrach und das nackte Elend weich bedeckte; die Liebe, die heilige Liebe, ohne welche es dem Menschenherzen nicht möglich ist, das Rechte recht zu thun, sie fehlte eben in Dorchens Herzen, wie in dem ihrer Mutter. Nur wer in Liebe strebt und wirkt, der strebt und wirkt gesegnet, denn keine Willensstärke und keine Klugheit kann die heiligende und beseligende Kraft der Liebe ersetzen.

Gertrud hieß das trauernde Mädchen mit Herzlichkeit willkommen, und ging selbst nachzusehen, ob Doktor Malmaison zu sprechen sey.

„Der alte, böse und wunderliche Mann ist zu Hause," sagte sie zu ihrem Gast zurückkehrend, „ich muß Sie aber auf etwas aufmerksam machen, er geht zu keinem Kranken, ohne sich den Gang voraus bezahlen zu lassen, und sieht es sehr gern, ja er fordert es eigentlich, daß man auch die Arzneien von ihm kauft. Er soll bewundernswürdige Kuren machen, aber man sagt, die Aerzte in der Stadt wollen ihm das Praktiziren ganz untersagen, er soll nicht die Befugniß dazu haben."

„Noch kann ich ihn bezahlen," sagte Dorchen trübselig, „und da die Mutter sich nun einmal Erleichterung durch ihn verspricht, so kommt es ja auch nicht darauf an, wenn der letzte Groschen daraufgeht. Vielleicht stirbt die kranke Frau vorher; O, Gott, und mein armer Bruder muß dann doch in irgend eine öffentliche Anstalt, und ich kehre zu meiner gütigen Herrschaft zurück."

„Gott wird Sie die Mittel finden lassen, für Ihren Bruder zu sorgen, damit Sie sich nicht von ihm trennen dürfen," sagte Gertrud und trocknete die feucht gewordenen Augen. Unter allem Schrecklichen wäre es ihr das Schrecklichste gewesen, sich von ihren Geschwistern zu trennen und den schwachen Vater der öffentlichen Wohlthätigkeit anheim fallen zu lassen.

Dorchen suchte den alten Doktor auf. Sie wußte, daß er ein Franzose, und redete ihn Französisch an. Das junge Mädchen war ein Jahr lang mit ihrer Herrschaft in Frankreich gereist und sprach die Sprache nicht nur geläufig, sondern auch rein.

Der alte, sonst stets verdrießliche Mann warf einen Blick auf das junge Mädchen, der so theilnehmend und liebevoll war, als sein hartes Gesicht nur seyn konnte.

„Ich komme, ich komme mit Ihnen, mein Kind," sagte er dann, sich ebenfalls seiner Muttersprache bedienend, und fuhr eilig in seinen langen Oberrock von hellem Tüffel, indem er noch hagrer und elender als in seiner Hauskleidung aussah, und folgte dem jungen Mädchen durch die schmutzigen Straßen nach ihrer ärmlichen Wohnung. „Ihre Mutter spricht natürlich auch Französisch?" fragte er, als er an dem Bette der Leidenden saß.

Es ward verneint. Er wendete sich nun in der

Sprache, welche der Mutter unverständlich war, an die Tochter.

„Hier ist keine Hülfe mehr, jede Arznei wäre Verschwendung, und Sie sind arm, das sehe ich," sagte er kalt. „Diese Frau stirbt vielleicht in einer Woche, vielleicht in einem Monat, vielleicht in einer Stunde, aber die Bäume sieht sie nicht mehr grün werden. Richten Sie sich danach. Geben Sie ihr zu essen und zu trinken, was sie wünscht, lassen Sie dieselbe möglichst laue Luft athmen, und drücken sie ihr die Augen zu, wenn es so weit seyn wird. Das Kind aber, dieß kluge Geschöpf, könnte vielleicht wesentlich in seinem elenden Zustande gebessert werden, wenn es richtig behandelt würde. Können Sie es möglich machen, den Knaben täglich zu baden?"

„Ich denke, Ja!" entgegnete Dorchen.

„Wohl! so will ich Ihnen Pulver geben, die Sie in das Bad thun müssen. Jedes kostet nur einen Groschen, für meinen Gang bekomme ich zwanzig Groschen, und auf einen Monat können Sie das Pulver wohl vorausbezahlen?"

Dorchen bezahlte und der Doktor ging. Sie saßen nun wieder beisammen, diese drei Menschen. Die Kranke stöhnte, der Knabe beschäftigte sich mit seinen klingenden und tönenden Träumen, Dorchen kochte Kaffee und setzte sich dann ans Fenster auf die öde Straße starrend.

Plötzlich richtete die Schwindsüchtige sich im Bett empor.

„Komm her, komm hierher, dicht zu mir," sagte sie, ihrer Tochter winkend, „ich will Dir etwas sagen."

Sie hatte lange nicht so laut und deutlich sprechen können.

„Höre," sagte sie, als Dorchen neben ihrem Bett saß, „diesen Mann, diesen Doktor habe ich früher schon gekannt, er ist sehr alt und könnte Dein Großvater seyn. Weißt Du, er hat in Wien Deinen Vater behandelt, als er plötzlich die Stimme verlor. Und höre, Dein Vater lebt noch, ich sage es Dir, damit Du es weißt, wenn ich sterbe. Ich habe ihn noch im vorigen Jahr gesehen. Er erkannte mich nicht, ich kannte ihn gleich, trotz der Jahre, trotz der veränderten Kleidung."

(Fortsetzung folgt.)

Die neuen Planeten.

Bis vor etwa zwölf Jahren wußte jeder fleißiger Schüler einer guten Volksschule mit der größten Sicherheit die großen und kleinen Planeten in ihrer Ordnung herzuzählen; heute würde manche große Gesellschaft Gebildeter in Verlegenheit gesetzt werden, wenn man nur die Beantwortung der Frage: wie viele Planeten uns gegenwärtig bekannt seyen, von ihnen verlangte; wie die vier „innig gesellten" Elemente haben sich auch die vier kleinen Planeten in aller Stille in eine kaum mehr zu übersehende Schaar verwandelt, welche noch jeden Augenblick durch einen neuen Ankömmling vermehrt wird. Will man sich die Menge nicht gänzlich über den Kopf wachsen lassen, so muß man sich wenigstens von Zeit zu Zeit über den Bestand und die Namenliste der Asteroiden orientiren. Jedermann weiß, daß nach den astronomischen Kenntnissen bis Ende des vorigen Jahrhunderts das Sonnensystem aus sieben Planeten bestand, welche die mythologischen Namen Merkur, Venus, Erde oder Tellus, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus führten. Schon Kepler hatte das merkwürdige arithmetische Verhältniß in der Entfernung dieser Planeten von der Sonne bemerkt, daß der Zwischenraum zwischen den einzelnen Planeten sich, je weiter von der Sonne, fast regelmäßig verdoppelt. Die Erde ist also von der Venus etwa doppelt so weit entfernt, als die Venus vom Merkur und so weiter. Nur die Entfernung zwischen Mars und Jupiter machte eine Ausnahme. Bezeichnen wir nämlich die Entfernung zwischen Merkur und Venus mit 1, so ist die zwischen Venus und Erde gleich 2, zwischen Erde und Mars gleich 4; die zwischen Mars und Jupiter aber nicht gleich 8, sondern gleich 16; die Entfernung zwischen Jupiter und Saturn aber reiht sich wieder mit 32 in die Ordnung ein. Nahm man daher zwischen Mars und Jupiter einen fehlenden Planeten an, so stimmte die Rechnung fast vollständig. Die Frage wegen dieses fehlenden Himmelskörpers wurde zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, durch den berühmten Astronomen Bode wieder in Anregung gebracht, und unter den Auspizien des Baron Zach in Gotha bildete sich ein Verein von Astronomen, um systematische Nachforschungen anzustellen. Am ersten Tage unseres Jahrhunderts bemerkte nun Professor Piazzi in Palermo einen Stern siebenter oder achter Größe, welcher nicht in die Kataloge aufgenommen war. Er hielt denselben Anfangs für einen Kometen und verkündete ihn als solchen der gelehrten Welt; von Gauß in Göttingen aber wurde er als Planet erkannt, und zwar in einer Entfernung von Mars und Jupiter, welche der obigen Berechnung ziemlich genau entsprach. Man glaubte nun den Fehlenden gefunden zu haben, und Piazzi gab ihm den Namen Ceres. Aber schon im März 1802 entdeckte Olbers die Pallas. Der Umstand, daß diese beiden außerordentlich kleinen Sterne sich in fast gleichem Durchmesser um die Sonne bewegen, führte Olbers auf die Vermuthung, daß dieselben Bruchstücke eines durch vulkanische Gewalt von innen oder

Zusammenstoß mit einem andern Steine zersprengten Planeten seyen, und daß in der Nähe noch andere kleine Planeten gleichen Ursprungs zu entdecken seyn müßten. Die Auffindung der Juno (1804 durch Harding) und Vesta (1807 durch Olbers selbst) bekräftigte seine kühne Hypothese. Die ferneren Nachforschungen blieben längere Zeit hindurch erfolglos, und es ist höchst wahrscheinlich, daß ohne die in der Zwischenzeit angefertigten vortrefflichen Sternkarten auch jetzt noch keine weiteren Glieder jenes Planetengürtels entdeckt seyn würden. Die Karten enthalten alle Sterne bis zu neunter und zehnter Größe hinab und bilden ein so wichtiges und bequemes Hülfsmittel bei den Nachforschungen, daß dieselben sofort mit erneuertem Eifer und mehr Aussicht auf Erfolg wieder aufgenommen wurden. Der Beobachter hat nur nöthig, mit der Karte in der Hand Grad für Grad die Zone, in welcher solche Körper sich bewegen, zu beobachten und Stern für Stern den Himmel mit der Karte zu vergleichen. Wird ein Stern bemerkt, welcher sich auf der Karte nicht verzeichnet findet, so beobachtet man denselben Stunde für Stunde und Nacht für Nacht. Verändert er seine Stellung nicht, so muß angenommen werden, daß er übersehen worden sey, und er wird auf derselben an seinem Platze nachgetragen; verändert er aber seine Stelle, so ist er als Planet zu betrachten, und seine Bahn wird nach den durchlaufenen Stellungen mit Leichtigkeit berechnet. Auf diese Weise entdeckte Hencke, ein Dilettant in der Astronomie, in Driesen in Preußen am 8. Dezember 1845 einen neuen kleinen Planeten, welchen er Asträa nannte. Diese Entdeckung gab das Signal zu einem allgemeinen Treibjagen auf Planeten, und dasselbe hat in den verflossenen zwölf Jahren in der That reiche Beute eingebracht. Einen sehr bedeutenden Antheil an diesen Resultaten haben übrigens Männer, welche die Astronomie nicht aus Profession, sondern aus Liebhaberei betreiben, und gerade Deutschland hat sein bedeutendes Kontingent geliefert. Olbers war praktischer Arzt in Bremen und beobachtete „zu seiner Erholung“ den Himmel mit einem sehr bescheidenen Teleskope, Hencke ist Postmeister, Hermann Goldschmidt ein aus Frankfurt a. M. gebürtiger Maler, der sich aber seit 20 Jahren in Paris aufhält; Luther in Bilk bei Düsseldorf ist Dilettant, Marth (aus Pommern) und Hind sind auf Bishop's Privatobservatorium im Regentspark (London) beschäftigt, Graham an Cooper's Privatinstitut in Markree in Irland. Die Mehrzahl der Planetoiden (wie man die Sterne auch, bezeichnender als Asteroiden, nennt) ist durch Hind entdeckt; ihm zunächst steht Gasparis, Assistent am kgl. Observatorium zu Neapel.

(Schluß folgt.)

Der Tod des Freiherrn v. Neimans.

Die „Zeit“ veröffentlicht nachstehenden Brief des Dr. Reil aus Halle, welcher in Alt-Kairo gemeinschaftlich mit Freiherrn von Neimans dasselbe Hotel bewohnte und bis zum letzten Augenblicke Zeuge seiner schrecklichen Leiden war, an Herrn Dr. Brugsch: „Alt-Kairo, den 18. März 1858. Unser allverehrter und geliebter Freund, Baron Neimans, ist nicht mehr! An dem zu seiner Abreise bestimmten Tage, dem 15. huj., Montag Abend 5¾ Uhr, erlag er, nach nur 36stündiger Krankheit, einer der seltensten und fürchterlichsten, aber auch unheilbaren Krankheit, dem Mundsperrkrampf, Trismus und Tetanus! Lassen Sie sich die näheren Umstände dieses tief erschütternden Ereignisses in kurzen Zügen einer Krankengeschichte auseinandersetzen. Während der letzten Woche seines Aufenthaltes hier in der Pension zu Alt-Kairo hatte sich Neimans viel und angestrengt mit den Vorbereitungen zu seiner großen Reise beschäftigt, dabei viel des Nachts geschrieben oder astronomische Beobachtungen gemacht und sich so körperlich und geistig angestrengt, daß er seiner Aussage nach in einen nervösen, reizbaren Zustand verfallen und an Schlaflosigkeit litt. Bei der Gewalt, sich zu beherrschen, merkte man ihm dieß jedoch nicht an; nur schilderte er selbst seine Konstitution stets als eine nervöse, reizbare, mit seinen sonstigen herkulischen Körperzuständen nicht im Einklange stehende. Nicht unerwähnt darf ich lassen, daß er seit seinem 1½jährigen Aufenthalt im Orient zwei Mal (1856—57 in Kairo und 1857 im August in Djedda) einen Typhus zu überstehen hatte. In der Woche, welche seiner Erkrankung vorausging, hatte er sich verschiedentlichen schmerzhaften Zahnoperationen: Herausziehen, Tödten der Nerven, Plombiren, unterzogen; die danach folgenden Schmerzen achtete er wenig, ritt vor wie nach in die Stadt, verhandelte mit vielen Leuten, packte seine Sachen und setzte sich dabei leicht bekleidet und stark transpirirend erweislich den Gelegenheiten zur Erkältung mehrfach aus. Donnerstag den 11. März, Mittags, klagte er zuerst über Beschwerden beim Schlingen, ritt aber gegen 4 Uhr in die Stadt, kehrte erst um 9 Uhr zurück und nahm anscheinend gesund, heiter und rauchend an unserer Unterhaltung Theil. Freitag den 12. März bestanden dieselben Beschwerden in etwas erhöhtem Maße; nichtsdestoweniger packte er seine Effekten und verhandelte mit Leuten, die zu ihm kamen, konnte aber nichts essen. Sonnabend früh untersuchten ich und Nassmann, da er über vermehrte Schlingbeschwerden klagte, seinen Gaumen; der Mund ließ sich hinlänglich öffnen, wenn auch nicht ganz, man bemerkte nur geringe Röthung des Gaumsegels, keine Geschwulst der Mandeln;

Fieber war gar nicht vorhanden. Kataplasmen, Gurgeln von Malvendecoct und Einreibungen von Opodeldoc wurden den ganzen Tag fortgesetzt. Ich sah ihn noch Abends 10 Uhr in seinem Zimmer, das er den ganzen Tag nicht verlassen hatte, und er war heiter, über Langeweile scherzend. Zahnschmerzen waren in den letzten drei Tagen nicht vorhanden gewesen. In der Nacht vom 13. zum 14. März früh gegen 5 Uhr weckte sein Pochen und Hülferufen den neben ihm schlafenden Wiener, so wie Dr. Rullmann und mich, die wir seit dieser Zeit bis zu seinem Tode ihn keine Sekunde gleichzeitig verlassen haben. Wir fanden ihn steif in Nacken und Rücken, mit fest verschlossenem Kiefer, höchstem Angstausdruck, geröthetem und schweißbedecktem Gesicht im Bett, konnten an der Diagnose des ausgebrochenen Tetanus und Trismus nicht mehr zweifeln und wandten im Moment Chloroform-Einathmung an, so wie starke Sinapismen auf Rücken und Nacken. Der sofort gerufene Dr. Bilharz, der ihn an den vorigen Tagen schon mit berathen hatte, stimmte dieser Behandlung vollkommen bei, die nun von uns drei in der Weise fortgeführt wurde, daß die Chloroformirungen dreimal bis zum andern Tag Vormittags fortgesetzt, auch am Abend des ersten Tages, in der folgenden Nacht und am andern Vormittag je ¼ Gran Morphium gegeben, Chloroform äußerlich aufgelegt wurde. Wenn auch diese Narkotika bald nach ihrer Anwendung einen Nachlaß der tetanischen Steifigkeit, besseres Oeffnen des Mundes, Nachlaß der Schmerzen und halbstündigen Schlaf zur Folge hatten, so entwickelten sich dennoch die Erscheinungen des Trismus und Tetanus zum vollkommensten Grade. Am 15. d. Mittags stellten sich Delirien mit Verlust des Bewußtseyns, um 2 Uhr Sopor ein, und um 5¾ Uhr machte ein letzter fürchterlicher, alle Muskeln des Körpers ergreifender Anfall durch Erstickung dem Leben ein Ende! Am 16. März Abends haben wir ihn unter offizieller Begleitung sämmtlicher Mitglieder des österreichischen Konsulats, der zahlreichen theilnehmenden Begleitung seiner hiesigen und Kairoer Freunde, auch der Konsuln Henglin, Müller und Bauerhorst auf dem englischen Kirchhofe unter Nr. 164 begraben!

Mannigfaltigkeiten.

Am Freitag den 9. d. M., zwischen 8 und 11 Uhr Abends, war im nördlichen Deutschland ein Nordlicht wahrnehmbar, welches von verschiedenen Punkten aus verschieden erschien. So war es in Hannover um 8 Uhr 10 Minuten im Nord-Nordost zum Norden sichtbar. Röthlich weiße Lichtsäulen und Lichtwolken entstanden plötzlich und erhoben sich bald breiter, bald schmäler bis zu 25 Grad Höhenabstand vom Horizonte aufschießend. Die Hauptthätigkeit des Phänomens zeigte sich Anfangs östlich vom nördlichen Meridiane, in der Mitte zwischen den Sternen α Cephei und α Lyrae, etwas rechts von α Cygni, wo die Lichtbüschel fächerförmig nach der Richtung von β Ursae minoris aufstiegen. Gegen 8 Uhr 30 Minuten hatte sich der Lichtbogen gebildet, dessen östlicher Fuß auf dem Horizonte etwas links von α Lyrae ruhete, während sein westlicher Fuß durch den Vertikalkreis der Plejaden gebildet wurde. Seine Höhe in der Mitte betrug 12 Grad Abstand vom Horizont und lag in der Mitte 6 Grad westlich vom nördlichen Meridiane. Aehnlich lauten Mittheilungen aus Potsdam, wo das Phänomen erst gegen 9 Uhr sichtbar wurde und um 11 Uhr etwa sich immer mehr verwischte.

Aus Stauding in Schlesien wird von einer muthigen That eines 11jährigen Knaben berichtet. Am 6. d. M. Mittags gegen 1 Uhr waren mehrere Kinder mit Fischfangen in dem dortigen bei anderthalb Klafter tiefen Mühlgraben beschäftigt. Darunter befanden sich auch zwei Geschwister, ein 11jähriger Knabe, Julius W., und ein 8jähriges Mädchen, Emma W. In ihrer Lebhaftigkeit kam letztere dem Wasser zu nahe und stürzte plötzlich in den Graben. Die Kinder erhoben wohl ein Zetergeschrei, aber keiner von den größeren Knaben wagte es, den Verunglückten selbst Hülfe zu leisten. Da stürzte sich rasch ihr Bruder in die Fluthen, und nach langer unsäglicher Anstrengung, da er im Schwimmen noch nicht geübt war und ihm die Last auch zu schwer wurde, gelang es ihm wirklich, sein Schwesterchen gerettet ans Ufer zu bringen. Die Angst und später die Freude der Eltern auf die Kunde von dem Vorfalle läßt sich denken.

Das große Schiff des Pariser Industrie-Palastes, welches mehr als eine Hectare Flächenraum hat, wird jetzt in einen prächtigen englischen Garten umgewandelt, in welchem im Mai die große Blumen-Ausstellung gehalten werden soll. Auf die Rasenbeete, wozu mehrere Tausend Metres Rasen aus der Umgegend von Issy und Auteuil herbeigeschafft werden, sollen Magnolias, Pinien u. s. w. gepflanzt und in schönen Gruppen von seltenen Pflanzen, Blumen u. s. w. angebracht werden. Ein Bächlein durchrieselt den Park und ist mit Wasserpflanzen geschmückt. Es wird Alles aufgeboten, um diese Blumen- und Gewächsausstellung sehr prachtvoll und großartig zu machen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 93 Montag, 19. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Dorchen hatte noch nie von ihrem Vater sprechen hören, der Gedanke an ihn ließ ihr Herz heftiger schlagen. Die Mutter war ihr das nicht gewesen, was sie sich unter diesem süßen Namen geträumt. Der Vater — vielleicht war er, was sie wünschte und hoffte.

„Wo kann ich meinen Vater finden?" fragte sie mit lebhaft erregter Stimme.

„Gott mag es wissen," entgegnete die Kranke, „ich sah ihn voriges Jahr zum Letztenmale in Graudenz. Er mag wohl alles Mögliche versucht haben, um sich durch die Welt zu bringen. Ich war mit unserer Gesellschaft in Graudenz angekommen und saß am Fenster meiner Wohnung. Da ging ein Mann vorüber, der einen Kasten mit Parfümerien und unächten Schmucksachen um den Hals trug, ein Tabuletkrämer in blauer Blouse. Ich erkannte ihn trotz der seltsamen und ärmlichen Kleidung. Es war der frühere Sänger Laubach, Dein Vater, Mädchen, den ich in meiner Jugend mehr geliebt, als Alles in der Welt und der mich schnöde verlassen, als ich seiner am meisten bedurfte. Ich bat Binder, sich zu erkundigen, wo er sich aufhalte. Er wohnte in einem elenden Wirthshause und ernährte sich von seinem Handel. Später erfuhr ich, daß die Polizei ihn suche, weil er mit verbotenen Dingen handle, mit Liebestränken, Gift und allerlei solchen Dingen. Ich wunderte mich nicht darüber, denn seit ich ihn kannte, hatte er sich damit beschäftigt, allerlei wunderliche Tränke zusammenzubrauen. Er verstand mancherlei Farben zu bereiten und kannte kein größeres Vergnügen, als Bücher über Chemie zu lesen und sich in den Apotheken umherzutreiben. Er war Apotheker gewesen, seine wunderschöne Stimme aber und seine stattliche Figur hatten ihn auf das Theater gebracht. Dieser Mensch, ich weiß nicht, wie es zugeht, aber ich habe ihn heute noch lieb und ich denke an die Zeit, wo ich ihn kennen lernte, jetzt noch in allem Elende so gern zurück. Er ist Dein Vater, Dorchen, sieh Dir sein Bild an, und wenn Du ihn einmal in der Welt findest, sage ihm, daß ich bis an meinen Tod an ihn gedacht habe. Damals in Graudenz wäre ich gern zu ihm gegangen, aber ich schämte mich, was sollte ich ihm von dem Knaben sagen, den ich bei mir hatte, und was von Dir, da ich Dich fortgegeben. Vielleicht findest Du ihn! vergiß dann nicht ihm zu sagen, daß ich ihm alles Schlimme vom Herzen vergeben und an alles Gute gedacht habe bis —"

Die Sprache, welche so lange rasch und geläufig gewesen, versagte hier der Kranken plötzlich. Das Blut schoß ihr ins Gesicht, am Halse und am Nacken zeigten sich rothe Flecke. Sie schnappte nach Luft, griff ängstlich mit den Händen um sich und lag dann erbleichend, ruhig auf ihren Kissen. Die Augen fielen ihr zu, der Mund lächelte, sie streckte die Arme lang auf der Decke aus und — war verschieden.

Der lahme Knabe hatte währenddessen ruhig dagesessen; er merkte nicht, daß die Mutter starb, aber Dorchens Herz krampfte sich vor Angst und Schreck zusammen. Mit zitternden Händen drückte sie der Leiche die Augen zu und trat dann zu dem Bruder, der in der Mutter den Gegenstand seiner innigsten Liebe verloren hatte.

„Alwin," sagte sie sanft, „mein armer Bruder."

„Was willst Du?" entgegnete der Knabe freundlich, „Du solltest mich nicht stören, wenn ich so dasitze, ich höre dann die Musik der Engel, und es thut mir im Herzen weh, wenn dieselbe aufhört."

Dorchen küßte seinen schönen Kopf und ihre Thränen fielen in seine Locken.

„Was weinst Du, Mädchen," sagte er, „weine nicht, mich darfst Du nicht bedauern, ich bin gar nicht so schlimm daran, als Diejenigen meinen, die von klein auf ans Herumlaufen gewöhnt sind. Laufen denn die Blumen in der Welt herum, oder die schönen und stattlichen Bäume? Ich denke immer, wenn ich so dasitze und es in mir klingt und singt von hundert wundervollen Liedern, ich bin eine Blume und die Musik in mir ist der Duft,

den ich in der Welt hinaushauchen soll, daß Alle, die bei mir vorübergehen, sich freuen."

Dorchen weinte nur heftiger.

„Die Mutter freute sich auch über Dich, mein armer Bruder," sagte sie endlich unter rinnenden Thränen, „sie wird es Dir nicht mehr, nie mehr sagen, armer Alwin."

Der Knabe warf einen Blick auf das Lager der Todten, er genügte, um ihm seinen Verlust zu zeigen. Mit einer Lebhaftigkeit, die bei dem unglücklichen Knaben rührend und entsetzlich zugleich erschien, warf er sich von seinem Stuhle herab, die Arme nach der Leiche ausbreitend. Er sagte kein Wort, er vergoß keine Thränen, er lag regungslos, ohne zu zucken am Boden und verhüllte sein Gesicht mit einen beiden Händen.

Dorchen war neben ihm niedergekniet, und von Mitleid erfüllt sagte sie Alles, was ihr geeignet schien, um den unglücklichen Bruder zu trösten.

Er hörte nicht darauf, es schien, als ob die ganze Welt um ihn hätte zerfallen können, ohne daß es ihn aus seinem dumpfen Schmerz erweckt hätte. Der Abend kam und die Nacht, und die Schwester mußte es aufgeben, den bebenden Knaben durch Worte zu beruhigen. Sie nahm ihn endlich vom Boden auf und bat, daß er ihr gestatten möge, ihn in sein Bett zu legen.

„Setze mich zur Mutter, wenn Du mir noch eine Freude in dieser Welt machen willst," sagte er mit so flehentlichem Tone, daß das Mädchen der Bitte nicht widerstehen konnte.

Da saß er denn, der krüppelhafte Sohn, zusammen gekauert auf dem Todtenbett der Mutter und streichelte mit der bleichen schlanken Hand das blonde seidene Haar der Leiche. Er sagte kein Wort, er vergoß keine Thräne, fort und fort streichelte er den blonden Scheitel und starrte in das Gesicht der geliebten Todten.

Die Mitternacht sank hernieder, der Mond stieg am Himmel empor und goß sein kaltes bleiches Licht auf die kalte bleiche Leichenstirn und das ebenso bleiche Gesicht des Knaben.

Der Morgen dämmerte, Dorchen war vom Weinen ermüdet eingeschlafen, als aber der Tag mit goldenem Frühlingslicht ins Stübchen schaute, da lag Alwin, das Gesicht an das der Mutter gedrückt, die Hand noch auf ihrem Scheitel und schlief sanft und tief, und des Kindes Athem wehte warm in das Gesicht der todten Mutter.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Einnahme von Canton

dürfte nachstehendes Schreiben des Missionärs P. Le Turdu an Abbé Limon die bereits mitgetheilten anderweitigen Berichte ergänzen; es enthält zum Theil Einzelheiten, die wir in jenen vermissen und bietet als Beitrag zur Kenntniß chinesischer Zustände nicht unbedeutendes Interesse. Es lautet:

„Canton, 6. Jan. 1858. Ich schreibe Ihnen aus Canton. Diese stolze Stadt ist jetzt unter dem Joche. Die französischen und englischen Fahnen flattern auf den Mauern. Das Ausland herrscht in ihrem Bereiche. Zwei Tage reichten hin, um eine so seltsame Eroberung zu vollführen. Das Bombardement begann am 28. Dezember. Die Verwirrung und den Schrecken, welche die ersten Geschützessalven hervorriefen, zu schildern, ist keine leichte Sache. In einem Nu war die ganze Bevölkerung auf den Beinen, in ängstlicher Erwartung. Die Bewohner hatten noch kein Bombardement erlebt, denn diesen Namen kann man einigen im verflossenen Jahre auf die Stadt gefeuerten Kanonenschüssen nicht beilegen, und da sie von den Verheerungen, die dasselbe anrichtet, keinen Begriff hatten, so hatten sie vor demselben eine außerordentliche Furcht. „Wir kommen," sagten sie, „vorher mit dem Verlust einiger Menschen und dem Einsturz einiger Häuser davon; unsere Stadt wird unverletzbar und den Fremden unzugänglich bleiben." So raisonnirten diese Blinden und indem sie von den Worten zur That schritten, zerrissen sie oder bewarfen mit Koth die Plakate, welche die Admirale in den Vorstädten hatten anschlagen lassen, um dieselben aufzufordern, durch eine unsinnige Hartnäckigkeit nicht ihren Ruin herbeizuführen. Als aber der Tag der Rache angebrochen war, fuhren gleichzeitig Hunderte von glühenden Bomben von verschiedenen Punkten des Flusses auf die Stadt und brachten nach allen Richtungen Tod und Verwüstung. Bald nachher rückten die Landungstruppen im offenen Felde vor, griffen an und erstürmten zwei Forts, welche die Stadt von der Ostseite vertheidigten. Die Helden, welche sie zu bewachen hatten, gaben eine Geschützes- und Kleingewehrsalve und suchten dann ihr Heil in der Flucht."

„Der folgende Tag war für die Erstürmung der Stadtmauern bestimmt. Der Tagesbefehl für die Soldaten lautete dahin, um 9 Uhr Morgens unter den Mauern zu seyn. Die Franzosen, unfähig, ihren Ungestüm zu bezähmen, waren schon um 8 Uhr Morgens vor den Mauern. Ihre Leitern anlegen und bis zur Höhe der Mauern zu gelangen, war für sie die Sache eines Augenblickes. Alsbald sah man ihre Fahne auf der Mauer wehen. Bald kam auch die Fahne der Engländer zum Vorscheine. Die Verbündeten drangen in die Mauern

ein und die Stadt war genommen. Die Chinesen und Tartaren denken nicht daran, in den engen und krummen Straßen des Zentrum und der Westseite Schutz zu suchen. Ruhig verbreiten sich unsere Soldaten über die Wälle, die sie von Norden bis Süden ganz unbehelligt besetzen."

„Jetzt schlugen die beiden Admirale ihr Hauptquartier auf einem Hügel auf, der sich im Norden erhebt und die Stadt beherrscht. Von da aus sieht man zu seinen Füßen die unermeßliche Neustadt sich entrollen. Am meisten bewundert man nicht nur den Glanz der Gebäude, sondern die Ausdehnung und Schönheit der Lage. Wer Herr dieses Hügels ist, ist in Wahrheit Beherrscher von Canton. Nun aber! die Chinesen hatten, im Vertrauen auf die Höhe ihrer Mauern, diese Position gar nicht befestigt. Vier hier errichtete Batterien machen die Position uneinnehmbar und setzen sie sogar in den Stand, die Stadt, wenn sie sich auflehnen sollte, mit der größten Leichtigkeit zu Grunde zu richten."

„So war am Tage nach dem Angriffe um 10 Uhr Morgens der Kampf zu Ende. Der Zerstörungsdonner der Geschütze hörte auf zu ertönen. Auf das Geschrei der Kämpfenden und den Geschützedonner war das tiefste Schweigen gefolgt. Beim Appell, der sogleich im Lager der Franzosen abgehalten wurde, fehlten nur wenige Leute, von denen einer todt, zwei schwer verwundet waren, die anderen waren nur leicht verletzt. Die Engländer hatten ansehnlichere Verluste erlitten, weil sie zahlreicher waren. Außer einem Fregatten-Kapitän und zwei Linien-Offizieren hatten sie etwa noch zehn Soldaten und Matrosen verloren und zählten mehr denn hundert Verwundete. Im Vergleiche zu der Größe des Platzes und der Zahl seiner Vertheidiger sind diese Verluste gleich Null. Man hatte weitere Unfälle beklagen zu müssen befürchtet. Allein die Maßregeln waren so gut getroffen und die Befehle so getreu ausgeführt worden, daß der glänzendste Erfolg das Unternehmen krönte. Und doch war hier gerade ein Theil der kriegerischsten Truppen der chinesischen Armee, und man kann nicht sagen, daß sie überall auf schmachvolle Weise zurückgewichen seyen. Ich für meine Person finde, daß sie sich geschlagen haben, so gut sie eben konnten. Sie erhoben ein lautes Geschrei, um ihre Feinde zu erschrecken, schossen Wolken von Pfeilen, feuerten die Geschütze ab und gaben zahlreiche Gewehrsalven; ferner machten sie eine Art Ausfall gegen eine englische Division, die in einem Hohlwege zwischen den Forts und der Stadt vorrückte, und zwangen sie sogar für einen Augenblick zum Rückzuge; bald darauf aber mit dem Bajonnete angegriffen, wurden sie zurückgeworfen und nahmen die Flucht nach der Stadt, wo sie in völliger Unordnung anlangten. Allerdings hätten sie ihre Wälle besser vertheidigen können; allein sie waren auf einen Angriff von der Ostseite nicht vorbereitet, weil sie im früheren Kriege mit England nur von der entgegengesetzten Seite angegriffen worden waren. Ihre Kanonen waren im westlichen Stadttheile aufgestellt, und sie deßhalb unversehens überrumpelt worden. Ueberdieß sah man während des ganzen Gefechts keinen Mandarin an ihre Spitze treten, um sie anzufeuern und zu ermuthigen."

„Was ist nun aus all' den Fanfaronaden geworden, die man ohne Unterlaß wiederholte: „Wären die Barbaren auf ihren Schiffen unbesiegbar, so werde man sie zu Lande erwarten und sie ins Gras beißen lassen?" Doch ist die Einnahme der Stadt erst heute vollendet. Die westlichen Quartiere, in welchen die Tartaren und die vornehmsten Mandarine wohnen, weigerten sich immer noch, ihre Thüren zu öffnen, und die Verbündeten hatten, um das Blutvergießen zu schonen, die Feindseligkeiten bis auf Weiteres eingestellt; sie warteten, daß man ihnen eine freiwillige Unterwerfung anbieten würde. Allein die Chinesen schienen für diesen Akt der Milde nicht empfänglich und machten keinerlei Anerbieten. Schon sprach man davon, zum Zweitenmale Gewalt anwenden zu wollen, als ein unerwartetes Erlebniß der Sache ein Ende machte. Man erfuhr, wo sich der Vizekönig und der Tartarengeneral verborgen hielten. Schleunig sandte man eine starke Truppenabtheilung ab, welche, die Barrieren über den Haufen werfend, unversehens in das Haus gelangten, woselbst sich die beiden Würdenträger verborgen hielten. Sie waren gerade beim Frühstücke. Alsbald hob man sie auf und brachte sie nach dem Hauptquartiere. Man berichtet, der Vizekönig sey in dem Wahne, man schleppe ihn zum Tode, in die größte Niedergeschlagenheit verfallen, bald aber, als er die ihm geschenkte Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit bemerkte, habe er seinen ganzen Stolz und Uebermuth wieder angenommen, und sich darin sogar so weit verstiegen, seine Sieger zur Rechenschaft ob ihres Verhaltens aufzufordern. Diese, als sie ihn unbeugsam sahen, sandten ihn auf einen Dampfer, um ihn nach Hongkong abführen zu lassen."

„Aber, mein Gott, was ist der Krieg doch ein schreckliches Ding! Nichts Erschütternderes als der Anblick, den in diesem Augenblicke der Theil von Canton darbietet, welcher bombardirt worden. In manchen Quartieren sind kaum einige Häuser unversehrt geblieben. Ueberall erblickt man Trümmerhaufen und Verwüstung. Diese einst so geräuschvolle Stadt ist in eine Trauer und in ein Schweigen versenkt, welches dem des Todes gleicht."

Schließlich bemerkt der Missionär noch, das sey hier nur der erste Akt eines Drama, dessen Ent-

wicklung in Peking erfolgen werde. Er spricht von dem Feuereifer, den besonders die französischen Soldaten für diese Expedition bezeugen.

Mannigfaltigkeiten.

Eine Verlobung macht in der Berliner Gesellschaft viel von sich sprechen, da die Braut die reichste Erbin Schlesiens, ja Preußens ist. Die kaum sechzehnjährige Adoptivtochter des verstorbenen Hüttenmeisters Godulla in Oberschlesien hat sich mit dem ältesten Sohne des Kammerherrn Grafen E. Schaffgotsch versprochen. Das Vermögen, welches der Pflegevater der jungen Dame durch glückliche Ausbeutung angekaufter Kohlengruben erworben und derselben hinterlassen hat, wird von Kundigen auf mindestens 7 Millionen Thaler geschätzt; ein Rechtsanwalt in Breslau, zum Testamentsvollstrecker ernannt, hat seinerzeit die gesammte übrige Praxis niedergelegt, um sich ausschließlich der Verwaltung dieses kolossalen Vermögens zu widmen.

Die Gebrüder Schlagintweit, welche bekanntlich im Auftrage des Königs von Preußen die indischen Hochlande bereist und zur Kenntniß dieser noch so wenig bekannten Gegenden bemerkenswerthe Beiträge geliefert haben, weilen seit mehreren Monaten in Berlin, um die Resultate ihrer Forschungen zu ordnen und herauszugeben. Allerhöchstenorts ist den beiden Brüdern (der Dritte weilt noch in Indien) ein Lokal im Schlosse Monbijou für letzteren Zweck eingeräumt worden, woselbst sie nicht selten die Besuche hervorragender Gelehrter empfangen. Ein ganz besonderes Wohlwollen hat ihnen Alexander von Humboldt zugewandt, welcher auch ihren Eintritt in die Hofzirkel ermittelte.

Im Departement des Lot et Garonne wüthete am 5. d. Abends ein fürchterliches Hagelwetter. In Agen, wo Dächer und Fenster so zertrümmert wurden, daß z. B. der Schaden am Präfekturgebäude allein auf 20,000 Fr. veranschlagt wird, fand man Schloßen von ½ Zoll Durchmesser. Einige Dorfschaften bei Agen sind vollständig vernichtet. Zum Glück hatte das Unwetter keine große Ausdehnung. — Auch aus Havre wird von einem heftigen Gewitter mit Donnerschlägen und mit Hagel, das am 7. ausbrach, jedoch keinen nennenswerthen Schaden anrichtete, gemeldet.

Eine merkwürdige Erscheinung ist die plötzlich in Mähren unter den Krähen ausgebrochene Epidemie. Man sieht diese schwarzen Vögel mit offenen Schnäbeln und eingezogenen Krallen auf den Feldern todt herumliegen.

Das Verzeichniß fürstlicher Schriftsteller wird in Kurzem durch einen neuen erlauchten Namen vermehrt werden. Nach dem »Rochester Journal« ist der Prinz von Wales mit der Verabfassung eines Handbuches der Insektenkunde (Manual of Entomology) beschäftigt.

In der Berliner Nationalversammlung des Jahres 1848 fungirte ein bekannter, sehr zerstreuter Geheimerath als Sekretär. Bei einer namentlichen Abstimmung war er der erste Sekretär; er hatte also die Namen auf- und das Resultat der Abstimmung seinen Kollegen zuzurufen. Er kam natürlich auch an seinen eigenen Namen. In seiner Zerstreuung hatte er vergessen, daß er selbst da war. Er rief daher seinen Namen laut auf: Abgeordneter Z. Keine Antwort. Ungeduldig rief er zum Zweitenmal: Abgeordneter Z. Wieder keine Antwort, obwohl rund um ihn her heitere Gesichter genug, die er aber nicht sah. Abgeordneter Z., rief er ärgerlich zum Drittenmale. Da rief ein Schalk aus der Versammlung zurück: „Fehlt." Und Herr Z. ruft seinen Kollegen zu: „Z fehlt." Das unauslöschliche Gelächter, das folgte, überzeugte ihn, daß er nicht fehlte.

Räthsel.

Hier steh' ich im Schatten, sag' an, was ich bin!
Ich bin dir so fremd nicht, befind'st dich darin;
Ob günstig, ob mißlich, das ist nicht entschieden,
Doch so viel, mit mir bist du selten zufrieden. —
Setz' nur nicht das P noch, Vermeß'ner, voran,
Sonst bin ich zur Qual dir; bist du nicht ein Mann,
Wirst du mich nicht ruhig, gelassen ertragen;
Du möchtest zum Teufel, zur Hölle mich jagen.
Dann hängt sich das K vor dem Wörtchen statt P,
Und läßt sich nur hören mit Ach und mit Weh',
Ist immer mit Thränen und Seufzern verbunden,
Und doch dem Juristen kommt's stets wie gefunden.

Auflösung des Räthsels in Nro. 87:

Zahnfleisch.

Redakteur: Gustav Messert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 94 Dienstag, 20. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Frühlingsluft wehte mit weichen Fittigen über die Welt. Der letzte Schnee schmolz von den Dächern und rann in lustigen Bächlein plätschernd zu Boden und die Sonnenstrahlen verwandelten jeden niedersinkenden Tropfen in einen schimmernden Brillant. An den feuchten Wegrainen keimten die ersten zartgrünen Grasspitzchen und die Weiden und Pappeln erschienen verschleiert von den stäubenden Blüthenkätzchen. Im Graben an der Chaussee steckten einzelne Frösche ihre dreieckigen Köpfchen aus dem Wasser und am Bach, der zwischen den Hügeln niederrieselte, breitete frische Brunnenkresse ihre zartgrünen Blättchen aus. Es war einer jener Tage, von denen Uhland singt:

Wo in der ersten Frühlingszeit
Der Himmel bläulich aufgeschlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme streut.

In der Stadt spielten die Knaben in den Straßen Knopfwerfen, die kleinen Mädchen baten Mama um die Erlaubniß, mit Sommerhüten und Umschlagetüchern vor das Thor gehen zu dürfen, wo eben die Pflüger ihre Arbeit begannen und das Verdeck des Reisewagens auf der Chaussee war zurückgeschlagen, damit die milde Luft besser mit den Locken des darin Sitzenden spielen konnte. Es war ein zierlicher, in England gearbeiteter Wagen und es sah recht seltsam aus, daß nur ein einzelner junger Mann in seinen weichen Kissen ruhte, obgleich vier Personen bequem darin Platz gehabt hätten, und ein alter Mann mit weißem Haar auf dem Bedientensitz saß.

Dem ernsten Gesicht des alten wackern Walter konnte man es ja nicht ansehen, daß er der Kammerdiener des eleganten Jünglings sey; schien es doch, als ob der Sohn hier den Vater von dem Ehrenplatz verwiesen hätte.

Hier sah dieß indeß Niemand als die Lerche, die im blauen Raume verborgen trillerte und der Storch, der gravitätisch auf der noch bräunlich schimmernden Wiese hin und wider schritt. Es ist möglich, daß diese sich über einen Umstand wunderten, der dem mit Vernunft begabten Menschen nicht auffällt, die Ungleichheit in der Vertheilung der Lebensgüter und Verhältnisse. Frei und froh wie sie leben, kennen sie die Kluft zwischen Armuth und Reichthum, zwischen Herr und Diener nicht, welche die Vorsehung im Menschengeschlecht vielleicht nur eröffnet, damit Humanität ihre steilen Ränder mit Blumen schmücke und der heilige Quell der Menschenliebe und Barmherzigkeit einen Platz fände, in dem er fließen und das Bild des Himmels in seinem tiefen und klaren Spiegel tragen könne.

Benno Dubois hatte die Arme nachläßig übereinandergeschlagen, der kostbare Mantel von wasserdichtem Stoff war ihm von den Schultern gesunken und er saß da, eine feine Cigarre zwischen den Lippen und träumte.

Seine Träume waren nicht die angenehmsten. Wie sollten sie das auch seyn! So jung er auch war, so war sein Herz doch schon erfüllt von der Weisheit Salomons, der sich in dem bekannten trüben Spruche ausdrückt: Es ist Alles eitel! Welchen Lebensgenuß hatte er gekostet, ohne ihn schal oder in seinem Nachgeschmack gallenbitter zu finden. Welche Freudenblumen gab es, deren scharfer und verwundender Dorn nicht bereits seine Hand beim brechen verletzt hätte?

Er hatte nichts zu hoffen, nichts zu ersehnen, denn was er wünschte, ja wonach er nun ein augenblickliches Verlangen trug, das konnte er, im Besitz von Jugend, Gesundheit und Reichthum, sich erkaufen, und der Sehnsucht nach jenen Gütern, die für Gold nicht feil sind, weil sie der Erde nicht angehören, war er sich nur dunkel bewußt, ohne sich dieß Bewußtseyn zur klaren Erkenntniß bringen zu können. Diese unverstandene Sehnsucht, dieß sicherste Zeichen unserer Abstammung aus einer bessern Welt, war es auch wohl, was ihn so rast-

los von Genuß zu Genuß, von Lust zu Lust trieb und ihn nach jeder neuen Aufregung so bitter die Schmerzen der Enttäuschung fühlen ließ.

Er war auf dem Wege nach seinen Gütern, deren Verwaltung er jetzt vollständig übernehmen sollte, da er mündig geworden, seiner Militärpflicht genügt und einen Kursus auf eine landwirthschaftlichen Akademie durchgemacht hatte.

Es ist freilich zu bemerken nothwendig, daß dieser Kursus ihm nur noch von geringem Nutzen gewesen war, da er nicht zehn Vorlesungen gehört und keinem einzigen praktischen Versuche beigewohnt hatte. Der reiche Jüngling hatte, wie viele träumerische Menschen, einen Abscheu vor Arbeit und ernstem Denken und seine Erziehung hatte nicht auf die Ueberwindung desselben hingewirkt. Mit großer Leichtigkeit lernend, hatte er ohne Mühe und Anstrengung die Klassen eines Gymnasiums durchgemacht. Vater- und mutterlos, Erbe eines unermeßlichen Vermögens und in seinen Wünschen durch nichts beschränkt als durch das vormundschaftliche Kollegium und den schwachen Willen einer ihn abgöttisch liebenden Großmutter, hatte er in der Gesellschaft derselben vor allem die Gelegenheit gefunden, von frühester Kindheit an sich jenen geselligen Ton anzueignen, den man ein vornehmes Wesen nennt und der bei einem bösen Menschen die schlechten Eigenschaften des Herzens in die seltsam schillernden geselligen Gaben, Sarkasmus, Witz, Ironie verwandelt und das stahlharte, glänzend geschliffene Herz in den sammetnen Ueberzug der feinen Höflichkeit legt. Benno, von Natur gütig, liebevoll und träumerisch, hatte durch seine Erziehung nur die Gabe empfangen können, liebenswürdig und ein gewisses Maß haltend auch da zu bleiben, wo er, getrieben von dem unwiderstehlichen Drang nach Glück, die Gränzen der Sittlichkeit überschritt. Es war ein anmuthiger, ein bezaubernder Jüngling, dieser Erbe einer Million, und wo er erschien, flogen ihm die Herzen entgegen. Selbst seinen rauhen Verwandten, den Husaren Heiking, der in tiefster Seele den Vorsatz getragen, den Nachkommen Derjenigen zu hassen, um derentwillen seine verzweifelte Mutter sich den Tod gegeben, hatte er an sich zu fesseln gewußt und dieser liebte den Jüngling jetzt mit solcher Wärme, als nur immer ein kräftiger Oheim den Sohn der geliebtesten Schwester lieben könnte.

Benno hatte also auch hier empfangen, was er gewollt. Er hatte den wilden Menschen, den seine Großmutter so sehr fürchtete, gezähmt, und den Familienpopanz in einen Freund für sich umgewandelt. Als dieß aber geschehen, hatte auch Heiking's Persönlichkeit ihren Reiz für ihn verloren. Der Husar war nichts mehr und nichts weniger als die übrigen elenden Menschenkreaturen, die man mit einem Köder von Gold und Lächeln fangen konnte. Es gab nichts auf der Welt, was der Mühe des Lebens eigentlich verlohnte, und der Sonnenschein, der so goldig klar über der Landschaft lag, konnte durch ein geschwärztes Glas gesehen, nicht strahlenloser fallen, als das beneidete Glück des reichen Jünglings in sein dunkles Herz.

Frau von Heiking befand sich auf Plessenberg der Hauptbesitzung ihres Enkels, etwa drei Meilen von Danzig, in der himmlisch schönen Landschaft, deren größte Zierde das Bergflüßchen Radaune ist. Auf das benachbarte Weidau ging Benno, von dem alten Walter begleitet. Eine prächtige vierfache Allee von wilden Kastanien, deren dicke braune Knospen im Frühlingssonnenschein wie gefirnißt glänzten, führte von der Chaussee abbiegend, fast eine halbe Meile schnurgrade auf das stattliche Herrenhaus zu.

Es ist nur gut, sagte Dubois, als er auf diesem langen Wege dahinrollte, daß eine größere Stadt diesem ländlichen Familiensitze nicht allzufern liegt. Meine gnädigste Großmama wird hoffentlich nicht beanspruchen, daß ich meine ganze Zeit in ihrer liebreichen Gesellschaft zubringe. Ich werde viel und oft in Danzig seyn. In Danzig! Herr Gott, ich Thor, ist es mir doch gänzlich entfallen, daß das schöne, liebliche, schuldlose Geschöpf, welches ich als Gefährtin meines ganzen Lebens an mich zu fesseln viele Tage lang wünschte, dort wohnt. Gertrud Bergenau! Ich versprach, sie zu besuchen, im vorigen Frühling schon. Lieber Himmel, konnte ich wissen, daß unterdeß tausend Dinge kommen würden, die ihr Bild in den Hintergrund drängen mußten. Aber ich will hin, ich will sie möglichst bald besuchen, und ist sie noch wie sie war und liebt sie mich so, wie ich geliebt zu seyn wünsche, so soll sie mein seyn und ich will sie mit Glück überschütten, die arme Kleine, die bis jetzt vom Leben nichts gekannt, als dessen Kämpfe und Trübsal.

Der reiche Jüngling vergaß, wie wenig Glück ihm selbst bisher der Besitz gegeben hatte, von dem er einen kleinen Theil für ausreichend hielt, Gertrud's Seele zu erfüllen, und lächelte bei dem Gedanken an das entzückte Gesicht des holden Mädchens, wenn er sie aus Armuth in Reichthum versetzen würde.

Die Gelegenheit, ihre Bekanntschaft zu erneuern, würde ihm nicht fehlen und Don Juan selbst konnte vor Elvira's Thür sein wohllüstiges:

Was gilt's, du hast mich lieb,

nicht mit größerer Zuversicht singen, als Benno Dubois in seinem des Erfolgs sichern Herzen fühlte.

Der Wagen hielt jetzt vor dem stattlichen Her-

renhause, das Leo Heiking ein Schloß zu nennen beliebt hatte.

Amtmann Berg, der Sohn desjenigen, der den Knaben Leo so manchmal geschlagen und eingesperrt hatte, eilte die steinerne Freitreppe hinab, dem jungen Gutsherrn entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuen Planeten.

(Schluß.)

Von den seit der Asträa entdeckten ist nur einer, Viktoria, achter Größe, die übrigen sind neunter, zehnter, eilfter, Themis gar eine zwölfte Größe. Verschiedene andere wurden entdeckt, aber durch trübe Witterung der Beobachtung wieder entzogen, bevor ihre Stellung bestimmt ermittelt werden konnte. Da diese Körper so außerordentlich klein sind — Dr. Hornstein verglich in einer neulich in Wien gehaltenen Vorlesung die Oberfläche eines der mittleren ihrem Umfange nach etwa mit einem der größeren Kronländer des österreich. Staates — muß die Schwerkraft auf ihrer Oberfläche äußerst gering seyn, die Atmosphäre beträchtlich dehnbarer, als auf größeren Planeten. Die Muskelkraft müßte daher in demselben Verhältniß stärker wirken, so daß ein Mann z. B. sechzig oder achtzig Fuß perpendikulär in die Höhe springen könnte und, auf dem Boden wieder anlangend, keine stärkere Erschütterung verspüren würde, als ob er auf der Erde zwei oder drei Fuß hoch herabgesprungen wäre. Wir müssen zum Schlusse noch eines der größten Triumphe gedenken, dessen die mathematische Wissenschaft sich überhaupt rühmen kann, der Entdeckung des Planeten Neptun. Derselbe wurde nicht gesehen und als Planet erkannt, sondern zwei Astronomen, Leverrier in Paris und Adams in Cambridge, berechneten, jeder ohne von der Arbeit des Anderen zu wissen, daß auf einer bestimmten Stelle ein Planet sich befinden müsse; beide Berechnungen trafen fast vollständig miteinander überein, und der Planet fand sich in der That. Die Sache verhält sich in Kürze so: Wenn die Planeten nur der Anziehungskraft der Sonne ausgesetzt wären, so müßten sie sich in regelmäßigen Ellipsen bewegen, deren gemeinschaftlicher Fokus die Sonne wäre. Aber es äußern sich auch die Einflüsse anderer Körper durch Abweichungen von der regelmäßigen Bahn oder Perturbationen. Sobald die Zahl und relative Bewegung der Planeten bekannt ist, geben diese Perturbationen das Mittel, jede Stellung, frühere oder zukünftige, eines jeden bekannten Planeten mit überraschender Genauigkeit zu bestimmen. Nun hatte man seit der Entdeckung des Planeten Uranus an der Bewegung desselben Perturbationen beobachtet, deren Ursache in keinem der bekannten Planeten zu finden war. Hiernach richteten die beiden Gelehrten ihre Berechnungen, und, wie wir gesehen haben, mit dem glänzendsten Erfolge. Die Stammliste der kleinen Planeten (bis Mitte März 1858) lautet augenblicklich folgendermaßen:

Namen der Planeten.	Datum der Entdeckung.	Namen der Entdecker.
Ceres . . .	1. Januar 1801.	Piazzi.
Pallas . . .	28. März 1802.	Olbers.
Juno . . .	1. Sept. 1804.	Harting.
Vesta . . .	29. März 1807.	Olbers.
Asträa . . .	8. Sept. 1845.	Hencke.
Hebe . . .	1. Juli 1847.	Hencke.
Iris . . .	13. August 1847.	Hind.
Flora . . .	18. Oktober 1847.	Hind.
Metis . . .	26. April 1848.	Graham.
Hygea . . .	12. April 1849.	de Gasparis.
Parthenope	11. Mai 1850.	de Gasparis.
Viktoria . .	13. Sept. 1850.	Hind.
Egeria . . .	2. Nov. 1850.	de Gasparis.
Irene . . .	19. Mai 1851.	Hind.
Eunomia . .	29. Juli 1851.	de Gasparis.
Psyche . . .	17. März 1852.	de Gasparis.
Thetis . . .	17. April 1852.	Luther.
Melpomene .	24. Juni 1852.	Hind.
Fortuna . .	22. August 1852.	Hind.
Massalia . .	19. Sept. 1852.	de Gasparis.
Lutetia . . .	15. Nov. 1852.	Goldschmidt.
Kalliope . .	16. Nov. 1852.	Hind.
Thalia . . .	15. Dez. 1852.	Hind.
Themis . .	5. April 1853.	de Gasparis.
Phokäa . .	7. April 1853.	Chacornac.
Proserpina . .	5. Mai 1853.	Luther.
Euterpe . .	8. Nov. 1853.	Hind.
Bellona . .	1. März 1854.	Luther.
Amphitrite . .	1. März 1854.	Marth.
Urania . . .	22. Juli 1854.	Hind.
Euphrosine .	2. Sept. 1854.	Ferguson.
Pomona . .	26. Oktober 1854.	Goldschmidt.
Polyhymnia .	28. Oktober 1854.	Chacornac.
Circe . . .	6. April 1855.	Chacornac.
Leukothea . .	19. April 1855.	Luther.
Atalante . .	5. Oktober 1855	Goldschmidt.
Fides . . .	5. Oktober 1855..	Luther.
Leda . . .	12. Januar 1856.	Chacornac.
Lätitia . . .	8. Februar 1856.	Chacornac.
Harmonia . .	31. März 1856.	Goldschmidt.
Daphne . .	22. Mai 1856.	Goldschmidt.
Isis . . .	23. Mai 1856.	Pogson.

Namen der Planeten.	Datum der Entdeckung.	Namen der Entdecker.
Ariadne . .	15. April 1857.	Pogson.
Nysa . . .	27. Mai 1857.	Goldschmidt.
Eugenia . .	26. Juni 1857.	Goldschmidt.
Hestia . . .	16. August 1857.	Pogson.
Aglaia . . .	15. Sept. 1857.	Luther.
Doris . . .	19. Sept. 1857.	Goldschmidt.
Pales. . . .	19. Sept. 1857.	Goldschmidt.
Virginia . .	4. Oktober 1857.	Ferguson.
Nemausia .	22. Januar 1858.	Laurent.
	4. Februar 1858.	Goldschmidt.

Grüß Gott.

Wo Wandrer flüchtig sich begegnen
Und Jeder rasch vorüber muß,
Soll Einer doch den Andern segnen
Mit einem frommen Wandergruß.

„Grüß Gott!“ Wie seelvergnügt und heiter
Am Morgen macht das liebe Wort;
Allein und einsam geht's doch weiter
Wie im Geleit von Engeln fort.

„Grüß Gott!“ Wie herzlich und wie traulich
Am Mittag ladet es zum Mahl,
„Grüß Gott!“ wie friedlich und erbaulich
Am Abend auszuruh'n im Thal.

Drum, wo dem Wandrer du begegnest,
Der rasch wie du vorüber muß,
Versäum' es nicht, daß du ihn segnest
Mit einem frommen Wandergruß.

Mannigfaltigkeiten.

Dieser Tage wurde zu Krensheim, einem Pfarrdorf im badischen Taubergrunde des Amtsbezirks Gerlachsheim, ein in jeder Hinsicht sehr interessanter Fund gemacht. In einem der dortigen Steinbrüche, der schon seit 400 Jahren ausgebeutet wird, entdeckte der Pfarrverwalter Dr. Gerber von Krensheim höchst merkwürdige Ueberreste von mehreren vollkommen versteinerten menschlichen Körpertheilen, welche, wie eine genaue Untersuchung nachweist, ursprünglich ein Ganzes gebildet haben und nur durch das Stemmeisen eines Steinhauers zertrümmert worden sind. Der riesige Wuchs, der kräftige Körperbau, die umfangreichen Bruchstücke von Schenkeln und Füßen, verbunden mit einer Masse zusammengeschobener vollkommen petrifizirter Seemuscheln, sodann der Umstand, daß in Verbindung mit obigen Petrefakten auch ein wunderschönes Bruchstück eines vollkommen petrifizirten großen Fisches (Delphin) sich vorfand, scheint unbezweifelt darzuthun, daß sämmtliche Körpertheile der vorsündfluthlichen Periode angehören. Einige Stücke dieser petrifizirten Körpertheile konnten ohne erhebliche Mühe von ihrer Unterlage, an welche sich eine salpeterartige, versteinerte Säure angesetzt hatte, hinweggenommen werden, so z. B. ein 13" breit gequetschtes, 12" hohes und 3" dickes Bruchstück eines weiblichen Leibes, welches durch die etwas erhöhte Form des Unterlagsteines nach Art eines Topfes gedrückt war. Ein Bruchstück einer weiblichen Brust ist besonders wunderschön petrifizirt. An einem anderen Bruchstücke einer weiblichen Brust sieht man noch deutliche Eindrücke von Verzierungen. Auch sind 3 genau erkennbare Bruchstücke von Köpfen dabei, nämlich: zwei Frauen- und ein Kindeskopf, wobei der Hinterkopf das Haargeflecht, das Kinn, das Genick und der Hals deutlicher erkennbar sind, obgleich sie durchaus breit gedrückt, wie gepreßt erscheinen. Sodann ist ein interessantes Bruchstück vom Rumpfe eines etwa 4—6 Jahre alt gewesenen Kindes dabei, an dem der Hals und die Schulterblätter deutlich zu erkennen sind; ferner der Fuß eines etwa 2 Jahre alten Kindes. Ganz schön aber ist das riesige Bruchstück eines Fisches, an dem der innere Knochenbau und die äußere Schuppenbildung deutlich erkennbar sind. Was die Muschelpetrefakten anbelangt, so reihen sie sich in Bezug auf Schönheit und vollkommene Bildung würdig an die voraus genannten an. Wie wir gehört, wird dieser kostbare Fund dem Großherzogthum Baden zum Geschenke angeboten werden.

Um den Europäern den Verkehr in Kanton einigermaßen zu erleichtern, wurden die Häuser numerirt und die Namen der Straßen in französischer und englischer Sprache angeschrieben. Zwei große Hauptstraßen, welche die Stadt im Kreuz durchschneiden, erhielten die von Nord nach Süd den Namen „Napoleonsstraße“, jene von Ost nach West „Viktoriastraße“. Die andern wichtigeren Straßen wurden Londoner-, Pariser-, Petersburger-, New-Yorker-, Madrider- und Lissabonstraße benannt.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 95 Mittwoch, 21. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Amtmann Berg hatte Rechtswissenschaft studirt und war der Generalbevollmächtigte Benno's, der Hauptverwalter des großen Güterkomplexes, den der Jüngling von seinem Vater ererbt. Er war ein hübscher brünetter Mann, schlank, aufrecht, mit einem gewissermaßen des Befehlens gewöhnten Wesen. Er trug glänzend geputzte Stulpenstiefeln, eine sogenannte Fritzenweste, einen grünen Reitfrack mit blanken Knöpfen, silberne Sporen und eng anliegende Beinkleider.

Mindestens fünfzehn Jahre älter als Dubois, glaubte er, daß es ihm leicht gelingen würde, den jugendlichen Gutsherrn in einer gewissen Abhängigkeit von sich zu erhalten, wenn er nur gleich beim Beginn ihres neuen Verhältnisses den rechten Ton zu treffen wüßte. Er empfing ihn daher mit einer Art von Kordialität, wie ein älterer Mann einen jüngern, erinnerte ihn an einige zufällige Begegnungen aus früherer Zeit und ließ ihm den Vortritt nicht wie der Untergebene dem Vorgesetzten, sondern wie der Wirth dem Gast.

„Ihre Zimmer!" sagte er, indem er die Mahagonithür öffnete und rasch hinter dem jungen Besitzer einzutreten versuchte.

Dubois ließ ihn zwei Schritte über die Schwelle thun, wandte sich dann mit Höflichkeit nach ihm um und sagte ohne Anmaßung, aber mit voller Entschiedenheit:

„Ihre Anwesenheit werde ich mir erbitten, wenn ich von der Fahrt auf der Chaussee restaurirt seyn werde, für jetzt, Herr Oberamtmann, erlaube ich mir, Sie zu entlassen."

Herr Berg machte eine verblüffte Verbeugung und empfahl sich und Benno lachte laut auf, als er gegangen.

Dieser Mensch hält mich noch für einen Knaben, den er nach Belieben leiten kann, sagte er bei sich selbst, er wird diese Meinung indeß sehr bald ändern.

„Kommen Sie, Walter, und besorgen Sie meine Toilette, damit ich auf die gnädige Großmama einen günstigen Eindruck mache."

Zwanzig Minuten später rasselte von der entgegengesetzten Seite der langen Kastanienallee die Equipage der alten Baronin, der durchlauchtigen Großmama, heran.

Herr Berg empfing auch diese und nach etwa einer Stunde sehen wir die beiden Ueberbleibsel zweier uralter adeliger Geschlechter nebeneinander in dem Wohnzimmer des Hauses, das der Vater des jüngern nur durch seine bürgerliche Betriebsamkeit wieder in ihren Besitz gebracht.

Frau von Heiling betrachtete den Sohn ihrer einzigen Tochter mit liebevoller Achtsamkeit.

„In der That," sagte sie, indem sie mit ächt großmütterlicher Zärtlichkeit seine reichen Locken streichelte, „Du bist ein schöner Jüngling von ganz noblem und aristokratischem Ansehen, die Gesichtszüge Deines Großvaters mischen sich bei Dir in sehr sichtbarer Weise mit denen meines Vaters und Deine Haltung hat etwas wahrhaft Fürstliches, obgleich Du nicht sehr groß bist. Dein Aeußeres, wie Dein bedeutendes und wohlgeordnetes Vermögen berechtigt Dich zu den höchsten Ansprüchen, und wenn Du jetzt Dich hier ein wenig eingelebt, Dir einen Ueberblick über den Stand Deiner Angelegenheiten verschafft und die Verwaltung Deiner Besitzungen angetreten hast, würde ich Dir rathen, eine zweite Reise durch Deutschland zu machen, Dich an allen kleinen Fürstenhöfen zu präsentiren und zu sehen, daß Du eine Gattin findest, deren Rang und Herkunft den Fleck in unserm Stammbaum bedeckt, den derselbe durch die Verbindung Deiner Mutter mit einem neuen Adeligen erhielt."

Benno lächelte.

„Sie scheinen aber doch zu wünschen, theure Mama, daß ich einige der Eigenschaften meines Vaters, des Emporkömmlings, mir angeeignet hätte, ich meine seine weise Uebersicht aller Geldangelegenheiten."

„Er war ein Kaufmann, lieber Benno, ein großer Kaufmann, ich gebe das gern zu. Er war

sogar ein gütiger und großmüthiger Mensch, ich achtete ihn ausnehmend und — bin ihm Dank schuldig, ich leugne das gar nicht. In unsern Zeiten aber, wo der Adel mehr und mehr durch Armuth in Trümmer zerfällt, muß ein begüterter Edelmann besonders daran denken, die edlen Namen aufrechtzuerhalten.“

„Ich heiße Dubois, wie mein Vater, theure Mama, und mein Großvater hieß, wie Sie wissen, Ferdinand Holz, ging als Kommis nach Jamaika, heirathete ein reiches Quadronenmädchen und französirte seinen Namen in der französischen Kolonie, wo seiner Gattin Zuckerplantagen lagen. In meinen Adern fließt nicht blos bürgerliches, sondern noch ein Restchen Negerblut, und im freien Amerika könnte es mir begegnen, gar nicht für einen Gentleman angesehen zu werden. Ich glaube, theure Mama, daß ich so manche Eigenthümlichkeit meines Charakters meiner Abstammung von einer südlichen Race verdanke. Vorderhand beabsichtige ich durchaus noch keine Heirath. Ich bin noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt und kann an die Fortpflanzung meines Stammbaumes denken, wenn ich fünfzig Jahre alt seyn werde; auch mein Vater heirathete in diesem Alter eine schöne sechzehnjährige Frau aus guter Familie, von der man sogar sagt, daß sie innig geliebt habe.“

„Das war auch der Fall,“ entgegnete die Baronin, „sie liebte ihn aus Dankbarkeit, da er mit äußerster Großmuth mich und sie vor Mangel schützte, den Konkurs meines Gatten deckte und die tief verschuldeten Güter emporbrachte.“

„Er war ein herrlicher Mann, mein theurer Vater,“ sagte Benno und seine glänzenden Augen wurden feucht. „So jung ich auch noch war, als er mir entrissen wurde, so lebt sein Andenken doch unauslöschlich in meiner Seele. O, daß das Geschick ihn mir erhalten hätte.“

Frau von Heiking fühlte, daß sie das Herz ihres Enkels an seinem empfindlichsten Punkte getroffen. Die Liebe für seine Eltern, die er früh verloren, war zu einer Art Religion in der Brust des verzogenen Jünglings geworden. Das Glück eines Sohnes war das Einzige, welches er als ein früh verlorenes Gut zu betrauern hatte und darum wohl schlossen sich alle Ranken jener Sehnsucht, die jedes menschliche Herz nach einer unbekannten, aber geahnten Seligkeit empfindet, um diesen Punkt zusammen. Nur das schwer oder gar nicht Erreichbare hat einen hohen Werth in den Augen Derer, die das Glück großgezogen.

Benno war von seinem Sitze aufgestanden und ging mit langsamen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Wir dürfen und sollten es nie vergessen, theure Mama,“ sagte er, indem er endlich mit seinem gewöhnlichen Lächeln vor seiner Großmutter stehen blieb, daß wir unsere angenehme Existenz und unsere sichere Stellung im Leben diesem einfachen Bürger, diesem Kaufmann, meinem lieben verstorbenen Vater, verdanken. Was nützte mir Ihre vornehme Abkunft, was der Adel meiner schönen Mutter, wenn er nicht unsere verschuldeten sequestrirten Güter an sich gekauft, die belastenden Hypotheken abgelöst, neues Inventarium angeschafft, neue Wirthschaftsgebäude aufgeführt und außerdem noch große Summen in disponibeln Fonds uns hinterlassen hätte. Zur Zeit des Faustrechts galt der Adel durch die Kraft seines Armes, durch seine Gewandtheit in den Waffen, er war stark und dem Stärkeren gehörte damals die Welt unmittelbar. Auch heute noch gilt dasselbe Gesetz, nur daß die Zivilisation ein Ausgleichungsmittel hervorgebracht für die Stärke des Armes, dessen unmittelbares Wirken jetzt die Polizei nicht duldet, das Geld! Geld, theure Mama, ist die Kraft unseres Jahrhunderts, und wahrlich, ohne Stärke und Kraft kann man es nicht zusammenbringen. Ich glaube, es gehört Kraft, Uebung und Verstand dazu, sich nur so viel zu erwerben, als man eben zum einfachen Leben bedarf und ich danke meinem Vater, dem Kaufmann, daß ich nicht nöthig habe, für das tägliche Brod zu arbeiten oder dem Staate zu dienen, damit er mir als Offizier oder Beamten das tägliche Brod gibt. Mein Militärjahr hat mich gründlich von jeder Liebhaberei für den Kriegerstand geheilt. Der soldatischen Disziplin ist es sogar möglich geworden, den ritterlichen Geist meines Oheims Leo zu zähmen.“

Frau von Heiking zuckte bei diesem Namen zusammen, doch sagte sie kein Wort und erst nach einigen Minuten des Schweigens begann sie, dem jungen Gutsherrn Mittheilungen zu machen über seine andern in der Nähe gelegenen Besitzungen, über die Verbesserungspläne, die Herr Berg vorgeschlagen, und als dieser gegen Abend auf besondere Einladung im Schlosse zur Tafel erschien, drehte sich das Gespräch um Wiesenberieselung, künstliche Düngermittel, neue Dreschmaschinen ꝛc. und Benno legte sich an diesem gesegneten Abende mit dem festen Vorsatze nieder, morgen nach Danzig zu reiten, um sich eine Zerstreuung zu suchen.

Frau von Heiking rieth ihm, beim Polizei- und Regierungspräsidenten, beim kommandirenden General und bei den verschiedenen Konsuln Visite zu machen und zu diesem Zweck den alten Walter und die nöthigen Gardrobegegenstände in einer Chaise mitzunehmen. Dubois aber erklärte, dieß bis zu einer andern Zeit verschieben und heute einmal allein bleiben zu wollen, blos um die Straßen der Stadt in Augenschein zu nehmen, um das Vergnügen eines einsamen Rittes zu genießen.

Der junge Mann war Husar und in der Reitkunst ein Schüler Heiling's gewesen. Er saß auf seinem edlen Pferde wie ein ächter Kavalier. Mensch und Thier gehörten zu der edelsten Race und schienen für einander geschaffen. Die kleinen Köpfe, die zierlichen Füße, das Feuer der Augen, die Haltung des Halses, Alles war bei Roß und Reiter gleich tadellos und schön, und wie sie dahin flogen durch die frühlingsfrische Gegend, die seit gestern wieder an Schönheit gewonnen, da gaben sie zusammen ein Bild, dem jedes Auge mit Vergnügen folgen mochte.

(Fortsetzung folgt.)

Adolf Schults.

Am 2. April starb in Elberfeld nach langen Leiden der Dichter Adolf Schults, eines der thätigsten Mitglieder des Poetenkreises im Wupperthale. Einige Sammlungen lyrischer Gedichte von Schults erschienen im Laufe der letzten Jahre; auch schrieb er poetische Erzählungen. Gleichzeitig mit der Nachricht von seinem Tode wird ein rührendes Gedicht von ihm bekannt, das sein letztes gewesen:

Friedhof, d'rauf mein Vater ruht,
Deine Weiden seh ich winken!
O, mich dünkt, sie meinen's gut:
Ruhe, Ruhe soll ich endlich trinken.

Aber nein, ihr Winker, nein,
Darf noch nicht bei euch erscheinen!
Augenpaare, groß und klein,
Sieben Augenpaare würden weinen!

O, und eins, das Tag und Nacht
Jene sieben mußte lenken,
Das für mich gefleht, gewacht,
Würde trostlos seine Wimper senken.

Du, o meines Vaters Geist,
Kannst du mir kein Zeichen senden,
Das Genesung mir verheißt?
Das da sagt: noch einmal wird sich's wenden?

Still! die Weiden auf der Gruft
Lassen ab von ihrem Winken, —
Soll in Gottes reiner Luft
Ich noch einmal mit Genesung trinken?

Du, mein Vater, habe Dank,
Daß für mich Dein Ohr noch offen!
Ach, dein Sohn, so schwach und krank,
Will noch einmal hoffen, hoffen, hoffen!

Mannigfaltigkeiten.

Nach einem ausführlichen Berichte über die Frequenz der deutschen Universitäten im Sommer 1857 und im Winter 1857/58 stehen die bayerischen Universitäten bezüglich der Frequenz in allen Fakultäten mit obenan. An sechzehn protestantisch-theologischen Fakultäten studirten im vergangenen Semester 2257 Theologen und dabei nimmt Erlangen in der Frequenz die zweite Stelle mit 325 ein, während Berlin nur 312 zählt. Die Gesammtzahl der Juristen, Kameralisten und Forstleute auf den 19 deutschen Universitäten war im verflossenen Wintersemester 3373, von denen auf die drei bayerischen Landesuniversitäten allein 784 kommen. Was die Reihenfolge der Universitäten betrifft, so steht obenan Berlin mit 607 Juristen, dann folgt München mit 561. Was die Mediziner, höheren Chirurgen und Pharmazeuten betrifft, so war ihre Gesammtzahl im vorigen Semester 2417; obenan steht Berlin mit 308, dann folgen Würzburg mit 280, Leipzig mit 227 und München mit 194. Das Verhältniß der Ausländer zu den Inländern ist am günstigsten in Würzburg, wo es 66 Prozent beträgt. Die Gesammtzahl der bei den philosophischen Fakultäten Inskribirten betrug 2600; obenan steht München mit 433, dann folgt Berlin mit 343. München zählt 111 Lehrer (darunter 58 ordentliche Professoren), Würzburg 47 und Erlangen 48. Berlin hat 156 Lehrer, darunter aber nur 49 ordentliche Professoren.

Am 3. Mai und an den folgenden Tagen findet in Augsburg unter Leitung des Antiquars Butsch eine Versteigerung von xylographischen und typographischen Seltenheiten und vielen andern Büchern statt, welche Kenner und Sammler höchlich interessiren werden. Wir geben hier einige dem Katalog entnommene Proben. Von den Vorläufern des Bücherdrucks mit beweglichen Typen, den sogenannten Holztafeldrucken enthält derselbe die „Apokalypse“ in zwei Ausgaben; das „Canticum canticorum“ und die „Ars memorandi per figuras Evangelistarum“. An Pergamentdrucken sieben Nummern: das Catholicon von 1460, aus Gutenberg's Offizin; den Fust'schen Cicero von 1465; das „Missale Ratisbonense“ von Pfeil in Bamberg ꝛc. Würdig reiht sich eine Elite von Papierdrucken an: z. B. die erste lateinische (Mazarin'sche) Bibel (in Hibbert's Auktion für 215 Pf. St. verkauft); von den deutschen Bibeln die erste, zweite, dritte, fünfte, sechste, siebente, neunte und zehnte. Wolfram von Eschenbachs Parcival und Tyturell (Straßburg, Mentelin) 1477. Der erste von Christ. Columbus aus der neuen Welt geschriebene Brief in deutscher

Uebersetzung; Straßb. 1497 (neben einer Menge früher Nachrichten über die Entdeckung Amerika's in alten Drucken). Fernando de Castillo Cancionero general, Toledo 1527 (Brunet 600 Franken). Dante Alighieri Divina commedia, Firenze 1481, mit den (20) Kupferstich-Erstlingen nach Sandro Boticello, angeblich von Baccio Baldini gestochen; Bücher mit guten seltenen oder besonders merkwürdigen Holzschnitten von alten gänzlich unbekannten Meistern; dann von Mich. Wohlgemuth, A. Dürer, H. Schäufelein, H. S. Beham und H. Holbein d. j. Nicht unerwähnt darf schließlich das Todtentanz-Alphabet dieses großen Meisters bleiben.

Man schreibt aus Jena, 14. April: Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Studenten, die sonst die Universität ganz verlassen oder gewechselt haben würden, ist hier geblieben, um das Jubiläum im Kreise der Kommilitonen zu feiern. Ueber die Festtage ist bis jetzt Folgendes bestimmt: Sonntag den 15. August festlicher Zug in die Stadtkirche und Gottesdienst; nach dem Gottesdienst Enthüllung des Denkmals für den Kurfürsten Johann Friedrich den Großmüthigen auf dem Markte; dann Festtafeln im neuen Bibliotheksgebäude und an anderen Orten. Montag den 16. August früh akademische Jubelfeier in der Kollegienkirche; Mittags wieder Festtafeln; Abends Ball in verschiedenen Lokalen. Dienstag den 17. August großer Kommerce im Freien, im s. g. Paradiese. Die Stadt läßt Bänke und Tische aufschlagen und liefert zwei Gebräue Bier. Die Frage, die sich unter den sorglichen Vätern der Stadt erhoben haben soll, ob es räthlich sey, auch die Gläser zum Biere zu liefern, deren doch eine große Menge vermuthlich zerbrochen werde, ist, wie man hört, großherzig mit Ja entschieden worden.

Aus Sitten meldet die „Gaz. du Valais“ einen traurigen Vorfall. In der Nähe der Stadt befanden sich zwei hölzerne Gebäulichkeiten, welche früher als Pulvermühle dienten, seit etwa sechs Jahren aber verlassen standen. Trotzdem, daß die Wände stark mit Pulverstaub bekleidet waren und darum Gefahr boten, hatte Niemand daran gedacht, die Gebäude abzutragen oder zu schließen. Da machten sich vor einigen Tagen zwei junge Leute, ein Sittener von 15 und ein Piemontese von 20 Jahren, in das Innere des einen Gebäudes, um geschützt gegen den Wind ihre Pfeifen anzuzünden. Bei der Gelegenheit scheint das Gebäude mit Blitzesschnelle Feuer gefangen und dieses die Unglücklichen erstickt zu haben. Man fand an der Stelle der beiden Leichname unförmliche verkohlte Reste, kaum als Ueberbleibsel von Menschen kennbar.

Die Wittwe Karoline Ruprecht aus Heidelberg veröffentlicht in der „Bad. Landeszeitung“ nachstehende Danksagung:

„Thatsachen entscheiden.

In dem bekannten Streite der Phrenologen, ob der Durst durch ein Organ am Schädel vertreten sey oder nicht, lieferte Herr Krummholz an meinem dahier studirenden Sohne den auffallendsten Beweis, daß dieß wirklich stattfinde. Denn als ich diesen Ehrenmann, welcher als Erfinder dieser Meinung zu betrachten ist, wegen des allzu großen Durstes meines Sohnes befrug, legte dieser nach gepflogener genauer Untersuchung des Kopfes sofort seine Maschine zweimal des Nachts an, ließ aber eine der Federn etwas zu stark spielen, so daß mein Sohn bereits am dritten Tage der Art allen Durst verlor, daß er nicht einmal mehr die Flüssigkeit des Kaffee's oder der Suppe sehen konnte. Glücklicherweise hat Herr Krummholz das Hervorbringen von Organen durch Zug eben so gründlich studirt, als das durch Hinwegdrücken; es bedurfte daher nur des Umkehrens der Klappe, um sofort schon nach einer einzigen Nacht genügender Wirkung auf das Wiederhervorwachsen des Durstbuckels zu haben, so daß der Arme nach dem Erwachen seinen Kaffee zum Frühstück wieder trinken konnte. Bier genießt er jetzt keines mehr; ich betrachte daher Herrn Krummholz als Lebensretter, denn das Organ des Durstes war bei meinem Sohn in einer Weise entwickelt, daß sowohl sein Pfleger als ich an seinem ferneren Fortkommen gezweifelt haben. Kann es unter diesen Umständen wohl mißdeutet werden, wenn ich andurch diese wichtige Errungenschaft im Gebiete der phrenologischen Orthopädie den Bewohnern Karlsruhes, unter welchen Herrn Krummholz sich jetzt befindet, mit den Gefühlen eines dankbaren Herzens anzeige?!

Heidelberg, den 8. April 1858.

Ein Hausbesitzer mußte einige Ausbesserungen in seinem Keller vornehmen lassen, welche ein Maurer zu besorgen hatte; er ließ daher ein Faß mit sehr gutem Wein, das in diesem Keller lag, hinwegbringen, bevor der Maurer seine Arbeit beginnen durfte. — „Oho“, meinte der Maurer, der dazu kam, „ich fürchte mich vor einem Weinfasse nicht, Herr!“ — „Das glaub' ich Euch“, versetzte der Herr, „aber ich fürchte, das Faß könnte in Eurer Nähe rinnen.“

Redakteur: Gustav Messert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 96 Donnerstag, 22. April 1858.

Der Ärmuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Dubois hatte die Begleitung eines Reitknechts abgelehnt. Er wünschte den kurzen Weg nach Danzig ohne Späherauge jetzt und künftig zu machen. Fest entschlossen, mindestens ein Jahr auf seinen Gütern zu bleiben und sich vom Stande seiner Angelegenheiten eine genaue Uebersicht zu schaffen, wollte er neben seiner Großmutter im vollen Besitz seiner Freiheit bleiben und ihr daher vor Allem die die Mittel nehmen, seine Wege und sein Thun und Treiben zu erspähen. Wie die meisten von Frauen erzogenen Jünglinge, haßte er nichts so sehr als Frauenaufsicht und weibliche Ermahnungen. Heute aber wollte er unbedingt allein seyn, denn er wollte Gertrud aufsuchen, um das Band, an dem er das reizende Mädchen hielt, und das er so nachläßig sich hatte aus den Händen schlüpfen lassen, wieder fest zu fassen.

Im Hotel de Berlin, wo er abgestiegen, erkundigte er sich nach der Familie Bergenau.

Man kannte die Geschwister nicht, sie lebten in so tiefer Zurückgezogenheit, daß selbst ihr Name nicht in der Stadt genannt wurde.

Auf dem Tisch im Speisezimmer lagen einige Komödienzettel, aus denen Dubois sah, daß die Schauspielertruppe anwesend, zu der auch Madame Laubach-Heimfeld gehörte. Herr Binder's Name stand sogar unter den heute agirenden Mitgliedern.

Den Mann will ich aufsuchen und nach der kranken Sängerin fragen, dachte Dubois. Es war nicht schwer, seine Wohnung zu erforschen, und ein Kellner wurde abgeschickt, den Schauspieler zu dem jungen Gutsbesitzer einzuladen.

Herr Binder war Künstler genug, um eine Vorliebe für Champagner zu fühlen und so folgte er nicht ungern und plaudernd saßen die Beiden nach einiger Zeit an einer gemüthlichen Tafel.

„Sie ist todt, die arme Frau Laubach-Heimfeld," erzählte der Gast dem Wirthe. „Es war ein Glück für ihren verkrüppelten Knaben, daß sie die Tochter zu sich genommen, und daß diese hier am Orte so wackere Freunde gefunden. Es geht ihr jetzt recht gut, dem hübschen Mädchen, und ihr Geschäft hebt sich bemerkbar. Als wir vorigen Winter von hier fortzogen, bestand ihr ganzes Atelier aus einem kleinen Stübchen, wo sie in zwei Schränken Hauben, Chemisetts und schlichte Hüte aufbewahrte. Dieß Jahr, als ich sie wieder besuchte, hatte sie einen stattlichen Putzladen und in einem Zimmer hinter demselben saß eine ganze Schaar junger Mädchen arbeitend, die den besten Ständen angehören und meistens nicht bezahlt werden, sondern noch bezahlen, da Dorchen mit dem Unterricht im Putzmachen auch zugleich Uebungsstunden in der französischen Konversation verbindet. Der arme Knabe, der Krüppel, hat Lehrer, die ihn unterrichten und braucht eine Kur, ich weiß nicht ob Oo oder Jod oder dergleichen, die ein steinalter französischer Doktor ihn durchmachen läßt und die ihm wunderbar hilft, und alles Das verdankt sie den guten Leuten, den Geschwistern Bergenau, mit denen sie zufällig bekannt geworden."

„Sie kennen die Geschwistee Bergenau?" fragte Dubois mit plötzlich verdoppelter Lebhaftigkeit.

„Nun ja, so einigermaßen, ich habe sie Beide dann und wann bei Dorchen Laubach gesehen. Es sind sehr anständige ruhige Leutchen, der Bruder, der Geometer, ist mir näher bekannt als die schöne stille Schwester, die nur selten ihre kleine Wohnung am Hagelsberge verläßt."

Also am Hagelsberge! Benno's Herz klopfte einen Moment in heller Freude. Die kleinen Hindernisse, die sich dem Wiederfinden Gertrud's entgegengethürmt, hatten angefangen, ihm dasselbe wichtig zu machen.

Binder mußte ins Theater, das war ein Glück für den Ungeduldigen. Er hatte zwar versprochen, der Vorstellung beizuwohnen, aber er glaubte seinem Versprechen vollkommen zu genügen, wenn er den Tenoristen in einem Miethwagen dorthin brachte, seinen Logenplatz bezahlte und dann denselben Wagen benutzte, um sich nach dem Häuschen am Hagelsberg fahren zu lassen.

Dreißigstes Kapitel.

Da, wo die Sackgasse beginnt, welche jener große Garten am Hagelsberge schließt, mußte Dubois aussteigen, weil der Wagen nicht weiter fahren konnte. Die zwanzig Schritte bis zu der niedern Hausthür ging er mit klopfendem Herzen.

Die Luft war lau und frühlingsfrisch, aber der Himmel dicht bewölkt und der mondlose Abend stichdunkel.

Die Fensterladen an Bergenau's Wohnzimmer waren noch nicht geschlossen und ein klarer Lichtstreifen ergoß sich aus dem Fenster in das nächtliche Dunkel und bildete gleichsam eine Straße von Licht, in welcher der junge Mann dahinschritt.

Das Fenster war so niedrig, daß er sich nicht erheben durfte, um hinein zu blicken. Im Stübchen saß beim Schein der Lampe Gertrud, der Gegenstand der augenblicklichen Wünsche des reichen Jünglings.

Sie saß wie immer bei einer Arbeit, neben ihr auf einer Seite das Kind, auf der Andern der blödsinnige Vater.

Es fiel dem jungen Manne nicht ein, daß er heranschlich wie die Schlange, das junge Mädchen aus dem Paradiese ihrer Unschuld, ihres friedlichen Familienlebens zu vertreiben. Er sagte sich in vollem Ernst: Ich will es glücklich machen, dieses holde liebliche Mädchen. Das Bild der Sanftmuth und Milde will ich in den glänzenden Rahmen des Reichthums einfassen, wie viel schöner wird es da strahlen.

Er stand mehrer Minuten verloren in dem Anblick Gertrud's, die sich in der That zu einer so reizenden Erscheinung entwickelt hatte, wie sie ihm noch nie auf seinem kurzen Lebenswege begegnet war.

Hier konnte Putz und Toilettenkunst nichts mehr hinzufügen. Die edle einfache Schönheit des Mädchens, weit mehr noch im Ausdruck ihres Gesichts als in dessen Farben oder Lineamenten bestehend, ward am besten unterstützt und gehoben durch den einfachen, peinlich saubern Anzug, der so gut zu dem ganzen Charakter ihres Gesichts paßte.

Es lag etwas Engelhaftes in diesem Wesen, etwas, das wie ferner leiser Glockenton an das Herz des jungen Mannes schlug und ein Gefühl in ihm erregte, das bis dahin noch nicht in seine Seele gekommen.

Als er auf dem Kirchhof sie zum Erstenmal gesehen, hatte er etwas Aehnliches gefühlt, eine Art von Scheu, wie vor etwas Heiligem, Unnahbarem.

Ein solches Mädchen könnte mit der Fessel der Ehe versöhnen, ja diese sogar wünschenswerth machen, sprach er zu sich selbst, indem er die Hausklingel zog, die seiner Hand am nächsten war.

Eine alte Frau mit einer Lampe in der Hand öffnete und sagte:

„Linker Hand wohnt der Doktor Malmaison."

„Ich will zur Familie Bergenau," entgegnete Dubois.

„Klopfen Sie rechts," sagte Margarethe, indem sie ihm nach der Stubenthür leuchtete.

Gertrud aber, obgleich in ihre Arbeit versenkt, hörte die Stimme, — und erkannte sie.

Er kam, er kam, der Geliebte ihres jungen reinen Herzens, er hatte sie nicht getäuscht, er kam, die Liebe hatte ihn zu ihr geführt.

O, das Frauenherz ist fest im Glauben, stark im Hoffen, wenn die erste Liebe es bewegt. Nur die Getäuschte lernt den Zweifel kennen und darum nur ist eine zweite Liebe der ersten so wenig ähnlich, als ein milder Spätherbst dem goldigen Frühling. Das Gefühl sagt uns bei diesem, daß eine lange Reihe von Sonnentagen ihm folgen werden, während wir von jenem wissen, daß nach einem kurzen Schimmer von Glück der rauhe Winter kommt mit seinen langen düstern Nächten.

Dubois öffnete die Thür und Gertrud stand vor ihm, die helle Gluth auf den Wangen, die Augen verschleiert von den Thränen des Glücks.

Er hätte nur die Arme ausbreiten dürfen und sie hätte an seiner Brust gelegen und ihn bewillkommnet mit aller Offenheit ihrer jungen Seele, als den lang ersehnten Geliebten. Seltsam genug, aber wagte er das nicht. Er verbeugte sich tief vor der holden Erscheinung, ihm war zu Muthe, als müsse er vor ihr wie vor einem Heiligenbilde anbetend die Knie beugen.

„So habe ich Sie endlich gefunden, theure Gertrud," sagte er, als er schon Minuten lang neben ihr gesessen, ohne ein Wort gesprochen zu haben.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich aufgesucht," entgegnete sie mit bebender Stimme.

„Haben Sie je daran gezweifelt, daß ich dieß thun würde?" fragte er in leisem Flüsterton.

Sie erhob den Blick zu ihm, sah mit dem Ausdruck unerschütterlichen Vertrauens in seine Augen und sagte: „Nein!"

„Sie haben meiner gedacht in diesen beiden ewig langen Jahren, da Verhältnisse und Verpflichtungen sich wie Mauern zwischen uns aufthürmten, da ich, gefesselt von tausend und aber tausend Rücksichten, Ihnen nicht einmal schreiben durfte?"

„Immer," entgegnete sie liebevoll und offen, „war ich Ihnen denn nicht Dank schuldig, für den Schutz, den Sie mir gewährt in einer der schrecklichsten Stunden meines Lebens, für das großmüthige Vertrauen, das Sie mir schenkten, für tausend und wieder tausend Empfindungen von Glück, die durch Sie mein Herz bewegt hatten. Neben dem

Bild meines Bruders stand in jedem Augenblick meines Lebens, das Andenken an Sie —"

„Neben, vielleicht unter dem Bilde Ihres Bruders?" sagte er mit einiger Heftigkeit, „in meinem Herzen stand nichts neben dem Bilde Gertrud's, es war das Heiligenbild, das meine ganze Seele erfüllte."

(Fortsetzung folgt.)

Der Dom zu Speyer.

Der Vorstand des Vereins zur Wiederherstellung der Vorderseite des Speyerer Domes veröffentlicht über den Fortgang des Baues folgenden Bericht: „In unserem letzten Bericht vom 11. Dezember 1856 haben wir die Hoffnung ausgesprochen, in dem nächsten Berichte den Mitgliedern unseres Vereines die Vollendung der Vorderseite des Kaiserdomes zu Speyer ankündigen zu können. Unsere Erwartung ist nicht getäuscht worden. Wir sind so glücklich, den Freunden unseres Unternehmens sagen zu können, daß die Arbeiten zur Ausführung des Baues in der ganzen Größe seines Umfanges vollendet sind. Nachdem durch großmüthigste Unterstützung von Sr. Maj. dem König Ludwig von Bayern die beiden westlichen Thürme bereits im Jahre 1856 vollständig hergestellt waren, wurde im Frühjahre vorigen Jahres eifrig mit Ausführung der westlichen Kuppel fortgefahren; die Dachbedeckung von Sandsteinplatten fand ohne Unfall statt, und schon im Juni vorigen Jahres wurde die Marienrose als deren Spitze aufgestellt. Noch vor dem Eintritte des Herbstes waren die Paramentarbeiten an der Oberfläche des untern Geschosses zu Ende gebracht, das auf den ursprünglichen, 40 Fuß hohen Mauern besteht. Die zur Zierde des Portales bestimmten Statuen wurden noch im November in den Nischen aufgestellt. Vollendet steht nun die Vorderseite des Domes vor den Augen des Beschauers, ausgeführt in ihrer ursprünglichen Gestalt, in der ganzen Reinheit des Baustyles. Die aus Auftrag Seiner apostolischen Majestät des Kaisers von Oesterreich von Joseph Gasser aus Tyrol hergestellten Statuen über dem mittleren Portale in den goldenen Nischen bilden den schönsten Schmuck der kolossalen Fronte. Der aus den Zuschüssen Seiner Hoheit des Herzogs von Nassau ausgeführte Mittelstock des Baues steigt darüber empor mit seinem reichen Rundfenster. Ueber den schmucken Säulengängen, die das ganze Gebäude umlaufen, erhebt sich majestätisch die Kuppel mit den beiden luftigen Thürmen. Die allgemeine Stimme gibt den bisherigen Leistungen das Zeugniß der Anerkennung. Nur der Eintritt des Winters hat die letzten Arbeiten an der Vorhalle unterbrochen. Diese Arbeiten in Ausführung zu bringen, werden wenige Wochen nach dem Eintreten der mildern Jahreszeiten hinreichen; dieselben werden nur noch die Herstellung des Plattenbeleges, der Trottoirs vor dem Dom zu umfassen haben. Im Innern der durch die Großmuth Sr. Maj. des Kaisers Franz Joseph hergestellten Halle ist nur noch die Eingangsthüre in die Kirche zu vollenden. In kürzester Zeit werden die Nischen bereit seyn, um die in Wien angefertigten Statuen der acht deutschen Kaiser und Könige Deutschlands aufzunehmen, welche im Dome ihre letzte Ruhestätte gefunden. Ebenso werden von Wien die historischen Reliefs nur erwartet, um sie den zur Aufnahme bereit stehenden Mauerflächen einzufügen. Die von Joseph Gasser dahier angefertigten Reliefbilder der hervorragendsten Wohlthäter des Domes und Bisthums, nämlich: Kaisers Karl des Großen, Königs Dagobert, des Königs Ruprecht von der Pfalz, Kaisers Franz Joseph von Oesterreich, Königs Maximilian II. und Königs Ludwig I. von Bayern sind vollendet und zum Theil der Standorten eingefügt. Auch das von dem Bildhauer Renn zu Speyer angefertigte Relief über der Eingangsthüre in den Dom ist bereits an seine Stelle aufgenommen. Obgleich eine nennenswerthe Ueberschreitung des Voranschlags für den eigentlichen Bau nicht stattgefunden hat, so waren doch viele Ausgaben nothwendig für Arbeiten, welche sich in Folge des Baues ergeben haben. Wenn auch Anfangs die Beibehaltung des Kernes der im Jahre 1772 aufgeführten, also nicht dem ursprünglichen Bau angehörige Kuppel beabsichtigt war, so hat man sich doch um den architektonischen Anforderungen zu genügen, entschlossen, die Kuppel ganz neu und wieder genau an derselben Stelle aufzubauen, wo sie sich ursprünglich befand. Durch den Bau selbst wurde die Aufstellung eines neuen, dem enormen Gewichte der Glocken entsprechenden Glockenstuhles, Abänderung und neue Aufstellung der Uhren nothwendig. Ebenso war die Herstellung der Gitterthore, eines entsprechenden Plattenbeleges und von Ableitungskanälen vor dem Dome nicht zu vermeiden und nicht zu verschieben, wenn wir nicht das Ganze unvollendet zurücklassen wollten. Zur Ausführung aller dieser Arbeiten war eine Summe von circa 16,000 fl. weiter erforderlich, als wir durch unsere bisherigen Bemühungen für den Bau zur Verfügung stellen konnten. Mit den bisher angewendeten Mitteln wurde viel geleistet; es wurde eine so opulente und kolossale 100′ breite und 100′ hohe Façade mit einer 190′ hohen Kuppel und zwei 230′ hohen Thürmen aufgebaut. Es wäre daher eine Einstellung der weiteren Arbeiten wegen des noch ungedeckten Restes der Kosten vor den zahl-

reichen Fremden unserer Sache nicht zu rechtfertigen gewesen. Wir hoffen sicher auf das baldige Einkommen der noch erforderlichen Summe. Die Einnahme im Jahre 1856 betrug 39,247 fl., die Einnahme im Jahre 1857 14,088.«

Mannigfaltigkeiten.

Eine merkwürdige Thatsache wird von dem unseligen Ueberfluß an Grisou (dem sog. „schlagenden Wetter") in den Gruben von Newkastle einen Begriff geben. Ein seit 19 Jahren verlassener und isolirter Kux der Kohlengruben, wo jede Kohlenpore als Gasröhrmündung benutzt werden kann, brachte einen englischen Bergmann damals auf den Gedanken, eine Röhre von $\frac{1}{10}$ Meter im Durchmesser damit in Verbindung zu setzen, und man schätzt die jährliche Masse kohlenhaltigen Wasserstoffgases, das sich bis jetzt aus der Mündung entwickelt hat, auf eine Million Kubikmeter. Die Röhre wurde bis zu einer gewissen Höhe über den Boden geleitet, das ausströmende Gas an der Mündung angezündet, und so brennt diese Riesenflamme, vor den Winden hin und her wogend, seit 19 Jahren Tag und Nacht; 1846 stieg die Hitze zu einer solchen Intensität, daß sie über eine beträchtliche Fläche und in einer Dicke von einigen Linien die Stollenwände in Coaks verwandelte. In den Kohlengruben Nord-Englands allein wird die Zahl der Opfer, die der Grisou in den Jahren zwischen 1799 und 1841 gefordert, auf 1840, in den Werken von Durham und Northumberland von 1756 bis 1843 auf 1491 geschätzt. In einer siebenjährigen Periode der neuesten Zeit haben die Haupt-Explosionen in den Kohlenminen 1099 Arbeiter getödtet.

Erst ganz vor Kurzem ist in Dresden, ein neues Leuchtmaterial aufgekommen; jetzt macht eine neue Substanz, welche unter dem Namen Wasserglas als Ersatz der Seife bei der Wäsche, beim Entfetten der Wolle und beim Walken wollener Waaren in Anwendung kommt, in industriellen Kreisen von sich reden. Nachdem dieses Wasserglas in der Strafanstalt zu Waldheim längere Zeit statt der Seife als Waschmittel geprüft und über das Resultat günstiger Bericht erstattet, ist dasselbe in Folge Verordnung in mehreren öffentlichen ministeriellen Anstalten eingeführt worden, und bald auch bei Privaten zur Anwendung gelangt. Der Vortheil den man davon hat, ist die Billigkeit und Seifenersparniß; außerdem die raschere Operation damit und der geringe Verbrauch von Brennmaterial. Auch wird die Wäsche weniger angegriffen und verhältnißmäßig schöner. Die Wäscherinnen waschen sich keine Hände mehr wund und bei seidenen Schnupftüchern, wo die Farbe durch das Waschen mit Seife verschwunden war, ist die gelbe Farbe wieder zum Vorschein gekommen.

Als im vorigen Spätherbst die Eisenbahningenieure ihre Station, ein böhmisches Dorf, verließen, ließen sie den Richter nebst Ausschuß vom Dorfe kommen, um dieselben für die Holzpflöcke, die für die Eisenbahnlinie ausgesteckt waren, verantwortlich zu machen, mit dem Bedeuten, daß, wenn auch nur Einer fehlen sollte, das Dorf die neue Vermessung bezahlen müsse. Als sie nun im Frühjahre wieder kamen, siehe da war auch nicht ein Pflock mehr zu sehen. Nachdem nun der Richter mit allen Donnerwettern überschüttet worden war und endlich zu Worte kommen konnte, versicherte er die Herren mit selbstgefälliger triumphirender Miene, daß kein einziger Pflock abhanden gekommen sey, denn am andern Tage darauf habe er sie selbst in einen Schrank geschafft, wo sie noch alle zu finden wären!!

Die Klasse der Wissenschaften der belgischen königlichen Akademie hatte eine Untersuchung über den Ort, wo Karl der Große geboren, als Preisaufgabe gestellt. Nur zwei Arbeiten zur Lösung dieser Frage sind eingegangen, und Kervyn de Lettenhove und Schayes, welche mit der Prüfung der Denkschriften beauftragt, haben sich dahin ausgesprochen, daß man dem großen Kaiser ein Denkmal in Lüttich errichten möge, denn sein Geburtsort sey wahrscheinlich Heristal an der Maas.

[Vorstellungen der Wilden.] Die Kaffern begreifen nicht, wie man herausbrausendes Bier habe in die Flaschen bringen können. Sie halten ausgezogene Handschuhe für doppelte Hände. Ein Tahitier meinte von einer Taschenuhr, sie spreche, und nannte sie, als er ihren Gebrauch kennen lernte, kleine Sonne. Ein Eskimo hielt eine Spieldose für das Junge einer Drehorgel.

Was ist ein Fest der Phantasie? — Wenn einer kein Mittagbrod hat, und dafür im Kochbuch liest.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 97 Freitag, 23. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„O, wie viel reicher als Sie war ich," flüsterte sie mit Innigkeit. „Ich liebe meinen Eduard, wenn auch wohl in ganz anderer Weise, doch sicher ebenso warm als den großmüthigen Freund, der erst in viel späterer Zeit als der Bruder mir auf meinem Lebensweg begegnete. Sie haben keine Geschwister, keine Eltern, keine nahen Verwandten, an die das Herz Sie seit der frühesten Kindheit fesselt, wie trübe und einsam muß Ihr Leben gewesen seyn, ehe —"

„Sprechen Sie es aus, Gertrud," sagte Dubois, indem er sich über sie beugte, „ehe ich Sie kennen lernte, meine holde Freundin!"

„Ich dachte so etwas," entgegnete sie mit einem leisen Lächeln, „aber ich wagte nicht, diesem Gedanken Worte zu geben, er erschien mir eitel und selbstsüchtig und doch, weiß Gott, ist er das nicht. Ich weiß wohl, daß zwischen einem Jünglinge, der auf Schulen und Universitäten seine Bildung fördert, dem alle Mittel der Wissenschaft zu Gebote stehen, um sein Herz zu schulen und seinen Geist aufzuklären, und einem jungen ungebildeten Mädchen ein großer Unterschied stattfindet; aber doch denke ich das menschliche Leben müsse auch für den Weisesten recht öde seyn ohne Familienliebe. Ich möchte im Himmel nicht einsamen Herzens seyn."

Dubois lächelte.

„Vielleicht würden die Zerstreuungen der Welt auch Ihnen einigermaßen Ersatz geben für das beschränktere Glück der Familienliebe und wenn nicht Ersatz, so doch ein Surrogat. Die Vergnügungen eines Lebens in größern Umgebungen, als Sie, theure Gertrud, bis jetzt kennen zu lernen Gelegenheit hatten, haben auch ihre großen Reize. Bälle, Theater, Reisen, ich hoffe, Sie einst noch sagen zu hören, daß diese Dinge wohl fähig sind, das sehr beschränkte Glück in der Familie zu ersetzen."

Gertrud schüttelte den Kopf.

„Alle diese Genüsse können sehr angenehm seyn, wenn man sich erst an sie gewöhnt hat, mir sind sie fremd und ich habe gelebt, ohne mich je danach zu sehnen. Wären sie dem Menschen nothwendig zum Glück, so würde der liebe Gott sie auch Allen zugänglich seyn lassen. Liebe brauchen wir Alle auf Erden, darum empfängt sie uns schon bei der Geburt und geleitet uns bis zum Grabe. Der Aermste hat einen Freund, einen Bruder, oder ein Kind, oder eine Gattin, oder wenigstens die Erinnerung an den Besitz des Familienglücks und die tröstliche Hoffnung, die Geliebten jenseits des Grabes wieder zu finden. Familienliebe ist die Grundbedingung des menschlichen Lebens. Der Mensch ist erst Mensch, weil er das Familienband ehrt und sein Glück in demselben findet."

Er hatte ihre Hand ergriffen und sie an seine Lippen gezogen.

„Wohl, wohl, meine Gertrud!" flüsterte er leise. „Weil ich das Glück der Liebe entbehrte, darum suchte ich es ja auch so eifrig, darum bin ich ja auch so beseligt, Sie gefunden zu haben."

Er hatte seinen Arm um sie geschlungen und zog sie an sich.

Draußen dröhnte das erste Gewitter am dunklen Nachthimmel, der Wind spielte mit der weißen Fenstergardine und ließ das Licht der Lampe seltsam hin und her flackern. Der blödsinnige Vater starrte gedankenlos vor sich nieder und sah es nicht, daß die bunte Schlange der Versuchung ihren ersten schillernden Ring um das Herz seines Kindes schlug. Aber der Schutzengel Gertrud's wachte neben ihr in der Gestalt des kleinen Schwesterchens. Mit kindischer Eifersucht drängte sie ihr Köpfchen zwischen Dubois und die Schwester und sagte eifrig:

„Du darfst sie nicht küssen, Du darfst nicht, es ist meine Gertrud, meine!"

Das junge Mädchen beugte sich liebreich zu der Kleinen nieder und küßte die zarte Kinderstirn.

„Wir haben Dich Beide lieb, Leontine, sehr lieb," sagte Gertrud mit Innigkeit, „Du hast jetzt noch einen Bruder, einen ebenso freundlichen als Eduard, der Dich lieben wird, wie ich Dich liebe."

„Gewiß, gewiß!" rief Dubois, indem er es

versuchte, die runden Händchen des Kindes von Gertrud's Kleid zu lösen, an das sie sich fest geklammert hatte; aber ohne Gewalt zu brauchen war ihm das unmöglich.

Verdammte kleine Schmeichelkatze, dachte er bei sich selbst; aber der Augenblick, Gertrud an sein Herz zu ziehen und die ersten heißen Küsse von ihren Lippen zu trinken, war vorübergegangen. Benno mußte sich damit begnügen, sie gefunden zu haben, er mußte auf künftige Tage hoffen und sich zum Abschiede rüsten, denn die alte Margarethe kam ins Zimmer und zeigte sich dort so bekannt und so fest entschlossen, es nicht sobald wieder zu verlassen, daß er an einen unbeobachteten Moment für diesen Abend nicht mehr denken durfte.

Der Frühling kam mit der Regenfluth der Nacht. Unter Gewitterschauern entwickelten die Kastanien ihre zierlichen Blättchen aus den glänzenden Knospen, der Faulbaum entfaltete seine streng duftenden Blüthenrispen und der Kirschbaum hüllte sich in sein blendendweißes Lenzkleid.

Benno ritt am andern Morgen nach Weidau in einer von der gestrigen sehr verschiedenen Stimmung zurück.

Was gestern bei ihm in Bezug auf Getrud Bergenau eine blose Verstandesspekulation gewesen, gegründet auf Erinnerungen, die wenig Einfluß auf sein eigentliches Fühlen haben konnten, war heute Sache des jugendlichen Herzens geworden. Wie schön war das Mädchen, wie liebevoll neben ihrer Schönheit. Gab es ein Weib, dessen voller Besitz des Strebens werth seyn konnte, das man darauf zu verwenden genöthigt, so war sie es, diese liebreizende, edelstolze, diese so ächt jungfräuliche Erscheinung.

Als er durch die lange, jetzt im ersten duftigen Grün prangende Allee auf das stattliche Herrenhaus zuritt, zauberte seine Phantasie die Gestalt Getrud's auf die stattliche Freitreppe. Welch ein Schmuck mußte eine Hausfrau wie diese, dem Hause seiner Väter seyn. Gertrud in ihrer Schönheit, Milde und natürlichen Würde, die den armen Haushalt ihres blödsinnigen Vaters zu einem freundlichen und anständigen Aufenthalt zu verwandeln verstanden, war ganz eigentlich die Jungfrau, die auch der stolzeste und skrupulöseste Mann seine Hausehre mit voller Zuversicht hätte nennen dürfen und der er die Ehre seines Hauses mit Ruhe anvertrauen konnte.

Wäre ich vierundvierzig Jahre alt, dachte Dubois, statt vierundzwanzig, machte ich die Tochter des blödsinnigen Geigenspielers zu meiner Gattin, jetzt wäre es Wahnsinn, mich durch ein Weib in Fesseln schlagen zu lassen, die unlösbar sind. Schöne, holde Gertrud, ist aber Deine Liebe die ächte, die vom Manne nicht Stand und Stellung, sondern nur das Herz verlangt, dann soll und wird unser Glück ein ungetrübtes seyn.

Und mit diesem Gedanken warf er den Zügel des Pferdes einem Reitknecht zu und trat unter das Dach seiner mütterlichen Ahnen, ohne auch nur einen Moment lang zu fühlen, daß der Mann das Andenken seiner Mutter erniedrigt, der dem Weibe, das er liebt, nicht den Platz derselben an seinem Herde zu sichern beabsichtigt.

Gertrud, das holde Mädchen, saß an demselben Frühlingsmorgen zum Erstenmal im Garten unter den blühenden Zweigen eines Kirschbaums. Die Bienen summten um sie her, sie kannten einander schon, die fleißigen Thierchen und die fleißige Jungfrau. Heute aber waren nur die Bienen fleißig, Gertrud's Hände ruhten über der feinen Näherei gefaltet im Schooße und ihr Auge hing träumend an den flockigen Wolken, die wie die Flügel des Lenzwindes über den Garten zogen. Sie hatte ihn wiedergesehen, ihn, den edelsten, den besten der Menschen, sie hatte ihn wiedergesehen und sie war ihm noch theuer. Ihr junges Herz war noch voll von Glück, ja von Seligkeit. O, wer einmal nur eine Stunde lang das Glück der ersten vertrauenden Liebe genossen, der mag nie mehr das Leben arm nennen, diese eine Stunde reinen Glücks reicht hin, das ganze Leben zu durchleuchten, zu verklären.

Wie wird sich Eduard freuen, war endlich der erste deutliche Gedanke, der wie eine grünende, blühende Insel, als ein fester Punkt aus den Meereswogen ihrer Gefühle auftauchte, wie wird er mein Glück, meine Seligkeit mitfühlen! Wieder durchwogten nur Gefühle, aber weiche, warme, selige Gefühle ihre Brust und woben Bilder einer leuchtenden Zukunft voll heitern Familienglücks vor ihren Augen. Sie sah, wie auf den goldenen Abendhimmel gemalt, die Tage, wo sie, dem Geliebten angehörend, einen andern Wirkungskreis als die kleine Heimath des Bruders haben würde; aber wie heute seine Heimath die ihrige war, so würde dann ihre Heimath die seinige seyn. Von doppelter Sohnes- und doppelter Tochterliebe gepflegt — denn im Laufe der Jahre mußte sich ja die kleine Leontine mehr und mehr zu einem liebenden Herzen entwickeln — sah sie das Alter ihres armen Vaters so glücklich dahinfliehen, als seine Schwäche dieß nur möglich werden ließ, und wenn der Tage kam, jener große Tag, das Ziel des Strebens der wackern Geschwister, an dem Eduard als ein sebstständiger, berühmter Mann, der fernen Mutter zu nahen beschlossen, dann konnte auch sie vor die Verehrte treten und leise sagen: wie Dein Sohn ein vollendeter glücklicher Mann, so ward Deine Tochter ein vollendetes glückliches Weib, ihn machte dazu sein Verstand und seine Thatkraft, mich das

Herz und meine Liebe. O, Mutter, Deine Kinder sind Deiner werth!

Das waren die Träume Gertrud's, sie waren sehr leuchtend, sehr selig, aber sie erschlafften die sonst so thätige Hand und ließen das junge Herz, das sonst nur mit sorglichen Gedanken für ihre Lieben erfüllt war, das eigene Ich zum Mittelpunkt machen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Nachdem die vor einer Reihe von Jahren von Heinrich Laube gemachten Versuche, eine neue deutsche Modetracht einzuführen, in Vergessenheit gerathen, taucht etwas Aehnliches auf, vorerst nur für Sachsen berechnet. Der Major v. Serre, dessen Haus in Dresden ein Sammelpunkt aller Notabilitäten in Kunst und Wissenschaft ist, wie seine Besitzung das Rittergut Maxen in der Nähe von Dresden, eine gastliche Herberge aller literarischen Touristen, hat in den Dörfern um Maxen die Einführung einer stehenden nationalen Tracht in Anregung gebracht und ist diese Idee bei dem weiblichen Geschlechte zur Ausführung gekommen. Am zweiten Osterfeiertag sah man auf dem Tanzsaale des nachbarlichen Zebista die ersten nach dem Schnitte der zu gründenden sächsischen Nationaltracht kostümirten Mädchen im Tanze wirbeln, schwarze, mit rothem Band besetzte Röcke, weiße bauschige Hemdärmel, rothe mit Silber besetzte Brustlätze und fliegende Kopfbänder, nur die Hauben erlitten, ihres eigenthümlichen Schnittes wegen, Anfechtungen, da man nicht gewohnt, ein Mädchen vor ihrer Verheirathung unter die Haube gebracht zu sehen. Das Beste, was einem Mädchen, die den Tanz besucht, geschehen kann, erwies sich an dem kostümirten ländlichen Schönen im reichen Maße, sie gingen reißend ab, waren, wie man von Staatspapieren und guten Aktien zu sagen pflegt, stets in festen Händen, ein Impuls, um Anhängerinnen für die Sache zu gewinnen, und bei dem Interesse, welches dieses schmachtende Schäferkostüm auf die städtische Männerwelt ausüben dürfte, wird der Neid und die Eifersucht unseres weiblichen Geschlechts angeregt werden, auch die Stadt wird nachfolgen, und es bleibt nichts Anderes übrig, als daß die Männerwelt ihren nichtsnutzigen jetzigen Moden entsagt und ihre Kleidung mit einem der Frauenkleidung entsprechenden Kostüm vertauscht. Ein neues idyllisches Zeitalter wird geschaffen, und ebenso, wie wir den Zopf des vorigen Jahrhunderts belächeln, so werden unsere Nachkommen dem als historische Merkwürdigkeit in den Rüstkammern Deutschlands aufzubewahrenden schwarzen Frack einen mitleidigen Blick nicht versagen.

Der „Gazette de Lyon“ wird aus Kanton, 16. Februar, berichtet: Am ersten Tage der Besetzung der Stadt schalteten Matrosen und Soldaten ein wenig als Sieger und bemächtigten sich einiger Kuriositäten, welche sie nach Geschmack fanden. Die englischen Matrosen wurden gleich am nächsten Tage wieder auf die Schiffe geschickt. Ihre Heimkehr glich einem Fastnachtszug. Von den 1000 Mann hatte nicht Einer seine Uniform an. Sie stacken in chinesischen Kleidern von beiden Geschlechtern; diese hatten Mandarinenhüte auf dem Kopfe, jene ungeheure Augengläser auf der Nase, chinesische Fahnen flatterten im Winde, und so zogen sie, ihre Offiziere an der Spitze, beim Ton der Geige dahin. Unsere Leute hätten ihnen gerne nachgeahmt, aber die Offiziere duldeten es nicht. Die sehr schönen, aber oft schlecht unterhaltenen Paläste, die Pagoden, Bonzen und Bonzinnen-Klöster sind jetzt Kasernen. Die chinesischen Gottheiten in diesen Lokalitäten wurden als Kuriositäten stehen gelassen. Aber wenn Gesicht und Vordertheil in gutem Stande sind, so haben sie auf dem Rücken alle ein Loch. Viele waren Geldkasse und Gott zugleich. Man trug Sorge, den Göttern die unnöthige Last abzunehmen.

Nach Berichten aus Berlin, hat Dr. Brugsch aus Aegypten, wo er zur Fortsetzung seiner Forschungen in der neuesten Zeit wieder etwa sechs Monate verweilt hat, eine überaus schätzbare Urkunde mit hierher gebracht, die wohl als die älteste schriftliche Urkunde des Menschengeschlechts zu erachten ist. Es enthält dieselbe Angaben über eine der Urdynastien Aegyptens in ältester ägyptischer Sprache und ist in einem uralten Königsgrabe aufgefunden worden. Die Urkunde ist aus Leder. Bei der Entrollung derselben ist die größte Vorsicht beobachtet worden, um dieselbe unversehrt zu erhalten. Den weiteren Aufklärungen über diesen wichtigen Fund dürfte Seitens des genannten gelehrten Forschers entgegen zu sehen seyn. Außer der besagten Urkunde hat derselbe auch andere schätzbare Gegenstände in Bezug auf ägyptische Kunst und Kulturgeschichte mitgebracht.

Nach dem neuesten Rechenschaftsberichte über die Verwaltung des Pensionsvereins für Wittwen und Waisen bayerischer Aerzte zählt dieser seit fünf Jahren bestehende Verein 518, darunter 323 ordentliche, 126 außerordentliche und 69 Ehrenmitglieder,

und verfügt über ein Vermögen von 116,655 fl., wovon 88,588 den Pensionsfonds, 28 066 fl. den Stockfonds bilden. Letzterer ist bei der mathematischen Grundlage des Vereins nicht betheiligt, sondern dient zu fakultativen Zwecken, wozu unter anderm der Einkauf in den Verein, d. h. die Erlage des Eintrittskapitals für unbemittelte Aerzte gehört. Im abgelaufenen Jahr fanden sechs derartige Einkäufe statt, neuerdings beschloß der Verwaltungsrath acht weitere Einkäufe, wobei jeder der acht Regierungsbezirke zum Zuge kommen soll.

Von unserer Polizeibehörde (wird der „Magd. Ztg." aus Naumburg a. d. S. geschrieben) waren in diesen Tagen Namenlisten von notorisch bekannten Trunkenbolden an die Schenkwirthe vertheilt worden, mit der Aufforderung, an die bezeichneten Personen nicht über ein bestimmtes Maß geistiger Getränke zu verabreichen. Bei Anfertigung dieser Namenliste war aber der gedachten Behörde das Menschliche begegnet, daß sie nur die Namen von trunksüchtigen Personen aus den untersten Ständen aufgeführt hatte, während die gleich durstigen Seelen der höheren Stände, deren wir des Tages oft mehrere in seligem Taumel die Straßen durchwandeln sehen, aufzuführen — vergessen worden waren. Dieser Gedächtnißfehler hat hier viel böses Blut gemacht, und die Listen sind aus den Schenklokalen wieder abgeholt worden, um unverändert, respektive ergänzt zu werden.

Der berühmte Luftschiffer Poitevin läßt in diesem Augenblicke einen Ballon bauen, welcher sich zu den bis jetzt bekannten Ballonen wie „Leviathan" zu einem Flußdampfer verhalten wird. Das Schiff — sagt man — soll groß genug seyn, um 50 Personen mit Lebensmitteln für 14 Tage aufzunehmen. Hr. Poitevin behauptet diesen Monstre-Ballon nach Belieben lenken zu können und man spricht bereits von einer Luftlustfahrt von Marseille nach Algier. — Wie man sagt, wird der neue „Leviathan" am 15. August zum Erstenmale aufsteigen — oder nicht. —

Die beiläufige Produktion von Salz in Deutschland mit Einschluß der außer-deutschen österreichischen Ländern beträgt mehr als 12 Mill. Ztr. In Luzern wurden von den 7 Salinen 865,052 Ztr. genommen. In den meisten Staaten ist die Salzerzeugung Staatsindustrie und der Engros-Verkauf Staatsmonopol.

Aus Hannover erzählt das dortige Tagblatt folgenden absonderlichen Rechtsfall: Im Lauf des Winters saß der 60jährige Partikulier N. in einem hiesigen Bierlokale. Im Laufe des Gesprächs klagte er darüber, daß er zu seinem Bau keine Maurer bekommen könne, und äußerte dabei scherzweise, er habe wohl selbst Lust, Maurermeister zu werden. Der gleichfalls anwesende Maurermeister W. erwiderte, dazu wolle er ihm die Hand bieten, da er gerade mehrerer Lehrlinge bedürftig sey. Diesen Vorschlag greift die Gesellschaft auf. Es wird Wein requirirt und von N. ein rasch abgefaßtes Dokument unterzeichnet, worin er sich bereit erklärt, bei W. in die Lehre zu treten. Etwa eine Stunde später trennt sich die Gesellschaft, nachdem die Zeche von 18 Thaler dem N. zur Last fällt. Damit schien der Scherz anscheinend erledigt. Allein vor kurzer Zeit bekommt N. vom Maurermeister W. die briefliche Aufforderung, unverzüglich in die Lehre zu treten. Da dieses Schreiben unbeantwortet bleibt, so läuft ein zweites von einem Anwalt ein, worin dem N. unter Androhung eines Prozesses aufgegeben wird, den übernommenen Verpflichtungen nachzukommen, andernfalls 3000 Thaler Reugeld zu zahlen. Nun steht der Maurermeister im Begriff, den Rechtsweg zu betreten.

[Wie Oberst Castellane General wurde.] Im Jahre 1824, wo der damalige Marschall-Oberbefehlshaber der Süd-Ost-Division Oberst der Garde-Husaren war, hatte Graf Castellane Grund, mit seinen Offizieren unzufrieden zu seyn und gab ihnen allen Hausarrest. Als das Regiment am nächsten Tage bei einer Revue auf dem Karrouselplatze figurirte, war die Herzogin v. Berry erstaunt, vom Balkon der Tuilerien aus nur Wachtmeister an der Spitze der Züge zu sehen. Sie befrug den Oberst Grafen Castellane und erfuhr, daß die Disziplin diese Strenge erheischt habe. „Aber", erwiderte die Herzogin, „was Sie mir da sagen, ist mir entsetzlich leid; die jungen Herren können ja dann dem Feste nicht beiwohnen, das ich heute Abend gebe; Oberst, seyen Sie nachsichtig." Aber der Oberst ließ sich nicht erweichen. Um so größer war sein Staunen, als er Abends, in den Tuilerien kommend, die Offiziere seines Regiments in den Sälen gewahrte. Die Herzogin v. Berry, welche sein Eintreten erspäht hatte, beeilte sich, dem Grafen zu sagen: „Die jungen Herren sind schuldlos, ihr Oberst selbst hat ihnen verziehen." — „Nicht möglich, ich bin ihr Oberst und müßte also. . ." — „Sie sind es nicht mehr", fiel ihm die Herzogin in's Wort. — „Was bin ich denn?" — „General!"

Redakteur: Gustav Messert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 98 Samstag, 24. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Weniger als an irgend einem Tage ihres frühern Lebens gedachte sie des großen Leides, das Eduard heldenmüthig besiegt hatte und so männlich ertrug, weniger als je der sich immer erneuernden Bedürfnisse des hinfälligen Vaters und der Mutterpflichten, die sie gegen das hülflose Schwesterchen übernommen. Der Geliebte, das Glück durch ihn, in ihm, das war der Schwerpunkt ihrer Welt, um den alles Uebrige nur eben als ein Nebensächliches sich bewegte.

Heute sollte Eduard nach einer langen Abwesenheit zurückkehren, kaum flüchtig hatte sie bis jetzt dieser Heimkehr gedacht, die an ähnlichen Tagen ihr ganzes Herz mit Freude zu erfüllen und ihre ganze Thätigkeit in Anspruch zu nehmen pflegte.

Der herandämmernde Frühlingsabend, süß und lau, weckte die erste Nachtigall. Sie sang ihre entzückenden Lieder und Gertrud horchte ihnen zu mit schlagendem Herzen. Sie hatte die Pflichten des Tages mechanisch erfüllt, nicht mehr die thätige Tochter und Schwester, sondern Dubois träumende Geliebte. Jetzt saß sie am Fenster, den Kopf auf die Hand gestützt, das Strickzeug, sonst die Arbeit der Dämmerstunde, unentwickelt neben sich.

Da hielt am Ende der Straße der Wagen, welcher den Bruder und sein Arbeitsgeräth brachte. Erst als die bekannte liebe Gestalt durch das Dämmerlicht der Straße auf das Häuschen zuschritt, erwachte sie aus ihren Träumen und zwar mit jenem Gefühl im Herzen, das man Gewissensbisse nennt. Dem Bruder, dem Freunde aus den Kindertagen, dem armen, fleißig arbeitenden, der nichts auf Erden hatte als ihr Herz, hatte sie nicht einmal einen Willkommen bereitet!

Sie sprang auf und lief ihm entgegen.

Er schloß sie mit gewohnter Innigkeit in seine Arme, und wie sie an diesem treuen Herzen lag, fühlte sie wieder Das, was ein Weib am sichersten und besten schützt vor den Verirrungen der Leidenschaft und sie am würdigsten vorbereitet für ihre höchste Vollendung in einer reinen Liebe, die erhabene Heiligkeit des Familienbandes. Ihr Bruder, ihr Eduard, war ihr in seiner einzigen Person Das gewesen, was sich sonst der beglückten Tochter einer friedlichen Familie in Vater, Mutter, Geschwister und Verwandte zertheilt. Wie sie vor ihm stand, zerflossen die Wellen der Leidenschaft, der feste Fels der treuen Liebe des Bruders bildete den Damm, der ihre junge Seele vor wilder Zerstörung wahren sollte.

Eduard war noch keine Stunde im Hause, nachdem er seine Meßinstrumente und Berechnungen an ihren Ort gebracht, als er anfing, das Wesen seiner Schwester verändert zu finden. Mehreremale hingen seine klaren Augen verwundert und fragend an der Gestalt der holden Gefährtin seiner Kindheit und endlich als er sah, daß ihre Hände zitterten, ihre Wangen flammten, zog er sie an sich und sagte, ihren seidenen Scheitel streichelnd:

„Was hast Du, meine Gertrud?"

Es war schon ziemlich spät, die Geschwister waren allein, Bergenau und Leontine längst zur Ruhe gegangen. Gertrud sah den Bruder an, o, welche treue Liebe und Theilnahme, welches heilige Verständniß strahlte aus seinen Augen, ihm zu vertrauen war so leicht, so natürlich.

„Ich habe ihn wiedergesehen, Eduard," flüsterte sie, das Köpfchen an sein Herz geschmiegt.

„Ihn? Wen meine Schwester?"

„Benno Dubois, meinen Retter, meinen Beschützer!"

„Du liebst ihn?" fragte Eduard mit bebender Stimme.

„Kann ich denn anders, mein Bruder?" entgegnete sie sanft.

„Gertrud," sagte Eduard nach einem Schweigen, das mehrere Minuten dauerte, „der Mann, den Dein reines Herz lieben kann, muß ein edler und Deiner würdiger seyn, darum kann ich auch nicht anders als ihm vertrauen, obgleich man mich vor ihm gewarnt und mir gesagt hat, daß er zu Denjenigen gehöre, welche die Liebe verrathen und mißbrauchen könnten. Frau Deborah nannte die-

sen Jüngling einen Leichtsinnigen und beschwor mich, auf Dich und Dein Herz zu achten, ich bin aber Deiner sicher, denn ich weiß, daß Du die Achtung Deines Geliebten über seine Liebkosungen setzest. Du verdienst das Glück und Du wirst glücklich werden, mein Herz sagt mir das, meine geliebte Schwester, und Dein Glück wird dann auch das meinige seyn."

In diesem Augenblicke fühlte Gertrud etwas, das sie noch vor einer Minute nicht für wahr gehalten hätte, sie fühlte ganz deutlich, daß die geschwisterliche Freundschaft ihres Bruders ein höheres Gut sey, als selbst die Liebe Dubois, und wie sie die theure Hand an ihre Lippen zog, die Hand, die schon seit Jahren so treufleißig für sie, den Vater und und ihren Pflegling gearbeitet, da sagte sie aus tiefster Seele:

„Eduard, könnte ich Dein Glück mit dem meinigen erkaufen, es würde mir kein Opfer, sondern eine Freude seyn."

„Ich bin davon überzeugt," sagte der Bruder milde, „und keins von uns kann unglücklich seyn, so lange es das Andere besitzt. Meine liebe, gute Schwester, ich bin auch nicht unglücklich, ich habe resignirt und einen Schutzengel gewonnen, indem ich einer Geliebten entsagte."

Gertrud küßte leise schmeichelnd seine Fingerspitzen.

„Du hast Rahel sehr geliebt, sehr heiß und innig," sagte sie sanft; „aber nie hast Du mir erzählt, Eduard, wie das Alles so gekommen, daß Du sie in Dein Herz geschlossen, ich habe neben Euch gestanden, wie mit einer Binde um die Augen, ahnungslos, was Du neben mir fühltest und littest."

„Du warst eben ein Kind, Gertrud, beschäftigt, die vielen Leiden unseres Lebens uns Beiden erträglich zu machen. Aber überlege selbst, meine Schwester, wie wäre es mir möglich gewesen, ihr so nahe zu stehen, ohne sie zu lieben? So schön, so sanft, so edel und herzensrein, erschien sie wie ein Wesen aus einer höhern Welt und doch dem Herzen so verwandt. Wenn bei uns im Hause der Vater betrunken war und wüsten Lärm machte, war es unten bei unsern jüdischen Freunden ruhig und heiter wie in einem Tempel. Brauchte ich Belehrung, ich fand sie dort, brauchte ich Aufmunterung, wo konnte sie mir schöner werden als aus ihrem Munde? Selbst das Heiligste und Schönste, was der Mensch hat, das religiöse Gefühl wurde durch sie in mir erst erweckt und erhoben. So hatte ich gelebt, sie als den Stern meines Lebens betrachtend, ohne mich oder sie je zu fragen: wie soll dieß werden? Ich konnte mir die Möglichkeit einer Trennung von ihr gar nicht träumen, sie gehörte zu mir, wie das Heiligenbild zum Altar, wie die Sonne zum Himmel. Tom Smith weckte mich; er hatte sie auch kennen gelernt, der wunderliche gutmüthige Mensch, und er offenbarte mir, daß er fest entschlossen sey, sie zu seiner Gattin zu begehren. Wie soll ich Dir, Gertrud, das Gefühl beschreiben, das mit einem Male wie ein Sturzbad über mich kam. Rahel, als die Frau eines andern Mannes zu sehen, der Gedanke erschien mir Wahnsinn. Vergebens sagte ich mir, daß sie ja auch nie meine Frau werden könne, sie, die karaitische Jüdin, mir an Schönheit, Geist, Reichthum, an allen menschlichen Vorzügen noch weit mehr als an Jahren überlegen. An demselben Abend saß ich wie so oft früher in ihrem Zimmer zu ihren Füßen und ich sagte ihr Alles, wovon mein Herz überwallte. Sie spielte mit meinen Locken, beugte sich dann über mich und ich fühlte, daß Thränen wie Regen auf mein Haupt fielen. Ich umschlang ihre Knie, mein Gesicht in ihrem Schooße bergend, bat ich flehend, mir den Grund derselben zu nennen. „Soll ich nicht weinen, Eduard," sagte sie, „wenn ich fühle, daß die Verhältnisse des Lebens immer und überall die Blüthe des menschlichen Glückes verdorren lassen. Wenn Du zehn Jahre älter wärest, ein Glaubensgenosse meines Großvaters und der Aermste, der je ein Geschäft mit leerer Hand begann, wie glücklich könnten wir dann seyn, das Leben mit einander tragend. Jetzt habe ich den Schmerz, der ohne dieß Dir nicht fremd ist, in Deine junge Seele geworfen und ich selbst leide sehr, denn ich fühle, daß Du mir theurer bist als meine eigene Seele, und daß ich doch nie, niemals Dir angehören kann, niemals, Eduard, denn nicht bloß die Welt, mein eigenes Pflichtgefühl liegt zwischen mir und Dir." Ueber Tom Smith's Bewerbung lächelte sie und wußte den seltsamen Kauz zurückzuweisen, ohne sein weiches Herz zu verletzen. Er blieb ihr Freund als er ging, und sagte mir selbst, daß er das Glück, sie kennen gelernt zu haben, für gar nicht zu theuer erkauft halte durch das Weh des Abschieds. Wie wir jetzt nebeneinander lebten, meine Schwester, das wissen die Engel, der gute Gott weiß es, der in die Tiefen der Herzen sieht. Wir sprachen nicht von Liebe, aber jeder Gedanke bezog sich auf dieselbe. Ein Wort, ein Blick von Rahel gab mir Kräfte zum Ertragen von Leiden und Demüthigungen, gegen die sich sonst sicher mein stolzes Herz empört hätte, zum Ueberwinden von Schwierigkeiten, unter denen ich sonst erlegen wäre. Ich hatte keine Hoffnung auf ihren Besitz, aber die Gewißheit ihrer Liebe, und diese genügte mir. Doktor Salomon fürchtete den Verlust seines Vermögens und wollte nach Danzig, um dort als Arzt zu praktiziren; wie war ich selig, daß auch mich mein Geschick dorthin führte. In dieser Zeit kamen die Nachrichten von Herrn Lemuel Sidreh, Ver-

hältnisse in der frühern Heimath unserer Freunde betreffend, die ich nie gekannt hatte. Diese Briefe bewogen Rahel, ihrem Großvater ein Bild der Zuneigung zu entwerfen, die unsere Herzen verband. Er ist ein edler Greis, der wackere jüdische Arzt. Er sagte mir Worte heiligen Trostes. „Das Gefühl des Herzens," erklärte er, „liegt nicht in unserer Willenskraft. Daß Sie meine Rahel lieben und daß ihr Gefühl erwidert wird, ist keine Schuld, sondern ein Geschick; möget ihr Beide das Geschick für Euch zu einem segensreichen machen, indem ihr durch einander weiser, besser, tüchtiger werdet." So sprach er; ich nahm seine Worte für Hoffnung gebend und klammerte mich an dieselben mit allen Kräften meiner Seele, bis der Greis mir nach Danzig schrieb, daß er Rahel verlobt habe. Damals machte der Schmerz mich ungerecht gegen unsern alten Freund, ungerecht sogar gegen das edle Herz Rahel's, das ich der Falschheit, der Treulosigkeit anzuklagen wagte. Wohl mir, daß ich sie vor der Trennung für das Leben noch einmal wiedersah, daß ich ihren edelherzigen Gatten kennen lernte, wie danke ich Dir, meine Schwester, daß Du mir die Möglichkeit gewährtest, mit dem Traum meiner Knabenzeit abzuschließen und die Geliebte in meine Heilige zu verwandeln. Seit jener Zeit, wo ich ihr für das Leben entsagte, ist mein ganzes Inneres verändert, stärker, kräftiger geworden. Ich fühle mich als Mann, seit ich erprobt, daß dem Glück entsagen, eine Handlung der Nothwendigkeit, der Rechtschaffenheit seyn kann, seit ich den Kampf mit dem heißen Begehr des Herzens siegreich gekämpft habe. O, es ist etwas Göttliches um eine reine Jugendliebe, auch wenn sie nach dem Begriff der Welt eine unglückliche war. Keine Liebe ist unglücklich, meine Schwester, die uns besser, thatkräftiger, zum Guten und Rechten fähiger macht, nur die Liebe ist es, welche die Kraft zum Guten erschlafft, den edlen Willen tödtet und die Gluth unrechtmäßigen Genusses an die Stelle des idealen Strebens setzt. O, wohl sprach Rahel die Wahrheit, wenn sie sagte: die Liebe sey etwas ganz Unirdisches und der sicherste Bürge unserer Unsterblichkeit, und nur die Verwechselung derselben mit dem niedern Trieb der Sinne veranlasse das Elend, dessen man sie anklage."

„Ich weiß nicht, Eduard," entgegnete Gertrud sanft, „ob Du da nicht auch einigermaßen irre gehst, mein Bruder. Die Liebe kann zu etwas ganz Unirdischem geläutert werden und dann ist sie der hellste Stern am Himmel des Lebens, die sicherste Leuchte auf der Bahn zum Guten und Rechten. Unmittelbar aber scheint sie mir doch bestimmt zu seyn, das heilige Band der Familie zu gründen und die Herzen Derer, die das Leben miteinander durchwandeln sollen, auf das Innigste, auf das Nächste zu vereinen. Hätte unsere Mutter geliebt, den Vater geliebt, der in seiner Künstlerseele so heiße Sehnsucht nach Liebe trug, so wäre das Band unseres Familienlebens untrennbar gewesen; nicht Armuth, noch Leid, ja vielleicht nicht einmal Schuld kann die Herzen auseinanderreißen, die Gott, d. h. die Liebe vereinigte. Gibt es eine Möglichkeit, die uns Geschwister trennen könnte, außer eben eine andere Liebe als die geschwisterliche, jene Liebe, die als Gattenliebe das stärkste aller irdischen Gefühle seyn soll? Ich würde, wenn ich Dich neben einer Gattin, die Du liebtest, glücklich wüßte, die Trennung von Dir, wenn sie notwendig würde, ertragen können, ich, die ich, das weiß ich gewiß, Kerker und Ketten, ja den Tod freudig mit Dir theilte. O, Eduard, die Liebe mag himmlischen Ursprungs seyn, wie das Licht, aber wie dieses ist sie auch der Urgrund alles irdischen Glückes und Lebens. Du kannst wie der Parse vor der Sonne anbetend knieen, aber wenn ihre Strahlen Dein Gärtchen mit Blumen schmücken, wenn sie Dir zu Deiner Arbeit leuchten, die Früchte Deiner Felder reifen, so werden sie dadurch nicht entweiht, nicht entheiligt, mein Bruder."

„Gewiß nicht," sagte Eduard, einen Kuß auf die Stirn der Sprecherin drückend, „möge Deine Liebe, meine theure Schwester, sich zu häuslichem Glück gestaltend, Dein ganzes Leben erwärmen, die meine soll, zu Anbetung geworden, mir leuchten auf dem Pfade zu allem Großen und Edlen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Kaiser Joseph über das Duell.] Der beklagenswerthe Ausgang verschiedener Duelle, wovon die Zeitungen berichten, erinnert uns an einen Erlaß des Kaisers Joseph, der, wie verschiedene andere große Männer, unter denen auch Napoleon, kein Freund blutiger Zweikämpfe war. Der aus dem Jahr 1771 datirende und an einen General seiner Armee gerichtete Erlaß lautet also: „Den Grafen v. K. und den Hauptmann W. schicken Sie sogleich in Arrest. Der Graf ist aufbrausend jung, von seiner Geburt und von falschen Ehrbegriffen eingenommen. Hauptmann W. ist ein alter Kriegsknecht, der jede Sache mit Degen und Pistolen berichtigen will, und welcher das Cartel des jungen Grafen sogleich mit Leidenschaft behandelte. Ich will und leide keinen Zweikampf bei meinem Heere, und verachte die Grundsätze Derjenigen, die ihn zu rechtfertigen suchen und sich mit kaltem Blute durchbohren. Wenn ich Offiziere

habe, die sich mit Bravour jeder feindlichen Gefahr bloßgeben, die bei jedem sich ereignenden Falle Muth, Tapferkeit und Entschlossenheit im Angriffe und in der Vertheidigung zeigen, so schätze ich sie hoch. Die Gleichgültigkeit, die sie bei solchen Gelegenheiten für den Tod äußern, dient ihrem Vaterlande und ihrer Ehre zugleich. Wenn aber hierunter Männer seyn sollten, die Alles der Rache und dem Hasse gegen ihren Feind aufzuopfern bereit sind, so verachte ich dieselben; ich halte einen solchen Menschen für nichts Besseres, als einen römischen Gladiator. Veranstalten Sie ein Kriegsrecht über diese zwei Offiziere; untersuchen Sie mit derjenigen Unparteilichkeit, die ich vor jedem Richter fordere, den Gegenstand ihres Streites, und wer hiervon am meisten die Schuld trägt, der werde ein Opfer seines Schicksals und der Gesetze. Eine solche barbarische Gewohnheit, die dem Jahrhunderte der Tamerlane und Bajazete angemessen ist, und die oft so traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt, will ich unterdrückt und bestraft wissen, und sollte es mir die Hälfte meiner Offiziere rauben. Noch gibt es Menschen, die mit dem Charakter von Heldenmuth denjenigen eines guten Unterthanen vereinbaren, und das kann nur Der seyn, welcher die Staatsgesetze verehrt. Joseph.

[Elend in Irland.] Das Univers zitirt folgende Stelle aus dem letzten Januarsberichte eines Wohlthätigkeitsausschusses über die Armuth in den Distrikten von Ewendore und Cloughanaely: „In diesem Augenblicke leben 800 Familien nur von Seegräsern, Krabben und andern Dingen, welche sie am Rande des Meeres finden, oder von den Felsen abreisen. Etwa 600 Erwachsene beider Geschlechter sind ihrer Armuth wegen gezwungen, trotz der Kälte an den eisigen Küsten des Nordens barfuß zu gehen. Ungefähr 800 Familien haben nur ein einziges Bett, in welchem Vater, Mutter, Knaben und Mädchen durcheinander liegen so gut sie können. Tausende von Männern haben nur ein einziges baumwollenes Hemd, während andere Tausende nicht einmal eines haben. Die Frauen sind noch schlimmer daran. In etwa 400 Familien findet man sechs erwachsene Frauen, welche alle zusammen nur einen Anzug haben, mit dem sie ausgehen können. Mutter und Tochter bedienen sich desselben abwechselnd. Etwa 600 Familien haben weder Kühe, noch Schafe, noch Ziegen, und bekommen im Laufe des Jahres kaum etwa Butter oder Milch. Tausende junger Leute beider Geschlechter, die schon ziemlich erwachsen sind, haben so wenig Kleidung am Leibe, daß man sie nicht ansehen kann 2c.

[Ein Ball der Taubstummen.] In Prag hat im verflossenen Fasching ein Ball der Taubstummen stattgefunden. „Ein Ball der Taubstummen", schreibt die Bohemia, „das klingt Manchem wie ein Paradoxon. Man kann sich den Tanz nicht ohne Musik und die Musik nicht anders als vom Gehör aufgefaßt denken. Und dennoch tanzen die Taubstummen beim Klange der Musik, und tanzen im guten und genauen Takte. Sie hören zwar die Musik nicht, aber sie fühlen sie. (Von Musik, namentlich in den höhern Tönen, hören die meisten Taubstummen etwas Weniges.) Die Vibration der Luft und des Fußbodens, namentlich durch den scharf gestrichenen Contrapaß, geben ihnen die volle Empfindung des Taktes, wobei sie dann noch durch den Anblick anderer Tanzpaare unterstützt werden. Die am Orchester aufgesteckten Bezeichnungen des jeweiligen Tanzes, als Polka, Polka Tremblante, Walzer 2c., gibt ihnen gleich von vornherein einen Wink für die leichtere Taktauffassung. — Die Tanz-Unterhaltungen im Prager Taubstummen-Institute werden namentlich dadurch ermöglicht, daß eine Anzahl Wohlthäter die Speisen und Getränke hiezu spenden. Sie versammeln jedesmal nebst einer bedeutenden Anzahl von erwachsenen Taubstummen aus der Stadt auch noch andere zahlreiche distinguirte Gäste."

Herr Professor Heis in Münster macht im Westphälischen Merkur auf die hübsche Konstellation aufmerksam, welche augenblicklich die Planeten Jupiter, Venus und der selten sichtbare Planet Merkur miteinander bilden. Bald nach Sonnen-Untergang gegen halb 8 Uhr, wird man die Venus ganz in der Nähe des westlichen Horizontes erblicken, bei zunehmender Dämmerung wird in größerer Höhe Jupiter zum Vorschein kommen und hierauf der mit schwächerem Lichte leuchtende Planet Merkur rechts von Jupiter. Interessant wird es seyn von einem eine freie Aussicht darbietenden Standpunkte aus diese Planeten von Tag zu Tag sich mehr und mehr einander nähern zu sehen. Der Abendstern, der uns im bevorstehenden Frühjahre durch seinen Glanz erfreuen wird, schreitet am raschesten voran und wird gegen Ende des Monats seine Stellung zwischen den beiden ersten Planeten einnehmen. Manchem, der nie den Planeten Merkur gesehen hat, bietet sich gerade jetzt eine recht günstige Gelegenheit dar, denselben zu beobachten.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 99 Montag, 26. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Einunddreißigstes Kapitel.

In Weidau hatte ein Gewitter gewüthet und bedeutenden Schaden gethan in den herrlichen Baumgruppen des Parkes, der hinter dem stattlichen Wohnhause als Blumengarten beginnend, allmählig zum Laubwald sich umgestaltete, und an den bergigen Radauneufern sich hinaufziehend, der Landschaft ihren eigenthümlichen Reiz gab.

Der junge Gutsherr hörte den Berichten des Gärtners und Försters zu, die von der Nothwendigkeit sprachen, die entwurzelten Stämme und gebrochenen Zweige baldmöglichst fortschaffen zu lassen, und gab die zu diesem Zwecke nöthigen Befehle. Seit Dubois sein Grundeigenthum in allen einzelnen Theilen gesehen, hatte er ein gewisses Interesse dafür gefaßt, welches der Liebe zu einem lebendigen Menschen gar nicht unähnlich war. Der Oberamtmann Berg fand es ich nicht so leicht, als er es anfangs geglaubt, die Zügel der Herrschaft diesem Besitzer gegenüber in den Händen zu behalten. Benno that oft Fragen, die von einer überraschenden Umsicht zeugten, sah nach Dingen und forderte Rechenschaft über Verhältnisse, die gänzlich außer seinem Gewohnheits- und Beobachtungskreise zu liegen schienen, und noch war er keine vierzehn Tage in Weidau, als Herr Berg schon anfing, eine gewisse Scheu vor ihm zu empfinden.

Seine durchlauchtige Großmutter mußte sich eingestehen, daß der junge Mensch einen ganz eigenen praktischen Blick habe, wo es sich um Rechnungs- und Geldangelegenheiten handle.

Er ritt häufig und meistens ohne die Begleitung eines Reitknechts nach Danzig, das war aber auch seine einzige Zerstreuung; war er in Weidau oder Plessenberg, so war er auf den Feldern, sah nach den großartigen Berieselungsanstalten, besuchte den alten Förster, oder nahm auf seinem Zimmer Einsicht von den Büchern.

„Man hat ihn mir leichtsinnig und verschwenderisch geschildert," sagte die glückliche Großmutter zu ihrem Vertrauten, dem alten Walter. „Sie selbst haben mir gesagt, daß er das Geld mit vollen Händen wegwerfe, ich bin umsomehr erstaunt, einen vierundzwanzigjährigen Jüngling so arbeitslustig, so lebhaft interessirt für sein Besitzthum und so wenig zu Zerstreuungen geneigt zu finden."

„Ich bin auch erstaunt darüber, Ihre Durchlaucht," entgegnete der alte Kammerdiener. „Das heißt, ich will sagen, ich bin erstaunt darüber, daß das so lange anhält. Unser junger Herr, Gott segne ihn, ist so ein Mensch, der, was er will, auch versteht, und so war er, wie Ihre Durchlaucht wissen werden, von Kindheit an. Wer lernte besser auf den Schulen als er, wenn es ihm einmal in den Sinn kam, einen Preis davon zu tragen? Wer konnte wie er, gleich jedes Ding, beim Spielen mit andern Kindern, beim rechten Ende anfassen? War er nicht in ganz kurzer Zeit der beste Reiter in der Eskadron? Ist er nicht auf zehn Meilen in der Runde der beste Schütze mit Büchse und Pistol, und der beste Schwimmer? Wer sieht es ihm an, diesem feinen, vornehmen Herrn, daß er mit dem riesigsten Menschen es im Ringen aufnehmen kann? Er kann Alles, was er will, das Unglück ist nur, daß er so selten etwas will? Es ist ihm Alles gleich, weil er eben nur die Hand auszustrecken braucht und Alles gleich greifen kann, was er eben haben möchte. Schon von Kindheit an hat er ja kaum nöthig gehabt zu sagen, das will ich, das gefällt mir, und es war schon da."

„Nun das ist der Vorzug seiner Geburt und seines Reichthums," entgegnete Frau von Heiking, „ist er doch der Urenkel von Fürsten und der Besitzer eines fürstlichen Vermögens."

Der alte Diener und Aufseher schwieg weislich. Er hätte der vornehmen Dame Manches sagen können, über die väterliche Abstammung ihres Enkels, war er doch Jahre lang als Knabe der Spielgefährte von Benno's Vater gewesen. Aber Frau von Heiking liebte es nicht, wenn man Benno's Vater anders als in Beziehung auf die

Reichthümer erwähnte, die er dem Sohne hinterlassen hatte.

Daß den Jüngling irgend ein ganz besonderes Interesse nach Danzig zog, sah der alte Diener und Mentor nun wohl ein, und ebenso auch, daß dieses Interesse günstig auf seine Thätigkeit und seinen ganzen Charakter wirkte. Es muß ein ganz besonderer Vogel seyn, den er da zu fangen trachtet, dachte der Greis und nahm sich vor, sobald als möglich der Sache auf den Grund zu kommen. Ihm, der alle Papiere seines Herrn kannte, alle Schlüssel desselben in den Händen hatte, der an des Jünglings ganzer Vergangenheit einen in gewisser Weise väterlichen Antheil genommen und ihn sicherlich von ganzem Herzen liebte, konnte das nicht schwer seyn.

Er nahm einen dreitägigen Urlaub zu einer Reise nach Danzig. Dort fragte er ohne Aufsehen zu erregen, nach dem Umgang seines Herrn, man nannte ihm den Tenoristen Binder. Den Mann kannte er seit dem traurigen Feste, das Benno der Madame Laubach-Heimfeld gegeben. Sollte diese alte Person einen so ernstlichen und günstigen Einfluß auf seinen Herrn üben? Die erste Erkundigung nach ihr belehrte ihn, daß sie nicht mehr unter den Lebenden sey. Er fragte nach den Wagen, deren sein Herr sich zu bedienen pflegte, man brachte ihm einen Fiakre, bei dem er zuerst Nachfrage anstellte, wegen eines angeblich verlornen Schlüssels, die nächste Frage, als dieser sich im Wagen nicht fand, galt natürlich dem Wege, den sein Herr genommen. Nach dem Hagelsberge, immer nur dort hin! Der Alte wußte jetzt, was er erforschen wollte. Als der Abend dämmerte, ging er den Weg, den man ihm bezeichnete. Da lag das kleine Haus im Grünen, so heimlich, so freundlich und so sauber. Der Greis mußte, als er die von Epheu umrankten Wände vom Mondlicht übergossen, ansah, unwillkürlich an ein Liedchen denken, das er als Knabe gesungen:

Sieh, da bist Du wieder,
Lieber, guter Mond,
Gehst am Hüttchen nieder,
Wo mein Liebchen wohnt.
Sey willkommen, Lieber,
Jetzt im Grünen mir,
Nicht so schnell vorüber,
Hannchen wohnet hier!

In seinem grauen Ueberrock, das Bambusrohr mit dem goldenen Knopf in der Hand haltend, sah man an ihm keine Spur von einem Livreebedienten. Er konnte es also schon wagen, sich der kleinen Wohnung zu nähern. Im Thürbogen befanden sich zwei Hausklingeln, unter der einen war ein Porzellanschildchen mit dem Namen Doktor Malmaison angebracht. Ein Arzt also. Er klingelte dreist und die alte Margarethe öffnete.

„Ist der Doktor Malmaison zu sprechen?"

„O ja, mein Herr, Abends ist er größtentheils anwesend."

„So führen sie mich zu ihm. Ich heiße Müller, und möchte seinen ärztlichen Rath haben."

Die alte Frau ging den Kunden zu melden, unterdessen blickte Walter in die Fenster des Häuschens. Es war still und dunkel im Zimmer. Plötzlich ward eine Thür geöffnet, der Lauscher erschrack über den Lichtstrom, der blendend ihm entgegenstrahlte und bog den Kopf hinter das Epheugitter und in demselben Moment kam auch Margarethe und sagte: „Kommen Sie, Herr Müller, der Doktor erwartet Sie." Ein Glück war es noch, daß er bei seinem Lauschen nicht ertappt worden war.

Der alte Walter ging durch Margarethe's saubere Küche und trat in das ärmliche Zimmer des Doktors.

(Fortsetzung folgt.)

Indianer-Häuptlinge.

Julius Fröbel schildert in seinem kürzlich erschienenen Buch „Amerika" zwei große Reisen, die er im Innern der Vereinigten Staaten, das Einemal nach dem nördlichen Mexiko, das Anderemal nach San Franzisko von New-York aus unternommen hat. Die erste Reise machte er als Kassirer und Buchhalter eines Handlungshauses in New-York mit, dessen Chefs, die HH. H. Mayer und Samuel Kaufmann, Deutsche von jüdischer Abkunft, alljährlich eine große Waarensendung nach Tschiwawa in Nordmexiko machen, und zwar zu Lande über Ohio und Missouri auf Dampfbooten und Eisenbahnen, vom Missouri ab durch die Prairien und Indianergebiete in Form von Karawanen. Dieser Schilderung entnehmen wir nachstehende Episode: Wir hatten unser Corral (Lager) an einem Flusse aufgeschlagen, auf dessen entgegengesetzter Seite wir ein großes indianisches Zeltlager erblickten, und bald kamen aus demselben zahlreiche Männer und Weiber durch den Fluß geritten, um uns zu besuchen. Mehrere große Häuptlinge und berühmte Krieger der nördlichen Comanchen beehrten uns bei dieser Gelegenheit mit ihrer Gegenwart, — sämmtlich mit schriftlichen Zeugnissen über ihren Namen und Charakter versehen, die ihnen theils Herr Fitzpatrick, theils irgend ein in diesen Gegenden kommandirender Offizier der Armee der Vereinigten Staaten ausgestellt, und die sie sich sehr beeilten, uns vorzulegen. Diese Zeugnisse — Legitimationen der einheimischen Fürsten gegen den durchreisenden Fremden — stellen in der That eine wunderliche

Umkehrung des Paßwesens der alten Welt dar und sind zugleich die einzigen Pässe, welche im Gebiete der Vereinigten Staaten vorkommen. Der Wortlaut ist in der That oftmals von komischem Effekte. Man nehme z. B. an, er heiße wie folgt: „Inhaber dieses ist der Rothe Aermel, ein berühmter Häuptling der Apachen, welcher in Freundschaft mit den Weißen lebt. Reisende werden wohl thun, ihm Achtung und Wohlwollen zu erweisen, indessen dabei immer auf ihrer Hut zu seyn." Und darunter die Visa durchreisender Handelsleute: „Der Rothe Aermel hat unser Lager besucht und sich mit seinen Begleitern anständig betragen" — so wie weiter: „Traut dem Kerle nicht er ist ein verdammter Indianer". Wenn eine solche Legitimation mit der stummen Gravität vorgelegt wird, deren nur ein Indianer fähig ist, muß man seine Gesichtszüge beherrschen können, wie ein Indianer, um nicht den Humor der Sache zu verrathen, — eine Unvorsichtigkeit, die unangenehmen Folgen haben könnte. Was unseren damaligen Verkehr mit den Comanchen betrifft, so erschienen in unserem Lager, außer einer Menge geringen Volkes, die Häuptlinge Toho-pe-te-ca-ne, oder das „Weiße Zelt", und Way-ya-ba-tosh-a, oder der „Weiße Adler". Die beiden Namen, so wie ihre Uebersetzungen, sind den Legitimationspapieren entnommen, welche von diesen ausgezeichneten Personagen uns vorgelegt wurden. Nach ihnen trat ein älterer Mann auf, der sich eben so sehr durch seine würdige Haltung wie durch seine einfache Kleidung auszeichnete. Diese bestand in nichts als in einer blauen wollenen Decke, in die sein Körper gehüllt war, Sein Haar war kurz abgeschnitten nach der Mode der Weißen, und es war an dem ganzen Manne keine Verzierung irgend einer Art wahrzunehmen. Er erschien in Begleitung eines gefangenen Mexikaners, der ihm als Dolmetscher diente und der uns in Kenntniß setzte, daß es der große Häuptling Och-ách-tzo-mo sey, welcher uns besuche, und welcher in dieser einfachen Tracht und mit geschorenem Haupte erscheine, weil er den Tod seines von den Pawnees gemordeten Sohnes betraure, für den er noch keine Blutrache habe nehmen können. Die beiden vorher erwähnten jüngeren Männer dagegen waren vor uns im vollen Schmucke comanchischer Kriegshelden erschienen, in Leder gekleidet, mit reich verzierten Mocassins, im Gesichte mit Zinnober bemalt, auf dem Kopfe mit Adlerfedern geschmückt, der dicke und lang über den Rücken hinabhängende Zopf mit abwärts immer kleiner werdenden silbernen Scheiben belastet, die, im Nacken mit der Größe einer mäßigen Untertasse beginnend, an der Spitze des Zopfes mit der Größe eines halben Thalers endigten. Diese silbernen Scheiben werden in Mexiko eigens für die Comanchen verfertigt und bilden einen namhaften Artikel in dem Handel mit diesen Barbaren, welcher am Presidio del Norte, zu San Carlos und am Presidio del Rio Grand betrieben wird. Zuletzt kam ein alter Mann in unser Lager, welcher über die ledernen Unterkleider des Indianers den hellblauen Flausrock eines Nord-Amerikaners aus dem Westen trug. Auf dem Rock waren zwei goldene Epaulettes befestigt, die eine derselben mitten auf der Brust, die andere auf dem Rücken mitten zwischen den Schultern hängend, womit der alte Comanchenfürst — denn nichts Geringeres war unser Gast — einem originellen Geschmack beurkundete. Seine indianische Durchlaucht waren übrigens nicht zu stolz, sich, gleich den übrigen Edlen des Volkes gegen uns durch seine Papiere zu legitimiren, auf welchen von der Hand des Kommandanten eines benachbarten Forts zu lesen stand, daß der Inhaber vormals einer der gefährlichsten und grausamsten Feinde der Weißen gewesen sey, neuerdings aber seine Gesinnungen geändert habe und wegen seiner Macht unter den Comanche-Stämmen mit der größten Aufmerksamkeit, zugleich aber auch mit aller Vorsicht behandelt zu werden verdiene. Mit großer Formalität schüttelte der Mann Denen, welche er für die Vornehmsten unter uns hielt, die Hand und versicherte uns seiner Freundschaft. Wir rauchten mit ihm und bewirtheten ihn mit Kaffee, wie wir es mit den Anderen gethan hatten. Das Gesicht dieses Mannes war scharf markirt, die Stirn von tiefen Falten durchfurcht, die Nase groß und gebogen, und über das rothbraune Gesicht hing in Schwänzen das straffe Haar, zwischen welchem das charakteristische, keinen Gedanken verrathende indianische Auge hindurch sah. Er hatte eine Frau bei sich, — eine ziemlich bejahrte, dicke Person, deren Gesicht die Spuren einiger Schönheit und den Typhus der besseren mexikanischen Familien zeigte. Wahrscheinlich war die Frau in ihrer Kindheit einer solchen Familie geraubt worden. Sie stieg nicht von ihrem Pferde ab, auf welchem sie schrittlings saß wie alle indianischen Frauen; auch mischte sie sich auf keine Weise in unser Gespräch mit dem alten Häuptlinge. Am Abend vor Dunkelheit zeigte Och-ách-tzo-mo seine Autorität, indem er dem uns besuchenden Volke Befehl gab, unser Lager zu verlassen und sich nach Hause zu begeben. Gegen Einige, die nicht sogleich gehorchten, machte er von seiner Pferdepeitsche Gebrauch. Bald war unser Lager geräumt, und wir konnten endlich die lang gewünschte Ruhe genießen.

Eine Handelskrise vor dritthalb hundert Jahren.

Aus dem niederdeutschen Tagebuche des Lübeckischen Bürgermeisters Brokes, in den Jahren 1603 bis 1620 geschrieben, findet sich folgende Stelle: „In diesen meinen Tagen und Zeiten ist eine so unerhörte Stockung (Beschweringe) gewesen und unchristlicher Zinsfuß und Uebertheuerung im Handel und Geldverkehr, als bei der Welt Zeiten noch nicht dagewesen, und haben solchen Wucher die vornehmsten Bürgermeister und Rathsherren und Bürger getrieben, und die Herren in Holstein mit ihren Geldgeschäften (Umschlage), so daß viele Bürger durch ihre Unachtsamkeit, Stolz und Hoffart, sich mit fremdem Gelde groß sehen zu lassen und großen Handel zu treiben, indem sie Gott vergaßen und Gottes Zorn auf sich luden, zu ihrem großen Schaden sich nicht vorsahen, daß die Zinsen sie auffraßen und sie mitfraßen, bis das Verderben ihnen auf dem Nacken lag. Da hatten sie sich so untereinander der Eine für den Andern verbürgt und verschrieben (verlawet und versegelt), daß sie Alle dadurch verdarben und arm wurden, und mußten es verlaufen und betrogen manchen ehrlichen Mann, der für sie gebürgt und sich verschrieben hatte, so daß bezahlen mußte, wer konnte — wer nicht konnte, mit laufen und weichen mußte, ja Viele, die durch die Bürgschaften ruinirt wurden — junge Leute — von großen Herzenssorgen starben. . . Darum, meine Kinder und Erben, habe ich Dieß zu einem Spiegel und Exempel geschrieben, daß ihr Gott fürchtet und euch zur Demuth und fleißiger Arbeit haltet und nicht nach ausgebreiteteren Geschäften ausguckt, ehe Gott es Euch geben will. Denn Die mit Gewalt und hastig reich werden wollen, bekommen gewöhnlich Armuth und Bankerott.“ — Dieser Spiegel, den jener lübeckische Bürgermeister seinen Kindern und Erben vorhielt, zeigt er nicht auch das Bild der jüngsten Zeit in seinem Rahmen?

Mannigfaltigkeiten.

[Der Fortschritt — im Biertrinken.] Im ganzen Süden von Frankreich, dem ersten Weinland Europa's, entstehen in neuester Zeit großartige Brauereien und trotz der schweren Staatsabgaben und der hohen Hopfenpreise gedeihen dieselben vortrefflich. In den Kaffee's der großen Städte Südfrankreichs trinkt man in diesem Augenblick ein Bier, welches sich mit dem besten messen kann. Auf fast allen Eisenbahnstationen bis zum Mittelmeer erfrischt ein Glas gutes Bier den bestäubten durstigen Reisenden, dem die Zeit keine andere Erquickung gegen Hunger und Durst zuläßt. Auf dem weit in das Meer hinausgebauten Hafendamm bei Marseille sieht man neben dem Leuchtthurm in diesem Augenblicke die gebräunten nervigen Gestalten der Reparaturwerkstätten- und Hafenarbeiter während der Mittagshitze an einem Glase Bier sich zu ihrer harten Arbeit neu stärken.

Man schreibt aus Prag: Die Leser werden sich erinnern, daß vor einiger Zeit ein Amerikaner nach London und Paris und von da nach Dresden und Berlin kam, um Hülfe gegen seine in Folge von starken Silberoxyd-Dosen ganz blau gewordene Hautfarbe zu suchen. Der „blaue Mann“ ist nun auch hier eingetroffen, ist bereits von einer Doktoren-Versammlung besichtigt worden, es wird ihm wahrscheinlich aber auch keiner der hiesigen Aerzte helfen können. Unser Professor Krombholz hat selbst schon salpetersaures Silberoxyd gegen Epilepsie angewandt, die Patienten stets aber vorher auf die Folgen aufmerksam gemacht, und richtig wurde und blieb deren Haut nach der Kur auffallend blau.

Das Neuburger Kreisblatt Nro. 24, 1858, enthält folgende Anzeige:

„Alles unter einen Hut! —
Alles kann ich restauriren,
Waschen und modernisiren,
Frisch gebleicht und neu geweicht,
Brauch' ich nur acht Tage Zeit —
Nichts fehlt jetzt zu meiner Kunst
Als Ihr Antheil, Ihre Gunst!

Frau Friederike Hergt,
Strohhutfabrik und Putzgeschäft.

Räthsel.

Bekannte Vögel nennt man Dir durch Eins und Zwei;
Das Dritte ist zugleich für Leib und Geist Arznei,
Wird oft zum Gift, dient öfter noch als Leckerei.
Das Ganze straft, — dies wird sich selten fügen,
Geradezu die letzte Sylbe Lügen.
Der Ausdruck: nur zum Scherz, bezeichnet Dir,
Was uns Bedürfniß ist, so wie dem Thier.
Wer nicht die letzte Sylbe hat,
Der trinke sich am Ganzen satt.

Auflösung des Räthsels in Nro. 93:
Lage Plage Klage.

Redakteur: Gustav Meffert
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 100 Dienstag, 27. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Eine niedrige, von einem Blechschirm verdeckte Lampe ließ den ganzen Raum dunkel und warf ihr Licht nur auf einen kleinen Theil des Tisches, der mit Dingen bedeckt war, welche dem Eintretenden keineswegs anmuthig erschienen, nämlich mit verschiedenen todten Fröschen, die auf einem Brett lagen, auf welchem sich auch mehrere feine, blanke Messer, kleine Sägen und Zangen, und eine Menge Metallplatten und Filzläppchen befanden.

„Was wünschen Sie von mir?" fragte der in der Dunkelheit beinahe gänzlich unsichtbare Bewohner dieses Raumes.

„Ich leide an einem hartnäckigen Husten," entgegnete Walter mit plötzlich erregtem Interesse die Gestalt seines Wirthes zu erkennen suchend, dessen Stimme ihm bekannt vorkam und mancherlei trübe Erinnerungen in ihm erweckte.

Der Arzt fragte nun nach den einzelnen Symptomen des Uebels und bei jedem Wort ward Walter gewisser, daß er einem alten, längst verschollenen Bekannten gegenüber stünde, und als er eine Viertelstunde mit dem Arzte gesprochen, schlug er, sich zu vergewissern, ob seine Erinnerung ihn betrüge, mit einer raschen und unerwarteten Bewegung den Schirm von der Lampe zurück, so, daß ihr voller Lichtstrahl in das verrunzelte, gelbe Gesicht des Arztes fiel, der eben seine schwarzen Augen auf ihm ruhen ließ.

„Sie sind das Einzige, was mich seit so langen Jahren noch an Jerôme Renard erinnerte," sagte Walter, „diese Augen, dieses Organ und — die Stelzbeine."

„Mein Herr, mein Herr, was wollen Sie?" entgegnete der Doktor, die Lampe wieder bedeckend, „Sie blenden mich ja, was fällt Ihnen denn ein?"

„Ich wollte mich überzeugen, ob meine alten Ohren mich täuschten, wenn ich vor einem Mann zu stehen glaube, den ich vor langen Jahren gekannt, und die Augen haben mir Bestätigung gegeben. Doktor Renard erinnert sich freilich nicht aller seiner früheren Patienten, aber ich kann und werde nicht die Zeit vergessen, da ich nach dem Einzuge in Paris, ein armer, verwundeter preußischer Jäger, im Kloster der Barmherzigen Schwestern Aufnahme und Pflege fand. Das Gesicht des Arztes, der damals meine schwere Wunde verband, ist zwar alt geworden wie das meine, mir aber darum noch nicht fremd, denn die Dankbarkeit hat ein gutes Gedächtniß."

„Dankbarkeit, hm!" murrte der Alte, „ich habe noch wenig Dankbarkeit gefunden in dieser schönen Welt, und der Kranken, die ich damals verbunden, waren so Viele, daß ich mich an den Einzelnen nicht mehr erinnern kann. Ich liebe nicht die Vergangenheit und bin froh, daß sie dahin ist, daß jeder Schritt vorwärts mich dem Tode näher bringt, dem Tode, in dem endlich Ruhe und Vergessen für Jeden von uns zu finden seyn wird."

Es lag etwas Grämliches und Finsteres in den Worten des Greises, etwas, das weniger Mitleid als Verdruß im Herzen des Zuhörers erwecken mußte.

„Nun," sagte der alte Walter, „gleichviel, ob Sie die Vergangenheit lieben oder nicht, wenn Sie Derjenige sind, den ich in Ihnen zu erkennen glaube, so stehe ich von jener Zeit noch in Ihrer Schuld. Sie gaben damals dem armen Verwundeten nicht bloß ihre eigene Wäsche, sondern auch, als ich nun die mitleidigen Nonnen verlassen mußte, dem Scheidenden einen Doppellouisd'or, damals die Hälfte Ihres Vermögens, diesen wenigstens kann ich Ihnen wiedergeben, denn ich bin jetzt, wenn auch in geringen Verhältnissen, doch keineswegs ein armer Mann."

Die Augen des alten Geizigen begannen zu funkeln.

„Ich bin Jerôme Renard, ich bin es," sagte er unruhig auf seinem Stuhle hin- und herrückend, „aber, aber sagen Sie das Niemandem, hören Sie, Niemandem! Ich mag nicht erinnert seyn an Zeiten, die hin sind und vergangen, hin! hin! Die ich abgebüßt habe, die ich täglich noch abbüße. Be-

zahlen Sie Ihre alte Schuld, bezahlen Sie dieselbe und gehen Sie Ihre Wege!"

Walter legte drei blanke Friedrichsd'or auf den Tisch.

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor," sagte er herzlich, „was Sie damals an mir gethan, das ist mit Gold nicht gut zu machen, und gern möchte ich mich Ihnen dankbar beweisen, jetzt, wo wir Beide nun alte Leute sind. Zu jener Zeit, weiß ich, hatten Sie großen Kummer, Sie hatten Frau und Kind verloren im Kriegsgewühl —"

„Schweigen Sie! Nicht ein Wort mehr, nicht ein Wort! Ich werde sie finden, ich werde sie schon wiederfinden und dann — dann sollen sie meine Erben seyn," flüsterte er heiser. „Verloren! ja, verloren hatte ich sie, ich, hören Sie, ich bin ein alter Mann und thue Buße nun seit langen Jahren, ich, ich hatte sie verlassen! Hören Sie, Sie sind ein ehrlicher Mann, Ihnen kann man etwas anvertrauen, zudem kennen Sie mich, das ist schon viel, ich, ich bin so arm nicht, als es scheint, ich habe ein wenig Geld gesammelt in meinem langen Leben, für mein Kind, das ich verließ. Sie soll es haben, die arme Kleine, natürlich, wenn ich sterbe, sie soll dann für mich beten. Ich kenne Sie jetzt auch, die Zeit entflieht! Als ich Sie zuletzt sah, waren Sie ein Jüngling und ich ein junger Mann, Sie heißen Walter, ich kenne Sie jetzt ganz genau, Sie waren ein wackerer Mensch, Sie sollen, ja, das sollen Sie, mein Testamentsvollstrecker seyn und meinem Kinde das Erbe des Vaters einhändigen."

Es lag etwas Seltsames, Unheimliches und Verwirrtes in den Worten des alten Mannes, allmälig aber wurde er ruhiger und gesammelter, und der erstaunte Zuhörer begann zu fühlen, daß er einem Unglücklichen gegenüberstände, dessen Gemüth von Gewissensbissen gepeinigt, und von einer eigenthümlich fixen Idee befangen war. Walter mußte dem alten Arzt sogleich für das Rezept bezahlen, das er von ihm empfing, er mußte ein Medikament von ihm kaufen und mit gierigen Augen betrachtete der Greis das Geld, das er empfing, wog es in seiner Hand und flüsterte vor sich hin, indem er es in eine lederne Börse schob, die er auf seiner Brust trug.

Walter vergaß fast über den seltsamen und unheimlichen Kauz den eigentlichen Zweck seines Herkommens und würde ihn wahrscheinlich ganz vergessen haben, wenn nicht der Geizige ihn selbst daran erinnert hätte.

„Es ist ein Glück, ein großes Glück", sagte dieser, als er das Geld in Sicherheit gebracht, „daß ich Sie gefunden. Sie sind ein alter Mann, können auch nicht sehr lange mehr leben, Ihnen wird mein Geld, mein kleines Erbe für mein Kind meine ich, keine so große Versuchung seyn. Früher hatte ich wohl einmal den Gedanken, meinen jungen Nachbar hier zum Vollstrecker meines letzten Willens zu machen, aber Geld hat schon oft die Jugend verlockt, nur zu oft. Ich möchte ihn nicht um sein ewiges Heil bringen, den armen Jüngling! Nein, das möchte ich nicht."

„Sie kennen Ihren Nachbar?" fragte Walter mit wieder erwachtem Interesse.

Ja, ja wohl! Beide, den Bruder und die Schwester. Das sind gute Kinder! Hören Sie, sie haben einen Vater, der nicht blos kontrakt, und schlimmer unbeweglich ist, als ich mit meinen Stelzbeinen; er ist blödsinnig, fast stumm und so elend wie nur das Laster den Menschen machen kann, und die beiden Kinder pflegen und warten ihn, und arbeiten für ihn. O, Kinder sind in den alten Tagen eine Gabe Gottes! Diese Beiden, diese Geschwister Bergenau, sind geradezu wie ein paar gute Engel."

Bergenau! Der Name war dem Vertrauten Dubois' nicht fremd. Jenen Tag, welche das junge Mädchen bei seinem Herrn zugebracht, stand plötzlich vor seinen Augen. Er erinnerte sich, wie sein junger Herr später bei dem Prozeß so lebhafte Theilnahme an dem reizenden Geschöpf gezeigt hatte und wußte nun, was er wissen wollte. Sobald es ihm daher möglich wurde, sich loszumachen, rüstete er sich zum Fortgehen. Der alte wunderliche Doktor bestand aber darauf, daß er ihm seinen Aufenthaltsort nennen und das Versprechen baldigen Wiederkommens geben mußte.

Als er endlich hinaus ins Freie trat, war es schon ziemlich spät geworden. Die alte Margarethe sperrte die Hausthüre zu. Die Läden der Bergenau'schen Wohnung waren geschlossen. Der alte Walter bemerkte jedoch noch Licht durch eine Fuge derselben und schlich hinzu. Er sah das junge Mädchen, das ihm nicht fremd war, obgleich ihre ausgebildete Schönheit und Lieblichkeit ihn überraschte. Sie saß bei einer Nätherei, das volle Licht der Lampe überstrahlte ihre reinen und edlen Züge und legte einen leichten Goldschimmer auf ihren dunkeln seidenen Scheitel. Der alte Diener seufzte. Er fühlte eine eigenthümliche Theilnahme für das liebreizende Mädchen, das schon so viel gelitten hatte, und jetzt zum Spielzeug einer neuen Laune seines jungen und leichtsinnigen Gebieters dienen sollte.

Tausend Gedanken gingen durch seinen alten Kopf, während er langsam den weiten Weg vom Hagelsberg nach seinem Gasthofe zurücklegte. — Die Erinnerung an seine eigene Jugend. An die Zeit, da er in Paris den Arzt kennen gelernt, der schon damals viele Seltsamkeiten hatte. Sein langes Zusammenleben mit dem Vater seines jetzigen

Herrn, den er von Kindheit an genannt, die allmälige Veränderung ihrer Stellung zu einander bei der Vermehrung des Reichthums seines einstigen Gefährten. Die Verheirathung des zum Millionär gewordenen Dubois mit einem armen aber vornehmen Fräulein. Die Geburt des Kindes, das jetzt so wohl verstand den Herrn zu spielen. Alles dieß ging vor seinen geistigen Augen vorüber, wie die Bilder einer Zauberlaterne. In seinem Herzen fühlte er das Interesse für den Sohn seines Jugendfreundes mit fast väterlicher Wärme. Hatte doch sein Geschick ihm den Genuß häuslichen Glückes stets unmöglich gemacht und alle seine Gefühle wurzelten in der Familie, der er seit so vielen Jahren als dienendes Mitglied angehörte. Den Jüngling, Benno, hatte er von seiner Geburt an geliebt, hatte sich seiner Entwickelung gefreut, und in seiner resignirten Seele sich freudig mit der Art von Liebe begnügt, welche der junge Herr gern dem alten Diener zollte.

Was hätte aus Benno werden können, dachte er jetzt, ja, was könnte noch aus ihm werden, wenn das verfluchte Geld es ihm nicht möglich machte, jeden tollen Gedanken, jede augenblickliche Laune gleich in eine schlimme That zu verwandeln. Und dieses Kind, dieses reizende Mädchen, bei Gott, es ist eine große Sünde, die er da begehen will. Ich warne ihn, ich rede mit ihm. Er ist nicht so verdorben, daß nicht manchmal ein gutes Wort bei ihm eine gute Stätte fände, und es gibt der Weiber, die sich nach ihm zerreißen, genug und mehr als genug in der Welt.

Am folgenden Tage zog er Erkundigungen über die Familie Bergenau ein. Wenige Menschen kannten die schöne Gertrud, und das schien dem alten Mann ein eben so sicheres Zeichen ihrer Sittsamkeit, als das ungetheilte Lob, was ihr von Denen gespendet wurde, die durch Zufall mit ihr in einige Berührung gekommen. Am genauesten kannte sie eine junge Putzmacherin, ein hübsches Mädchen, das einen kleinen, aber sehr besuchten Laden in der Heiligen Geiststraße besaß. Theodore Laubach stand auf dem zierlichen blauen Schilde desselben. Im Gasthofe, wo er nach den Geschwistern Bergenau gefragt, hatte man ihn an diese gewiesen, und es war ihm ein Vergnügen, mit dem niedlichen, verständigen Frauenzimmer zu plaudern. Der Laden stieß an ein freundliches Hinterstübchen, in dem junge Damen bei zierlichen Arbeiten saßen und Französisch parlirten. Ein lahmer Knabe mit einem sehr klugen Gesicht befand sich auch darin, und arbeitete sehr eifrig an einem mit Noten und Papieren bedeckten Tisch. Der alte Walter konnte fast die Augen nicht abwenden von dem seltsamen Knaben, der ganz in sich versunken und von allen Außendingen abgewendet erschien.

Walter hatte bei der jungen Putzmacherin einige Bestellungen gemacht. Sie übernahm auch die Anfertigung von feiner Herrenwäsche, wie ihr Schild ankündigte, und dieß gab dem Alten Gelegenheit, mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen.

„In meinem Geschäft wird dergleichen nicht angefertigt", sagte sie freundlich, „aber ich stehe mit jungen Damen in Verbindung, die durch meine Vermittlung Sie prompt und gut bedienen werden, mein Herr. Man arbeitet hier in Danzig die feine Wäsche eben so schön, vielleicht schöner noch als in Paris."

Da hatte denn ein Wort das andere gegeben, und zuletzt war Gertrud Bergenau als die fleißigste und geschickteste Arbeiterin in der Branche der Feinnähterei bezeichnet worden.

(Fortsetzung folgt.)

Theater in Aschaffenburg.

Am vorletzten Sonntage hielt die Würzburger Operngesellschaft unter der Leitung des Herrn Kapellmeisters Fichtelberger ihren Einzug in unsere Stadt.

Da derselben ein ehrender Ruf schon vorausgegangen war, so hätte es von Lieblosigkeit, Frivolität und Parteinahme zeugen müssen, unmittelbar nach der Vorstellung „Freischütz", womit bei vollständig besetztem Hause der Operncyclus eröffnet wurde, schon über die Tüchtigkeit der Opern-Mitglieder im Allgemeinen urtheilen zu wollen. Aber jetzt, nachdem wir auch „Don Juan" und „Martha" sahen, durfte eine Schätzung der wirkenden Kräfte nicht länger hinterhalten werden.

Wir sahen Fräulein Raster im Freischützen als „Agatha", im Don Juan als „Donna Anna" und in Martha als „Lady Harriet".

Die Reinheit ihrer Stimme, der präzise An- und Einsatz, so wie die schaukelnden Wellen ihrer wohlklingenden Töne ziehen uns unwillkürlich mit fort, obschon es uns zuweilen dünken will, als müßte diese Fluth uns noch stürmischer hinreißen, sobald mit der innewohnenden Gesangeskraft weniger ökonomisirt würde. Was ihr Spiel anbelangt, so folgt dieses einem bewußten Prinzipe, welches nach genauer Auffassung des darzustellenden Charakters dieser von ihr zu personifizirenden Idee psychische Wahrheit und eine Verkörperung verleiht, welche ein künstlerischer Purismus mit seinem heiligen Athem überhaucht. Wer aber diese feierliche

Darstellungsweise als zu abstrakt betrachten würde, den machen wir aufmerksam auf ihr hehres Mienenspiel und auf diese leuchtende Farbenpracht ihrer Augen, worin jeder Affekt, sowohl der Glanz der Freude, als das Feuer der Liebe, wie die Gluth der Rache sich so herrlich abheben, daß diese eigenthümliche Kunst, welche jeden mimischen Unfug ausschließt, selbst beim wortlosen Spiele ihre Herrschaft über die Aufgabe der Darstellung bekundet und den Schlußstein zur plastisch schönen Vollendung der Form einfügt. Dabei nuancirt sie den Uebergang vom Idealen zum Realen so fein, daß diese Vermeidung der Kontraste zur Ausgeglichenheit und Abrundung des Ganzen führt und ihre liebenswürdige Erscheinung noch vollends sympathisirend auf uns wirkt.

Frau Kißner, als „Aennchen" im Freischützen und „Zerline" im Don Juan, übt durch ihr fügsames, liebliches Spiel einen eigenen Zauber aus. Ihr Gesang ertönt mit lyrischer Herzlichkeit, ihre Gestikulationen sind leicht und lassen dennoch bei aller anscheinenden Natürlichkeit die künstlerische Gliederung erkennen, in ihrem Mienenspiele schaukeln sich in muthwilliger Aufeinanderfolge bald süße Amoretten, bald kleine Dämonen der Laune wie in einer Zauber-Wiege. Dabei ist sie eine so anziehende Bühnen-Erscheinung, daß man mit Recht von ihr sagen kann:

Es kommt d'rauf an, daß man's nur recht erfasse,
Im Herbste noch ein Blüthenkind zu bleiben,
Und immer einen frischen Zweig zu treiben,
Der uns noch blühend jung erscheinen lasse.

Herrn Dreizler sahen wir als „Max" im Freischützen, als „Don Oktavio" im Don Juan und als „Lyonel" in Martha. — Seine Stimme ist zart und einnehmend, seine wohllautenden Lieder zeugen von Innerlichkeit und Selbstempfindung. — Sein Spiel hat die anfängliche Schüchternheit überwunden und bewegt sich in den Linien natürlicher Richtigkeit. Namentlich als „Lyonel" entfaltete er ein andächtiges und beschauliches Gemüth, seine Herzensmelodien gingen wieder zum Herzen und allgemeiner Beifall lohnte den braven Sänger. —

Wir glauben ferner nicht zu irren, wenn wir von Herrn Büssel, welchen wir als „Kaspar" im Freischützen und als „Leporello" im Don Juan sahen, sagen, daß er eine mit Fülle, Frische und Lauterkeit begabte Stimme besitzt. Kräftig, wie sein Gesang, ist sein Spiel, und sein burlesker Humor, der eine leise Ironie zur Folie hat, ist ihm wohlanstehend.

Herr Bartsch zeigte im Freischützen als „Ottokar", sodann als „Don Juan", endlich als „Plumkett" in Martha, daß er mit kräftigen Stimm-Mitteln begabt und ein kunstgerechter Sänger ist. Sein Spiel ist frei von Verzerrungen, mannhaft und natürlich, den zu personifizirenden Charakter prägt er scharf aus, vermeidet alles Nebulöse und individualisirt das Markige, Feste.

Was die Chöre anbelangt, so sind dieselben gut geschult und gingen so in einander, daß man auf hiesiger Bühne sie in neuerer Zeit noch kaum so gerundet wird gehört haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Nach einer amtlichen Hauptzusammenstellung der Müchener Bevölkerung beträgt die Gesammtzahl der Einwohner mit Einrechnung der drei Vorstädte 132,112 Seelen, wovon 109,911 dem Zivil-, 22,287 dem Militärstand angehören. Die Gesammtzahl der Häuser beträgt 5,984. Die gedachte Zusammenstellung enthält unter anderm folgende für die Bevölkerungsstatistik Münchens nicht unerhebliche Notizen. Trauungen fanden im Jahr 1856/57 700 statt, 28 weniger als im Vorjahre, 78 weniger als 1854/55; Geburten 4,591, 269 mehr als im Vorjahr, 696 mehr als 1854/55; Todesfälle 4,156, 119 mehr als im Vorjahre, 330 mehr als 1854/55

Auf dem Ravensburger Bahnhof (in Schwaben) ereignete sich vor ein paar Tagen der komische Vorfall, daß die Passagiere, die mitfahren wollten und im Wartsaal getrosten Muthes warteten, bis der Pförtner die Thüre zum Einsteigen öffne, vergessen wurden. Wer beschreibt den Schrecken der Reisenden, als sie den Zug an sich vorbeischnauben sahen und durch die leidige Thüre nicht hinauskonnten, um den Dampfwagen anzuhalten. Der Pförtner hatte in jenem Augenblicke gerade eine andere Beschäftigung erhalten und konnte hinterher genug Verwünschungen hören.

Die Ratten, und zwar von der größten Gattung, nehmen in Marseille derart überhand, daß man nicht ohne Besorgniß ist. Nicht nur, daß man dieser Tage, „wegen nächtlicher Ruhestörung" in einem Magazine eine förmliche Jagd veranstalten mußte, wobei 85 dieser Störefriede fielen, sondern während der Nacht belagern diese abscheulichen Thiere die weniger belebten Gassen, unbekümmert um die Anwesenheit der patrouillirenden zahlreichen — Katzen.

Redakteur: Gustav Messert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 101 | Mittwoch, 28. April | 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Ich habe das junge Mädchen früher gekannt,“ sagte der alte Walter, „wie geht es ihr jetzt, wie lebt sie denn nun?“

„Wie ein Engel Gottes, was sie auch ist“, entgegnete Dorchen eifrig. „Ja, das ist ein Mädchen! Das ist eine Tochter! Weiß Gott, mein geehrter Herr, man kommt sich recht jämmerlich vor, sieht man so ein Wesen, wie das Mädchen, das ihr Geschick mit einer Freundlichkeit, mit einem Heldenmuthe erträgt, der nicht seines Gleichen auf Erden hat. Es ist einem Mädchen, das nicht Vater noch Mutter und kein Vermögen hat, nicht leicht gemacht, mit Ehren durch die Welt zu kommen. Unser Eins wird so ins Leben hineingestoßen, wie ein Fisch auf trocknen Sand. Lieber Himmel, wie schwer ist es, sich das tägliche Brod zu erwerben. Eine Arbeit, die etwas einbringt, wird uns nicht gelehrt, wenigstens die arme Gertrud hat nicht Gelegenheit gehabt, so etwas zu lernen, wie Putzmachen, Schneidern oder Musik und fremde Sprachen, worin sie Unterricht geben könnte, was schon immer etwas einträgt, wenn man es recht anzufangen weiß. Was thut sie nun, um dem Bruder beizustehen, dem es doch gar zu schwer werden würde, vier Personen zu erhalten? Sie näht feine Wäsche früh und spät, bestellt ihren Garten, verkauft Obst, Blumen, Gemüse, Honig und Wachs, zieht Zimmerblumen, junge Kanarienvögel, es wird Alles Fisch bei ihr, was in ihr Netz kommt, und dabei ist sie so ehrliebend als schön. Nie sieht man sie auf der Straße oder an öffentlichen Orten, was ein Vergnügen ist, weiß das Mädchen gar nicht, ihr kranker Vater, den sie pflegt, die kleine Schwester, die sie erzieht und der Bruder, für den sie spart und arbeitet, das ist für sie die ganze Welt. Ich erquicke mich immer an ihrem Beispiel, wenn ich einmal zu ihr komme. Es thut Jedem gut, Jemanden zu sehen, der in der Wirklichkeit so ist, gerade so, wie man selbst gern seyn möchte. Das muß auch wohl dem Menschen nothwendig seyn, denn wozu wäre sonst Christus in der Welt gewesen, und hätte gelebt und gelitten, als eben des Beispiels wegen.“

Walter hatte mit großem Interesse dem klugen und lebhaften Mädchen zugehört. Als er fortging, klangen ihre Worte in seinem Herzen wieder und er empfand ein tiefes Mitleid mit Gertrud, die ihm zum Spielwerk für seinen jugendlichen Gebieter zu gut, zu wacker erschien.

Das geht nicht, sagte er bei sich selbst, als er nach Weidau zurückkehrte. Das geht nicht, so wahr Gott lebt. Ich thue schwere Sünde, wenn ich das so mit ansehe, vielleicht wäre es gut, wenn ich mit dem Bruder des Mädchens spräche, damit er die Schwester in Acht nimmt.

Ein altes Sprüchwort sagt: Es gibt keinen großen Mann vor den Augen seines Kammerdieners. Das heißt wohl, daß Niemand, auch der beste, der großdenkendste, ja der vorsichtigste Mensch nicht seine kleinen Fehler und Schwächen vor den Blicken desjenigen verbergen kann, der als sein Diener zu jeder Stunde das Recht hat, ihn zu beobachten.

Der alte Walter, seit Jahren schon von der Großmutter seines jugendlichen Gebieters dazu beauftragt, hatte die Gabe, die er dazu besaß, überdieß durch lange Uebung geschärft. Es dauerte daher nur wenige Wochen und er wußte genau, wie Dubois mit der jungen Gertrud Bergenau stand. Er wußte, wie wackere Menschen die beiden armen und fleißigen Geschwister waren und mit wie voller, vertrauender Seele Gertrud an seinem jungen Herrn hing.

Selten verging eine Woche, in der Dubois nicht mindestens zweimal in dem kleinen Häuschen am Hagelsberge war. Anfangs hatte er es besucht, wie eine hübsche Theatervorstellung. Die saubere Wohnung mit dem ärmlichen aber so wohlerhaltenen Geräth, die Bäume, die sich vor seinen Augen mit jungem Grün schmückten, der sprachlose Vater, das tändelnde Schwesterchen, erschienen ihm wie die Dekorationen einer hübschen Komödie, in der er selbst eine angenehme Rolle übernommen. Jedes-

mal, wenn er in den ersten Wochen seiner erneuerten Bekanntschaft mit Gertrud, den Weg nach dem Hagelsberge ging oder fuhr, war er fest entschlossen, heute nun endlich einzuschreiten, ernstlich in seine reizende Geliebte zu dringen, daß sie aus seinen Händen die nöthigen Mittel annähme, sich und den Ihrigen ein bequemes und angenehmes Leben zu schaffen, überhaupt die ganze Angelegenheit zu einem ordentlichen Schluß zu bringen. Das liebliche Mädchen war nichts anderes, als eine arme, junge Arbeiterin, was man in Frankreich eine Grisette nennt, unmöglich konnte sie auch nur in ihren kühnsten Träumen daran denken, daß der reiche und vornehme Jüngling sie zu heirathen beabsichtige, so albern war Gertrud nicht!

In dem Herzen des Mädchens war nichts als weiche, milde Liebe; aber wenn er neben ihr war, wenn er ihr stilles Walten im Kreise der Ihrigen beobachtete, wenn er in ihre Augen blickte, deren tiefer reiner Strahl ein himmlisches Licht wiederzuspiegeln schien, wenn er ihren verständigen vertrauensvollen Worten lauschte, erwachte ein Etwas in seinem Herzen, ein Gefühl, dem er keinen Namen zu geben wußte, und stand wie eine Seraphsgestalt mit ausgebreiteten Silberflügeln neben Gertrud, die ihm dann das einzig begehrenswerthe Gut auf Erden und doch ein himmlischer Besitz zu seyn schien.

Wenn er in Gertrud's sanfte Augen blickte, wenn er ihre süße Stimme hörte, ihrem milden, ächt weiblichen Schaffen zusah — ach, dann erwachten alle guten Engel in des Jünglings Seele dann erschien ihm das Leben der großen Welt, wie ein verworrenes Chaos. Die Genüsse, welche der Reichthum, welche eine glänzende Stellung gewähren können, schmolzen in ein Nichts zusammen neben dem Glück seiner Liebe, und seine Gefühle lösten sich in warme Thränen auf, wie die Gebilde der glänzenden Eisblumen, die der Winter hervorbringt, vor den belebenden Strahlen der Frühlingssonne.

Wie war Gertrud so hold und lieblich! Ein Duft der Unschuld, der Seelenreinheit schien die edle Gestalt zu umschweben, der Engel der Jungfräulichkeit neben ihr zu stehen, von dem Moment an, da sie erröthend mit bebender Lippe den Geliebten bewillkommnete, bis zu dem, wo er von ihr schied.

Was ist es nur, dachte er dann, das mich bei ihr so fesselt, das mich zu einem Andern macht, als ich je war? Ich will darauf achten, ich will den Zauber kennen lernen. So raisonnirte er, wenn er sie nicht sah, wenn er den Laut ihrer Stimme nicht hörte.

Tag verging nach Tag, ohne daß Dubois mit seinen Vorsätzen um einen Schritt weiter kam, aber jede Stunde, die er neben seiner reinen Geliebten zubrachte, war ein Läuterungsfunke für seine eigene Seele.

Gertrud war ein reines, natürlich fühlendes, von keinem Anhauch des Bösen beflecktes Mädchen, das glaubt und vertraut, eben weil es liebt.

Es lag in ihren häuslichen Verhältnissen, daß sie fast nie allein war. Von dem kranken Vater, von dem Schwesterchen, das mit allen tausend Bedürfnissen und Wünschen der Kindheit nur an sie gewiesen war, konnte sie sich nicht losmachen, und sie beabsichtigte das auch nie. Ihr war die Anwesenheit des Geliebten hinreichend zur vollsten Beseligung. Ihm gegenüber sitzen, seinen süßen Worten lauschen, den leisen warmen Druck seiner Hand einen flüchtigen Moment lang fühlen, mehr bedurfte ihr schuld- und ahnungsloses Mädchenherz nicht.

Eduard war selten zu Hause. Seine Geschäfte hielten ihn während der schönen Jahreszeit in Feld und Wald. Draußen war ihm auch am wohlsten. Der Einfluß der Natur auf ein leidendes Herz hat etwas wunderbar Heilkräftiges. Die Bewegung in der freien Luft, die den Körper ermüdet, ermattet auch den nagenden Wurm in der Seele, den Schmerz, und schläfert ihn nicht selten gänzlich ein. Der Anblick der Felder und Wiesen, der Duft des Waldes gibt dem Geist wie dem Körper neue Spannkraft, dem Herzen frischen fröhlichen Muth.

Das Andenken an Rahel ward nicht blässer in der Seele des Jünglings, es stieg nur von dem irdischen Standpunkt der heiß begehrten Jugendgeliebten allmählig höher und höher in die wolkige Region der Verehrung, der Anbetung. Sie stand, umgeben von der Glorie höchster Tugend, in seinem Gebete neben Gott, aber unter diesem Heiligenbilde, tief unter ihm lag die Erde mit ihrer Lust und ihrem Glück, die schöne Erde, auf der er selbst mit festem Fuß einherschritt, fähig und kräftig genug, alle ihre Wonnen zu erringen und zu genießen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein großer Schwindler.

Es wurde kürzlich in Luzern bei Untersuchung gegen einen jungen abgefeimten Betrüger geführt, bei welcher sich zugleich herausstellte, wie leichtfertig sich Hotelbesitzer und Handelsleute bei uns prellen lassen. Ein junger Mann von 24 Jahren, Namens Johann Adam Gack, Sohn eines Todtengräbers und Maurergesellen zu Kulmbach in Bayern, angestellt bei der kgl. bayerischen Maschinenwerkstätte in Bamberg, betrat am 14. Juli verflossenen Jahres die Schweiz. Vom 15. bis 25. Juli hielt er sich in Zürich auf. Am 28. Juli befand er sich

in Luzern, und kaufte bei Buchhändler Kaiser unter dem Namen Hauser, Maschinist aus Hof, Sohn eines Komerzienraths Hauser in Leipzig, verschiedene Artikel für den Betrag von 228 Fr. und nahm davon drei Stücke im Preise von 24 Fr. gleich mit; hinsichtlich der übrigen Sachen ordnete er an, daß man dieselben an die Adresse Kommerzienrath Hauser in Leipzig versende. Er fertigte selbst ein Begleitschreiben aus und legte es bei. Betreffend die Bezahlung erklärte derselbe, nicht genüglich bei Kasse zu seyn und gab als Sicherheit zwei Wechsel auf Stuttgart und auf München. Dabei ersuchte er zu einer Reise nach Genf um einen Baarvorschuß von 60 Fr. Hr. Kaiser gab ohne Weiteres gläubig das Geld und nahm die Wechsel. Den an Kommerzienrath Hauser in Leipzig adressirten Brief sandte Kaiser vor den Waaren an seinen Bestimmungsort, der Brief kam aber zurück mit der Notiz, daß die Adresse unbekannt sey. Zugleich erzeigten sich die Wechsel als falsch. Schon am 29. Juli kam Gack nach Bern und logirte sich unter dem Namen Albert Walter Studiosus juris aus Glogau im Distelzwang ein. Er sprach den Wirth Regli um ein Anleihen von 250 Fr. an gegen Hinterlassung eines Wechsels von 1826 Thlr. 22 Sgr. auf München. Wirth Regli gab gläubig das Geld und nahm den Wechsel. Gack reiste sodann nach Interlaken in den ersten Tagen des Augusts. Dort logirte er im Hotel Jungfrau bei Fr. Seiler. Er ersuchte den Wirth um ein Anlehen von 200 Fr. gegen Hinterlegung eines Wechsels im Betrage von 362 Thlr. 10 Sgr., zahlbar in Stuttgart. Der Wirth gab gläubig das Geld und nahm den Wechsel. Gack verzehrte nebenbei eine Zeche von 25 Fr. 50 Rp. und reiste wieder ab, nachdem er noch für seinen Herrn Vater aus Glogau nebst Familie im Hotel Jungfrau Zimmer bestellt hatte. Gack ging nach Bern in den Distelzwang zurück, nahm bei dem Wirth weitere 250 Fr. auf jenen splendiden Wechsel von 1826 Thlr. 22 Sgr. auf. Er lebte flott, und nachdem die Zeche 200 Fr. erreicht hatte, machte er sich davon. Der Wechsel ergab sich natürlich als falsch. Gack reiste nach Thun und entlehnte bei dem Wirth Stähli im Freienhofe 30 Fr. und gab ihm einen Wechsel auf Nürnberg. Der Betrag des letztern ist unbekannt, indem er nach Nürnberg gesendet und dort als falsch zurückbehalten wurde. Gack wendete sich nach Saanen, wo er sich in der zweiten Hälfte des Augusts etwa 8 Tage im Bären bei Wirth Ebersold unter dem Namen Karsten Dr. d. Med., Kaufmannssohn aus Hamburg, aufhielt und einen Miethskonto von 150 Fr. auflaufen ließ. In Saanen machte er sich an Gerber Möjching und entlehnte bei ihm 150 Fr. gegen Hinterlage eines falschen Wechsels im Betrage von 406 Fr. 75 Rp. auf München. Möjching will noch weitere 245 Fr. gegeben haben. Gack lebte im Wirthshause zu Saanen vollauf, ließ sich dann von dem Wirth in einer Chaise nach Genf fahren, verschwand daselbst und blieb dem Wirthe die Zeche im Betrage von 150 Fr. und für das Fuhrwerk 120 Fr. schuldig. Gack kam dann mit dem Dampfschiffe nach Ouchy und reiste von da nach Lausanne, Yverdon, Neuenburg, Biel, Aarau und Brugg nach Basel, dann wieder von Basel über Brugg nach Aarau und dann nach Zürich. An letzterem Orte entlehnte er wieder unter dem Namen Hauser um Mitte September bei einem Mehlhändler gegen einen falschen Wechsel auf Augsburg 200 Fr. Der Abnehmer will 300 Fr. gegeben haben. Von Zürich begab sich Gack nach Schaffhausen und nahm dort unterm 22. September unter dem Namen Karl Bauer, Obermaschinist aus Hof, wieder bei N. N. Hurter, unter Verbürgung eines deutschen Lokomotivführers, Wolfensperg, 150 Fr. auf gegen einen falschen Wechsel von 150 Thlr., zahlbar in Mannheim. Gack reiste dann nach Zürich zurück, von da nach Basel, logirte sich im Wildenmann bei Hrn. Pfander ein unter dem Namen Karl Gaßner, Rittergutsbesitzer aus Altenburg. Hier suchte er wieder einen falschen Wechsel auf Nürnberg abzusetzen. Er traf aber nun einmal auf einen nicht so leichtgläubigen Wirth wie bisher, welcher mit einem Wechsel nichts zu thun haben wollte. Dieses geschah in den letzten Tagen Septembers. Von Basel begab sich Gack nach Rheinfelden als Adolph Gräf aus Bamberg, von Rheinfelden nach Aarau, Luzern, Schwyz und Einsiedeln. An letzterem Orte preßte er unter dem Namen Albert Gast den Wirth zum Pfauen um 25 Fr., er verzehrte nämlich eine Zeche von 10 Fr. und entlehnte 15 Fr. unter Vorspiegelung künftiger Bezahlung. Bei Gebrüder Benziger in Einsiedeln wollte er einen Wechsel auf das Handelshaus Crivelli u. Comp. in Luzern absetzen, was ihm aber nicht gelang. Am 14. Okt. verließ Gack Einsiedeln und begab sich nach Zug; von da nach Luzern, wo ihn am 20. Okt. Buchhändler Kaiser, der erste Betrogene, welcher ihn gesehen und erkannt hatte, an der Wirthstafel bei Rößli arretiren ließ. Hiemit erreichte die 3monatlich Lustfahrt ihr Ende. Im Laufe des Märzmonats wurde Gack letztinstanzlich für die im Kanton Luzern und Bern verübten Betrügereien zu 3monatlicher Kettenstrafe und nachheriger 20jähriger Verbannung aus der Eidgenossenschaft verurtheilt. Was die in Zürich, Schaffhausen und Basel begangenen Betrügereien betrifft, so wurde die Auslieferung von diesen 3 Kantonen begehrt und er wird also nach ausgehaltener Kettenstrafe in Luzern noch an diesen 3 Orten bestraft werden. Letztlich hat auch sein Vaterland, Bayern, wo er ebenfalls Wechselfälschungen beging,

die Auslieferung begehrt. Gack war bei seinen Betrügereien sehr raffinirt. Er schmiedete an ihn gerichtete Briefe und telegraphische Depeschen, welche er dann vorzeigte. Dessen ungeachtet ist es auffallend, wie die Gastwirthe ihm Wechselbriefe abnehmen konnten, ohne die darin genannten Handelshäuser und ihre Unterschriften zu kennen, und was noch mehr ist, daß sie die Wechsel nicht einmal auf ihre Personen indossiren ließen, so daß sie mit denselben, selbst wenn sie ächt gewesen wären, nicht viel hätten anfangen können.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Tyrol wird geschrieben: In Planggeroß im Pitzthale ist das jüngste Gemeindeglied zehn Jahre alt. Alle Wiegen des Dorfes stehen still, nicht einmal die nöthige Zahl der Ministranten ist mehr aufzubringen, und es hängen die rothen Röcklein verwaist im Kasten der Sakristei, denn keinem Planggerosser wollen sie auch nur halbwegs mehr passen. Nur der Wirth scheint sich dem Entvölkerungssystem nicht fügen zu wollen, denn in seinem aber nur in seinem Hause athmet ein Wesen, an dem die Planggerosser allenfalls abnehmen können, wie der Mensch in den allerersten Lebensjahren aussieht. Außer dem Wirth aber erlauben es die Verhältnisse Niemand Familie einzustellen, denn der Planggerosser will lieber gar keine als eine hungernde. Glücklicherweise sind diese Ansichten nicht weit verbreitet, sonst könnte am Ende der Staat sich gezwungen sehen, einzuschreiten. In Planggeroß ist dagegen die ganze verheirathete und ledige Mannschaft Schütz, und das Schützenwesen ist dort so blühend, daß man am Ende glauben könnte, die Planggerosser hätten über den Freuden des Schützenlebens die Freuden des Familienlebens, und im Schießstand den Familienstand vergessen. Hoffentlich wird der Storch auch wieder einkehren.

[Gasdiebstahl.] Der Gaskompagnie in Hamburg ist es in Folge einer ihr schriftlich zugekommenen anonymen Denunziation gelungen, eine betrügerisch angelegte Röhre mit drei Flammen aufzufinden, mittelst welche in einem Hause seit 7 Jahren das Gas zum Kochen benutzt worden ist. Mann kann daraus schließen, wie stark die Konsumirung von Gas gewesen seyn muß, welches der Kompagnie nicht bezahlt worden ist. Dem Konsumenten wird übrigens das Gas bedeutend theuerer kommen, als wenn er es auf geradem Wege bezogen hätte.

In Genua hat vor einigen Tagen die Regierung Schatzgräberei getrieben, aber ohne Erfolg. Es war ihr angezeigt worden, daß die Jesuiten bei ihrer Vertreibung aus Genua im Palaste Tursi eine namhafte Geldsumme versteckt hätten. Man schickte nun von Turin aus eine Kommission ab, um Nachgrabungen zu veranstalten, fand jedoch nichts. Die ganze Geschichte beruht wahrscheinlich auf einer Mystifikation.

Bei dem Dorfe Pliensbach in Schwaben sind mehrere Steinbrüche von Liasschiefer. Diese Steinplatten werden ausgegraben und behauen. Der Abraum dieser Steinbrüche liegt auf den Feldern in Haufen; ein solcher Haufen ist wahrscheinlich aus Unverstand angezündet worden und brennt seit vier Wochen. Bei Nacht glaubt man einen Ziegelofen vor sich zu haben, wenn man die Steine roth glühend brennen sieht. Ein neuer Beweis von der Brenn- und Leuchtkraft dieser Schiefer, auf die schon früher von Sachverständigen aufmerksam gemacht wurde.

Aus Berlin berichtet die „N. Prß. Z.": Im Circus ereignete sich am 18. d. ein freilich etwas gefährlicher Spaß! Als der Elephant in der Manege seine Kunststücke machte, blieb er plötzlich vor zwei Herren im Parket stehen, besah sie sich genau und fand wahrscheinlich den Einen ob seiner Brillengläser so gelehrt ausschauend, daß er ihm mit dem Rüssel ins Antlitz fuhr und höchst geschickt ihm die Brille von der Nase zog, leider aber beim Versuch, sie sich selbst aufzusetzen, die Brille zerbrach.

Als Warnung, gegen den Herzog von Malakoff nicht allzu offenherzig zu seyn, erzählt Glasgow Daily Mail folgende Anekdote, deren Wahrheit das Blatt verbürgt: „Als Marschall Soult von Louis Philipp als außerordentlicher Gesandter bei der Krönung der Königin Viktoria herübergeschickt war, besah er alle Arsenale und Kriegsetablissements. Bei einem dieser Besuche, es war im Tower — fragte er, woher wir denn das Nußbaumholz zu unseren Flintenkolben und Schäften bezögen, denn in England, das schien er zu wissen, wächst nur wenig Nußholz. Das Holz kommt aus Frankreich — antwortete man ihm offenherzig. Bald darauf reiste Se. Exc. nach Paris zurück und von dieser Zeit an ist kein Nußbaumholz weiter aus Frankreich ausgeführt worden. Gegen Ende des russischen Krieges war dieser Mangel im Kriegsministerium sehr fühlbar geworden."

Redakteur: Gustav Meffert
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 102 Donnerstag, 29. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Gertrud saß im Garten unter einem prächtigen Apfelbaum, der seine späten Blüthen voll entfaltet hatte, und schon wehte ein leichter Windhauch die rosigen Blättchen wieder auf den sammetweichen Rasen, auf die braunen Locken der Jungfrau, auf ihr einfaches hellblaues Kleid.

Ein Tisch stand vor ihr, und an demselben saß auf ihrem hohen Stüblchen die kleine Leontine und machte auf einer schwarzen Schiefertafel ihre ersten Versuche in der Schreibkunst. „Haarstrich fein, Grundstrich stark, Haarstrich fein," sagte sie dabei, die Lehren der Schwester laut wiederholend, und dann zeigte sie das wohlgelungene i, diese kleine Wurzel, aus welcher der höchste Triumph des menschlichen Geistes, die Kunst durch alle Fernen und Zeiten den Gedanken festzuhalten, erwächst, mit so großem Entzücken ihrer sanften Lehrerin, als nur immer eine Seele bei einem vollbrachten Werke empfinden kann.

Aber Gertrud sagte nicht, wie die Kleine gehofft hatte, gut, ganz gut, Herzchen, sie hätschelte auch nicht, wie sie sonst so oft that, das Köpfchen, das sich freudig zu ihr gebeugt hatte. Sie sah nicht auf das Kind, noch auf ihre eigene Arbeit, sie erhob den Kopf und horchte, und Gluth erschien auf ihren Wangen und färbte für einen Augenblick Stirn und Nacken. Sie hörte den Tritt, den sie mit keinem Andern verwechseln konnte, den Tritt des Geliebten sich dem kleinen Hause nähern. O, wie pochte das jugendliche schuldlose Herz in seliger Freude, wie hob sich der jungfräuliche Busen in Sehnsucht, und doch war es einen Augenblick, daß sie das Schwesterchen und die Arbeit vergaß; gewöhnt alle ihre Aufmerksamkeit stets auf Verpflichtungen zu richten, die anfangs die Nothwendigkeit geboten, dann die Liebe geheiligt und endlich die Gewohnheit zur andern Natur gemacht hatte, konnte die Leidenschaft ihre schlimmste Wirkung auf dieß junge Herz nicht ausüben.

Benno trat in den Garten. Seine schöne Jünglingsgestalt erschien unter den Bäumen wie ein zu neuem Daseyn erwachtes Bild des jugendlichen Alcibiades.

Jetzt saß er neben ihr und schaute lächelnd auf ihre fleißig arbeitende Hand. Neben ihnen auf dem grünen Rasen spielte das fröhliche Kind, Gertrud's Schutzgeist in sichtbarer Gestalt.

Sie war ihm nicht im Wege, die kleine liebliche Leontine, denn seltsam genug, wenn er neben der sanften, fleißigen, herzigen Gertrud saß, war ein Wort, ein Lächeln, ein Händedruck hinreichend, seine Seele mit Glück zu erfüllen.

„Ich möchte wohl wissen, wie viel Stiche Du so an einem Tage machst, meine Gertrud?" sagte er lächelnd.

„Warum könnte die Zahl Dir interessant seyn, Benno?" entgegnete sie, rasch zu ihm aufblickend. „Ein Nadelstich, ein Athemzug, ein Gedanke an den Geliebten folgt so rasch und natürlich dem andern, das ist wie das Glitzern der Wellen auf einem fließenden Wasser, viele tausend und wieder tausend Tröpfchen bilden den Strom, viele tausend Stiche vollenden eine Arbeit, viele tausend und wieder tausend Gedanken —"

„Ich glaube wahrhaftig, liebste Gertrud, daß Du mehr einzelne Stiche machst als Gedanken zu mir sendest," sagte er, sie unterbrechend und die arbeitende Hand ein wenig festhaltend.

„Das ist nicht gegeneinander abzuwägen. Jeder Stich ist etwas Einzelnes, man könnte sie allenfalls zählen, aber die Gedanken sind ununterbrochen, die Arbeit ist wie das Wasser, möglicherweise könnte man da auch die einzelnen Tropfen zählen und scheiden, aber die Gedanken an Dich sind wie der Sonnenschein, der darauf schwimmt in tausend goldenen glitzernden Sternchen, tanzend, hüpfend, funkelnd und doch nur einziges Ganzes, von dem goldenen Licht geschaffen, das hoch über dem Strom am Himmel steht."

Sie blickte bei diesen Worten treuherzig und

vertrauensvoll zu Benno empor, der neben ihr saß und mit Entzücken ihren Worten horchte.

„Liebliches, holdseliges Geschöpf,“ sagte er nach kurzem Schweigen, „o, wie preise ich das Geschick, das mich Dich finden ließ, das mir es vergönnte, Dir einen kleinen Dienst zu erweisen und mir diese himmlische Liebe zu erwerben. Ich sah Dich zuerst in einem Augenblick, wo das Leben mir schal und leer erschien, Du hast ihm neuen Werth und neue Bedeutung gegeben. Wenn ich Dich anblicke, Gertrud, wenn ich Deinen lieben Worten horche, ist es mir oft, als hätte der Geist meiner Mutter, den ich damals so heiß anflehte, mir ein Zeichen seiner Liebe und Nähe zu geben, die Bekanntschaft zwischen Dir und mir vermittelt.“

„Dir schien das Leben schal und leer, Benno?“ fragte sie zögernd, „Dir, dem das Geschick Alles gegeben, was nur der Anspruchvollste verlangen kann, Reichthum, Geist, Schönheit und ein empfängliches Herz. Die Menschen halten Dich für den Beneidenswerthesten auf Erden, aber ich, die ich Dich kenne, ich weiß nur zu gut, daß auch Du leidest, daß Du Dich sehnst, daß finstere, schmerzvolle Stunden über Dein Herz hinziehen, und daß die Liebe Deiner Gertrud Dir nothwendig ist, nicht blos um Deinem goldenen Glück ein einfaches Blümchen hinzuzufügen, sondern als Arznei gegen das heimliche Weh Deines Herzens, als Trost in trüben Stunden —“

„Eben weil mein Glück ein goldenes ist, eben darum bedarf ich Deiner. Ich möchte nicht mehr leben, wenn ich Dich verlöre.“

„Gott wird geben, was zu unserm Glück nothwendig ist,“ sagte sie leise, „wohl sehe ich nicht ein, wie ich mich der Seligkeit, Dir anzugehören, werth machen soll, wohl fühle ich, daß Du der Sohn vornehmer Eltern, mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen haben wirst, um mich zu Dir zu erheben; aber ich vertraue auf Deine Kraft und Deine Liebe, wie ich auf Gott vertraue. Kannst Du, ohne heilige Pflichten zu verletzen, die arme Gertrud nicht in das Haus Deiner Väter führen, so findest Du mich immer hier, immer werde ich Dich lieben, nie einem andern Manne angehören, und ich denke, eine Liebe wie die unsere, muß sich im traurigsten Fall zu einer ächt geschwisterlichen abklären. Ich habe oft gedacht, es könnte mir möglich seyn, als Magd Deiner Gattin zu dienen, nur um auch Dir dienen und Dich bisweilen sehen zu können.“

(Fortsetzung folgt.)

Die königliche landwirthschaftliche Zentralschule zu Weihenstephan.

Ueber diese Anstalt ist in der jüngsten Zeit der letzte Jahresbericht, welchem als Programm eine von Hrn. Professor v. Lips vortrefflich ausgearbeitete Schilderung der statistischen und forstwirthschaftlichen Verhältnisse des k. Forstreviers Freising beigegeben ist, in Folge eines im Septemberhefte der Monatsschrift für das Forst- und Jagdwesen geäußerten Wunsches in zweiter Auflage erschienen. Wir sehen uns durch das allgemeine Interesse, welches dieses vortreffliche Institut in Bayern und im Auslande genießt, veranlaßt, einige Mittheilungen aus demselben zu geben. Die Zentralschule zählte im Unterrichtsjahre 1856/57 96 Studirende. Der Nationalität nach war dieselbe von 20 Aus- und 76 Inländern besucht. Unter den ersteren befanden sich 4 Oesterreicher, 2 Ungarn, 6 Schweizer, 2 Tyroler, 1 Preuße, 1 Sachse, 1 Württemberger, 3 Frankfurter. Am Ende des Wintersemesters sind von den Studirenden 15 ausgetreten, darunter 2 Eleven, die übrigen Hospitanten. Um noch mehrere Studirende in die Anstalt aufnehmen zu können, wurden die Wohnungslokalitäten erweitert. Die Eleven haben für Kost, Wohnung, Lehre, Beheizung, Bedienung, Licht und Bettwäsche halbjährlich 145 fl. im Voraus zu erlegen. Bei den Hospitanten betragen die ebenfalls in halbjährlichen Raten vorauszuzahlenden Kosten, wenn ein Studirender ein eigenes Zimmer hat: im ersten Studienjahr für das Wintersemester 195 fl. 30 kr.; für das Sommersemester 138 fl. 30 kr., in Summa 334 fl. — kr.; wenn zwei Studirende in einem Zimmer wohnen, zahlt der Einzelne: im W.-S. 181 fl.; im S.-S. 133 fl.; in Summa 314 fl. Für das zweite Studienjahr vermindern sich die Kosten in der Art, daß für die erstere Kategorie im Wintersemester 170 fl. 30 kr. im Sommersemester 113 fl. 30 kr., in Summa 284 fl. — kr., für die letztere das W.-S. 156 fl., im S.-S. 108 fl. im Ganzen 264 fl. zu bezahlen sind. Die Hospitanten sind jedoch nicht verbunden, die Kost in der Anstalt zu nehmen; sie können hierüber mit dem Speisemeister ein Separatübereinkommen schließen oder in dem nur zehn Minuten weit entfernten Freising, das auch billige Wohnungen für den Nothfall bietet, zu Tische gehen. Die Hospitanten haben ebenso wie die Eleven das Recht, alle Vorlesungen zu besuchen und nehmen an allen Vortheilen, welche die Anstalt bietet, Theil. Indessen bleibt es nach den Statuten der Anstalt denjenigen Hospitanten, welche nur einzelne Lehrfächer frequentiren wollen, unbenommen, sich auf wenigstens drei verwandte Lehrgegenstände zu inskribiren; doch sind die Hospitanten an den fleißigen

und regelmäßigen Besuch der Vorlesungen und an die gleiche Disziplin, welcher die Eleven unterworfen sind, gebunden. Die einzelnen Vorlesungen an dieser Lehranstalt umfaßten im Wintersemester 1856/57 in entsprechender Vertheilung nach den Kursen und Wochentagen folgende Lehrgegenstände: landwirthschaftliche Chemie, spezielle Viehzucht, Agronomie, Agrikultur, Technologie, Anatomie und Physiologie der Thiere, landwirthschaftliche Betriebslehre, angewandte Mathematik, landwirthschaftliches Recht, Baukunde, physikalische Geographie, forstliche Betriebslehre, landwirthschaftliche Geräthekunde, Thierheilkunde, landwirthschaftliches Geräthe- und Planzeichnen, allgemeiner und spezieller Pflanzenbau, wozu noch forstliche Exkursionen, landwirthschaftliche und technologische Praktika und die Religionsvorträge kamen. Im Sommersemester fanden Vorlesungen statt über Thierproduktionslehre, Taxationslehre, Chemie, Thierheilkunde, Forstwissenschaft, Technologie, Forstbotanik, angewandte Geometrie, allgemeinen und speziellen Pflanzen-Bau, Wiesen-Bau, Wirthschaftsführung, landwirthschaftliches Recht, physikalische Geographie, Nivellir- und Feldmessen, außerdem noch Religionsvorträge, technologische und landwirthschaftliche Praktika, forstwissenschaftliche Exkursionen und Arbeiten im Laboratorium. In den speziellen Inhalt der einzelnen Vorlesungen selbst näher einzugehen, verstattet uns hier der Raum nicht. Doch dürfte im Vorbeigehen bemerkt werden, daß die Betreibung des Rechtsstudiums an solchen Anstalten überhaupt in noch mehr eingehender Weise von fruchtbringendem Einflusse seyn könnte. Viele Anerkennung verdient es, daß im Wintersemester unter Leitung des Professors der Technologie verschiedene Brauerversuche durch die Studirenden in Ausführung kamen. Unter den einzelnen Erwerbungen ist unter Anderm der Anschaffung der Garett'schen Säemaschine und Pferdehaake, des Grignonspfluges und des Schraubenpfluges von Hohenheim zu gedenken. Außerdem hatte sich die Anstalt vieler und namhafter Geschenke zu erfreuen. Aus diesen geht die ungetheilte Würdigung ihrer Verdienste hervor. Möge dieses nützliche Institut unter seinem ausgezeichneten Direktorium und Lehrerpersonal auch ferner seinen Ruhm bewahren und recht viele tüchtige Landwirthe heranbilden.

Die Englischen Fräulein in Bukarest.

Aus Bukarest, Anfang April, hat die Oberin der Englischen Fräulein, die hochw. Frau Amalia v. Engel, eine Reise nach Wien unternommen, um die christliche Liebe zur Beihülfe in deren gedrückter Lage anzugehen. Da die Englischen Fräulein aus Bayern nach Bukarest berufen worden sind, dürften einige Notizen, die wir in der Wiener Z. finden, bei uns von besonderem Interesse seyn. Der Bukarester Korrespondent schreibt: „Die Englischen Fräulein sind aus Bayern hieher berufen worden mit dem schönen Zwecke, der bisher vernachläßigten weiblichen Erziehung in der walachischen Hauptstadt sich zu widmen. Sie sind dem Ruf bereitwillig gefolgt, ohne vorerst zu fragen: ob für die unerläßlichsten Bedürfnisse des leiblichen Bestehens auch nur leidentlich fürgesorgt sey? Sie haben auf Gottes Beistand und die Hülfe gutgesinnter Leute zählend alsbald ihre Aufgabe der Jugendbildung sich unterzogen, dieß mit solchem Erfolg und entgegentretendem Vertrauen, daß sie gegenwärtig 32 interne und 22 externe Zöglinge zählen und ihre öffentliche Schule von 186 Mädchen, darunter viele Kinder von Nichtunirten, besucht werden. Aber in welcher Lage haben die Englischen Fräulein bis zur Stunde ihrem ebenso schweren als segensreichen Bemühen obliegen müssen? Hören Sie hierüber das Zeugniß eines urtheilsberechtigten Mannes, des General-Inspektors der Spitäler in Bukarest, Hrn. J. N. Meyer. Das Haus, sagt derselbe, in welchem die Englischen Fräulein bisher ihre Wohnung hatten zum Aufenthalt des hochwürdigsten Herrn Bischofs und einiger Priester erbaut, liegt in einem Stadttheil, der nur zu sehr an den furchtbaren Brand des Jahres 1845 erinnert. Schutt, eingestürzte Mauern, tiefe Keller, in denen seit eilf Jahren aller Unrath, Schmutz, selbst verwesene Thierkörper sich aufgehäuft haben, sind die traurige Umgebung der wenigen Gemächer, die als Kloster der Englischen Fräulein gelten müssen. Ist durch die Erfahrung nachgewiesen, daß dergleichen verjährte Brandstätten zum Heerd von vielen epidemischen Krankheiten werden, so ist nicht zu verwundern, wenn die Bewohnerinnen eines darüber hin höchst beengten Raumes von solchen sich befallen sehen. Dazu kommt noch die miasmatische Ausdünstung angebauter Stallungen und Latrinen der benachbarten Häuser, und diese Ausdünstungen verbreiten sich durch die zerklüfteten Wände des Gebäudes über die ganze Anstalt und verpesten selbst die Schlafsäle. Kein Wunder daher, daß Schwestern sonst der besten Konstitution in kurzer Zeit, von tuberkulosen Lungenkrankheiten befallen, Opfer ihres unverdrossenen Wirkens wurden. Ich erachte es daher als erfahrener Arzt für heilige Pflicht, alle Beschützer und Wohlthäter dieses Segen verbreitenden Institutes auf die höchst traurige Lage dieser Frauen aufmerksam zu machen, sie um Anwendung aller Mittel anzugehen, ihnen ein geräumigeres und gesunderes Lokal zu verschaffen, damit

diese Anstalt zum Wohle der hülfsbedürftigen Jugend immer besser gedeihe. Ohnedem sind die verderblichen Einflüsse des hiesigen Klima auf Fremde bekannt; wie dann erst, wenn eine ungesunde Lokalität hinzukommt! An dieses empfindliche Ungemach knüpfte sich für die armen Frauen noch ein Anderes, ebenfalls auf ihren Gesundheitszustand höchst nachtheilig einwirkend, der Mangel an gesundem Trinkwasser. Sie sahen sich gezwungen, mit diesem ersten aller Lebensbedürfnisse aus dem in der Nähe vorüberfließenden Flüßchen sich zu behelfen. Ihr Trinkwasser ist daher nicht bloß matt, sondern mit aller Art Unreinigkeit erfüllt. Das Sinnen und Trachten der fürsorglichen Frau Oberin mußte daher seit dem Beginne ihrer Thätigkeit in Bukarest auf die Erwerbung eines eigenen passenden Lokales gerichtet seyn. Dem stand jedoch zweierlei entgegen: einmal der gänzliche Mangel an Geldmitteln. Das Ankaufen wie das Bauen erfordert ansehnliche Summen, die den guten Frauen nicht zu Gebote stehen, da sie außer einiger Beihülfe von dem Ludwigs-Missionsverein ihrer ursprünglichen Heimath Bayern sogar für Erwerbung ihres Lebensunterhaltes auf sich selbst angewiesen sind. Die andere Schwierigkeit lag in der Erschwerung des Grunderwerbs für Solche, die nicht zu der Landesreligion sich bekennen. Dieses Hinderniß ist nun durch das Wohlwollen, welches der Fürst Alexander Ghika den englischen Fräulein bei jeder Veranlassung unverkennbar gewährt, beseitigt. Es gelang ihnen einen ansehnlichen Baugrund zu erwerben, der neben allem Uebrigen noch den unschätzbaren Vortheil bietet, ein gutes, gesundes, trinkbares Wasser zu bergen. Die fürstlichen Minister weigerten sich wiederholt der Gutheißung dieser Grunderwerbung; endlich setzte die Beharrlichkeit des Fürsten es durch, daß sie nicht länger sich sträubten. So ist nun den Frauen der Besitz des erworbenen Bauplatzes gesichert. Allerdings ist die Stätte, über der ein Bau sich erheben soll, die erste Erforderniß, aber damit erhebt sich noch keine Wohnung, sey sie noch so bescheiden, selbst ärmlich. Und was bei den Preisen aller Materialien in Bukarest bauen heiße, weiß Jeder, der auch nur oberflächlich hier sich umgesehen hat. Die Frauen sehen sich einzig auf die Hülfe der christlichen Liebe angewiesen, deßhalb hat die Frau Oberin im festen Vertrauen, diese Liebe, die allerwärts Gutes zu fördern bereit ist, werde auch gegen ihre Kongregation nicht theilnahmslos bleiben, nach Wien sich begeben. In ermuthigender Weise ist der wohlwollende Fürst vorangegangen, indem er der Frau Oberin ein Geschenk von tausend Dukaten, um den Bau beginnen zu können, zukommen ließ. Auch auf andere Weise bemüht er sich, ein Werk, welches so große Segnungen bereits verbreitet hat und umfangreicheren in Aussicht stellt, zu fördern. Er veranstaltet so eben ein Konzert, zu welchem alle Bojaren mit ihren Gemahlinnen Einladungen erhalten haben und dessen Reinertrag gleichfalls für den Bau des Erziehungsinstitutes bestimmt ist."

Mannigfaltigkeiten.

In neuerer Zeit wird von Manchen behauptet, das Impfen schütze nicht gegen die Blattern, ja es sey sogar schädlich. In England, wo das Impfen noch nicht gesetzlich geboten ist, hat nun die Regierung seit mehreren Jahren genaue Untersuchungen in und außer dem Lande pflegen lassen, um festzustellen, ob es angemessen sey, den Impfzwang einzuführen. Diese Erhebungen haben zu den Schlüssen geführt: 1) daß bei allgemeiner Uebung des Impfens die Sterblichkeit an Blattern so sehr herabsinke, daß statt früherer 100 Todesfälle an Pocken deren nur 4 oder 5, und diese meist bei gar nicht oder schlecht geimpften Personen vorkommen; 2) daß die in der Kindheit ausgeführte Impfung den meisten Personen für Lebenszeit eine vollkommene Sicherheit gegen Pocken gibt; 3) daß zwar bei manchen in weitern Jahren die Empfänglichkeit für die Pocken wieder erwacht; 4) daß diese aber durch die Wiederimpfung und vielleicht durch geschickte Erneuerung der Vaccinationslymphe getilgt werden kann; 5) daß aber selbst bei den Wiederbefallenen die Sterblichkeit siebenzigmal geringer ist als bei Nichtgeimpften.

Charade.

(Dreisylbig.)

Kaum kommt ein junger Bürger in die Welt,
So sorgen für das erste Paar die Alten;
Was es dir gibt, auch wenn dir's nicht gefällt —
Du mußt es doch dein Leben lang behalten.

Ein Ruf, der mir besonders wohl gefällt,
Das ist der Ruf zu meiner Dritten:
Auf Batterien, die dort aufgestellt,
Bin ich von jeher tapfer losgeschritten.

Nun wendet euren Blick mit mir zur Bühne.
So eben tritt ein Mime dort heraus,
Er zeigt das Ganze uns in Rede, Schritt und Miene —
Nur nicht zu viel, sonst lachen wir ihn aus.

Auflösung des Räthsels in Nro. 93:

Gänsewein.

Redakteur: Gustav Messert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 103 Freitag, 30. April 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Und kannst Du denn glauben, Gertrud, daß ich dem Recht, Dich durch das Leben zu tragen, für Dich zu sorgen, Dein Daseyn zu schützen, zu sichern, zu schmücken, entsagen könnte? Ich liebe Dich, mein eigen sollst Du seyn, meine Krone, mein Stolz, meine Seligkeit, Du wirst mir folgen, wirst mit mir das Leben theilen, wirst mein seyn, vor Gott und der Welt, nicht wahr meine Gertrud?"

Thräne auf Thräne rieselten leise über die Wangen der Jungfrau.

„Einst, so hoffe ich, Benno, nicht jetzt, nicht so lange mein Bruder Eduard, mein kranker Vater, mein unerzogenes Schwesterchen meiner bedürfen. Ich liebe Dich, meine Liebe ist Dein Eigenthum, meine Person, meine Kraft gehört noch immer den Pflichten, die Gott mir auferlegt. Ich kann Deine Gattin nicht eher werden, bis die Meinen mich entbehren können."

„Du weigerst Dich, Gertrud!" rief er lebhaft, „mein Weib zu werden weigerst Du Dich, und Du liebst mich?"

„Ueberlege selbst, Benno," entgegnete sie mit gefalteten Händen zu ihm aufblickend, „überlege, ob ich hier zu entbehren bin; mein Leben, so einfach und unbedeutend es erscheint, hat doch einen großen heiligen Zweck, ich muß die Stelle meiner Mutter vertreten, die — Dir, Benno, kann ich es jetzt aussprechen — in schlimmer Stunde Gatten und Kinder verließ, um für sich Reichthum und Rang an eines andern Mannes Seite zu suchen. Hier unter den Meinen ist mein Platz, bis ich einmal fühle, daß ich hier nicht nothwendig bin."

„Und Du verschmähst es, mein Weib zu werden? Hast Du mich recht verstanden, Gertrud? Ich biete Dir meine Hand, ich biete Dir den Platz meiner Gattin an und Du verschmähst mich, Mädchen?" fragte er in fast grollendem Tone.

„Ich weiß wohl, Geliebter, daß Du Deiner armen Gertrud Dein Herz und Deine Hand botest, ich wußte, daß dieß heilige Anerbieten mir einst von Dir gemacht werden würde, denn ich wußte ja, daß Du mich liebst, und ist nicht das Wort: Ich liebe Dich! von den Lippen eines Ehrenmannes gleichbedeutend mit der Versicherung: Ich wünsche Dich vor allen Andern zur Gefährtin meiner Zukunft, sobald die Verhältnisse mir die Möglichkeit der Wahl gestatten! Aber, Benno, ich wußte auch, daß wir warten müssen, vielleicht lange, ja es ist sogar möglich, daß mein Geschick mir nie gestattet, Dir zu folgen. Ich würde Dir nie gezürnt haben, wenn Du mir gesagt hättest: Gertrud, wir können uns nie angehören, versuche es, mich als Bruder zu lieben! So zürne auch mir nicht, wenn ich Dir sage, gedulde Dich, bis mein Vater, meine Schwester, mein Bruder mich entbehren können. Benno, würdest Du denn ein Mädchen lieben können, das selbstsüchtig sein Glück den streng gebotenen Pflichten vorzöge."

„Und mein Glück, Gertrud?" fragte er in tiefem leisen Tone, „sprichst Du nur von Deinem Glück, wenn es sich um unsere Vereinigung handelt?"

„Ja, Benno, wenn zwei Menschen sich lieben wie wir, dann ist ihre Zukunft, ihr Glück, ihr Name, ihre ganzes Lebensloos eins. Dein Glück ist das meine, seit Du mir gesagt, daß Du mich so liebst, um das Leben mit mir zu theilen; aber meine Pflicht ist auch die Deine, und von dem Moment an, wo Du in Deiner Gertrud Dein Weib siehst, ist jener alte hinfällige Mann Dein Vater, das kleine hülflose Kind Deine Schwester, ist mein schöner edelherziger Eduard Dein Bruder, hilf mir, Geliebtester, ihnen Allen Das zu seyn, was ich seyn muß, wenn überhaupt wir Beide, Du und ich, in Zukunft, das beste Glück, ein gutes Bewußtseyn, besitzen wollen."

„Du bist ein Engel, Gertrud," sagte er, nachdem sie eine Weile geschwiegen, „ein Engel, der Inbegriff der Unschuld, Würde, der frommen Pflichttreue, des heiligen Vertrauens. O, mein Gott, und ich, was bin ich, um Deiner Liebe werth zu seyn?"

Er warf sich mit dem Ausdruck der Anbetung zu ihren Füßen, barg sein glühendes Gesicht in ihren Schoos und ein heißer Thränenstrom machte seinem Herzen Luft. Es waren Thränen der Liebe; die heilige Unschuld, das fromme Vertrauen, die feste Pflichttreue des jungen Mädchens hatten drei lächelnde Engel, dem Jüngling mit leiser Hand die Pforte des Herzens seiner Geliebten eröffnet und ihm einen Blick in das Paradies gestattet.

„Stehe auf, Benno, stehe auf, mein Geliebter," bat Gertrud leise und herzlich, „ich höre Eduard's Wagen und — ich bitte Dich, sage ihm kein Wort von Dem, was heute hier besprochen. Eduard hat viel gelitten, er hat seine Jugendliebe zum Opfer bringen müssen, wir wollen ihn wenigstens nicht zu dem Glauben veranlassen, daß er irgendwie unserer Vereinigung hindernd in den Weg tritt."

„O, ich freue mich, daß er kommt!" rief Dubois, eilig sich aufrichtend, „ich danke Gott dafür. Er wenigstens, Dein Bruder soll hören, Gertrud, daß ich Dich liebe, Deinen Werth erkenne, daß ich nicht ruhen und rasten will, bis alle Hindernisse besiegt sind und ich Dich als mein Weib in mein Haus führen kann."

Er eilte dem Eintretenden entgegen, faßte lebhaft seine Hand und sagte mit bebender Stimme:

„Eduard Bergenau, geben Sie mir im Namen Ihres Vaters Ihren Segen und Ihre Einwilligung, Ihre Schwester Gertrud ist meine Braut und soll mein Weib werden, und müßte ich, um sie mir zu erwerben, die Welt aus ihren Angeln heben."

Ehe er aber noch die Antwort empfing, stürmte er hinweg, war in der nächsten halben Stunde zu Pferd und flog in gestrecktem Galopp nach Weidau.

Gertrud lag unterdeß an der Brust des Bruders und empfing seinen Segen, so wie tausend Wünsche für ihr zukünftiges und gegenwärtiges Glück.

Sie sammelte sich allmählig und fing an einen ruhigern Blick in die Zukunft zu werfen.

„Ich glaube nicht, herzlieber Eduard," sagte sie mild und freundlich, „daß Dubois jetzt schon ganz frei über seine Zukunft entscheiden und ohne Kampf und Vorbereitung in sein Haus und unter seine stolzen vornehmen Verwandten ein armes Mädchen aus geringer Familie als seine Gattin führen kann. Die Einwilligung unserer Mutter müßten wir ja auch noch haben. Jahre werden vergehen müssen, ehe ich Dich und das kleine Haus, wo wir so glücklich sind, verlasse. Das ist mir auch gerade lieb und recht. Vorderhand ist es mir schon Glück genug, zu wissen, daß Benno mich liebt, daß einst vielleicht eine Zeit kommt, wo ich ihm angehöre, jetzt bleibe ich lange, lange noch Deine Gertrud, Deine Schaffnerin, Deine sparsame und fleißige Hauswirthin."

„Das ist sehr rasch gekommen, Gertrud," entgegnete der Bruder, „oft habe ich gefürchtet, dieser reiche und in Ueppigkeit erzogene junge Mann habe nicht die Kraft und Fähigkeit, Deinen vollen Werth zu würdigen und nicht selten habe ich im Felde bei meiner Arbeit mit Seelenangst daran gedacht, wie schutzlos Du armes unschuldiges Kind neben dem Jüngling da standest, den man mir als einen routinirten Wüstling schilderte. O, ich that ihm Unrecht, dem wackern warmherzigen Jungen, der Dich liebt, meine Gertrud, wie Du es verdienst. Wie gern nenne ich ihn Bruder, ja und könnte er Dich auch nicht heirathen und käme auf den kurzen Traum Deines Glückes langer Schmerz, ich würde ihm nicht zürnen, ich weiß jetzt, daß er es redlich mit Dir meint, auch der Stärkste ist ja nicht immer Herr der Verhältnisse; aber an die Mutter, liebe Schwester, müssen wir ja wohl schreiben, daß Herr Benno Dubois, ein wackerer Mann aus guter Familie, um ihr kleines Trudchen wirbt, sie muß es jedenfalls erfahren, dächte ich."

Gertrud lächelte.

„Wenn ich mit Benno über die Mutter und ihre Verhältnisse gesprochen haben werde, dann wollen wir alle Drei an sie schreiben; jetzt, Eduard, will ich gehen und die arme kleine Leontine, die auf dem Fußboden eingeschlafen ist, in das Bett legen und den Vater wollen wir noch mit seinem Stuhle in den Garten rollen, der Mond geht bald auf und die laue Abendluft wird ihn recht erquicken."

Eine Stunde später saßen die Geschwister nebeneinander im Mondlicht unter dem blühenden Apfelbaum.

Bergenau, in seinem reinlichen Hausrock, das ergraute Haar mit einem Käppchen bedeckt, saß nicht weit von ihnen auf seinem Rollstuhle und blickte mit den matten Augen auf zu dem tiefblauen Himmel der Frühlingsnacht.

Der Zustand des Unglücklichen war ein eigenthümlicher. Er war nicht immer der Sprache und Bewegung mächtig, bisweilen aber kehrte ein Schimmer seiner frühern Intelligenz und Lebhaftigkeit zurück, dann erinnerte er sich der glücklichen Zeiten seiner Vergangenheit, sprach von seinen Kunstreisen, von seinen Kindern und hielt beständig seine älteste Tochter für seine Gattin Hermione, die kleine Leontine für Gertrud, glaubte seinen Eduard in der Schule und hielt ihn, wenn er den männlichen Jüngling neben sich sah, für irgend einen Künstler, seiner frühern Bekanntschaft. Zeitweise verließ ihn dann wieder Sprache und Erinnerung, seine Glieder wurden starr und er befand sich im Zu-

stande so gänzlicher Hülflosigkeit, daß seine Kindre ihn heben und tragen mußten.

Jetzt hatte die milde Frühlingsluft wohlthätig auf seinen gelähmten Körper gewirkt.

„Das ist ein Maiabend," sagte er halblaut und mit dem eigenthümlich hohlen Tone, der seit seiner Krankheit seine Sprache charakterisirte, „ein Maiabend, um an der Brust eines geliebten Weibes selig zu vergehen. Jone, komm näher, meine Geliebte, laß mich meinen Kopf auf Deine Schulter legen, er ist müde und schwer geworden, ich weiß nicht warum und wodurch."

(Fortsetzung folgt.)

Die Dampfkraft.

Vom Architekten Otto Moser.

Es war im Jahre 1630, da stand vor dem mächtigen Minister König Ludwig's XIII. von Frankreich, dem Kardinal Richelieu, der Ingenieur de Claus und flehte mit gerungenen Händen: „Um Gottes und seiner Ehre willen, Eminenz, laßt die Maschine von sachverständigen Männern prüfen, damit mein Vaterland nicht einer Erfindung beraubt werde, die von nicht zu berechnenden Folgen ist. Meine Maschine bewegt durch Dampfkraft Schiffe und Wagen mit ungeheuren Lasten und verwandelt durch die Geschwindigkeit ihres Laufes die Meilen in Minuten; — habe ich Unwahrheit gesagt, so übergebt mein Haupt dem Schwerte des Henkers!"

Der Kardinal wechselte einen Blick mit seinem Geheimschreiber, dem Pater Joseph, dann sagte er:

„Ihr seyd geisteskrank, Salomon de Claus. Wäre aber Eure Versicherung begründet, so wißt, daß es noch nicht an der Zeit ist, Länder und Meere zu verbinden mit Zauberkraft — der Geist der Völker muß höher steigen, wenn eine solche Erfindung Segen bringen soll! Geht, Ihr seyd krank!"

„Nein, nein, ich bin gesund, aber ich werde den Verstand verlieren, wenn man überall meine Erfindung verhöhnt und verlacht! Eminenz, im Namen des französischen Volkes fordere ich: Ihr **müßt** die Dampfmaschine prüfen lassen!"

Ein furchtbarer Blick des Kardinals traf den Unglücklichen. Salomon de Claus wurde ergriffen und nach dem Chatelet geführt. Hier faßte ihn der Wahnsinn. Noch 10 Jahre rüttelte der Arme an den Eisengittern seiner Zelle mit dem heiseren Rufe:

„Sie treibt Wagen und Schiffe und verwandelt Meilen in Minuten!"

Die Vorübergehenden lachten den armen Narren aus!

Im Jahre 1807 empfing Kaiser Napoleon I. den amerikanischen Mechaniker Fulton, welcher ihm eine Erfindung von der mächtigsten Bedeutung für Frankreichs Marine angeboten hatte. Der Amerikaner proponirte dem Kaiser die Erbauung von Schiffen, welche, durch Dampfmaschinen bewegt, von allen Zufälligkeiten der Luftströmungen unabhängig wären.

„Sie werden mit diesen Fahrzeugen England vernichten, Sire!" schloß Fulton seine Rede.

Der Kaiser warf seinen Feuerblick auf den Mechaniker und rief:

„Wiederum eine neue Erfindung, deren man mir fast täglich anbietet, eine immer unsinniger, als die andere. Erst gestern wurde von einem sonst ganz vernünftigen Manne der Vorschlag gemacht, Englands Küsten durch eine auf gezähmten Delphinen sitzende Kavallerie zu erobern. Gehen Sie, Sie sind ein Narr!"

Der Amerikaner maß den gewaltigen Mann mit stolzem Auge, verbeugte sich kalt und verließ ohne ein Wort der Erwiderung das Kaiserschloß.

Die Kanonen von Waterloo hatten die Kaiserkrone von Napoleon's Haupte herabgedonnert und der „Bellerophon" kämpfte mit gerefften Segeln langsam der öden Felseninsel St. Helena entgegen, als der gefangene Kaiser, mit seinem Gefolge lustwandelnd, am fernen Horizonte eine dunkle Dampfwolke wahrnahm. Und näher braus'te ein gewaltiges Dampfschiff und tanzte leicht und mit Windesschnelle an dem schwerfällig gegen den Sturm ankämpfenden „Bellerophon" vorüber. Es war der Amerikanische Dampfer „Fulton", das erste Dampfschiff, welches den atlantischen Ocean befuhr.

Da ging Napoleon ernst und still hinab in seine Kajüte, und als der treue Bertrand später bei ihm eintrat, hatte der besiegte Herrscher das Haupt sinnend in die Hand gestützt. Mit tiefergriffener Stimme sagte der Kaiser:

„Als ich Fulton aus den Tuilerien wies, verschenkte ich meine Kaiserkrone!"

Kaum 10 Jahre schwammen Dampfschiffe auf der See, als man auch die Herstellung von Schienenwegen begann, um auf ihnen durch Dampfmaschinen gezogene Lasten fortzuschaffen. Die erste Eisenbahn war die zwischen Stockton und Darlington, welche 1825 vollendet wurde und der sehr bald die Liverpool-Manchesterbahn, in Frankreich die St.

Etienne-Andrezieuxbahn, in Oesterreich die Bahn zwischen der Moldau und Donau und in Amerika die Boston-Quincybahn folgten. Mit Eifer erfaßte jetzt die Mechanik die ungeheuere Erfindung, und Verbesserungen folgten auf Verbesserungen, so daß der Gedanke, welcher mit Salomon de Claus im Irrenhause starb, neuerwacht eine Weltbegebenheit geworden ist. Zwar fehlte es nicht an Widersachern, die kurzsichtig oder boshaft genug waren, sich diesem Fortschritte des Geistes winselnd und scheltend entgegenzustellen; aber alle ihre Mühe blieb vergeblich, sie sind gezwungen, sich jetzt des verlästerten Beförderungsmittels zu bedienen und ihre kostbaren Personen dem feuerspeienden Drachen anzuvertrauen.

(Schluß folgt.)

Der elektrische Telegraph in Indien.

Der elektrische Telegraph — schreibt Hr. Russel, der Spezialkorrespondent der Times im Lager von Sir Colin Campbell — hat seit seiner Erfindung noch nie eine so wichtige und kühne Rolle gespielt wie jetzt in Indien. Er hat dem Oberfeldherrn besser als sein rechter Arm gedient. Durch ihn vermag er den Marsch seiner Bataillone, die Bewegungen seiner Artillerie und Kavallerie zu lenken, die ganze Stellung seines Heeres und seiner Hülfsvölker jeden Augenblick zu überschauen, mit dem Generalgouverneur und seinen Unterfeldherren zu korrespondiren, das Wahre von dem Falschen in den Nachrichten der Eingebornen zu sichten, seinen Stab und seine Kuriere zu schonen und doch seine Botschaften klar und schnell abzusenden. So viel was seine Wichtigkeit betrifft. In Bezug auf die Kühnheit, mit der er operirt — was natürlich von denen gilt, die ihn bedienen —, so brauche ich nur zu bemerken, daß ein telegraphischer Draht zum Erstenmal in diesem Kriege mitten im Feuer durch ein feindliches Land gezogen wurde. Pari passu ist er mit unserer Artillerie von Posten zu Posten vorgerückt, und kaum hat der Oberfeldherr sein Hauptquartier auf irgend einem Punkt, wo er ein paar Tage zu bleiben denkt, aufgeschlagen, so ist auch schon der Pfahl da mit dem Draht daran. Der Telegraph wurde in Verbindung gebracht mit dem Generalgouverneur in Allahabad, mit Outram in Allumbagh, mit Calcutta, Madras und Bombay und den entferntesten Bezirken, über die das Netz reicht. Diese Vortheile sind hauptsächlich dem Eifer und Geschick eines jungen Offiziers vom bengalischen Ingenieurkorps zuzuschreiben. Er wird von einigen Männern dabei trefflich unterstützt, allein er ist es, der den Plan entworfen hat und die Ausdehnung der Linie von Ort zu Ort leitet. Dieser junge Offizier ist Lieutenant Patrick Stewart. Manchmal jagt die feindliche Kavallerie seine Leute und verfolgt sie meilenweit, oder haut sie sammt dem Draht in Stücken, oder eine Kanonenkugel zerschmetterte ihre elektrische Batterien und schlägt ihre Karren in Trümmer, — doch arbeiten sie fort, kriechen über ausgedörrte Ebenen, über Rinnsale und Ströme, und brechen sich durch Dschongles durch, bis eine der einfachen Stangen nach der andern ihre leichte Bürde emporhebt und die schnelle Nadel mit ihrer lautlosen Zunge unter dem Donner der Artillerie vibrirt. Als Sir Colin Campbell in Kauwnpur war, konnte er von Sir James Outram den Ausgang eines Angriffes hören, bevor noch der Feind vom Schlachtfelde verschwunden war. Wie er gegen Lakhno vorrückte, folgte ihm die Linie stetig nach; ein Zelt wurde neben dem seinen aufgeschlagen, ein Loch in den Boden gegraben und mit Wasser gefüllt, und gleich fiel der Draht von dem eilig aufgepflanzten Pfahl und tauchte wie eine Otter ins Wasser; der einfache Magnet wurde arrangirt, die Batterie begann ihr Spiel und die Nadel zu arbeiten. Dank der außerordentlichen Trockenheit der Atmosphäre und der Kraft der Sonne, die den Boden in dieser Jahreszeit zu einem Backstein brennt, ist die Isolirung des elektrischen Stromes beinahe vollkommen. Der Draht ist dick und wird durch keine nichtleitenden Hüllen irgend einer Art geschützt; er wird um die Spitze einer rohen 15 — 16 Fuß hohen Stange gedreht und bei dem gewöhnlichen Zustande der Atmosphäre entspricht er vollkommen seinem Zweck. Wir waren nicht lange in Dilkusha gewesen, als wir aus dämmernder Ferne die Stangenreihe auf uns loskommen sahen, und bald schlüpfte der Draht zu einem der Salonfenster herein, und jetzt ist er in voller Arbeit, umgeben von all der zertrümmerten Pracht des Palastes, erkundigt sich nach den Garfas, verlangt noch etwas von dem oder jenem, tauscht zwischen Sir Collin und Lord Canning Gedanken aus oder trägt mitten durch Kugelgepfeife und Kanonendonner den Redaktionen in London geschwind eine Botschaft zu.

Mannigfaltigkeiten.

[Rezept um die Polka tanzen zu lernen.] Man schneide ein nicht gar zu großes Loch in die Rocktasche, stecke ein Fünfgroschenstück hinein und hüpfe und schüttle so lange, bis dasselbe auf die Erde fällt.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 104 Samstag, 1. Mai 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Vater, lieber Vater, ich bin es, Deine Gertrud, Dein Kind," flüsterte die Tochter, hocherfreut über die zusammenhängende Rede des Kranken, „stütze Dich auf mich, Deine Kinder sind jung und haben Kraft, Dir beizustehen.

„Meine Kinder? Ja, ich habe deren zwei, einen Knaben und ein Mädchen, so schön, so hoffnungsvoll, als ein Vaterherz sie sich nur wünschen kann. Ich wollte, ich wäre ein Fürst, ein Gebieter der Erde und könnte meinem stattlichen Knaben ein großes Stück schenken von dem Stern, auf dem wir durch den Weltenraum schiffen. Er wäre es werth, Gebieter zu seyn von Land und Leuten, er, mein stattlicher Eduard."

Gertrud schlang ihren Arm um des Vaters Nacken. Erinnerungen an Gespräche aus der Kinderzeit, wo sie den Vater so sehr bewundert hatte, kehrten in ihrer Seele wieder. Sie küßte die kalte blasse Stirn, in der einst leuchtende Gedanken ihren heitern Wohnsitz gehabt hatten und flüsterte liebevoll:

„Du bist ein Künstler, Vater, ein Herr über das Reich der Herzen und Seelen, ist das nicht mehr als ein Fürst? Deine Geige kann Freude, Hoffnung, Trost, Vertrauen, jubelnde Seligkeit, süße Sehnsucht in den Herzen Deiner Zuhörer wecken, kann alle guten Engel vom Himmel herunter auf die arme Erde zaubern, des Künstlers Macht ist schöner als die Macht eines Königs."

„Jone, Jone!" sagte der arme Blödsinnige, während Thränen langsam aus seinen Augen rollten, „bist Du es, die das spricht? Jone, meine Geliebte, bist Du erwacht, schöne Galathe, hat sich der Stein belebt, endlich belebt unter meinen Küssen und Thränen?"

„Ich bin Gertrud, Dein Kind, mein theurer Vater. Die Zeit ist vergangen, ich bin eine Jungfrau geworden, ohne daß Du es bemerkt, jetzt stehe ich neben Dir, Deine Tochter, Deine treueste Freundin, Dein Engel, theurer Vater, wenn ich die Kraft dazu hätte, Dein Engel, der die Lasten und Schmerzen des Erdenlebens von Dir nehmen und Dir Freude und Befriedigung geben möchte."

„Die Erde ist ein rauhes Land. Sie trägt Dornen und Disteln und die Macht der Töne kann ihren Schoos nicht öffnen, daß sie das tägliche Brod, Ueberfluß und Vergnügen Denen spende, die doch so heiß nach allem Diesem verlangen," sagte der Kranke, und ein tiefer schmerzlicher Seufzer entrang sich seiner Brust. „Eins nur hat sie und bietet es Jedem, der an Glück arm, es als Surrogat dafür annehmen mag, den Wein, der die Macht hat, einen Zauberschleier um die öde Wirklichkeit zu werfen und lichte Wolkenschlösser über den Abgründen des Lebens aufzubauen. Gib mir einen Becher Wein, Jone, und laß mich von dem Glück träumen, das ich zu erringen nicht die Macht habe."

„O, Eduard, Eduard," sagte die heftig weinende Gertrud, zu dem neben ihr stehenden Bruder, „eröffnen uns solche Worte unseres Vaters nicht erst den Einblick in sein Herz und in die Leiden seines Lebens. Ich habe keinen Ausdruck, Dir zu beschreiben, wie ich ihn liebe und beklage."

„Auch ich Gertrud," entgegnete der Bruder, „ich beklage ihn und verstehe ihn jetzt erst ganz. Diese heiß begehrende Künstlerseele fand nicht Befriedigung in der kalten und harten Wirklichkeit und suchte sie im selbst geschaffenen Traum des Rausches, bis er von Stufe zu Stufe herabsinkend, dahin kam, wo wir ihn jetzt mit Jammer sehen, er schlug einen falschen Weg ein, meine Schwester. Sehnsucht nach Glück ist ja der Sporn, der uns Alle vorwärts treiben soll, zu einem erhabenen, der Erde nicht angehörenden Ziele. Das Glück liegt in uns, wir sollen den köstlichen Edelstein herausgraben aus dem Schachte unsers eigenen Herzens; aber das kann uns nur gelingen, indem wir für uns und unsere Lieben arbeitend uns selbst vervollkommnen in allem Guten, Rechten und Edlen. Hätte unser armer Vater, statt Betäubung seiner Sehnsucht im Rausche zu suchen, im Schweiße seines Angesichts, Stunden gebend, gearbeitet, um un-

serer Mutter eine anständige Stellung in der Welt zu erringen, um seinen Kindern die Mittel zur Erziehung zu schaffen, hätte er seine Kunst täglich eifriger betrieben, er hätte seinen Charakter, seine Kraft ausgebildet, sich selbst überwunden und stände jetzt neben uns, nicht ein Gegenstand unsers Mitleids, sondern unsrer höchsten Verehrung."

„Das ist er uns auch jetzt, Eduard," entgegnete Gertrud, „soll es uns auch jetzt seyn, mein Bruder, das Vaterhaupt muß den Kindern heilig seyn —"

„Es ist mir heilig," unterbrach sie der Bruder, indem er seine schöne fleißige Hand auf den gebeugten Kopf des Kranken legte. „Wohl uns, meine theuerste Schwester, daß wir nie, auch in den traurigsten Momenten unsers Lebens, die kindliche Ehrfurcht verletzt haben. Ich beklage und liebe meinen unglücklichen Vater, ich ehre in ihm die heilige Vaterwürde, wenn gleich ich Mann und Mensch genug bin, um seine menschlichen Schwächen zu erkennen. O, ich möchte mein Herzblut hingeben, um ihm zu helfen, um Kraft in seinen hinfälligen Körper zu gießen und seine Fähigkeiten, seinen Künstlerberuf zu erneuern. Einmal, nur einmal möchte ich ihn noch seine Geige spielen hören."

Eduard hatte, hingerissen von seinem Gefühl, diese letzten Worte laut und mit einiger Heftigkeit ausgesprochen.

Bergenau drehte seinen Kopf nach ihm um, und fragte lächelnd:

„Meinen Sie mich? Mich möchten Sie noch einmal die Geige spielen hören?"

„Ja, lieber Vater," entgegnete Eduard, „Dich möchte ich noch einmal spielen hören."

„Bringe mir meine Geige, Jone, meine Hand ist kräftig genug, meine schöne Cremoneserin festzuhalten, auch die Luft ist so lau, ein solcher Abend fordert Musik."

Gertrud ging eilig in das Zimmer und holte mit zitternden Händen die schöne Geige mit ihrem Futteral aus dem dunklen Winkel, wo sie so lange ungebraucht gelegen.

Bergenau nahm sie aus der Hand seiner Tochter und prüfte mit festem und klarem Griffe die Stimmung.

„Sie hat lange geruht," sagte er dann sehr freundlich, „aber der goldene Ton ihn ihr kann nur einschlafen, nicht sterben. Höre einmal, Mond, hört einmal, ihr Elfen in den Blüthen, was ich Euch zu erzählen weiß."

Der Abendwind flüsterte in den Zweigen, mit Spannung horchten Gertrud und Eduard, der kranke Violonist begann zu spielen, und ein Adagio quoll unter seinem leise zitternden Bogen hervor, das klagend und bittend ins tiefste Herz seiner weinenden Zuhörer drang und endlich immer langsamer, immer leiser werdend, in der einfachen Melodie des Chorals: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt," endete.

„Vater, Vater! o, mein Gott, lieber, lieber Vater," sagte das junge Mädchen, das zu seinen Füßen niedergekniet war, „verkennst Du uns nicht, uns, Deine Kinder?"

„Ich kenne Euch, ich kenne Euch, Eduard und Gertrud, meine geliebten Kinder, ich kenne Euch, Ihr seyd erwachsen, Ihr seyd brav und gut, ich bin ein Greis geworden, aber ich kenne Euch, o, wie gut ist Gott, er hat mir vergeben!"

Die Geige war seiner Hand entsunken und mit einem schrillen Tone zu Boden gefallen.

„Er stirbt, Eduard," sagte Gertrud weinend.

„Er ist nur ohnmächtig geworden," tröstete der Bruder.

Die Geschwister brachten ihn ins Haus, halfen ihm sich niederlegen und als er sanft und ruhig athmend schlummerte, gingen Beide auch in ihre Schlafkämmerchen.

Die Geige, dachte Gertrud, ich muß sie holen, das schöne, edle Instrument liegt im Nachthau, ach, vielleicht werden wir jetzt noch öfter den Vater spielen hören.

Sie schlich sich hinaus mit nackten Füßen im Nachtkleid und mit der Geige in den Händen trat sie noch einmal an das Bett des Vaters.

Er schläft, sagte sie leise, er schläft so sanft, so ruhig o, Gott segne seinen Schlaf.

Sie bückte sich und wollte einen Kuß auf die vom Monde beschienene Stirn drücken, aber sie fuhr mit einem Schrei zurück, die Stirn war kalt wie Eis.

Der arme, verirrte Künstler hatte auf den Flügeln der Töne seine erdenmüde Seele Gott wiedergegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Dampfkraft.

(Schluß.)

Die erste deutsche Eisenbahn, welche große Bewunderung erregte, entstand zwischen Nürnberg und Fürth im Jahre 1835, war aber freilich so kurz, daß eine alte Dame, die in Nürnberg einen Waggon bestieg, sich eben zurechtgesetzt hatte, als auch schon der Schaffner die Thür öffnete und die Ankunft in Fürth meldete, über welchen vermutheten schlechten Witz die Alte so lange raisonnirte, bis sie sich durch eigene Betrachtung der Gegend von des Beamten Mittheilung überzeugte. Die Leipzig-Dresdener-Ei-

senbahn mit ihrem überflüssigen Tunnel wurde 1839 vollendet, und nun zog sich mit überraschender Eile ein Eisenbahnnetz über Europa, welches jetzt den fernen Osten mit dem Westen, den Süden mit dem Norden verbindet, auf seinen Eisenschwingen Kenntnisse und Produkte austauscht und dabei Schranken niederwirft, die Jahrhunderte hindurch nicht zu erschüttern waren.

Durch die Herstellung der Eisenbahnen hat neben der Mechanik auch die Architektur Gelegenheit gefunden, durch Erhabenheit und Großartigkeit ihrer Werke das Erstaunen des denkenden Menschen zu erregen und zu zeigen, daß, um Jahrtausende lang angestaunte Römerwerke herzustellen, wir nur Geld und Menschenhände brauchen, um dasselbe zu schaffen, was römischen und griechischen Baumeistern Unsterblichkeit verlieh. Eines der ersten Prachtwerke deutscher Eisenbahnbaukunst war der durch den kgl. sächsischen Ingenieurmajor und jetzigen geheimen Finanzrath Robert Wilke erbaute Viadukt über das Gölzschthal, zu dessen Besichtigung Tausende von nah und fern das sächsische Voigtland besuchten und mit ehrfurchtsvollem Staunen vor dem menschlichen Geiste die kühn emporstrebenden, übereinander stehenden Reihen unerschütterlicher Bogengänge bewunderten, über die der schwere Eisenbahnzug dahinsauste. Zu den großartigsten Menschenwerken der Neuzeit gehört ohne Zweifel der Bau einer Eisenbahn zwischen den Städten Triest und Laibach, mitten durch die illyrischen Alpen. Aus langen, schwindelnd hohen Felsenwänden haben hier Schlägel und Eisen mühsam eine Fläche für die Schienen ausgebrochen, und kühne, weit gesprengte Bogen überragen Abgründe, vor welchen man schaudernd zurückbebt. Reich ist auch diese Bahn an prachtvollen Viadukten, unter denen sich die von Barcole und Nabresina auszeichnen, namentlich aber der herrliche Bau bei Franzensdorf genannt zu werden verdient. In weiten Bogen zieht sich die schöne Arcade durch die Niederung des Thales und den gewaltigen Bruch eines Berges hin, dessen festes Gestein der Baulinie störend im Wege stand und den Kräften des Pulvers und Schlägels weichen mußte. Veranlassung zum Bau dieser Eisenbahn — wegen ihres Ueberschreitens des Semmeringgebirges die Semmeringbahn genannt — war die im Mai 1842 vollendete Wien-Gloggnitzer Bahn. Anfangs in den Händen von Privaten, wurde die Semmeringbahn kurz vor ihrer Eröffnung Staatseigenthum und im Oktober 1853 dem Verkehre übergeben. Sie steigt bei einer Länge von $5\frac{1}{2}$ Meilen nicht weniger als 770 Fuß.

Europa war beim Schlusse des Jahres 1855 von 5003 deutschen Meilen Eisenbahn durchzogen. Davon kommen auf Großbritannien 1800, Deutschland 1582, Frankreich 878, Belgien 231, Rußland 132, Sardinien 96, Spanien 78, Holland 45, Schweiz 40, Toskana 35, Dänemark 25, Schweden 21, Portugal 17, Sizilien 11, Norwegen 9, Kirchenstaat 3. Konzessionirte und im Bau begriffene Bahnen enthalten 4010 deutsche Meilen.

Amerika enthielt zu oben genannter Zeit 5849 deutsche Meilen, nämlich 5322 in den Vereinigten Staaten, 369 im britischen Amerika, 100 in Cuba, 18 in Chile, 15 in Westindien, 11 in Neugranada, 9 in Peru, 5 in Brasilien.

Afrika hatte 53 Meilen in Aegypten und 9 am Cap der guten Hoffnung; Asien 60 Meilen in Ostindien, und Australien 30, so daß die Totalsumme sämmtlicher Bahnen 11,004 Meilen betrug.

Armer Salomon de Claus! Die Völker waren noch nicht reif für Deine weltumstürzende Erfindung, deßhalb bannte man Dich in die Zelle des Irrenhauses und jagte Deinen forschenden Geist in die Nacht des Wahnsinns! Deine Erfindung gehört zum Höchsten, was der Mensch geschaffen, und dennoch kennt Niemand das Fleckchen Erde am Narrenhause, wo Deine entseelte Hülle ruht!

Mannigfaltigkeiten.

Im schwarzen Meer hat kürzlich ein für die Wissenschaft und die Schifffahrt merkwürdiger Vorfall stattgefunden. Am 13. März scheiterte das österreichische Dampfschiff Trebisonda auf einer Sandbank östlich von dem Cap Indje, ohngefähr anderthalb Meilen von Sinope. Durch die Hülfe, die ihm der türkische Kontreadmiral in Sinope leistete, wurde das Schiff mit großer Mühe flott gemacht und konnte seine Fahrt fortsetzen. Der Kapitän bemerkte nun, daß der Kompaß, sobald er den Punkt verlassen hatte, wo er gescheitert war, seine normale Richtung wieder annahm, während er vorher sehr abwich, woraus er schloß, daß der Kompaß ihn irre geführt haben möge. Er theilte diese Beobachtung dem türkischen Marineminister in Konstantinopel mit, von dem sie nach Sinope berichtet wurde. Einige Tage später wurde dieselbe Bemerkung von dem türkischen Dampfschiff Astrologer und dem franz. Schiff Henri IV. gemacht und der Direktor des Arsenals ertheilte nun einer türkischen Brigg den Auftrag, in der Gegend eine Reihe von Versuchen anzustellen, bei denen sich herausstellte, daß diese Abweichung der Magnetnadel sich auf den Schiffen zeigt, die längs der Küste in einer ungefähr dreißig Meilen langen Zone fahren, deren Mittelpunkt das Cap Indje ist. Man suchte nun nach der Ursache dieser außerordentlichen Erscheinung und entdeckte eine sehr reiche Eisenmine, die in dem

Kalkfelsen fortlief, die ungefähr viertehalb Meilen von Sinope das Meer begränzen. Dieser Eisenmine, die man jetzt erst kennen gelernt hat, schreiben die türkischen Offiziere die Abweichungen der Magnetnadel zu, welche das Dampfschiff Trebisonda hatten auf eine Sandbank laufen lassen.

Die Pariser Kleidermagazine wissen nicht mehr, was sie anfangen sollen, um die fehlende Kundschaft anzulocken. Das eine hält sich Mohren als Ladendiener, das andere errichtet einen Leuchtthurm, um den Weg in sein Magazin zu zeigen, das dritte läßt seine »Gesellen« in Hemdärmeln und blauen Mützen unter den Augen des Publikums arbeiten, um zu beweisen, daß es die Nähmaschinen verachtet, deren sein Konkurrent sich rühmt; ein viertes vertheilt Beranger's Werke an seine Kunden u. s. w. Nun taucht ein neues Kleidermagazin auf, welches in riesigen Anschlagzetteln »ein Gratis-Vergnügen« verspricht, wenn man sich nebenbei das Vergnügen macht, Rock, Hosen oder Weste bei ihm zu kaufen. 1) Wer für 30 Frks. Waare einkauft, erhält obendrein einen Sperrsitz in den „Folies-Dramatiques", im Théatre Beaumarchais" oder in den „Délassements comiques"; 2) Wer 60 Frks. ausgibt, bekömmt nebst der quittirten Faktura 2 Logenplätze im Gaité-, im Ambigu- oder im Cirque-Theater. Wer sich 3) auf 90 Frks. versteigt, kann zwischen 3 Logenplätzen im Lyrischen Theater oder im Theater der Porte St. Martin wählen; 4) Wer 120 Frks. bezahlt, dem steht das Gymnase-, das Variétés-, das Vaudeville-, das Palais-Royal-Theater offen, und 5) 200 Frks. endlich werden mit 6 Plätzen im Theatre français, im Odeon der komischen Oper oder 3 Plätzen in der großen Oper versüßt.

Nach Briefen aus Havre scheint die Auswanderung nach Amerika in diesem Jahre dort äußerst lebhaft zu werden und namentlich aus Deutschland. »Die Auswanderung nach Amerika entzog der alten Welt nach dem statistischen Werke William Bromwels von 1819 bis 1855, d. i. in 37 Jahren, 4,212,124 Menschen und zwar: von 1819 bis 1829 (11 Jahre) 128,502, von 1830 bis 1839 (10 Jahre) 538,381, von 1840 bis 1849 (10 Jahre) 1,427,337 und von 1850 bis 1855 (6 Jahre) 2,118,404. Obenan steht England, welches mit Schottland und Irland ein Kontingent von 2,343,445 Auswanderern stellte; dann folgt sogleich Deutschland mit 1,242,082; Frankreich lieferte in den 37 Jahren von 1819 — 1855 nur 188,752 Auswanderer. Was die Gewerbe der Auswanderer anbelangt, so zählt Bromwell unter den 226 298 Individuen, welche 1854 nach den Vereinigten Staaten auswanderten, 169,561 Ackerbauer, 37,000 Handwerker und Handlanger, 15,173 Kaufleute, 1260 Seeleute, 237 Aerzte, 137 Juristen, 397 Geistliche, 213 Ingenieure, 26 Professoren, 66 Künstler u. s. w.

Die Gemeinden der Landamtsbezirke Freiburg, St. Blasien und Schönau haben sich vereinigt, um zum Andenken an die Vermählung des Großherzogs Friedrich und der Großherzogin Luise einen Thurm auf dem Feldberg, dem höchsten Berge des badischen Landes, zu erbauen. Die nöthigen Vorarbeiten zur Ausführung dieses Denkmals sind bereits getroffen, so daß die Vollendung desselben Ausgangs des Sommers zu erwarten steht. Der Thurm wird zylindrisch gebaut und soll bei einem Durchmesser von 20 Fuß eine Höhe von nahezu 40 Fuß erhalten. Im Innern desselben gelangt man vermittelst einer steinernen Treppe auf eine asphaltirte Plateform, von wo aus den Besuchern eine prachtvolle Aussicht auf den Schwarzwald und die entfernteren Gegenden geboten wird.

Einer der jungen englischen Prinzen soll kürzlich seine Mama um Vergrößerung des Taschengeldes gebeten haben. Mama wollte aber nichts davon wissen — und erzählte dem kleinen Bittsteller, daß Onkel (der Herzog von Kent), als er schon 18 Jahre alt war, bis zu seinem 22. Jahre nicht mehr als 30 Sh. (18 fl.) Taschengeld pr. Woche erhielt. Jung-England ging stillschweigend ab.

In Havannah wurden einer Opernsängerin 25 weiße Tauben, Ohrringe, Brochen, ein Armband von Brillanten und eine Menge Bouquets auf die Bühne geworfen. Die Einnahme zum Vortheil der Sängerin betrug mit den Geschenken 12,000 Dollars! Wie viele arme deutsche Schullehrer könnten davon leben?

Die Pfarrei St. Mary in London hat jüngst einen jungen Geistlichen zum Vorlesen bei ihrer Abendandacht gewählt, der blind ist. Derselbe liest aus Büchern mit erhabenen Buchstaben, welche eigens für Blinde gedruckt werden, und sein Vortrag ist so fließend, daß man den Mangel des Gesichtes kaum bemerkt.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 105 Montag, 3. Mai 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Weit ab von dem stillen Sterbelager Bergenau's an dem seine Kinder betend knieten, saß in der Stunde seines Todes, Hermione in der Laube von maigrünem Weingeranke, dessen prächtige, tellergroße und tiefausgeschnittene Blätter sich um vergoldete Stäbe wanden. Des Mondes Silberlicht spiegelte sich in den Wellen des Meeres, dessen glänzender Schoos am Fuße des Hügels ausgebreitet lag, der das Schloß Solotoi, die schönste Besitzung ihres Gatten, trug.

Die reiche Frau, in einer Tracht, die, ihrer Schönheit und ihrer Stellung angemessen, an Pracht und Zierlichkeit Alles übertraf, was die arme Gattin des Virtuosen sich einst geträumt, hatte den Kopf auf die blendend schöne Hand gestützt, während der Einbogen auf dem Tische ruhte, dessen Marmorplatte nicht weißer war, als der blendende, schöngebogene Arm, dem sie zur Stütze diente. Hermione weinte! Ihre Thränen flossen reichlich und bitterlich und ihr Herz wand sich in Schmerzen, deren Existenz sie in ihrer frühern geringen Stellung, bei Armuth und Arbeit, nicht einmal geahnt hatte.

Vor etwa drei Wochen, beim Beginn des Lenzes hatte Fürst Alexis seine Gattin hierher nach seinem prächtigen Landsitze auf der taurischen Halbinsel, unfern der Stadt Koslow, geführt.

Wie ungern Hermione ihrem Gatten in diese entlegene Gegend gefolgt, wußte nur sie allein. In Morawa, nur wenige Meilen entfernt von der Gränze Polens, wußte sie sich dem deutschen Vaterlande näher und hoffte immer auf den Besuch von Reisenden, die ihr auf eine oder die andere Weise Nachricht von ihren Kindern bringen konnten. Hier, auf diesem entlegenen Fleck der Erde, kam es ihr vor, als ob man sie auf einen ganz andern Weltkörper versetzt hätte. Die ernsten Gebirgsrücken, das Meer mit seinen Stürmen waren es nicht, die einen so befremdenden und beängstigenden Eindruck auf ihre Seele ausübten. Hermione hatte, wie prosaisch auch ihr ganzes Wesen erscheinen mochte, einen gewissen, ihr vielleicht vom Vater her angeerbten Sinn für die Schönheit und Großartigkeit der Natur, die Menschen aber erschienen ihr hier so anders, und der deutlich hervortretende orientalische Chararakter der Stadt und ihrer Einwohner erfüllte sie mit einer an Entsetzen gränzenden Furcht.

Seit sie mit ihrem Gatten den Boden der Krim betreten, hatte Fürst Alexis die Kleidung eines zivilisirten Europäers abgelegt, und trug das malerische Kostüm der Tartaren, die seidene Jacke, die weite, faltenreiche Hose und die hohe Mütze von Lämmerfell. Er ließ sich den Bart wachsen, und sah nun wirklich nicht mehr wie ein ehrlicher Christenmensch aus, sondern ganz und gar wie die heidnischen und türkischen Leute der Gegend.

In der That, Fürst Alexis Moroschin, ein Abkömmling der frühern Beherrscher der Krim, rühmte sich, dem großen Dschingis-Kahn zu entstammen, und trug das Zeichen seines tatarischen Ursprungs, in jedem Zuge seines Gesichts. Zwar war schon sein Vater russischer Unterthan und Offizier im Heere Kaiser Alexander's gewesen, zwar hatte er nie in seinem früheren Leben anders als in allerlei Träumen an seine souveräne Herkunft gedacht. Die Gefühle des menschlichen Herzens sind aber so wechselnd, wie Welle und Wind, und ein reicher, müßiger, von mannigfachen Grillen geplagter Mann brütet nicht selten in seinem Innern wunderliche und schreckliche Gedanken zu unsinnigen Thaten aus.

Die Familie Moroschin war seit dem plötzlichen Tode des Kaisers Alexander in Ungnade gefallen, und Jedem ihrer Mitglieder der Aufenthalt am Petersburger Hofe verboten.

Als Jüngling hatte Alexis sich wenig darum gekümmert, durch die Lähmung seines Arms der in Rußland so lästigen Militärpflicht enthoben, hatte er seine unbegränzte Freiheit benutzt, um die Welt zu sehen, die ihm den schäumenden Becher ihrer

Genüsse entgegenhielt. Er hatte sich verliebt und verheirathet und als Ehemann manches Jahr hindurch seine schöne, einfache und kühle Gattin mit den Ausströmungen seiner Leidenschaft und Laune gepeinigt, bis seine alte Freundin, Madame Wender, ihn zu dem Gedanken erweckte, daß er der Sohn von hundert Fürsten, ein Mann in der Kraft und Blüthe des Lebens, jedenfalls verpflichtet sey, nach etwas Anderem zu streben, als nach der Unmöglichkeit, das Herz einer leidenschaftslosen Frau zu hingebender Liebe aufzuregen.

Seit dieser Zeit waren hundert und wieder hundert verschiedene Pläne von ihm entworfen, waren die verschiedenartigsten Werke begonnen worden, ohne daß auch nur eines davon einen segensreichen Fortgang genommen hätte.

Fürst Alexis Moroschin war eben kein Mann, um etwas Gutes auszuführen, das nicht einen glänzenden Anstrich hatte, er liebte, wie ein ächter Orientale, den Glanz und Schimmer und haßte Anstrengung und ausdauernde Arbeit.

Seit den Zerwürfnissen Rußlands mit der Hohen Pforte hatte er sich auf die Politik geworfen, und machte eifrige Studien über die schwebenden Zeitfragen.

Fürst Alexis hatte große und schöne Besitzungen in der Krim, die er freilich nicht seinen tartarischen Vorfahren, sondern der Gnade der Kaiserin Katharina verdankte, die einen seiner Großväter, einem Vetter des unglücklichen Kahn Sabin Ghirei, mit diesen bedeutenden Landstrecken belehnt hatte.

Hier hatten seine Vorfahren Schlösser gebaut und Gärten angelegt, hatten mit großen Kosten Weinreben aus allen Gegenden der Welt verschrieben und sich mit der Weinkultur beschäftigt. Hier hatte sein Vater durch Veredelung seiner Schafzucht ein großes Vermögen angehäuft und hierher ging er zu einer Zeit, da die Streitigkeiten zwischen Rußland und der Pforte es wahrscheinlich machten, daß diese Gegend der Schauplatz eines blutigen Krieges werden würde.

Hermione, die sich um Politik und Zeitgeschichte sehr wenig kümmerte, und in den Zeitungen nur die Verlobungs- und Heirathsanzeigen, die Ankündigungen von Schnittwaaren und Modeartikeln, so wie ähnlichen Gegenständen las, hatte durchaus keine Vorstellung davon, weßhalb der Prinz diese so entlegene Gegend zu seinem Aufenthalt wählte, sie sträubte sich nur, weil die ungeheure Reise sie noch weiter von ihren Kindern entfernte. Als sie aber auf Solotoi angelangt, die Veränderung im Wesen, in der Kleidung, in der ganzen Art und Weise ihres Gatten bemerkte, ergriff sie eine eigene, dunkle und ahnungsvolle Furcht. Heute hatte sie sich ein Herz gefaßt, war in das Zimmer des Fürsten gegangen und hatte ihn in ihrer ruhigen und bestimmten Art gefragt, was dieses Alles zu bedeuten habe?

„Meine Theure,“ sagte Fürst Alexis, der in seiner Tartarentracht gar stattlich aussah, „Du kommst mir eigentlich zuvor mit Deiner Frage, denn ich gestehe Dir, daß ich die Absicht hatte, mit Dir ernstlich über Angelegenheiten zu sprechen, die mir und Dir gleich wichtig seyn müssen.“

„Du hast Nachricht von meinen Kindern,“ rief Hermione, durch diese Worte lebhaft angeregt, „o Alexis, sage mir, was ist vorgefallen?“

Der Prinz zuckte verächtlich die Achsel.

„Was könnte mit den Kindern des Violinisten Bergenau vorfallen, das für die Welt irgend wichtig wäre,“ sagte er bitter, „ich habe mit Dir, Hermione, Rücksprache über Dinge zu nehmen, die bedeutender sind, als das Wohl und Weh eines Knaben und eines kleinen Mädchens.“

Auf Hermionens Lippen schwebte die Antwort: Für mich nicht! aber sie drückte dieselbe nieder, und setzte sich, wie der Fürst ihr andeutete, auf das seidene Polster an seine Seite.

„Du weißt, Hermione,“ begann Alexis, „daß ich den Fürsten dieses Landes verwandt und der Letzte vom Stamm und Blut des großen Dschingis-Khan bin. Seit Jahrhunderten waren meine Vorfahren zwar dem Sultan zinspflichtig, sonst aber unbeschränkte Gebieter dieses schönen Landes, bis russische Machinationen und russische Schwerter denselben ihre Selbstständigkeit raubten und sie zu Sklaven der Zaren machten. Mein Vater hat oft geknirscht und in die Kette gebissen, die Rußland seinem freien Fürstensinn angelegt, ja, Dir will ich es jetzt gestehen, man sagt sogar, daß er Versuche gemacht, ernste, schreckliche Versuche, sich seine Rechte wieder zu erringen. Als Alexander I. in Taganrog starb, ging die Rede, der Herrscher habe Gift empfangen, aus den Händen Dwelet Moroschin's; gewiß ist, daß Agenten meines Vaters thätig waren, den Großfürsten Konstantin auf den Thron seines Bruders zu heben. Ein karaittischer Arzt und ein reicher Juwelier in Koslow, Beide mit Dwelet Moroschin nahe befreundet, waren in diese Angelegenheit verwickelt. Ich habe lange, lange nicht an alle diese Dinge gedacht. Sie schwebten meiner Jugend stets nur wie Träume vor. Jetzt aber naht der Augenblick, wo ich diese Träume in glänzende Wirklichkeit verwandeln kann. Ganz Europa rüstet sich, der Pforte im Kriege gegen Rußland beizustehen und ich bin hierher gegangen, um, indem ich dem Sultan und seinen Verbündeten mit meinem Einfluß auf die Einwohner dieses Landes diene, meine eigenen Rechte als Fürst desselben zur Geltung zu bringen. Ich hoffe, es wird mir wenig Schaden bringen, daß mein Großvater, ein Verehrer der Kaiserin Katharina II., zum Christen-

ihum überging, ich werde als selbstständiger Beherrscher Tauriens den Glauben aller meiner Unterthanen, Christen, Mohamedaner, Juden und Perser schützen; von Dir, Hermione, erwarte ich, daß Du Dich den Sitten dieses Landes fügst, eingezogen wie die Frauen des Orients lebst, und mich nach Kräften unterstützest, durch Deine Schönheit und Dein Talent, wenn über kurz oder lang europäische Truppen die Gegend überziehen."

Hätte sich plötzlich zu Hermionens Füßen ein Schlund geöffnet, aus dessen Tiefen sichtbarlich die Flammen der Hölle hervorsprühten, es hätte die unglückliche Frau gar nicht mehr erschrecken können, als die Offenbarung ihres Gatten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Heimweh der Thiere.

Durch die Vorstellung eines früheren relativ besseren Zustandes und das Vergleichen mit dem gegenwärtigen entsteht ein Kontrast, der, wenn die früheren Bilder durch die Einbildungskraft immer wieder geweckt und verschönert werden, eine krankhafte Stimmung derselben verursacht — das Heimweh. Das Heimweh ist die schwärmerische Sehnsucht nach dem früheren geliebten Aufenthalte. Sie beschränkt sich aber nicht immer auf den Wohnort, sondern erstreckt sich auch auf die Genossen und bei Hausthieren selbst auf die Menschen, die sich mit ihnen abgaben. Das Heimweh findet sich nur bei höheren Thieren, und man kann die tägliche Erfahrung machen, daß Tauben, Hunde, Katzen, Pferde, wenn sie von ihrem Wohnorte weggebracht werden, bei der ersten Gelegenheit wieder zurückkehren. Das Heimweh wirkt lähmend auf das Seelenleben und selbst auf die Verrichtungen des Leibes. So werden viele Vögel durch die Gefangenschaft so betrübt, daß sie alle Freßlust verlieren und in kurzer Zeit sterben. Unter den Singvögeln sind es besonders die Nachtigallen, die, wenn sie später im Jahre gefangen sind, nachdem sie sich bereits gepaart haben, in der Gefangenschaft nicht lange leben. Auch die Mandelkrähen sollen alle Nahrung verschmähen und selten den dritten Tag überleben. Eben so stirbt jede alte eingefangene Trappe in Trotz, Gram und Angst bald dahin. Wird der Kap-Affe schon erwachsen eingefangen, so ist er traurig, nimmt keine Nahrung zu sich und stirbt nach wenigen Wochen, ebenso der gefangene Cuguar. Nach Burdach erfolgt der Tod bisweilen so früh, daß er nur durch eine mehr unmittelbare Einwirkung der Seele herbeigeführt seyn kann. Die Sehnsucht nach der Heimath tritt als ein dunkles Streben, wohl meist noch vom Instinkt geleitet, bei den Wandervögeln ein. Zur Zeit der Wanderung werden in den Käfigen gehaltene Vögel äußerst unruhig, obwohl es ihnen an Futter nicht gebricht und sie gegen die äußere Temperatur geschützt sind. Deutlicher tritt die Sehnsucht nach der Heimath bei unseren Hausthieren ein. Tagtäglich machen wir die Erfahrung, daß Hunde und Katzen, wenn sie auch im Sacke fortgetragen, oder des Nachts im Wagen transportirt werden, wieder nach Hause kehren. Brennier erzählt, daß ein Esel, der in Gibraltar eingeschifft und unterwegs (am Pont de Gat) über Bord geworfen war, einige Tage darauf Morgens vor dem Thore von Gibraltar erschien und nach Oeffnung desselben sogleich nach seinem alten Stalle lief. Er hatte einen Weg von 50 Meilen zurückgelegt.

Das Bedürfniß, in seinem Wohnorte zu bleiben, findet sich im ganzen Thierreiche verbreitet, und nur wenige schweifen fortwährend umher; sie entfernen sich nicht leicht weit von ihrer Heimath, und weite Wanderungen unternehmen sie nur in Gesellschaft, wo das Thier, da es mit seiner ganzen Familie fortzieht, sich in der Fremde doch unter Freunden und Bekannten befindet und die Heimath nicht so schmerzlich vermißt. Dabei ist zu bemerken, daß diese Wanderungen periodisch sind, und die Thiere, wenn die Verhältnisse im Vaterlande wieder günstiger geworden sind, in großen Schwärmen dahin zurückziehen. Eine Schildkröte, die man bei der Insel Ascension gefangen und der man am Bauchschilde Buchstaben und Ziffern eingebrannt hatte, wurde, als das Schiff in den britischen Kanal kam, über Bord geworfen, weil man ihren Tod nahe glaubte, aber zwei Jahre darauf in der Nähe der Insel Ascension wieder gefangen. Die Zugvögel besuchen die alten Plätze wieder, und unser Hausgeflügel kehrt freudig von der Weide nach seinem Stalle. Jedes Thier der Rinderheerde sucht bei der Rückkehr seinen Stall, wohin es gehört; das Pferd beschleunigt seine Schritte bei jedem Rückwege und ist trotz seiner Ermüdung nicht verdrossen; es ist nicht wegen des zu erwartenden Futters, denn es trabt auch fröhlich nach dem Stalle, wenn es von der Weide kommt; auch nicht allein weil es hier Ruhe und eine angemessene Temperatur findet, denn wo es gar nicht in den Stall kommt, zeigt es (nach Reigger) die gleiche Liebe für seinen Weideplatz, so daß es, wenn man es weggebracht hat, oft aus einer Entfernung von 80 Stunden dahin zurückkehrt. Sind die zu einer Heerde gehörigen Alpenkühe einige Zeit voneinander getrennt gewesen, so laufen sie sich, wenn sie wieder zusammenkommen, mit freudigem Brüllen und Springen

entgegen. Das Pferd wird, wie Tennecker erzählt, von Verletzungen und Krankheiten schneller geheilt, wenn es mit seinen gewöhnlichen Nachbarn im Stalle zusammenbleibt, als wenn es von ihnen getrennt wird, wo Unruhe und Mißvergnügen die Heilung verzögern. Am anhänglichsten sind Wagenpferde, welche Arbeit und Ruhe miteinander theilen. Führt der Kutscher das eine Pferd an der Deichsel, so folgt das andere von selbst; getrennt verlieren sie die Freßlust und bemühen sich, wieder zusammen zu kommen; beisammen sind sie zur schwersten Arbeit williger. Bringt man unsere Hausthiere von ihrem Wohnorte weg, so sind die meisten an dem neuen Orte unruhig und niedergeschlagen, sie hören auf zu fressen, magern ab, werden sehr traurig und geben Dieses manchmal auch durch klagende Laute zu erkennen. Aus Allem geht unumstößlich hervor, daß die Thierseele ein der menschlichen Einbildungskraft ganz ähnliches Vermögen besitzt, welches Bilder hervorbringt, sich im Traume im Spiele und als krankhafte Steigerung im Heimweh äußert wie beim Menschen.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber einen bereits erwähnten blutigen Privatkonflikt in Neapel, wird folgendes Nähere berichtet: Ein französischer Hutmacher, Namens Paul, besitzt oberhalb des Forts St. Elmo in Neapel ein Häuschen mit einem kleinen Garten, der seinerseits von einem Hause überragt wird, in welchem ein Herr Salsa, Marine-Infanterie-Kapitän, mit seinen fünf oder sechs Kindern, deren ältestes bei 30 Jahre alt, wohnt. Auch der Kapitän besitzt ein Gärtchen von einigen Quadratfuß Raum, das von dem des Nachbars nur durch einen hölzernen, mit einem Durchlaß versehenen Zaun geschieden war. Zu Salsa kam oft ein junger Deutscher, Professor am Militär-Kollegium von Maddaloni, der einer von dessen Töchtern den Hof machte und mit diesen häufige, mehr als unbescheidene Streifzüge in Paul's Garten unternahm, worüber dieser und seine Frau sich mehrfach beklagten. Am Ostersonntage hatte Paul zwei Landsleute, die Herrn George und Sauret, bei sich zu Gaste. Um 3 Uhr Nachmittags erschienen die Fräuleins Salsa wieder in Paul's Garten, um Blumen zu pflücken, der Besitzer des Gartens wies die Eindringlinge hinaus; ein Streit entspann sich, in Folge dessen Paul von dem Deutschen eine Ohrfeige erhielt, worauf Ersterer diesen und den Kapitän zu Boden warf. In demselben Augenblicke aber eilten zwei Söhne des Kapitäns mit Degen und Säbeln herbei und bewaffneten auch ihren Vater. Dies sehend, eilt Sauret seinem Gastfreunde zu Hülfe; er schwingt sich von einer 6 Fuß hohen Mauer herab, wird aber vom Kapitän mit einem Degenstoß in den Unterleib empfangen. Nun eilt George herbei, den der Kapitän ebenfalls durchbohren will, jedoch verfehlt, worauf George seinen Angreifer zu Boden schlägt, auf ihm knieend aber einen Säbelhieb erhält, der ihn hinstreckt, während Paul von den Söhnen mehrere Degenstiche erhält. Salsa und seine Angehörigen ergriffen sodann die Flucht. Paul und George erhoben sich und brachten, ihrer eigenen Verwundung uneingedenk, den furchtbar leidenden Freund nach Hause. Am Rückwege begab sich Paul zum Polizeikommissär und zum französischen Konsul, um sie von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Der Deutsche wurde zuerst verhaftet; drei Tage später erst Salsa, da in Bezug auf ihn die Landesgesetze eine vorgängige Bewilligung des Platzkommandanten erheischten. Der unglückliche Sauret starb mittlerweile in der Nacht vom Montag auf Dienstag unter gräßlichen Schmerzen und hinterließ eine Wittwe und zwei unversorgte Kinder. Paul und George sind beide bettlägerig; Ersterer hat fünf Degenstiche in die Schenkel und einen Säbelhieb über den linken Arm, George zwei ziemlich schwere Kopfwunden erhalten. Paul's Frau wurde bei den Haaren geschleift, geohrfeigt, erhielt aber keine bedenkliche Verletzung. Der Justizminister hat dem franz. Konsul die strengste Bestrafung der Schuldigen zugesagt.

Am 23. Juli wird in Cherbourg das Hinterbassin des Kriegshafens unter Wasser gesetzt. Dieses Bassin, nach mehr als 20jähriger Arbeit in den Felsen gegraben, ist eine der kolossalsten Wasserbauten der Welt. Es ist 1260 Fuß lang, 600 Fuß breit, 52 Fuß tief. Mit dem Vor- und dem Ausrüstungshafen wird das Bassin durch Schleußen von 309 Fuß Länge, 54—78 Fuß Breite und 36—42 Fuß Tiefe in Verbindung stehen. Sieben Trockendocks, wovon 5 fertig sind, umgeben das Bassin.

Ein Riesen-Dokument wird in einigen Tagen auf dem Flur des Stadtgerichts in Berlin seinen Platz erhalten, wie es wohl noch niemals dort ausgehangen hat. Es ist dieß das Präklusiverkenntniß in Sachen der liquidirenden „Berliner Heiraths- und Aussteuerkasse," welches circa 1200 Namen enthält. Dasselbe ist auf s. g. Ellenpapier geschrieben und hat bei einer Höhe von 5 bis 6 Fuß 15 Fuß Länge.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 106 Dienstag, 4. Mai 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Gott sey mir gnädig! dachte Hermione, als sie sich allein befand und ihre Gedanken allmählig sammelte, erst will er mich einsperren, wie tartarische Frauen, und dann soll ich ihn bei den Europäern durch meine Schönheit unterstützen, das ist ja aber geradezu Tollheit, auch Krieg soll es hier geben, in diesem garstigen, abgelegenen Lande, und zuletzt wird er, der arme, vor Hochmuth halbverrückte Mann doch die Zeche zu zahlen haben, und sie werden ihn als einen Demagogen, Rebellen und Aufrührer um einen Kopf kürzer machen. Und dieß muß ich Alles erfahren, ich! Du lieber Himmel, wie groß auch meine Sünde war, als ich den armen Bergenau und meine lieben Kinder verließ, ich meinte es ja gar nicht schlimm mit ihnen, und solches Elend, wie ich es erlebe, habe ich doch wohl nicht verdient.

Da saß sie denn nun um Mitternacht noch in der vom Mond erhellten Weinlaube und weinte wie Undine, als wollte sie zu einem Quell zerfließen und ihre Gedanken schweiften umher nach Rath und Hülfe in diesem Chaos von Verwirrungen.

Mir, gerade mir, müssen solche Dinge kommen, mir, die ich mich um Krieg, Politik und orientalische Fragen, um den Sultan und den Zaren, niemals im Mindesten gekümmert! Als ich noch bei meinen lieben Kindern und dem armen, schwachen Bergenau war, hielt ich mich immer für eine recht kluge Frau, und ich glaube ich war es auch für jene Verhältnisse. Verstand es je eine Frau Haus zu halten, zu sparen, Alles recht hübsch und sauber um sich zu machen, nun, so war ichs! Das Zeugniß kann ich mir vor Gott und meinem eigenen Herzen geben. Aber, Du, mein Heiland, es war noch nicht Elend genug, daß ich unter diesen schmutzigen Russen leben, all den Schmutz in meinem eigenen Hause dulden, das Herumlungern dieser faulen Domestiken mit ansehen mußte, daß ich von meinen Kindern so selten etwas höre, und fast nichts, ach, fast gar nichts für sie thun kann, jetzt muß ich noch erleben, in Kriegsgeschichten verwickelt zu werden. Freilich zu solchen Dingen habe ich keinen Verstand. Wie soll ich nur dem unglückseligen Mann diese Gedanken aus dem Kopfe bringen! Er will ein souveräner Fürst werden, Niemand über sich haben als den Sultan! Bei Gott, der Mensch hat Lust, ein heidnischer Muselmann zu werden, mich mit einem Dutzend anderer Frauen in den Harem einzuschließen, so daß ich von meinen armen, lieben Kindern gar nichts mehr zu hören bekomme, und in Zukunft gar nichts mehr für sie thun kann. Nein, das geht nicht! Dagegen muß ich einschreiten, ich weiß nur leider nicht, was da wohl das Beste wäre, o, ich wollte, ich hätte so viel gelesen, wäre so klug und verstände so zu reden, wie die Räthin Wender, die —

Ein plötzliches Licht entglomm in dem dunklen Chaos von Hermionens Gedanken. Die Räthin Wender! ja, das war die Frau, die ihr beistehen konnte, und die dazu sicherlich auch den besten Willen hatte. Die Räthin Wender war zudem in nicht ganz unerreichbarer Ferne, sie war schon seit Monaten in Rußland, Hermione wußte das genau, in Kiew hielt sie sich auf, sie hatte dort etwas Wichtiges zu thun, was dieses sey, war freilich Hermionen unbekannt, aber das war gleichviel, jedenfalls würde ein Brief sie dort erreichen.

So ging denn Hermione, nachdem sie noch einen Blick auf das im Mondlicht glänzende Meer gethan, in ihr Zimmer, setzte sich hin und schrieb an die Räthin; sie bat flehentlichst und inständigst, die alte Freundin möge doch so bald als möglich zu ihr nach Solotoi kommen, und sie in ihren großen Sorgen und Nöthen mit Rath und That unterstützen.

Der Tartar, der alle Tage nach Koslow ritt, nahm diesen Brief nebst vielen Andern, die aus den Händen des Fürsten kamen, in seinem Felleisen mit und Hermionens Gebete begleiteten ihn.

Die Fürstin Fedorowna hatte ihren Sohn und ihre schöne Schwiegertochter in diesen unruhigen Zeiten nicht nach ihren Besitzungen auf der tauri-

schen Halbinsel begleitet, sondern es vorgezogen, mit ihren leibeigenen Dienern auf Morawa zu bleiben, wo sie ihre gewohnte Spielpartie mit dem Popen Wasiliew, ihre Unterhaltungen mit dem Haushofmeister Iwan und der alten Kathinka, wie sonst hatte.

Die Fürstin Feodorowna war eine ächte und gerechte Russin, welche den lieben Gott im Himmel und den Zaren auf seinem Throne verehrte, und jeden von Beiden in seiner Weise einen guten Mann seyn ließ.

Sie hatte ihren Gatten, den Fürsten Dwelet Moroschin auf Befehl des großmächtigsten Zaren Alexander geheirathet, welcher den letzten Abkömmling Dsingis-Khans durch die Hand einer jungen Dame aus der nächsten Umgebung seiner Gemahlin näher an sich zu fesseln geglaubt. Ueber das Glück dieser Ehe schweigt die Geschichte, so viel aber ist gewiß, daß Fürst Dwelet seinen mohamedanischen Vorfahren in Beziehung seiner Ansichten über die weibliche Würde ziemlich nachartete.

So hatte er sogar einmal seine Zuflucht zu außergewöhnlichen Mitteln genommen, um sich den Besitz eines schönen Weibes zu sichern, doch war das eine Mal verhängnißvoll für ihn geworden.

Seine Gemahlin kannte einigermaßen die traurige und grausige Geschichte und hatte begreiflicherweise eine Art von Vorliebe für das Weib, das dem Ansinnen ihres Gatten einen energischen Widerstand entgegengesetzt, und dieses Weib war Niemand anderes als die alte Kathinka, die berüchtigte Hexe von Morawa. Aber das war schon lange her und das Gras vieler Jahre war gewachsen über dem blutigen Leichnam Desjenigen, der für die Festigkeit seines Weibes den Tod erlitten hatte.

Fürst Dwelet Moroschin ruhte seit langer Zeit unter einem Granitwürfel auf dem Friedhofe zu Morowa; zufällig fast Seite an Seite mit dem Unglücklichen, der auf seinen Befehl unter Knutenhieben seinen Geist aufgegeben.

Die Fürstin Feodorowna, eine strenggläubige griechische Christin, dem Nachdenken in allen Stücken von Herzen feind, gewöhnt, sich von fünfzig Händen bedienen zu lassen und sich selbst, die hochgeborne Dame, für ein Wesen ganz anderer Art, als ihre Leibeigenen zu halten, war im Uebrigen eine gute Frau und so wenig schädlich, als Indolenz, Faulheit und Geburtsstolz sie seyn ließen.

Mit ihrer Schwiegertochter stand sie, seit diese den Wunsch aufgegeben, die schmutzigen Prachtgeräthe in Morowa reinigen zu lassen, auf vortrefflichem Fuße, und hatte selbst mit einigen Thränen von ihr und ihrem einzigen Sohne Abschied genommen, als dieser in so unruhigen Zeiten, den seltsamen Vorsatz gefaßt, sein Domizil auf seinen Besitzungen in Träumereien aufzuschlagen.

Hermione hatte diese noch nie besucht und die fabelhafte ächt orientalische Pracht der Einrichtungen, vereint mit der schönen und fremdartigen Natur, hätten wohl ihr Erstaunen erregt, wenn nicht der Gedanke an ihre Kinder, wie ein Schleier Alles, was sie sah, bedeckt und jenen Glanz wie in schwarzen Flor gehüllt hätte.

Seit sie an die Räthin nach Kiew geschrieben, fühlte sie sich, was die Mittheilungen ihres Gatten betraf, einigermaßen beruhigt. Die Räthin war eine so kluge Frau, Hermione verließ sich auf den Einfluß derselben und hoffte, daß er genügen würde, die thörichten Gedanken des Fürsten auf richtige Wege zu bringen.

Selbst in diesem entlegenen, nur halb zivilisirten Theil des russischen Reiches, erfreut man sich der Bequemlichkeit guter, nicht allzu langsamer Postverbindungen und Frau Wender erhielt daher den Brief ihrer Freundin zur rechten Zeit, im doppelten Sinne des Wortes, denn er kam gerade zu ihr, als die Dame nicht genau wußte, wohin sie ihren irrenden Fuß setzen sollte. Der Zweck, der sie nach Kiew geführt, war nur sehr mangelhaft erreicht worden. Die Kriegszeiten machten eine Entfernung aus Rußland schwer, fast unmöglich und so nahm sie mit Vergnügen die Einladung der Fürstin an, und befand sich bald auf dem Wege nach einer Gegend, die für sie durch tausend Erinnerungen Interesse hatte.

Im August langte Anna Wender wohlbehalten und freundlich in Solotoi an und nicht blos von der ihrer harrenden Hermione, sondern auch vom Fürsten ward sie mit herzlichster Freude begrüßt. Sie brachte Hermionen die erste Nachricht von dem Tode Bergenau's, die ihr durch Dorchens Vermittelung noch in Kiew zugekommen war.

An der Brust der Freundin weinte die trauernde reiche Frau ihre ersten heißesten Thränen um den Mann, den sie als den Gatten ihrer Jugend, als den Vater ihrer beiden Kinder sicherlich so sehr geliebt hatte, als sie zu lieben fähig war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mormonen.

Es gibt Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, deren Wiederkehr bei der inzwischen fortgeschrittenen Entwicklung des Geistes und Lebens nicht mehr für möglich gehalten werden sollte und auch von der übergroßen Mehrheit nicht mehr für möglich gehalten wird. Allein, wie auch die Menschheit im Ganzen fortschreitet, es bleiben immer einzelne Stämme, einzelne Klassen, einzelne

Personen, in denen die Disposition zu den von der Bildung überwundenen Thorheiten und Tollheiten sich vorfindet und nur der Gelegenheiten wartet, um als That hervorzubrechen. Ein schlagendes Zeugniß für diese von den tieferen Beobachtern oft schon in Erinnerung gebrachte Wahrheit haben wir in den wunderlichen „Heiligen vom jüngsten Tage“, wie sie sich selbst nennen, oder den Mormonen, unter welchem Namen sie seit anderthalb Jahrzehnten oft genug in den Zeitungen aufgeführt und von ihnen das Eine und das Andere berichtet worden. Wer hätte wohl glauben sollen, daß ein von einem Eisenwerkbesitzer in Mußestunden geschriebener Roman in fremder Hand, in die er als Manuskript gekommen, zu einer Religionsurkunde gestempelt werden würde; daß ein Mensch, der bei Allen als ein Taugenichts bekannt, der Stifter einer Religionsgesellschaft werden; in derselben das absolutistische Ansehen eines untrüglichen Gottesoffenbarers erlangen, sie mit reißender Schnelligkeit vergrößern, mit ihr Einöden urbar machen, Städte, ja einen Staat gründen werde; daß eine vollständige Theokratie hergestellt, ja daß die Vielweiberei als Gesetz proklamirt und wie eine religiöse Pflicht auferlegt werden könnte? Wer hätte das geglaubt? Und es ist das Alles geschehen, wirklich und wahr. Es ist in dem vielgefeierten freien Nordamerika geschehen und besteht noch und daß es geschehen konnte und noch bestehen kann, dazu hat das alte ehrbare Europa, vorzugsweise England, namentlich das Fürstenthum Wales, dann auch Dänemark und Norwegen, auch Italien sein Kontingent und seine Kontribution geliefert.

Joseph Smith, geb. 23. Nov. 1805 im Staate Vermont, später mit seinen Eltern im Staate New-York ansässig, sammt seiner Familie als leichtsinnig, lügenhaft, nichtsnutzig in der Umgegend verrufen, behauptete, um das Jahr 1823 Engelbesuche gehabt zu haben, zur Stiftung der wahren Kirche berufen zu seyn, die Nähe des tausendjährigen Reiches offenbart bekommen zu haben; 1827 erklärte er, daß ihm der Engel aus einer Steinkiste uralte Heiligthümer, nämlich das Schwert Labans, einen Harnisch und eine Prophetenbrille, so wie Goldtafeln, auf denen die großen Offenbarungen Gottes eingegraben, übergeben habe; im Jahre 1830 erschien endlich der Inhalt dieser Goldtafelschrift, „die goldene Bibel“, in den nachfolgenden Ausgaben, das „Buch Mormon“ genannt. Dieses Buch war von einem Propheten Mormon in uralter Zeit verfaßt und auf Gottes Geheiß in einem Berge Cumorah vergraben worden und nun liegen geblieben, bis es dem Berufenen des neunzehnten Jahrhunderts durch den Engel überliefert ward. Diese Angabe Smiths findet nun freilich außerhalb des Mormonenvolkes keinen Glauben. Die arge Welt vielmehr behauptet, über die Entstehung der „goldenen Bibel“ ganz Anderes zu wissen. Ein gewisser Spalding, von 1809—12 zu Conneauct in Nordohio mit einem gewissen Lake, Besitzer eines Eisenwerks, schrieb sich zur Unterhaltung einen historischen Roman, in welchem er die in Amerika nicht unbeliebte Ansicht, die Ureinwohner des westlichen Festlandes seyen Nachkommen der Israeliten, erzählend durchführte. Das Eisenwerk brachte nichts ein; da dachte Spalding mit seinem Romane Geld zu verdienen und gab ihn dem Drucker Lambdin zu Pittsburgh, ihn als „Entdeckte Handschrift“ zu veröffentlichen. Lambdin machte Bankerott, ehe er zum Drucke des Manuskripts kam, dachte nun mit demselben eine Spekulation für sich zu machen, da inzwischen der Verfasser gestorben war, und übergab es einem gewissen Sidney Rigdon, früher Buchdruckergehülfe, damals Prediger bei den „Reformers“ (Disciples) zur Durchsicht und etwa nöthigen Veränderung. Unter dieser Bearbeitung wurde der Roman zu einer Bibel und zugleich, da Lambdin inzwischen starb, alleiniges Besitzthum des Bearbeiters. Dieser wollte nun für sich ein Geschäft damit machen, und es kam ihm dabei das damals umlaufende Gerücht, in Canada sey eine goldene Bibel gefunden worden, zu Hülfe. Wenn eine Schrift jetzt erschien, die auf goldenen Tafeln eingegraben in der Erde gefunden worden, so mußte das ja wohl die vom Gerüchte besprochene goldene Bibel wirklich seyn. Wenn sie ferner durch einen Mann aufgefunden war, der allgemein als Schatzgräber galt, da war ja nichts natürlicher, als daß sie wirklich aus den verborgenen Tiefen der Erde hervorgezaubert worden.

Joseph Smith war bekannt als Schatzgräber und mit dem verband sich Rigdon. Es fand sich auch ein Leichtgläubiger, welcher das Geld, an dem es dem Manuskriptbesitzer Rigdon, wie dem in's Geheimniß gezogenen Schatzgräber Smith, leider fehlte, zum Drucke hergab, ein Farmer Harris; 3000 Dollars kostete ihn sein Glaube. Ob der Schulmeister Oliver Cowdery dem Smith die Schrift von den in seinem Hute festgehaltenen Goldtafeln mittels der Prophetenbrille diktirte für die Druckerei, Betrüger mit Rigdon und Smith oder Betrogener mit Harris war, ist nicht ermittelt.

Beide Betrüger scheinen ursprünglich bei der Veröffentlichung des Buches bloß eine gewöhnliche Gelderoberung mittels Verkaufs einer auffälligen Schrift im Auge gehabt zu haben; aber noch vor dem Erscheinen desselben mußten sie ihren Plan erweitert und eine Ausdehnung des lukrativen Geschäfts bedacht haben; denn am 6. April 1830 wurde die Gründung einer „Kirche aus den Heiden“ angekündigt. Diese Kirche fing sehr klein an; sie umfaßte außer dem Gründer nur dessen Frau,

seine elterliche Familie, den Geldspender Harris und den Schulmeister Oliver Cowdery, der als Schreiber geholfen; in dem Dorfe Manchester bei Palmyra, der Heimath des Propheten, wollten sich Gläubige nicht recht finden. Smith aber richtete seine Augen über die Heimath und es gelang ihm, in den Grafschaften Fayette und Colesville Zweiggemeinden zu stiften. Im August schloß sich im Parley Peter Pratt, Campbellitenprediger zu Lorain County in Ohio, an, der eines der gewaltigsten Rüstzeuge bei der Verbreitung der Sekte wurde, als beredter Vertheidiger und furchtbarer Liederdichter erfolgreich wirkte, nachmals Präsident der zahlreichen Gemeinden auf den Inseln des stillen Ozeans. Im Oktober schloß sich auch Rigdon öffentlich der Sekte an, der wahrscheinlich der Haupturheber der später in einer zweiten Religionsurkunde, dem Book of doctrine and convenants bekannt gemachten, durch göttliche Eingebung erhaltenen Dogmen wurde. Das Volk aber wollte nicht zufallen und so bekam Smith im Januar 1831 durch Offenbarung den Befehl, daß „die Heiligen vom jüngsten Tage“, die im Osten des Kontinents wohnten, nach dem Westen ziehen sollten und zwar nach dem Städtchen Kirtland in Nordohio, wo unter Pratt, Rigdon und Cowdery bereits eine Gemeinde von einigen Hundert bestand und demnach besserer Boden für die neue Pflanzung zu seyn schien und man auch mit der größeren Menge eher imponiren und etwas wagen konnte. Hier entzündete sich unter der Freude über das Gelingen des Zuges eine allgemeine Begeisterung und die „Heiligen“ alle hatten Visionen, Offenbarungen, „redeten mit Zungen“, waren — nach unserer Art zu reden — wie toll. Dieses Privilegium aber wollte der Stifter und Führer für sich allein behalten und er mußte den Schwärmern Bewegung machen und zu thun geben, damit sie aus ihren Entzückungen zur Besinnung kamen und ihm wieder gehorchten. Er bekam also im Juni 1831 einen neuen Befehl durch Eingebung „die Heiligen“ sollten und zwar paarweise weiter nach Westen ziehen, auf dem Wege predigen und zu bestimmter Zeit am Ufer des Missuri, in der Nähe des Städtchens Independance, Grafschaft Jackson in Westmissuri, welchen Platz Cowdery ausgekundschaftet hatte, eintreffen. Dreihundert Personen folgten willig, eine Menge ward unterwegs gewonnen; das neue Zion mit einem Tempel, der 40,000 Doll. kostete, wurde erbaut; an 1200 Ansiedler waren da und Mitte 1833 waren sie schon zu 3000 angewachsen.

(Fortsetzung folgt.)

Kann Er Spanisch?

Auf einer Provinz-Revue, die der große König Friedrich von Preußen alljährlich abzuhalten pflegte, fiel ihm eines Tages ein kleiner häßlicher Lieutenant auf, der durch allerlei Zerren und Drehen die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu lenken suchte. Es war ihm dieß also geglückt, und als der König, die Front entlang reitend, bei ihm ankam, hielt er sein Pferd an und fragte ihn:

Kann Er Spanisch?

Nein, Eure Majestät, antwortete der Offizier.

Der König ritt schweigend weiter und kehrte auch nach Potsdam zurück, ohne mit oder über den Offizier ein Wort ferner gesprochen zu haben.

Ob ich Spanisch könne? Sonderbare Frage! Was mag er damit wollen?

So fragte der Lieutenant sich. So fragten ihn seine Kameraden. Aber er wußte es nicht und sie wußten es nicht.

Im nächsten Jahre kam der König wieder zu der Revue. Er sah wieder den kleinen Lieutenant; er ritt wieder an ihn heran; er fragte ihn wieder:

Kann Er Spanisch?

Nein, Eure Majestät.

Der König ritt wieder weiter, und reiste wieder ab, ohne ein Wort zu sagen.

Was mag er mit seinem Spanisch wollen?!

So fragten wieder der Lieutenant und seine Kameraden.

Aber halt!

Dießmal wußten sie es.

Er will Dich zu seinem Gesandten in Spanien machen. Du mußt Spanisch lernen.

Ja, ich soll Gesandter in Madrid werden. Ich werde Spanisch lernen.

Er lernte Spanisch.

Das folgende Jahr kam der König wieder.

Wie klopfte dem kleinen Lieutenant das Herz!

Wird er wieder an mich herankommen? Wird er wieder fragen? Wenn er es nur nicht vergessen hat? Aber wie könnte er?

Der König ritt wieder an ihm heran.

Und er fragte ihn wieder:

Kann Er Spanisch?

Zu Befehl, Euer Majestät!

Dann kann Er den Don Quixote im Original lesen!

Der alte Fritz ritt weiter.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 107 Mittwoch, 5. Mai 1858.

Die Mormonen.

(Fortsetzung folgt.)

Bei diesem Wachsthume der Mormonen, welche sich rühmten, daß von Jehovah ihnen alles Land beschieden sey, wurde den seitherigen Bewohnern der Gegend um ihren Besitz und Erwerb bange; sie wollten keinen weitern Zuzug solcher sonderbaren „Heiligen“ dulden; es kam zu Gewaltsamkeiten, zu einer förmlichen Schlacht, so wie zu gräulicher Verwüstung der Speicher und der Druckerei der Mormonen. Die Mehrzahl brach daher auf, zog über den Strom in die Grafschaft Clay, wo sie im Städtchen Liberty sich niederließ. Auch hier entwickelten sie eine große Betriebsamkeit, verwandelten Wildniß in Fruchtland, hielten tüchtig Ordnung, bekamen immer neuen Zuzug; auch hier aber erweckten sie die Besorgniß der bisherigen Bewohner und mußten sich zu friedlichem Abzuge verstehen, um nicht etwa das Schicksal vom ersten Zion am Ende wieder zu erleben, Sie zogen in die Grafschaften Davies, Caldwell und Carron. Mit zauberhafter Raschheit entstanden hier die Städtchen Dewitt, Farwest und Adam-Oa-Dianman, Werkstätten, Speicher, Mühlen, Maisfelder und im Juni 1837 zählten die Mormonen in Missuri bereits 12,000 Seelen. Inzwischen war zu Kirtland eine Theologenschule gegründet und ein Bankgeschäft errichtet worden; Letzteres jedoch ging bald zu Grunde und die Direktoren desselben, Smith und Rigdon, mußten entfliehen, um nicht wegen Schwindelei gefaßt und bestraft zu werden; sie gingen in die neue Niederlassung ihrer Partei.

Hier aber kam es im Jahre 1838, gleichwie in den vorigen Niederlassungen, zu Verfeindungen mit den andersgläubigen Bewohnern, zu groben Gewaltsamkeiten, selbst zu einem blutigen Zusammenstoße mit der Miliz, und die Folge war, daß die Mormonen die Kriegskosten bezahlen mußten und über die Gränze in die Prairien von Jowa gebracht wurden, während der Prophet Smith nebst fünf andern Führern gefangen gesetzt war. Auch in dieser entsetzlichen Katastrophe fand sich ein helfender Arm. Der Staat Illinois gewährte den Vertriebenen, von denen bei der Novemberkälte und bei dem Mangel an Verpflegungsmitteln sehr viele umkamen, Aufnahme; das Städtchen Commerce in der Grafschaft Hancok wurde ihnen überlassen und sie nannten es Nauvoo, d. i. auf neuägyptisch „die Schöne.“ Hier entwickelten sie wieder eine wunderhafte Thätigkeit; der Ort, der bei ihrer Ankunft aus elenden Blockhütten bestanden, war nach drei Jahren die größte und schönste Stadt des Staates mit Kaufläden, einer Freimaurerhalle, einem Konzerthause, einer Universität, einem großen Gasthofe. Zu des Letzteren Wirthe war durch eine neue Offenbarung Joseph Smith selbst bestimmt, welcher nebst seinen Mitgefangenen aus dem Kerker ausgebrochen und zu den Seinigen glücklich entkommen war. Alles ging vortrefflich; eine Legion wurde uniformirt und bekam von dem Staate selbst die Waffen; zu einem Prachttempel wurde der Grund gelegt; von den zwölf Aposteln, welche die auswärtigen Gemeinden zu besuchen hatten, gingen die erfreulichsten Berichte ein; mehrere hundert Missionäre wurden ausgeschickt, Propaganda zu machen, und machten starke Propaganda, vorzüglich in den Manufakturdistrikten Englands, am meisten unter den Landleuten in Wales, ebenso auf den Inseln der Südsee; vier Zeitungen waren gegründet, welche die Sache „der Heiligen vom jüngsten Tage“ vertraten, eine darunter in England; innerhalb der Vereinigten Staaten allein zählte man 1843 gegen 100,000 Mormonen; die Hauptstadt selbst zählte bald 20,000 Einwohner.

Auch hier jedoch kam es wieder zu Reibungen mit den Andersgläubigen, zugleich aber auch, was noch viel schlimmer war, und was bei einem Zusammenlaufe verschiedenartiger Menschen aus allen Gegenden, bei so wirren Phantastereien, bei der polygamischen Wirthschaft gar nicht zu verwundern, zu Streitigkeiten unter den Gläubigen selbst, dadurch natürlich doppelt zu Konflikten mit den Staatsbehörden. Bei einem solchen Tumulte kam der Prophet, welcher, wie schon bemerkt, zugleich der Gasthofswirth, aber auch Mayor der Stadt und Ge-

neral der Legion war, um's Leben. Smith nämlich hatte sich nach Carthago in Haft bringen lassen, um da die Entscheidung der Streitigkeiten durch die Obrigkeit zu erwarten, nachdem er wohl gesehen, daß er mit Gewalt nichts durchsetzen konnte. Allein der Pöbel von Carthago, der keine Geduld hatte und auf einen geordneten Rechtsgang nichts gab, stürmte am 27. Juni das Gefängniß und erschoß den Propheten nebst seinem Bruder.

Die Stelle Smiths nahm Brigham Young ein, der bisher Vorsteher der zwölf Apostel gewesen, und er war ganz der Mann dazu, das so schwer gefährdete Heiligenreich zusammen zu halten, indem er die unruhigen Köpfe im Innern zu entfernen oder knapp zu halten, den Leuten überhaupt ablenkende und befriedigende Beschäftigungen zu geben, den ärgerlichen Nachbaren mit größter Mäßigung zu begegnen verstand. Indeß auf die Länge vermochte auch er mit aller seiner Klugheit nicht, die Abneigung der übrigen Bevölkerung gegen seine „Heiligen" in Schranken zu halten. Im Herbste 1845 fühlte sich Brigham Young bewogen, eine Auswanderung seines Volkes weiter nach Westen zuzusagen; im Frühling 1846 sollte ein Vortrab über die Felsengebirge ziehen und die Uebrigen sollten nachkommen, sobald jener eine neue Stätte zur Ansiedelung gefunden. Die Ungeduld der Grafschaft Hancock aber konnte die Zeit nicht erwarten, da „die Heiligen" Anstalt zum Ausbruche machen würden, und der Vortrab mußte, um einem wahrscheinlichen schrecklichen Sturme zuvorzukommen, im Februar bei rauhester Witterung und in aller Ueberstürzung aufbrechen; eine Wanderung, welche sowohl während der Eis- und Schneezeit, als auch während der nachfolgenden Aufthauezeit an Leiden ihres Gleichen sucht und Jedem, der nicht ganz verhärtet ist, das schmerzlichste Mitleid abdrängt. Nach Einweihung des Tempels zog die Hauptmasse nach, und was nicht gleich mit fort konnte, wurde kurz darauf mit Gewalt fortgetrieben von den Bewohnern.

Und wohin zogen sie und wo kamen sie zur Ruhe, diese „Heiligen," die ebenso viel erduldeten, wie sie in's Werk setzten, ebenso viel Klugheit wie Wahnwitz in sich trugen, das Verlorne immer wieder zu erwerben wußten, das Leben ebenso zu genießen, wie unter seinen Leiden auszuhalten verstanden, dem unbefangenen Beobachter unter allem Verdrusse, den er an ihnen hat, doch auch Verwunderung abnöthigen? Am obern Missuri bei Council Bluffs stieß die Hauptmasse zu dem im Juni daselbst eingetroffenen Vortrabe. Hier blieben sie, da die gute Jahreszeit sich neigte und ein Weiterwandern nicht rathsam war, für den Winter und richteten sich mit ihrer großen Geschicklichkeit, so gut es gehen wollte, ein, entledigten sich auch einer Menge Mitesser, indem sie der Aufforderung des Generals Kearney Folge leisteten und ein Bataillon von 520 Mann aus ihrer Mitte zu dem Feldzuge gegen Mexiko stellten. Im Frühjahre 1847 brach der Vortrab auf, und zog in das Land Utah am großen Salzsee; am 24. Juli legte man auf passend gewählter Stelle den Grund zu dem „neuen Jerusalem im Westen;" die Hauptmasse traf im August ein; später kam auch das nach Mexiko mit den Unionstruppen fortgegangene Bataillon wieder; dann zogen aus Kalifornien, von den Sandwichinseln viele Gläubige herbei und im Jahre 1848 waren über 8000 Personen in und um „Neujerusalem."

(Fortsetzung folgt.)

Nena Sahib.

Die Engländer waren früher einstimmig über die Noblesse, Feinheit, Bildung, Leutseligkeit u. s. w. dieses Scheusals. Hören wir aus Chambers' Edinburgh Journal (Nro. 222), wie das edle Lamm zu einem wüthenden bengalischen Tiger ward.

Nena Sahib, Radscha von Bithuur, seines eigentlichen Namens Sree Munt Dhuundun Punt, ist der adoptirte Sohn des verstorbenen und von den Engländern vorher pensionirten Mahrattenhäuptlings (Peischwa) Badschi Rao. Letzterer hatte als Mahrattenfürst mit seiner vollen Gewalt die Ostindische Kompagnie gegen Tippo Sahib, den Tiger von Seringapatam, unterstützt, unterstützt mit Tausenden tapferer Krieger, mit denen die Ostindische Kompagnie den wilden Tiger erlegte. Die Ostindische Kompagnie, aus hochherzigen, zivilisirten, zivilisirenden Engländern bestehend, belohnte ihn dafür nach jahrelangen Mißhandlungen und Vertragsverletzungen — durch Wegnahme, Konfiskation, „Annexation" seines ganzen blühenden Landes. Dieß war 1817. Sir John Malcolm, der Krieger und biographische Speichellecker, zog die Friedensflagge vor dem empörten, an der Spitze von 8000 tapferen Mahratten stehenden Badschi Rao auf. Dieser ließ sich überreden, unter folgenden Bedingungen in die „Annexation" seines Landes zu willigen. Badschi Rao soll in einer heiligen Stadt Indiens als Zivil- und Rechtsoberhaupt residiren und von der Ostindischen Kompagnie jährlich für sich und seine Familie eine Pension von mindestens 80,000 Pfund erhalten und diese Pension ihm selbst und seiner Familie gesetzlich sanktionirt werden. Badschi Rao nahm nach vielen Verhandlungen diese Bedingungen an. Er zog nach Bithuur und lebte daselbst 30 Jahre als oberster Kriminal- und

Zivilrichter. Die englische Kompagnie zahlte ihm die gerichtlich ausgesetzte Pension, aber natürlich stets bloß das gesetzliche Minimum, obgleich in dem Kontrakte das „mindestens“ auf das Generöseste interpretirt worden war.

Die Pension war ihm und seiner Familie zugesichert worden. Er selbst blieb aber ohne Kinder. Die Hindu-Schasters oder heiligen Schriften legen nun einen schrecklichen Fluch auf Kinderlosigkeit. Kinderlos gestorbene Männer kommen in „Put“, einen Ort der Verdammniß, dessen Bewohner in Ewigkeit hungern und dursten ungebadet (Bad ist dem Hindu religiös gleich Essen und die unverbrüchliche Vorkost) bleiben müssen, weil kein Kind die nöthigen Opfer dazu bringen kann. Die heiligen Schriften gestatten, um Kinderlosen diesen Fluch zu sparen, Adoption von Kindern, die dann als wirkliche Kinder gelten und logisch und naturgesetzlich überall als zur „Familie“ gehörig angesehen werden würden. Der kinderlose Badschi Rao nahm in seinen alten Tagen Nena Sahib als „seinen ältesten Sohn, Erben und Repräsentanten“ an und starb am 28. Januar 1851. An seine Stelle trat nun rechtlich und natürlich „der älteste Sohn, Erbe und Repräsentant.“ Als Lord Dalhousie, damals General-Gouverneur, von diesem Tode gehört, ließ er an die schwarze Tafel für amtliche Bekanntmachungen zu Calcutta seinen Beschluß anschlagen, daß die dem Badschi Rao und seiner Familie recht zuerkannte Pension nicht mehr gezahlt werden werde.

Nani Sahib, die Wittwen des Verstorbenen und Angehörigen sahen sich plötzlich in Armuth und Entbehrung gestürzt und hatten keine Existenzmittel, als die, welche der Verstorbene zurückgelassen. Nena Sahib schickte eine ausführliche Begründung seiner Ansprüche auf die Familien-Pension an den englischen Gouverneur der nordwestlichen Provinzen. Dieser antwortete, daß die Pension nicht ferner gezahlt werden könne; man wolle ihm aber dafür ein Stück (vorher Anderen wegstibiztes) Land geben. Der englische Kommissionär von Bithur, ein Mann von Rechtlichkeit und Freund Nena Sahib's, schickte ein dringendes Gesuch an den General-Gouverneur und machte die Rechtmäßigkeit, Gesetzlichkeit und englische Nothwendigkeit dieser Ansprüche und deren Anerkennung geltend. Dafür erhielt er vom General-Gouverneur am 24. September 1851 einen derben Verweis, seine Eingabe sey „unverantwortlich“ u. s. w. Nachdem er in Indien selbst überall abgewiesen worden war, wandte sich Nena Sahib an den „Direktoren-Hof in Leadenhallstreet zu London“ unter dem 29. Dezember 1852. In den Augen der Ostindischen Kompagnie und ihrer Helfershelfer waren die Ansprüche, welche beraubte und dafür kontraktlich, englisch-gesetzlich entschädigte indische Fürsten auf Grund dieser englischen Garantien erhoben, nie maßgebend. Auch das Parlament wies in den letzten sechs Jahren solche Ansprüche, welche acht indische Fürsten persönlich in London geltend zu machen suchten, ab und brachte sie nicht einmal zur Sprache. Ich habe selbst Einigemale indische Fürsten in großen, gelbseidenen, diamantenbesetzten Roben im Parlamente sitzen sehen. Dort saßen sie Monate, einige Jahre lang, beäugelt, belächelt, spöttisch, unterthänigst verehrt und von Rechts-Anwalten“ unterstützt, bis ihre Gelder und Juwelen verkauft, versetzt und nicht wieder einlöslich geworden waren. Dann krochen die Freunde und Rechtsmänner in ihre Löcher, und die Fürsten wurden mit Regierungs-Unterstützung wieder nach Indien geschickt.

Die Advokaten Nena Sahib's trieben sich in den Vorzimmern des Direktorenhofes herum, bis das dazu angewiesene Geld für Kosten verrechnet war. Im Dezember 1853 sandten die Direktoren Nena Sahib's Denkschrift und Petition mit dem Bescheide zurück, daß die Regierung in Indien selbst (Lord Dalhousie mit dem schwarzen Brette in Calcutta) seine Ansprüche erledigen werde. Dort waren sie schon erledigt, wie die weisen Direktoren und der General-Gouverneur lächelnd dachten. Aber sie irrten sich. Nena Sahib's Ansprüche gingen, von England sanktionirt, garantirt, gebrochen, verhöhnt und vergiftet, als scheußlichste Rache an allem Englischen auf. Die Wuth und Mordlust gegen unschuldige englische Kinder und Weiber in dem einst so gepriesenen, noblen, feinen, lustigen Prinzen ist ein Werk der englischen Zivilisation, Politik in Indien, die Frucht des Raubes und Betruges der Unehrlichkeit, welche die schlechteste Politik ist, wie Ehrlichkeit die beste.

Nena Sahib war noch ein feiner, nobler Prinz, als er so überall abgewiesen war. Er hatte noch Vertrauen auf englische Rechtlichkeit und schickte einen neuen Bevollmächtigten nach London, den im Westende noch rühmlich bekannten Asimullah, der im Sommer 1855 sein Privathotel in Georgestreet, Hannover Square, zur heitersten Stätte der Gastfreundschaft, seiner Bildung und angenehmer Geselligkeit erhob und hielt, bis alle seine Hoffnungen zusammenbrachen und er sich zur Abreise rüstete. Da lachte er nicht mehr; seine heitere, intelligente Gesprächigkeit wurde zu unheimlichem Murmeln, sein klares Auge zu dämonischen Blitzen. Als er von der Wirthin des Hauses Abschied nahm, pfiff er in unheimlicher Heiserkeit die Worte heraus: „England soll nun bereuen, was es meinem Fürsten angethan.“ Asimullah war einer der Wüthendsten in Niedermetzelung der englischen Soldaten, Weiber und Kinder zu Kaunpur, Nena Sahib der teu-

fellschste Pfeil der Nemesis, welche neuerdings über Indien wüthete und England jetzt wieder hindert, zu Hause zu reformiren.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Wien, 25. April: Es dürfte verhältnißmäßig wenig bekannt seyn, daß der Nürnberger Spielwaarenfabrikation ein Konkurrent im nördlichen Böhmen erwächst, welcher vielleicht nur einer besondern Ermuthigung bedürfte, um sich zu einem sehr gefährlichen Rivalen aufzuschwingen, denn der Arbeitslohn ist niedrig, die Drehereien werden durch zahlreiche Bäche mit vielen und kräftigen Gefällen getrieben, und das Rohmaterial ist im reichsten Maße und in größter Nähe vorhanden. Der Mittelpunkt dieser Industrie, wie gesagt im nördlichen Böhmen, ist Oberleitensdorf mit den in einem Umkreise von zwei Meilen umher liegenden Ortschaften Katharinenburg, Neudorf, Brandau, Einsiedel, Georgenthal, Kalisch, Hannersdorf &c. Mehr als tausend Familien ernähren sich davon und reichlicher, als sie bei den früher dort heimischen Industrien, beim Spitzenklöppeln und Weben, es je vermocht. Auf diesem kleinen Terrain werden aus den manchfaltigsten Stoffen, aus Holz, Wachs, Flachs, Papiermache &c., mehr als 14,000 verschiedene Spielwaaren-Gegenstände fabrizirt. Die Arbeiter zerfallen in Gruppen, je nach den Stoffen; die einzelnen Gegenstände werden schockweise dem Verleger abgeliefert; dieser ordnet sie dann und stellt sie zusammen. Die Lohnsätze sind sehr verschieden. Der gewöhnliche Durchschnittslohn eines Drehers ist 24—30 kr. für den Tag; es gibt aber Arbeiter (namentlich die Papiermache-Arbeiter, welche bereits an der Schwelle des Künstlerthums stehen), welche bis zu 2 fl. täglich verdienen. Kaum die Hälfte der erzeugten Waaren übrigens bleibt in Oesterreich selbst; die andere Hälfte wandert ins Ausland und davon mehr als zwei Drittel nach England und über das Meer; ein schlagender Beweis, welcher Ausdehnung dieser schon jetzt so bedeutende Industriezweig noch fähig ist.

Aus Hamburg wird Folgendes über einen Auswandererprozeß berichtet: Zwei Bayern trafen in Hamburg im vorigen Jahre ein, um nach Amerika auszuwandern. Der Expedient, Herr Hirschmann, verschaffte ihnen Plätze auf einem Huller Schiffe, die er bezahlt erhielt. Als am Bord die Pässe untersucht wurden, fand es sich, daß die beiden Bayern nur im Besitze von Paßkarten waren, was ihre Verhaftung herbeiführte. Da indeß aus ihrer Heimath, wohin man geschrieben hatte, die Nachricht eintraf, daß sie durchaus unverdächtige Leute seyen, so wurden sie alsbald in Freiheit gesetzt und reisten nach Bayern zurück. Jetzt sind sie wieder, mit Pässen versehen, hier angekommen und verlangen für ihr damals bezahltes Geld nach Amerika geschafft zu werden, sich darauf insbesondere stützend, daß sie beim ersten Hierseyn Herrn Hirschmann die mangelhafte Legitimation gezeigt hätten, und ihnen von diesem versprochen worden sey, sie mit derselben in die neue Welt zu schaffen. Herr Hirschmann hat ihnen bereits ein Abstandsgeld geboten, welches die Fremden aber nicht annehmen zu können glaubten. Die Sache liegt jetzt der Behörde zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Auswanderer und Expedienten behufs der Entscheidung vor.

Fast die einzige Erholung, welche der jetzige Kaiser von Rußland sich bei seinen erdrückenden Arbeiten gönnt, ist die Bärenjagd. Diese Jagden finden gewöhnlich in ausgesuchter Gesellschaft statt, und ganz im Gegensatz zu früher, wo die Jäger sich hinter starken Netzen gegen den verwundeten und wüthend gewordenen Bären schützten, jagt der Kaiser aus freier Hand. Wenn die Spur eines Bären aufgefunden und sein Lagerplatz eingestellt ist, wird es dem Kaiser gemeldet, und er bringt dann wohl einen Tag der Erholung, oft bei heftigster Kälte, im Walde zu. Gewöhnlich gehen außer einigen Flügeladjutanten mehrere eingeladene Gäste mit, das Letztemal auch der preußische Militärbevollmächtigte Major v. Loen. Der Kaiser trägt bei diesen Jagden den Papach oder die kaukasische Kosaken-Pelzmütze, hohe Stiefeln und den Palukastan. Er ist ein vortrefflicher Schütze, und fast nie entgeht ihm seine Beute. Die Bärenjagden, namentlich wie sie der Kaiser treibt, sind nicht ohne Gefahr, denn wenn der aufgerichtet auf den Jäger zukommende Bär nicht gut getroffen wird, hat man schon große Unglücksfälle erlebt.

Walzer und Polka stammen aus der Umgegend von Gitschin (Böhmen). Den Namen Polka erhielt dieser Tanz wegen des in ihm vorwaltenden Halbschritts (im Böhmischen Polka). Die Polka kam von Gitschin nach Prag, dann (1839) nach Wien, wo sie zuerst durch ein Scharfschützen-Korps, dessen Musikbande sie unter Leitung des Hrn. Pergler spielte, bekannt wurde, und erschien dann dieser Tanz im Druck unter der Benennung: „Pergler-Polka.“

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 108 Donnerstag, 6. Mai **1858.**

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Fürst Alexis sah die Thränen seiner Gattin nicht, sie hätten ihn auch jetzt weit weniger als in frühern Zeiten gereizt. Seine Gedanken waren alle auf einen Punkt gerichtet, auf die Möglichkeit, sich in dem Kriege, der sich seiner Heimath näher und näher wälzte, ein selbstständiges Fürstenthum zu gründen und seinen uralten Namen mit neuem Ruhm zu schmücken.

Leise legte der Herbst sein Goldnetz über die grüne Halbinsel des alten Chersones. Die Trauben in den großen Weingärten des Fürsten reiften. Sie stammten aus allen Gegenden der Welt und trugen die vornehmen Namen Tokaywein, Traminer, Lacrymae Christi u. s. w., waren aber, gekeltert, alle von gleichem Geschmack und unterschieden sich nur nach der Farbe des Bodens, der sie erzeugt, in leichte und schwere Sorten. Diese Trauben, etwas dickschaliger, aber süß und wohlschmeckend, lieferten täglich neben den herrlichen Melonen und Arbusen, köstliche Zierden des Nachtisches, und wenn Hermione die kostbaren Körbe gefüllt mit Trauben auf der Tafel sah, konnte sie einen leisen Seufzer niemals unterdrücken, welchen der Gedanke ihr auspreßte, daß Eduard, der einst in einer Kinderkrankheit viel Trauben hatte genießen müssen, eine große Vorliebe für diese schöne Gabe des Herbstes hegte.

„So einen Korb voll blauer und goldiger Trauben möchte ich meinem lieben Eduard schicken," sagte sie mit schmerzlichem Lächeln zu Anna Wender, die mit ihr allein noch bei der Tafel weilte, da Fürst Alexis durch einen tartarischen Boten abgerufen worden war.

„Es fehlt Ihren Kindern nicht an dergleichen Erquickungen, theuerste Frau," sagte tröstend die Räthin. „Ueberhaupt denken Sie sich die Lage und Verhältnisse Ihrer Kinder ganz anders, als Sie dieselben in Wirklichkeit finden würden. Es geht den jungen Menschen gut, Fleiß und Sparsamkeit haben denselben einen gewissen kleinen Wohlstand gegründet, der gerade Ihnen, liebe Freundin, außerordentlich zusagen würde. Sie wohnen reizend, Reinlichkeit und Ordnung herrschen in jedem Winkelchen ihrer kleinen Häuslichkeit, sie sind gesund, frohherzig, lieben einander von ganzer Seele und haben einen edlen Stolz, der sie weiter und weiter führt, auf dem Wege des Guten."

„Beschreiben Sie mir die Wohnstube meiner Kinder, herzliebe Freundin," bat Hermione beinahe schmeichelnd.

Geduldig schilderte Madame Wender zum hundertsten Male das kleine Zimmer am Hagelsberg, den Christbaum, das stolze Sopha, Eduard's Werk; und Alles und Jedes, bis auf die Form und Farbe der Messerhefte, wie auch der Teller und aller andern Geräthe, mit Ausnahme des Sophas, erkannte Hermione als dieselben, welche schon bei ihrer Zeit im Besitz der Familie gewesen.

Es war dieß eine Unterhaltung, bei der Madame Wender sehr ins Detail eingehen mußte, um die umfängliche Wißbegierde der reichen Prinzessin Moroschin zu befriedigen, und sie that dieß mit der ihr eigenen Herzensgüte. Sie erwies der Freundin damit eine Wohlthat, eine größere Wohlthat vielleicht als ein Labetrunk dem Durstigen ist, denn sie gab dem durstenden Mutterherzen durch ihre Erzählung Erquickung und Trost.

„Und niemals, wirklich niemals haben Sie den vornehmen jungen Mann, den Enkel der Frau von Heiling, in der Nähe meiner armen kleinen Gertrud gesehen?" fragte Hermione endlich mit zitternder Stimme.

„Niemals, meine Freundin; die Geschwister leben in tiefer Zurückgezogenheit, eine alte Frau, ihre Hausgenossin, ist dem jungen, sehr schönen Mädchen eine sichere Ehrenwächterin."

„Also meine Gertrud ist sehr schön? Sie versprach in der Kindheit kaum es zu werden," sagte die erfreute Mutter.

„Sie ist so schön, wie Sie in Ihrer schönsten Zeit, theure Fürstin," entgegnete Madame Wender, „obgleich Ihnen durchaus nicht ähnlich."

„Sie gleicht meinem Manne, dem seligen Berge-

nau, wollte ich sagen," verbesserte sich Hermione, die noch immer den Zorn des Prinzen fürchtete, obgleich diese Epoche ihres Lebens vorübergegangen war.

„Wenn der liebe Gott mich so sehr segnet, daß ich meine Kinder noch einmal gesund und glücklich wiedersehe, so will ich mit Allem zufrieden seyn, was mir sonst beschieden ist," setzte sie mit gefalteten Händen hinzu. „Kein Mensch auf der Welt kann ermessen und nur Gott weiß es, wie ich mich nach den armen Kindern gesehnt, wie ich tausend und aber tausendmal es bereut habe, daß ich sie verließ und den Prinzen heirathete wegen seines großen Reichthums, der hernach so viel Jammer und Elend in meine Familie brachte. Liebe Freundin, haben Sie denn niemals etwas von dieser abscheulichen Nanni, von diesem Satansweibe gehört, das meinen armen Bergenau vergiftet. So schändlich die Kreatur sich auch aufgeführt hat, so — Ihnen, liebe Räthin, kann ich es schon aufrichtig bekennen — so jammert sie mich doch einigermaßen und ich denke, daß sie eine ordentliche Dienstmagd geblieben wäre, wenn ich bei meinen Kindern geblieben. Ich verstand schon sie zu behandeln. Sie durfte manchmal ein Vergnügen haben, mußte dann wieder tüchtig arbeiten und war an Gehorsam gewöhnt, das war für sie gut. Die Versuchung mit dem vielen Gelde, das ich ihr schickte, über das sie Niemanden Rechenschaft abzulegen hatte, wäre vielleicht für eine verständigere Person zu groß gewesen. Leichtsinnige und verschwenderische Menschen werden durch Reichthum weit eher schlecht als durch Armuth und ich denke, auf einen Dieb, der aus Armuth stiehlt, kommt immer auch einer, der aus Uebermuth, weil er plötzlich zu Gelde gekommen, zum Verbrecher wird."

„Ich will kein Geheimniß daraus machen, theuerste Fürstin," entgegnete Frau Wender, „daß ich bei meiner letzten Anwesenheit in Deutschland die unglückliche Person im Gefängniß aufsuchte. Ich hatte dazu einen besondern Beweggrund. Ein Zufall hatte mir die Bekanntschaft des Mannes verschafft, um deßwillen Nanni den verbrecherischen Versuch machte, Ihren Gatten aus der Welt zu schaffen, und dieser Mensch, eine eigenthümliche Natur, interessirte mich lebhaft. Ich dachte mir, es müsse ein wenigstens in einer Art ziemlich hochstehendes Weib seyn, das diesem Menschen so nahe gestanden. Die Unglückliche, die durch eine heftige Leidenschaft für den, in der That, bildschönen Husaren zur Verbrecherin geworden, stellte ich mir mit manchen heroischen Eigenschaften geschmückt vor und verschaffte mir die Gelegenheit, sie im Gefängniß aufzusuchen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Einem Pariser angesehenen Modewaarenhändler ist eine sehr unangenehme Geschichte passirt; er hat eine vornehme Dame als Gaunerin verhaften lassen. Die englische Gräfin S., auf der Reise von England nach Italien begriffen, hielt sich nur so lange in Paris auf, um einige in der Modewaarenhandlung bestellte Kleider mitzunehmen. Leider war das Geld von ihrem Banquier nicht rechtzeitig eingetroffen, und wenn sie darauf wartete, hätte sie das Dampfboot verfehlt. Glücklicherweise zeigte sich der Kaufmann voll Vertrauen und ließ die Gräfin auch ohne Geld die Kleider mitnehmen. Bald nachher gereut ihn seine Großmuth, er fürchtet, von einer Betrügerin hintergangen worden zu seyn und telegraphirte in seiner Angst nach Marseille: „Gräfin S., Betrügerin. Verhaften." So geschah es, die Gräfin wurde in Marseille verhaftet und in ein schmutziges Gefängniß gebracht. Erst nach 48 qualvollen Stunden für die hohe Dame machte der Telegraph das angerichtete Unheil wieder gut. Der voreilige Handelsherr aber wurde vor das Seine-Tribunal beschieden. Seine Reue und Zerknirschung bewirkten, daß man ihn frei von Strafe ausgehen ließ, seine Kundschaften in der englischen Aristokratie hat er aber verloren. — Eine andere Arretirung, bei welcher ebenfalls die betreffende Person fälschlich ergriffen wurde, hat in Paris einiges Aufsehen erregt. In einer entfernten Pariser Vorstadt gibt es ein Gasthaus, in welchem die unteren Volksklassen sehr animirte Bälle abhalten. Der Eintrittspreis ist sehr niedrig, die Bälle sind stets sehr gut besucht. Zur Handhabung der Ordnung ist jedoch die Einrichtung getroffen, daß Mädchen bis zu einem gewissen Alter nicht allein in dieses Lokal kommen dürfen. Vor einigen Tagen kam der Polizeikommissär des Bezirkes in das Etablissement, um sich selbst zu überzeugen, daß in dem Lokale Alles in Ordnung sey, und daß die polizeilichen Vorschriften befolgt werden. Ein junges Mädchen, welches gerade mit einem Kavalleristen tanzte, schien dem Polizeikommissär nicht die vorgeschriebenen Bedingungen zu erfüllen, und er gab dem diensthuenden Brigadier den Auftrag, sie hinauszuführen. Der Brigadier fand im Tanze des Mädchens nichts Tadelnswerthes, weigerte sich, den Befehl zu vollziehen und forderte den Polizeikommissär auf, ihm seine Schärpe zu zeigen. „Wollen Sie das Mädchen hinausführen?" fragte der Kommissär, sichtlich erzürnt, ohne jedoch sein amtliches Abzeichen vorzuweisen. „Nein," antwortete der Brigadier, „ich werde vielmehr Jemand Andern hinausführen lassen, und zwar Sie, mein Herr." Gesagt, gethan. Der Brigadier gab sei-

nen Leuten den Auftrag, den Polizeikommissär, der sich nicht mit der Schärpe ausweisen konnte, hinauszuführen und dieser Auftrag wurde pünktlich vollzogen. Der Kommissär mußte mitgehen und wurde erst später bei einer Wache erkannt und freigelassen. Ueber diesen Vorfall ist jetzt eine Untersuchung eingeleitet worden.

Aus Frankreich wird ein eigenes „Sicherheitsstück" berichtet. Vor einigen Tagen fuhren in einem französischen Eisenbahnwagen mehrere Reisende miteinander, und das Gespräch kam auf die neuen Paßmaßregeln. Einer der Reisenden äußerte sich in ziemlich starken Ausdrücken darüber und bemerkte, all' diese Maßregeln verfehlten doch ganz ihren Zweck; sie dienten nur dazu, den ehrlichen Menschen zu belästigen und den Spitzbuben durchzuhelfen. Auf der nächsten Station trat einer der Mitreisenden an ihn heran und sagte: „Mein Herr, Sie werden mir folgen, Sie sind arretirt! ich bin Polizeibeamter". In der That war's ein verkleideter Sicherheitsmann. Der Reisende blieb jedoch ruhig und fragte nur: „Warum wollen Sie mich arretiren?" — „Sie haben sich", entgegnete der verkleidete Polizist, „vorhin über unsere Paßeinrichtungen Worte erlaubt, die gesetzwidrig sind". — „Aber, mein Herr", gab der Reisende zur Antwort, „es waren nur die eigenen Worte eines berühmten französischen Schriftstellers". — „Und wessen, wenn ich fragen darf?" sagte der Polizeibeamte, der vielleicht schon zwei Fliegen mit Einer Klappe gefangen zu haben meinte. „Seiner Majestät, des Kaisers", erwiderte der Reisende. — „Wie?" — „Ja überzeugen Sie sich selbst!" Der Reisende kannte Land und Leute und war vorsichtig gewesen. Er trug ein Exemplar der Schriften Ludwig Napoleon's in der Tasche und zeigte darin dem Polizeibeamten die Stelle, welche er allerdings nur wörtlich im Wagen wieder gegeben hatte. Er wurde — nicht arretirt.

In der Rheinpfalz haltens noch auf alte Gebräuche. Eben schreibt das Bürgermeisteramt von Lambrecht die Lieferung „von acht wohlbeschaffenen und wohlbehörnten Geisböcken" aus, welche die Gemeinde vertragsmäßig an die Gemeinden Deidesheim-Niederkirchen zu liefern hat. Mit dieser Geisbocklieferung verhält es sich folgendermaßen: Die Gemeinde Lambrecht besitzt in den ausgedehnten Waldungen Deidesheims verschiedene Weide- und Streunutzungs-Berechtigungen, zu deren Rekognition sie schon seit dem 14. oder 15. Jahrhundert verpflichtet ist, alljährlich diesem Städtchen unter Beobachtung gewisser Förmlichkeiten einen Geisbock zu liefern. Derselbe muß am 3. Pfingsttage jedesmal der jüngste Bürger Lambrechts an einem Stricke über das Gebirg führen und vor Sonnenaufgang nach Deidesheim an das bestimmte Haus bringen, woselbst dann der Führer einen Imbiß, bestehend in Käse und Wein, erhält. In früheren Zeiten mußte Lambrecht den Bock, Grevenhausen aber den Strick dazu stellen; heute, wo diese Gemeinden vereinigt, zahlt beides die Gemeindekasse. Der Bock selbst wird in Deidesheim noch am Nachmittag des nämlichen Tages, zum Ergötzen für Jung und Alt, öffentlich an den Meistbietenden versteigert. Schon oft haben Klagen und Prozesse wegen dieser Verpflichtung die Gerichtshöfe beschäftigt, aber jedesmal wurden die Anträge Lambrechts jene Bocklieferung in eine Geldleistung umzuwandeln, abgewiesen, und so der Brauch bis zu unsern Tagen erhalten.

Die Pariser „Presse" berichtet Folgendes über die Niedermetzelung der französischen Schiffsmannschaft auf Madagascar, nach dem Briefe des Franzosen, welcher vier Tage vorher nur mit genauer Noth und dem Beistande der Schwester des Königs von Mena-Beh dem Tode entronnen war. Das Schiff lag auf der Rhede von Tsi-Mana-Rafuza an der Westküste vor Anker; der König von Mena-Beh verbot seinen Unterthanen, an Bord zu gehen, ließ aber dem Kapitän sagen, er möge seinem Schlosse gegenüber ankern, wenn er Geschäfte machen und in Sicherheit seyn wolle. In Sua-Rano angekommen, begab sich der Kapitän mit einem Schiffsjungen zu dem Könige, um die üblichen Geschenke zu überbringen und ihn um die Erlaubniß zu bitten, Leute anwerben zu dürfen. Der König stellte ihm ein Haus zur Verfügung und verschaffte ihm einige Leute. Zehn Tage später aber ließ der König Vinang den Kapitän und den Schiffsjungen umbringen; ferner ließ er 15 seiner jüngsten Soldaten als Angeworbene auf das Schiff bringen, welche sich als den Vortrab einer größeren Angabl Auswanderer ankündigen. Der Steuermann ließ sie ohne Bedenken an Bord steigen, und ging in die Kasüte, um jedem der Ankömmlinge ein Stück Zeug zum Geschenk zu geben; der Anführer der Mörder, Filandro, streckte ihn aber durch einen Pistolenschuß todt zu Boden. Nun begann die Metzelei. Zwei der Matrosen retteten sich auf die Masten, zwei sprangen ins Wasser, wo der eine umkam, während der andere schwer verwundet das Land erreichte. Die drei Ueberlebenden wurden gezwungen, das Schiff in den Fluß Sua-Rano zu bringen, wo es geplündert und verbrannt wurde. Die Prinzessin Naruwa und ihr Sohn suchten die armen drei Leute, welche

von Schrecken fast den Verstand verloren haben, auf jede Weise zu beruhigen. Man glaubt, die Prinzessin werde sie entwischen lassen.

Ueber die Scheußlichkeiten des Kuli-Transports gibt ein Schreiben aus der „Havanna" folgende statistische Aufschlüsse: Mit englischen Schiffen wurden seit dem Jahre 1847 9205 Chinesen nach Cuba geschifft, wovon 1586, also 14⅔ Proz., starben. Auf amerikanischen Schiffen betrug die Sterblichkeit 12, auf holländischen 11¼, auf französischen 13½, auf spanischen 11½, auf peruanischen gar 38½ Proz.! Leider finden wir auch ein Bremer Schiff unter der Liste, welches von seiner menschlichen Fracht 5¾ Proz. verlor, während ein norwegisches 29 Proz. einbüßte. England stellte das größte Kontingent von Schiffen, nämlich 29, Amerika nur 13. Unter den 53,008 Chinesen, von denen nur 28,777 die Fahrt überlebten, befand sich kein einziges Frauenzimmer. Solche werden nicht mitgenommen. Sie würden nur eine Last seyn und keinen Nutzen bringen, da man die Chinesen wieder laufen lassen will, wenn man sie durch zehnjährige Arbeit ausgebraucht hat, also von ihnen nicht, wie von den Negern, eine Nachkommenschaft wünscht. Nur die selbstsüchtigsten Motive sind bei dem Handel maßgebend; Humanitätsrücksichten finden keine Anwendung. Die ungeheure Sterblichkeit mag theilweise darin ihren Grund haben, daß die Chinesen sich im Unglück leicht der Verzweiflung hingeben und Hand an sich selbst legen, theilweise darin, daß sie sich nicht so willig fügen wie die Afrikaner, und daher besondere Vorsichtsmaßregeln nothwendig machen — wie auf jenem amerikanischen Schiff, wo den unter Deck Getriebenen die Luft abgesperrt wurde, bis etliche Hunderte von ihnen erstickt waren.

In Köslin starb vor 20 Jahren der dortige Kreischirurg Kaufmann, der mit der Idee behaftet war, er leide in Folge des Genusses von Salz und Gewürzen am Gallenstein, was sich bei der Obduktion jedoch nicht bestätigte. Derselbe machte ein höchst sonderbares Testament, das jetzt nach 20 Jahren zur Ausführung kommt. Er vermachte nämlich der Stadt Köslin ein Legat von 4500 Thalern zur Gründung einer Stiftung unter dem Namen „der Gallenstein." Das Kapital soll durch 20 Jahre vergrößert, dann dafür ein Grundstück angekauft und zu einem Vergnügungsort eingerichtet werden. Auf demselben sollen 62 Bienenstöcke, der Zahl der Lebensjahre des Verstorbene entsprechend, gehalten werden. Einmal im Jahre (am Johannestage) sind die Testamentskuratoren dort mit einem frugalen Mittagsmahle zu bewirthen, bei welchem Honig, Aepfel und dicke Milch als die Hauptspeisen erscheinen. Das Salz ist in einem verschlossenen Gefäße auf den Tisch zu stellen, und wer davon Gebrauch machen will, hat die Gesellschaft zuvor um Erlaubniß zu bitten. Bei der Tafel haben eine Hebamme und ein Todtengräber, die Repräsentanten der Geburt und des Todes, zu bedienen und dem Testator soll ein Toast mit einem Glase Wasser ausgebracht werden. Heuer wird dieses ungesalzene Mahl zum Erstenmale stattfinden. Das betreffende Gallensteinstiftungsgrundstück liegt etwa drei Viertelstunden Weges von Köslin.

Ein medizinisch wie psychologisch gleich seltener und interessanter Fall ereignete sich dieser Tage im Militärspital zu München. Ein junger Soldat, welcher erwiesener Weise in Folge von Heimweh kränkelte und deßhalb unter ärztlicher Behandlung stund, war plötzlich von Starrkrampf befallen. Der ordinirende Arzt, welcher die ursprüngliche Veranlassung seines Leidens kannte, versuchte nun durch die Aussicht auf Befriedigung seiner Sehnsucht auf den Kranken zu wirken und zwar mit dem besten Erfolge; denn als der Arzt die Kleider des Patienten bringen ließ, und einen Wagen zu bestellen befahl, gab derselbe die überraschendsten Zeichen der wiederkehrenden Genesung. Wann auch, als der Wagen zu lange ausblieb, sich ein Anfall wiederholte, stellte sich doch alsbald ein so günstiger Gesundheitszustand ein, daß ohne Besorgniß die Reise in die Heimath (Rosenheim) gestattet werden konnte.

Man schreibt aus Eßlingen, 28. April: In einem Dorfe der Nähe, kam dieser Tage eine interessante Hexengeschichte vor. Erwachsene Personen warfen ein aus seinem Stall entlaufenes Schwein Abends todt, da sie annahmen, es sey eine Hexe, und warteten neugierig den Morgen ab, ob nicht ein altes Weib im Bett liege. Allein bald wurden sie durch Klage eines Nachbarn auf Entschädigung gewahr, welchen Unsinn sie begangen. Sie mußten die verlangte Entschädigung bezahlen. Die Geschichte erscheint in unserer Zeit fast unglaublich, aber sie ist vollkommen wahr.

Das „B. P. H." will berechnet haben, daß die von Dr. Franz Liszt zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten gemachten wohlthätigen Stiftungen und Geschenke die namhafte Summe von 200,000 fl. Konventions-Münze um Vieles überschreiten.

Redakteur: Gustav Rettzel.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 109 Freitag, 7. Mai 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Nun, wie fanden sie das leichtsinnige, armselige Geschöpf?“

„Sie charakterisiren sie sehr genau, liebe Hermione, leichtsinnig und armselig. Es ist schon ein sehr unangenehmes Gefühl für eine Frau, ein Gefängniß für weibliche Verbrecher zu besuchen. Die brutalen, heuchlerischen, frechen, verthierten Gesichter der unglücklichen Weiber, die in den Höfen und in den Gängen auf mancherlei Weise beschäftigt sind, machen einen das Herz erschütternden Eindruck. Nannl arbeitete in der Waschküche, und da ich sie allein zu sprechen gewünscht hatte, so gab der mich führende Aufsichtsbeamte ihr den Befehl, an dem im Hofe befindlichen fließenden Wasser einen Korb mit gereinigter Wäsche auszuspülen. Dorthin folgte ich ihr also. Der Brunnen rieselte nach freundlichen Plätschern in ein großes Steinbassin, aus dem das Wasser in einen lustigen Bach nach dem Garten des Inspektors abfloß, eine prächtige Erle breitete ihr Blätterdach über den hübschen Platz und im Schatten derselben stand die Unglückliche auf einer Waschbank bei ihrer Arbeit. Haben Sie, sagte ich, zu ihr tretend, irgend einen Wunsch, den ich Ihnen erfüllen könnte, wenn ich diesen Ort verlasse. Es liegt mir daran, den unglücklichen Bewohnerinnen desselben so viel Gutes zu thun als möglich. Sie sah mich mit dummen verglasten Augen an und bat um Geld zu einem Schnaps! Haben Sie sonst kein weiteres Anliegen? fragte ich, nachdem ich sie beschenkt hatte, keinen Brief, keinen Gruß, keinen Segen an irgend Jemanden außerhalb dieser Mauern mir mitzugeben? Sie zuckte die Achseln und sagte verdrießlich: „Unsereins geht die Welt draußen nichts mehr an, für meinen Theil möchte gleich morgen der jüngste Tag anbrechen, es wäre mir schon recht.“ Aber Sie haben ein Kind? fragte ich weiter. „Das ist hoffentlich im Findelhause, wo ich auch her bin,“ entgegnete sie trotzig. „Das Kind darf sich über nichts beklagen, wenn es ihm ebenso gut geht wie der Mutter.“ Ihr Gesicht war finster geworden und verzerrte sich zu einer abscheulichen Larve, das Weib war grausig anzusehen. Ich fragte den Aufseher nach ihrer Führung und er erzählte mir, sie sey eine unverbesserliche Säuferin, die trotz der strengsten Aufsicht immer noch Mittel und Wege fände, ihrer abscheulichen Leidenschaft zu fröhnen, und im betrunkenen Muthe quäle sie beständig die Vorstellung, daß jede Speise und jedes Getränk, das ihr gereicht werde, vergiftet sey und die Furcht, daß sie ihres Verbrechens wegen gerädert werden würde. Sie ist auf zwanzig Jahre verurtheilt, wird aber den Tag ihrer Freiheit schwerlich erleben, sie ist ungesund und leidet an Zuckungen und Fallsucht. So verließ ich denn das Gefängniß und ging über den Verbrecherkirchhof nach der Stadt zurück. Welch ein Trost war mir der stille Friedhof, als ich zwischen seinen kleinen Hügeln dahinschritt. Grünes, weiches Gras wehte über denselben und rothe Mohnblumen, blaue Rittersporn, die süßduftende Blüthe der Feldwinde und tausend andere einfache Blumen. Junge Bäume waren in gleichförmigen Reihen gepflanzt und in ihren zierlichen Kronen spielte die Sommerluft. Ich freute mich des Gedankens, daß hier, an diesem stillen freundlichen Orte die zerstäubende Gebeine der Ausgestoßenen der Menschheit sich ohne unser Zuthun nach Gottes Willen in liebe freundliche Pflanzen verwandeln.“

In diesem Augenblick erschien Fürst Moroschin in großer Eile. Er hielt ein Fernrohr in seiner Hand, seine Wangen glühten, seine Augen schienen Feuer zu sprühen.

„Kommen Sie, kommen Sie, meine Damen,“ sagte er, heftig aufgeregt, „betrachten Sie sich dieß Schauspiel in seiner ganzen Großartigkeit, es ist ein solches, das vielleicht auf Erden nicht wieder gesehen werden wird.“

„Ein Schauspiel, hier ein Schauspiel, was denn für eins?“ fragte Hermione, indem sie sich mit gewohnter Ruhe erhob und den Arm ihres Gatten annahm, der sie und ihre Freundin den Hügel hinauf auf einen Punkt des prächtigen Parkes führte, von wo aus Alle das Meer, das in der

Schönheit des Herbstes wie ein Silberspiegel glänzte, übersehen konnte.

In der That, das Bild, das sich hier den erstaunten Augen der Frauen zeigte, war von einer feenhaften Schönheit.

Langsam, wie Schwäne mit ausgebreiteten Schwingen, zogen eine Menge von Schiffen am Horizont hinaufsteigend über das spiegelglatte silberglänzende Meer. Der leichte Wind hatte es den Schiffen gestattet, alle ihre Segel zu entfalten und so erschien jedes Einzelne der stattlichen Fahrzeuge in ein sich blähendes weißes Gewölk gehüllt. Dazwischen zeigten sich die schwarzen Schornsteine der Dampfer, aus deren hoher Esse blendendweiße Rauchwolken wie zum Willkommen wehende Schleier dem Ufer entgegenzogen.

Es war die Flotte der verbündeten Engländer und Franzosen, die Tausende von Kriegern, die an diesem fernen Weltende ihr Grab finden sollten, diesem ihrem ernsten Geschick entgegentrug.

„Das sind sie, das sind sie!" rief Prinz Moroschin einmal über das Andere, „meine Freunde, meine Verbündeten, die Befreier dieses meines schönen Landes von dem Joche Rußlands."

Er trat bei dem Worte: meines schönen Landes, mit dem kleinen Fuß, der trotz der übrigen Tartarentracht den Meisterwerken eines Pariser Fußkünstlers treugeblieben, fest auf den Boden und seine glänzenden Augen, seine glühenden Wangen und halb geöffneten Lippen zeigten, wie heftig sein Ehrgeiz erregt, wie sehr seine sanguinischen Hoffnungen gespannt waren.

„Von diesem Punkte aus," sagte er nach einer Viertelstunde angestrengten Schauens, „werden wir hoffentlich den ganzen Akt der Ausschiffung übersehen können. Sobald diese unsere Befreier gelandet sind, reite ich hinüber und stelle mich und Alles, was ich besitze, zur Disposition der Befehlshaber."

An diesem Tage landeten aber die Truppen noch nicht. Die Schiffe legten sich angesichts der Küste in einer langen Linie vor Anker, die Dampfer zogen ihren Rauchschleier, die Segelschiffe ihr Segelgewölk ein und allmählig stieg am Himmel die Nacht herauf und hüllte die ganze Scene in ihren braunen sterngestickten Mantel.

Bei Morgengrauen war Prinz Alexis schon zu Pferde, streifte ohne alle Begleitung am Meeresstrande umher und betrachtete in höchster Aufregung die Anstalten zur Ausschiffung der Truppen.

Die Morgenstunde am Donnerstag, dem 14. September, war schön und klar, später aber bewölkte sich der Himmel und ein kältender Regen begann niederzusinken.

Fürst Alexis achtete nicht auf denselben, er ritt hin und her auf dem etwa vierzig Fuß breiten Damm zwischen dem Salzsee und dem offenen Meer, um der Erste der Bewohner des Landes zu seyn, welcher den neuen Ankömmlingen seine Huldigung darbrachte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mormonen.

(Fortsetzung.)

Der Platz für den neuen Sitz des Heiligenreiches war, wie schon bemerkt, passendst gewählt, in Bezug auf Boden, Luft, Lebensbedürfnisse, Abgeschlossenheit und die Möglichkeit künftiger Verbindungswege nach allen Seiten hin. Hier dachten sie nun ihre Theodemokratie fest zu gründen, bald die erforderliche Menschenzahl (60.000) zu haben um den United States von Nordamerika als selbstständiger Staat, unter dem Namen Deseret, d. i. auf neuägyptisch: „die Honigbiene", sich anzuschließen, einstweilen als Territorium ihnen angehörend. Es ging auch Alles gut; die benachbarten Rothhäute wurden in Zaum gehalten; ein verheerender Heuschreckenschwarm, gegen den man sich lange vergeblich wehrte, wurde endlich von den Vögeln, die auf das Gebet der Armen plötzlich herbeikamen, vertilgt; das „Goldfieber", das unter ihnen selbst ausbrach und die Ansiedlung zu entvölkern drohte, ward durch die klugen Häupter bald beruhigt und nur einige Hundert liefen in ihrer Hitze nach Kalifornien fort. Die Kolonisirung der Gegend machte reißende Fortschritte; die Hauptstadt wuchs zusehends, bekam eine Universität, vier Schulen für Kinder beider Geschlechter; man fühlte sich so stark, daß man nach allen Landen der Erde Missionäre aussendete mit der Ladung, nach dem verheißenen Lande zu kommen und wenigstens zu schauen, wenn nicht da zu bleiben.

Es mußte natürlich nun auch das Verhältniß zu der Union und deren Regierung festgestellt werden. Deßhalb wurde eine Territorialverfassung entworfen. Die Regierung zu Washington verwarf den neuägyptischen Namen Deseret, wollte den bisherigen, Utah, beibehalten wissen; sie beschränkte auch die von den Mormonen beanspruchten und bis an den stillen Ozean reichenden Gränzen des neuen Territoriums; sie setzte eine Territorialbehörde von sieben Personen ein, unter denen Brigham Young als Gouverneur und noch drei Mormonen waren. Dieß geschah im Jahre 1850. Daß eine Regierungsbehörde, die zu einem Theile aus so phantastischen, anspruchsvollen, ausschließlichen „Heiligen" und zum andern Theile aus nüchternen, eine

ganz andere Praxis gewohnten und für recht haltenden, ebenfalls selbstbewußten und kraft der Unionsregierung dastehenden Yankee's bestand, Bestand nicht haben konnte, das war voraus zu sehen. Der Prophet, der zugleich Gouverneur, wirthschaftete mit den Einkünften des Gebietes mehr nach seiner Propheteneingebung, als nach seiner Gouverneursaufgabe; die beiden von Washington angekommenen Richter hatten nichts zu thun, indem die Bischöfe die Streitigkeiten vor ihr Forum zogen; ja sie hatten sogar ihren Aerger, indem die bischöflichen Urtheilssprüche öfters ganz anders fielen, als es bei ihnen, den Vertretern des Landrechtes, gewesen seyn würden. Die aus Washington gekommenen Beamten sahen sich daher als überflüssig an, mußten auch hören, daß die „Heiligen" sie so ansahen, und verließen den Heiligenstaat, indem sie sich so unheimlich fühlten. Die Stellen der abgereisten „Heiden" wurden durch Gläubige ersetzt und so wurden ihre etwaigen Dienste nicht vermißt.

(Fortsetzung folgt.)

Erstes Treffen zwischen den Truppen der Vereinigten Staaten und den Mormonen.

Die Allg. Ztg. bringt folgenden Bericht: Hauptquartier der Utah-Armee. Lager des Obersten Scot an der Blacks Gabelung des Greenflusses, 20. Februar. Gefecht bei Eco Cannians am 15. Febr. zwischen den Truppen der Vereinigten Staaten und den Mormonen. Gestern Morgen 7 Uhr traf hier im Lager ein Kurier von Eco Cannians ein. Das erste Dragoner-Regiment, so wie die erste leichte Batterie erhielten sogleich Marschbefehl, und um 9 Uhr traten diese Truppentheile auf der Straße nach dem Salzsee ihren Eilmarsch gegen Eco Cannians an. Eco Cannians ist ein Engpaß von etwa 40 Meilen von hier auf der Salzseestraße gelegen, zieht sich in nordwestlicher Richtung bis auf etwa 20 Meilen von der Salzseestadt heran, ist 12 Meilen lang und durchschnittlich nur ein Wagengeleise breit; er wird durch zwei fast senkrecht sich abdachende Felsengehänge gebildet. Der Eingang des Defilee's ist durch zwei Redouten gedeckt, die seit 2. Dezember v. J. von dem ersten Volontär-Regiment der Vereinigten Staaten besetzt sind. Heute Mittag 2 Uhr traf ein Wagen mit Verwundeten von Eco Cannians ein und berichtete Folgendes: „Am 15. Febr. Morgens zwischen 7 und 8 Uhr sah sich die Besatzung der Redouten von zwei Seiten in Front und Rücken angegriffen. Der Kommandeur des Postens, Oberstlieutenant Reichenau (ein Deutscher, ehemals herzoglich nassauischer Offizier, später Kapitän in der englischen Fremdenlegion) entsandte sogleich 4 Kompagnien unter Kommando von Kapitän Megree in den Rücken, während er selbst mit den übrigen 4 Kompagnien die Werke besetzt hielt. Das Gewehrfeuer von beiden Seiten der beherrschenden Berge wurde der Besatzung der Werke verderblich und konnte von der Besatzung nicht mit Erfolg erwidert werden. Um 9 Uhr hörte man Kleingewehrfeuer im Rücken. Kapitän Megree hatte das Gefecht aufgenommen und bat gleichzeitig um weitere Unterstützung. Ohne diesem Wunsche Folge zu leisten, verließ der Kommandeur mit Hinterlassung einer Kompagnie als Besatzung die Schanzen und suchte die eine (englische) Meile vor der Front liegende Schlucht zu erreichen, um von dieser gedeckt die links liegende Anhöhe zu gewinnen und so den Feind in Flanke und Rücken angreifen zu können. Der in großer Schnelle ausgeführte Plan gelang vollständig. Um 12 Uhr war die fast senkrecht sich abdachende Anhöhe von unsern Truppen, ihren jungen heldenmüthigen Anführer an der Spitze, erstürmt und der Feind nach sehr kurzem Gefecht auf diesem Punkt gänzlich in die Flucht geschlagen. Kapitän Megree mit den im Rücken operirenden vier Kompagnien hatte bis jetzt noch keine Entscheidung im Gefecht bewerkstelligen können, sondern war von den weit überlegenen feindlichen Streitkräften bis auf 1½ Meile von den Redouten zurückgedrängt worden. Der aus Mormonentruppen und Utah-Indianern bestehende Feind war auf diesem Punkt mit Maulthieren beritten und hatte sich eine halbe Meile von Kapitän Megree's Position hinter zusammengewehten Schneehaufen aufgestellt. Oberstlieutenant Reichenau, hiervon benachrichtigt, ließ eine halbe Kompagnie auf der Anhöhe als Beobachtungskorps zurück, sandte dann 1 Kompagnie als Verstärkung der Redouten und die übrigen 1½ Kompagnien dem Kapitän Megree entgegen. Um halb 2 Uhr Nachmittags erreichte er ihn, gerade in dem Augenblick, als die Mormonen eine Wiederaufnahme des Gefechts vorbereiteten. Der Feind wurde auf diesem Punkt erst nach zweimaligem Angriff der Truppen zurückgeschlagen. Die sehr strenge Kälte machte unsere Mannschaft zu fernerem Feuern unfähig. Das Volontär-Regiment war um halb 4 Uhr in die Redouten zurückgedrängt, und man vermuthete, der Kommandeur habe zur Sprengung der Mine schon Vorkehrung getroffen, als plötzlich in Rücken und Flanken des Feindes Schüsse fielen. Die auf der Anhöhe postirte halbe Kompagnie unter Lieutenant Lovell (einem Deutschen) hatte eine Umgehung gemacht. Der Kommandeur, im Augenblick den Zusammenhang ahnend, richtete einige aufmunternde Worte an das Regiment, entreißt dem Junker die Fahne,

mit erneuertem Muth fällt das ganze Regiment seinem Kommandeur folgend aus und unternimmt den dritten Angriff. Dieß war ein Bajonettangriff. Der Feind, in Front und Rücken gepackt, wich und floh in ungeordneten Haufen nach verschiedenen Richtungen. Das Regiment erbeutete 24 Gefangene und 56 Maulthiere. Der Verlust auf unserer Seite ist an Todten 1 Offizier und 16 Mann, an Verwundeten 4 Offiziere und 32 Mann. Oberstlieutenant Reichenau ist selbst durch einen Pfeil im linken Oberarm verwundet. Ueber den Verlust des Feindes hört man nichts, doch soll er nicht unbeträchtlich seyn.

Mannigfaltigkeiten.

— [Eine unmenschliche Mutter.] Vor dem Bezirksgerichte Amberg wurde letzter Tage ein Fall verhandelt, der auf alle Anwesenden den erschütterndsten Eindruck machte. Auf der Anklagebank befand sich Marg. Hereth, led. Taglöhnerin von Sulzbürg, welche des Verbrechens der Körperverletzung mit nachgefolgtem Tode, begangen an ihrem Sohne Heinrich Hereth, beschuldigt ist. Aus der Voruntersuchung und der öffentlichen Verhandlung entnehmen wir Folgendes: Margar. Hereth gesteht zu, daß sie ihren zweitgebornen außerehelichen Sohn Heinrich, der nach ihrer Erklärung boshaft, eigensinnig und unreinlich gewesen, oftmals gezüchtiget habe, jedoch nur mit der Hand, mit der Ruthe, einem Stöckchen oder auch einem Kochlöffel, nie aber übermäßig; die Striemen aber, welche man an den Füßen des genannten Kindes Heinrich wahrnahm, der am 13. Dezember 1857 gestorben, rührten von ihrer Züchtigung her; auch die Brandflecken an den Zehen ihres Sohnes Heinrich kämen vom Froste her, jedoch habe sie jedesmal, wenn sie aus ihrer Wohnung fortgegangen, die Stube geheizt. Die in der Voruntersuchung und auch bei der öffentlichen Verhandlung wiederholt vernommenen Zeugen sagten fast übereinstimmend aus, daß Margar. Hereth ihres genannten Knaben Heinrich überdrüssig gewesen zu seyn schien, weil sie für denselben keine Alimente erhalten konnte, und daß Margar. Hereth wie sie selbst oft erzählte, diesen Buben nicht habe leiden können. Aus diesem Grunde habe der Knabe Heinrich von seiner Mutter oft harte Mißhandlungen erlitten. In der Hereth'schen Wohnstube hörten die Zeugen den gedachten Knaben von seiner Mutter öfter auf den Kopf, auf die Wangen und die Hände schlagen, so daß Heinrich Hereth oft blaue und rothe Flecken und offene Wunden und Risse hatte; unter anderen Verletzungen bemerkten die Zeugen auch, daß dem armen Knaben die kleine Zehe am linken Fuße fehlte, welche weggefroren war, und daß derselbe ein Loch in seiner Ferse hatte, welche beide Wunden nicht verbunden waren. Beinahe täglich früh 6 Uhr habe sich Margar. Hereth aus ihrer Wohnung entfernt, ihre zwei Kinder, Heinrich und Leonhard, eingesperrt und sey dieselbe erst Mittags nach Hause gekommen, wo sie dann ihren Knaben Heinrich ohne allen Grund schlug. Der Knabe Heinrich habe oft seinen jüngern Bruder Leonhard den ganzen Tag über wiegen müssen; und wenn der Erstere manchmal aus Ermattung eingeschlafen und vor der Wiege auf dem Fußboden gelegen gewesen, habe ihn seine Mutter in die Höhe gerissen und dessen Kopf und Hände auf die Wiege gestoßen. Wenn Margar. Hereth von Leuten wegen der unbarmherzigen Behandlung ihres Knaben Heinrich zur Rede gestellt wurde, habe sie immer geantwortet, sie könne ihre Kinder ziehen, wie sie wolle und es gehe dieß Niemanden etwas an. Der 3½jährige Knabe habe so hungern müssen, daß er oft nur kalte Kartoffel bekam. Auf Grund dieser Zeugenaussage und anderer bei der öffentlichen Verhandlung thatsächlicher Erhebungen wurde nun Margar. Hereth wegen Verbrechens der Körperverletzung mit nachgefolgtem Tode durch Urtheil des Amberger k. Bezirksgerichtes zur 8jährigen Arbeitshausstrafe verurtheilt.

Räthsel.

Marie saß in ihrem Garten,
Den heimlich Geliebten zu erwarten;
Vor Ungeduld ihre Wangen glühten,
Sie war im 2 mit Rosenblüthen
Begriffen, und der lose 1
Trieb mit ihrem Reifrocke sein 2.
Ach bringe, sprach sie, lieber
Zum Liebchen diesen Kuß hinüber;
Wo mag er nur so lange bleiben,
Er wird doch 2 nicht mit mir treiben?
Die 1te weiß er gut zu machen,
Wird mich am End' gar aus noch lachen.
Doch nein, da seh' ich freudbeglommen
Sein 1 2 schon in Sprüngen kommen.

K . . . .

Auflösung der Charade in Nro. 102:

Pathetisch.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 110 Samstag, 8. Mai 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Schon bald nach sieben Uhr Morgens war das erste französische Boot mit etwa zehn Mann von einem Linienschiff abgestoßen und landete ganz ruhig an einer steilen Stelle des rothen Küstendammes, der von der Brandung selbst gebildet ist. Fürst Alexis konnte von dem Standpunkte, den er sich gewählt, das Aussteigen und Emporklimmen der Leute beobachten, da er aber keinen Offizier von Bedeutung unter ihnen bemerkte, so wollte er sich ihnen nicht nähern und beobachtete ihr Thun mit gespannter Aufmerksamkeit.

Sie beugten sich nieder und gruben mit Eifer, als ob sie ein Grab ausschaufelten, aber schon nach wenigen Augenblicken erhob sich ein Flaggenstock an der Stelle, die Trikolore schwebte daran empor und der Ruf: Vive l'Empereur! schallte durch die herbstliche stille Luft bis herüber zu dem zitternden Beobachter.

So hatte denn Frankreich Besitz genommen von dem Lande, das Jahrhunderte lang seine Väter beherrscht hatten, und Fürst Moroschin, der letzte Abkömmling der tartarischen Fürsten, begrüßte die französische Flagge als eine Hoffnung auf Erneuerung seiner Souveränetät.

Auch die Damen sahen von einer geschützten Stelle der Ausschiffung der Truppen zu, die den ganzen Tag, ja bis tief in die Nacht hinein unter strömendem Regen fortdauerte.

Das erste gelandete französische Regiment schickte Vedetten nach dem Innern aus und allmählig, wie ein Fächer sich öffnet, verbreiteten sich Tirailleurs über das ebene Stoppelfeld, das mit blühendem Lavendel, Eberreis, Quendel und tausend andern duftigen Kräutern bedeckt, den Anblick eines bunt gestickten Teppichs gewährte.

Während die Ausschiffung vor sich ging, hatte Fürst Moroschin sich ein wenig an den eigentlichen Schauplatz derselben nach einem nahen Hügel zurückgezogen, dorthin folgten ihm drei seiner Leibeigenen auf kleinen Steppenpferden, denen er am Morgen den Befehl zurückgelassen, ihn aufzusuchen.

In ihrer Begleitung näherte er sich dem Lagerplatze der Engländer, entschlossen, sich und seine Besitzungen sogleich zur Disposition des edlen Lords Raglan zu stellen.

An der äußersten Linie des Platzes, den die aufgestellten englischen Truppen einnahmen, ging ein Mann in Zivilkleidern eifrig auf und nieder, gleichsam um sich bei dem kühlen Regen ein wenig warm zu erhalten und als der Fürst mit seinen Begleitern an ihm vorüberritt, rief er ihm in englischer Sprache einige Worte zu, die Alexis anfangs nicht verstand. Er kehrte also um, ritt auf den Spaziergänger zu und hielt höflich grüßend sein Pferd vor ihm an.

„Das muß ich gestehen," sagte der Fremde in englischer Sprache, „die Ureinwohner dieser Gegend sind jetzt wenigstens keine kimmerischen Barbaren; mein Herr, wenn Sie irgend eine christliche Sprache verstehen, so sagen Sie mir, wo und wie ich in diesem gesegneten Lande mir zu einer Flasche Wein verhelfen kann. Ich bin durchfroren bis auf die Knochen, durchnäßt bis auf die Haut und hungriger als es mir bei dem gänzlichen Mangel an allem Eßbaren lieb seyn kann. Diese Soldaten haben in ihren Tornistern Brod, Reis und Fleisch, ich glaube sogar ein wenig Rum, ich aber habe nichts von dem Allen, denn ich bin ein Mensch, der den Frieden liebt. Ich arbeitete freiwillig als Gehülfe bei der Maschine dort auf dem großen Schraubendampfer, auf dem nächst dem Admiralschiffe, und habe mir nichts anders als Lohn für meine Mühen ausbedungen als die Erlaubniß, hier Alles ordentlich mit ansehen und überall, wo es mir selbst Spaß macht, vortreten zu dürfen."

„Wenn Sie Ihre Truppen verlassen können und wollen," entgegnete der Fürst in seinem besten Englisch, „so wird es mir eine Ehre und Freude seyn, Sie auf meinem kaum tausend Schritte von hier entfernten Landsitz zu bewillkommen. Mein Name ist Alexis Moroschin."

Er hatte dieses mit einigem Stolze ausgesprochen, fest überzeugt, daß dem Engländer der Name

des letzten Nachkommen Dschingis-Kahns durchaus nicht unbekannt seyn könne, hierin aber hatte er sich jedenfalls geirrt.

Auch der Engländer richtete sich empor, machte seine Verbeugung und sagte:

„Meine Name ist Tom Smith!“ und war fest überzeugt, daß dem so ziemlich zivilisirten Manne der Name des Erfinders eines neuen Dampfventils nicht fremd seyn könne; aber auch das war ein Irrthum. Prinz Alexis kannte so wenig die neuesten Erfindungen im Gebiete der Mechanik in ihrem Detail als Tom Smith die Spezialgeschichte der taurischen Halbinsel, ihrer entthronten Herrscher und Bewohner.

Er trabte indeß mit eiligen Schritten neben dem stattlichen Rosse des Prinzen her, fand sich bald mit ihm auf einem Wege, der um einen terraisirten Hügel führte und dann im Angesicht des prächtigen Schlosses Solotoi und des ihn umgebenden Gartens und Weingeländes und stand endlich in dem glänzenden Besuchzimmer, der schönen Herrin und ihrer Freundin nicht ohne einige Verlegenheit gegenüber.

Hermione sprach nicht englisch, was Prinz Alexis seinem Gaste mittheilte, um ihm die stumme Verbeugung seiner Gattin zu erklären.

„Thut mir leid, mich mit der Dame nicht unterhalten zu können,“ entgegnete der Gast. „Ich spreche sonst fast alle Sprachen von Europa so ziemlich wenigstens, nur russisch denke ich erst hier zu erlernen; anders als mit einigen zwanzigtausend Mann hinter mir, hätte ich das gesegnete Land nicht betreten mögen, ich habe so meine eigenen Gedanken über die Knute und über Sibirien.“

„Meine Gemahlin spricht deutsch,“ sagte Fürst Alexis in dieser Sprache.

„Nun, das freut mich von Herzen!“ rief Tom Smith mit so bemerkbar westpreußischem Dialekt, daß ein leises Lächeln sich über das Gesicht der Räthin stahl und sie nicht umhin konnte, zu bemerken:

„Sie haben sich wohl eine Zeitlang in E. aufgehalten mein Herr?“

„Lange Zeit, Mylady, fast sechs Jahre, und ich habe mich, abgesehen von der Ehre, dieser glorreichen Expedition nach der taurischen Halbinsel eigentlich nur angeschlossen, um hier eine Bekanntschaft zu erneuern, die ich in E. zu machen Gelegenheit hatte.“

„In der That?“ sagte die Räthin lächelnd, „auch ich und Ihro Durchlaucht sind lange in E. gewesen; aber keine von uns ist wohl so glücklich, zu Ihren nähern Bekannten zu gehören?“

„Kann mich wenigstens nicht erinnern, die Damen gesehen zu haben,“ entgegnete er, „meine Freundin ist keine vornehme Dame, sondern die Gattin eines reichen karaitischen Juweliers, Herrn Lemuel Sidreh, in Eupatoria, oder, wie man hier sagt, Koslow. Ich lernte die würdige Frau in E. kennen, wo sie meine Nachbarin war, ein so schönes braves Mädchen, als man nur eins in der Welt finden kann. Sie ist mit ihrem reichen Gatten in diese Gegend gezogen und ich hoffe ihr einige Dienste leisten zu können. Ich habe nämlich meine Stellung auf dem Dampfer quittirt und begleite die Expediton wohin sie sich auch wenden möge.“

„Der Juwelier Lemuel Sidereh ist mir bekannt, seine Werkstätte in Koslow ist unzweifelhaft dort die bedeutendste, und in meinem Hause sind einige ausgezeichnet schöne Silbergeräthe von seiner Arbeit,“ sagte Prinz Alexis. „Ich werde Sie sobald als möglich dorthin bringen und hoffe von Ihrer Güte, daß Sie mich in Ihrem Lager einführen und wo möglich meine Vorstellung bei Mylord Raglan oder Sr. Hoheit vermitteln. Schon habe ich meinen Leuten befohlen, Ihren Truppen so viel grünes Gemüse, Trauben, Schlachtvieh, Wasser und Wein zuzuführen, als nur irgend auf meinem Grund und Boden zu finden ist. „Das Wasser wird jedenfalls den Ihrigen besonders nothwendig werden, denn nach der Seite hin, wo Ihre Truppen bivouakiren, fließt meilenweit kein Bach oder Strom und Alles stehende Wasser, was sich etwa vorfindet, ist salzig und ungenießbar.“

„Der Teufel auch!“ rief Mr. Smith, „kein ordentliches Wasser? Das ist eine fatale Sache, so viel Tausend Menschen und die armen Pferde überdieß. Ein schönes Land, dieß Taurien, wo man das trinkbare Wasser kaufen muß wie anderswo den Wein.“

„Der Orient ist überhaupt ärmer an Wasser als der Occident, mein Herr,“ meinte Madame Wender. „Ueberall, wo ich im Orient gereist, habe ich diesen traurigen Mangel bemerkt und es mag derselbe wohl auch der Grund von der Verehrung seyn, welche die Völker des Ostens vor Quellen und Brunnen an den Tag legen.“

„Sie sind viel gereist, Mylady, und kennen den Orient bereits?“ fragte der Engländer.

„Ich liebe das Neue und den Wechsel,“ sagte Anna, „mich fesselt keine Pflicht an einen bestimmten Ort.“

„Da gehören wir zusammen, Mylady, ich bin auch ein Zugvogel; aber ich vergaß im Namen meiner Landsleute und Kameraden diesem werthen Herrn meinen Dank auszusprechen für seine guten Gesinnungen gegen uns. In der That, ich hätte nicht geglaubt, daß vornehme Russen so gastfrei und zuvorkommend gegen uns seyn würden.“

„Ich bin kein Russe, mein Herr,“ entgegnete der Prinz, „ich bin von Geburt das Haupt und der Führer der nogaischen Tataren, der uralten Beherrscher dieser Gegend und hoffe durch Vermitte-

lung Ihrer Landsleute recht bald wieder ein Verbündeter Abdul Medschid's, des erhabenen Padischah, zu werden."

„Ah so, ah so!" erwiderte Tom Smith, „da hat mich also das Geschick zu unserm natürlichen Freunde und Verbündeten geführt. Ein Glück, das ich wahrhaftig nicht erwartete, als ich hungrig und durstig Ew. Durchlaucht vorbeireiten sah."

„Es ist wenigstens gesorgt, daß Sie, mein Herr, hier Erquickung und die Mittel zur Befriedigung Ihrer Bedürfnisse finden können," sagte Hermione und öffnete die Thür des Speisezimmers, wo unterdeß angerichtet war und eine Mahlzeit den Mechaniker empfing, wie sie von seinen im Regen auf sandiger Düne kampirenden Landsleuten keinem Einzigen zu Theil wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mormonen.

(Fortsetzung.)

Aber in Washington, was wird man da sagen zu dieser Verachtung dieser Unionsregierung, und was wird man da thun, den verachteten Maßregeln bei den wunderlichen „Heiligen," die doch nun einmal auf dem Grund und Boden der Union und unter dem Schutze derselben wohnten, Geltung zu verschaffen? Diese Frage machte das Oberhaupt der Mormonen und seine Beiräthe etwas ängstlich. Einem Konflikte mit der Regierung in Washington dachte man am ersten damit vorzubeugen, daß man die größere Selbständigkeit eines „Staates" erlangte, und so bot man Alles auf, den Zuzug nach Deseret zu beschleunigen, damit man nur baldigst die 60,000 Bewohner aufweisen könne. Missionäre wurden nach allen Richtungen ausgeschickt; diese beschrieben das Land als ein Land, „wo Milch und Honig fließt"; sie verkündeten, daß in demselben der Grund und Boden für Spottpreis, auch auf Borg zu haben, jede weibliche Person einen Mann finde, Reisegeld, wem das fehlte, werde aus dem „ewigen Wohlthätigkeitsschatze" dargereicht; zu Liverpool und England wurde unter Leitung eines Apostels ein Auswanderungsbureau eingerichtet, in den Unionsstaaten wurden auf der Linie, in welcher der Zuzug zu erwarten, an vielen Stellen für die Zuzügler Stationen gegründet, auf denen sie Pflege und Unterstützung fanden. Damals kamen auch Emissäre des Mormonenpropheten nach Deutschland, machten jedoch keine Geschäfte. In Hamburg gründete der eine, Taylor, 1851 eine Zeitschrift, „Zions Panier", aber nur vier Numern erschienen; der 1852 an seiner Stelle nachgekommene Daniel Cairn verließ die Stadt schnell wieder; die Gesandtschaft, welche 1854 nach Berlin kam, um vom Könige Friedrich Wilhelm IV., den man thörichter Weise sich geneigt wähnte, eine Adresse zu überbringen, wurde an den Thoren gleich zur Umkehr verwiesen. In England dagegen glückte es den Emissären mit ihren Verheißungen und mit ihren Bekehrungen.

Neujerusalem nahm fortwährend zu und gewann mehr und mehr an lieblichem Ansehen, so wie an gemächlichen und nützlichen Einrichtungen. Außer der Hauptstadt entstanden und vergrößerten sich andere Ansiedelungen im Uthathale: Ogdencity (Brownsville) nördlich von Neujerusalem, südlich davon eine Stadt am Fuße der Tipanogebirge, und Manti, dann Paroan (Eisenstadt) im Thale des kleinen Salzsees, eine im Tuillathale und eine Menge Farmen im Petethale. Die Universität, welche in weit umfassenderem Sinne, als bei uns, das Menschenwissen und Menschengeschick betreiben, auch Landwirthe, Bergleute, Ingenieure, Landmesser, kurz allerlei Berufsleute bilden will, verspricht die Wissenschaft mittels Wegschaffung aller Irrthümer und mittels Aufdeckung von allerlei Geheimnissen in ganz andere Gestalt und anderen Gang zu bringen, nicht jedoch, wie ersichtlich, zu einer „Umkehr" auf einen früher innegehaltenen Standpunkt, was der Professor Dr. Stahl in Berlin so entschieden angerathen und prognostizirt hat, sondern zu einem Saltomortale nach vorwärts auf ein noch nie betretenes Neuland. Dieser Universität, auf welcher auch „die altsächsischen und altceltischen Klassiker" gelesen werden sollen, reiht sich auch „eine Schule zur Bildung von Familienhäuptern" an, was allerdings schon um der Proselyten willen, welche doch ganz andere Gewohnheiten mitbringen, als in dem Heiligenstaate und in dessen Häuslichkeiten herrschen, nothwendig seyn mag, aber auch abgesehen davon einen nicht üblen Gedanken enthält. An die Einrichtung eines Museums wurde ebenfalls gedacht; die Einwanderer wurden veranlaßt, Schriften, namentlich über Erziehung, Kunstwerke, Instrumente aller Art mitzubringen; man hatte also im Sinne, die Bildung der „Heidenwelt" vollständig sich auszubeuten, obwohl man sich selbst bewußt war, im Reiche des Wissens ganz neue Entdeckungen zu machen. Welches der ökonomische Stand der merkwürdigen Ansiedlung war, läßt sich am besten daraus abnehmen, daß im Jahr 1852, als man ein Armenhaus anlegen und natürlich wissen wollte, auf wie viele Insassen dasselbe ungefähr einzurichten wäre, unter den 30,000 Ansiedlern des 50 deutsche Meilen langen Landstriches nur zwei sich meldeten, welche Anspruch auf die Begünstigung machten. Dieser ökonomische Zustand läßt auf eine

ungemeine Rührigkeit der Ansiedler in Benutzung des Bodens und Verwerthung seiner Erzeugnisse, so wie zugleich auf eine überaus fördernde Verwaltung von Seiten der Regierung zurückschließen, und das um so mehr, da die Ansiedler kein Vermögen mitgebracht, im Gegentheil zum größten Theile entblößt von Allem angekommen waren, viele erst seit Monaten sich eingefunden hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Humoristische Sprachbilder.

I.

Richtet nicht!

Wie schwer wird uns Deutschen die Befolgung dieser Mahnung, uns, die wir so Vieles zu richten haben.

Wir richten unser Augenmerk auf Alles, was uns interessirt; das Geschütz nach dem Ziele, das Steuerruder nach dem Kompaß, die Uhr nach der Sonne, die Segel nach dem Winde, den Lauf nach den Gestirnen, und die Soldaten, obgleich sie keine Engel sind, werden auf ihre Flügel gerichtet.

Koch und Köchin richten die Speisen — böse Menschen, Feinde, wilde Thiere, Krieg, Wind, Sturm, Feuer und Wasser richten Schaden an.

Menschen und Thiere werden zu Kunststücken ab- und manchmal dabei übel zugerichtet.

Wir richten den gesunkenen Muth, das Schaffot, den Schiffsmast, so wie Verträge und Freundschaften auf und es fragt sich, ob Letztere immer aufrichtig sind. Gefallene und Kranke sind froh, wenn sie sich aufrichten können.

Das Material zur Arbeit richten wir zu und errichten Gebäude, Testamente, Monumente und Regimenter.

Verrenkte Glieder, Haushaltungen, Fabriken und Bibliotheken richten wir ein; Grüße und Empfehlungen richten wir aus. Der Eine meint, mit Höflichkeit, der andere mit Grobheit könne man Vieles, die Meisten aber meinen mit Geld — könne man Alles ausrichten.

Wir entrichten Schulden, Steuern und Abgaben und wenn wir sterben der Natur den Tribut. Was noch so haltbar vorgerichtet war, muß mit der Zeit nachgerichtet werden.

Der Delinquent wird zu seinem letzten Gange her- und dann hingerichtet und der Scharfrichter fragt: Habe ich recht gerichtet?

Wir unterrichten uns und Andere das ganze Leben lang, um das richtig zu thun, was wir zu verrichten haben, und oft wird mehr berichtet, als was aus- und eine, her und ver-, und vor- und zugerichtet wurde. Daraus entstehen dann Nachrichten, nach denen sich aber nicht zu richten ist.

Das Schlimmste aber bei unserm vielen Richten ist, daß wir so oft vorschnell richten, die Richtung verlieren, und unter einander aus- und so gerne nach Andern Leuten richten!

F. A.

Mannigfaltigkeiten.

In dem französischen Städtchen Cavaillon befindet sich zur Zeit wohl der größte Omnibus Europa's. Derselbe kann 50 — 60 Frauenzimmer in zwei amphitheatralisch angebrachten Sitzreihen fassen. Ein großer Fabrikant in Cavaillon beschäftigt in seinem Seidengeschäfte 80 Frauen und Mädchen, die früher Samstags Abends nach ihren Heimathsdörfern oft 5—20 Kilometres in der Umgegend gingen und Sonntags Nachts schwer ermüdet nach der Fabrik zurückkehrten. Zu beiderseitigem Vortheile hat der Fabrikherr jetzt diesen Riesen-Omnibus bauen lassen, der jeden Sonntag in aller Frühe Arbeiterinnen, so viel er fassen kann, mit vier starken Pferden nach den umliegenden Dorfschaften befördert und am selben Abend wieder abholt.

Ein grüner Storch wurde vor einigen Tagen auf der Domäne Pardubitz geschossen. Er war etwas größer und stärker als der gewöhnliche Storch, war am Hals und am Kopfe herrlich grasgrün, die Flügel waren dunkler und schillerten in das Schwarze. Er war schon durch mehrere Jahre an den Teichen der Domäne Pardubitz zu bemerken und es gelang erst heuer, denselben zu erlegen. Er wird dem schon sehr bedeutenden ornithologischen Privatkabinet des Fürsten Max von Fürstenberg einverleibt.

Der König von Siam wünscht preußische Musiker zur Bildung seiner Musikkorps anzuwerben; er bietet einen Jahrgehalt von 4000 Piaster und freie Reise; doch hat sich noch kein Musiker bereit finden lassen, letztere anzutreten. Auch aus Moskau sind Agenten augenblicklich in Berlin anwesend, um musikalische Kräfte für die kaiserlichen Kapellen in St. Petersburg und Moskau zu gewinnen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Mailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 111 Montag, 10. Mai 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Gutes Essen und guter Wein machen das Herz froh und lösen die Zunge. Tom Smith wurde während der Mahlzeit mit jeder Minute heiterer und gesprächiger und Hermione verstand es, mit einer ihr sonst ungewöhnlichen Schlauheit, das Gespräch immer auf E., dessen Lage, Bewohner und Umgegend zu lenken, und als Madame Wender, welche die Absicht ihrer Freundin, etwas von ihren Kindern zu hören, sehr bald erkannte, sie darin unterstützte, erzählte Tom Schmith von der reizenden Lage der kleinen gewerbfleißigen Stadt, von ihren Fabriken und Manufakturen, von dem lebendigen Strome und den schönen tiefgrünen Wäldern, mit einem wenig englischen Enthusiasmus.

„Ich muß da noch irgendwo in einem meiner Taschenbücher eine niedliche Zeichnung von Vogelsang haben," sagte er endlich, in allen Tiefen der unzählbaren Taschen seiner Reisekleidung forschend, wo er denn endlich ein Büchelchen fand, das verschiedene kleine saubere Zeichnungen auf Strohpapier enthielt, die er wie ein Spiel Karten auf einen Tisch legte und eine nach der Andern davon abnahm und betrachtete. „Nein, das ist es nicht," sagte er, „das ist Rahel's Wohnstube und das ist des lieben Jungen kleines Zimmerchen und das ist der Hofraum mit der Weide, ah, und hier mein Alerd, der arme treue Hund, der mich mit dem herzigen Jungen bekannt machte. Ah, hier, hier das ist E.; sehen Sie, meine Damen, Vogelsang bei E., nach der Natur gezeichnet von Eduard Bergenau."

„Von wem?" fragte Hermione mit zitternder Stimme und eine brennende Röthe verbreitete sich über ihr schönes Gesicht und überrieselte Nacken und Schultern.

„Von einem der besten, talentvollsten, herrlichsten Jungen," sagte Mr. Smith, „von Einem, der den Kampf mit dem Geschick so muthig und siegreich besteht, daß auch ältere Menschen sich an ihm ein Beispiel nehmen können, und wenn ich sage, von meinem Schüler und Gehülfen, so meine ich damit nicht, daß ich ihm eben hätte viel lehren können. Er heißt Eduard Bergenau und wird einmal der größte Mathematiker und Architekt seiner Zeit werden."

Prinz Alexis hatte, als er den Namen seines Stiefsohns vernahm, begleitet mit so vielem Lobe, einen festen und kalten Blick auf seine Gattin geworfen. Die bebende Hermione beachtete denselben aber nicht, sie nahm die Zeichnung in ihre zitternde Hand, schob auch die Andern vor sich hin und betrachtete mit Gefühlen, die nur eine Mutter errathen kann, die Arbeiten ihres talentvollen Sohnes.

Da war ihre kleine reinliche Wohnstube mit dem alten Sopha und ihr kleiner Nähtisch, da war der Hof und ihrer Gertrud liebe Weide, da waren Plätzchen von den Neustädter Wiesen, wo ihre Kinder unter ihrer Aufsicht gespielt hatten.

Eine Feenhand schien den Spiegel der Erinnerung vor das Auge der reichen Frau zu halten und ihr die Plätze, an denen sie im Verein mit ihren Lieben das stille heilige Glück in Armuth genossen, gerade in dem Moment vor Augen zu führen, wo sie, die Plagen des Reichthums in den ehrgeizigen Bestrebungen ihres Gatten am bittersten empfand. Thräne um Thräne rann leise über ihre Wangen und in der tiefsten Tiefe ihrer Seele fühlte sie, daß das Glück nur in der Familienliebe liegt, und daß dieß kostbare Kleinod sich leichter bewahrt in der niedern beschränkten Hütte, als im Palast des Reichthums.

O, wie gern hätte sie alle ihre Brillanten, ihre Sammetroben, ihre Silbergeräthe, ihre kostbaren Equipagen hingegeben für diese einfachen Erinnerungsblätter aus den Händen ihres fleißigen und talentvollen Sohnes.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Prinz Alexis Moroschin hatte sich dem britischen und französischen Befehlshaber vorgestellt

und war mit vieler Artigkeit von ihnen empfangen worden.

Das Schloß Solotoi war einige Stunden lang von englischen, französischen und türkischen Offizieren stark besucht worden.

Das Gold des Prinzen, seine Vorräthe, seine Leibeigenen, seine eigene Person standen zur Verfügung der Verbündeten und mit höchstem Enthusiasmus schloß er sich mit einem Gefolge von Dienern und Pferden dem vorrückenden Zuge derselben an.

Während noch am ersten Abend von Tom Smith's Anwesenheit auf Solotoi der Prinz alle Schritte that, um zu Lord Raglan zu gelangen, hatte Hermione unter tausend Thränen Madame Wender bestimmt, mit ihr den Engländer in seinem Zimmer aufzusuchen.

Tom Smith saß dort wie gewöhnlich über mathematischen Berechnungen und erstaunte nicht wenig, in der Abenddämmerung die beiden schönen Damen bei sich eintreten zu sehen.

Er hatte so Manches von der leichten Entzündbarkeit der Frauen des Orients erzählen gehört und obgleich er eine Zipfelmütze auf dem etwas kahlen Haupte trug, obgleich seine Beine ziemlich die Form eines X hatten und seine Nase ein wenig im Schimmer des Pontac-Karfunkels glänzte, so war er doch in dem Augenblick, als das Rauschen der seidenen Gewänder in sein Ohr tönte, gar nicht abgeneigt zu glauben, daß seine europäische Liebenswürdigkeit den Grund dieses Besuchs abgebe.

Er sprang von der purpurrothen Ottomane eiligst auf, seine schönen Gäste zum Sitzen nöthigend, warf die unästethische Mütze in den Winkel und versuchte, so gut es gehen wollte, den Gentlemen zu spielen, indem er sagte:

„Ich bin sehr glücklich, allzuglücklich, die schönen Damen, meine Wirthin, bei mir zu empfangen."

Hermione hatte keinen Sinn für die komische Galanterie ihres Gastes. Ihre Gedanke waren bei ihrem fernen Knaben, den der Mann kannte, der da vor ihr stand; von dem er so Gutes gesprochen hatte, dessen Arbeiten er bei sich trug.

„Lieber Herr," sagte sie mit ihrem schönen weichen, süddeutschen Organe, „ich komme zu Ihnen als eine Bittende."

„Befehlen Sie, Mylady," entgegnete der Engländer eifrig.

„Wohl denn! Sie haben uns gestern einige Zeichnungen vorgelegt, Gegenden vorstellend, in denen ich lange meine Heimath hatte. Einige dieser Zeichnungen, die ich mir aussuchen möchte, zu besitzen, würde mich weit glücklicher machen, als ich Ihnen mit Worten ausdrücken kann. Würden Sie so großmüthig seyn, mir dieselben zu überlassen, zu schenken, gegen irgend einen Gegenstand aus meinem Besitzthum zu vertauschen? Es wäre nicht eine bloße Gefälligkeit, die Sie mir erwiesen, es wäre eine große, große Wohlthat, für die ich Ihnen mein Lebenlang dankbar seyn würde."

„Mylady," sagte der Engländer, „Sie stellen eine Forderung an mich, die ich jedem Menschen auf der Welt ausschlagen würde, indeß, um Ihnen zu beweisen, daß — kurz sie stehen Ihnen zu Diensten, suchen Sie sich diejenigen aus, die Sie zu besitzen wünschen."

„Gott lohne es Ihnen, mein Herr," entgegnete Hermione, „gestatten Sie mir aber die Wahl in meinem Zimmer zu treffen, es liegt mir unendlich viel daran, alle diese schönen Blätter in der Einsamkeit und Stille zu betrachten."

Tom Smith legte mit einigem Widerstreben die Arbeiten seines vielgeliebten Schülers in die Hände einer Unbekannten, indeß that er es doch, und Hermione eilte, um in der Nacht und Stille sich den Erinnerungen an ihre Kinder und ihre Vergangenheit hinzugeben.

Da beim Anblick der kleinen zierlichen Bilder, die seltsam genug noch den eigenthümlichen Geruch ihrer frühern Heimath, diesen Duft von Rosen, Quendel und Nelkenblättern an sich trugen, den Hermione so wohl kannte, stiegen die Erinnerungen an das entflohene Glück der Heimath, mit einer Klarheit, mit einem Schmelz vor ihrer Seele auf, daß die unglückliche Frau das Gefühl in seiner ganzen Schwere kennen lernte, das Gefühl, das seit Eva jedes fehlende Weib empfunden — aus dem Paradiese verstoßen zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das germanische Museum in Nürnberg

haben wir durch den hiesigen Agenten desselben, Herrn Generalkonsul Franz Dessauer, umfangreiche Druckschriften mitgetheilt erhalten, aus denen wir hier die wichtigsten Notizen zusammenstellen, sowohl in der Absicht, auch unsrerseits möglichst zur Förderung dieses schönen Unternehmens beizutragen, als in der Ueberzeugung, daß unsere Leser gerne den erfreulichen Fortgang desselben vernehmen werden.

Der vierte Jahresbericht, bis Ende 1857 gehend, meldet als größten und wichtigsten Fortschritt die Erwerbung eines eignen stattlichen Lokals für das Museum. Die alte Karthause nämlich hat man theils vom Staate sehr billig gekauft, theils vom Stadtmagistrate zu Nürnberg zum Geschenke erhal-

ten, und die verfallenen Theile des Gebäudes soweit hergestellt, daß die ganze Anstalt mit ihren Sammlungen, Wohnungen, Arbeits- und Versammlungszimmern u. s. w. zweckmäßig darin untergebracht ist, so wie aus andern, in der Ausbesserung begriffenen Theilen noch herrliche Räume für den sicher zu hoffenden großartigen Zuwachs hervorgehen werden. — Die Schätze an wissenschaftlichen und Kunstgegenständen sind bedeutend angewachsen: Die Bibliothek enthält bereits 25,000 Bände; das Archiv 12,000 Urkunden und Aktenbände, die Münz- und Medaillensammlung 4500 Stück, Siegel und Wappen 9000 Stück, Gemälde und Miniaturen 1800 Stück, Handzeichnungen, Kupferstiche und Holzschnitte 3700 Blätter der vorzüglichsten Meister, historische Abbildungen, Karten und Bildnisse 6200 Blätter, Bildhauer- und Schnitzwerke in Original und Abgüssen 600 Stück, Waffen, Kriegs-, Kirchen- und Hausgeräth 3000 Stück. Zu diesen im Ganzen 66,500 Stücken, die sehr viel Vortreffliches und Werthvolles enthalten, kommen nun noch Verzeichnisse dessen, was von gleichen, für die Gesammtkunde deutscher Vorzeit wichtigen Gegenständen sich überall sonst in der Welt befindet, welche Uebersichten jetzt auf 360,000 Blätter gediehen sind und bereits vielfach von Gelehrten und Behörden in Anspruch genommen werden, um Auskunft und Nachweisungen aller Art zu geben.

Der erste Vorstand und Hauptleiter des Ganzen ist bekanntlich Hr. Dr. Freiherr von und zu Aufseß in Nürnberg, der zweite Vorstand Herr Dr. Beeg eben daselbst. Das Verzeichniß der übrigen Angestellten umfaßt, die Diener und Fremdenführer nicht gerechnet, etwa dreißig Namen, die aber großentheils mehrere Fächer zugleich zu besorgen haben; es gehören dazu auch Künstler, wie z. B. ein Gypsbildner, Wappenmaler, Holzschneider, Gemäldehersteller u. s. w. Es ist wirklich erstaunenswerth, wie Vieles und Großes geleistet worden ist, in so kurzer Zeit nämlich und mit den geringen Mitteln, über welche die Anstalt zu gebieten hat. Diese Mittel fließen nun allerdings aus fast allen Ländern zusammen, wo deutsche Sprache geredet und deutsche Wissenschaft geehrt wird; sie haben sich auch das letzte Jahr im Vergleich zum schwachen Anfange ansehnlich gehoben, allein im Vergleich zu dem, was erstrebt wird, sind sie immerhin noch ärmlich zu nennen. Abgesehen von den Geschenken an Büchern, Urkunden, Bildern u. dgl. stellen sich die jährlichen Beiträge zu Ende 1857 in runder Zahl auf 11,000 Gulden, die Geldgeschenke für einmal auf 6500, das Aktienkapital auf 5075, der durch Zuschlag der Zinsen wachsende Stiftungsfond auf 1500 Gulden. Dagegen wurde für den Ankauf der Karthause 15,000 Gulden verausgabt, für die Herstellung eine Schuld von 17,000 Gulden aufgenommen, und wird letztere noch bedeutende Summen in Anspruch nehmen.

Es ist demnach fortwährende Thätigkeit der in allen Ländern gewonnenen Agenten, jetzt 160 an der Zahl, vonnöthen, um nur erst Daseyn, Bedeutung und Zweck des germanischen Museums zur allgemeinen Kunde zu bringen und dadurch zu fortgesetzter und vermehrter thätlicher Theilnahme überall zu ermuntern. Zu diesem Ende haben die genannten Herren Vorstände an diese sämmtlichen Agenten die nöthigen Berichte und Ansprachen übersandt, um durch Vertheilung derselben so wie mündlich jede gewünschte Auskunft zu geben, auch besondere Einzeichnungslisten umherzusenden, in welche nach Belieben einmalige oder jährliche Beiträge — auch unter einem Gulden werden angenommen — oder auch Betheiligung durch Aktien zu 100 Gulden dargeboten werden mögen. Solche Aktien, Geldgeschenke über 25 Gulden und Jahresbeiträge über 1 Gulden geben Anspruch auf eine Ehrenkarte zu stets freiem Eintritte in die Sammlungen des Museums und bei der Jahreskonferenz. Wir sind von Seiten des geehrten hiesigen Agenten ermächtigt zu versichern, daß derselbe jederzeit mit Vergnügen bereit ist, sowohl nähere Auskunft über das ganze vaterländische Unternehmen zu ertheilen als Beisteuern und Geschenke jeder Art in Empfang zu nehmen und einzuliefern; auch diejenigen Herren, an welche obige Einzeichnungslisten versandt worden, zu bitten, daß sie wiederum in ihrem Kreise sich bemühen, für die Sache rege Theilnahme zu erwecken. Möge sich so recht bald die in der Ansprache des Vorstandes ausgesprochene Hoffnung verwirklichen, daß bald kein Fleck auf deutscher Erde mehr sey, wo einst der Aufruf für dieses Ehrendenkmal deutscher Geisteseinheit und Bildung eine thatkräftige Erwiderung gefunden!

Humoristische Sprachbilder.

II.

Gehen und Laufen.

Wie sehr auch das Fahren in neuester Zeit zur Mode geworden, so haben Gehen und Laufen ihre Geltung noch nicht eingebüßt.

Das Kind lernt erst gehen, wenn es schon laufen kann und im Alter vergeht einem das Laufen. Wie gehts? ist stets die alte Frage, auf die selten eine wahre Antwort erfolgt. Oft möchte man erwidern: Was geht das dich an? Laß mich laufen und gehe du deine Wege.

Hat Einer sein Auskommen, dann geht's an;

der Wohlhabende läßt sich nichts abgehen und der Reiche kann etwas aufgehen, ja er kann es sogar laufen lassen.

Die Jahre vergehen, die Zeit verläuft und wenn die Uhr abgelaufen ist, dann geht sie nicht mehr.

Wir gehen auf und ab, aus und ein, bei und zu, durch und davon, über und unter, vor und zurück, um und entgegen.

„Eile mit Weile!“ heißt nichts anders als: Laufe nicht, so lange du noch gehen kannst!

Der Freier geht ab, wenn er angelaufen ist, und der Lügner läßt Alle blau anlaufen.

Das leck Schiff läuft Gefahr unterzugehen, und der Soldat, der zum Feinde übergeht, ist ein Ueberläufer.

Genäßte Tücher und Stoffe gehen und laufen ein, eine Menge Dinge gehen verloren oder zu Grunde, der Schuß geht los, Feuer an und aus und das Gerücht geht um.

Kapitalien gehen und laufen ein; der Prozeß geht durch die Instanzen, die Kosten erlaufen und das Geld geht fort.

Die Geschäfte gehen. Wenns uns nicht nach dem Kopf oder gar das Geld ausgeht, dann läuft uns die Galle über und wir möchten davonlaufen. Wir gehen betteln, freien, essen, schlafen, unter die Soldaten und zu Rathe. Die Noth geht an den Mann, die Musik aus den Tönen, das Zimmer nach der Straße und der Fluß mit Eis.

Sonne und Gestirne laufen, die Gebirge laufen nach den Himmels-Gegenden, und die Ströme ins Meer. Die Lichter laufen ab, der Teig geht und läuft über und die Geschwulzt läuft auf. Wir werden übergangen und überlaufen, oft von Hergelaufenen angegangen und haben bei schlechten Schuldnern das Nachlaufen.

So ist der Welt Lauf. Alles läuft auf eins hinaus: Wir gehen den Weg alles Fleisches und wohl dem, den es bei dem Gedanken an diesen Hang nicht mit Schauder überläuft!

H. A.

Kunst und Literatur.

Die Typographisch-literarisch-artistische Anstalt von L. Zamarski, C. Dittmarsch und Komp. in Wien hat so eben den ersten Band des Prachtwerkes: Prinz Eugen von Savoyen, nach handschriftlichen Quellen von Alfred Arneth — erscheinen lassen. Durch die Munifizenz Sr. k. k. apostolischen Majestät wurden dem Herrn Verfasser, der sich schon durch die Lebensbeschreibung des vaterländischen Helden Guido von Starhemberg einen ehrenvollen Ruf erworben, die geheimen Archive eröffnet, und somit bietet das vorliegende Werk die erste wahrheitsgetreue und aktenmäßige Geschichtsdarstellung des „edlen Ritters“. Durch die beigegebenen gelungenen Stahlstichporträts und Schlachtpläne gewinnt dieß literarische Unternehmen noch mehr an Interesse, und somit verfehlen wir nicht die Aufmerksamkeit jedes Geschichtsfreundes auf dasselbe zu lenken. Die Ausstattung ist so prachtvoll, daß dieses Werk den schönsten Erzeugnissen der österr. Presse beigezählt werden kann; der Preis fl. 5 per Band sehr mäßig. Der zweite und dritte Band sollen im Lauf 1858 unfehlbar erscheinen.

Mannigfaltigkeiten.

Bayern zählte im Jahre 1857 auf einem Flächenraum von 1434¼ Quadratmeilen 4,541,556 Einwohner in 230 Städten, 392 Marktflecken und 22,280 Dörfern und Weilern und 21,584 einzelnen Höfen und Einöden, mit 275 Landgerichten (wozu noch die 12 Landkommissariate der Rheinpfalz kommen), 216 Rentämtern, 74 Forstämtern und 582 Revierämtern (darunter 57 Kommunal-Reviere). — Der Kreis Unterfranken und Aschaffenburg zählt in Bezug auf seinen Flächenraum 162,317 □ Meilen, 589,076 Bewohner, 44 Städte, 37 Marktflecken, 1149 Dörfer und Weiler, 942 Einöden und Höfe, 44 Landgerichte, 34 Rentämter, 11 Forstämter und 93 Revierämter mit 23 Kommunal-Revieren.

Am 23. Febr. 1852 wurde in Frankreich ein Preis von 50,000 Frks. für den Erfinder der nützlichsten Anwendung der Volta'schen Säule ausgesetzt. Nach einem im französischen Gesetzblatt veröffentlichten Dekrete vom 10. April bleibt dieser für weitere 5 Jahre offen.

Die Isaakskirche in Petersburg, an der 32 Jahre gebaut wurde und die ungeheure Summen verschlang, bei der Gold, Marmor, Malachit, und Jaspis verschwenderisch verwandt wurden und die Wandgemälde von Brulow, Bruni, Neff, Bassin und Steuben hat, ist jetzt vollständig fertig, und die Einweihung wird in Kurzem unter Mitwirkung von 900 Sängern erfolgen. Die Kirche faßt 6000 Menschen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 112 Dienstag, 11. Mai 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Im vergoldeten Zimmer ihres Palastes, umgeben von aller Pracht des orientalischen Luxus, saß Hermione heiß weinend vor den Bildern ihrer frühern armen Wohnung und bat Gott, sie nicht sterben zu lassen, bevor sie noch einmal, ein einzigesmal nur noch geruht hätte an dem Ort, an den sich jetzt alle glücklichen Erinnerungen ihres Lebens zu knüpfen schienen.

Fürst Alexis verließ mit Tom Smith zugleich das Schloß Solotoi. Alexis blieb im englischen Lager, fest entschlossen, die Beschwerden und Gefahren eines Krieges zu theilen, von dem er die Erfüllung seiner Wünsche hoffte.

Hermione und Madame Wender blieben auf Solotoi zurück. Das Schloß und die Gegend waren jetzt nicht so einsam wie früher. Die englische und französische Flotte auf der Höhe von Eupatoria (Koslow) kreuzend, entsendete so manchmal einzelne Offiziere und Matrosen, die als Gäste den stillen Aufenthalt der Damen belebten. Ja, es erschienen hin und wieder auch kleine Truppenabtheilungen, die von Europa kommend, hier landeten, um sich den streitenden Heeren anzuschließen.

Die Gegend war beunruhigt. Fürst Moroschin wünschte, daß seine Gemahlin ihren Aufenthalt wenigstens einige Zeit in dem nahen Koslow nehmen möge.

Madame Wender hatte ihre eigenen Gründe, diesen Wunsch zu theilen, und so ward denn eine stattliche, dem Prinzen zugehörige Wohnung in Koslow für die Damen hergerichtet.

Die Städte der Krim, obgleich unter russischer Oberherrschaft stehend, tragen fast Alle noch ihren eigenthümlichen orientalischen Charakter zur Schau.

Eupatoria ist ein Ort, der in seinen schmalen Gassen, seinen bedeckten Bazaren, den weißen Häusern, deren Fenster in einen innern Hof gehen, während sie der Straße lange, ununterbrochene Mauern zukehren, den Stempel muselmänanischer Lebensart ganz besonders an sich trägt. Nur einzelne, vornehmen Russen oder deutschen Kaufleuten angehörige Gebäude sind von europäischer Bauart. Die Wohnung, welche Hermione mit ihrer Freundin bezog, gehörte dazu nicht. Sie war ein Privatbesitzthum, von Dwelet Moroschin's Vater, dem Bruder des unglücklichen Khan Sahin Ghyrei, und zu einer Zeit erbaut, als die Tataren noch die Krim beherrschten.

Hermione und Frau Wender bezogen die Zimmer, die noch in jenem großen Gebäude den Namen Harem führten, und die fast klösterliche Einsamkeit legte ihren Schleier um ihr ganzes Daseyn.

Madame Wender hätte recht gern sich aufgemacht, um an einem andern Ort ihr Nomadenzelt aufzuschlagen. Einmal aber hielt Hermionens Zustand, die ihrer Nähe und ihres Trostes gar sehr bedürftig war, dann aber auch der Wunsch sie zurück, eine Angelegenheit zu vermitteln, mit der sie sich schon längere Zeit sehr ernstlich beschäftigte.

Anna Wender hatte in ihrer kurzen Ehe keine Kinder gehabt. Es schien ihre Bestimmung zu seyn, das Leben allein zu tragen und zu genießen, und doch hatte auch diese Frau die Sehnsucht, liebend zu sorgen für dankbare Herzen, die vertrauend zu ihr, wie zu einer sichtbaren Gottheit aufschauen.

So hatte sie denn mehr als ein Kind, das ohne sie im Elend des Lebens verkommen wäre, aufgenommen, es verständigen Händen übergeben, und dafür gesorgt, daß es zu einem nützlichen und denkenden Menschen erzogen werde. Für alle diese Kinder hatte sie ein warmes und herzliches Interesse; das liebste von denselben war ihr aber jenes junge Mädchen, Dorchen, das sie mit schwerem Herzen an die Mutter, die kranke Sängerin Madame Laubach-Heimfeld, abgetreten.

Sie hatte das wohlgerathene Kind aus dem tiefsten Verderben gerettet, es ganz eigentlich aus dem Abgrunde der Gesellschaft emporgezogen, sie hatte das lebhafte Mädchen stets um sich behalten, belehrt, gescholten, gehätschelt, auf tausendfache Art erfreut und endlich, für sie mehr als für jedes andere Kind, dem sie bloß mit ihrem Gelde Gutes

gethan, jene süße Regungen der Liebe empfunden, welche das heiligste Glück im weiblichen Leben, ein holdes Räthsel der Natur und die erste Bedingung alles Daseyns ist, wir nennen sie Mutterliebe; aber es ist nicht immer nöthig, daß das Band der Natur zwischen Mutter und Kind sie bedingt.

Mutterliebe in ihrer süßesten Reinheit fühlt auch die Jungfrau, die mit treuem Fleiß, milder Nachsicht, mit heiligem Ernste Kinder erzog, die ihrem Schooße nicht entsprossen; Mutterliebe fühlt nicht selten die Gattin für die Kinder ihres Gatten, die sie zwar nicht geboren, denen sie aber in Liebe für den Geliebten alles Gute erwiesen. Das Wort Stiefmutter ist mit großem Unrecht geschmäht. Sehr oft ist die Stiefmutter eine zweite Mutter, sie wird es immer seyn, wenn sie von Anfang sich in Treue bemüht, jede mütterliche Pflicht an den ihr anvertrauten Kindern zu erfüllen. Aus treu erfüllten Pflichten wächst im Leben jedes guten Menschen eine schöne erhabene Liebe hervor, die Liebe, die Gott besiehlt, und die der höchste Lohn für die Opfer ist, welche das Herz der Pflicht bringen muß, bevor es zu seinem Glück gelangt.

Madame Wender liebte das junge Mädchen, das sie erzogen, mit mütterlicher Innigkeit. Sie wußte, daß Dorchen ihre Mutter verloren, daß die Sorge für die Zukunft ihres Stiefbruders auf ihr lag und daß sie schwer arbeiten mußte, um sich und ihn selbstständig zu erhalten.

Es wäre der reichen Frau ein Leichtes gewesen, die Existenz der beiden Kinder sicher zu stellen, aber sie hatte die Idee, daß die Jugend sich am besten und günstigsten entwickele unter dem Einflusse von Sorgen und Arbeiten, unter den Kämpfen und Freuden der Thätigkeit, und so ließ sie denn Dorchen sich ihre Bahn selbst brechen, aber ihr Herz und ihre Gedanken begleiteten ihren Pflegling liebevoll.

Dorchens Vater lebte noch, der ehemalige Schauspieler Laubach. Madame Wender wußte dieß, sie hatte diesen Mann in früheren Jahren wohl gekannt, und war ihm später nicht selten auf ihrem Lebenswege begegnet.

Laubach war ein seltsamer, geistvoller, kenntnißreicher Mensch. In seiner Jugend hatte er aus tiefer Vorliebe zu Naturwissenschaften die Apothekerkunst gelernt, dieses Geschäft aber verlassen und mit seiner wundervollen Stimme eine Zeit lang Furore auf dem Theater gemacht. Später beschäftigte er sich mit Anfertigung von allerlei chemischen Präparaten und trieb, um sich nothdürftig zu ernähren, einen kleinen Handel mit solchen Dingen.

Man hatte zuletzt in Rußland von ihm gehört und in Kiew hatte er als Aufseher in einer kaiserlichen Fabrik vor einigen Jahren ein kleines Vermögen gesammelt. Seit seiner Enfernung von dort wußte man nichts mehr von ihm.

Anna Wender hegte die Ueberzeugung, daß es diesem Manne ein hohes Glück gewähren würde, seine schöne und gute Tochter aufzufinden, und so bemühte sie sich denn schon seit längerer Zeit damit, ihn an allen den Orten aufzusuchen, wo er auf seinem Wanderleben einmal Rast gemacht.

Ueberall, wo sie nach ihm forschte, war er gewesen, und überall fand sie Spuren seiner rüstigen Wirksamkeit. Bald hatte er einer fast eingehenden Fabrik, durch seinen Rath und seine Einsicht neuen Umschwung gegeben, bald einem Handwerker eine Lehre ertheilt, deren praktische Anwendung dem Mann ungemeinen Nutzen gebracht. Mancherlei Geschichten wurden der Forscherin von dem wunderlichen Manne erzählt, aber in Allen lag eine unverkennbare Herzensgüte, ein gewisser neckischer Humor. Es that ihr in der Seele leid, daß sie die Bekanntschaft mit ihm nicht erneuern, ihm nicht durch den Besitz einer wohlgerathenen Tochter ein unerwartetes Glück bereiten konnte.

Auch in Eupatoria forschte Anna Wender unter der Hand nach dem deutschen Balsamverkäufer und war nicht wenig erstaunt, zu erfahren, daß eine Persönlichkeit, die sehr gut zu ihrer Beschreibung paßte, sich seit einiger Zeit dort aufhielt und in der Werkstatt eines reichen Juweliers beschäftigt sey. Der Name des Letztern, Lemuel Sidreh, war ihr nicht fremd, Mr. Smith hatte von ihm und seiner Gattin gesprochen und es ward ihr nicht schwer, die Prinzessin zu bestimmen, mit ihr das Haus des Erstern zu besuchen, um sich zu überzeugen, ob der dort lebende Mann Derjenige sey, den sie nun schon seit längerer Zeit gesucht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mormonen.

(Fortsetzung.)

So ging im Innern des Mormonenstaates Alles ganz nach Wunsche; aber das Verhältniß zur Unionsregierung, das doch zum Bestehen desselben nothwendig ein brüderliches seyn muß, wurde immer gespannter, wie aus den Zeitungen bekannt, und jetzt steht ein Exekutionsheer drohend an der Gränze des Teritoriums, dessen Befehlshaber Oberst Johnston neue Verstärkungen und auch wohl neue Befehle von Washington erwartet, während die Führer der „Heiligen" ihre Legion gesammelt haben, zur Vertheidigung gerüstet sind und die Aufforderungen des Unionsfeldherrn mit allerlei Zusagen

und Nichtzusagen, Anerbietungen und Ausweichungen, je nach der erhaltenen „Eingebung“ beantworten. Ob es zu einer blutigen Entscheidung oder zu einer diplomatischen Ausgleichung dießmal kommen wird, läßt sich aus der Ferne nicht ermessen, dürfte auch denen, welche die Zustände und die handelnden Personen mit eigenen Augen seiner Zeit betrachtet haben, nicht leicht zu errathen seyn.

Uns aber drängt sich die Frage nach der Zukunft der Mormonentheokratie überhaupt auf, abgesehen von deren Konflikte mit der Unionsregierung, und zugleich noch eine andere, die nämlich, wie es möglich gewesen, daß diese Theokratie entstanden und so gediehen ist, indem sie jetzt eine halbe Million Gläubige auf dem ganzen Erdboden zählt. Ueber beide Fragen noch einige Worte.

Wie konnte die Fiktion von einer aus der Erde durch Engelhand hervorgeschaffte „goldene Bibel,“ welche da Jahrtausende gelegen; wie die in derselben erhaltene fabelhafte Erzählung von dem Volke Israel und was Alles darum und daran hängt; wie die Behauptung eines Smith, daß er Eingebung vom höchsten Wesen habe und Engelbesuche erhalte; wie konnte das Alles bei so vielen Tausenden alsbald Glauben finden, daß sie sich aufmachten und dem Phantome nachliefen? Es geschah das auf dem Boden Nordamerika's zuerst, und auf dem ist Vieles möglich, was wir uns in Europa nicht träumen lassen. In Nordamerika werden die Menschen von der Religion, indem sie abseiten des Staates gänzlich freigelassen ist, lebhafter beschäftigt, sie wird bei ihnen viel mehr persönliche Angelegenheit, wie die zahllose Menge von Sekten zeigt, und da wirft sich die Aufmerksamkeit auch auf das Unglaubliche mit Heftigkeit und Beharrlichkeit, so daß es im Hin- und Herbedenken Vielen bald auch glaublich wird. In Nordamerika besteht die Bevölkerung zu einem großen Theile aus Menschen, die in Unzufriedenheit mit den Verhältnissen ihre Heimath verlassen, in der neuen Welt aber das gehoffte Glück keineswegs gefunden haben und nun mißmuthig, sehnsüchtig ihre Tage hinleben; aus Menschen mit abenteuerlichem Sinne, der bei jeder neuen Gelegenheit wieder rege wird; aus Menschen, die nicht viele Verstandesschärfe und Schulzucht, Kenntnisse vom Höheren besitzen, und daher zur Kritik nicht sehr fähig sind. Wird solchen Leuten eine Aussicht eröffnet, ihr Leben besser zu gestalten, da sind sie rasch bei der Hand, da schließen sie sich auch dem an, der sich als Menschenretter noch nicht bewährt hat, sie haben ja nichts bei ihm zu verlieren, versuchen aber läßt sich's doch; da kommen sie leicht zu dem Gedanken, die neue Lehre sey doch am Ende die bessere für's Leben, indem sie ja bei ihrer bisherigen Lehre ein so unbefriedigtes Daseyn geführt; und wenn sie auch der Lehre nicht gerade wirklich zufallen, sie versuchen es doch mit deren Apostel, der seine Gemeinschaft so beglückend darstellt, und was ihnen bei derselben etwa Unbequemes in die Augen fällt, das denken sie sich selbst schon so oder so vom Halse halten zu können. Die Mormonen-Apostel versprachen ja das beste Erdenloos und ihre Meisterschaft im Propagandemachen bewiesen sie damit, daß sie gleich Anfangs ein eigenes Gebiet in Anspruch nahmen, auf dem sie ihren Proselyten ein sicheres Auskommen und ein gemächliches Daseyn verschaffen könnten, wozu freilich in jenem Erdtheile Grund und Boden leicht zu finden war. In Nordamerika ferner ist eine Menge von Menschen bei der Abgelegenheit ihrer Wohnstätte, bei der Einsamkeit ihres Arbeitens auf Flur, im Walde, auf dem Wasser, bei dem wenigstens eine erste längere Zeit andauernden Ringen mit der noch ungezähmten Natur und dem Eindruck, den sie auf die Ankömmlinge macht, zu religiöser Beharrlichkeit und religiösem Sinne sehr angeregt und unterstützt. Fehlt ihnen nun, wie das bei der Mehrzahl der Fall, die Uebung im geordneten Denken, die Klarheit und Sicherheit in den richtigen religiösen Grundvorstellungen, so kommen sie selbst sehr leicht auf allerlei phantastische Ansichten und nehmen solche, wenn sie ihnen von Anderen mit geläufiger Zunge und zuversichtlichem Tone verkündet werden, schnell an. Es ist ja bekannt, wie, um ein erläuterndes Beispiel anzuführen, unter den ganze Tage für sich im Einsamen vegetirenden Hirten gar viele Apokalyptiker sich finden und auch in unserm Deutschland. Was aber die Geläufigkeit der Zunge und den allzuversichtlichen Ton anlangt, darauf, so lauten alle Nachrichten, verstanden und verstehen sich die Mormonen-Apostel sehr gut in den betreffenden Kreisen; wo sie mit wirklich Gebildeten zusammentreffen, da freilich, wird erzählt, beobachten sie das Schweigen des Weisen, um nicht erfolglos die Zeit und Mühe zu verlieren.

Nach diesen Andeutungen wird es weniger auffällig erscheinen, daß Joseph Smith, der Prophet der letzten Weltperiode, so bald und so viel Anhang in seinem Vaterlande finden konnte. Aber in Europa, daß er da auch ganze Schwärme von Zuzüglern zusammenbrachte, wie war das möglich? Im Allgemeinen kamen ihm hier wohl dieselben Umstände zu Hülfe. Unter der Landbevölkerung von Wales und der in den Manufakturdistrikten Englands, woher die großen Kontingente ihm zuzogen, fehlt es nach allen Berichten gar sehr an Geistesentwickelung, um wirre Dogmen als wirr, fabelhafte Erzählungen als fabelhaft, vorgebliche Offenbarungen als vorgeblich zu erkennen. Unzufriedene gibt es ja in Europa allenthalben in Menge und wird denen der Weg nach Amerika, wohin ja,

als nach dem Neulande des leichten Erwerbs, des raschen Reichwerdens, der gemächlichen Faulheit, die Augen schon so gerichtet sind, gebahnt durch Auswanderungs-Bureaux, durch Schiffsbesorgung, durch Ueberfahrtsbezahlung, da bedenken sie sich nicht lange. Die neue Lehre müssen sie ja nicht gerade annehmen; es wird ihnen nur mehr gewährt, wenn sie sie annehmen; und warum sollen sie sie am Ende nicht annehmen; die Apostel derselben sind ja auch ganz brauchbare, zuthunliche, gefällige Leute, glauben ja auch an die Bibel, nur verstehen sie sie etwas anders, vielleicht sogar besser, glauben auch an den dreieinigen Gott, nur wissen sie mehr von ihm zu sagen, vielleicht haben sie sogar Recht damit. So denken diese Leute, und das letzte Ergebniß ist, daß sie der lockenden Einladung folgen und zu den Mormonen ziehen.

(Schluß folgt.)

Humoristische Sprachbilder.

III.

Halten.

„Halt!
Und Regimenter fesselt das starre Kommando,
Lautlos steht die Schlacht!"

Schiller.

Halt! ist der stärkste Imperativ für alles Irdische. Halt ist der Wendepunkt zum Rückschritt.

Schon blitzt das Richtschwert, da tönt das Wort und verleihet Leben, dort schreckt es den Reisenden und droht ihm aus Räubers Mund mit Tod und Verlust. Menschen erkennen den drohenden Ruf im Walten des Schicksals. Nur die Natur geht ruhig fördernd oder riesig stürmend ihren erschaffenden oder zerstörenden Gang, ihr gilt das hemmende Wort nicht. Der Deutsche aber liebt die Unterhaltung und hat viel mit halt und halten zu thun.

Wir beurtheilen die Geisteswerke nach ihrem Inhalte, rühmen uns guter Haltung, wählen uns einen Aufenthalt, suchen Anhaltspunkte und streben nach gutem Gehalte.

Wir halten einander zum Guten an und können uns wünschen, einen schönen Landstrich zu haben, auf welchem an zweihunderttausend Anhalter wohnen.

Wir rühmen zu erhalten, was wir nicht haben und suchen das, was wir haben, zu erhalten. Wir halten Reden und Hochzeiten, halten uns über Andere auf, gegenseitig hin und einander vor und dennoch die Wahrheit zurück, werden auch zuweilen ungehalten.

Prüfet Alles und das Beste behaltet! Haltet aus in Geduld, vom Bösen ab und den Freunden zu!

Wenn wir gut Haushalten, nicht überall mit, sondern hübsch Fuß beim Maaß, dem Unvermeidlichen würdevoll still-, zu rechter Zeit reinen Mund und stets endlich unser Versprechen halten, dann können wir, nach meinem Dafürhalten, uns lange halten.

Deß wolle Gott walten!

E. U.

Mannigfaltigkeiten.

Die Zeitungen bringen aus Duisburg, Neuwied, Koblenz, Düsseldorf, Elberfeld, Dortmund, Nordhausen, Aschersleben, Halle, Erfurt, Bernburg, Dessau Berichte über eine schauerliche Windsbraut, die am 29. April, ungeheure Staubmassen mit sich führend, auf kurze Zeit alles in Dunkelheit versetzte, und zum Theil sehr schlimme Verheerungen anrichtete. Angstvoll, als ob der jüngste Tag käme, flüchteten die Menschen. Interessante Details gibt eine Mittheilung der Magd. Ztg. aus Aschersleben. „Ich befand mich," schreibt der Korrespondent, „am 29. Nachmittags 4 Uhr 28 Minuten im Postwagen auf der Straße zwischen Bernburg und Aschersleben, und zwar in der Nähe der Zuckerfabrik Zernitz, als ich bei ganz stiller Luft und halbbedecktem Himmel gegen Süden, rechts vom Dorf Aderstedt und dem Anschein nach kaum eine Viertelstunde entfernt, eine imposante Wolkenmasse von dunkelbrauner Farbe sich entwickeln sah, welche von der Erde aufsteigend, sich mit einem noch dunkleren Gewölk am Himmel in beträchtlicher Höhe vereinigte. Mit jedem Augenblick wurde das Phänomen dunkler und drohender, der Postillon stieg vom Bock und hielt seine Pferde an; es war dieß jedoch kaum geschehen, als der Postwagen plötzlich von einer dichten Wolke Erde und Sand, ja selbst mit erbsengroßen Steinen überschüttet, von einem furchtbaren Sturm zur Seite geschoben und beinahe umgestürzt wurde. Die Dunkelheit war etwa eine Minute lang eine vollkommen nächtliche, die ganze Erscheinung jedoch in drei Minuten vorüber; der Wind blieb bei gelindem Regen noch etwa eine Viertelstunde ziemlich heftig, während der Himmel sich aufklärte und den schönsten Sonnenschein zeigte."

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 113 Mittwoch, 12. Mai 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Hermione hatte in Koslow nicht wie sonst immer, seit sie Fürstin Moroschin war, eine Equipage zu ihrem Befehl. Man fährt wenig in den Städten der Krim, die engen Straßen gestatten dieß nicht, und überdieß hatte Prinz Alexis alle seine Pferde und Wagen unter der Hand den Engländern zu Gebote gestellt und diese, die bei der Ausschiffung manches edle Thier verloren, machten umfassenden Gebrauch von der Freundschaft des tatarischen Prinzen. Der Sitte der Gegend gemäß hüllten also die beiden Damen sich in ihre Schleier und gingen in der Abenddämmerung in das Haus Lemuel Sidreh's.

Ein jüdischer Diener empfing sie und führte sie in das Zimmer, wo sein Herr vornehmen Besuch anzunehmen pflegte. Das Gemach war eine wunderliche, aber nicht unschöne Mischung des europäischen und orientalischen Geschmacks. Ursprünglich zur Wohnung eines Muselmannes erbaut, war es mit blauen weißen Fließen ausgelegt, die in einen Stern zusammenliefen, aus dessen Mittelpunkt ein Wasserstrahl lustig emporstieg, um, in tausend glänzende Perlen zerstäubend, zurück in ein kleines Marmorbecken zu fallen, aus dem er mit leisem Rauschen in eine Rinne abfloß, deren Ende sich in einer Gruppe herrlicher Orangen, Myrthen und Rosenbäumen verlor, welche eine Ecke des Zimmers in einen blühenden Garten verwandelten. Möbel von französischer Arbeit in sehr gutem Geschmack, gaben dem Zimmer einen Anstrich von Behaglichkeit, die Glasschränke gefüllt mit den kostbarsten und geschmackvollsten Geräthen von Silber und Gold, mit zierlichen offenstehenden Etuis, die auf farbigem Sammet gebettet, den strahlendsten Schmuck und Edelsteine aller Farben enthielten, verliehen dem Zimmer einen beinahe feenhaften Glanz. Der jüdische Diener rollte Sessel vor einen kostbaren türkischen Teppich, damit die Kälte des Steinbodens den Damen nicht beschwerlich falle und entfernte sich, seinen Herrn zu rufen, der in wenigen Momenten erschien.

Herr Lemuel Sidreh trug hier in seinem Hause die Tracht seiner Glaubensgenossen, den seidenen Kaftan und die enganliegende Hose. Unter dem Käppchen von schwarzer Seide quollen die silberweißen Locken in reichster Fülle hervor, und beschatteten leicht sein gütiges Gesicht, dem fünfundsechzig Jahre zwar den Glanz der Jugend, aber nicht die edle, rein menschliche Schönheit genommen hatten.

Sein Diener hatte ihm die Namen seiner Gäste genannt und seine dunklen Augen flogen rasch von einer der Damen zur andern, um die Fürstin Moroschin zu erkennen. Das ward ihm nicht schwer! Hermionens Sohn war seiner Mutter in jedem Gesichtszuge, in Haltung und Bewegung so ähnlich, daß er auf der Straße, an jedem Ort der Welt die schöne blonde Frau mit den saphirklaren Augen, als die Mutter des Jünglings erkannt hätte, der ihm damals so lebhaftes Interesse eingeflößt.

„Womit kann ich Ew. Durchlaucht dienen?" fragte der Juwelier im reinsten wohlaccentuirten Deutsch.

Anna Wender antwortete für ihre Freundin, deren Augen an einem Spiegel hingen, aus welchem ihr das Bild einer schönen jungen Frau entgegenstrahlte, die in einem Nebenzimmer saß, und ohne aufzusehen in einem Foliobuche schrieb.

„Mein Herr," sagte die Räthin, „wir sind für dießmal nicht gekommen, um zu kaufen, sondern wir wünschen, besonders ich, von Ihnen zu erfahren, ob sich in Ihrem Geschäfte ein Mann befindet, der aus Oesterreich stammend, fast die ganze Welt bereist und in Kiew der galvanoplastischen Fabrik vorgestanden hat. Dieser Mann heißt eigentlich Laubach, hat aber bei seinem abenteuerlichen Leben auch andere Namen geführt, ist Apotheker und gelehrter Chemiker und war auch eine Zeit lang Opernsänger. Ich suche ihn schon seit längerer Zeit, da ich ihn in der Jugend gekannt habe und jetzt im Stande wäre, ihm eine erfreuliche Nachricht mitzutheilen."

Herr Lemuel Sidreh hatte mit etwas verlegenem Gesichte dieser Rede gelauscht und sagte endlich:

„Es gibt Menschen, gnädigste Frau, die das Schicksal so sehr verfolgt, daß sie zuletzt in die tiefste Einsamkeit fliehen, um sich selbst und ihren harmlosen Neigungen leben zu können. Ein solcher befindet sich auch gegenwärtig in meinem Geschäft, und es wäre möglich, daß es Derjenige sey, den Ew. Gnaden suchen. Haben Sie ihm wirklich eine angenehme Nachricht mitzutheilen, nun er könnte sie wahrlich brauchen, gestatten Sie mir aber, daß ich mit ihm selbst darüber Rücksprache nehme, meine Frau wird sich indeß die Ehre geben, den Damen Gesellschaft zu leisten."

Er berührte bei diesen Worten eine kleine goldene Glocke, die vor ihm auf einem mit schwerer Sammetdecke bedeckten Tische stand und bei dem Schall derselben erhob sich die junge Frau im Nebenzimmer, und zeigte Hermionen im Spiegel die Rückseite einer Gestalt, die man erhaben nennen konnte, obgleich dieß nicht eben in der Größe, sondern in der eigenthümlich edlen Haltung lag.

Sie legte die Feder auf das schöne Schreibzeug von schwarzem Marmor, drehte sich um und erblickte nun durch die halb geöffnete Thüre in dem Spiegelglase, das ihr entgegenglänzte, die matronenhaft schöne Hermonie, deren feines, blühendes und regelmäßiges Gesicht ihr eine Erinnerung erweckte, welche wie der untergehende Morgenstern goldig durch das Frühroth ihres Lebens glänzte.

Die Augen der beiden Frauen begegneten und senkten sich zu gleicher Zeit.

Es ist seine Mutter, sagte Rahel zu sich selbst, immer doch seine Mutter, obgleich sie ihn um Gold und Rang verlassen konnte. Mein Herz grüßt sie in kindlicher Demuth.

Und diese Frau, diese Göttergestalt, lebte Jahre lang unter einem Dache mit meinem Knaben, dachte Hermione, o, wenn er nur eine Ader hat von seinem Vater, so muß er sie geliebt haben, mein Eduard, mein armes Kind, aber ich will forschen, will mich überzeugen.

Rahel war mit einer tiefen Verbeugung in das Zimmer getreten und stand neben ihrem Gatten, in der Haltung, die sie eher wie seine liebevolle Tochter, aber nicht wie seine Frau erscheinen ließ.

Herr Sidreh stellte sie den Damen vor, wendete sich dann an die Räthin und sagte:

„Um Vergebung, meine gnädigste Frau, wenn der Mann, den Sie suchen, nun zufällig Derjenige wäre, welcher sich in meinem Hause befindet, so müßte ich ihm jedenfalls doch den Namen der Dame nennen, die ihn zu sprechen wünscht."

„Ich bin die Räthin Wender," entgegnete sie, „ihm indeß aus der Vergangenheit unter dem Namen Anna Preuß bekannt, sagen Sie ihm, daß ich ihm die letzten Grüße und die Vergebung seines Weibes zu bringen habe."

„Die letzten Grüße, hm! Die Vergebung seines Weibes, hm, hm!" sagte Herr Sidreh, den Kopf schüttelnd, „wie ich die Sache kenne, so hat der Mann weit eher zu vergeben, als Vergebung zu empfangen, aber das ist nun gleich viel, ich gehe, um mit ihm zu sprechen."

„Ew. Durchlaucht haben Solotoi wegen der Kriegsunruhen verlassen und wohnen jetzt im Khanpalast in unserer Stadt?" sagte Rahel, sich zuerst mit ihrer Rede an Hermionen wendend.

„Ja, Madame", entgegnete die Prinzessin, „es ist kein schönes Leben in dieser engen und gar nicht saubern Stadt und ich wünsche mich des Tages wohl hundertmal zurück aufs Land, wo man doch wenigstens Felder sieht, den Himmel, Weinreben und hin und wieder einen Obstbaum. Hätte ich aber gewußt, daß hier eine Dame lebt, die meine Muttersprache so vortrefflich spricht, ich würde mir schon sehr lange die Freude gemacht haben, sie aufzusuchen, zumal", setzte sie hinzu, und eine leichte Röthe überflog ihr wunderschönes Gesicht, „es mir bekannt ist, daß die Gattin Herrn Lemuel Sidreh's Personen gut gekannt, die meinem Herzen so unaussprechlich theuer sind."

Auf Rahel's durchsichtiger Wange war eine helle Rosengluth emporgeflammt. Sie trat mit leisen Schritten Hermionen näher und indem sie sich tief beugte, ergriff sie die blendend weiße Hand der Fürstin und drückte mit liebevoller Ehrerbietung einen Kuß auf dieselbe.

„Ew. Durchlaucht gedenken also noch in Liebe der Zurückgebliebenen?" fragte sie und ihre sternklaren Augen ruhten fest auf dem schönen Antlitz Hermione's, die leise zitternd das goldgestickte Taschentuch emporhob, um die Thränen von der Wange zu wischen, die sie an den seidnen Wimpern nicht zurückhalten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Maisstrohpapier.

Diese wichtige Fabrikation, deren schon allenthalben Erwähnung geschah, hat kürzlich einen Schritt weiter gemacht, indem die Druckerei der Wiener Zeitung sich des Maispapiers zu einem Prospektus bedient hat. Die Erfindung ist als gelungen zu betrachten und es kommt nur noch darauf an, die möglichst billige Produktionsmethode zu finden, so daß die Herstellung des Maispapiers weniger Ko-

sten verursacht, als die des Lumpenpapiers. Auch dieß scheint, den „Neuesten Erfindungen“ zufolge, gelungen zu seyn. Minister v. Bruck hatte dem Erfinder, M. Diamant, in lieberaler Weise die Staatspapierfabrik zu seinen Versuchen zur Verfügung gestellt. Die erste Probe wurde 1856 gemacht. Der zweite, erst kürzlich angestellte Versuch, ist weit glücklicher ausgefallen.

Obwohl die k. k. Papierfabrik durchaus nicht für Strohpapier eingerichtet, und Herr Diamant nur die vorhandenen Einrichtungen für Hadern benützen konnte, so muß man gestehen, daß die Resultate äußerst überraschend waren.

Die Weiße und Reinheit des Papiers läßt in Rücksicht der verwendeten Apparate nichts zu wünschen übrig. Wenn man bedenkt, daß das Maisstroh ein ganz reines Naturprodukt ist, das weder, durch Fett, Schweiß, Sand, Knöpfe u. dgl. noch sehr viele Verunreinigungen, die in jedem Hadern unausweichlich vorkommen müssen, behaftet ist, so ist auf die Reinheit des Papiers leicht zu schließen.

Die im gewöhnlichen Haderpapier vorkommenden und sehr lästigen Knöpfe, die ein allgemeiner Uebelstand sowohl im Drucken als Schreiben sind (die Knöpfe kommen bei den feinsten Hadern vor, weil, wie bekannt, der Schneider ohne Knopf nicht nähen kann), können hier gar nicht vorkommen, und der sogenannte Knotenfänger, worüber sämmtliche Papierfabriken sich bisher immer beklagten, weil keiner ganz entsprach, kann beim Maisstroh ganz entbehrt werden. Dem praktischen Papierfabrikanten ist es bekannt, wie zeitraubend und mühsam das Reinigen und Stellen der Knotenfänger ist.

Jedem Schreiber und Zeichner ist das lästige Abfasern beim Schreiben und Zeichnen bekannt; dieses Abfasern ist größtentheils Ursache des Baumwollenzusatzes und der mit Ausnahme einiger englischen Papierfabriken, allgemein eingeführten vegetabilischen Leimung, die dem Papier keine kompakte Oberfläche bietet; die englischen Papierfabriken müssen in Folge der großen Benützung der Baumwolllumpen diesem Uebelstand durch die Leimung mit animalem Leim abhelfen. — Diamant hat nachgewiesen, daß er aus dem Maisstroh mit dem vierten Theil der gewöhnlichen Leimung nicht nur ein vollkommen gut geleimtes Schreib- und Zeichenpapier erhält, sondern der Schreiber wird selber mit der schärfsten Stahlfeder nie in die Lage kommen, seine Feder von einer Faser befreien zu müssen.

Die Dauerhaftigkeit und Qualität ist ganz analog dem besten Handpapier mit animalem Leim.

Ein Versuch hinsichtlich der Spannkraft dieses Papiers wurde gemacht, und es ergab sich, daß bei einer Belastung von 337 Pfund ein Bogen Zeichnenpapier noch immer weich auseinanderriß.

Es wäre somit durch diese Erfindung des Herrn Diamant die große Frage gelößt, dem Publikum ein dauerhaftes Dokumentenpapier zu liefern, das dem Zahn der Zeit ebenso zu widerstehen vermag, wie es bis jetzt nur bei dem geschöpften sogenannten Handpapier der Fall ist. Das Handpapier aber hat den Uebelstand, daß es nie die Gleichheit und Glätte der Oberfläche hat, wie das Maschinenpapier, während das Maisstrohpapier aller guten Eigenschaften des Maschinen- und gleichzeitig die des Handpapiers in sich vereinigt.

Einen weiteren und höchst wichtigen Vortheil bietet die Erzeugung des Maisstrohpapiers dem Fabrikanten durch die Ersparniß von ungefähr 20 Pferdekräften bei einer Maschine, also beinahe mehr als den dritten Theil der Kraft. Diese Ersparniß gründet sich auf die Entbehrung der Halb-Zeug-Holländer, des Staubers, des Hadernschneiders und in Folge dessen auch die Anschaffungs- und Erhaltungskosten der genannten Apparate. Diamant erhält auf chemischem Wege seinen Halbzeug aus den von ihm konstruirten Maccerirkesseln, ohne die geringste mechanische Kraft aufgewendet zu haben. Der Prozeß ist höchst einfach, mit sehr geringem Zeit- und Kostenaufwand verbunden. Es ist faktisch in der letzten Probe nachgewiesen worden, daß die Auslagekosten einer Maisstroh-Papierfabrik geringer seyn müssen, als die bei Hadern, deßgleichen verhält es sich mit den Regiekosten, selbst das Gewichtsverhältniß zwischen Stroh und Papier war heuer ein weit günstigeres, als wir voriges Jahr angegeben haben; der Grund liegt in dem größeren Maßstabe, nach welchem die letzte Probe vorgenommen wurde. Voriges Jahr ergaben 12 Zentner Stroh 400 Pfund Papier. Heuer ergaben 55 Zentner Stroh 21 Zentner Papier, mithin statt $33\frac{1}{3}$, $36\frac{1}{2}$ Prozent. Berücksichtigt man ferner, daß beide Versuche in einer zu diesem Zwecke nicht eingerichteten Fabrik vorliegende Resultate lieferten, welche Produkte sind zu erwarten, wenn dieses Material in einer für diesen Zweck eingerichteten Fabrik ein förmlicher Industriezweig wird! Es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß im Laufe der Fabrikation erst noch weitere vortheilhafte Erfahrungen gemacht werden.

Nun weht die milde Maienluft.

Nun weht die milde Maienluft. —
Du klagend Herz, nun schweige still,
Da ja der Lenz mit Blüth und Duft
Auch in dein Inn'res dringen will!

Er schwärmt am Fenster hin und her,
Und lockt, und nickt und lacht herein,
Läßt fluthen frei sein Blüthenmeer,
Schickt Lieder Dir und lichten Schein.

O, öffne nicht Dein Fenster nur,
Nein komm' ins Grüne rasch heraus;
Denn trittst Du in die freie Flur,
So trittst Du in ein Gotteshaus;

Die Sänger schmettern himmelwärts,
Rings steigt der süße Opferrauch,
Aus aller Creaturen Herz
Zieht preisend frommer Andacht Hauch.

Und siehst Du all' die Frömmigkeit,
Dann knie hin und bete mit,
Da ist zum Klagen keine Zeit,
Wo Alles heil wird, was da litt!

Nun weht die milde Maienluft —
Du klagend Herz, nun schweige still,
Da ja der Lenz mit Blüth' und Duft
Auch in Dein Inn'res dringen will!

Mannigfaltigkeiten.

Statistischen Ausweisen aus dem Jahr 1851 zufolge waren unter den 68 Millionen Einwohnern Rußlands 22 Millionen Leibeigene, die folgendermaßen in den einzelnen Gubernien vertheilt waren: in Kiew 511,554, Podolien 472,553, Tulsk 403,649, Rjäsan 391,419, Smolensk 378,038, Orel 374,631, Twer 362,277, Tambow 362,142, Wolhynien 362,092, Kursk 359,968, Nischney Nowgorod 341,191, Wladimir 329,765, Pultawa 325,753, Saratowsk 322,098, Kalusk 307,946, Moskau 306,803, Kostromsk 295,148, Minsk 288,355, Mohilew 286,275, Czernichow 281,844, Penzensk 264,697, Permsk 256,581, Woroneszk 243,560, Charkow 223,140, Witebsk 216,752, Simbirsk 212,889, Nowogrod 198,491, Pskow 186,985, Jekaterinoslaw 157,307, Cherson 151,670 im Gebiete der donischen Kosaken 127,947, Samara 108,251, Kasan 99,588, Orenburg 65,561, Taurien 20,677, Wiatka 16,186, Stawropolska 8131, Astrachan 6211, Wilna 197,863, Grodno 197,118, Kowno 171,318, und in St. Petersburg 125,413 „Seelen.“ Die außereuropäischen Gubernien weisen nur wenig Leibeigene auf; so zwar, daß sich im Kutaisker nur Einer befindet. Hier muß noch bemerkt werden, daß die Kronbauern in diesem Ausweis nicht mitgezählt sind. Aus diesem Grund erscheint bei manchen Gubernien eine verhältnißmäßig geringe Zahl.

Der alte Plan, eine Eisenbahn in Kleinasien zu bauen, steht endlich an der Schwelle der Verwirklichung. Die projektirte Bahn soll vom Hafen Samsun, an der Südküste des schwarzen Meeres, nach Sivas, und von da später nach Erzerum, der Hauptstadt Armeniens, geführt werden. Zur Ausführung soll ein Kapital von 4,625,000 Lsd. St. aufgenommen werden, dessen dritten Theil die türkische Regierung sich verpflichtet, die übrigens für die Totalsumme eine Dividende von 7 Proz. garantirt. Fürs Erste will man blos 3,000,000 Pfd. St. in 150,000 Aktien à 20 Pfund Sterling aufnehmen, von denen die türkische Regierung 50,000 Stück übernimmt. Wenn die Bahn mehr denn 7 Proz. abwirft, kömmt der Ueberschuß den Unternehmern zu Gute, und kömmt sie zu Stande, so wäre eine direkte Verbindung mit dem Tigris und dem persischen Meerbusen auf dem allerkürzesten Wege eröffnet. Den vorliegenden Berechnungen nach würde die halbjährige Einzahlung von $\frac{1}{15}$ des Gesammtkapitals zur Bestreitung der Baukosten hinreichen.

Der Moniteur Universel berichtet, daß am 6. Mai in seinem Bureaux zu Paris Versuche mit dem von Herrn von Lucy-Foussarieu und von Herrn Mouilleron gebauten neuen elektrischen Telegraphen angestellt wurden, durch den mathematisch genaue identische Depeschen aller Art und in jeder beliebigen Sprache befördert werden können. Dieser Telegraph, der aus einem „Manipulateur“, „Transmetteur“, der die Depeschen befördert, und einem „Rezepteur“, der sie am Orte ihrer Bestimmung empfängt, besteht, gehört, obwohl er noch mancher Vervollkommnung fähig ist, laut dem Urtheile des Moniteur zu den glänzendsten elektrischen Erfindungen unseres Zeitalters.

Der Löwentödter Gerard ist am 30 April, Morgens, mit dem Messagerieen-Dampfer „Thetis“ in Gesellschaft mehrerer kühnen Jagdfreunde, unter denen sich der russische Graf Branicki befindet, nach Bona abgereist. Es ist auf eine großartige Razzia gegen die Könige der Atlas-Schluchten abgesehen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 114 Donnerstag, 13. Mai 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Meine Kinder, meine theuern, heißgeliebten Kinder!" hauchte die einsame Mutter, „o, Gott hat sich meiner Thränen, meines Bangens erbarmt, er hat mein heißes Flehen erhört und mir mehr als einmal durch gute Menschen Nachricht von meinen fernen Kindern gegeben. Sie, Madame, haben lange mit Ihnen zusammengelebt, Sie haben, ich erinnere mich dessen jetzt aus den Briefen meiner lieben Gertrud, ihnen vielfach Gutes erwiesen. Der liebe Gott lohne es Ihnen, Ihrer wackern Mutter, Ihrem würdigem Großvater! Lassen Sie es mich Ihnen nur gestehen, daß mich hauptsächlich der Wunsch, Sie kennen zu lernen und aus Ihrem Munde etwas von meinen Kindern zu hören, bewogen, hieher nach Koslow zu ziehen. Bin ich ja doch auf Solotoi vollständig sicher, da mein Gemahl, ich weiß nicht ob freiwillig oder als Geißel, sich im Lager der Verbündeten befindet und diese aus Rücksichten auf seine Abstammung von den alten Fürsten dieses Landes sein Eigenthum überall respektiren. Ich bin in ihr Haus getreten mit klopfendem Herzen, und habe auf der Schwelle Gott gebeten, er möge es fügen, daß ich Ihre Bekanntschaft mache. Gott hat mich erhört, ich habe Vertrauen zu Ihnen, Madame, ich freue mich, Sie zu sehen, und hoffe nicht nur durch Sie viel von meinem Eduard und meiner kleinen Gertrud zu hören, sondern auch durch Sie Gelegenheit zu erhalten, denselben von meinem Ueberflusse etwas zukommen lassen zu können. Ich hoffe, daß Ihr Großvater sie bewegen wird, wenn der Friede einmal kommt, jetzt, da ihr rechter Vater gestorben ist, ihre Zuflucht im Hause ihrer Mutter zu nehmen und mir das Glück zu gönnen, für ihre Zukunft zu sorgen. Ich weiß, der Fürst, mein Gemahl, würde meine Kinder als die seinen behandeln, Alles wäre dann gut und schön, ich sähe sie neben mir und —"

„Durchlaucht", entgegnete Rahel, mit Sanftmuth, „ich glaube nicht, daß Ihre Kinder, deren Herzen in Deutschland wurzeln, hier glücklich seyn und sich den Sitten unseres Landes ohne große Opfer fügen könnten. Zudem, sie erziehen mit Liebe und Treue die Tochter ihres Vaters, die nicht das Kind Ew. Durchlaucht ist. Eduard, Ihr Herr Sohn, bildet sich mit großem Fleiße zu einem tüchtigen Baumeister aus, und Gertrud, Durchlaucht, Gertrud ist ein schönes, holdseliges Mädchen, täuscht mich nicht Alles, so hat sie sich in Deutschland durch Bande gefesselt, die —"

Hermione's Augen glänzten.

„Erzählen Sie mir das, Madame, o, lieber Himmel, erzählen Sie mir das recht genau und ausführlich. Meine Gertrud, mein liebes Kind, hat —"

„Durchlaucht, ein schöner, junger Mann von Stande, hat seit längerer Zeit um das Herz Gertrud's geworben, wenn er rechtschaffen genug denkt, ihre Hand zu fordern, so wird sie glücklich seyn und ihn glücklich machen, denn er besitzt viele treffliche Eigenschaften, und eine Liebe, welche die weltlichen Hindernisse besiegt, welche zwischen ihm und dem armen Mädchen, das von seiner Hände Arbeit lebt, liegen, würde ihn als einen Mann charakterisiren."

Hermione lauschte mit gefalteten Händen, sie getraute sich kaum zu athmen und merkte nicht darauf, daß Herr Sidreh mit einem Fremden, in der einfachen Tracht eines süddeutschen Arbeiters, eintrat, daß dieser mit der Räthin einige Worte wechselte, und daß Alle drei den Empfangssaal des Juweliers verließen, um ihr Gespräch in einem andern Zimmer fortzusetzen. Ihre Seele war bei ihren Kindern und jedes Wort, das Rahel ihr erzählte, fiel warm und weich in ihr von Mutterliebe überquellendes Herz.

Die beiden Frauen, von so verschiedener und außergewöhnlicher Schönheit, tief versunken im Gespräch heiliger Liebe, umgeben von allem Prunk des Ostens und Westens, und inmitten der kostbaren, kunstvollen und glänzenden Arbeiten der Goldarbeiterkunst, hätten dem Pinsel eines Malers einen herrlichen Vorentwurf gegeben. Sie merkten es

nicht, daß der Wintertag sich neigte, daß der Diener eintrat und Kerzen auf den prächtigen Kandelabern anzündete, die, Arbeiten des Herrn Sidreh, hier mehr zur Schau als zum Gebrauch ausgestellt waren. Sie plauderten und weinten und die Stunden rauschten dahin, ohne daß sie ihre Flucht inne wurden.

In einem andern Zimmer des stattlichen Hauses Herrn Lemuels Sidreh's, saß indeß Madame Wender und vor ihr der Mann in der Blouse.

Es war eine hohe, schlanke Gestalt, mit ergrautem Haar. Sein Haupt, etwas nach vorn gebeugt, trug die Züge des Denkers, seine dunklen Augen hatten einen lebhaften und sanften Ausdruck und um den feingeschnittenen Mund hatte der Schmerz seine scharfen Spuren eingegraben.

Es war Laubach, der frühere berühmte Tenorist, der Gatte der verstorbenen Sängerin Laubach-Heimfeld. Er saß der Räthin gegenüber, auf seiner Wange hing der schönste Edelstein, der kostbarste, den die Erde aufzuweisen hat, eine Mannesthräne.

„Mein Gott, mein Gott!" sagte er im Verlaufe des Gesprächs, welches die Beiden untereinander geführt, „ich bin sehr schuldig, furchtbar schuldig, aber ich bin es wahrlich nicht in so hohem Grade, als es das Ansehen hat. Ich verließ das Weib, das sich mir hingegeben, aber ich ahnte nicht, daß sich auch ein Kind dem schrecklichen Geschick überließ, von dieser Frau erzogen zu werden. Sie hatte mir diesen Umstand gänzlich verschwiegen. Gnädige Frau meine verehrte Wohlthäterin, wie soll ich Ihnen, danken für das Geschenk, das Sie mir machen, indem Sie mir, dem einsamen gealterten Menschen, die Nachricht von dem Leben eines gut gearteten Kindes bringen? Ich habe keine Worte für Das, was mir bei dem Gedanken an meine Tochter das Herz bewegt, und fühle lebhaft den Wunsch, in Ihren Augen nicht ganz unwürdig der Gabe zu erscheinen, die ich aus Ihren Händen empfange. Haben Sie, gnädige Frau, die Mutter meiner Tochter genauer gekannt?"

„Nur wenig," entgegnete Madame Wender.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mormonen.

(Schluß.)

Am meisten wundert man sich darüber, daß die Polygamie bei den Mormonen den Leuten in Europa kein Anstoß wurde, an dem sie zurückprallten, und daß auch sogar dem weiblichen Geschlechte, das fast ebenso zahlreich zu ihnen gewandert, diese das Weib herabwürdigende Einrichtung den Zug nach dem neuen Zionstaate nicht auf der Stelle verleidet und unmöglich gemacht hat. Indeß da ist vorerst zu bemerken, daß die Apostel mit der Rede von dieser Einrichtung nicht so offen aufgetreten sind, daß sie meist nur angekündigt haben, bei ihnen finde jedes Weib einen Mann, und so mögen Viele sich auf das Schiff nach dem Lande der „Heiligen" gesetzt haben, ohne von der gedachten Unsauberkeit etwas zu wissen. Dann auch ist die Einrichtung bei der Mormonen-Polygamie etwas anders, als wie bei den von ihnen angenommenen Vorfahren einst, nämlich so getroffen, daß wenigstens der Schein der Zustimmung von Seiten der ursprünglichen Ehefrau zur Annahme einer zweiten und dritten rc. durch ihren Eheherrn erhalten wird, und dieß mag das Beruhigende für diejenigen gewesen seyn, die von der Sache vor der Auswanderung wußten. Manche auch waren darunter, welche nach ihrem bisherigen Wandel an dem Schmutze der Vielweiberei füglich kein Aergerniß nehmen konnten, und diese gingen um so lieber aus der Heimath, je weniger sie daselbst auf Herstellung eines guten Namens hoffen durften und hinzuarbeiten entschlossen waren. Die Aussicht auf Unterkommen und Fortkommen in dem Heiligenstaate wirkte bei ihnen mit, wie er überhaupt der Hauptreiz ward, welcher in Europa den Mormonen-Aposteln Proselyten zuzog.

Was wird's denn nun aber mit der ganzen Staatskirchenwirthschaft am großen Salzsee werden? Wird sie sich halten? Wir bezweifeln es. Wir sehen bei diesem Zweifel ab von dem jetzt drohenden Schlage durch das Unionsheer. Erstlich wird die Unionsregierung, welche die großen Schwierigkeiten einer Kriegsführung in jener Gegend sehr wohl würdigt, ihre Truppen gern zurückziehen, falls sich die Mormonen nur irgend den Forderungen anbequemen, und das werden sie wohl thun: sodann wird sie bei ihrer grundsätzlichen Freisinnigkeit dem indessen stärker gewordenen Heiligenvolke möglichst seine wunderlichen Ansichten und Weisen lassen, so wie sie ja neben den Staaten, in denen die Sklaverei verboten ist, auch solche, in denen dieses humanitätswidrige Wesen gesetzlich besteht, unter gleichem Rechte und Schutze ihres Kapitoles umfaßt. Allein ganz abgesehen von solchem Kriege mit der Unionsregierung, in welchem die Mormonen, ob auch nach langer Gegenwehr, bei der gar zu großen Ungleichheit der Kräfte zuletzt doch erliegen müßten, ganz abgesehen davon, dieser theokratische Staat trägt die Keime der Auflösung oder der Umgestaltung und, wenn wir recht sehen, einer nicht späten in sich selbst.

Die ideale Grundlage dieses Staates ist das Gesetz Gottes und zwar wie dasselbe dem ersten

Stifter durch Eingebung kund geworden und wie es dem jetzigen Haupte durch Eingebung kund wird. Wie soll es aber auf die Länge ausbleiben, daß neben dem einen Propheten auch Andere im Heiligenvolke Offenbarungen bekommen und für dieselben, wenn sie auch denen des einen Propheten nicht entsprechen, volles Geltungsrecht in Anspruch nehmen? Die Lehre von der Gleichheit der Menschen vor Gott ist ja diesen Gläubigen verkündet und wird ihnen in mancherlei Anordnungen praktisch täglich fühlbar gemacht: es kommen ja unter den Zuzüglern auch solche Leute an, welche Reformatoren- und Herrschergelüste eben so viel haben, wie Brigham Young, und der eine und der andere besitzt auch am Ende noch mehr Gewandtheit und Entschlossenheit, als er; der Unzufriedenen aber, die sich solchem Manne anschließen, gibt's genug; die Polygamie schon bietet genug Anlaß zu Aerger und Ingrimm mittelst Eifersucht, wie bereits sich gezeigt hat. Bei der eifrigen Propaganda, welche fortwährend allerwärts getrieben wird, kommen immer mehr der verschiedenartigsten Menschen in dem Heiligenstaate zusammen, und daß sie die mitgebrachten Ansichten, Grundsätze, Gewohnheiten sofort ablegen sollten, daran ist nicht zu denken, im Gegentheil, sie werden sie geltend zu machen suchen, und das um so nachdrücklicher, je mehr sie Gleich- und Aehnlichgesinnte neben sich haben. Bei diesem Zusammenströmen aus allerlei Land und Volk muß Gährung entstehen und die Machthaber werden ihrer auf der Länge nicht Herren bleiben, wie sich das auch schon merkbar gemacht hat. Ja die Gährung wird von den Regenten selbst gefördert durch den Unterricht, welchen sie der Jugend und recht eifrig ertheilen lassen, weil sie begreifen, daß man ohne die Bildung der Welt auch am großen Salzsee im Heiligenstaate nichts zum Leben und zu der Gemüthlichkeit und zur Geltung im Leben hat. Diese Jugend aber wird unter diesem Unterrichte zu manchen ganz anderen Ansichten und Grundsätzen kommen, als welche Joseph Smith und Brigham Young nach ihren Offenbarungen verkündet haben — denn sie thut ja zu dem, was sie hört, immer auch etwas eigen Gedachtes hinzu — und sie wird ihrer Zeit das Ihrige geltend zu machen anfangen. Die Frauen vielleicht am ersten werden eine Reformation und Revolution, wie es Einer nennen will, anzetteln und zwar gegen die Polygamie; die Frauen, die Geistesbildung erlangt haben, wie sie ja in den Mädchenschulen der Mormonen beabsichtigt wird, lassen sich bestimmt nicht in Harems einsperren, und arbeiten bestimmt gegen ein Gesetz, welches ihrem Geschlechte solche Unwürdigkeit und solche Unsauberkeit zumuthet.

Es ist hier noch Eins zu beobachten. Je reichlicher die Mormonen den fruchtbaren Boden ihres Landes bei ihrer regen Arbeitsamkeit und bei der förderlichen Verwaltung abseiten der Häupter ausbeuten, um so mehr werden sie auf Verwerthung ihrer Erzeugnisse, die sie selbst ja nicht alle verzehren können, also auf Absatz nach Außen trachten müssen. Da aber im Verkehre mit den Bürgern der Regierungen des Auslandes werden sie ihre von dem allgemeinen Rechte abweichende Praktik aufgeben müssen und auch die ihr zu Grunde liegende Theorie fallen lassen und die sie legitimirenden Gesetze gänzlich aufheben oder schweigend abstellen; das nämlich steht doch gewiß nicht zu erwarten, daß die anderen Staaten ihre Zoll- und Gewerbs- und Handelseinrichtungen nach den Wunderlichkeiten der „Heiligen vom jüngsten Tage“ verändern, ihren Bürgern nach deren durch Joseph Smith und Brigham Young geoffenbarten Rechtssätzen Recht sprechen lassen werden. Im Geschäfte und in der Konkurrenz mit den Ländern und Leuten „der Heidenwelt“ werden sie ihre Sonderlichkeiten ablegen oder mit ihnen zu Schanden werden.

So scheint uns der Mormonenstaat in seiner jetzigen Verfassung die von seinem Propheten verheißene und von seinen Gläubigen gehoffte Zukunft nicht zu haben; er steht auf einer Fiktion, und die hält nicht aus in unserer Zeit; er steht nicht auf der Wahrheit, er hat Elemente in sich, welche zur Zeit explodiren müssen, wornach das Gebiet zur Ruine wird oder ausgebessert werden muß. Ihre Bedeutung für den nordamerikanischen Nordwesten und mittelbar für die Welt sprechen wir den Mormonen nicht ab; sie sind die Pioniere der Kultur in jener Länderstrecke, deren Anbau der Welt zu Gute kommen wird; aber, wenn ihre Vorarbeit vollbracht ist, und das dürfte nicht lange währen, dann werden verständige „Heiden“ an ihrer Stelle das angefangene Werk fortsetzen und — mit nicht minderem Erfolge, ob auch mit minderem Geräusche und Gerede und Aufsehen.

Kunst und Literatur.

Das vor circa 3 Monaten im Verlage der **Typografisch-literarisch-artistischen Anstalt** von L. C. Zamarski, C. Dittmarsch u. Comp. (Tuchlauben 438) in **Wien** erschienene Prachtwerk Prinz Eugen von Savoyen, von Alfred Arneth, hat eine so günstige Aufnahme und Verbreitung gefunden, daß die Verlagshandlung so eben eine neue Ausgabe in **24 Heften à 30 kr.** mit allen Stahlstichen, Karten und Plänen der ersten Prachtausgabe veranstaltet hat. Diese Heftausgabe wird noch im Laufe dieses Jahres vollständig erscheinen und gleich

der frühern gewiß beifällig aufgenommen werden. Die Prachtausgabe ist bis auf eine geringe Anzahl Exemplare vergriffen.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Oester. Z." berichtet über einen Selbstmord, der in Brody vorgefallen ist. Ein fremder Herr von vornehmer Erscheinung kam am 28. April in Brody an, stieg in einem Hotel ab und beabsichtigte seine Reise nach Rußland fortzusetzen. Im Laufe des Tages gab er Empfehlungsbriefe ab, mit denen er versehen war, und that Schritte, um beim dortigen kais. russischen Konsulate einen Reisepaß zu erlangen, die jedoch vergeblich waren, da der Fremde seine Heimath im Jahre 1855 in Folge eines unglücklich ausgegangenen Duells heimlich verließ, sich lange unstät, namentlich in den Fürstenthümern, wo er unter holländischem Schutze stand, herumtrieb, und zuletzt, müde dieses Lebens, ein Gnadengesuch nach Petersburg richtete, und um Erlaubniß bat, in seine Heimath und auf seine Güter zurückkehren zu dürfen. In dieser Hoffnung kam er auch nach Brody und schien durch die Täuschung vernichtet. Abends sendete er seinen Bedienten aus, zurückgelassene Briefe zu bestellen, und benützte dessen Abwesenheit, sich eine Kugel in das Herz zu schießen. Als die Thüre geöffnet wurde, war der Unglückliche eine Leiche, er lag auf dem Bette in seinem Blute. Außer den vorbereiteten, an einen Freund oder Verwandten in Rußland und eine Dame in Lemberg gerichteten Briefen, fand man nur noch weniges Geld, einen niederländischen Reisepaß und einige fragmentarische Notizen über die Motive und den Verlauf des Zweikampfes, in Folge dessen er aus Rußland emigriren mußte. Der Name des Unglücklichen ist Konstantin Lewela Slawinski, und hat derselbe Besitzungen in der Nähe von Zitomir und Volhynien. —

[Ein photographirter Dieb.] Vor Kurzem begab sich Herr X., Photograph in Paris, von dem schönen freundlichen Wetter angelockt, nach Fontainebleau, um eine Waldpartie aufzunehmen. Er hatte seinen Apparat in einer recht malerischen Gegend aufgestellt und war eben beschäftigt, den ersten Abzug aus der camera obscura zu nehmen und der weitern chemischen Prozedur zu unterziehen, als ihn Jemand mit ziemlich kräftigem Handschlag auf die Schulter schlug. Er wandte sich erschreckt um und erblickte vor sich einen riesigen Vagabunden. Unser guter Photograph war eben kein Herkules und weigerte sich daher erst gar nicht, auf die Anforderung des unverhofften Gastes, selbem seine Börse zu überreichen. Der Dieb empfahl sich und ließ den eben nicht auf das Angenehmste überraschten Künstler in der Einsamkeit des Waldes, überlassen dem Nachdenken über die Vergänglichkeit der irdischen Dinge, stehen. Da fiel plötzlich sein Blick auf den photographischen Abzug: „Himmel, was sehe ich", rief er freudig „das ist ja mein Dieb," in dem trefflichsten Konterfei. O göttliche Sonne, ich danke dir! Und er nahm seinen Apparat und schlug den nächsten Weg zum Polizeikommissär von Fontainebleau ein, dem er das Porträt des Diebes übergab. Des andern Tages war mit Hülfe jenes photographirten Steckbriefes der Dieb auch bereits eingebracht.

Papst Pius IX., dessen besonderer Fürsorge für die Erhaltung der christlichen Alterthümer man die Einsetzung einer die Ausgrabungen der Katakomben beaufsichtigenden Kommission verdankt, erscheint häufig an Ort und Stelle, um sich von dem Gange der Erdarbeiten mit eigenen Augen zu überzeugen. Kürzlich besuchte er drei Miglien von Porta Latina das Grundstück des Signor Fortunati, wo derselbe in diesem Winter beim Nachgraben etwa dreißig Palm unter der Erde auf die Trümmer einer dem Protomartyr Stephanus geweihten kleinen Basilica, aus der Zeit der ersten christlichen Kaiser, stieß. Sie ist jetzt völlig ans Tageslicht getreten nebst zahllosen Marmor-Ornamenten, mit altchristlichen Emblemen und Symbolen.

Der Kostenaufwand für die in Kehl zu erbauende Rheinbrücke wird auf 1,600,000 fl. veranschlagt, wovon 600,000 fl. für Gitterwerke und 1,000,000 fl. für Gründung der Pfeiler bestimmt sind. Die Brücke wird 4 Pfeiler und 2 Spuren erhalten und zu beiden Seiten mit Fußwegen versehen werden. Diese Kosten werden je zur Hälfte Baden und Frankreich beschaffen, während die Befestigungswerke selbstverständlich von jeder Regierung besonders getragen werden. Die diesseitigen sind zu 300,000 fl. angenommen. Die Brücke bei Waldshut (nächst der Schweizer Gränze) zum Anschluß der Rheinthalbahn an die schweizerische Nordostbahn bei Thurgi wird dieselbe Konstruktion mit einem Gesammtaufwand von 600,000 fl. erhalten, und es soll diese Bahnstrecke im Sommer 1859 schon dem Verkehr übergeben werden.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

# Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 115 Freitag, 14. Mai 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Das ist mir leid," sagte Laubach, die Bekanntschaft mit dem Charakter dieser Frau würde mich einigermaßen entschuldigen. Ich bin der Sohn armer Eltern, man erzog mich als Freischüler auf dem Gymnasium in Maulbronn. Meine schöne Stimme machte mich zum Liebling des Musiklehrers und früh schon wirkte ich mit bei Oratorien und andern musikalischen Aufführungen. Ich hatte von Kind auf Neigung für Naturwissenschaften und trieb besonders mit Eifer das Studium der Chemie. Aus diesem Grunde erlernte ich auch die Apothekerkunst und beschäftigte mich fast Tag und Nacht mit leidenschaftlicher Vorliebe in den Laboratorien meiner Prinzipale. Im zweiundzwanzigsten Jahre hatte ich noch fast gar keine Bekanntschaft mit dem weiblichen Geschlecht, ich lebte meiner Wissenschaft und meine einzige Zerstreuung war Musik, der Besuch der Oper, die einzige Ausgabe, die ich mir bisweilen gestattete. Ich lebte damals in Wien, die jugendliche Tochter einer hochberühmten Künstlerin machte bei ihrem ersten Auftreten einiges Aufsehen. Mir erregten ihre zarte nur halb erblühte Schönheit und eine glockenreine Stimme das Herz in der tiefsten Brust. Das schöne, reizende Kind war bald der Gegenstand meiner innigsten Liebe. Lange vorher, schon ehe ich den Entschluß faßte, selbst das Theater zu betreten, waren alle meine Gedanken bei ihr, der meine jugendliche Phantasie alle Eigenschaften des Herzens und der Seele andichtete, die nur ein liebliches Mädchen schmücken können. Ich suchte ihretwegen mit Eifer die Gesellschaft von Künstlern, drängte mich in Kreise, die ich sonst als excentrisch oder leichtsinnig gemieden hatte, und nahm endlich das Anerbieten, mit meiner schönen Tenorstimme vor das Publikum zu treten, ziemlich unüberlegt an, denn ich wußte ja nicht, ob ich auch nur das geringste mimische Talent besaß. Meine jugendliche Gestalt und der Geschmack, der mir angeboren, wurden von einem Kreise nachsichtiger Freunde als Ersatz für das mir etwa fehlende Talent genommen, meine Stimme war damals von wunderbarer Kraft und Reinheit, meine musikalischen Kenntnisse nicht gering, ich fand Beifall und stand endlich in der Nähe der Blume, nach der ich so lange aufgeschaut. Sie war damals wenigstens jung und harmlos, kannte keine Berechnung und fand bald einiges Interesse an mir. Mehr bedurfte es nicht, um mich in alle Himmel zu verzücken. Wir verlobten uns. Ihre Mutter sagte mir, als sie die Braut in meine Arme legte: „Sie werden viel an dem armen Kinde zu erziehen haben, lieber Laubach, sie ist noch lange nicht reif für die Pflichten, die sie übernimmt." Es kam mir damals wie eine Art von Sakrilegium vor, aber schon nach wenigen Wochen der Ehe verstand ich die wackere Frau besser. Nie hat es ein Wesen gegeben, weniger vorbereitet auf die Anforderungen des Lebens als mein Weib. Von Allem, was nothwendig ist, um das Haus zur Heimath zu machen, verstand sie auch nicht das Mindeste. Wir aßen aus einem Gasthause und bewohnten zwei freundliche Stübchen, das heißt freundlich waren sie nur, bevor wir sie bezogen. Meine Frau verstand die Kunst, jeden Raum, in dem sie sich befand, in eine Wüste zu verwandeln. Schminktöpfchen und Butterdose, Frisirkamm und Tischmesser, Theetasse und Waschschüssel hausten in nächster Nähe beieinander und hatten ihren Platz überall, nur da nicht wo sie eigentlich hingehörten. Unser Essen war theuer und schlecht, unsere Wäsche riß in fabelhaft kurzer Zeit zu Lumpen entzwei, unsere Geräthe verschwanden uns unter den Händen und fanden sich bisweilen an Orten, wo nur ein Zauberspruch sie dem Anschein nach hingebannt haben konnte; Alles, was uns gehörte, nahm die Eigenschaft an, immer schmutzig und zerrissen oder zerbrochen zu seyn. Ich erkrankte bald nach dem Tode meiner Schwiegermutter, deren bedeutende Einnahme uns in den Stand gesetzt hatte, unser sehr unkomfortables und unfreundliches Leben einige Zeit so fortzusetzen und da es mir an aller Pflege und Abwartung, an Reinlichkeit und Ruhe, kurz an Allem fehlte, was die Leiden eines Kranken er-

leichtern kann, so verlor ich meine Stimme und mit ihr meine Einnahme. Von diesem Tage an begann für mich eine Art von Fegfeuer, das mich aber nicht von meinen Sünden reinigte. Wir lebten nur von der Gage meiner Frau, die selbst bei Ordnung und strenger Sparsamkeit kaum ausgereicht hätte, zwei Menschen zu erhalten. Die bitterste Armuth mit ihrem Gefolge von Unsauberkeit, Unfrieden, Mangel und Elend kehrte bei uns ein. Wir hatten oft tagelang keine andern Nahrungsmittel als etwas schlechten Kaffee und Brod oder Kartoffeln. Meine Kleider waren zerlumpt und ans Anschaffen von andern war nicht zu denken. So lernte ich denn das Elend eines bettelhaften Aussehen kennen, das nur zu leicht das Ehrgefühl erstickt. Ich hatte längst meine heiße Liebe zu der schönen Sängerin als einen Traum meiner jugendlichen Phantasie erkannt, meine Frau hatte wohl nie geliebt, jetzt haßte sie mich und gab sich keine Mühe, dieß zu verbergen. „Ich habe mich schön gebettet," sagte sie oft, „als ich einen Mann heirathete, den ich ernähren muß, und der noch überdieß die aberwitzigsten Ansprüche macht. Wäre ich keine Närrin gewesen, ich hätte auch, wie so manche Andere, durch eine Heirath mein Glück machen und in Pracht und Ueberfluß leben können, während ich jetzt nichts habe als Elend und Verdruß, Hunger und Kummer." Sie hatte Recht, ich fühlte das nur zu sehr. Sie war hübsch gewesen und war es auf dem Theater im Lampenlicht und in glänzender Kleidung noch. Ihre Schönheit, ihr ganzes Wesen war von der Art, daß es der Folie des Reichthums bedurfte, um sich geltend zu machen. Wohl gibt es eine Armuth, die der Grund und Boden von allem menschlichen Lebensglück, weil sie die Ursache ernsten Strebens, reeller Arbeit, verständiger Sparsamkeit ist. Aber die, welche wie eine Bleilast auf mir und meinem unseligen Weibe lag, erdrückte alle Liebe, alles Glück, alle Hoffnung, allen Glauben. In dem Schmutz, der mich umgab, erstickte das Vertrauen auf meine eigene Männerkraft. Mit Entsetzen sah ich das Weib, dem ich Schutz, Glück und Zufriedenheit versprochen, sich abmühen, um mir Elenden das tägliche Brod zu schaffen. Ich sah, daß ihre letzte Kraft und Menschenwürde unterging in dem Grimm, mit dem sie an dem Gedanken nagte, daß sie durch eine reiche Heirath hätte glücklich werden können. Ein Mann von Vermögen, zwar einfältig, aber nicht ohne Gutmüthigkeit, hatte sich ihr genähert. Welchen andern Beweis von Wohlwollen konnte ich dem unglücklichen Geschöpf geben, als daß ich sie sich selbst und ihrem guten Glück überließ? Was ich vorher gelitten, mag ich nicht erzählen, selbst jetzt nicht nach langen Jahren, selbst Ihnen nicht, Madame, die Sie mein verlassenes Kind erzogen und es der Mutter zu einer Zeit wiedergaben, wo sie dessen Hülfe bedurfte. Mein Mädchen hat einen Bruder, für den sie arbeitet, einen elenden Krüppel, wie Sie mir erzählen. Er soll auch mein Kind seyn, und indem ich für den Bruder meiner Tochter arbeite, will ich mich bemühen, die Schuld zu tilgen, die ich gegen sie und ihre Mutter begangen. Mein Leben war ein mühevolles, ein armseliges, aber sicherlich kein ganz nutzloses. Ich studirte eifrig fort in meiner Lieblingswissenschaft und machte einige Entdeckungen, die in größerm Maßstabe in Fabriken angewendet, bedeutenden Nutzen stiften müßten und sich zum Theil bereits sehr günstig bewährt haben. Ich mußte leben und um mir das tägliche Brod zu verschaffen, fabrizirte ich Parfümerien und trieb einen Handel damit. Ich habe dabei Mancherlei erfahren und vielleicht im Stillen manches Gute gethan, manches Verbrechen verhütet. Mir wurden Anträge der schauderhaftesten Art gemacht, und mit ruhigem Gesicht verkaufte ich Geheimmittel, die aus destillirtem, mit Himbeersaft gefärbtem Wasser bestanden. Ich verkaufte Gifte, die nichts waren als leichte Brechmittel. So schaffte ich mir das tägliche Brod, Zeit zu meinen Studien und Gelegenheit, die Welt zu sehen. Hier, in diesem entlegenen Lande, habe ich endlich auch etwas zurücklegen können, bis heute habe ich mich eben nicht darüber gefreut, jetzt, in dem Gedanken an meine Kinder, danke ich Gott dafür. Ich werde, gnädige Frau, das erste englische Schiff, auf dem ich ein Plätzchen erhalten kann, benutzen, um nach der Heimath zurückzukehren und in der nordischen Stadt, die ihr zum Aufenthalte dient, mein Kind aufzusuchen. Ich hoffe jetzt noch auf ein frohes und glückliches Alter, denn wie Sie mir meine Tochter geschildert haben, wird es mir eine Wonne seyn, das Leben mit ihr zu theilen und für das arme Kinde zu sorgen, dem sie jetzt Mutterstelle vertritt. Ich bin in freundlicher Verbindung mit den hier garnisonirenden Engländern und mein Freund und Arbeitgeber, Herr Lemuel Siedreh, ist durch Mr. Smith, den Ingenieur, sehr genau mit Ihnen bekannt, ich denke, es wird mir trotz der Kriegsunruhen nicht unmöglich seyn, bald zu meinem Kinde zu eilen und im deutschen Vaterlande, das mir noch ganz unbekannte Glück eines häuslichen Lebens zu genießen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Begräbniß auf einem Auswandererschiffe.

Es ist ein unbeschreiblich unangenehmes Gefühl, eine Leiche an Bord zu wissen, sagt Gerstäcker in

seinem Buche „Nach Amerika!“ „So wurde auch die Leiche einer Frau sofort aus dem engen untern Raume hinauf auf das Deck geschafft und dort mit ihrer Matratze auf ein Paar über die Wasserfässer gedeckte Bretter gelegt. Ein mitanwesender Chirurge öffnete ihr an jedem Arme eine Ader, um sich von dem wirklich erfolgten Ableben zu überzeugen. Als jede Ungewißheit beseitigt war, wurde der Segelmacher beordert, die Verschiedene, wie es auf Schiffen gebräuchlich ist, in ein Stück Segeltuch einzunähen; nur das Gesicht sollte bis zum letzten Augenblicke der Bestattung frei und offen bleiben. Der arme Mann, der seine junge Frau so unerwartet auf der großen Reise verloren hatte, küßte noch einmal die bleichen Lippen und stand dann weinend neben der Todten. Der Steuermann winkte nach einiger Zeit dem Segelmacher, den Körper vollständig einzunähen, er selber befestigte einen schon bereit gehaltenen Sack mit Steinkohlen zu den Füßen der Leiche und die Zwischendeckspassagiere wurden aufgefordert, zu erscheinen und der Todten die letzte Ehre zu erzeigen. Von allen Seiten kamen sie still herbei und umstanden mit entblößten Häuptern den Platz, an dem vier Matrosen das Brett, auf welchem die Leiche lag, aufhoben und mit dem Fußende auf den Schiffsstrand hinausschoben, wo zwei Mann sie im Gleichgewicht hielten. Der Kapitän kam indeß auch herbei, nahm seine Mütze ab, trat zu der Leiche und sprach mit lauter Stimme: „ich habe versprochen, alle meine Passagiere wohlbehalten nach Amerika hinüberzuführen, Gott der Herr hat es anders gewollt, und diese eine Seele abgefordert. Des Menschen Kraft ist ein Hauch vor seinem Willen; aber vertrauen wir ihm und sein Name sey gelobt!“ Den Kopf neigend: begann er leise das „Vaterunser“ zu beten, in das die Passagiere lautlos mit einstimmten; bei den letzten Worten des Gebetes aber und auf einen Wink des Kapitäns hoben die beiden Matrosen, welche das Brett hielten, dieses allmälig an dem innern Ende höher und höher; die Leiche wurde dadurch mit dem Kopfende mehr und mehr emporgerichtet und als endlich der Punkt über dem Gleichgewichte erreicht war, glitt sie rasch hinab von der Last des Steinkohlensackes an ihren Füßen nach vorn gezogen. „Meine gute Frau!“ rief der Mann der Todten in herzzerreißendem Tone und er streckte die Arme nach ihr aus, aber im nächsten Augenblicke schlug die Fluth über der Leiche zusammen und während das Schiff rasch über die Stelle hinwegglitt, sank der Körper tiefer und tiefer hinab und — die See wogte so still und ruhig als vorher über der Leiche und das Schiff schwamm munter fort seinem Ziele entgegen.“

Theater in Aschaffenburg.

Nachdem der Operncyclus der Würzburger Operngesellschaft am Sonntag den 9. Mai sich endigte, wollen wir noch nachträglich einen kurzen Rückblick auf die Leistungen gedachter Gesellschaft während ihres Hierseyns werfen. Wir beginnen mit der fünften Vorstellung: „Lucia von Lammermoor“, welche gleich den vier ersten Vorstellungen vielen Beifall fand.

In der sechsten Vorstellung: „Norma“ erregte Fräulein Rafter, die besonders in heroischen Rollen excellirt, wahren Enthusiasmus.

Die siebente Vorstellung: „Robert der Teufel“ fand das Haus bis in die kleinsten Winkel gedrängt voll. Auch hier war das Spiel ein ziemlich abgerundetes; nur wäre sehr zu wünschen gewesen, daß der Vortrag des Herrn Dreizler „Robert“ mehr fließender gewesen wäre. Seine Haltung als Offizier war eine imponirende. Wie immer stach auch in dieser Vorstellung Fräulein Rafters Talent aufs Glänzende hervor.

Im Gegensatz zu der eben besprochenen Vorstellung war bei der achten „Alessandro Stradella“ das Haus mehr als zur Hälfte leer, obschon die Vorstellung selbst als ziemlich gelungen zu betrachten war. Herr Dreizler — Titelrolle — wußte seine Stimmmittel recht gut hervortreten zu lassen, doch ging auch hier seiner Vorstellung resp. seinem Dialog eine gewisse Rundung, etwas Pikantes ab, das dem Ganzen erst die gehörige Würze geben muß. Herr Schmitt — Bassi — löste die ihm zugetheilte, freilich sehr untergeordnete Aufgabe ziemlich gut, doch hätten seine Gesten im 1ten Akt etwas weniger grotesk, d. h. nicht so bocksprungmäßig seyn sollen. Fräulein Rafter — Leonore — erntete hauptsächlich reichen Beifall beim Absingen des Liedes „Morgensonne Morgenlicht“ 2c. und ward sogar bei offener Scene durch stürmischen Hervorruf ausgezeichnet. Daß auch ihr übriges Spiel ganz untadelhaft war, bedarf wohl keiner Erwähnung. Die bei dieser Vorstellung auf den Anschlagszetteln angekündigt gewesenen Patrizier, Masken, Sbirren 2c. scheinen in hiesiger Stadt noch nicht sehr bekannt zu seyn, und haben sie wahrscheinlich aus diesem Grunde den Weg zur Bühne nicht gefunden. Beiläufig bemerkt, lösten Herr Büssel und Bartsch — Banditen — ihre Aufgabe auch recht gut; doch hätte es ihrem Spiele nichts geschadet, wenn solches etwas weniger pathetisch gewesen wäre, denn so vornehme, hochtrabende Redensarten passen, im Grunde genommen, schlecht zu den Rollen dieser beiden Herren.

Noch leerer, als in „Alessandro Stradella“, war das Haus in der neunten Vorstellung „Nachtlager in

Granada.“ Fräulein Dräck — Gabriele — die recht hübsche Stimmmittel besitzt, verspricht recht gut zu werden, wenigstens fand sie als Gabriele wohlverdienten Beifall. Mit Ausnahme des Hrn. Dreizler — Gomez — welcher seine Sache recht gut machte, wie er auch überhaupt, die wenigen, weiter oben besprochenen Mängel abgerechnet, ein recht guter Darsteller, insbesondere aber als Sänger sehr gut ist, waren die übrigen Rollen untergeordneter Natur und wurden sie durchgängig von ihren Trägern gut durchgeführt. — Das von Fräul. Rafter im ersten Zwischenakt vorgetragene Lied „Lo here the gentle Lark!“ entschädigte das Publikum einigermaßen dafür, die einnehmende Sängerin während des ganzen Abends entbehren zu müssen. Besonders sprach ihre hübsche Aussprache des Englischen, welche Sprache ihr, als geborenen Engländerin, sehr geläufig ist, allgemein an. Aber auch Fräul. Coralli sang ihren Part „Große Walzerarie von Balfé“, recht hübsch und ersetzt sie die ihr abgehende, Fräulein Rafter dagegen charakterisirende vervollkommnete Tournure — eine Folge längerer Praxis — durch frische Stimmmittel und einnehmende Persönlichkeit.

Nun zum Schlusse noch eine durchgreifende Recapitulation der zehnten Vorstellung — „Fra Diavolo. — Hr. Bartsch — Lord Kookburn — spielte seine Rolle vortrefflich und veranlaßte er häufig stürmische Lachausbrüche des Hauses, insbesondere aber war dieß bei den in den höheren Regionen stationirten Zuschauern der Fall. Fräul. Rafter — Lady Pamela — erntete reichlich Blumensträuße und stürmisches Hervorrufen, hinlängliches Zeugniß ihres taktvollen Spieles. Die Herren Bosin und Büssel — Banditen — spielten passabel, doch waren ihre Witze von Mißgeburt rc. im dritten Akt sehr altbackener Natur und ihre Anspielungen auf Stenographie rc. fade und nicht an ihrem Platze. Hr. Gottschlicht — Mathes — führte seine Stellung recht naturgetreu durch. Hr. Dreizler — Lorenzo — sang recht gut, und war auch seine Mimik nicht zu verachten, doch trat auch hier wieder sein trockener Dialog störend dazwischen. Fräulein Coralli — Zerline — sang meisterhaft und war überhaupt ihr Spiel recht abgerundet und einnehmend, wozu besonders ihre liebenswürdige Persönlichkeit viel beitrug. Aber den ganzen Abend verdarb Herr Mehrmann — Titelrolle — durch sein unvollendetes, keineswegs befriedigendes Gastspiel. Gut ist's, daß solche Gäste gewöhnlich nur eine Nacht dableiben. Sehr überflüssig war es, daß er sich von Prag hierher bemühte, um uns solche Kunstleistungen vorzuführen. Einmal sogar artete sein Gesang in ein sonderbares pfeifendes Geheul aus. Kurzum, sein Spiel ließ uns doppelt den Werth unserer Würzburger Gesellschaft empfinden. Der Chor trug auch wesentlich zur Vollkommenheit des Ganzen bei und darf ebenso wenig der Herr Dirigent, welcher mit seltener Kunstfertigkeit gleichzeitig mit dem Taktstock in der einen Hand das Orchester regierte, mit der andern Klavier spielte, und dabei seine Stimme als Chorist nutzbringend anwandte, übergangen werden, denn Ehre dem Ehre gebührt! Ueberhaupt befriedigte der ganze Cyclus von Vorstellungen Jeden. Darum dem Hrn. Fichtelberger und seiner Gesellschaft einen freundlichen Scheidegruß und mögen sie recht bald wieder dem ihnen gewiß liebgewordenen Aschaffenburg einige genußreiche Abend bereiten.

E. M.

Mannigfaltigkeiten.

Aus der Münchener Brauerei des Herrn Georg Pschorr ist neuestens ein eigens für den überseeischen Export fabrizirtes Bier, Doppel-Ale genannt, hervorgegangen, welches gleich dem Champagner in fest geschlossenen, silberhalsigen Bouteillen versandt wird. Letztere sind auch mit einer Etiquette, auf welcher in drei Sprachen (deutsch, französisch und englisch) der Bezugsort angegeben ist, versehen. Oberhalb dem Conterfei eines Bockes liest man die Worte: „pour passer la ligne“ (um den Aequator zu passiren). Der Anblick dieser Flaschen ist ein sehr freundlicher, noch angenehmer aber der Inhalt.

In Huy wurde ein Stier, der in der Wuth einen Menschen umgebracht hatte, von der Gemeinde nicht bloß zum Tode verurtheilt und erschossen, sondern die braven Leute ließen es selbst nicht zu, daß die Metzger das Fleisch des Mörders verkauften. Die Metzger, welche in Verdacht dieses Verstoßes gegen die Volksstimme gerathen waren, sahen sich deßhalb veranlaßt, vom Huyer Stationschef, Herrn Calmeau, sich am 6. Mai bestätigen zu lassen, daß „das Fleisch des wüthend gewordenen Stiers mit der Eisenbahn nach Lüttich geschafft wurde, wo es auf dem Markt zum Verkauf gebracht werden sollte“.

Berichtigung. In Nro. 112 lese man auf der letzten Seite Spalte 1 Zeile 4 von unten statt „rühmen“ wünschen und Zeile 6 von unten statt „wünschen“ rühmen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 116 Samstag, 15. Mai 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Auch ich möchte diese Gegend baldmöglichst verlassen," sagte Madame Wender, als Laubach schwieg, „ich habe den Zweck, der mich hierher führte, erreicht, indem ich Sie gefunden und sehr lieb würde es mir seyn, dieß unruhige Land zu meiden, bevor noch die Ereignisse auch uns ergreifen. Fürst Moroschin hat sich mitten in das Gewühl des Krieges gestürzt, ich glaube es würde ihm nicht gerade unangenehm seyn, seine Gemahlin vor einem möglichen Rückschlag der entsetzlichen Fluth dadurch zu schützen, daß er sie mit mir nach Deutschland gehen ließe, bis der Frieden die Verhältnisse hier wieder feststellt. Gern würde ich, um dieß Alles genau zu besprechen, den Fürsten selbst aufsuchen, wenn ich nur wüßte, ob in dieser vorgerückten Jahreszeit eine Reise in das Lager der Verbündeten ausführbar ist. Wenn ich selbst ihm die Sache vorstelle, so glaube ich seine Einwilligung zu seiner Gattin zeitweiliger Uebersiedelung nach Deutschland bestimmt erlangen zu können, von einem Briefe kann ich eine gleiche Wirkung nicht erwarten und die Frau Prinzessin würde ihre Einwilligung zu einem solchen Vorschlag niemals geben. Die Sache muß von dem Prinzen ausgehen, muß als sein direkt ausgesprochener Wille ihr zu Ohren kommen, sie wird seinem Befehle folgen, sie würde aber nie in dieser Zeit der Gefahr sich freiwillig von ihm entfernen."

„Ich glaube, daß es ein Leichtes ist, von hier aus zum Gros der Armee zu gelangen," meinte Laubach, als Madame Wender schwieg. Die Wege sind zwar schlecht, die Jahreszeit ist vorgerückt und die Schneestürme sind für dieses Land eine furchtbare Plage. Es handelt sich indeß auch nur um eine Entfernung von wenigen Meilen, ein Pferd würde ich allenfalls auftreiben können, Herr Lemuel Sidrey hat Verbindungen mit Leuten, die einzelne Thiere verborgen gehalten haben. Es käme nur darauf an, welche Geldsumme man daran wenden könnte."

„Ich gebe Ihnen carte blanche, mein lieber Laubach!" rief die Räthin mit großem Eifer. „Es ist nicht nur mein Wunsch, den Prinzen zu sprechen, das wäre allein schon ein ausreichender Zweck für eine beschwerliche und gefährliche Reise, die Reise selbst wird für mich, sey sie so unangenehm als immer in einem unwirthlichen Lande möglich, von großem Genuß und jedenfalls eine Uebung meiner physischen und moralischen Kraft seyn. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, lieber Laubach, aber es ist mir, als ob Sie wissen, was ich meine, wenn ich sage: ich experimentire gern mit mir selbst und kenne fast keine größeres Vergnügen, als im Bewußtseyn meiner Kraft mit Hindernissen zu kämpfen und Schwierigkeiten zu besiegen."

Fünfunddreißigstes Kapitel.

„Nein, das ist unmöglich, ganz unmöglich, darin irren sie sich jedenfalls, Walter!" sagte die gnädige Großmama auf Plessenberg in einem sehr ungnädigen Tone. „So unverschämt kann der Mensch nicht seyn, hierher zu kommen, geradezu hierher, wo ich wohl am ehesten hoffen kann, Ruhe vor ihm zu haben."

„Er ist eben dreist, Ew. Durchlaucht," entgegnete der alte Diener, „und mein junger Herr, das wissen Hochdieselben sehr wohl, hat nicht solchen Abscheu vor ihm, als Ew. Durchlaucht. Er hat den wilden Menschen sogar lieb und sieht in ihm einen Verwandten seiner hochseligen Frau Mutter, an die er als ein guter Sohn stets mit großer Liebe und Verehrung denkt."

„Aber was kann er nur wollen? Was in aller Welt kann ihn hierher führen? Wie hat er um Himmelswillen Urlaub von seinem Regimentskommandeur bekommen?"

„Er ist in bürgerlicher Kleidung, Durchlaucht —"

„Dann ist er es auch gar nicht, Walter, dann haben Sie sich geirrt, ich dachte mir das gleich an-

fangs, wie käme der Unteroffizier Heiling in bürgerliche Kleidung?"

„Durchlaucht, der wilde Leo hat ein Gesicht und eine Gestalt, die man schwerlich mit einer andern verwechseln wird. Der Umstand, daß er bürgerliche Kleidung trägt, kann auch davon herrühren, daß er dem Soldatenstande Valet gesagt, halten kann man ihn nicht, seine Kapitulationszeit ist vorüber und wenn er den Wunsch hat, auszutreten —"

„Schweigen Sie, es ist gar nicht möglich, daß dieser unglückselige Dorn in meinem Leben wieder zu stechen beginnt!" rief die aufgebrachte Dame, indem sie, vom Sopha aufstehend, mit rasch trippelnden Schritten im Zimmer auf- und abging. „Man wird ihm keinen Urlaub, noch weniger den Abschied geben, man wird es nicht! Se. Excellenz der Herr Kriegsminister hat mir das schon vor Jahren fest versprochen, man weiß höhern Orts, wie viel unserer Familie daran liegen muß, daß dieser wilde Löwe an der Kette der Subordination gefesselt bleibe."

Der alte Diener schwieg, Frau von Heiling ebenfalls.

„Worauf warten Sie, Walter?" fragte die Dame endlich, als sie sah, daß der Greis, an der Thür stehen bleibend, noch etwas auf dem Herzen hatte.

„Durchlaucht," entgegnete er, „es mag unpassend seyn, ich bin eben nur ein Diener, aber ich bin ein alter Mann und ich liebe meinen jungen Herrn, den ich auf meinen Armen als ein lächelndes Kind getragen. Jetzt ist er ein schöner stattlicher Mann, ein gefährlicher Mann für das weibliche Geschlecht. Ew. Durchlaucht vertreten Mutterstelle an ihm, es wäre, dächte ich, Zeit, ihn durch ein Mutterwort zu warnen, denn er ist im Begriff, schweres Unglück anzurichten."

„Nun, was ist denn wieder geschehen? Was hat er denn nun wieder auf der Fährte, alter strenger Mentor?" fragte Frau von Heiling mit einem gar nicht liebenswürdigen Lächeln.

„Er hat der Tochter des vor wenigen Wochen verstorbenen Musikanten Bergenau die Ehe versprochen, mit klaren Worten, ganz gewiß und wahrhaftig. Das arme Kind betrachtet sich als seine Verlobte und denkt nur zu warten, bis ihr Bruder sie nicht mehr braucht, um als Frau des jungen Mannes, den sie sehr liebt, hierher zu kommen. Das ist nicht edel von meinem jungen Herrn. Das Mädchen ist recht brav und verständig, es ist eine wahre Perle und eines bessern Schicksals werth, als zu Grunde zu gehen als Spielwerk eines vornehmen Mannes und vielleicht an seinem Hochzeitstage in den Mühlrädern den Tod zu finden."

Frau von Heiling zuckte die Achseln.

„Dagegen läßt sich freilich nichts thun," sagte sie ziemlich ruhig. „Einschreiten von meiner Seite gäbe der Sache mehr Wichtigkeit als sie hat und Widerspruch möchte den Eigensinnigen nur reizen und vielleicht ihn dazu bewegen, das wirklich zu thun, was er jetzt nur einen Augenblick träumt, das heißt, ein Mädchen ohne Rang und Vermögen in das Haus zu führen."

Der alte Mann wandte sich rasch ab und verließ das Zimmer. Seine Augen blitzten, seine Hände hatten sich geballt.

Gott stehe diesen Menschen, dieser alten thörichten, verkehrten Frau bei, sagte er zu sich selbst in der Einsamkeit seines Stübchens, den Schweiß von seiner bleichen Stirn wischend, sie trägt schwer an den Verirrungen ihres Gatten. Der Sohn seiner Sünde ist heute noch, wie sie selbst sagt, der Dorn ihres Lebens; aber sie lächelt zu den gleichen Fehltritten des Enkels und bedenkt nicht, daß gleiche Sünden gleiches Elend erzeugen können, ja noch Schrecklicheres. Dieser Leo ist noch nicht der Schlimmste. Er ist ein wildes Thier, das man durch Liebe und Güte bändigen könnte, glaube ich. Ich möchte aber selbst wissen, was ihn hierher geführt.

In diesem Augenblick ertönte die Klingel seines Herrn.

Walter eilte hinüber in dessen Zimmer und empfing den Befehl, für den Gast ein Zimmer herzurichten, eilig Wein und Frühstück herauf zu besorgen, ein Pferd zur Disposition Heiling's bereit halten zu lassen, für seinen Koffer Sorge zu tragen und noch hundert andere Aufträge, alle darauf hinzielend, einem lieben, gern gesehenen Gaste den Aufenthalt im Hause recht angenehm zu machen.

Der alte Diener verließ das Zimmer, nachdem er sich durch den genauesten Augenschein überzeugt hatte, daß der eingetroffene Gast durchaus Niemand anders sey, als der gefürchtete wilde Leo, der Popanz der alten Gebieterin des Hauses.

Der ehemalige Husarenunteroffizier trug seine einfache und reinlich bürgerliche Kleidung mit eben dem vornehmen Anstande, der ihn als Soldat ausgezeichnet hatte. Auf dem Tische, an welchem er saß, lag eine aufgebrochene Geldrolle. Daß er sie nicht mit gebracht, davon war der alte Walter fest überzeugt, und wäre es überzeugt gewesen, wenn auch nicht das geöffnete Zylinderbureau seines Herrn und die darin noch aufgezogene Geldschiebelade, in welcher die vorderste Geldrolle fehlte, ihm genau den Ort gezeigt hätte, von wo dieselbe genommen.

„Ich möchte nicht mehr nehmen, als ich eben brauche," sagte Heiling, als der Greis die Thür hinter sich zugezogen, „es ist mir immer und ewig ein drückendes Gefühl, aus Deiner Hand Geld zu empfangen, denn es ist dieß Geld nicht das Eigen-

thum meines Vaters gewesen, auf das ich nach meiner Ueberzeugung auch einige Ansprüche zu haben wähnte, sondern Dein Vater verdiente es und Du schenkst es mir nur. Seit ich erfuhr, daß die alte Frau ganz verarmt sey, und von dem Gelde ihres Schwiegersohns existire, habe ich nie mehr von ihr einen Groschen gefordert und lieber bei Wasser und Kommisbrod gehungert, obgleich mir, den man in der Jugend gewöhnt hatte, das Geld wenig zu achten, das verteufelt schwer wurde."

(Fortsetzung folgt.)

Wen's trifft.

Nenn' mir einen Baum mit Laub und Blüthe,
Der wurzelt wie and're und pranget stolz,
Deß Stamm und deß Kern von Werth und Güte,
Die Blüthe lieblich und nutzbar sein Holz;
Doch nimmermehr reift die Blüthe zur Frucht,
Vergebens man unter ihm Schatten sucht.

Nenn' mir einen Bach aus klarer Quelle,
Entsprungen wie andre, in Fels und Stein,
Doch nimmer mischt mit ihm seiner Welle
Ein anderes Bächlein, er irrt allein;
Vergebens durchläuft er Boden und Moos,
Es nährt sich kein Fischlein in seinem Schoos.

Nenn' mir einen Mann von Ehr und Würde,
Wie and're begabt mit Herz und Verstand,
Der rühmlich trägt des Berufes Bürde,
In Liebe erglühend für's Vaterland.
Doch fehlt seinem Leben der höchste Werth:
„Haupt der Familie am eig'nen Heerd!"

Ich kenn' keinen Baum mit Laub und Blüthe,
Der Schatten nicht gäbe, nicht Früchte zeugt',
Den Bach nicht, der die Nahrung nicht biete
Dem Fischlein, das seine Wellen durchstreicht;
Doch ist mir ein solcher Mann wohlbekannt,
Hagestolz wird er zur Strafe genannt.

H. A.

Mannigfaltigkeiten.

Im Krystallpalast zu Sydenham ist ein Klumpen Gold ausgestellt, der 1743 Unzen wiegt, 2 Fuß 4 Zoll lang, 10 Zoll breit und 1 bis 2 Zoll dick ist. Es ist eine solide Masse von Jungferngold, an der sich nur hin und wieder einige erbsengroße Löcher befinden, in welchen noch fremdartige Stoffe kleben, deren Gewicht jedoch nicht auf mehr als 6 Unzen geschätzt wird; die Masse ist glänzend, als wenn sie aus einer Goldschmiedswerkstätte hervorgegangen wäre, und hämmerbar wie Blei. Dieser Goldklumpen ist in Australien 120 Meilen von Melbourne in den Kingower Diggins gefunden worden. Vier Leute, R. und J. Ambrose aus Gravesend und S. und Ch. Napier aus Neubraunschweig sind die glücklichen Finder, welche in den genannten Diggins bereits vier Jahre gearbeitet hatten, ohne sonderlich dabei zu gewinnen. Sie veränderten darauf den Platz und gruben ein Loch 6' im Quadrat, und 15' unter der Oberfläche in einer Schicht von Pfeifenthon stieß einer der Gesellschaft auf den Goldklumpen; als er 15 Zoll herausgehauen hatte und noch kein Ende da war, wurde dem Finder schwach über die Größe seines Fundes, und er mußte seine Gefährten herbeirufen, um das Werk zu vollenden. Die nächste Sorge war nun, wie man den Schatz wahren sollte. Als die übrigen Diggers zu Mittag aßen, wurde der Klumpen aus der Grube herausgeschafft, nach dem Zelte der Besitzer in einem Karren gefahren und unter dem Tische in einem 6 Fuß tiefen Loche wieder vergraben. Die vier Besitzer setzten dann noch eine Weile ihr Goldgraben fort und zogen darauf nach Melbourne. Die Reise dauerte vier Tage und vier Nächte. Alle waren wohl bewaffnet; einer ging mit einer Doppelflinte als Späher voraus, Nachts wachten immer zwei bei dem Schatze. Erst als sie ihn in Melbourne in Sicherheit gebracht hatten, verbreitete sich die Kunde und veranlaßte sofort ein Hinströmen von Goldgräbern nach den Diggins von Kingower. Der Werth des Klumpens wird auf 8000 Pfd. St. geschätzt, man hofft, daß das britische Museum ihn für seine Sammlungen ankaufen wird.

In Berlin hat sich am Ende des vorigen Jahres eine Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen gebildet, die bereits in vollster Blüthe steht und die segensreichste Wirksamkeit hoffen läßt. Ihr Zweck ist auf Grammatik, Geschichte und Literatur der neuesten Sprachen gerichtet, die sie vom wissenschaftlichen wie vom pädagogisch-didaktischen Standpunkte aus zu fördern gedenkt. Die Gesellschaft versammelt sich in jedem Monate am ersten und dritten Dienstage; am letzten Sitzungstage im Oktober feiert sie ihr Stiftungs-Fest. Ihre Verhandlungen werden in dem „Archiv für das Studium der neueren Sprachen" veröffentlicht. Der zeitige Vorsitzende ist Professor Herrig, der als Schulmann und Herausgeber des genannten Archivs, so wie durch mehrere beifällig aufgenommene Werke über

englische Literatur, auch in weiteren Kreisen sich bekannt gemacht hat.

Nach Berlin Reisende können sich jetzt schon im Voraus auf telegraphischem Wege Droschken zum Weitertransporte auf den Bahnhof bestellen. Man läßt sich zu diesem Zwecke auf der niederschlesischen Bahn in Frankfurt a. O., auf der Anhalter in Jüterbogk, auf der Stettiner in Neustadt-Eberswalde, auf der Potsdam-Magdeburger in Brandenburg, auf der Hamburger in Neustadt an der Kasse gegen Erlegung von 10 Sgr. eine Bestellkarte für eine Droschke in Berlin geben und erhält dann auf dem Perron gegen Zurückgabe der Karte von einem dazu beauftragten Schutzmanne eine Marke für die reservirte Droschke. Konnte die Bestellung nicht ausgeführt werden, so werden dem Reisenden die 10 Sgr. zurückerstattet.

Der Zivil-Ingenieur Haag in Augsburg hat im dortigen neuen prachtvollen Krankenhause Heißwasserheizung eingeführt, die nach den angestellten Versuchen ausgezeichnete Resultate liefert. Der Verbrauch des Brennmaterials binnen 24 Stunden war so gering, daß nach den genauesten Parallelbeobachtungen zwischen der Ofenheizung im alten Krankenhause und der Heißwasserheizung im neuen sich ein Kostenverhältniß wie 4 zu 1 ergab. Hr. Haag hat bereits in etlichen zwanzig mechanischen Spinnereien und Webereien die Heißwasserheizung eingeführt und richtet sie auch in der Spinnerei in Bamberg ein.

Strom- und Fluß-Räthsel.

1.

Wenn zweifelhaft die Wahl,
Und dennoch streng geboten,
Dann steh'n zwei Wörter da,
Die trennen schnell den Knoten.
Nur eins entscheidet stets,
Das andere muß weichen,
Man kann zur raschen That
Die beide nicht vergleichen.
Das letzte Wort gilt hier
Den deutschen Strom zu nennen;
Wer weiß, wo Frankfurt liegt,
Wird also gleich ihn nennen.

2.

In weit gedehnten Bogen
Durchzieht ein Silberband
Mit seinen sanften Wogen
Ein herrlich fruchtbar Land.

Die grünen Ufer schmücket
Waldnacht und Rebengluth,
Die heit're Luft erquicket,
Durch's Herz strömt frisches Blut.

Und weil in seinem Rahmen
So viel Naturgenuß,
Gab seinen schönsten Namen
Der Frühling unserm Fluß.

Wie wollt' das Glück ich preisen,
Könnt' ich mein Lebelang
All, was ich wünsche, heißen
Wie seines Namens Klang.

3.

Wer das Herrliche will sehen,
Aber leider im Verfalle,
Mag zu meinen Ufern gehen
Und dort seh'n die Fürstenhalle.
Stolzer Größe schön're Trümmer
Hoch erhaben sieht er nimmer.

Wer wollt' hier nicht gerne weilen,
Wo die gold'nen Reben glühen,
Fremde her von hundert Meilen
In die Stadt am Flusse ziehen.
Wo die Wissenschaft die Musen
Zieht an ihrem warmen Busen.

Aber welcher Fluß auf Erden
Kann, wie ich, ohn' alle Plage
Schnell zum Göttertranke werden,
Dankt Ihr mir, wenn ich's Euch sage?
Sucht Ihr Thee mir beizubringen
Nur ein Viertel — wird's gelingen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 109:

Windspiel.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 117 Montag, 17. Mai 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Nimm nur, Leo, nimm, sagte Benno, ich gebe es Dir gern und mit dem Bewußtseyn, eine Verpflichtung zu erfüllen. Ich bin reich und bringe dadurch kein Opfer, und ich werde, bleibt Frieden im Lande, immer reicher und reicher werden, wenn ich mich mehr und mehr um die Verwaltung meines Eigenthums kümmere. Ich wiederhole Dir meinen Antrag noch einmal, Leo bleibe hier, übernimm den Pacht eines meiner Güter oder stehe mir bei der Verwaltung derselben bei. Bist Du doch auf diesem Grunde und Boden geboren, haben doch Deine Väter ihn urbar gemacht, bleibe hier, Alter, und laß uns als Verwandte beieinander stehen."

Der ehemalige Husar schüttelte den schönen Lockenkopf mit ernstem Schweigen.

„Du bist ein guter Junge, Benno, ein edles Herz, bist das, was ich einen ächten Edelmann nenne: aber was Du mir so freundlich bietest, ist meiner Natur nun einmal zu wieder, es geht nicht, sage ich Dir, es ist unmöglich. Ich kann nicht hier bleiben, als ein Geduldeter, hier, wo jeder Ort mich daran erinnert, daß mein Vater meine arme Mutter durch seine Treulosigkeit in den Tod jagte und mich, seinen einzigen Sohn, der zweifelhaften Barmherzigkeit seiner übrigen Nachkommenschaft überließ. Ich komme zu Dir, einmal, weil ich Dich noch sehen wollte, bevor ich in die weite Welt und hoffentlich in einen ehrenvollen Tod gehe und dann auch, weil ich nur von Dir, von Deiner mir längst bekannten Verwandtenliebe und Großmuth die Mittel zu meiner Reise erhalten kann. Ich trete in die englische Fremdenlegion ein und gehe nach dem Orient, das ist mein unerschütterlicher Wille. Was soll ich auch noch ferner hier? Was nütze ich überhaupt in der Welt? Kann ich doch dem armen elenden Weibe, das meinethalben zur Verbrecherin wurde, nicht einmal in ihrem harten Gefängniß eine Unterstützung zukommen lassen, es wird nicht gelitten. Sie hat sich durch den Besitz von Geld in den öden Mauern dort das Trinken angewöhnt. Man versagte mir schon vor längerer Zeit die Erlaubniß, ihr einen Heller Geld oder einen wärmern Rock, ein weicheres Bett zu schaffen. Sehen darf ich sie auch nicht mehr, nach jedem Besuch, den ich im Gefängniß gemacht, soll sie wie eine Tolle geraſt haben; so ist mir der Zutritt verboten. Kein Hahn wird danach krähen, wenn eine russische Kugel meinem einsamen Leben ein Ende macht und Deine durchlauchtige Großmama wird ein Tedeum anstimmen lassen, wenn sie erfährt, daß der Bastard ihres Mannes, ihr Aerger und ihre Qual, der wilde Leo, endlich ins Gras gebissen. Laß mich ziehen, alter Junge, und wenn ich ein Ende genommen, dann denke an mich als an einen Verwandten, der Dich eigentlich fast wie ein Vater geliebt hat. Es ist eine schlimme Sache um eine Verwandtschaft wie die unserige, ein Bastard ist und bleibt ein Schandfleck und ein Elend für eine Familie und der Gedanke an das Lebensloos eines Kindes, dem die Gesetze keinen Anspruch auf Stand, Namen, Erbe und Ehre des Vaters geben, sollte billig auch den liederlichsten Mann von leichtsinnigen Liebschaften abhalten. Ich bin jetzt so weit, daß ich mir eine Kugel vor den Kopf schießen möchte, wenn ich an das arme kleine Mädchen denke, dem ich nicht Vater seyn darf und es doch jetzt so gern seyn möchte."

„Welches kleine Mädchen, Leo?" fragte Dubois in wunderlicher Aufregung.

„Nun, das Kind des elenden Weibes, das im Gefängniß schmachtet."

„Die — die kleine Leontine Bergenau?" fragte Benno und eine glühende Röthe, der eine tödtliche Bläſſe folgte, überzog sein Gesicht.

„Ja, die! Sie ist bei ihren wackern Geschwistern, die für sie sorgen, arbeiten und sie zu einem tugendhaften Mädchen erziehen. Gott lohne es den Kindern, sie sind so brav und gut. Ich habe mich oft gewundert, daß Beide so eingeschlagen bei dem Trunkenbold von Vater. Ihre Mutter ist jetzt eine vornehme Dame, sie verließ die Kinder um Gut und Geld. Pah! Mutterliebe ist oft auch nur eine Dichtung, so ein poetischer Traum! Meine Mutter ging

ins Wasser um eines Mannes willen, der sie verlassen, ohne auf mich armen kleinen Kerl Rücksicht zu nehmen, und jene Frau heirathete einen Prinzen und überließ zwei heranwachsende Kinder der Barmherzigkeit einer leichtsinnigen Dirne."

„Sie heirathete einen Prinzen, sagst Du Leo?"

„Ja, sie ließ sich erst in aller Art und Ordnung von dem verarmten Musikanten scheiden und heirathete den Russen, der ihr lange Zeit nachgegangen. Sie ist jetzt eine gewaltig vornehme und reiche Dame, die Frau Prinzessin Moroschin. Du Heiland der Welt, ich habe in der letzten Zeit, als die Nanni schon mit Bergenau getraut war, manchmal die Briefe der Frau gelesen. Damals machte die Nanni schon kein Geheimniß mehr davon, wo das viele Geld herkäme, von dem wir lustige Tage hatten. Na, ich habe mich oft von Herzen geschämt vor der Frau, das ist auch so eine von den Geschichten, die mir jetzt, da ich alt werde, bleiern in den Gliedern liegen. Ich bin doch ein elender Mensch gewesen Zeit meines Lebens, und es geschieht mir schon recht, wenn ich wie ein Hund an der Straße sterben muß."

Benno hatte auf die letzten Worte des tief Erregten nicht mehr gehört. Er dachte an Gertrud, dachte an das Spiel, das er mit sich selbst und dem Herzen des jungen, liebevollen, schuldlosen Mädchens spielte. Dachte an die Momente, da er ernstlich den Vorsatz gefaßt, sie zu seiner Gattin zu machen, und an — Leo, den unglücklichen Bruder seiner Mutter, der vor ihm stand, ein lebendes Warnungszeichen für jeden leichtsinnigen Verführer. Dieser Mann, dieß Prachtwerk der Natur, war durch die Verhältnisse seiner Geburt gleichsam in den Pfuhl des Lasters hineingeschleudert, und wenn er nicht darin zu Grunde ging, wenn er immer wieder sich aufraffte und mit allen Kräften seines starken Herzens nach einer Stütze für sein moralisches Ich rang, so war dieß ein Schauspiel, das wohl Denjenigen zum Nachdenken bringen konnte, der, wie Dubois, einer Leidenschaft, die ihm, ohne daß er es wußte wie, über den Kopf gewachsen, jedes Opfer zu bringen entschlossen war.

Benno Dubois wollte Gertrud um jeden Preis besitzen, sein ganzes Ich strebte mit wilder Gewalt dem schönen schuldlosen Mädchen entgegen. Daß er sie nicht ohne ein großes Opfer besitzen konnte, war ihm längst bekannt, er schwankte nur alle Tage, ob er, das Opfer bringend, das arme namenlose Kind auch wirklich zu seiner Gattin machen solle.

Neben ihr, ihr ins Auge sehend, unter dem besänftigenden Einfluß ihrer reinen und schuldlosen Liebe war es ihm stets natürlich, sie sich als seine Gattin zu denken. Er sprach zu ihr, wie er augenblicklich fühlte. Es waren keineswegs durchdachte planmäßige Lügen, sondern Worte, welche die Aufregung des Augenblicks ihm eingab.

Von ihr entfernt, neben seiner adelstolzen Großmutter umgeben vom Reichthum, von seinen Dienern, unter dem Einfluß der vornehmen Welt schien es ihm, daß eine Ehe mit einem so armen Mädchen doch eine Thorheit sey.

Heute, seinem vor Allen nur nicht von ihm verleugneten Verwandten gegenüber, loderte in seinem Herzen eine Flamme auf, die sein Thun und Treiben gegen die arme Gertrud und dessen mögliche Folgen auf das Grellste beleuchtete.

In dem Leben seines Großvaters sah er mit Schrecken das Spiegelbild seines eigenen. Leo's arme Mutter mochte wohl ein schuldloses, liebevolles Mädchen, wie seine Gertrud, gewesen seyn.

Sie war geopfert worden, geopfert für jene hochmüthige, einseitige, eitle Frau, seine Großmutter, und hier vor ihm stand der Ankläger des Dahingeschiedenen und fluchte seinem öden und verfehlten Daseyn, das ihm selbst wie allen Andern eine Last geworden.

Die Handlungen der Todten und ihre sichtbaren Folgen sind nie ganz ohne Einfluß auf die Nachlebenden. Der Enkel hatte den Warnungsruf seines Ahnen gehört — und er hatte sein Herz getroffen.

„Wenn Du das Kind sehen willst, Leo, das Du für das Deine hältst," sagte er nach einem minutenlangen Schweigen, „so komm mit mir, ich will Dich zu den Geschwistern führen. Gertrud Bergenau ist meine Braut und soll in Kurzem meine Gattin werden. Du bist der Erste, dem ich das mittheile."

„Ist das Dein Ernst?" sagte der ehemalige Husar, Dubois fest anblickend. „Höre, Benno, ich denke, das ist ein Entschluß, der Dir Segen und Heil in Hülle und Fülle bringen wird. Und das Kind, die arme kleine Leontine?"

„Die Geschwister meiner Gattin werden auch die meinen seyn, Leo, und jene Kleine soll hier, wo Du so manche Kränkung erfahren, in Ehren, und Frieden aufwachsen als ein Kind des Hauses."

Heiking war aufgestanden. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und warf sich plötzlich und ohne zu sprechen an Dubois' Brust, der ihm liebevoll die Hand drückte und dem alten Walter den Befehl zukommen ließ, Pferde zu satteln zu einem Ritt nach Danzig und morgen mit dem elegantesten Wagen dorthin nachzukommen.

Für Gertrud war der Antrag ihres Geliebten, sich von ihm seiner Großmutter vorstellen zu lassen, nicht überraschend. Sie hatte sich längst als seine Braut betrachtet, sie glaubte an ihn mit aller Zuversicht eines liebevollen jungfräulichen Herzens, und nur Eins ängstigte sie, der Umstand nämlich daß sie sich jetzt in den unruhigen kriegerischen Zei-

ten nicht die Einwilligung ihrer verehrten Mutter verschaffen könne.

Zum Erstenmal sprach sie heute über diesen Punkt mit dem Geliebten, während Heiling sich mit der kleinen, jetzt schon so verständigen und niedlichen Leontine beschäftigte.

Sie sprach unter heißen Thränen, sie entschuldigte die Mutter mit milden liebevollen Worten und nannte endlich auch den Namen ihres zweiten Gatten, des Fürsten Alexis Moroschin.

Dubois kannte diesen Namen sehr wohl, aber er war ihm von einer ganz andern Seite genannt worden. Seine Großmama, die Busenfreundin der Fürstin Feodorowna, hatte oft und viel von dem Prinzen Alexis und dessen bildschöner deutscher Gemahlin gesprochen. Daß diese und des Violinisten Bergenau geschiedene Gattin eine und dieselbe Person sey, war ihm freilich bis jetzt fremd gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Herzog Ludwig der Reiche von Bayern.

Durch das Denkmal Herzogs Ludwig des Reichen, welches König Ludwig der Stadt Landshut zum Geschenke gemacht hat, wird das Andenken eines der besten Fürsten, die das deutsche Volk je gehabt hat, bewahrt und geehrt. Für die Wissenschaft ist er durch die Stiftung der 1472 ins Leben getretenen Universität Ingolstadt, die später nach Landshut verlegt, zuletzt in München in höherer Potenz neu aufgerichtet worden ist, von großer Bedeutung, wie es in der Geschichte des deutschen Reichs durch seine den Bestrebungen Kaiser Friedrichs gegenüber eingehaltene Opposition ist, welche er durch den Sieg bei Giengen 1462 im selben Jahre mit seines Vettern und Bestrebungsgenossen Friedrich von der Pfalz Sieg bei Seckenheim beachtungswerth zu machen wußte. Dann aber steckte er das Schwert in die Scheide und widmete sich dem friedlicheren Ruhme, das Wohl seines Landes zu fördern und das Errungene zu behaupten und zu wahren. Herzog Ludwig gehörte zu den Fürsten, bei denen um des vielen Guten willen, das sie ins Leben rufen, kleine persönliche, menschliche Schwächen nicht in Betracht kommen und vor deren Lob jeder kleinliche Tadel verstummt. Für die Stadt Nürnberg war er der Polarstern, nach welchem der Blick der Stadt in jeder politischen Frage hinschaute; was nur von einiger Erheblichkeit war, wurde ihm und seinem geheimen Rathe, dem aus mainzischen Diensten, wo er Kanzler war, 1461 in seine Dienste getretenen, durch den Brief des Aeneas Sylvius über die Beschwerden der deutschen Nation auch sonst bekannten Doktor Martin Mayer, mitgetheilt, und auch der Herzog gab von allen seinen, die Stellung zu Kaiser und Reich betreffenden Absichten der Stadt Nürnberg Kenntniß und wünschte mit ihr jederzeit Hand in Hand zu gehen. Unter den Räthen Herzog Ludwig's war auch ein geborner Nürnberger, Johann Löffelholz Licent. jur., Sohn des Wilhelm Löffelholz und der Kunigunda Paumgärtnerin, später durch seine Verheirathung mit Katharina Dintnerin, Stifter der ältern Hauptlinie dieses Geschlechts. Aus begreiflichen Gründen war seit Kaiser Ludwigs Zeit die Stadt Nürnberg keinem Wittelsbacher so anhänglich gewesen als dem Landshuter Herzog. Die nach des Kaisers Tod eingetretenen Wirren, dann der erste große Städtekrieg von 1388 hatten auf beiden Seiten einem engern Anschluß im Wege gestanden und Ludwig's Vater, Heinrich der Reiche, war, wenn auch ein kluger, wohl bedachter Fürst, doch nicht die Persönlichkeit, die man so lieb gewinnen konnte, wie seinen ganz anders gearteten Sohn. Zudem war auch erst seit 1450, dem Ende des markgräflichen Krieges, in welchem Jahr Ludwig seinem Vater folgte, für die Stadt, die sich weislich von aller Parteinahme fern zu halten suchte, ein Zeitraum eingetreten, der — freilich fortwährend von Plackereien des Landadels und von Straßenraub unterbrochen — eine ruhigere und gemüthlichere Einrichtung möglich machte. Bekannt und für die ganze deutsche Sittengeschichte wichtig ist die Hochzeit, die Ludwig seinem Sohne Georg ausrichtete, als dieser am 14. Nov. 1475 zu Landshut mit der Prinzessin Hedwig, des Polenkönigs Kasimir Tochter, vermählt wurde. Unter der Schaar der Gäste, die theils eingeladen, theils um Glück zu wünschen, damals nach Landshut kamen, waren auch zwei des Nürnberger Raths, Nikolaus Groß und Jobst Haller, und da die junge Fürstin, „die Königin," so wurde sie genannt, über Nürnberg kam, ließ man es nicht an Maßnahmen eines würdigen Empfanges fehlen. Falls die Königin einen Tanz haben wolle, solle Himmel und Teppich auf dem Rathhause aufgerichtet, ferner ihr die Heiligthümer im neuen Spital (Heilige-Geistkirche) gezeigt und ihr von den Erbaren Frauen ein Geschenk gegeben werden, wozu jede Frau 15 Pfennige beitragen, das Uebrige die Losungsstube geben solle. Hiezu wurden die Frauen durch besondere Besendung in das Haus des Meichßners (wahrscheinlich S. 573, aber erst, als Jak. Welser desselben Enkelin heirathete, in die noch jetzt sichtbare Gestalt umgebaut) eingeladen, dieser selbst aber um Ueberlassung des Hauses, wo also die fürstliche Braut ihren Absteig nahm, ersucht; Jobst Haller solle für die Frauen das Wort führen; der Königin und der Herzogin von Sachsen, in deren Begleitung sie

kam, solle zusammen geschenkt werden 1 Zentner Hecht, 1 Zentner Karpfen, für 6 Gulden Orfen oder Forellen und 60 Kannen Alikante. Zweihundert Wappner wurden an geeigneten Orten aufgestellt, an den Gassen, „wo es nicht Irrung bringe“ Ketten angebracht, und — eine besondere zarte Rücksicht — den Thürmern befohlen, zu der Zeit, wo die Königin hier sey, mit dem Schlagen des Morgens auf Eins gen Tag um eine halbe Stunde zu verziehen. Daß die Frauen ihrerseits nicht unterließen, um durch ihre Erscheinung der kgl. Braut, der Stadt und sich selbst Ehre zu machen, versteht sich von selbst; aber so streng war die Zucht der alten Zeit, daß man auch hier des Guten nicht zu viel thun durfte, und Hans Gärtners Frau, weil sie bei dieser Gelegenheit „einen Rock, der mit Perlen gestickt und dazu zu lang gewesen ist“ getragen habe, mit 6 Gulden gestraft wurde. Andere Zeiten, andere Sitten! Nach menschlichem Ermessen hatte Ludwig, der dermals 58 Jahre alt war, immer noch eine längere Lebenszeit zu hoffen, aber die Gebrechlichkeit des Alters mit seinen Beschwerden, insbesondere dem Zipperlein, trat allgemach stärker hervor, und er starb 62 Jahre alt am 18. Januar 1479. Wie allerwärts, so wurde auch in Nürnberg sein Hinscheiden tief betrauert. Als Botschaft an Herzog Georgen wurden sofort Jobst Haller und Sebald Rieter abgeordnet und am 23. Jan. beschlossen, den heimgegangenen Herzog Ludwig mit Vigile und Seelenmessen zu begehen im neuen Spitale auf nächsten Freitag in solcher Ordnung, wie es mit dem Markgrafen seligen Gedächtnisses damit gehalten worden sey; am Donnerstag vorher aber sollte zu Mittag in allen Kirchen geläutet werden und zwar in St. Sebald mit der Sturmglocke, auch seyen die beiden Pfarrer (Dr. Johann Lochner bei St. Sebald und Dr. Lorenz Tucher bei St. Lorenz, beide aber damals nicht anheim, daher der Zusatz) oder in ihrem Abwesen die Schaffer (oberste Kapläne) zu dieser Begängniß zu bitten, sammt den Karthäusern, den Deutschen Herren und allen andern Orden, etliche Priester dahin zu schicken, und es sey der Abt zu Aegidien (Joh. Radenecker) zu bitten, das Seelamt zu halten, und der von den Baumgärtnern zu St. Sebald gestiftete Ornat zu gebrauchen. Hieronymus Schürstab und Anton Tucher sollten Das bestellen. So wurde hierauf am 29. Januar 1479 Herzog Ludwig's Gedächtniß feierlich begangen.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Ramsbeck in Westphalen theilt der zu Frankfurt a. M. erscheinende deutsche Verkehr Folgendes über die jetzt zur Reife gekommenen bittern Früchte des Schwindeljahres 1856 mit. Die gerichtlichen Verhandlungen über die Verhältnisse der dort gegründeten, jetzt bankerotten Bergwerksgesellschaft unter Direktion des französischen Marquis de Sassenay weisen nach, daß in Folge einer Wette ein großes Steingebäude in 9 Tagen, ein Pferdestall in 24, ein Ochsenstall in zwölf Stunden aufgebaut wurde. Das erstgenannte Gebäude ist freilich kurz darauf ganz eingestürzt, und unter dem Pferdestall wurde eine mehrere tausend Thaler werthe Bleiwalze aus Mangel an Zeit eingescharrt. Für das Zentralmagazin wurden in einem Jahre 500,000 Thaler verwendet; es befanden sich darin eine Menge Sophas und Spiegel, große Vorräthe von Würsten, Zucker, Kaffee, 100 Kochherde und für 300 Thaler Zündhölzchen. In einer Baurechnung figurirt der Posten: 400 Thaler für Hurrohrufen. Es mußten nämlich an einer Baustelle 400 Mann einen Tag feiern und die Herren Verwaltungsräthe begrüßen, für welche Beschäftigung jeder einen Thaler erhielt. Daß der Marquis für sich und seine Freunde einen Harem von Schönheiten aller Nationen in Ramsbeck unterhielt, daß täglich Extraposten für diese Damen nach Hamm u. s. w. beordert wurden, daß der Marquis stets Vorreiter gebrauchte und für eine Fahrt von Aachen bis Stollberg (2 Meilen) 1000 Thaler liquidirt wurden, sind bekannte Thatsachen.

In Preußen gibt es 11,549 Rittergüter und ungefähr eine halbe Million Bauerngüter. Von den Rittergütern kömmt von 525 jährlich eins zum Zwangsverkauf, von den Bauerngütern dagegen erst von 737 eins. Die Bauern kämpfen also dort noch ritterlicher als die Besitzer von Rittergütern gegen die Subhastation.

Eine gelehrte russische Dame ist in diesem Semester nach Jena gekommen, um akademische Vorlesungen zu besuchen und hat hiezu ausnahmsweise die Erlaubniß vom Senat erhalten. Sie hört unter Anderm Logik und Geschichte der Philosophie bei Kuno Fischer, so wie eine Vorlesung von Professor Droysen.

Eine Pariser Putzmacherin „schuf“ einen Damen-Gibus-Hut unter dem Namen „Bibi“, der zusammengelegt und so auf einen ganz kleinen Umfang gebracht werden kann.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 118 Dienstag, 18. Mai 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Noch am Abend dieses Tages lief der Bräutigam, der jetzt anfing in dieser Rolle ein großes Behagen zu finden, in allen Putz- und Modehandlungen der Stadt umher, bis morgen einen passenden geschmackvollen Anzug für Gertrud aufzutreiben. Wie viel er aber auch bot, wie sehr er bat, die sämmtlichen Modistinnen erklärten, das Gewünschte nicht schaffen zu können.

„Gehen Sie zu Fräulein Laubach," sagte sein alter Rathgeber, Herr Binder, zu ihm, dem er diese Kalamität anvertraute, „Dorchen Laubach macht im Nothfall das Unmögliche möglich, ich selbst will Sie dahin führen."

Es war bereits sieben Uhr Abends, als Dubois mit dem Tenoristen in Dorchen's Geschäftslokale trat.

Ein alter, sehr alter Mann mit Stelzbeinen saß in dem Arbeitszimmer neben der jungen Inhaberin des Geschäfts und ließ einen verkrüppelten Knaben unter seinen Augen Versuche machen, sich mit Hülfe einer oder zweier Krücken zu bewegen.

„Es geht, es geht vortrefflich!" sagte dieser, indem er mit den Krücken klappernd auf den Arzt zuschritt, „o, wenn die selige Mutter mich so sehen könnte, Doktor Malmaison, Sie sind ein großer Mann und können die Lahmen gehend machen."

„Es hätte besser, hätte noch viel besser ausfallen müssen," sagte der alte Arzt bärbeißig, „wenn Sie, Fräulein Dorchen, nicht so eigensinnig gewesen wären und mir gestattet hätten, die Füße des Patienten noch einigemal zu moxen. Der Knabe war vernünftig genug bei der Operation und wollte sie ja auch durchmachen, das Nein kam von Ihnen, ich weiß das wohl."

„Gott möge mich vergessen in meiner Noth," sagte Dorchen eifrig, „wenn ich es gestatte, daß meines armen lieben Bruders kranke Glieder mit Feuer gepeinigt werden. Ehe ich wußte, was so ein Ding, eine Moxa, auf sich hat, konnte ich allenfalls einwilligen, jetzt nimmermehr. Ich denke, die selige Mutter müßte sich im Grabe umwenden, wüßte sie — ach, was befehlen die Herren?"

Der letzte Theil der Rede ging an die beiden in das hintere Arbeitszimmer eingetretenen Kunden, Dubois und Heiling.

Der Erstere wünschte die neuesten und elegantesten Damenhüte zu sehen, passend für eine jugendliche, sehr schöne Brünette.

„Fräulein Rechenau, bringen Sie die Hüte aus dem zweiten Fache links!" befahl Dorchen ihrer ersten Gehülfin.

„Dann möchte ich bis morgen Mittags zwölf Uhr spätestens einen vollständigen Anzug für eine junge brünette Dame."

„Bestimmen Sie die Farben, mein Herr, und geben Sie mir die Maße und ich denke Sie zufriedenzustellen."

„Ach, das ist liebenswürdig!" entgegnete Benno, sichtlich erfreut, „Legen Sie mir nur die schönsten und kostbarsten Stoffe vor, die Maße müßten Sie sich freilich selbst besorgen, ich werde Ihnen die Adresse meiner Braut übergeben."

Dorchen verbeugte sich lächelnd und flüsterte mit einem kleinen Erröthen: „So bitte ich sogleich um dieselbe!" und als Dubois ihr ein Blättchen Papier überreicht hatte, worauf er in Eile geschrieben: „Fräulein Gertrud Bergenau, am Hagelsberg Numer drei," da sah die jugendliche Geschäftsführerin ihn an mit ihren großen schwarzen freundlichen Augen, fast schien es dem Beglückten, daß eine helle Thräne in denselben schimmerte.

„Es soll Alles zur rechten Zeit fertig werden," sagte Dorchen; „doch, mein Herr, da ich die Ehre habe, Ihre Fräulein Braut zu kennen, so würde ich Sie ergebenst bitten, mir bei der Wahl der Garderobeartikel auch eine Stimme zu gestatten. Ich weiß, welchen Geschmack das Fräulein hat und kann beurtheilen, was ihr stehen und zugleich gefallen würde."

Es wurden nun Seidenstoffe vorgelegt, Ueberhänge und Mantillen auf ihren hölzernen Pflöcken hereingetragen, Hüte gemustert, und bald war die

Wahl getroffen und Dubois entfernte sich mit der Weisung, die betreffende Rechnung ihm sogleich ins Hotel zu schicken.

Heiking glaubte nicht mit Unrecht, daß sein junger Freund an diesem Abende seine Gesellschaft sehr wohl entbehren könne, und als dieser daher nach dem kleinen Häuschen am Hagelsberge zurückkehrte, machte er sich auf, um die hübsche Putzmacherin noch einmal zu besuchen, ihr einen Auftrag Dubois' zu bestellen und sich zu überzeugen, ob das junge Mädchen und dieser lahme Knabe nicht alte Bekannte von ihm seyen.

Er hatte sich nicht geirrt. Das war das niedliche Kammerzöschen, das ihn damals zu der Dame geführt, deren Andenken seltsam fest in seinem Herzen geblieben.

Auch Dorchen erinnerte sich seiner, sie hatte ihn in einer verhängnißvollen Stunde kennen gelernt. Während sie zuschnitt, anordnete und Arbeit vertheilte, sprach sie freundlich mit dem Gaste von ihrer Vergangenheit und ihrer theuren Herrin und Wohlthäterin.

„Ja, mein Herr," sagte sie mit gerötheter Wange, „es gibt auf dieser Erde der guten Menschen nicht so wenige, als die Schlechten uns glauben machen möchten. Meine Dame, die liebe Frau Räthin, ist auch Einer von den guten Engeln, die in Menschengestalt in der Welt leben und überall Gutes thun, wo sie sich zeigen. Sie ist nicht von vielen Worten, sie zeigt ihr Herz nur durch Thaten, wo sie einen Armen findet, einen Kranken, einen Nothleidenden, da hilft sie gewiß, wenn er nur irgend die Hand bietet, sich selbst zu helfen. Sie gibt Arbeit, Arznei, warme Kleidung, Betten, Alles was eben nothwendig ist. Sie verlangt aber, daß die Armen sich rühren, thätig werden, daß sie nicht im Schmutz versinken."

„Sie ist wohl sehr reich?" fragte Heiking mit einem Seufzer, dessen Ursache er sich schwerlich selbst eingestanden hätte.

„Ich glaube wohl," entgegnete Dorchen, „sie mag zwanzig- bis dreißigtausend Thaler haben, ich weiß es nicht genau. Niemand als sie selbst und ihr alter Rechtsbeistand in E. kennt ihre Verhältnisse ganz genau. Sie führt ihre Bücher selbst, das aber kann ich Ihnen sagen, sie lebt sehr einfach für ihre Person, hat ihre Kleider sehr lange und ist eine genaue Wirthin in jeder Beziehung. Sie ist eine so kluge als gute Frau und ich habe mich manchmal gewundert, daß sie nicht wieder heirathet, denn sie steht doch so allein in der Welt. Einmal sprach sie mit mir darüber, denn sie behandelte mich nicht wie einen Dienstboten, sondern wie ihr Kind. „Ich mag mich keinem Manne ergeben," sagte sie, „der mein Geld heirathen möchte und mich mit dazu nimmt. Auch mag ich mir den Zwang nicht mehr auferlegen, mich mit meiner Person und meinem Vermögen unter die Botmäßigkeit irgend eines Menschen zu stellen. Ich würde dem geliebtesten Gatten meine Freiheit, Gutes zu thun in meiner Weise, meinen Hang, wie ein Meteor durch die Welt zu streifen, meine Neigung, die Armuth und die niedern Klassen der Gesellschaft zu beobachten, nicht opfern wollen, so muß ich denn schon allein bleiben in der Welt, bin ich doch jetzt auch viel zu alt, um Liebe zu erregen und noch lange nicht alt genug, um sie bei Abschließung einer Ehe entbehren zu können."

„Das ist eine vernünftige Frau," sagte der Husar, seinen glänzenden Schnurbart streichend, „sie ist so klug als gut und schön. Es ist doch sonderbar, hätte ich eine solche Frau als Jüngling kennen gelernt, hätte sie mich geliebt und den Versuch mich zu zähmen mit mir gemacht, was für ein anderer Mensch wäre ich geworden; aber es ist nun einmal so in der Welt, das Zusammenpassende findet sich nie und nirgends zusammen."

„Bisweilen doch," sagte Dorchen, freundlich lächelnd, „mache ich hier nicht Putz für eine Braut, die ganz eigentlich für ihren Bräutigam geschaffen zu seyn scheint? Es finden sich doch die Herzen, die zu einander gehören, und erkennen sich, wenigstens bisweilen," setzte sie mit einem leisen Seufzer hinzu.

In diesem Augenblick wurde an die hintere Thür des Arbeitsstübchens gepocht. Ein heißes Roth überlief dabei Dorchens' Wange und sie rief das „Herein!" mit einem vernehmbaren Zittern der Stimme.

Ein schlanker, blonder, bildschöner Mann trat ein. Wir kennen ihn schon, Hermionens Ebenbild, den zum prächtigen Manne erwachsenen Eduard Bergenau. Auch Heiking erkannte ihn sogleich auf den ersten Blick und das Gefühl der Scham, diesem schönen, sittenreinen Jüngling gegenüber, schlug wieder einmal seine Klauen in das Herz des kämpfenden und oft bereuenden Mannes.

Eduard grüßte den Fremden flüchtig. Auch er erkannte ihn, doch war die Erinnerung weniger bitter von seiner Seite, als Heiking es vermuthete. Eduard gedachte des Prozesses und des heiligen Ernstes, mit dem dieser Mann seine Schwester beschützt und vertheidigt, und ein Gefühl der Dankbarkeit und der vollen Vergebung erfüllte seine Seele.

Heiking empfahl sich und als er ging, trat Eduard mit glücklichem Lächeln der jungen Arbeiterin näher.

(Fortsetzung folgt.)

Erlabrunns Name.

(Fränkische Sage.)

Graf Rieneck hat viel Stunden
Gefröhnt der wilden Jagd,
Und Mattigkeit empfunden,
Als naht bereits die Nacht.

Er findet keine Quelle,
Draus er sich laben kann;
Er bleibt jetzt an der Stelle,
Schickt fort den Jäger dann.

Der soll ringsum erkunden,
Ob keine Quelle nah;
Bald ist sie aufgefunden,
Er ist schon wieder da.

Nicht weit vom Mainesstrand
Ein klares Brünnlein quillt;
Es wird an seinem Rande
Des Ritters Durst gestillt.

„Von Erlen rings umschattet,
Das Brünnlein mir behagt;
Es hat mir, tief ermattet,
Sein Wasser zugesagt.

Zum Denkmal dieser Stunde
Bau' ich ein Dörfchen hier;
Das bring' der Nachwelt Kunde
Von dieser Jagd und mir."

So rief der Graf, erbauen
Ließ er ein Dörflein dort;
Wein spenden seine Gauen,
Und freundlich ist der Ort.

Es haben es die Leute
Drauf „Erlabrunn" genannt,
Und so ist es noch heute
Bekannt im Frankenland.

Julius Nuttor.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Paris, 12. Mai: Rarey, der berühmte Pferdebändiger, hat vorgestern seinen Unterricht in den Marställen des Kaisers begonnen; etwa hundert Personen wohnten der ersten Lektion bei. Hr. Rarey begann damit, in englischer Sprache, welche ein Dolmetscher übersetzte, seine Methode an einem ruhigen Pferde zu demonstriren. Dann wurde eine mit allen schlechten Eigenschaften ausgestattete Stute vorgeführt, welche von den geschicktesten Kunstreitern nicht hätte gebändigt werden können. Nachdem Rarey sie nach seiner Methode behandelt hatte, ließ sie sich ruhig die Füße zusammenbinden, auf die Erde legen, am Schweif und an der Mähne auf dem Boden hinziehen; dann bestieg Hr. Rarey das Thier, setzte eine Trommel auf die Krippe und fing an zu trommeln, ohne daß das Thier die geringste Bewegung machte. Dergleichen Kraftstücke sind indessen nicht der Hauptzweck der Methode, sondern diese soll besonders bei jungen Pferden angewandt werden und sie allmählig zu wohldressirten Thieren machen. Schon die erste Vorlesung machte einen sehr günstigen Eindruck auf die Zuhörer, welche vollständig von der Wichtigkeit und Zweckmäßigkeit des Verfahrens überzeugt wurden. Der Lektion wohnten General Fleury und zwei andere Stallmeister des Kaisers und der Kaiserin bei.

Die Perle aller Mantelets — heißt es in einem Pariser Modebericht — bildet jedoch unstreitig der Several. Was ist der Several? Es ist Alles in Einem, das Meisterwerk der Konfektion und der Blague. Ich gebe deßhalb, statt aller weiteren Lobeserhebungen, das Rundschreiben selbst, welches der Erfinder an alle Pariserinnen gerichtet hat: „Madame! Ich habe ein Brevet für ein Several genanntes Kleidungsstück erlangt, das sich so schnell umwandelt, daß man ihm in wenigen Minuten sieben verschiedene Formen geben kann, die sämmtlich der neuesten Mode angehören: Ristori, Casaque, Talma-Col, Burnous, Chale, Betty mit Kapuze und Mantelet paysanne. Ungeachtet der werthvollen Eigenschaft kann es um den Preis eines einzigen Mantelet geliefert werden. Der Several bleibt ausschließliches Eigenthum meines Hauses. C. Dieulafait. — N. S. Drei Damen können, indem sie den Several auseinandernehmen, gleichzeitig jede ein vollkommenes Kleidungsstück darin finden." Wir werden also jetzt bald das unvergleichliche Schauspiel erleben, daß, Dank der Erfindung des Herrn Dieulafait, unsere Damen sich, wie die Dekorationen eines Theaters, im Handumdrehen verwandeln, und es kann, abgesehen von dem ökonomischen Vortheil für die sechs Wochentage und den Sonntag die beliebigen Variationen in einer Ausgabe auf den Schultern herumzutragen, der schöneren Hälfte der Menschheit nicht entgehen, welche furchtbare Waffe zu allerhand Intriguen und Auskunftsmitteln ihnen hierdurch von dem großen

Konfektioneur des Boulevard de la Madelaine geboten wird.

Nach den öffentlichen Erklärungen des zahnärztlichen Vereins zu Dresden und Leipzig erscheinen künstlich eingesetzte Zähne von organischem Ursprunge, z. B. Menschenzähne, Wallroß-, Elfenbein- und Nilpferdzahngebisse oder Gebißtheile, als ganz und gar verwerflich. Ihr Zersetzungsprozeß beginnt sofort, sobald diese Zähne in den Mund eingefügt werden. Während dieselben von dem Speichel und den Speisesäuren angegriffen werden und den entsetzlichen Geruch von angefaulten Knochen von sich geben, sind ihre nachtheiligen Wirkungen auf die Speicheldrüsen und damit auf die Verdauung und das Allgemeinbefinden gewiß nicht unbedeutend. Nur der unverderbliche Mineralzahn kann denen empfohlen werden, welche sich wegen fehlerhaften Gebisses der Hülfe der Kunst bedienen wollen.

Vor dem Zuchtpolizei-Gerichte zu Brüssel wurde am 8. Mai ein Vergiftungsversuch verhandelt, den ein junger Mensch von 12 Jahren in Schaerbeck gegen seine Mutter und Schwester gemacht hat. Dieser Junge entwickelte früh schon eine ganz ungewöhnliche Schlechtigkeit und Verderbtheit. Nachdem der Angeklagte sich nach der Tödtlichkeit des Phosphors erkundigt hatte, schritt er am 13. März d. J. zur That, indem er eine Schachtel mit Phosphor-Zündhölzchen kaufte und am folgenden Morgen damit den Kaffee vergiftete, den er dann seiner Mutter und Schwester einschenkte, während er selbst nicht zum Kaffeetrinken zu bewegen war, auch alsbald ausging. Mutter und Tochter erkrankten, wurden jedoch durch den schnell herbeigerufenen Arzt gerettet. Darüber war Franz höchst verstimmt, gestand auch keck ein, daß er es gewesen, der den Kaffee vergiftet habe. Der junge Verbrecher wurde zu zwölfjähriger Einsperrung in eine Korrektions-Anstalt verurtheilt.

Bei der Versteigerung des Nachlasses der Schauspielerin Rachel sind auch die etwas zerfetzten Broschüre verkauft worden, aus denen sie ihre Rollen studirte und an den Rändern hier und da mit Bleistifte einige für jeden Andern unleserliche Noten gekritzelt sind. Unter diesen wurden verkauft: Adrienne Lecouvreur für 1250 Fr., Phädra (ohne irgendwelche Note) 1200 Fr., Angelo (mit nur zwei Noten) 580 Fr., der Cid (mit zwei Noten) 575 Fr., Polyeukte 360 Fr., Virginie 300 Fr., Kleopatra 290 Fr. ꝛc. ꝛc. Alle diese Broschüren hat der Sekretär der Verstorbenen, Herr Bellevaut, ein ehemaliger Schauspieler, in Auftrag gekauft, drei derselben für die Kaiserin.

Am 5. Mai, Mittags, fand zu Gerzen (in Niederbayern) eine seltene Luftbewegung statt, indem ein Luftstrom von Ost mit einem andern, von West her kommend, in der Nähe der Pfarrkirche zusammenstieß und beide einen tosenden Wirbelwind bildeten, durch welchen drei große Stücke Leinwand, welche zum Bleichen auf der Wiese lagen, über den Kirchthurm hinaus gehoben wurden; auch die Bäuerin, welche gerade mit Begießen der Leinwand beschäftigt war, wurde von dem Wirbelwinde erfaßt, und ein Stockwerk hoch emporgehoben, kam übrigens ohne Beschädigung wieder auf den Grasboden herab.

In Paris wurde am 12. die Blumen- und Pflanzen-Ausstellung im Industriepalaste eröffnet. Das große Schiff des Industrie-Ausstellungs-Palastes wurde in einen allerliebsten englischen Garten umgewandelt, durch welchen sich ein kleines Bächlein, gerade groß genug für die darauf herumschwimmenden Schwäne und Wasservögel, hinwindet. Um die Zirkulation der Besucher zu erleichtern, wurde auch eine Brücke über das Flüßchen geschlagen. Die Seitengallerien sind durch hohe grüne Gebüsche und Gesträucher verdeckt.

Athen wächst mit jeder Stunde mehr aus Schutt und leeren Bauplätzen heraus, und wird selbst für die, welche es vor kurzer Zeit sahen, bald ein verändertes Ansehen gewinnen. Die Häuser an der Straße von Piräeus, am Eingang der Stadt, werden zu beiden Seiten weggerissen, um einen Raum zu gewinnen zur Anpflanzung von zwei Reihen Bäumen, hinter welchen dann eine Reihe öffentlicher Gebäude, oder auch schöne Privatwohnungen gebaut werden sollen.

Wohl das älteste Preßgesetz dürfte das von Kaiser Ferdinand I. am 24. Juli 1528 erlassene seyn, welches folgendermaßen lautet: „Buchdrucker der sektisch verbotenen Bücher, welche in österreichischen Erbländern betreten werden, sollen, als Hauptverführer und Vergifter aller Länder, ohne Gnade stracks am Leben mit dem Wasser bestraft werden, ihre Waare aber verbrannt werden.“ Also eine Bestrafung mit Feuer und Wasser.

Redakteur: Gustav Meyer.
Druck und Verlag der Kollmann'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 119. Mittwoch, 19. Mai 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Sie wissen es schon, Dorchen, ein Zufall hat es Ihnen zuerst bekannt gemacht, Sie wissen, daß Dubois nun Ernst macht, daß ich nicht mehr zittern darf für die Zukunft meiner lieben Schwester. Morgen führt er sie als seine erklärte Braut zu seiner Großmutter."

„Ich weiß es und freue mich von ganzem Herzen", sagte Dorchen; „aber ich fürchte, nun den einzigen Freund zu verlieren, den ich habe."

„Meinen Sie mich, Dorchen?" fragte Eduard mit einem Blick liebevollen Vorwurfs.

Heiße Thränen brachen plötzlich und heftig aus den dunklen Augen des Mädchens und strömten so unaufhaltsam nieder, daß sie die Arbeit aus der Hand legen mußte, um den seidenen Stoff nicht feucht zu machen.

„Um Gotteswillen, warum weinen Sie, Dorchen, liebes Dorchen, mein theures, süßes, geliebtes Mädchen", sagte Eduard, indem er, fast ohne zu wissen, was er that, die Weinende an sich zog und ihre strömenden Augen mit seinem Tuche trocknete.

„Sie werden nun bald die Stellung erreicht haben, die Ihnen in der Welt gebührt", sagte das weinende Mädchen endlich leise. „Sie werden dann so hoch über mir armen Mädchen stehen, wie die Sterne am Himmel. Ich werde mich künftig darüber freuen, ich weiß es und ich freue mich jetzt schon Ihretwegen. Lassen Sie mich weinen, ich hatte ja keinen Freund in der Welt außer Ihnen."

„Dorchen, aber Dorchen!" sagte Eduard und beugte sich, um dem Mädchen in die schönen glänzenden Augen zu sehen, „sind diese Thränen nicht thöricht und eine Beleidigung für mich? Meine Schwester wird einen jungen reichen Gutsbesitzer heirathen, aber werde ich dadurch etwas Anderes als ich jetzt bin? Gesetzt aber auch, ich würde selbst Kaiser von China oder Selbstherrscher aller Reußen, könnte das etwas zwischen uns ändern? Zwischen mir und dir, Dorchen? Ist nicht dein Herz die Quelle meines Trostes geworden, als ich mich verzehrte in einer Knabenliebe zu einem unerreichbaren Stern? Bedarf es zwischen uns der Worte und Versicherungen, daß Eins vom Andern weiß, daß es geliebt wird. Gehören wir nicht zueinander für Zeit und Ewigkeit auch ohne Schwur?"

Sie hatte die Arme um seinen Hals geschlungen und das Gesicht an seine starke Brust bergend, ließ sie Anfangs noch ihren Thränen freien Lauf. Dann aber blickte sie zu ihm empor und sagte mit seligem Lächeln:

„Ist es denn wahr, daß du mich liebst? Ich träume nicht? Ich liege an deinem Herzen und du hebst mich empor an deine Brust und ehrst mich so hoch, mich armes verwaistes einfältiges Mädchen?"

„Wenn du es mit mir wagen willst, mein einziges, mein süßes Mädchen", flüsterte Eduard, ihre dunkeln Augensterne küssend, „wenn das Herz dir genügt, das vor dir eine andere Liebe fühlte, wenn du den Muth hast, dein Leben an mein wankendes und zweifelhaftes Glück zu knüpfen, wenn du mich genug liebst, um zu warten, bis ich mir unter Sorgen und Mühen ein Lebensloos erkämpft, dann machst du mich zum Glücklichsten der Menschen. O, Dorchen, wie wird sich meine Gertrud freuen, wenn sie hören wird, wie sehr ich ihr Glück verstehe, da ich es theile. Komm mit mir, Liebe, gleich jetzt, damit wir Geschwister zusammen sind, am ersten Abend unseres Brautstandes."

Dorchen wischte sich die verweinten Augen.

„Nein, nein, lieber Bergenau", sagte sie freundlich lächelnd, „ich muß mit zweien oder dreien meiner Mädchen das Staatskleid für die Braut des Herrn Dubois bis Morgen Mittag schaffen. Dort auf dem Tische liegt eine gute Uebersetzung von David Kupferfeld, thun Sie, was Ihres Amts ist und lesen Sie uns bei der Arbeit vor."

Eduard wollte nicht; er wollte die Geliebte auf seine Kniee ziehen und das Wort der Liebe von ihren Lippen wegküssen; aber lächelnd schüttelte sie die braunen Locken und sagte endlich:

„Nicht wahr, theuerster Eduard, wir, denen

das Glück nicht in den Schooß gefallen, müssen es uns erwerben und das können wir nur durch Arbeit. Laß mich fleißig seyn, mein Lieber, Liebster, Einziger, ich bin dann um so glücklicher."

Er fühlte die Wahrheit ihrer Worte, nahm das Buch zur Hand und saß bald, wie wohl oft schon, im Zimmer bei den arbeitenden Mädchen und las mit seiner schönen klangvollen Stimme vor, bis die Mitternacht herankam und er zu Gertrud zurückkehrte, die am Bett Leontine's kniete und zu Gott betete, ihres Glückes würdig zu seyn.

„Ich möchte aber doch wissen, was deine durchlauchtige Großmama thun wird?" sagte Heiling am folgenden Morgen zu Dubois, „wenn du ihr die Tochter eines Musikanten als deine Braut vorstellen wirst?"

„Ich bin mündig, selbständiger Herr meines Vermögens nach dem Willen meines Vaters und sie muß sich eben fügen", entgegnete Dubois ruhig. „Ich denke die alte Frau indeß mit dieser Heirath zufriedenzustellen, wenn ich ihr sage, daß meine süße schöne Gertrud, deren schuldlose einfache Liebenswürdigkeit die beste Wirkung auf ihr Herz nicht verfehlen kann, die Tochter der Fürstin Moroschin ist."

„Ah Teufel, ja! Du bist ein schlauer Herr!" meinte Heiling, daran hätte ich wahrhaftig nicht einmal gedacht."

„Die alte Fürstin Feodorowna Moroschin ist eine intime Freundin und fleißige Korrespondentin meiner Großmama. Gestern habe ich auf meiner Gertrud Wunsch an ihre Mutter, die sie mit der höchsten Pietät verehrt, geschrieben und um ihren Segen gebeten. Freilich ist es zweifelhaft, ob der Brief in ihre Hände gelangt. Seit dem Tode ihres Vaters hat Gertrud schon keine Nachricht mehr von ihrer Mutter — ah, da sind die Kleider! Schön, wunderschön! Wenn sie passen, soll es mich freuen", sagte Benno, dem niedlichen Dienstmädchen, das in Schachteln und Cartons die bestellten Putzsachen brachte, ein Trinkgeld in die Hand drückend, „und die Rechnung? Achtundfünfzig Thaler! Mein Gott, wie wenig doch solche Frauenzimmerfähnchen kosten. Bringen Sie, liebes Kind, Alles hinüber zu meiner Braut, Fräulein Bergenau, und hier ist die Bezahlung."

Das Mädchen ging und eine halbe Viertelstunde darauf erschien der alte Walter mit dem eleganten Wagen und Benno fuhr eilig hinüber zu Gertrud, um sie zur Vorstellung bei der gnädigen Großmama abzuholen.

Wie schön und stattlich wird sie in den glänzenden Kleidern aussehen, dachte er, und in der That, sie sah schön und stattlich aus, obgleich sie von seinen Geschenken für den Augenblick nichts benutzt hatte.

Sie trug ein einfaches weißes Mullkleid mit einer selbstgefertigten kleinen netten Stickerei am zweiten Saume, einen Ueberhang von demselben Stoffe und ein einfaches Hütchen von Tüll, das aussah, als sey es ein dichtes gekräuseltes Sommerwölkchen, das sich schützend um das blühende, holdselige Gesicht gelegt.

Eduard trat dem Schwager entgegen und reichte ihm mit freundlicher Herzlichkeit die Hand.

„Sie werden erlauben," sagte er, „daß ich meine Schwester und Sie begleite. Gertrud ist verwaist und ich, ihr Bruder, stehe an der Stelle des zu früh geschiedenen Vaters."

„Ich hoffe", sagte Dubois, dem das ernste und bestimmte Wesen Eduards vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft außerordentlich zugesagt hatte, „daß wir bald uns als Brüder erkennen werden, ich, lieber Bergenau, trage Ihnen wenigstens recht warme Bruderliebe entgegen."

Das Herz Eduards erbebte in seinen Tiefen bei diesen Worten, aber der Stolz, sein schlimmster Fehler und doch der Grund seiner höchsten Tugenden, verbot ihm, die Rührung zu zeigen, die für einen Moment sein Auge mit einer Thräne verschleierte.

Die kleine Leontine ward der Obhut und freundlichen Fürsorge der alten Margarethe anvertraut und nahm, ihre Thränen verschluckend, Abschied von der schönen bräutlichen Schwester, und mit einem eigenthümlichen Blick, dessen Bedeutung Dubois sehr wohl verstand, bat Heiling um die Erlaubniß, während des Tages das Haus der Geschwister hüten und nach dem Kinde sehen zu dürfen.

Fort rollte der Wagen. Der beseligten Gertrud kam es vor, als ob der Wolkenwagen Oberons sie entführe. Wirklichkeit war nun geworden, was so lange als Traum höchster Seligkeit ihr vorgeschwebt. Der Geliebte führte sie ein in den Kreis seiner Familie, sie war seine Braut, sein Eigenthum und durfte das stolz und freudig bekennen.

Dubois Glück war sicherlich nicht kleiner als das des entzückten Mädchens. Der junge Mann, in dessen Herzen stets das Gute als ein dem Lichte zustrebender Keim gelegen, fühlte sich plötzlich mit sich selbst einig und es schien ihm, als ob alle Kräfte seiner Seele jetzt erst sich voll und froh entwickelt hätten. Die liebenswürdige, sanfte liebevolle Gefährtin, die er sich jetzt für das ganze Leben gesichert, hatte dem geschwisterlosen Jüngling, so schien es ihm, stets gefehlt, erst neben ihr konnte er vollständig Das werden, was er zu werden durch Naturanlagen und Erziehung bestimmt war.

Er liebte die süße, schuldlose, liebevolle Gertrud, er liebte sie mit allen Sinnen, mit seiner ganzen Seele, und wie ein unabsehbarer Weg voll Baum-

schatten, Blumen und Sonnenlicht lag die Zukunft vor seinen Augen.

Der alte Walter saß in seinem stattlichsten Anzuge schmunzelnd auf dem Bock neben dem dicken Kutscher.

„Siehe, lieber Alter, das ist meine Braut und die künftige Herrin auf Plessenberg“, hatte sein junger Herr zu ihm gesagt und dann zu der schönen Braut: „Dieser alte Mann heißt zwar mein Diener, genau genommen aber sollte er mein Mentor heißen, denn gewiß, liebe Gertrud, die ehrliche Seele hat mich weit eher erzogen als irgend einer meiner theuer bezahlten Lehrer oder selbst meine Großmama“, und da hatte das schöne liebliche Mädchen ihm die Hand gereicht und er hatte sich gebückt, um die schöne feine Hand zu küssen und hatte in der Stille gebetet, das Mädchen möge für das Herz und das Haus seines jungen Herrn der schützende Engel werden, der dem vom Leben Verzogenen oft so noth that, und daran dachte er auch jetzt noch, während der Wagen vorwärts rollte durch herbstlich heitere Fluren und endlich vor dem stattlichen Herrenhause in Plessenberg hielt.

Gertrud fühlte ihr Herz klopfen. Der Gedanke, jetzt vor das Auge von Benno's Großmutter zu treten, ließ sie erbeben. Was bin ich, dachte sie, um neben ihm stehend, den Ansprüchen zu genügen, die seine ihm liebende Verwandte für ihn machen kann und muß? Lieber Gott, der du das Herz des Geliebten mir als ein unverdientes Glück zugewendet, gib mir Eigenschaften, die mich seiner werth machen, lenke das Herz der Matrone, daß sie Geduld und Nachsicht mir entgegenträgt und mache, daß mein heilig ernster Wille, den Geliebten zu beglücken, sich auch in meinem äußern Wesen zeigt und für mich spricht bei seiner ältesten Freundin und Verwandten.

Benno half ihr aus dem Wagen and führte sie an seinem Arm die Freitreppe hinauf und durch die hohe hallende Flur. Ernst und gesammelt folgte Eduard dem Brautpaare. Der alte Walter ging voran und öffnete die Thüren.

Wenn sich Gertrud in frühern hoffnungsvollen Stunden den Moment gedacht, wo der Geliebte sie in das Haus seiner Vorfahren einführen könnte, so hatte sie stets gefürchtet, daß die äußere Pracht und der Reichthum der Einrichtung sie befangen und verlegen machen würde. Wie anders war das jetzt in der Wirklichkeit. Mit keinem Gedanken dachte sie an Möbel, Kleider, Geld und Gut, sie dachte an die Großmutter des Theuren, an seine einzige noch lebende Verwandte, die Pflegerin seiner Kindheit und ein Gefühl tiefer ehrfurchtsvoller Dankbarkeit gegen die Matrone, die liebreich bei dem Geliebten die Stelle der Mutter vertreten, legte sich weich und warm um ihr junges Herz.

„Hier, hier, gnädiger Herr!“ sagte der alte Walter, „Ihre Durchlaucht sind in ihrem Wohnzimmer und bei diesen Worten öffnete er die Flügelthüren und Gertrud sah sich, ohne zu wissen wie sie dahin gekommen, weinend zu den Füßen einer schönen Matrone, die Anfangs verwundert und sichtlich überrascht, nicht recht zu wissen schien, wie ihr geschehen, dann aber, nachdem Benno ihr zweimal wiederholt: „Großmama, ich bringe dir meine Braut, die Tochter deiner Freundin, der Fürstin Moroschin aus ihrer ersten Ehe!“ sich zu ihr niederbeugte, sie an ihr Herz zog und es gestattete, daß Gertrud ihre Hände mit Küssen bedeckte und mit leiser, zitternder Stimme um ihren mütterlichen Segen bat.

Allmälig löste sich die Verwirrung des ersten Augenblicks, Gertrud saß neben der Großmama ihres Verlobten, Benno neben ihr, ihre Hand in der seinen haltend und ihnen gegenüber mit dem Ausdruck herzlichster brüderlicher Theilnahme der glückliche Eduard.

„Aber du hast mich überrascht, außerordentlich überrascht, mein lieber Sohn“, sagte Frau von Heiling, den Kopf nachdenklich wiegend. „In der That ich begreife, daß ein so schönes liebliches Geschöpf als deine reizende Braut jede Eile des Bräutigams rechtfertigt, indeß hätte ich doch kaum gedacht, daß mein wilder Vogel so rasch gezähmt werden könne.“

„Großmama“, entgegnete der junge Mann lächelnd, „meine wilden Tage sind vorüber und ich denke glücklicher zu seyn in der lieblichen Beschränkung einer Häuslichkeit, die mir die treue Liebe meiner Gertrud verklärt, als ich es je war in der Ungebundenheit früherer Jahre. Meine großen Besitzungen, für deren Gedeihen ich mich interessirte, sobald ich nur anfing, mich darum zu bekümmern, werden mir ausreichende Beschäftigung geben und ich denke, neben meiner süßen Gertrud nicht zu vertrauern, wenn ich auch dem städtischen Leben fern bleibe. Wir werden reisen, lesen, arbeiten und es versuchen, das Glück, was unsere Herzen erfüllt, unsern Umgebungen mitzutheilen. In zwei Jahren kömmt mein Schwager hier von Berlin zurück, wo er sein Studium der Baukunst beendet haben wird, da bauen wir ein Arbeitshaus für die Unbeschäftigten auf meinem Grund und Boden, ein Lazareth für die Kranken, wir legen eine großartige Steingutfabrik hier in Plessenberg an, denn wir haben den vortrefflichsten Thon gefunden, welcher der Meißner Porzellanerde an Güte fast nicht nachsteht, und Gertrud's Nähe verherrlicht und verschönert uns Allen das Leben. Du kannst nicht glauben, liebste Großmama, welches Gefühl von Glücksgewißheit in meiner Brust liegt, seit — seit Gertrud eingewilligt, mein Weib zu werden, denn es hat schwer gehalten, sie zu bewegen, die Rücksicht

auf den Bruder aufzugeben, von dem sie sich nicht trennen wollte."

„Wir haben alles Leid und alle Freuden zusammengetragen bis auf den heutigen Tag", flüsterte erröthend das junge Mädchen, da ist es wohl natürlich, daß ich die Trennung fürchtete; aber ich weiß schon, seit mehreren Tagen weiß ich es, daß mein Eduard auch einen Ersatz für die Schwester gefunden."

Der Jüngling reichte mit freudigem Erröthen der Schwester über den Tisch die Hand.

„Gestern habe ich mir den Besitz des Herzens gesichert, das mir in anderer nicht minder heiliger Liebe, als der geschwisterlichen angehören will", sagte er herzlich. „Wenn aber auch die Liebe das geschwisterliche Beisammenleben trennt, die Geschwisterliebe überdauert die Trennung und reicht hinaus bis dahin, wo der Tod allen Gefühlen des Herzens die irdische Verschiedenheit abstreift."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Neapel wird unterm 7. Mai berichtet: Bei dem Erdbeben am 16. Dez. v. J. war Alaniello, ein nicht ganz unbedeutendes Dorf in der Basilikata, so arg zerstört worden, daß Sachverständige selbst auch dann zu seiner Wiedererbauung an einer andern Stelle hätten rathen müssen, wenn die Gebirgsverzweigung, an der es angelehnt stand, nicht furchtbare Spalten hätte zu erkennen gegeben, die früher oder später den Sturz enormer Felsmassen mußten befürchten lassen. Diese Felsmassen nun haben sich am 28. April wirklich vom Gebirge losgerissen, und mit furchtbarem Getöse über die Dorftrümmer hingewälzt. Zum Glück waren diese von den überlebenden Bewohnern schon längst verlassen, so daß die wiederholte Katastrophe, durch welche die Trümmer des ehemaligen Dorfs ganz und gar von der Erde verschwunden sind, wenigstens kein neues Menschenopfer eingefordert hat. Fast gleichzeitig hat sich in Potenza ein neues acht Sekunden anhaltendes Erdbeben vernehmen lassen, und zwei Tage später, nämlich am 30. April, ein anderes, dessen Dauer man auf 20 Sekunden angibt, und das eben so heftig gewesen seyn soll, wie jenes vom 16. Dez. Besonders war letzteres von ganz demselben grausigen unterirdischen Getöse, wie das im Dezember begleitet. Auch soll es beträchtlichen neuen Schaden angerichtet haben, ohne indessen ein Menschenleben zu kosten. Nicht minder tobt und poltert es fortwährend in den Eingeweiden des Vesuvs. Zwar haben seine Lavaströmungen ganz aufgehört, aber zwei dichte Rauchsäulen steigen noch immer majestätisch aus seinen beiden Kratern auf, um sich hoch in den Lüften zu einer gemeinschaftlichen Wolke, einer »Pinienwolke,« zu vereinigen.

Beim eidgenössischen Sängerfest in Zürich am 18. Juli d. J. sind nachstehende Preisgaben für die Sieger beim Gesangswettkampfe ausgesetzt: Vom festgebenden Verein ein prachtvoller Pokal nach Zeichnungen der HH. Professoren Semper, Kaiser und Werthmüller; vom Sängerverein am Zürichersee ein reichverziertes Trinkhorn nebst einem Fasse besten Seeweins. Silberne Trinkbecher und Trinkhörner von den Männerchören des Limatthales, dem Zürcher Sängerbund und der Berner Liedertafel. Von den Zürcher Damen erwartet man eine schön gestickte Fahne. Die Zürcher Dampfschiffverwaltung erfreute das Komite mit der unerwartet reichen Beisteuer von 1000 Frks.

[Eine muthige und kräftige Frau.] Aus Rouen wird folgender interessanter Rettungsfall berichtet: Die 3jährige Tochter des Schiffers Kalle will zu ihrem Vater auf das Schiff laufen, glitscht auf dem Brette aus und fällt in die Seine, deren Wellen das Kind augenblicklich verschlingen. Der Vater stürzt in den Strom, taucht unter und bringt sein Töchterchen an die Oberfläche. Da verlassen ihn, wahrscheinlich in Folge des heftigen Schreckens, die Kräfte und er sinkt sammt dem Kinde unter. Da stürzt sich die inzwischen herbeigeeilte Mutter ins Wasser und es gelingt ihr, Mann und Kind zu retten.

Die preußischen Theaterdirektoren opponiren jetzt gegen das Tragen der Krinolinen von Schauspielerinnen. Nachdem auf mehreren preußischen Provinzialbühnen bereits Verbote von Seiten der Direktionen erlassen worden, soll jetzt auch an dem kgl. Theater in Berlin eine ähnliche Maßregel angeordnet seyn. Eine bedeutende Schauspielerin, welche trotz alledem sich von ihrer Krinoline nicht trennen konnte, soll bereits in eine namhafte Geldstrafe genommen worden seyn.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 120 — Donnerstag, 20. Mai — 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Aus dem stattlichen Zimmer, in dem Gertrud das Glück, ihrem Freunde anzugehören, kostete, ist es keine Kleinigkeit, sich mit den Gedanken in das Zelt eines Offiziers der englischen Fremdenlegion, der seit achtzehn Tagen bei Balaklava angekommen ist und bereits alle Schrecken, Unannehmlichkeiten und Anstrengungen des furchtbaren Krieges in der Krim gekostet hat, zu versetzen.

Mitte Oktober war Leo Heiking mit seinen Kameraden in dem kleinen Hafen von Balaklava gelandet.

Noch lag der Herbst in seiner Schönheit über dem Lande, das trotz seiner südlichen Lage doch alle Strenge und allen Wechsel des nördlichen Klimas, vereint mit der schlimmsten Beschwerde des Südens, den Mangel an trinkbarem Wasser zu tragen hat.

Die Gegend um Balaklava, von Hügeln durchzogen, die, wie in der ganzen Krim, ohne Bäume und nur mit wenigem Gestrüpp bedeckt ist, war noch grün und frisch und eine laue Luft machte den Aufenthalt unter den Leinwanddächern, ja selbst das Bivouakiren im Freien angenehm.

Die Morgenstunden waren oft von überraschender Schönheit, wenn das Stückchen Meer, das man von den Hügeln, auf denen die neu angekommenen Truppen lagerten, sehen kann, im Sonnenlicht schillerte, während auf der weiten Ebene vor der Stadt die englischen und französischen Truppen sich ausbreiteten und ihre Waffen heller noch als das besonnte Meer glänzten.

Die erste Unannehmlichkeit, welche Heiking, der hier als Offizier in einer ihm zwar ganz neuen, aber für seine Kraft sehr wohl passenden Stellung fungirte, zu empfinden hatte, der Mangel an Wasser für Mann und Roß machte es ihm gewissermaßen zur Pflicht, die Gegend genau zu durchforschen, und vielleicht am Saum eines Hügels, am Fuße eines jener mächtigen Felsen, die ihre abenteuerlichen Kronen dem Meere zuzuneigen scheinen, einen versteckten Quell zwischen dem verblühten Quendel und den mächtigen Ligusterstauden zu finden.

So lernte er bei dem ihm angebornen Ortssinn das Terrain sehr genau kennen, und nach dem Aufenthalte von wenigen Tagen, hatte er schon alle kleinen Schluchten durchkrochen, alle Hügelkämme überschritten und etwas gefunden, daß hier von unbezahlbarem Werthe ist, eine kleine Quelle trinkbaren Wassers, die an einem Hügel hervorrieselte und ihren kurzen Lauf in einer der Lagunen endete, an denen die Ufer der taurischen Halbinsel überall so reich sind.

Aus diesem kleinen Wasserfaden, dessen Existenz Heiking Niemanden mittheilte, trank Mann und Roß täglich frische Kraft und Erquickung zu den Arbeiten, die Beiden auferlegt waren und die vor der Hand nicht in kriegerischen Operationen, sondern in der Herausschaffung der Kriegsbedürfnisse in das Lager bestanden.

Die schöne Gestalt und das treffliche wohlgepflegte Pferd des deutschen Offiziers wurde bald in dem Lager der Verbündeten bemerkt, man sprach von ihm in den Zelten der Lords und Herzoge, die hier auch Beschwerden und Mängel in sehr fühlbarem Grade kennen lernten, und man trug dem schönen Manne dasjenige Wohlwollen entgegen, was gewissermaßen ein Tribut zu seyn scheint, den die Menschheit der schaffenden Natur zollt. Es ward ihm leicht gemacht, sehr bald freundschaftliche zum mindesten kameradschaftliche Verhältnisse anzuknüpfen, zumal unter den Franzosen, denn der Stockvollblut-Engländer legt seinen närrischen Racenhochmuth selbst im Angesicht des Todes, selbst unter der Herrschaft der strengsten Gleichmacherin, der Noth, nie ganz ab.

Unter den Zuavenoffizieren fand der wilde Leo mehr als ein, gleich ihm, gegen die Fesseln des Herkommens rebellisch sich auflehnendes Herz, und er konnte sich diesen um so leichter anschließen, als er in der Kindheit die französische Sprache erlernt und

dieselbe während des polnischen Insurrektionskrieges, den er mitgemacht, fleißig geübt hatte.

In den Zelten der Zuaven verlebte denn auch Heiking die Stunden, in denen er dienstfrei war, oder er schlenderte mit irgend einem dieser verwegenen Gesellen durch die Berge, prüfte die Kraft ihrer Pferde, hörte Geschichten an aus ihrem kriegerischen Leben am Fuße des Atlas, und vergalt sie mit einigen Anekdoten, aus dem Garnison- und Kamaschendienst, in dem er den größten Theil seines Daseyns zugebracht. Der wilde Leo verstand selbst in der fremden Sprache zu erzählen. Lebhaft fühlende Menschen, welche den Zwang der Blödigkeit nicht kennen, verstehen dieß in der Regel; die Geschichten wachsen ihnen so gleichsam aus den Tiefen ihres Herzens herauf, die Erinnerungen werden lebendig und bewegen sich von Neuem vor ihren Augen.

Am Wachtfeuer der Zuaven war Heiking ein stets gern gesehener Gast. Die Zeit an den Wachtfeuern zu plaudern, war indeß den Truppen im Lager von Balaklawa sehr kurz zugemessen und bald trat auch eine Witterung ein, die allen Muth und alle Männerkraft der geschultesten Krieger auf harte Probe setzte.

Regengüsse strömten kalt und eisig von einem ewig düstern Himmel hernieder und verwandelten sich bisweilen in wilde Schneestürme, welche in diesem Augenblick die ganze weite Gegend mit einem Todtenhemd bekleideten, und dann unter den Füßen der Soldaten schmelzend, den Fußboden zu einem Meer von Schlamm und Moder umschufen.

Heu für die Pferde fing an selten zu werden, obgleich man noch in ziemlich direkter Verbindung mit demjenigen Theil der Flotte stand, der in dem kleinen, aber tiefen und von einem Gürtel steiler Felsen umstarrten Hafen von Balaklawa ankerte.

Die Wachtfeuer auf den verschiedenen Bivouakplätzen der Franzosen sowohl als der Engländer konnten oft vor dem herabströmenden Regen nicht brennen, zudem bestand das Brennmaterial nur aus dem feucht gewordenen Steppenkraut und den Faßdauben von den Verpackungen der englischen und französischen Vorräthe. War ein Rumfaß, ein Fleischfaß geleert, so ward es gleich zerschlagen und verbrannt. Trotz des strömenden Regens konnte man sagen, daß es der verbündeten Armee in der Krim an den beiden nothwendigsten Erfordernissen des menschlichen Lebens, an Feuer und Wasser, gebrach.

Für Heiking hatten alle Entbehrungen, das stete Leben in Kälte und Feuchtigkeit nichts Niederdrückendes. Das Bewußtseyn seiner ungeheuern physischen Kraft und seiner unerschütterlichen Gesundheit, ließen ihn Beschwerden mit Gleichmuth, ja sogar mit Humor ertragen, unter denen eine anders organisirte Natur erlegen wäre. Der schöne preußische Reiteroffizier ward dadurch noch mehr zu einer Zelebrität bei Engländern, Franzosen und Türken, und besonders war er bekannt und beliebt im Matrosenlager. Schon auf dem Schiff, das ihn an Bord gehabt, hatte er sich in jeder Theerjacke einen Freund gewonnen, diese machten den prächtigen Menschen, der nie einen Anfall von Seekrankheit gehabt, der bei jedem Winde und Wetter muthig und bei guter Laune blieb, mit ihren Kameraden bekannt, und zeigte er sich unter ihnen, so empfing ihn die respektvollste Freundschaft von Leuten, denen er selbst seine Achtung nicht versagen konnte.

Oft war er mitten unter den Matrosen bei dem beschwerlichen Herausschaffen der Munition und Fourage. Er hörte den rauhen Gesang, mit dem sie sich im Takte erhielten, wenn es galt, gemeinschaftlich ungeheure Lasten zu heben, er stimmte mit seiner tiefen, vollen Stimme in denselben ein, vereinte, wenn es Noth that, seine Riesenkräfte mit ihren Kräften und erwarb sich ihre Dankbarkeit und befestigte sich in ihrer Achtung.

Er war gern unter ihnen und traf da oft auch noch andere Personen, die ihn beobachteten, Gespräche in kameradschaftlicher Weise mit ihm anknüpften und ihn dann später als Bekannten behandelten.

Zwei Engländer, die sehr häufig miteinander gingen, Beide in Civilkleidung und von ziemlich auffallendem Aussehen, hatten sich ihm schon mehr als einmal genähert, ohne daß ein Gespräch zwischen ihm und ihnen stattgefunden. Der eine war ein großer hagerer Mann mit gutmüthigem Gesicht, dunkelm Haar, das einen sonderbaren röthlichen Schein hatte, mächtigen klugen, braunen Augen und einer Hakennase, der andere kurz, untersetzt, mit rundem Kopf, hellblondem Haar, hellen Augen und jenem Roth im Gesicht, das meistens der Beweis einer leidenschaftlichen Gemüthsart ist.

Beide waren nicht schön und schienen auffallendes Wohlgefallen an der kräftigen Schönheit Heiking's zu finden.

Der Kurze, Breitschultigere sah aus, wie Leo zu einem seiner französischen Freunde sagte, wie ein ins Englische übersetzter Tatar.

„Sie haben gute Augen, mein Freund," entgegnete der Zuave. „Der Herr dort ist Niemand anders als der letzte Fürst aus dem Blute Dschingis-Khans, der Prinz Alexis Moroschin, der, seiner Geburt nach, eigentlich Herr der taurischen Halbinsel wäre, wenn nicht Potemkin seinen Urahn in die kaukasischen Berge gejagt hätte. Er wurde mir gestern vorgestellt, trotz seines etwas barbarischen Aussehens ist er ein feiner Mann, ganz eigentlich ein vornehmer Herr in seinem Wesen. Seine Mama war lange Zeit eine Hofdame der Gemahlin Kai-

ser Alexander's, daher mögen wohl seine guten und ganz europäischen Manieren stammen. Er spricht überdieß ein vortreffliches Französisch; aber, da kommt er auf uns zu, an seines langen Begleiters Arm, geben wir ihm einige Schritte entgegen, sein Einfluß ist hier gar nicht ohne Macht, denn die Tatarenhorden verehren in ihm das Blut, das in seinen Adern fließt.“

Die vier Personen traten auf einander zu und Fürst Moroschin bat mit großer Höflichkeit den Zuaven, ihn seinem Begleiter vorzustellen.

„Se. Durchlaucht, der Prinz Moroschin, Herr Lieutenant von Heiling, Preuße von Geburt“, sagte der Franzose mit Höflichkeit.

„Die Familie Heiling ist mit der meinen sehr befreundet“, sagte Prinz Alexis, sich verbindlich an den wilden Leo wendend, „meine Mutter hatte mehrmals die Ehre, eine Frau von Heiling, eine Fürstin von Ebersbach-Steinau bei sich auf Morawa zu sehen, wahrscheinlich eine Verwandte von Ihnen?“

„Die Dame selbst nicht“, entgegnete Heiling, mit einem düstern Lächeln, aber ihr Gatte war einer meiner nächsten Verwandten.

„Das ist mir erfreulich“, entgegnete der Prinz, „ich hoffe auf diese Weise einigen Anspruch auf die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu machen und bitte, sobald es Ihre Zeit erlaubt, mich in meinem Zelt, das ich hier mit meinem Freunde dem Ingenieur Mr. Smith theile, aufzusuchen.“

Man trennte sich und Leo schlenderte am Arme des Zuaven der Zeltstadt zu, die sie zu ihren Füßen ausgebreitet sahen, da das Matrosenlager, in dem sie sich befanden, auf einem höhern Punkte lag.

„Seltsam, seltsam“, sagte Leo mehr für sich als zu seinem Begleiter, „daß dieser Mann mir so von selbst in den Wurf kommen muß.“

„Dieser Mann? Warum gerade dieser? Was haben Sie mit ihm?“ fragte der Franzose.

„Hm! das ist eine eigne Geschichte, ich machte die Reise hierher in Gesellschaft eines Menschen, der an diesen Prinzen ein Anliegen hat, ein ziemlich eigenthümliches. Das Dampfschiff, das uns an Bord nahm, hatte die Erlaubniß von der englischen Regierung erhalten, zwei Personen, Vater und Tochter, karaitische Juden aus der Krim stammend, in diese, ihre Heimath mitzunehmen und ich fand die Leute bereits an Bord, als ich es betrat. Die Vermittelung eines englischen Ingenieurs hatte ihnen diese ungewöhnliche Gunst verschafft, die sie mit großer Bescheidenheit benutzten, denn man sah und hörte wenig von ihnen, außer daß sie in schönen Abendstunden auf dem Verdeck Luft schöpfen kamen. Ich hatte diese Leute gekannt in einer frühern Epoche meines tollen Lebens. Der Vater, ein steinalter, ehrwürdiger Greis, hatte mich in mancherlei Abenteuer verflochten gesehen; die Tochter, schon eine bejahrte Frau, hatte Personen Gutes erwiesen, für die ich mich interessirte. Ich hielt es für eine Art von Pflicht, mich der Leute anzunehmen und sie waren mir sehr dankbar für jede kleine Gefälligkeit. Wir saßen manchmal Abends zusammen auf einer Bank im Freien und plauderten miteinander, und da war es denn natürlich, daß ich fragte, was sie eigentlich aus ihrem Heimathlande, das sie sehr zu lieben schienen, vertrieben habe? Da erfuhr ich denn eine seltsame und gar uninteressante Geschichte, in welche der Vater dieses Prinzen Moroschin auf häßliche Art verwickelt zu seyn scheint.“

„Erzählen Sie das, wenn ich bitten darf“, sagte der Zuave.

„Nun meinetwegen. Doktor Salomon war zur Zeit, als der Kaiser Alexander die Krim bereiste, ein hochberühmter Arzt und Vater zweier Töchter, von denen die ältere, kurz vor ihrer festgesetzten Verheirathung mit einem reichen Goldschmied aus Eupatoria, auf eine geheimnißvolle Art verschwunden war. Dwelet Moroschin, so hieß der Vater des Prinzen Alexis, wußte einen Augenblick dem unglücklichen Vater glauben zu machen, der Kaiser sey an diesem Verschwinden nicht ohne Schuld, und die schöne Rahab befinde sich irgendwo versteckt, und zwar gegen ihren eignen Willen. Als der trostlose Mann dieß glaubte, deutete der Tatar dem erzürnten Arzt, der in Folge eines leichten Unwohlseyns des Kaisers, zu diesem berufen worden, die Möglichkeit an, dem leidenden Monarchen eines der guten Mittelchen einzuführen, welche Kopf- und Zahnweh und alles Weh der Erde mit einem mal kuriren. Entrüstet wies der Jude diesen freilich nicht mit deutlichen Worten gemachten Vorschlag zurück, und zwei Tage darauf, starb Alexander Paulowitsch in Taganrog in den Armen seiner Gattin. Das Gerücht, er sey vergiftet, verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch ganz Europa und Dwelet Moroschin wagte es, dem armen Juden ziemlich deutlich zu sagen, er habe Schuld am Tode des Kaisers. Zwar konnte erweislich kein Schatten eines wirklichen Verdachts auf den unglücklichen Mann fallen, doch seine Freunde riethen ihm ernstlich, die Heimath zu verlassen. Er ging nach Polen und blieb dort, bis die nicht in Polen geborenen Juden durch einen Ukas des Kaisers Nikolaus ausgewiesen wurden, dann flüchtete er nach Preußen und dort hatte ich ihn in einer Mittelstadt, wo ich lange garnisonirte, kennen gelernt.

(Fortsetzung folgt.)

Ich denke Dein!

Wenn ich des Morgens froh erwach',
Und lausch' der muntern Lerche Schlag;
Wenn ruft der Sänger aus dem Hain —
Dann denk ich Dein!

Seh' ich die Blümlein in der Au
Benetzt vom klaren Morgenthau,
Und Sonnenstrahlen spielen d'rein —
Dann denk ich Dein!

Wenn Lüftchen durch die Zweige zieh'n,
Und Wolken hoch am Himmel flieh'n,
Im Thale fließt die Quelle rein —
Dann denk ich Dein!

Wenn mir vom hohen Wonnegefühl
Entschwebt der Laute Saitenspiel,
Ein frommes Lied sich mischet ein —
Dann denk ich Dein!

Hör ich aus Gott geweihtem Ort
Der Orgel zaubernden Akkord,
Und tret ich andachtsvoll da ein —
So denk ich Dein!

Durchwand're ich des Waldes Grün,
Und seh die Maienglöcklein blühn;
Möcht ich, ich wär' nicht so allein —
Und denke Dein!

Blick ich zum Sternenhimmel auf,
Und seh' des Mondes stillen Lauf;
Auch wenn umwölkt des Lichtes Schein —
Denk ich doch Dein;

In Lebenslust und Lebensfreud,
Auch in des Schicksals schwerstem Leid;
Selbst wenn der Tod mir nah' wird seyn.
Denk ich noch Dein, — denk ewig Dein!

—b.

Mannigfaltigkeiten.

Am 13. Nachmittag richtete ein Windstoß zu London in einigen am rechten Themseufer gelegenen Stadtquartieren ganz merkwürdige Verwüstungen an. Dächer wurden abgetragen, Bäume entwurzelt, Mauern eingeworfen, Menschen hoch in die Luft geführt und Schiffe, die eben auf dem Fluß lagen, durch Aneinanderschlagen hart beschädigt. Das Merkwürdige bei diesem Phänomen war seine enge Begränzung, denn auf dem linken Themseufer wußte man von der Bescherrung nichts und erfuhr den Vorfall erst heute durch die Journale. Einen Beweis von der Heftigkeit des Sturmes gibt der Umstand, daß in Union-Street ein Wagen fast 3 Fuß hoch über den Boden gehoben wurde. Kaum gelang es endlich, ihn in einen Hof zu lenken, wo die Gewalt des Sturmes sich brach. Eine Frau mit ihrem Kind wurden beide in eine ziemliche Höhe gehoben und beim Niederfallen ernstlich beschädigt. Ebenso ging es einem Herrn, der gegen eine Mauer geworfen wurde.

In Neapel werden von den dortigen Blättern zwei Beispiele von außerordentlich hohem Alter erwähnt. In der kleinen Gemeinde Sanarica leben jetzt noch zwei Leute, Bruder und Schwester, von denen der ältere, Vito Cäsaro, am 5. November 1738, und seine zweijüngere Schwester im November 1741 geboren ist, so daß der erstere jetzt 119½ und die letztere 116½, beide zusammen 236 Jahre zählen! Vito ist ein Landmann und nährt sich davon, Reisig zu schneiden, um Besen zu machen. Während der guten Jahreszeit macht er noch alle Tage seine fünf bis sechs Wegstunden in den Bergen beladen mit seiner Last. Seine Schwester Therese ist jetzt in ein Hospital aufgenommen, macht aber auch noch täglich lange Spaziergänge.

Vor Sebastopol, dem oftgenannten, halbvergessenen, haben die Engländer wieder einen Mann verloren: einen Seemann mit Namen Thomas Wond vom Liverpooler Schiff Beyrut. Der Unglückliche besichtigte mit einigen andern Matrosen die Umgebungen der Stadt, fand eine kleine Kugel und warf sie weg. Es war eine unversehrte Bombe der niedlichsten Spezies. Sie platzte und schlug den Matrosen todt zu Boden.

Auf der französischen Westbahn hat man neulich Versuche mit einem sinnreichen Apparat angestellt, mittelst dessen ein ganzer Eisenbahnzug geheizt werden kann, wie groß auch die Zahl der Waggons sey. Es wäre zu wünschen, daß der Versuch sich bestätigte und zwar zu Nutz und Frommen der armen Passagiere der letzten Klassen.

Die Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen (Prinzeß Royal von England) hat eine soziale Neuerung eingeführt: eine Livree für ihre weibliche Dienerschaft. Diese muß am Morgen in schwarzen Kleidern, weißen Schürzen und Hauben und am Nachmittag in braunen Kleidern erscheinen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallau'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 121 Freitag, 21. Mai 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Der frühere Verlobte jener verschwundenen Tochter, fuhr Heiking in seiner Erzählung weiter fort, hatte ihm sein Vermögen gerettet und verheirathete sich endlich mit seiner Enkelin. Die Liebe des Greises für seine Heimath blieb unverändert und sobald sich eine Möglichkeit eröffnete, in dieselbe zurückzukehren, benutzte er sie mit einem Entzücken, das mich Heimathlosen an dem silberhaarigen Greise oft tief ergriff. Der Gemahlin des Fürsten, die früher die Gattin eines berühmten Künstlers war, bringt der Jude Nachricht von ihren in Preußen zurückgebliebenen Kindern, und zwar wie ich denke, Nachrichten, welche der hohen Dame sehr angenehm und erfreulich seyn müssen. Er denkt sich dadurch des Schutzes derselben und ihres Einflusses auf den Prinzen zu versichern.»

Der Zuave hatte, während er dieser Erzählung aufmerksam zuhörte, seine dunkeln, leuchtenden Augen in die Ferne gerichtet, und als Heiking schon lange schwieg, starrte er noch mit gespanntem Blick nieder in die Tiefen.

»Sehen Sie nichts, mein Freund?» fragte er endlich, und deutete mit dem Finger auf das vor ihnen ausgebreitete Thal, an einer Stelle, wo malerische Felsengruppen sich bis dicht an die Tschernosa heranziehen.

Der wilde Leo strengte seine Augen an, daß sie aus ihren Höhlen zu springen drohten, aber der Garnisonsoldat sah nicht, was der kriegegeübte Zuave entdeckt hatte, die Bewegung im russischen Lager, die allerdings nicht ohne Bedeutung seyn konnte.

»Wir stehen morgen im Feuer, Kamerad», sagte der Zuave, »diese Russen rüsten sich zu einem entscheidenden Schlag.»

Er hatte Recht gehabt. Schon um acht Uhr am folgenden Morgen ertönte der Donner der russischen Kanonen, das Knattern des Kleingewehrfeuers.

In der Schlacht von Balaklawa, bei jenem furchtbaren Gefecht, in dem die englische leichte Reiterei unsterblichen Ruhm und so Viele derselben den Heldentod fanden, bewährte Leo Heiking sich als Held, als ächter Krieger; während um ihn die russischen Vollkugeln niedersausten und die Granaten zischend platzten, saß er fest auf seinem edlen Roß, das, obgleich zitternd, der Hand des ihm liebgewordenen Herrn gehorchte.

Als Russen und Engländer sich in einem Knäuel zusammenballten, in dem die Barbarei der russischen Führer der Freunde so wenig als der Feind schonend, die zerstörenden Granaten sendete, fühlte das stolze Herz des Bastards sich ebenbürtig den Lords und Edeln des stolzen Englands, er war ein Mann, und Keiner von jenen konnte vor dem Blitzen der Feuerschlünde mehr seyn. Hunderte fielen um ihn, neben ihm! Verwundete Pferde jagten mit gesträubter Mähne, mit schleppenden Eingeweiden, herrenlos über das Blachfeld zurück nach den Reihen der englischen Armee, auch Heikings edles Thier trug seinen Reiter hinüber in Sicherheit.

Der Tag verging. Tausende überlebten ihn nicht. Die Verbündeten nannten ihn einen Tag des Sieges und am Abend, als der Mond bleich und voll aufstieg, eilten geschäftige Gruppen bei seinem Licht hin und her über das grauenvolle Feld des Todes, die Verwundeten hinweg zu tragen, wo ihnen Hülfe geschafft werden konnte, und die Todten zu begraben.

Auf einer Stelle, da, wo jenes Reitergefecht am wildesten getobt hatte, lagen sie untereinander gemischt, Russen und Briten, wie der Tod sie eben hingestreut.

In seinen Mantel gehüllt, das Herz erfüllt mit wunderbaren schauerlichen Gedanken, welche die Zunge niemals auszusprechen fähig ist, schritt Heiking im Schweigen der Mitternacht über diesen verhängnißvollen Platz, an todten Pferden vorüber, die mit glasigem, gebrochenen Auge gen Himmel stierend, eine Klage über die Kreatur Mensch, empor zum Throne Gottes zu senden schienen.

Jammerlaute in allen Sprachen der Erde tön-

ten an sein Ohr, auf seinen Flügeln trug sie der Wind, selbst seufzend, über die Ebene.

Hier und da über Leichen steigend, die sich im Todesringen kämpfend aneinander und ineinander geklammert hatten, sah Heiking sich um nach den Verwundeten, welche, den Himmel nur zur Decke habend, von Fieberschauern geschüttelt, vor Allem über Durst klagten, und reichte bald einem Russen, bald einem Hochländer, bald einem armen Leidenden, dessen Wiege das grüne Erin gewesen, einen letzten Labetrunk aus seiner Feldflasche.

Neben einem zerstampften Quendelstrauch, der in der Nachtkühle selbst sterbend, mit seinem Dufte die ringsum Sterbenden erquickte, lag auch ein Paar zusammengeballt, der Kopf des einen auf den Knieen des andern. Hm! das war keine Stellung, die der Haß einnimmt. Leo konnte sich nicht täuschen über das Bild, das er erblickte. Ein Weib kauerte hier, der Nachtwind wehte das graue Haar zurück von ihren Schläfen, ihr Gesicht war niedergebeugt auf die Gestalt, deren Haupt sie in verzweifelnder Liebe krampfhaft mit ihren Armen umschlossen hatte, und von ihren Lippen tönte ein leiser eintöniger Gesang, ein Wiegenlied, wie es in allen Ländern der Erde, so weit der blaue Himmel ihren grünenden Rand umspannt, die Mutterliebe dem entschlummernden Kind singt.

Als Leo sich der Gruppe näherte, erhob das Geschöpf den Kopf und zeigte dem Mondlicht und dem erscheinenden Soldaten ein Gesicht voll Furchen und Narben, und wilde Augen, aus denen Thränenbäche flossen.

Sie sprach einige russische Worte, und als Leo diese nicht verstand, sagte sie französisch im flehenden Tone: „Einen Trunk, einen letzten Trunk Wasser für meinen sterbenden Sohn!“

Heiking bückte sich und setzte die Flasche an die Lippen des Russen, aber die Erquickung kam zu spät. Die Augen waren bereits gebrochen, die Zunge erstarrt, bleischwer sank der Körper zu Boden, als Heiking von dem Versuche, ihn etwas empor zu richten, abstand.

„Er ist todt, arme Mutter“, sagte er von Mitleid bewegt, zu der alten Frau in französischer Sprache, „laßt ihn schlafen, Euer Sohn ist als Held gestorben.“

„Der Letzte“, sagte die Alte dumpf und richtete, sich vom Boden erhebend, einen Blick der Verzweiflung empor zu dem Nachthimmel, wo der Mond aus Wolken auf die blutgetränkte Erde niederschaute.

Leo Heiking, der Bastard, war viel zu sehr ein wahrer Mann, als daß es ihm möglich gewesen wäre, ein Weib, gleichviel ob alt oder jung, arm oder reich, schön oder häßlich, in einer solchen Situation schutzlos zu lassen.

„Er schläft, lassen Sie ihn schlafen, arme Mutter“, sagte er daher beschwichtigend, „der hat keine Schmerzen mehr zu leiden und Ihre Nähe kann ihn auch nicht trösten, kommen Sie mit mir und gönnen Sie dem Todten die Ruhe.“

Die Alte sah ihn mit ihren Augen an.

„Er war mein Sohn“, murmelte sie dann, „mein einziges Kind, mein letztes Besitzthum auf Erden; jetzt ist er hin, da liegt er und sein Blut bildet eine Lache um das Haupt, das so oft in meinem Schooße schlummerte, muß ich nicht da seyn, wo er ist? Blieb ich nicht seinethalben bei dem Sohn meines Todfeindes? Eine Mutter kann ja ihr Kind nicht verlassen, Kinder verlassen den Vater, ja das geschieht wohl auf Erden, aber die Mutter bleibt bei dem Kinde, ich will schlafen, wo mein Sohn schläft.“

In diesem Augenblick näherten sich Patrouillen, welche zum Aufsuchen und Begraben der Todten abgeschickt waren, dem Fleck, auf welchem Leo mit der Alten sprach. Die umherliegenden Körper der Russen und Engländer wurden auf die Bahre gelegt, und der gleichförmige Tritt der Soldaten, die sie hinwegtrugen, verhallte bald in der Nachtstille.

Die Alte stierte dem sich entfernenden Zuge nach, kauerte sich dann weinend auf die Stelle, welche das Blut ihres Sohnes geröthet hatte und pflückte die Quendelzweige, die sein zusammensinkender Körper zerbrochen.

„Kommen Sie, kommen Sie, Mutter“, sagte Heiking eifrig, sie hörte nicht darauf; aber als er sie am Arme ergriff und emporrichtete, als er mit halber Gewalt es versuchte, sie vorwärts zu führen, ging sie ohne Widerstand mit ihm, und so brachte er sie denn in sein Zelt. Zum Tode ermüdet, warf er sich dortselbst auf den feuchten Boden, der Alten sein nicht minder feuchtes, aus zusammengerafften Kräutern bestehendes Lager überlassend, und schlief ein.

Als er erwachte, war es noch Nacht. Ein leiser, murmelnder Gesang erweckte ihn. Die Alte stieß ihn aus, indem sie mit langsamen Schritten im Zelt umherging.

Eine schöne Gesellschaft, die ich mir da aufgeladen habe, dachte Heiking, vermuthlich eine Tolle, die mir das Letzte raubt, was Einem hier bleibt, den Schlaf nach der Anstrengung der Schlacht.

„He, Mutter! alte Dame! Legt Euch in Gottes Namen nieder, laßt andere Leute schlafen und versucht, ob nicht Euch selbst der Schlaf, den Kummer um Euern Sohn ein wenig verscheucht.“

Die Alte warf einen verwilderten Blick auf ihn, ließ ihre erhobenen Arme herabsinken, kauerte sich auf ihrem Lager nieder und brach in ein schmerz,

liches Schluchzen aus, das ihre ganze verkrümmte und verschobene Gestalt erschütterte.

Es war furchtbar anzusehen, und das Herz des Bastards war viel zu mitleidig, um die Störerin seiner Ruhe in diesem Zustande sich selbst zu überlassen.

Er trat zu ihr hin und versuchte es, sie empor zu richten. Ihre Kleider, feucht vom Thau der Nacht und vom Blute ihres Sohnes, hingen zerrissen an ihrem Leibe nieder, ihr graues Haar flatterte aufgelöst um ihr bleiches Gesicht, und die Augen glühten darin, wie zwei brennende Kohlen. Leo hob ihren Kopf empor und versuchte ihre strömenden Thränen mit seinem Tuche zu trocknen. Sonderbar! als er so in das alte runzliche Gesicht blickte, erschien es ihm plötzlich nicht mehr fremd, ja es erschien ihm nicht mehr so gespenstisch häßlich. Die dunkel glühenden Augen waren braun und von einem edeln Schnitt. Die Nase, zwar stark gebogen und spitz durch Magerkeit, mochte einst sehr schön gewesen seyn, der eingefallene, zahnlose Mund war klein und hatte feine Lippen. Es war immer noch eine verkrümmte alte Frau, die er im Arme hielt, aber durchaus nicht mehr das Scheusal, das er in sein Zelt gebracht, und wo, wo in aller Welt hatte er dieß Gesicht oder ein ihm sehr ähnliches schon gesehen?

Es war indeß keine Zeit, darüber Betrachtungen anzustellen. Die Alte ließ sich von seinen freundlichen Worten beruhigen, er bedeckte sie mit seinem Mantel, als sie sich auf seine Bitten abermals niedergelegt und suchte selbst noch ein wenig zu ruhen, was ihm auch endlich gelang. Er schlief, wie ein todtmüder Mann schläft, allerlei Träume gaukelten an seiner Seele vorüber und machten vergangene Tage ihm zur Gegenwart. Er sah Nanni! Es waren seine schlimmsten Träume, wenn diese Gestalt ihm gegenüber trat. Sie stand am Feuer ihres eignen Heerdes und braute einen Trank, er wußte, daß derselbe vergiftet sey und daß gräßliches Unglück geschehen würde, und zwar seinetwegen, und er hatte doch nicht die Kraft zu rufen, sich zu regen, ein einziges lautes Wort zu sprechen. Endlich gelang es ihm, die Bleilast des Schlafes abzuschütteln. Er öffnete weit die Augen, und sah die Gegenstände umher an, mit dem Streben sich zu erinnern, wo er sey. Da stand in einer Ecke vor einer Steinplatte, auf welcher Feuer brannte und ein Topf siedete, die Tochter des jüdischen Arztes, die Frau Deborah, der er mehr als einmal begegnet war, wenn er zu Bergenau's Frau geschlichen. Ja! sie war es, obgleich furchtbar gealtert, verkrümmt und in zerrissenen Kleidern. Gott, welche Veränderungen waren mit diesem edelschönen Weibe vorgegangen, und wo — Ha! Er war nicht mehr in Deutschland, er lag in seinem Zelt auf dem blutigen Boden der Krim, und das weibliche Wesen vor ihm, gehörte nicht zu den Erinnerungen, die sein Traum ihm aufgefrischt, es war nicht Frau Deborah, sondern ein ihr ähnliches, aber gräßlich zerstörtes, entstelltes Geschöpf. Es war die Schmerzensmutter, die er vom Schlachtfelde in sein Zelt geführt.

Er richtete sich empor, es war Morgen, der kalte Wind pfiff durch die dünnen Zeltwände. Er fühlte die Wirklichkeit!

Die Alte hatte sein Erwachen beobachtet und trat zu ihm, einen warmen duftenden Trank in ihrer Hand haltend. Sie nöthigte ihn durch Geberden und einzelne französische Worte, denselben zu genießen, und Leo fühlte sich nicht wenig gestärkt und erkräftigt, als er getrunken hatte.

Der Dienst rief ihn nun hinaus. Er befahl dem Menschen, der ihm als Diener beigegeben worden, die alte Frau im Zelte zu lassen und nach Kräften für ihre Bequemlichkeit und ihre Bedürfnisse zu sorgen und ging seinen Pflichten nach.

Es war ein kalter und rauher Tag. Immer noch beschäftigte man sich mit dem Wegbringen der Verwundeten, mit dem Begraben der Todten. Ein Waffenstillstand war zu diesem Zweck zwischen den kämpfenden Heeren verabredet und auf dem Felde des gestrigen Kampfes zogen russische, englische und französische Offiziere an der Spitze der Mannschaften, welche die Verwundeten fortbrachten und die Todten zusammenschichteten, feierlich grüßend aneinander vorüber.

Auch Heiling führte einen solchen Trauerzug an, die Aerzte standen hinter einer schnell aufgerichteten Wand beieinander. Blanke Messer, leinene Binden, Haufen von Charpie lagen dort auf langen Tischen, und eilig legten die Vielbeschäftigten den theils jammernden, theils knirschenden Verwundeten den ersten Verband an. Flüche und Gebete in allen Sprachen der Erde stiegen hier auf zum grauen Himmel. Die Aerzte, die schon die ganze Nacht gearbeitet hatten, waren sehr ermüdet. Einer um den Andern sank zusammen und mußte, der erschöpften Natur ihr Recht einräumend, eine Zeit lang ruhen.

Ein Arzt, eine hohe mächtige Gestalt mit silberweißem Haar, schaffte ununterbrochen, mit einer Thätigkeit, einem Eifer und einer Milde, welche die Aufmerksamkeit aller Offiziere erregte. Auch Leo, an der Spitze seines Zuges den Platz betretend, wo Jener stand, sah ihn und erkannte alsbald seinen alten Reisegefährten, Doktor Salomon, der hier seinen menschenfreundlichen Beruf an Freund und Feind ausübte.

Sie nickten einander zu und der jüdische Arzt gab seinem Beschützer das Versprechen, ihn so-

bald es ihm möglich seyn werde, in seinem Zelte aufzusuchen.

Doktor Salomon war in das Lager der Verbündeten gekommen, um seinen alten Freund Tom Smith aufzusuchen und er entwickelte nun hier, freiwillig eine Kraft, Thätlichkeit und Geschicklichkeit, die ihm die Achtung aller der Personen erwarb, welche Gelegenheit hatten, den Greis zu beobachten.

Was auch geschieht auf Erden, wie sehr das Herz und die Seele des Menschen auch leiden mag, ist er körperlich gesund, so stellt sich bei ihm der Hunger ein und das war auch trotz der Strapazen und Aufregungen, trotz Kanonendonner und dem Zischen der Granaten, täglich und selbst heute bei Heiking der Fall. Er ging, um seine ärmliche Mahlzeit zu bereiten, in sein Zelt und war nicht wenig erstaunt und erfreut, zu finden, daß seine Gefährtin mit Hülfe seines Dieners für seine Bedürfnisse gesorgt hatte.

Er fand wirklich gahrgekochtes Fleisch, gut ausgequollenen Reis, ja sogar den ungeheuren Luxus einiger dampfenden Kartoffeln, Alles gut auf dem Bret geordnet, das ihm zum Tische diente und er aß und trank den Wein, der reichlich geliefert wurde, und ward satt. Es schmerzte ihn nur, daß die alte Frau nichts als einen Schluck Rothwein zu sich nehmen wollte und sich dann wieder in der Ecke zusammenkauerte und das Gesicht in ihren Händen barg.

Er mußte sie abermals verlassen. In der Nacht erst gestattete ihm der Dienst, sein Zelt wieder zu betreten. Doktor Salomon, den er aufgesucht, begleitete ihn und trat mit ihm zugleich unter das linnene Dach.

Sie sprachen deutsch miteinander. Der alte jüdische Arzt mit dem Silberhaar und dem klaren Auge sah aus wie einer der Propheten aus der Vorzeit seines Volkes. Er erzählte von dem Jammer des heutigen Tages, von dem Blute, das in Strömen geflossen, von der Ernte, die unter seinen Händen der Tod gehalten. Seine Stimme zitterte bei seinen Worten und Thränen drangen aus seinen glänzenden, zum Himmel erhobenen Augen hervor.

„Und die Russen, meine arme Landsleute", sagte er endlich bebend, „sie haben mehr noch verloren als die Verbündeten, o, wie viel tausend Mütter werden heute weinen, wie Rahel einst weinte um ihre Kinder."

„Herr Gott im Himmel!" rief Leo, den Sprecher unterbrechend, „ich hatte hier eine von den russischen Müttern, ein unglückseliges Geschöpf, das den verblutenden Sohn auf dem Schlachtfelde in seinen Armen hielt. Wo ist sie? Wo mag sie nur hingekommen seyn?"

Er sah sich in der Dunkelheit des Zeltes um, da kauerte die Unglückliche in der fernsten Ecke und hielt die welken Hände vor die Augen, ihre Glieder bebten und ihre Brust flog wie in Krämpfen auf und nieder.

„Sie stirbt, Doktor, das arme unglückselige Geschöpf", sagte Heiking und versuchte die gebrechliche Alte aus ihrem Winkel hervor auf sein Lager zu schaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Münchner Zitherspieler Herr Uebelacker hat ein neues musikalisches Instrument erfunden. Lauter Stimmgabeln sind in einem Halbkreis zusammengestellt und werden durch ein Rad, welches der Spielende mit dem Fuß treibt, an ihren Seitenflächen bestrichen, gerade so wie die Seiten der Violine von dem Bogen. Auf diese Weise entlockt man den Stimmgabeln einen ungemein angenehmen, weichen, wohllautenden Ton. Gespielt wird das neue Instrument wie ein Klavier, nur mit dem Unterschied, daß die Tasten nicht in gerader Linie, sondern im Halbkreis angebracht sind, was den Spielenden weniger ermüdet. Als besonderer Vortheil des Instrumentes ist noch hervorzuheben, daß es sehr einfach ist, nie sich verstimmt. In einer schönen äußeren Ausstattung von Nußbaumholz gleicht es einem Sekretär.

Charade.

(Zweisylbig.)

Das erste Wort, vom Element geboren,
Ist selber tödtlich, selber eine Macht;
Doch mehr noch geht durch's Element verloren
Das zweite Wort, das Fleiß und Kunst vollbracht.
Das Liebste, was der Mensch sich hat erkoren,
Wird oft zum ersten Wort in einer Nacht.
Und schüttelt dann der Frost des Armen Glieder,
Gibt leicht das Ganze ihm die Wärme wieder.

Auflösung des Räthsels in Nro. 116:
1. Oder. 2. Main. 3. Neckar.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 122 Samstag, 22. Mai 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Der karaitische Arzt eilte mit menschenfreundlichem Eifer ihm zur Hülfe; man zündete die Laterne an, die Heiling sich zu verschaffen gewußt hatte, und bei ihrem bleichen flackernden Licht bog der Greis sich über das leidende Weib, in deren von Schuld, Elend und Reue verwüsteten Zügen das Vaterauge dennoch auf den ersten Blick die langverlorene, ach so heiß geliebte Tochter erkannte.

„Rahab! Rahab, mein Kind!" sagte er in der Sprache seines Volkes, „hier finde ich dich und so finde ich dich wieder!"

„Mein Vater, o, mein Vater!" jammerte die Unglückliche, „o, der Gott Israels hat Erbarmen mit mir, er läßt mich dein theures Haupt noch einmal sehen, bevor ich sterbe. Du kannst mir nicht verzeihen, mein Vater, ich weiß das sehr wohl, denn die Menge meiner Sünden ist groß wie der Sand am Meer, aber du kannst deine reine Hand auf mein beflecktes Herz legen, dann wird es den Muth gewinnen, noch einmal zu Gott unserem Herrn zu beten: Erbarme dich meiner Jehovah!"

„Du wirst mit mir gehen, Rahab, du wirst bei mir bleiben, unglückliches Weib und wirst mein Kind seyn und mit deiner Schwester vereint mir die Augen zu drücken und auf meinem Grabe klagen."

„Ich werde sterben, mein Vater, und die Erde von dem schuldigsten und elendesten Geschöpf befreien, das sie getragen", sagte Rahab, „aber zuvor werde ich dir den Jammer meines Lebens mittheilen und dieser Mann, der ein guter Mann ist, soll zuhören und Zeuge und Rächer meiner Sünden und meines Elendes seyn."

„Die Rache ist mein, spricht der Herr, ich will vergelten!" sagte der jüdische Arzt mit den Worten des Psalmisten.

Rahab aber erhob sich vom Boden, zeigte ihre verkrümmten Glieder und ihr entstelltes Angesicht, hob die Arme empor zur Decke des Zeltes und rief mit wildem Tone:

„Meine Seele ist verdorben, wie mein Leib, mein Leben ist eine lange Kette von Schuld und Elend und das ist Alles das Werk eines Einzelnen, sein Tod konnte meiner Rache nicht genügen, ich habe ihn verfolgt in seinen Nachkommen. Aber kein Stein von seinen Besitzungen soll auf dem andern bleiben; verflucht sey sein Sohn, er sey der Letzte seines Geschlechts und sterbe im Elend, verflucht sey Alles, was er je geliebt, verflucht die Erde, die seine modernden Gebeine deckt. Von der Erde verschwinde das Geschlecht Dschingis-Khan's und sein Andenken verlösche mit dem Namen des schlechtesten seiner Nachkommen, Dwelet Moroschin."

Sie sank in Krämpfen zusammen, blutiger Schaum trat auf ihre Lippen, ihre Augen verglasten, sie lag mehrere gräßliche Minuten lang starr, die selbst das unerschrockene Herz Heiling's mit Furcht, zum Mindesten mit Grausen erfüllten.

Als sie wieder zu sich kam, war sie schwach und sanft wie ein ermüdetes Kind, sie erkannte ihren Vater, erkannte ihren Beschützer und nachdem sie fast eine Stunde schweigend und leise weinend dagelegen, rief sie Beide in ihre Nähe und sagte:

„Achtet auf Das, was ich zu erzählen habe, es wird euch Aufschluß geben über Vieles."

Sie sagte das in französischer Sprache und in dieser erzählte sie auch, um Heiling verständlich zu seyn, die in der That traurige Geschichte ihres Lebens.

„Du weißt, mein Vater, daß ich einst dein geliebtes Kind und eine blühend schöne Jungfrau war, aber das ist nun sehr lange her und zwischen heute und der Stunde, da du mir sagtest, daß ein wackerer Jüngling unseres Glaubens mein Gatte werden solle, liegen die Schrecken der Hölle, von diesem Moment aber muß ich beginnen, um dir verständlich zu werden. Ich war nicht, wie meine Schwester, ein gehorsames, sanftes Kind, ich hatte ein Herz, das heißes Verlangen trug nach Wissenschaft und Genuß, nach Erkenntniß und Vergnügen. Ich hatte allen Unterricht, der mir zutheil geworden, mit Eifer benutzt und jede Gelegenheit, die Welt

und ihre Freuden kennen zu lernen, festgehalten. Ich war mit siebzehn Jahren ein kluges weltliches, an mancherlei Kenntnissen reiches Weib, das den Glauben seiner Väter herzlich verachtete und nach Macht und Ansehen strebend, die Wissenschaften als Mittel zu beiden ansah. So kam ich nach Eupatoria. Dort lernte ich im Hause meines Verlobten einen Mann von hohem Ruf, und gelehrt in allen Naturwissenschaften, kennen. Es war ein Kaufmann von einigem Vermögen, nannte sich Fedor Petrowitsch und trieb einen Handel mit Droguerien, Farbekräutern und tausend Dingen, die recht gebraucht, dem Menschen auf tausenderlei Art nützen, bei falscher Anwendung aber als Gifte oft auch zerstörend wirken. Wie der beste Mensch, so war Fedor auch der schönste, den meine Augen jemals erblickt hatten. Seine Schönheit hatte etwas Rührendes, denn immer sah er aus, als ob ein Schmerz seine Seele bedrücke, und das war auch der Fall, denn Fedor war als Leibeigener geboren und gehörte einem strengen Herrn, dem Nachkommen der alten Tatarenfürsten, der von dem Kaiser Paul große Besitzungen auf dem Chersones theils durch Kauf, theils als Geschenk erhalten hatte, und dieser, sein Herr, war ein stolzer, böser Jüngling, der zwar ihm, seinem Milchbruder, gestattet hatte, sich etwas zu erwerben und zu erlernen, der ihm aber wohl nie das höchste aller irdischen Güter, die Freiheit, geben würde. Das war der nagende Kummer Fedor's. Niemand kannte ihn als ich und Niemand verstand ihm denselben aus der Seele zu lächeln als ich — denn ich liebte ihn und mein glücksdurstiges Herz war von da an nur von dem einen heißen Wunsch erfüllt: ihm angehören zu dürfen. O, wie meine Seele rang, nicht im Kampfe gegen erkannte Pflichten, diesen hatte ich längst beendigt, ich rang nur noch mit den Verhältnissen, die es mir unmöglich zu machen schienen, daß ich an seiner Seite leben konnte, denn es gehörte zu seiner Verheirathung die Einwilligung seines Herrn, und in Eupatoria, wo Jeder mich als karaitische Jüdin und die Braut des Lemuel Sidreh kannte, konnte ich ja nicht sein Weib werden. Da kam Dwelet Moroschin nach Eupatoria und sah mich im Laden meines Verlobten. Er fand mich schön und näherte sich mir mit Worten der Leidenschaft. Ich gestattete ihm, um was er mich bat, nämlich eine geheime Zusammenkunft; aber ich benutzte sie, mich ihm zu Füßen zu werfen und ihm von meiner Liebe zu Fedor Petrowitsch zu erzählen und ihn anzuflehen um die Freiheit des Geliebten oder mindestens um seine Einwilligung zu unserer Ehe und einen Zufluchtsort auf seinen Gütern. Er besann sich einen Augenblick, dann sagte er: „Du magst die Gattin meines Milchbruders werden und ihr Beide geht weit von hier, nach meiner Besitzung Morawa, an der polnischen Gränze, dort lebt ihr einige Zeit, bis ich deinem Gatten die Freiheit geben kann, die er gegen ein billiges Lösegeld erhalten soll, wenn es mir passend scheint. Meine einzige Bedingung für alles Das ist nur, daß du mir ein von der Hand deines Geliebten bereitetes, feines, schnell und schmerzlos wirkendes Gift schaffst. Fedor weigerte sich, mir ein solches Gift zu geben und verschmähte selbst die Freiheit, die ich ihm dafür geboten, der Thor! Wende du, schönes Weib, deinen Einfluß auf ihn und schaffe mir, was ich wünsche. Betrügen mit unschädlichen Stoffen darfst du mich nicht, ich probire an einem Hunde oder Pferde die Kraft des Trankes, denn ein Trank muß es seyn, und zwar genug, um mehr als einem Menschen den Tod zu geben." Ich machte einige Einwendungen. Er lachte und sagte: „Gut, so sey mein Eigenthum, schönes Mädchen, vergiß den Sklaven und ich vergesse meine Grille." O, ich liebte den armen Fedor, ich dürstete nach seinem Besitz, ich wollte das Glück, der Erde Höchstes, das Glück der Liebe in vollen Zügen genießen; es war mir ein Leichtes, dasselbe zu erkaufen, denn mir gab Fedor Alles, was ich verlangte, und ich hatte überdieß in seiner Gesellschaft mir manche chemische Kenntnisse erworben. Ich schaffte dem Fürsten, was er gewünscht hatte und er verschaffte mir Gelegenheit zur Flucht. Seinem Milchbruder gab er vor aller Welt einen Auftrag nach Morawa an seine Untergebenen dort. Fedor's Freiheit sollte später um Gold zu erkaufen seyn und ich nahm aus dem Juwelenladen des Mannes, dem mein Vater mich bestimmt hatte, die Mittel, sie ihm zu schaffen, in Gestalt der glänzendsten und kostbarsten Diamanten. Ich wollte Glück, irdisches Glück, es war das Ziel all meines Strebens, ich verlachte die Bedenklichkeiten, die andere Menschen in ihrem Gewissen finden. Wer den Genuß, wer die Freuden der Erde für das höchste erstrebenswerthe Ziel hält, der muß konsequent so handeln, wie ich. Das Leben ist ein kurzer flüchtiger Traum, ihn mit allen Wonnen auszufüllen, die es bietet, war mein Wille, die Mittel dazu ergriff ich, wo ich sie fand. Der Tod machte Allem, ja so bald ein Ende und in der Finsterniß des Grabes war es gleichgültig, ob ich tugendhaft gelitten oder verbrecherisch geschwelgt hatte. An eine ewige Gerechtigkeit dachte ich in meinem Sündentaumel nicht. Ich kam mit Schätzen beladen mit dem Geliebten nach Morawa. Die Nachricht, daß Kaiser Alexander plötzlich gestorben, der noch vor wenigen Tagen mir, dem schönen Judenmädchen, öffentlich einige Zeichen seines Wohlwollens und Wohlgefallens gegeben, überraschte uns dort und gab meinem Herzen einen seltsamen Schmerz, es war, als ob ich fühlte, daß ein Gletscher, ein furchtbarer Eisberg sich in Bewegung

sehe und langsam herabsinkend, die Blüthenfelder der Wonne, die ich mir geschaffen, bedeckte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krankheiten unserer Zeit.*)

Von Dr. med. Heinrich Kaan.

So wie ein alt Gebäude, wie fest es wäre, in Trümmer fällt,
So welkt der Sterblichen Geschlecht dem Tode unaufhaltsam zu,
Zur Seite wandelt uns Freund Hain,
Begleitet uns von Wiege an
Und wallt mit uns
Bis zu der kühlen Ruhestätt'.
So wie am Lotosblatte sich ein Tropfen Thaues zitternd hält,
So ist dem steten Falle nah' der Menschen zitternd Erdenglück,
Und wie im großen Ocean sich eine Well' die and're trifft,
So treffen hier auf Erden sich Wesen einen Augenblick.

Es ist eine schwierige Sache, in sich zu schauen und sein geistiges Ich richtig zu erforschen. Wenige können es und eine noch geringere Anzahl will es. Was man erlebt, vergißt sich schnell, und die Gemüthsstimmung in uns wechselt nach dem Thermometer-Grade der sozialen Verhältnisse. Was heute uns Freude bereitet, läßt uns morgen kalt, und was uns anfangs Schmerz verursacht, ertragen wir leicht mit Resignation und fügen uns mit Geduld in die Launen des Schicksals. So gleicht ein Tag dem andern, die Gewohnheit glättet die Unebenheiten der Existenz. Ein Uebel ist ein Leben, was jede Lebenslage verbittert, den Millionär wie den Bettler foltert, was Vergehen vorbereitet, Verbrechen erzeugt — es ist: die Langeweile. Um sie zu verscheuchen, liest der Bemittelte, und die Tagesliteratur soll ihn unterstützen, das Gespenst mit den Riesenarmen, die Zeit, zu verjagen, und der Stunden Leere auszufüllen.

Wie öd' und traurig sieht es oft im Gemüthsleben eines Menschen aus, dem alle literarischen Produkte des In- und Auslandes zu Gebote stehen.

Zur Selbstbefriedigung genügt nicht die Vielheit der Lektüre, sondern die Methode, wie der Leser liest und sich des Dichters Idee vergegenwärtiget.

Um aber des Buches Geist zu erfassen, muß der Seelenspiegel des Lesers ungetrübt seyn, er muß richtig erkennen, klar beurtheilen und tief fühlen; dazu gehört Gemüthsruhe und innere Zufriedenheit — zwei Handelsartikel, die auf dem großen Weltmarkte des Lebens immer seltener werden.

Der industrielle Aufschwung unseres Jahrhunderts wurde das Grab der Poesie, und je mehr die materiellen Interessen um sich griffen und der Hebel der sozialen Verhältnisse wurden, desto mehr traten in den Hintergrund die Schwingungen der Phantasie, und die Blumengefilde der Dichtkunst verdorrten; Apollo's Tempel wurde zum Bazar mit dem Aushängschilde: Egoismus und Interesse.

Einzelne Stimmen tauchten wohl auf, die anregten zum Selbststudium, die den Wanderer einluden, mit ihnen zu wallen in den besseren Gefilden eines höhern Gefühllebens — allein klanglos verhallten ihre Töne und ihr Ruf fand keinen Wiederhall.

Jeder gebildete Mensch hat reichlichen Stoff, in seiner Umgebung Studien über die Menschheit zu machen, einzugehen in die Fäden des sozialen Lebens, den Schleier der Verhältnisse zu lüften und Beiträge zur Geschichte der Menschennatur zu liefern.

Niemand hat so üppiges Material auf diesem Felde, wie Priester und Arzt, beide erblicken den Menschen frei von Glanz und Schimmer in seinen Fehlern und seinen Schwächen; vor ihnen fällt die Hülle, und das Werk der Schöpfung tritt klar und deutlich vor ihr prüfendes Auge.

Am Kranken- und am Sterbebette wird der Mensch wahr, Lüge und Verstellung schwindet, daher beurtheilen Arzt und Priester am richtigsten, tadeln, wo die Welt lobt, und entschuldigen, wo sie verdammt.

Ein reichbewegtes Leben liegt hinter mir, ich lebte in verschiedenen Großstädten Europa's, in den mannigfaltigsten Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft. Ich beobachtete an allen Personen, die ich kennen lernte, wenn sie Gegenstand meiner Behandlung wurden, den Causal-Nexus zwischen ihren sozialen Verhältnissen und der Erkrankung und ich gelangte zu der Ueberzeugung, daß die meisten Krankheiten unserer Zeit aus der bürgerlichen Stellung und aus der Beziehung zu seinen Nebenmenschen sich entwickeln.

Das soziale Leben in seinen Mißbräuchen und Verirrungen ist die Keimstätte der meisten chronischen Erkrankungen, und die thörichten Ideen, die Herkommen, Vorurtheil, Aberglaube, mangelhafte Geistesentwicklung in den Massen verbreiten, sind Hauptgrund der Entkräftigung unserer Generation.

Die Menschen waren krank seit der Entstehung der Welt und im alten und im neuen Bunde lesen wir Krankheiten als Strafen der Sünde, als Mittel der Barmherzigkeit Gottes, um dem Menschen seine hinfällige Natur zu vergegenwärtigen und ihn auf seinen erhabenen Beruf vorzubereiten.

Die ersten Menschen lebten einfach und naturgemäß und doch waren sie krank. Welchem Heere von Krankheiten muß der Mensch jetzt unterworfen

---

*) Aus der im Verlag von Otto Wigand in Leipzig erscheinenden „Sonntagspost."

seyn, wo er von der Wiege bis zum Grabe sich bemüht, so naturwidrig zu leben, als möglich, und die Gesetze der Natur mit Füßen tritt!

Die Gesundheit besteht in der Uebereinstimmung der Thätigkeit aller Organe zu einem gemeinschaftlichen Zweck: der Erhaltung des Individuums.

Die Außenwelt, die uns umgibt, erregt durch die Verschiedenartigkeit der Eindrücke die Lebensthätigkeit, und der Kampf zwischen der Außenwelt und der Reaktion des Individuums erhält die Maschine, die wir Organismus nennen, im Gange.

Wenn die äußern Einflüße, sey es durch ihre Intensität oder durch zu große Fremdartigkeit die Lebensthätigkeit überwältigen, so entsteht Krankheit; die Natur hat den Menschen als Schutzwaffe die Fähigkeit verliehen, durch Steigerung der Lebensthätigkeit Störungen auszugleichen und fremdartige Einflüsse zu beseitigen.

Die Lebenskraft macht den Menschen zum Kosmopoliten, durch sie verträgt er jeden Himmelsstrich und jede Lebensart, sie erhält den Grubenarbeiter in den Blei- und Quecksilberminen, der Matrose schleudert sich seiner Lebenkraft bewußt in die wilde Brandung der tosenden Fluthen, ihr dankt der Soldat seinen Todesmuth und seine Tollkühnheit im blutigen Schlachtgetümmel, und selbst der Galeerensklave, wohnend in einem Kellerloch, umgeben von Flüchen und Verwünschungen, schleppt durch sie unterstützt lange seine qualvolle Existenz.

Wenn bei so verschiedenartigen Verhältnissen die Lebenskraft so viel vermag, um wie viel mehr könnte sie leisten, im gewöhnlichen bürgerlichen Leben, wenn der Mensch sie nicht muthwillig schwächen und sich dadurch seines Panzers gegen die Außenwelt selbst berauben würde!

Diese Zeilen, Frucht einsamer Stunden, haben als Hauptzweck, dem Menschen seinen Spiegel vorzuhalten, wie er im alltäglichen Leben sich krank macht und in seiner Umgebung Krankheiten vorbereitet.

Meine Bilder sind nicht Schöpfungen der Phantasie, sondern getreue Auffassungen von Charakteren, denen ich im Leben begegnete, ich veränderte blos Zeit und Raum, um nicht manche lebende Persönlichkeit zu verletzen; Mancher wird sich getroffen fühlen, den ich nicht gemeint, und viele werden mich der Uebertreibung beschuldigen.

Meine Aufsätze sind keine Unterhaltungslektüre, keine Unschuld wird belohnt, keine Schuld bestraft; der wißbegierige Leser findet noch weniger, denn ich theile nichts Neues mit, sondern das Alltägliche, von meiner subjektiven Ansicht beleuchtet.

Ich schrieb für meine Mitmenschen, denen die Berufsgeschäfte nicht das Gemüth vertrockneten, die das Leben auffassen, wie es ist, nicht wie es seyn soll, die noch nicht verlernt haben, bei Noth und Elend eine Thräne zu vergießen, die im harmlosen Umgang, in einfachen Verhältnissen sich zufrieden und glücklich fühlen, für die der Tag zu kurz, die Stunde zur Minute wird: für die Menschen, sage ich mit Einem Worte, die auf den Namen Menschen gerechten Anspruch haben.

Ihnen seyen diese Zeilen gewidmet, die ich in Einsamkeit dem friedlichen Papiere vertraute.

Sie werden dem Gedankenflug des Jünglings, den Reflexionen des Mannes folgen, sie werden mich begreifen, mit meinen Schwächen, mit meinen Mängeln Nachsicht haben, und muthig unterwerf' ich diese Frucht vieljähriger Forschung ihrer gerechten Kritik.

Ich habe meine Aufsätze in Abschnitte getheilt und werde mit dem Abschnitt: „Die Standeswahl“ beginnen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Interessant ist die nachfolgende statistische Zusammenstellung der Anzahl der Mordanfälle, die in verschiedenen Ländern auf je eine Million Einwohner kommen: In England kommen auf 1 Million 4 Mordanfälle, in Belgien 18, in den sardinischen Staaten 20, in Frankreich 31, in Oesterreich 36, in Toskana 42, in der Lombardei 45, in Bayern 68, in Sizilien 90, in Rom 100, in Neapel 200.

[Negerwitz.] Ein Pflanzer in Malden im Staate Massachusetts besaß einen Sklaven, der schon von seiner frühesten Jugend an im Hause und nun über siebenzig Jahre alt war. Als der Pflanzer bemerkte, daß der alte Mann nicht viel mehr leisten konnte, redete er ihn eines Tages an und sagte zu ihm: „Du bist mir stets ein treuer Diener gewesen, Sambo, und nicht bloß mir, sondern auch schon meinem Vater. Ich habe lange daran gedacht, Dich für Deine Dienste zu belohnen. Ich schenke Dir hiermit die Freiheit, Du bist von nun an Dein eigener Herr.“ — Der alte Neger hörte die Worte seines Herrn aufmerksam an, und als dieser fertig war, schüttelte er seinen grauen Kopf und antwortete mit einem schlauen Blick, welcher verrieth, daß er die Absichten seines Herrn durchschaue: „Nein, nein Massa, Ihr habt das Fleisch gegessen, nun müßt Ihr auch die Knochen essen.“

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 123 Montag, 24. Mai 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Mein Gatte, fuhr die Alte weiter fort, besaß auf dem Gute seines Herrn ein kleines freundliches Haus, gebaut nach Art der russischen Bauernhäuser, aber geschmückt mit allen Bequemlichkeiten, dort lebten wir und harrten der Ankunft des Tartarenfürsten, der sich, wie wir erfuhren, vermählt hatte und seine Gebieterin in seinen Palast führen wollte. Er kam, seine junge, einfältige Gattin mit ihm. Ich war schön damals, sehr schön, Fluch dieser Schönheit, sie erregte die Leidenschaft des Tartaren, der mich wie eine Sklavin als sein Eigenthum behandeln wollte. Ich schlug ihm ins Angesicht, als er sich mir in brutaler Weise näherte; er lachte hämisch und ließ mich gehen, aber an demselben Tage bekam Fedor Befehl, seine Dienste in der Reihe der leibeigenen Bauern auf dem Felde zu verrichten. Er hielt dieß für einen Irrthum von Seiten des Verwalters, da er von seiner frühesten Jugend an mit einem Erlaubnißschein zu freier Arbeit versehen gewesen, und berief sich auf diesen. Man forderte ihm denselben ab und der unglückliche, an schwere Feldarbeit nicht gewöhnte Mann mußte jetzt eine Reihe von Plagen durchmachen, wohl geeignet, auch das Herz des Geduldigsten zur Wuth aufzustacheln. Als ihn nun endlich der Zorn übermannte, als er, sich selbst nicht mehr kennend, die Hand gegen seine Peiniger erhob, ließ der Fürst ihn geißeln bis aufs Blut. Man trug ihn ohnmächtig in unsere Hütte, jammernd lag ich an seinem Schmerzenslager auf den Knieen und pflegte seine Wunden, da trat Dwelet Moroschin, der Teufel, bei uns ein. „Du hast nun meine Macht erkannt, schönes Weib," sagte er, auf meinen ohnmächtigen Gatten deutend, „und Du hast die Wahl, gehöre mir an und er soll Dein Eigenthum bleiben, Dir von mir geschenkt, oder biete mir Trotz und ich zerbreche Deiner Puppe Glied für Glied vor Deinen Augen. Er soll tausend Tode sterben und immer noch Leben genug behalten, um zu leiden."

Ich trotze Dir, Bösewicht! schrie ich verzweifelt, ich bin ein freies Weib und ziehe hinweg von hier, es wird mir möglich werden, durch des Kaisers Gnade meinen unglücklichen Gatten aus Deinen Klauen zu befreien. „Versuche es," sagte er grinsend, „Du weißt der Zar Alexander ist todt, man sagt, ihm sey ein heimliches Gift eingeflößt worden und ich habe dafür gesorgt, daß Nikolaus, sein stolzer, starker Bruder, die Vermuthung hegt, der jüdische Arzt, mit dem Alexander in seinen letzten Lebenstagen so viel verkehrte, habe ihm dasselbe beigebracht. Gehst Du jemals weg von meinem Grund und Boden, so zeige ich diese Papiere auf, siehe es sind Stückchen von Deiner Handschrift beschrieben und hier steht der Name Deines Vaters, an den sie gerichtet sind, und hier in den Brüchen und Ecken sitzen die Spuren der Pulver, die Du mir gegeben. Man wird den Greis ergreifen, im Gefängniß quälen und durch Knutenhiebe als einen Meuchelmörder tödten. Das ist die Kette, an der ich Dich festhalte, schöne Rose von Saron. Ziehe weg, Du bist ein freies Weib, Dein leibeigener Gatte bleibt hier, und in meinen Händen habe ich Tod und Leben Deines Vaters." Der eisige Gletscher war weit und weiter gerückt auf das Feld meines Glücks, er lag schwer und starr auf meinem schuldigen Herzen. Wer schuldlos leidet, der hat den Trost des Gebets, nur der Verbrecher lernt die Verzweiflung kennen. Der Fürst haßte meinen Vater, er haßte ihn mit wilder Wuth schon seit Jahren, denn oft schon hatte der jüdische Weise seine Schandthaten gehindert, seine Pläne durchkreuzt, jetzt hatte er ihn vertrieben und er rächte sich an ihm, indem er mich, sein Kind, quälte. Jedes heftige Wort, was die Verzweiflung mich ausstoßen ließ, jede Weigerung von mir, den Tyrannen in seinen Schandthaten beizustehen, bezahlte mein Gatte. Fast keine Woche verging, ohne daß sein unglücklicher Leib am Pfahl unter Knutenhieben blutete, er schwand dahin, an Leib und Seele gebrochen und verschied endlich nach grauenvollen Mißhandlungen. Er war dahin! Gras wuchs auf seinem Grabe, das dem Milchbruder des Fürsten hart an der Familiengruft gegraben ward. Jetzt

hielt der Teufel mich fest durch meinen Sohn. Aber der getretene Wurm sticht seinen Peiniger in die Ferse. Auch ich verstand jetzt zu stechen, ich hatte mich darauf vorbereitet. Ich kannte alle giftigen Kräuter der Gegend und wußte sie zu finden. Ich kannte die Wirkungen und Kräfte der meisten Vegetabilien und braute in der Stille meines Hauses Tränke mancherlei Art, die ich für schweres Gold verkaufte. Mein kleiner Herd, an dem ich einst als Hausfrau zu wirken gehofft hatte, war ein Altar des Teufels geworden und in langhalsigen Phiolen siedelte auf demselben der Tod in hunderterlei Gestalt. Mein Feind und Verfolger hatte sich indeß einen Gefährten gewählt, der ihm beistand in dem Geschäft mich zu martern. Es war der Pope Iwan, ein fanatischer Priester. Diesem hatte Dwelet Moroschin anvertraut, daß ich eine karaitische Jüdin, meinen Eltern entflohen und wahrscheinlich eines Giftmordes schuldig sey. Meine Verbrechen wurden die Banden, die mich in den Händen meines Feindes wehrlos machten. Dennoch wollte ich einem neuen Verbrechen die Freiheit verdanken. Dwelet Moroschin, stets in Furcht, vergiftet zu werden, genoß nur Speisen, die sein eigener Koch ihm bereitet hatte, diesen zu gewinnen war unmöglich. Aber Dwelet Moroschin mußte durch meine Hand, durch das Gift, das ich zu bereiten verstand, sterben, das war mein Wille und auf die Ausführung desselben richteten sich alle meine geistigen Kräfte. Sein Sohn und Erbe war noch ein Kind, seine Gemahlin, ein einfältiges Geschöpf, das ich durch Wahrsagungen zu leiten wußte, der Pope Iwan war schwach durch seinen Fanatismus. Ich gab mir das Ansehen, zum Christenthum übertreten zu wollen, ich forderte seine Belehrungen, schenkte denselben große Aufmerksamkeit und gelangte so dahin, daß Iwan mich in seinem Hause nach Belieben schalten und walten, aus- und eingehen ließ. Das hatte ich gewollt. Von hier aus konnte ich durch einen wenig bekannten Gang in einen der Weinkeller Dwelet Moroschin's gelangen und in diesem verborgenen Winkel streute ich mit fester Hand den Tod in seinen Trank. Ich wählte eine Flasche Malvasier, welchen Wein er besonders liebte, ich löste das Siegel durch ein chemisches Mittel und erneuerte es durch einen Abdruck, den ich mir davon in Talkstein gemacht hatte. Wann er sich den Tod aus seinem Becher holen würde, konnte ich nun freilich nicht wissen, aber ich wartete mit der Sehnsucht der auf Beute lauernden Hyäne. Dwelet Moroschin erkrankte, aber nicht in Folge des Genusses jenes Weins, der noch unberührt an seinem Platze stand. Es war ein Choleraanfall, der ihn ergriff und von dem er endlich genaß; aber er glaubte sich vergiftet, er hielt mich für die Anstifterin seiner Leiden und fing an, mich gräßlichen Qualen zu unterwerfen, um ein Geständniß zu erpressen. Meine Glieder sind zerbrochen, mein Fleich tausendfach zerrissen worden. Der Tartar verstand das Geschäft des Folterns und seine Kreaturen führten es bewundernswürdig aus; aber ich schwieg. Unter den Schlägen des Schicksals, die mich getroffen, war meine Kraft gewachsen, meine Macht über alle diese Menschen lag noch in meiner Klugheit und Willensstärke. Ich besaß noch etwas, das mir theuer war, meinen Sohn, den Jüngling, der jetzt gestorben, ohne daß die Mutter seine verdorrten Lippen mit einem Tropfen Wasser erquicken konnte. Ich überstand alle Qualen, aber Dwelet Moroschin überlebte seine Krankheit nicht lange. Er starb, hoffentlich an dem Labetrunk, den meine Hand ihm gewürzt hatte. Jetzt glaubte ich mich frei und im Besitz großer Schätze, welche mich fähig machten, der Welt zu gebieten. Weh mir! Meine Diamanten, mein Gold war verschwunden. Nur er, mein Todfeind, der Gestorbene, konnte es mir geraubt haben, denn nur er hatte von meinem Reichthum gewußt. Jetzt war ich zum Krüppel gemartert und eine Bettlerin. Mein Sohn, zwar von einer freien Mutter geboren und deßhalb nicht eigentlich Leibeigener der Moroschin, besaß nichts als Erbe außer seiner jugendlichen Gestalt. Man rief ihn ins Herrenhaus zum Gespielen des jungen Fürsten, ich mußte das als eine Gnade erkennen und annehmen. Man bildete ihn zum Haushofmeister, das mußte vorderhand sein Loos bleiben, bis ich von Neuem Geld gewonnen, Geld, Geld, den Nerv des Lebens, den Schlüssel zu allem irdischen Glück. Ich beutete meine chemischen und botanischen Kenntnisse zu einem Erwerbszweige aus, der gefährlich, aber einträglich war. Ich benutzte die Thorheit und den Aberglauben der Menschen, um Geld zu gewinnen. So ward ich die Hexe von Morawa, das verrufene und doch so gesuchte Weib. Die Fürstin, Alexis' Mutter, wurde meine Beschützerin. Jung, einfältig und sinnlich, wie sie war, bedurfte sie meiner bei ihren Liebesintriguen, die, da sie nicht an den Hof durfte, meistens in niedern Sphären spielten. Da ich ihren ganzen Lebenslauf, alle ihre Wünsche und Hoffnungen kannte, so war es mir leicht, ihr zu prophezeien und ich richtete meine Wahrsagungen stets so ein, daß sie meinen Feinden, und jedes Glied der Familie Dwelet Moroschin's gehörte zu denselben, Schaden brachte. So begünstigte ich die Verheirathung des jungen Fürsten mit einer Frau von niederer Herkunft, die älter als er, und mit den Sitten und der Sprache seiner Heimath unbekannt, ihm nie eine edle und ihn erhebende Gefährtin werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

———

Die Krankheiten unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Die Standeswahl.

Die Welt wimmelt von unzähligen unglücklichen Menschen, die zerrissenen Gemüths laut klagen und jammern: die Unzufriedenheit mit ihren Verhältnissen rühre von einer unrichtigen Standeswahl her, ihr Beruf fülle die Leere des Daseyns nicht aus.

Der Arzt bedauert die langen Jahre, die er den Studien weihen muß, die vielen Opfer, die er der leidenden Menschheit bringen muß — ist er unbeschäftigt, so foltert ihn die Langeweile, und genießt er Vertrauen, so ist er nicht Herr seiner Zeit, der Undank seiner Patienten, die Kabale und Intriguen seiner Kollegen und oft auch Zweifelsucht verbittern seine Existenz.

Den Rechtsgelehrten bringt sein Beruf oft in Kampf mit seinem Gewissen, und der Richter muß nach dem todten Buchstaben des Gesetzes verdammen, wo er als Mensch verzeihen möchte; — der Krieger ist beschränkt und gefesselt durch Dienstespflicht, der Beamte an seinen Schreibtisch angekettet — der Arbeiter sieht vom Atelier mit Neid den reichen Mann die Freuden dieser Welt genießen — der Lehrer soll um geringen Lohn des Schülers Geist entwickeln — der Kaufmann folgt mit Beben den politischen Phasen — ja selbst der Günstling eines Monarchen zittert vor dem Gedanken, in Ungnade zu fallen, und der Geldkrösus unserer Zeit, ein Millionär, dessen Loos beneidenswerth scheint, kann sich des Lebens oft nur am wenigsten erfreuen, denn wenn alle Mittel zum Genusse vorhanden sind, so fehlt der Reiz am Genuß, und sein unzertrennlicher Begleiter ist nur zu oft die Langeweile.

Jeder Stand hat seine Last, und jeder Stand hat seine Lust.

Ein Jüngling kennt sich selbst am wenigsten, auch vermag er nicht zu bestimmen, für welchen Beruf er die größten Anlagen habe, im Jugendalter erscheint die Welt in rosigen Farben, und leicht läßt er sich durch glänzende Außenseite bestechen; daher ist beinahe im Leben eines jeden Menschen eine Epoche, wo er zum Schwert greifen möchte, Minervens Tempel erscheint ihm trocken und langweilig und Mars ist sein Lieblingsgott.

Es scheint mir heiligste Pflicht der Eltern zu seyn, die Geistes-Anlagen und die körperliche Konstitution ihrer Kinder einer genauen Prüfung zu unterwerfen, bevor sie ihre Zustimmung zu einem Berufe geben, den der Jüngling, geleitet vom Eindrucke des Augenblicks, erfassen will.

Wie wenig Eltern geben sich gegenwärtig die gehörige Mühe, Temperament, Charakter und Fähigkeiten genau zu erforschen, und wie viele Menschen deckt das kühle Grab, blos weil sie aus Leichtsinn und Unkenntniß einen für sie unpassenden Beruf gewählt haben. Staat und Kirche können mit Recht vom Bürger fordern, daß er die Standeswahl seiner Kinder mit den Gesetzen der Vernunft in Einklang bringe.

Wenn die Verhältnisse es zulassen, so ist es immer anzurathen, die Kinder wissenschaftlich auszubilden, doch muß der Grad des intellektuellen Fortschritts in einer gewissen Proportion mit den sozialen Verhältnissen der Eltern stehen. — Weder Handwerker noch Gewerbsmann von Fortuna begünstigt, sollen ihren Stolz darin finden, einen Sohn auf der Universität zu haben. Ein tüchtiger Arbeiter ernährt sich leichter durch der Hände Fleiß, als die kränkelnden Genies unserer modernen Jugend durch die Produkte ihres Geistes.

Am wichtigsten ist die Frage, ob der junge Mann die geistigen Anlagen besitzt, und ob er Fleiß und guten Willen in die Schule mitbringt, die Grundlage jeder intellektuellen Fortbildung. — Die Eltern urtheilen in dieser Beziehung meistens unrichtig und die Kindesliebe umnebelt ihren Verstand. Mit Zunahme des Reichthums wird die Kritik immer einseitiger, die Schmarotzer erkennen am Wickelkinde Genialität und diagnostiziren den großen Mann nach den verschiedenen Tönen, die das unartige Kind ausstößt. In den Bürgerklassen ist schon mehr Schärfe und Klarheit in der Beurtheilung der Kinder, und ich erinnere mich, den Ausruf oft gehört zu haben: »mein Sohn ist ein Tagedieb, Gott gebe, daß er sich in der Welt ehrlich fortbringt.«

Je beschränkter und drückender die sozialen Verhältnisse sind, desto schwieriger entschließen sich die Eltern, fremde Hülfe in Anspruch zu nehmen, um ihren Sohn dem Gelehrtenstande zu widmen. — Es bedarf auffallender Geistesfähigkeiten, um das Kind armer Eltern an die Universität zu bringen, und doch sproßten aus ihnen die Heroen in allen Zweigen des menschlichen Wissens; denn je mehr Entbehrungen der Jüngling durchzumachen hat, um so eifriger widmet er sich seinem Beruf und nur zu oft erwartet im höhern Alter Ruhm und Ehre den sogenannten Bettelstudenten.

Im Landvolke ist vorherrschend der Wunsch, einen Sohn dem geistlichen Stande zu widmen, sie sind ganz unfähig, die Anlagen ihrer Kinder zu prüfen, und ein Glück für sie, wenn der Seelsorger oder Schullehrer ihre Wahl leitet. Wie viele Tropfen des Schweißes kleben an den Freuden unserer Musensöhne, und wie bitter würde der wackere Landmann seinen Entschluß bereuen, könnte

er mit unsichtbarem Auge die Leistungen seines hoffnungsvollen Sohnes am Billardtisch verfolgen!

Fluch dem Sohne, der die Früchte jahrelangen Fleißes des Vaters in eitlen Genüssen vergeudet und Minerva durch sein Jüngerthum entehrt! In kurzer Zeit werden ihn die Wissenschaften anekeln, er wird sich von der sogenannten Ungerechtigkeit seiner Professoren verletzt fühlen, er will zurück zu dem väterlichen Boden und glaubt, er könne den Vater in seinem Wirken unterstützen.

Eitler Wahn! entnervter Schwächling, der du die Freuden dieser Welt genossen, der du dein Lebensmark in deiner Blüthezeit verpraßt, du vermagst nimmer dem unfruchtbaren Erdreiche Früchte abzugewinnen, das Landleben muß dich anekeln und unwiderstehlich zieht dich dein Fatum in größere Städte hin. — Man wechselt den Beruf, man versucht es bei Merkur, man hörte, wie schnell man im Handel reich wird, in der Selbstbeurtheilung findet man sich sehr reichlich ausgestattet mit allen Eigenschaften, um als Geschäftsmann in kurzer Zeit ein Millionär zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Einiges über das Münchener Klima.

Die alte Erfahrung, daß in der Regel jene Orte und Familien, von denen man am wenigstens schreibt und plaudert, im Zustande der Zufriedenheit und des häuslichen Glückes leben, läßt sich in vielen Fällen und Beziehungen auf Bayern und zunächst aber auf München anwenden. „Was war“, sagte jüngst ein bekannter Schriftsteller und Kunstkritiker, „zum Beispiel München vor König Ludwig I? Nichts als die Hauptstadt von Bayern und die Residenz seiner Fürsten, und obgleich nicht ohne geschichtliche Glanzpunkte, im Uebrigen doch für alle Welt ohne magnetische Kraft. Seit aber König Ludwig den goldenen Samen der Kunst mit vollen Händen auf seinen Boden streute, ward München bald ein Leuchtthurm der Kunst, auf welchen alle Touristen der Welt hinsteuerten“ 2c. 2c. Es ist für Alle, die es mit dem Guten wirklich auch gut meinen, schmerzlich, wie vielseitig jede Gelegenheit ergriffen wird, diese herrliche Stadt bei dem geringsten Anlasse nach Außen lächerlich zu machen. Ein Lieblingsthema solcher Berichte ist auch vorherrschend das Wetter! Das Eintreten eines Regens von einigen Tagen Dauer und in Folge dessen das Sinken der äußern Temperatur, wie dieß mit unserer Stadt Hunderte theilen, gibt Frucht und Futter zur Meldung über nachtheilige klimatische Verhältnisse und man läßt eiligst das „Schleimfieber-Märlchen“, während nachgewiesen ist, daß in keiner großen Stadt Europas durchschnittlich die Sterblichkeit so gering ist, als gerade in München. Die Ausstreuung der Gerüchte über das sogenannte Schleimfieber hat dann sicher zur Folge, daß Fremde, welche unsere Stadt zum längern Aufenthalte erwählten, selbe aus Furcht und Vorsicht meiden, und daß selbst die wenigen Familien, welche sich bei uns häuslich niederließen, mit mächtigem Flügelschlage in eine sogenannte gesunde Gegend ziehen. — Das ganze Geheimniß für Einheimische und Fremde, bei uns gesund und lebensfrisch zu bleiben, besteht darin: man hüte sich vor Erkältungen durch zu leichte Bekleidung, und insbesondere vor Uebergenuß von Bier! Wenn aber Landesfremde, so wie z. B. junge Leute, welche die Hochschule beziehen und also gar nicht akklimatisirt sind — nach bekannter, aber für sie höchst gefährlicher Gewohnheit des ächten Müncheners“ Abends im Freien und bei 8 bis 12° R. einige Maaß Bier, ohne voraus eine Nahrung genommen zu haben, trinken und hiezu auch noch leicht gekleidet sind, so darf man es wohl vernünftiger Weise nicht dem Münchener Klima, sondern dem eigenen mitgebrachten Unverstande und Leichtsinn der Betreffenden zuschreiben, wenn solche Leute erkranken! In 100 Fällen sind 99 selbst schuld, wenn sie bei uns schnell vom sogenannten Schleimfieber ergriffen werden — oder aber sie kamen schon krank hieher. — Referent dieser Notiz lebt seit einer Reihe von 25 Jahren in der Metropole Bayerns und hat mit Hunderten seiner Freunde und Bekannten in keiner Stadt eine solch' ungestörte Gesundheit genossen, als gerade in München. Hektische und offenbar Lungenkranke mögen sich immerhin und wohlgerathen eine andere Stadt zum Aufenthalt wählen als unsere oft etwas derbe aber reine Gebirgsluft! Im Uebrigen muß der gesündeste Mensch einmal in seinem Leben endlich auch sterben und vielleicht auch in München.

Mannigfaltigkeiten.

Im Königreich Bayern, oder vielmehr unter bayerischer Verwaltung gibt es dermalen 40 Telegraphen-Stationen, im ganzen Gebiete des deutsch-österreichischen Telegraphenvereins aber 377 Stationen. Man kann demnach, abgesehen vom Auslande, von jeder Station nach 376 verschiedenen Orten direkt telegraphiren.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandischen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 124 Dienstag, 25. Mai 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

—

(Fortsetzung.)

Mein Feind, der einzige Mensch, den ich fürchtete, fuhr die Alte in ihrer Erzählung fort, war der Pope Iwan. Er kannte einigermaßen mein Treiben und versuchte es zu hindern. Nur indem ich ihm schmeichelte und Ehrfurcht vor ihm heuchelte, vermochte ich einigermaßen ihn mir geneigt zu erhalten; je öfter er mich aber bei meinem Treiben entdeckte, desto gefährlicher wurde er mir, und als der junge Fürst mit seiner Gemahlin nach Morawa kam, achtete man genau auf meine Handlungen, und furchtbare Züchtigungen wurden mir zu Theil, über die ich mich, obgleich keine Leibeigene, nicht beklagen konnte, denn das Gesetz des Kaisers hätte mich noch weit mehr bestraft, und ich fürchtete den Tod, den Tod, das kahle Nichts, oder doch vielleicht noch etwas Schlimmeres, wer hat hinter den schwarzen Vorhang geschaut? Mein Sohn, das Kind des Geliebten meiner Jugend, meines grausam zu Tode gemarterten Fedor, liebte mich nicht. Der einfache Knabe, der schlichte, gutherzige, kenntnißlose Mann, der seine ganze Lebensbestimmung in den leichten, halberfüllten Pflichten seines Dienstes fand, fürchtete sich vor der klugen sündigen Mutter. Er hatte auch auf irgend einem Wege in Erfahrung gebracht, daß ich eine Jüdin und nach seinen Begriffen daher gar nicht die rechtmäßige Gattin seines Vaters sey. Er verachtete mein Stammvolk, er verachtete mich, so weit seine abergläubische Furcht das zuließ. Ich liebte ihn! Weh mir, weh mir! Ich liebte ihn mit der Inbrunst einer Mutter, die Alles verloren, bis auf das einzige Kind. Alle Schmerzen, die ich früher gelitten, sind nichts, nichts gegen die Qualen, die der Haß und die Verachtung meines Kindes mir bereitete. Die Regung meines verderbten schuldbelasteten Herzens wies mich hin auf die Strafe der — der ewigen Gerechtigkeit, an die ich in meinem verbrecherischen Leben nicht geglaubt hatte; ich, die ich bis jetzt nur ein zitterndes, jammerndes Werkzeug der Bosheit und der Rache war. Als man meinen Sohn von mir riß, um ihn dem schmerzlichen Tode entgegenzusenden, bin ich ihm gefolgt, wie der Hund seinem Herrn folgt. Ich habe auf dem Schlachtfelde seinen zerrissenen Körper unter Tausend herausgefunden und auf dem Schoose, der ihn einst mit Schmerzen gebar, ist er, mir verzeihend, gestorben. Auf diesem gräßlichen Schlachtfelde fand ich Eins, worauf ich längst verzichtet hatte, ein theilnehmendes Menschenherz, das sich meiner erbarmte. In meinem ganzen langen sündenvollen Leben sind mir nur zwei fremde Menschen mit der Himmelsblume edlen Mitleids entgegengetreten, dieser muthige Mann und ein schönes kluges, geistvolles Weib, mein Segen über sie Beide! Jetzt, o mein Vater, wißt Ihr Alles, wendet Euch mit Eurem schwersten Fluche von Eurem durch schwere Verbrechen befleckten Kinde und laßt mich einsam sterben, denn sterben werde ich in wenigen Stunden, ich habe von dem Gifte genommen, das ich nur allein zu bereiten vermag und das, je nach der Kraft der Natur Desjenigen, der es empfangen, in Minuten, Stunden oder Tagen, jedenfalls aber unrettbar tödtet."

Sie schwieg.

„Der Herr, unser Gott sey Deiner Seele gnädig, unglückseliges Geschöpf!" sagte der Greis. „Ich, Dein Vater, vergebe Dir Deine Verbrechen um der Strafe willen, die Du bereits erlitten und die Du, wenn Deine schuldvolle Seele eingeht in ein anderes Daseyn, auch dort noch wirst tragen müssen. Denn, o mein armes Kind, in dem Zustande, in dem unser unsterbliches Ich eingeht in die Pforte des Todes kann es ja auch nur fortdauern jenseits derselben, und wer nicht reif geworden ist auf Erden für die Freuden des Geistes und Gemüths, der kann sie auch da, wo sie ungetrübt zu finden sind, nicht genießen. Erkenntniß, Liebe und feste Kraft für das Gute müssen wir durch den Kampf des Erdenlebens erworben haben und der Friede, den wir uns erkämpften, wird uns ins Jenseits begleiten. Du aber, Unglückselige, gehst kämpfend ein zu neuen Kämpfen. Möge der Segen

des Vaters Dich dazu stärken, und möge Gott, der ebensowohl die Liebe und das Erbarmen als die Wahrheit, Weisheit und Gerechtigkeit ist, Dir, o meine Tochter, als das erscheinen, was der sterbende Sünder am meisten erhofft, das ewige verzeihende Erbarmen!"

Er schwieg und sein diamantklares Auge, in dem eine schwere Thräne hing, war zum Himmel gerichtet. Rabab's Blicke hingen an dem verklärten Antlitz ihres weinenden Vaters.

„Ich verstehe Deine heiligen Worte, jetzt, als eine von Schuld zerschmetterte Verbrecherin, besser," sagte sie dumpf, „als zur Zeit, da man mich schuldlos nannte, während ich in dem wilden Durst nach Genuß und Glück den Stachel zu allen meinen Verbrechen, ohne ihn zu kennen, in meinem Herzen trug. O mein Vater, das ist ein Fortschritt, den ich in meinem Leben voll Verbrechen und Thränen machte. Gott erbarme sich meiner!"

Sie zuckte zusammen. Ihre Gesichtszüge veränderten sich seltsam, sie schienen jugendlicher und klarer zu werden. Ihr verkrümmter Körper streckte sich lang, die Hände öffneten sich, die Augen brachen.

Doktor Salomon legte leise die Hand auf die Stirn seines verlorenen Kindes und flüsterte die Todtengebete seines Stammes, und Leo Heiking, der wilde Bastard, stand entblößten Hauptes mit gefalteten Händen und betete laut die schönsten Worte des Christengebets:

„Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Amen!"

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Der Schnee des Winters lag auf den Steppen Tauriens.

Vor Sebastopol lagerten die von Krankheit und Noth, so wie von den Kugeln der Russen dezimirten Schaaren der Verbündeten.

Leo Heiking, der kräftige Mensch, der kühne Mann, der wohldressirte Soldat, hatte sich in blutigen Schlachten und unter unsäglichen Entbehrungen die Achtung der stolzesten Söhne Albions, die Freundschaf des wackern Ingenieurs Tom Smith, des reichen Prinzen Moroschin und die Majorsepauletten erworben.

Er stand immer noch gesund und unverwundet an der Spitze einer kühnen, verwegenen, kriegsgewohnten Reiterschaar, und sein Pferd, den treuen Gefährten in tausend Anstrengungen und Gefahren, besorgte er immer noch selbst; der schöne Braune des Majors Heiking von der Fremdenlegion war das Wunder des ganzen Lagers.

Wohl war es mager, das arme Thier, aber seine Sehnen waren noch immer kräftig, seine Augen sprühten noch immer Feuer, es flog noch immer mit dem Winde um die Wette über die Ebene, wenn der Frost ihm festen Fuß auf derselben gestattete, und wenn sein zarter Huf einsank in den aufgethauten Schlamm des Lagermorastes, so wußte es ihn immer noch mit Kraft und Gewandtheit aus demselben zu befreien.

Schlachten waren geschlagen, die nicht des zweitausendjährigen Alters bedürfen, um denen bei Marathon und Thermopylä an die Seite gesetzt zu werden, und im Kampf mit den Beschwerden und Gefahren des Klimas bewährten sich die tapfern Männer in der Krim ebenso sehr, als im Kampfe mit dem ausdauernden hartnäckigen Feinde.

Doktor Salomon war nach dem Wiederfinden und dem Tode seiner unglücklichen verbrecherischen Tochter nach Eupatoria zurückgegangen, ohne sich an den Prinzen Moroschin zu wenden, mit der Bitte um Schutz für sich und seine Familie. Es war ihm möglich, dem Sohne seines Todfeindes nicht zu zürnen, war doch auch Prinz Alexis überdieß ganz schuldlos an dem Verbrechen seines Vaters, aber ihn um irgend einen Dienst zu ersuchen, schien dem jüdischen Arzt eine Niedrigkeit und so nahm er denn, nachdem er Rabab begraben, Abschied von Heiking und reiste, mit einem englisch-französischen Geleitscheine versehen, nach Eupatoria, wo er im Hause seines Schwiegersohnes einen Mann traf, den er kannte, und seit Jahren für den Stifter eines großen Unglücks hielt.

Es war Laubach. Doktor Salomon sah ihn zum Erstenmal in Eupatoria an dem gastfreien Tische seiner Enkelin.

Rahel, viel, viel bleicher zwar und älter aussehend, als wir sie vor einiger Zeit in Deutschland gekannt, war eine sanfte, aufmerksame, immer freundliche und zuvorkommende Hausfrau geworden und Herr Lemuel Sidreh wünschte sich Glück zum Besitze eines Schatzes, nach dem sein Herz sich lange gesehnt hatte.

Sein Haus war der Sammelplatz der englischen und französischen Offiziere, welche der Dienst in Koslow festhielt, und nicht ohne Stolz schmückte der karaitische Juwelier sein schönes Weib mit seinen schönsten Edelsteinen, den Gästen zu zeigen, wie sehr er sie ehre.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krankheiten unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Die Grundbedingungen eines glücklichen Kaufmanns, richtiger Kalkül, gutes Gedächtniß, Geistesgegenwart, Sparsamkeit und Biederkeit des Charakters, sind ihm so fremd, als das Geschäft, in das er eingetreten. Der Ladentisch oder das Komptoir bietet ihm wenig Ersatz, und der Weg zum Reichthum ist nicht so leicht, wie er es sich geträumt.

In kurzer Zeit ekelt den jungen Mann die Monotonie des Geschäftslebens an, und er verläßt die kaufmännische Bahn ebenso leicht, als er sie früher ohne Prüfung ergriffen hatte. Da Eigendünkel der unzertrennliche Begleiter der Unwissenheit ist, so hält unser Held sich für fähig, in den Künsten sein Glück zu versuchen. Apollo's Tempel ist durch eine Fülle von solchen falschen Genies entweiht, die die Noth oder der Mangel eines sichern Erwerbszweiges zum Künstler stempelte.

In der Literatur und auf der Bühne begegnen wir täglich solchen Leistungen, die bloß Eine Idee versinnlichen, daß der Verfasser oder Schauspieler seinen Beruf verfehlt habe, indem er durch Wort und Sprache das Publikum anregen oder ergreifen wollte.

Die Kunst ist in der Mittelmäßigkeit ein Danaiden-Geschenk, und der Mangel der wahren Begeisterung rächt sich im materiellen Leben durch Noth und Entbehrung, und nur zu oft rafft die Schwindsucht derlei Unglückliche vom Schauplatz ihres Elends fort.

Unser junger Mann, dessen Portrait ich schildere, ist auch nicht beharrlich als Künstler, wie er es als Musensohn nicht wahr; er hat auch nicht den Muth, mit den Beschwerden des Künstlerlebens zu ringen; so wie die Luftschlösser, die er sich gebaut, als eitle Nebelbilder verschwinden, verläßt er des Künstlers Bahn und wird Soldat. — Was bringt er mit für diesen Stand, der so viel Abhärtungen, so viel Verleugnung erfordert? Leichtsinn, Stolz, Unbeugsamkeit des Charakters. In welch' grellem Widerspruch steht sein früheres ungebundenes Leben mit den Gesetzen der eisernen Disziplin! Er hat zu viel genossen und zu viel gelebt, um Sturm und Wind Trotz bieten und die Entbehrungen aller Art ertragen zu können, die der Kriegerstand erheischt. Wie viele Söhne ehrlicher Landleute der Provinz enden ihre Existenz und bezahlen durch einen frühen Tod die Wandelbarkeit in ihrem Beruf und den Mangel einer gehörigen Prüfung bei der Standeswahl!

Im Bürgerstande finden wir eine so große Anhänglichkeit an das Geschäft, das das Familienglück begründete und sie ehrenvoll ernährte, daß beinah immer ein Sohn dem Vater in seinem Berufe folgt. Dieser alte Gebrauch ist ein Hauptgrund, warum in dieser Klasse bis nun der größte Wohlstand herrschte, doch ist er leider in sichtbarer Abnahme. Wir begegnen hier einer merkwürdigen Erscheinung: der Vater verdiente und der Sohn vergeudet. — Der Sohn erhält gewöhnlich eine Erziehung, die im Widerspruch steht mit der sozialen Stellung, die ihn erwartet. Künste und Wissenschaften dürfen bloß eine Nebenrolle spielen, und ein Gewerbsmann oder Kaufmann ist kein Gelehrter. Wenn der junge Mann von Durst nach Wissen durchdrungen ist, so werden ihn die häuslichen Lagen anekeln, und selbst die glänzendsten Verhältnisse der Außenwelt werden die Disharmonie nicht lösen können, die zwischen seinem Bildungsgrade und seinem Berufe liegt.

Die Hypochondrie rekrutirt ihre Söldlinge in dieser Klasse, und die Bäder Europa's wimmeln von solchen verbildeten Bürgersöhnen.

In dieser Klasse ist ein anderer Uebelstand, besonders bei reichen Eltern: man bestimmt den Sohn für ein Gewerbe, und die Fülle des Wohllebens im väterlichen Hause steht im grellen Gegensatz mit dem Atelier, wo er lernen soll. Der Reichthum ist die Quelle des Müßiggangs, er wird Nichts oder wenig lernen, — seine Standesgenossen gering schätzen — seinen Beruf verachten, sich in andere Klassen drängen, und sich nur in höher gestellten Kreisen wohl fühlen.

Ein solcher Sohn wird das Gewerbe seines Vaters, wenn er es übernimmt, in kurzer Zeit herabbringen, und die Genußsucht und der Müßiggang, die er sich angewöhnt, werden ihn um das kostbarste Kapital eines Geschäftsmannes, — um die Zeit bringen.

Der Kaufmann, der sein Vermögen im Handel erworben oder auf der Börse gewonnen, sieht das Leben durch eine eigene Brille, für ihn ist Geld und Geldeswerth das Ziel der Existenz — Künste und Wissenschaften ein Etwas, was keinen Kurs hat und keine Interessen trägt; — er duldet zwar den Gelehrten und Künstler in seinem Salon, aber nur wie ein elegantes Möbel, denn der Mensch hat für ihn nur den Werth nach den Graden des Reichthums, den die öffentliche Meinung ihm gibt.

Er bestimmt daher seinen Sohn zum Nachfolger in seinem Geschäfte und hofft, daß sein Name, der in der Heimath in Finanzfragen als eine Kapazität gilt, und den fremde Nationen mit Achtung nennen, fortdauern wird durch Generationen. — Thörichtes Selbstvertrauen! Die Erfahrung straft diese Theorie nur zu oft Lüge und entehrt durch ein betrügerisches Falliment das Andenken des rechtlichen Kaufmanns im Grabe. — Leichtsinn, Unbesonnenheit, Leidenschaften aller Art wurzeln schnell

im Gemüth des kaufmännischen Dandy; er hält sich für einen Kavalier, hängt sich an junge Adelige und sucht durch Großmuth die Blößen seines Wappenschildes zu decken, man duldet ihn, lacht über seine Schwächen und der thörichte Vater sieht oft mit Stolz den Sohn in hochadeliger Gesellschaft sich bewegen.

Zwanzig Jahre genügen kaum, und die öffentliche Verachtung, Armuth und ein betrügerischer Bankerott sind die Folgen einer Schwäche, sich nicht als Kaufmann in seinem Stande mit Ehren bewegt zu haben.

Adel und Kaufmann sind Gegensätze im sozialen Leben und schließen sich wechselseitig aus. Der Adelige wähnt das Wappen seiner Ahnen zu entehren, wenn er Handel treibt, und der Kaufmann kann nimmer Kavalier seyn, so lange er vom Geschäfte sich nicht zurückgezogen! —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Regensburg, 16. Mai, wird geschrieben: Aus einem von Dijon 11. Mai uns zugekommenen Briefe entnimmt man, daß unser Landsmann, der dahier geborene Taubstumme Johann Michael Moser, in Frankreich gegenwärtig wahrhaft Furore macht und aller Orten, wo er sich zeigt, als eine bewunderswerthe Erscheinung angestaunt wird. Es sind dem erwähnten Briefe Berichte vieler angesehener französischer Journale beigelegt („le Siecle", „la Presse", l'Echo du Loir", „Journal de Joigny", „le Senonais" u. a. m.) welche einstimmig des Lobes über die Leistungen des Genannten voll sind. Das „Journal de Joigny" vom 28. April l. Js. beginnt seinen Artikel mit dem Ausrufe: Un homme étonnant! und fährt dann fort: Wir empfingen am Donnerstage den Besuch eines staunenswerthen Menschen, der eine weit über das gewöhnliche Maß gehende Intelligenz besitzt — ein glänzendes Genie, welches zu seinem Kenntnißreichthume aus den niedrigsten und ungünstigsten Lebensverhältnissen sich emporgearbeitet hat. Es ist J. M. Moser, von dem wir reden, dessen außerordentliche Leistungen auf dem Sprachgebiete sowohl wie in der Arithmetik zur Zeit die Federn der Journalisten in der Hauptstadt und eben so in den Provinzen in Bewegung setzen Die „Gazette de France", die „Presse", der „Siecle", die „Patrie" und andere Pariser und Departementsblätter unterhalten ihre Leser von diesem wunderbaren Menschen. Früher schon hat er in den Städten Deutschlands das größte Aufsehen erregt. Moser ist zu Regensburg in Bayern von armen Eltern erzeugt, und man wird beim Anblicke dieses Phänomens staunen, wenn man hört, daß er wenig mehr Unterricht empfangen hat, als den er sich selbst gegeben. Noch im Jahre 1850 trieb er das bescheidene Handwerk eines Schusters, und jetzt, nach kurzen 8 Jahren, hat er fünfzehn Sprachen vollkommen inne — die lateinische, deutsche, französische, englische, italienische, spanische, portugiesische, holländische, schwedische, dänische, ungarische, böhmische, polnische, flamländische und selbst die arabische. Und dieser Mensch ist taubstumm von Geburt aus! Was soll man dazu sagen? Er steht in allen diesen Sprachen schriftlich Rede mit der größten Genauigkeit und Fehlerfreiheit und schreibt seine Sätze ebenso leicht und flüchtig verkehrt die Buchstaben dem ihm gegenüber stehenden Leser zugewendet auf die Tafel nieder, wie auf die gewöhnliche Weise. Ueberdieß ist er ein vollendeter Rechenkünstler, der die schwierigsten arithmetischen Aufgaben schnell und mit untrüglicher Sicherheit löst. Ihn zur Seite habend bedarf man keiner logarithmischen Tabellen. Er ist der lebendige Logarithmus! — Der „Siecle" rühmt an Moser auch seine angenehmen Sitten und seinen liebenswürdigen Charakter und erklärt ihn für die interessanteste Erscheinung, welche ihm seit langer Zeit vorgekommen. — In der „Union du Mans" wird von ihm gesagt: Seine Mimik sey so lebhaft und dabei so ausdrucksvoll und scharf bezeichnend, daß dem Berichterstatter, welchem er seinen ganzen Lebenslauf erzählte, kein Wort davon verloren ging. Der Taubstumme habe sogar eine Szene aus Corneille auf's Herrlichste rezitirt.

Das „Soloth. Blatt" bringt ein schönes Beispiel von einem höchst seltenen „Kommunismus". Ein Basler Haus verlor an einem Arbeiter eine denselben dargeliehene Summe Geldes. Auf erhaltene Kenntniß standen die übrigen Arbeiter, die von diesem Hause Stühle haben, zusammen und verpflichteten sich, Jeder „einen Theil der Schuld des N. N. auf sich zu nehmen, um den Kredit der sämmtlichen Arbeiter zu sichern und einen Grundstein für das allgemeine Wohl der Gemeinde durch und mit Arbeit zu erlangen, mit bester Hoffnung, daß unsere Herren die wohlmeinende Beisteuer zur Tilgung der Schuld ohne Ablehnung annehmen und den Glauben an Treue und Redlichkeit der hiesigen Arbeiter beibehalten werden."

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der Mallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 125 Mittwoch, 26. Mai 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Auch die Frau Fürstin Moroschin war ein häufiger und sehr geehrter Gast in Lemuel Sidreh's Hause, und schwerlich konnte man schönere weibliche Gestalten nebeneinander sehen, als Hermione und Rahel, wenn gleich Beide außerordentlich verschieden waren. Die üppige Blondine erschien trotz ihrer vorgerückten Jahre und den ersten Fältchen, die sich um den feinen Mund zu legen begannen, jugendlicher, als die bis zur äußersten Schlankheit hagere Jüdin, deren bleiche Schönheit fast durchsichtig erschien und an den Mondschein auf dem tiefen, stillen Ozean erinnerte. Rahel's Augen waren größer, ihre Lippen schmäler geworden, ihre Hand sah wachsbleich aus, aber ein mildes Lächeln lag stets auf ihren Zügen und ihr Blick hatte etwas Ueberirdisches. Sie kränkelte, die arme junge Frau und der Großvater schüttelte traurig das silberweiße Haupt, wenn er ihren Puls prüfte, oder in ihr Auge blickte.

„Deborah, mein Kind," hatte er schon vor einiger Zeit zu seiner Tochter gesagt, „bereite Dein Herz darauf vor, daß wir dem Herrn zurückgeben müssen, was wir von ihm empfingen — Rahel, Deine Tochter, wird jung eingehen zu den Freuden des Paradieses."

Seit Doktor Salomon aus dem Lager zurückgekehrt, hatte er das geliebte Kind wieder sehr verändert gefunden, die Luft sage ihr nicht zu, hatte sie mit mildem Lächeln gemeint, als der Großvater sie nach ihrem Befinden gefragt.

Ach, Doktor Salomon, obgleich ein Greis, wußte wohl, welch ein Wurm im Herzen seines Kindes nage, und sprach oft in seinem Gebet die Worte aus, die auch der Jude kennt und ehrt: „Herr, Dein Wille geschehe."

„Wer ist nur der Mann?" fragte der jüdische Greis, als er zum Erstenmal nach seiner Rückkehr aus dem Lager mit Madame Wender und Herrn Laubach zusammen an Rahel's Tische speiste.

Man nannte ihm seinen Namen und nun strengte er sein Gedächtniß an und ehe noch die Tafel aufgehoben, hatte er seine Erinnerungen geordnet und trat ernst vor den Chemiker und fragte:

„Waren Sie einst als Balsamverkäufer in E.?"

„Ja, Herr Doktor!"

„Sie verkauften auch Gifte, Herr, und dunkle Gerüchte über Sie und Ihren Handel gingen im Publikum umher. Im Hause, das ich bewohnte, ist durch Sie ein schreckliches Unglück entstanden; denn ein böses Weib tödtete durch Gift, das sie, wie ich sah, von Ihnen kaufte, ihren Gatten."

„Unmöglich, mein Herr!"

„Sie hat es selbst vor Gericht gestanden."

„Sie kann nur die Absicht gestanden haben, die irgend ein unglücklicher Zufall zur Wirklichkeit gemacht; nach dem Genuß der Mittel, die ich als Gift verkauft habe, konnte im schlimmsten Fall bei einer schwachen Natur ein Schlaf von einigen Stunden eintreten, die einfachste chemische Untersuchung meiner Präparate mußte ergeben, daß sie vollständig unschädliche Substanzen enthielten, ein Mensch, der an meinen Giften starb, hatte seine Zeit erreicht und starb nach Gottes Willen."

„Die Verbrecherin gestand, der Mensch blieb am Leben, das Gift ward nicht gefunden und an den Plätzen, wo man Reste vergifteter Substanzen erfassen konnte, um sie chemisch zu untersuchen, fand man allerdings kein Gift."

„Um Gottes willen! Hat das Gericht die Verbrecherin zum Tode verurtheilt?" fragte bleich und zitternd der Chemiker, „in diesem Fall bin ich schuld an einem Justizmorde, denn ihre schlimme Absicht konnte durch meine Mittel nicht ausgeführt werden."

„Sie lebt im Graudenzer Zuchthause, denn die Landesgesetze können sie trotz ihres Geständnisses nicht mit dem Tode bestrafen, da der Vergiftete lebte und sich das Gift nirgends ermitteln ließ."

„Gelobt sey Gott!" sagte Laubach, die Hände faltend, „Sie nehmen eine schwere Last von meiner Seele. Es ist indeß jetzt doppelt und dreifach meine Pflicht, nach Deutschland heimzukehren und mein

Zeugniß für die Unglückliche anzubringen. Sobald ich aus dem Lager der Verbündeten zurückkehre, trete ich mit der gnädigen Frau Räthin meine Reise an, und morgen schon brechen wir nach dem Lager auf."

„Der Herr begleite und beschütze Sie," entgegnete der jüdische Arzt. „Die Jahreszeit ist vorgerückt, die Reise durch unsere Halbinsel dürfte gefährlich werden."

Es war ein Dezembertag, klar und kalt wie in Deutschland, als der kleine Zug von Eupatoria aufbrechend, sich nach dem Schauplatze der großartigsten Kämpfe der Neuzeit aufmachte.

Eupatoria und Sebastopel sind nicht weit von einander entfernt, aber die furchtbaren Wege und das entsetzliche Klima machen die Reise in dieser Jahreszeit nicht nur beschwerlich, sondern gefährlich.

Frau Wender, die muthige und gewandte Reisende, hatte zu ihrer Begleitung, außer Laubach, einen jüdischen Wegweiser, der jeden Weg und Steg auf der taurischen Halbinsel kannte und zugleich der Besitzer der beiden Pferde war, welche jene beiden ritten, er selbst wanderte auf einen tüchtigen Dornstab gestützt, zu Fuße ihnen voran.

Der Wind pfiff über die weiten, baumlosen Ebenen, die Sonne stand, eine bleiche, dem Monde nicht unähnliche Scheibe, am Himmel, und von Zeit zu Zeit jagten Wolken flüchtig über das seltsam gräulichblaue Himmelsfeld.

Das Gehen war auf diesem gefrornen holprigen Wege kaum beschwerlicher, als das Reiten und die Reisenden hätten kaum eines Wegweisers bedurft, denn jeder Schritt der Armeen, denen sie folgten, war bezeichnet durch zerbrochene Karren und Wagen, Faßdauben, Aschenhäufchen, zerstampftes Stroh und tausend andere namenlose Dinge. Als sie sich dem furchtbaren Platz näherten, wo der Uebergang über die Alma durch einen schrecklichen Kampf bewerkstelligt worden war, da fanden sie, obgleich ein Jahr und länger seitdem verflossen war, noch in erschreckender Masse, die Spuren jener grauenvollen Schlacht. Zerbrochene Helme, Pferdegerippe, Patronentaschen, Fetzen von Kleidern, Gewehrläufe, ja noch hin und wieder eine von der Hitze des Sommers zum Gerippe gemachte und jetzt vom Eis des Winters eingehüllte menschliche Leiche.

Vorbei an allem diesen zogen die drei Wanderer. Sie rasteten in Tartarenwohnungen, abseits vom Wege, wohin ihr Führer sie brachte, und nach einem viertägigen anstrengenden Marsche, bei dem sie noch manche Spuren der schauerlichen Kämpfe fanden, erreichten sie in der Morgenstunde des fünften Tages einen Platz, von welchem aus ihnen das Lager der Verbündeten und die Festungswerke von Sebastopol sichtbar wurden.

Schon seit Tagesanbruch war die Luft schwer, der Himmel von dunkeln Wolken verhangen.

Während die Reisenden von der Anhöhe, auf der sie einen Augenblick gerastet hatten, hinabeilten, schien es der Räthin Wender, als ob Klagelaute eigenthümlicher, schauerlicher Art sich ihnen mehr und mehr näherten.

„Hören Sie nichts, lieber Laubach?" fragte sie, sich zu ihrem Gefährten wendend, der seine milden und klugen Augen in alle Weiten schweifen ließ.

„Ich höre!" entgegnete er mit leiser gedämpfter Stimme, „ich höre etwas, das möglicherweise unser Sterbegesang seyn kann."

„Der Herr, der Gott Israels erbarme sich unser", sagte der Wegweiser, sein leichenblasses Gesicht den Reisenden zukehrend. „Eine Wjunga ist im Anzuge. Der Todesengel Azariel naht uns auf den Flügeln des Schneesturms, und wenn wir nicht jene Felswand erreichen können, die uns möglicherweise schützen kann, bevor das Wetter ausbricht, so stehen wir in wenigen Augenblicken vor dem Richterstuhle Gottes. Vorwärts, vorwärts, es geht ums Leben!

Er klammerte sich bei diesen Worten an das Mähnenhaar von Laubach's Pferd; die Thiere selbst schienen das Nahen des furchtbaren Naturereignisses zu empfinden, sie schüttelten sich, rannten alle ihre Kräfte aufbietend, der nicht sehr fernen Stelle zu, deren verhältnißmäßige Sicherheit ihr Instinkt sie erkennen ließ.

Hinter den Fliehenden her, zog klagend und tobend die furchtbare Windsbraut heran. Schwarze und bleifarbige Wolken mit blutrothem Rande ballten sich zusammen an dem vor Kurzem noch blauen Himmelsgewölbe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Festsitzung des deutschen ärztlichen Vereins in Paris.

Paris, 14. Mai 1858.

Die am 11. d. M. dahier gehaltene Stiftungsfeier des vierzehnjährigen Bestehens des Vereins deutscher Aerzte gibt mir Gelegenheit, theils über dessen wissenschaftliches und soziales Wirken, theils überhaupt über hiesige medizinische Verhältnisse, soweit sie uns Deutsche berühren, Einiges zu berichten. Schon vor mehr denn 25 Jahren versammelten sich unter der Anregung eines Koryphäen der Medizin die hier anwesenden deutschen Kollegen zu wissenschaftlicher und geselliger Unterhaltung,

woraus sich jedoch erst im Jahr 1844 ein wirklicher Verein gestaltete, dessen Zweck darin besteht, durch wissenschaftliche Verbindung der hier lebenden deutschen Aerzte einen Mittelpunkt vaterländischer Wissenschaft zu bilden, zum vergleichenden Studium deutscher und französischer Leistungen auf dem Gebiete der Medizin und Naturwissenschaften anzuregen, dann auch den nur vorübergehend in Paris sich aufhaltenden deutschen Aerzten mit Rath und Auskunft zu dienen, endlich auch eine deutsche medizinische Bibliothek in Paris zu gründen, und diese fortwährend mit den neuesten Erzeugnissen der Wissenschaft in Deutschland zu bereichern. So gering Anfangs Mittel und Zahl der Mitglieder waren, so entwickelte sich doch in dieser kurzen Zeit der Verein in einer Weise, daß in seine Zukunft mit Vertrauen geblickt werden kann. Die Erleichterung des Verkehrs führte nicht allein Bereicherungen der Bibliothek herbei, sondern zog auch eine vermehrte Anzahl von Aerzten aus allen deutschen Gauen — unter ihnen so manche Zierde unserer Wissenschaft — in den verflossenen Jahren hieher. Einen wesentlichen Aufschwung aber erhielt der Verein durch die im Jahre 1852 verwirklichte Affiliation an die altehrwürdige Academia Leopoldo-Carolina — diesen Rest deutschen Gemeingutes — wodurch ihm Fürsorge und Anerkennung erwuchs. Was nun die obenberührte Festsitzung betrifft, so wurde sie durch den vielfach um den Verein verdienten Präsidenten desselben, Dr. Meding, mit einem Nekrolog über den jüngstverstorbenen Präsidenten der Leopoldo-Carolina, den berühmten Nees v. Esenbeck, eröffnet, welcher statutengemäß die Stelle eines ersten Ehren-Präsidenten unseres Vereins inne gehabt hatte. Hierauf theilte Professor Jacubowicz aus St. Petersburg dem Verein seine weiteren Untersuchungen im Gebiete der feineren Struktur des Nervensystems mit, welche derselbe bereits zu Ende vorigen Jahres sammt Demonstrationen der Académie des sciences und auch unserem Verein vorgelegt hatte. Bei dieser Gelegenheit widmete Professor Jacubowicz auch dem in Berlin erst vor Kurzem verlebten J. Müller einen Nachruf. Mehreren anderen Vorträgen wissenschaftlichen und administrativen Inhalts folgte sodann die Proklamation der neuernannten Ehren- und korrespondirenden Mitglieder, unter welchen hauptsächlich die Namen Bidder in Dorpat, Solbrig und v. Gorup in Erlangen, Lenhossek in Klausenburg, Chassaignac und Nelaton in Paris rc. glänzen. Außerdem wurden nach Beschluß des Vereins drei goldene médailles d'encouragement folgenden Herren wegen ihrer begonnenen Leistungen auf dem Gebiet der Medizin zuerkannt, nämlich dem Dr. Kußmaul in Heidelberg, Dr. Erhardt in Leipzig und Dr. Kallibourcis aus Griechenland, zur Zeit in Paris, im Auftrag seiner Regierung mit physiologischen Studien beschäftigt. Ein heiteres Bankett in den Sälen von Very (Palais-Royal), zu welchem sich noch mehrere Gäste eingefunden hatten, schloß die Festfeier. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, mit ein paar Worten auch der seit fast zwei Jahren hier bestehenden deutschen Poliklinik zu erwähnen, die, errichtet von dem unermüdet thätigen Dr. Meding, unterstützt von einigen Kollegen und Privatwohlthätern, in ihren segensreichen Wirkungen schon jetzt nach so kurzer Zeit sich bemerklich macht. Es ist hiezu ein eigenes Lokal bestimmt, um den in Paris lebenden armen Deutschen (und daran fehlt es besonders unter der Arbeiterklasse nie) Berathungen in ihrer Muttersprache nebst Heilmitteln kostenfrei zu gewähren. Die Schwierigkeit, sie in ihren Häusern zu besuchen, liegt bei der ungeheuern Ausdehnung des Flächenraumes von Paris klar am Tage, doch werden solche Kranke alsdann an Mairie-Aerzte oder Hospitäler persönlich empfohlen. Durch die Aufstellung eines Sekretärs und die somit gewonnenen statistischen Erhebungen tritt übrigens mehr und mehr die Nothwendigkeit einer größeren Anstalt zu Tage, und wenn auch die seit einigen Jahren im deutschen Hülfsverein von Dr. Meding angeregte Idee der Gründung eines deutschen Hospitals noch nicht zur Verwirklichung kommen konnte, so steht es doch fest, daß die Zeit nicht mehr fern seyn werde, wo Paris gleichwie London eine Anstalt besitzen wird, in welcher unsere durch die Erkrankung in fremdem Lande doppelt unglücklichen Landsleute ärztlichen Rath, Arznei und Pflege nach heimathlicher Weise erlangen können. Zwar sorgt der hier bestehende Hülfsverein unermüdlich für die zahlreichen verarmten und kranken Deutschen, allein das Obdach fehlt und das sichere Asyl, wo die gewöhnlich durch getäuschte Hoffnung psychisch, von schlechter Nahrung körperlich gestörte, ja oft zerstörte Gesundheit in heimathlicher Ansprache und Pflege Genesung, mindestens Trost findet. Wer, wie wir, selbst hinabsteigen muß in die Hütten des Elendes, und da Hülfe bringen soll dem gebrochenen Körper auf dem halbverfaulten Strohlager, dem tritt das dringende Bedürfniß der Errichtung eines deutschen Krankenhauses in Paris um so lebhafter vor die Seele, als die Ueberzeugung feststeht, daß dem Leidenden in der Fremde heimathlicher Brauch und heimathliche Sprache Balsam sind. Möge dieser kurze Bericht im deutschen Vaterlande Herzen erwecken, welche an dem Ausbau eines solchen Asyls für ihre 120,000 Landsleute in Paris seiner Zeit mitzuarbeiten nicht verschmähen!

Die Sage vom eingemauerten Kapuziner bei den Felsen zu Aschaffenburg.

Bei den Felsen dort am Maine
Sieht der Fischer Nachts zwei Flammen,
Die zum glühenden Vereine
Neigen sich in Lieb' zusammen;
Doch sobald zur zwölften Stunde
Nachts vom Klosterglöckleins-Munde
Für den Chor das Zeichen klingt,
Dann entflieh'n die Flämmchen beide,
Eins zum Kloster hin — das zweite
In dem Maine flugs versinkt.

War vor Zeit ein Kapuziner,
Jung und blühend anzuschauen,
Dieser war ein treuer Diener
Strenger Regel — zum Erbauen.
Rief das Glöcklein Nachts zur Hore,
War er immer schon im Chore,
Fern von eitlem Erdenwahn,
Wollt' er beten nur und fasten,
Feld bebauen ohne Rasten,
Ganz dem Ober'n unterthan.

Aber einst, als aus der Klause
Er im Morgendämmerlichte
Trat hinein zum Gotteshause,
Kam ein Weib ihm zu Gesichte,
Klar und jung wie Kindheitsträume,
Frisch wie Frühlings Blüthenbäume,
Wie Madonna hehr und mild.
Sieh' da zuckt mit heißem Strahle
In sein Herz mit Einemmale
Liebe zu dem Frauenbild.

Aber auch in ihrem Herzen
War die Liebe süß erglommen,
Und mit sehnsuchtsvollen Schmerzen
Sah sie jetzt den Morgen kommen. —
Denn ein Räthsel zwischen Seelen
Bleibt die Liebe, weil verhehlen
Immer schüchtern will der Mund,
Wenn das Herz in Lust zerflossen
Längst im Stillen hat geschlossen
Seinen ew'gen Liebes-Bund. —

Lange nicht, so gibt's am Stege
Nächtlich schon ein Kosen, Flüstern,
Wenn die Abende sich düstern,
Findet Liebe stille Wege. —
Hilft doch da kein Kämpfen, Streiten,
Nächtlich sitzen dort die Beiden,
Ordensmann und Liebchen traut,
Küssen sich mit heißem Triebe,
Bis aus der verbot'nen Liebe
Schreckt des Klosterglöckleins Laut.

Einstens, als sie Schwüre tauschten,
Glaubten wieder sich alleine,
Saßen Brüder dort und lauschten
Nächtlich an dem Felsensteine. —
Und am Morgen ohne Trauern
Sie den Sünder schon vermauern,
Daß verschwinde jede Spur
Von dem Frevler, der vermessen
Höchstes Erdengut besessen
Und gebrochen seinen Schwur.

Hier an der entweihten Stelle
Bei den Felsen an dem Maine
Bauten sie ihm eine Zelle,
Eng genug zum Todtenschreine.
Liebchen kommt und ringt die Hände,
Doch die starren Mauerwände
Schmelzen nicht beim Thränenkuß;
Ein Gebet noch sprach die Lippe,
Taumelnd glitt sie von der Klippe
Ebenda hinab zum Fluß.

Und noch heute dort am Maine
Sieht der Fischer Nachts zwei Flammen,
Die zum glühenden Vereine
Neigen sich in Lieb' zusammen;
Doch sobald zur zwölften Stunde
Nachts vom Klosterglöckleins-Munde
Für den Chor das Zeichen klingt,
Dann entflieh'n die Flämmchen beide
Eins zum Kloster hin — das zweite
In dem Maine flugs versinkt.

Gustav Stoll.

Mannigfaltigkeiten.

Man erinnert sich, daß der Kaiser Napoleon ein besonderes System von Wehren vorgeschlagen hatte, um die Ueberschwemmungen durch zeitweise Ansammlung und Aufstauung der Wassermassen weniger verderblich zu machen. Im Nievredepartement wurde kürzlich ein solches Wehr eigeweiht, das hierdurch gebildete Becken führt den Namen See von Settons; es nimmt eine Oberfläche von 400 Hektaren ein, und kann 22 Millionen Cubikmetres fassen; der höchste Wasserstand beträgt 18 Metres. Das Wehr selbst ist auf Granitgrund aus Granitblöcken bis zu einer Höhe von 20 Metres aufgemauert, und die obere Länge beträgt 271 Metres, die Dicke aber 4 Metres 90 und an der Basis 11 Metres 40'. Die Gesammtkosten beliefen sich auf 1,250,000 Fr. und die Arbeiten nahmen 4 Jahre in Anspruch.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 126 Donerstag, 27. Mai 1858.

Die Krankheiten unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

In den gebildeten Ständen finden wir eine sorgfältigere Prüfung der Anlagen der Kinder, die Erziehung ist sorgfältiger, der Charakter wird gründlicher erfaßt und nach reifer Ueberlegung zur Standeswahl geschritten. Viele unter ihnen, wie Gelehrte, Aerzte, Beamte führen ihre Kinder methodisch zu dem Berufe ein, für den sie selbe bestimmen, und leben mit verjüngter Kraft im Wirken ihrer Sprößlinge.

Ich komme nun zur letzten Klasse, zu jenen Glücklichen, die ausgestattet mit Glücksgütern aller Art, Besitzer von großen Grundstücken, Träger eines geschichtlichen Namens, ihren Kindern blos zu übergeben haben, was sie besitzen.

Der Beruf solcher Lieblinge Fortuna's scheint so leicht, das Erbe der Väter zu bewahren, Künste und Wissenschaften zu unterstützen, Noth und Elend zu mildern, die Regierung in allen Schöpfungen zu unterstützen und ihren Platz ehrenvoll für ihre Mitbürger und ihr Vaterland auszufüllen.

Der Reichthum besitzt so viele Mittel, um sich gesund zu erhalten, und doch trifft man unter den Reichen die meisten Unglücklichen; jugendliche Greise, Krankheiten ohne Zahl und die größte Sterblichkeit. Ein Lehrer reicht dem andern die Thür im Vaterhause, und der Tag hat nicht Stunden genug für den Unterricht! allein Herz und Gemüth werden selten gebildet, die Außenwelt und seine Nebenmenschen bleiben ihm fremd, bei seinen Handlungen leitet ihn der Eindruck des Augenblicks, und ihm fehlen Beharrlichkeit und Ausdauer. Die Speichelleckerei vergiftet sein richtiges Urtheil, er sieht seine Nebenmenschen blos als Mittel zu seinem Zweck, und der Egoismus untergräbt rasch jedes bessere Gefühl. —

Wie vielen solchen Unglücklichen begegnet man in den Kurörtern, die mit herrlichen Fähigkeiten ausgestattet, durch ein rein materielles Leben ihren Lebensbaum entblättert haben, die gelangweilt, in der Gegenwart ohne Interesse, mühselig dahin siegen, und wo alle Korypphäen der Medizin, dem Kranken das zu geben, was ihm fehlt, vergeblich waren, nämlich Gewissensruhe und innere Zufriedenheit.

Der Tod wirkt emsiger in dieser Klasse, als in den Hütten der Armuth, und leichter ringt der Mensch mit Entbehrungen aller Art, als mit den entfesselten Leidenschaften, die am liebsten ihren Wohnsitz in den vergoldeten Palästen der Reichen bauen.

In allen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft treffen wir aus falscher Standeswahl oder nicht gehöriger Erfüllung der Standespflichten Veranlassung zu Erkrankungen des Seelenlebens, so wie auch andererseits das Ringen nach den nothwendigsten Lebensbedürfnissen bei Berufsunfähigkeit, die auch das physische Leben herabstimmt.

Die Tuberculose, die Völkerkrankheit unserer Zeit, entwickelt sich leicht im entnervten Musensohn, im schwächlichen Soldaten und in jedem, der des Lebens Freuden bis zur Neige hinabschlürfen will und von Genuß zu Genuß hineilt.

Verschiedene Ursachen erzeugen daher gleiche Wirkung, Geneigtheit zu Erkrankungen, und liefern ihr Material zur Entnervung unserer Generation. Das Gemüth spielt bei den Erkrankungen eine so bedeutende Rolle, besonders in chronischen Krankheiten, daß es leicht erklärlich ist, daß Jemand, der mit seinem Wirkungskreise unzufrieden ist, zwischen dessen Wünschen und Handlungen ein beständiger Widerspruch ist, und der nur aus Nothwendigkeit seinen Standespflichten nachkommt, den Keim zu Erkrankungen in sich legt und gewaltsam seine Gesundheit untergräbt. Geist und Körper stehen in einer so innigen Wechselwirkung, daß, wenn Einbildungskraft, Gedächtniß und Verstand leiden, die Organe (leibliche Träger der Geistesfähigkeiten) nothwendig in der Zeit ergriffen werden müssen. Der Ausgang so vieler Geisteskrankheiten und Funktionsstörungen edler Organe, ja selbst Lähmungen, gibt hiezu die praktischen Belege.

Leidenschaften und Affekte spielen bei den modernen Zerrissenen, deren Verdienste die Mitwelt

nicht zu würdigen verstand, eine so große Rolle, daß sie leider auch im gegebenen Falle genügen, sie der strafenden Gerechtigkeit zu überliefern, — die Gefängnisse, die Irrenhäuser und die Selbstmorde stehen in einem sehr innigen Zusammenhang mit der verfehlten Standeswahl.

Ich kann diese Reflexionen über die traurigen Folgen einer Uebereilung nicht schließen, ohne mit ein Paar Worten hinzudeuten auf die Grundsätze, die die Eltern leiten müssen in dem entscheidenden Moment, wo sie den Grundstein legen für das künftige Wohl oder Wehe ihrer Kinder. Die Grundbedingungen für jeden Beruf, die weder durch lebhaften Geist, noch durch glühende Phantasie, noch durch tüchtiges Gedächtniß sich ersetzen lassen, sind: Liebe zur Arbeit — Ausdauer in den Handlungen — Geduld und Selbstverläugnung bei Mühseligkeiten. Diese Eigenschaften können nur in der Familie von früher Kindheit organisch durch liebende Eltern entwickelt werden, und in der Lockerheit unserer Familie liegt leider ein Hauptgrund des Mangels oder der Seltenheit dieser Kardinal-Tugenden. Die Wahl der Eltern müssen leiten: die physische Konstitution des Kindes, sein Temperament, sein sittlicher Charakter und seine Geistes-Anlagen, und nur die Berücksichtigung aller dieser vier Momente gibt eine Richtschnur für die Wahl des Standes.

Ein schwächliches, skrophulöses oder verkrüppeltes Kind muß zuerst geheilt, oder wenigstens seine Konstitution so viel als möglich verbessert werden, bevor Eltern sich mit der Zukunft solcher unglücklichen Geschöpfe beschäftigen. Bei solchen Keimen im kindlichen Körper entwickeln sich die Krankheiten im menschlichen Leben in ununterbrochener Reihe, die Schwindsucht im Jünglingsalter, das Heer von Unterleibskrankheiten, die Gicht, die Steinkrankheit, die chronischen Ausschläge aller Art, die Nervenkrankheiten und Lähmungen sind nur Glieder derselben Kette und sprossen aus derselben Quelle. Die Vernachlässigung ärztlicher Hülfe im Kindesalter straft sich nur zu häufig durch lebenslängliches Siechthum oder frühzeitigen Tod.

Eine gute Körperbeschaffenheit bei einer zweckmäßigen Erziehung auf religiöser Grundlage machen ein Kind geeignet, jeden Stand gründlich zu erfassen und durch vollkommene und gewissenhafte Erfüllung der Berufspflichten sich in den verschiedenartigsten Verhältnissen des Lebens glücklich zu fühlen.

Einen Kompaß möchte ich den Eltern doch anrathen, um die Lebensmarken ihrer Kinder vor den Stürmen dieser Welt zu schützen, und die Standeswahl zu erleichtern; es ist dieß die genaue Erforschung der Temperamente.

Die Geistesfähigkeiten eines Menschen zu beurtheilen erfordert philosophische Studien; zur Bestimmung des Temperamentes genügt der gesunde Menschenverstand.

Das phlegmatische Temperament, wo Empfänglichkeit und Reaktion unter allen Geistesfähigkeiten den ewigen Winterschlaf ruhen, erfordert gesteigerte Thätigkeit, Reizmittel aller Art, die Erweckung des Ehrgeizes, des Selbstbewußtseyns, um mit Erfolg gegen die Faulheit zu kämpfen, die das Haupthinderniß der geistigen Entwickelung solcher Individuen ist. Solche Kinder werden unter guter Leitung brauchbare Menschen, ehrbare Bürger, gute Arbeiter, Beamte oder Offiziere, die gewissenhaft ihre Pflicht erfüllen. Das Leben solcher Menschen gleicht einer Uhr, die täglich von der Gewohnheit aufgezogen wird. Künste und Wissenschaften werden durch solche Köpfe nicht gefördert, aber sie bilden einen großen Bienenschwarm in der Riesenfamilie, die ein Land bewohnt, und die man Nation nennt. Die Menschen finden ihren Unterhalt am leichtesten, zufrieden mit Allem, gewöhnen sie sich auch an Alles; was sie begehren, erreichen sie, da der Horizont ihrer Wünsche sehr beschränkt ist; ihr Daseyn ist ein sehr glückliches: Niemand beneidet sie, Niemand haßt sie, sie erreichen in der Regel ein hohes Alter, und da sie leidenschaftslos, — Amphibien gleich, — durch das Leben wallen, erkranken sie selten, und gewiß nicht an Geisteskrankheiten.

Das sanguinische Temperament zeichnet sich durch große Reizempfänglichkeit und durch Vorwalten der Einbildungskraft auf Kosten des Verstandes aus.

Ein Sanguiniker erfordert die sorgfältigste Erziehung, er wird im Leben viel oder nichts leisten, nach der Leitung, die er im Kindesalter erhalten. Für solche Kinder sind folgende Grundsätze zu beobachten: Die Eltern müssen trachten, ihnen Interesse für ihre Beschäftigung einzuflößen und Ausdauer in ihren Arbeiten anzugewöhnen. Selbstachtung und Nächstenliebe müssen von Kindheit ihre Willenskraft stählen, und die Eitelkeit und Selbstliebe, die bei diesem Temperament am leichtesten wuchert, entwurzeln. Jede geistige Einwirkung von außen muß mit Ruhe und Besonnenheit geschehen, die Tagesordnung von den Eltern vorgeschrieben werden und ein passender Wechsel in den Beschäftigungen stattfinden. Das Kind muß lernen, sich frühzeitig selbst zu beherrschen, seiner Leidenschaften Herr werden, und die Einbildungskraft unter die Herrschaft des Verstandes zu bringen. In diesem Temperament finden wir meistens treffliche Geistesanlagen und sie sind daher die geeignetsten für eine intellektuelle Ausbildung. Ihre Standeswahl bestimmt theils Neigung, theils Vorwalten einer oder der andern Fähigkeit, z. B.

gutes Gedächtniß, richtiges Vorstellungsvermögen und scharfes Urtheil zeichnen das Individuum geeignet für Medizin. — Korrektheit des Styls, schnelle Perzeption, flinke Arbeit, Geschmeidigkeit im Benehmen für Jus. — Entwicklung der formellen Verstandesseiten, besonders des Verstandes, für mathematische Wissenschaften (Genie- und Bauwesen). Die Schwierigkeit liegt beim Sanguiniker blos darin, ihn in seinem Berufe ausharren zu machen und ihn vor der Zersplitterung seiner Fähigkeiten zu behüten, da er Alles sehr leidenschaftlich erfaßt, und ebenso schnell wieder fahren läßt.

Der Sanguiniker erreicht, wenn er seinen Beruf vollkommen erfüllt, einen hohen Grad irdischer Vollkommenheit; aus ihm sprossen die Glanzsterne der Künste und Wissenschaften. Die Mitwelt beneidet ihr Talent, die Nachwelt zollt ihnen Ruhm und Ehre. Die größten Männer der Geschichte gehörten diesem Temperamente, und des Wissens Durst befähigte sie, den Tempel des Ruhms zu erreichen. Wir begegnen dem Sanguiniker auf dem Parnaß des Glücks, und eben so leicht scheitert seine Lebensbarke, und ein Spital, Gefängniß, oder das Schaffot endet seinen Lebenslauf.

Von einer glühenden Einbildungskraft geleitet, bei ungebeugtem Willen erklimmt im raschen Flug der Sanguiniker die Stufenleiter des Verbrechens.

Der bürgerliche Tod und die Ausschließung von der Gesellschaft erwarten den Uebertreter menschlicher Gesetze, und die Unzahl von Verbrechen, die täglich wächst, gibt einen traurigen Beleg, wie mit steigender Zivilisation die Entsittlichung der Nationen zunimmt.

Durchblättern wir die Biographien der Unglücklichen, die wegen den verschiedenartigsten Verbrechen die Zuchthäuser bewohnen, so finden wir, daß fehlerhafte Erziehung, unrichtige Standeswahl das größte Kontingent vom Sanguiniker liefern.

Der sittliche Charakter der Kinder, oder deren Gemüth verdienen ebenfalls eine Berücksichtigung bei der Standeswahl, doch wechselt die Gemüthsstimmung der Kinder nach der Umgebung.

Das Kind ist nach der Natur weder gut noch böse, weder zornig noch eigensinnig, — weder neugierig noch wißbegierig; — es ist nur Pflicht der Eltern, die guten Keime zu entwickeln, und das Unkraut auszurotten. Wir begegnen häufig in unserer Zeit sogenannten nervösen Kindern, die nichts ertragen und keinen Widerspruch erdulden. Solche Unglückliche Geschöpfe werden die Peiniger ihrer Familie, und da ihnen Niemand widersprechen darf, und nichts den Unwillen dieser kleinen Tyrannen reizen darf, so werden solche Wesen schon im Kindesalter für die ganze Zukunft verdorben, und unfähig für jeden Beruf. Da sie gewöhnlich auch sehr verweichlicht sind, so rafft sie zum Glück für die Eltern die erste Krankheit weg; erreichen sie aber ein höheres Alter, so bevölkern sie die Irrenhäuser, oder fallen der strafenden Gerechtigkeit anheim, je nach ihren verschiedenen Lebensverhältnissen.

Es ist daher gewiß eine unumstößliche Aufgabe der Eltern, den sittlichen Charakter der Kinder zu überwachen, und es ist eine falsche Philanthropie der Neuzeit, den Strafcoder der Kinder auf Beweisgründe der Moral zurückzuführen, und durch bloße Ermahnungen, Belehrungen nützliche Staatsbürger erziehen zu wollen.

Der sittliche Charakter der Kinder ist der Spiegel der sittlichen Bildung einer Nation, und die Unsittlichkeit im Kindesalter ist im geraden Verhältniß mit der Zahl der Verbrechen einer Nation.

(Fortsetzung folgt.)

An ein gepreßtes Veilchen.

(Sonett.)

Ich sah Dich nicht in jugendlicher Blüthe
Ersprießen auf des Frühlings Lustgefilde
Zur Zeit, als jedes Auge gern sich stillte
An deiner Schönheit, welche hold erglühte —

Ich kenne Deinen Werth und Deine Güte
Nur noch aus dem getrockneten Gebilde,
Du lächelst schmerzlich und doch wonnig milde
Entgegen dem beschauenden Gemüthe —

Gepreßtes Veilchen, Bild vom Herzensleiden! —
Es mahnen Deine Äuglein — die verdorrten —
Mich an entschwundnen Glückes Frühlingszeiten;

Bist darum mir unendlich lieb geworden
Und sollst am Herzen ruhend mich begleiten
Als theures Unterpfand an allen Orten! —

Gustav Stoll.

Mannigfaltigkeiten.

Aus München, 18. Mai, schreibt man der „Augsb. Abdz.“: Von dem im Auftrage Sr. Maj. des Königs einen Theil von Zentralamerika bereisenden Hrn. Dr. Wagner sind Nachrichten vom 20. März angekommen. Der Reisende verweilt dermalen im Isthmusstaate Panama, und da die trockene Jahreszeit sowohl für größere Reisen als für kleinere Ausflüge im Innern der Gebirge sehr günstig ist, so hat er in den letzten Monaten beson-

ders geognostische Exkursionen in den verschiedensten Richtungen zwischen beiden Ozeanen unternommen und namentlich das durch den Eisenbahnbau aufgeschlossene Profil zwischen der Limonbai und dem Golf von Panama, so wie das ganze Flußgebiet des Rio Chagres bis nahe an seine Quellen untersucht. Wenn Hr. Dr. Wagner sich entschloß, auf dem Isthmus von Panama, trotz der Hitze und des erschlaffenden Klimas, längere Zeit zu verweilen, so geschah dieß, weil sowohl das Innere des Landes als selbst ein Theil des Küstengebietes noch wenig bekannt ist. Trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, die sich dem Reisenden beim Eindringen in die weglosen, dichten Wälder der Tropenregion entgegenstellen, hat sich unser Reisender nicht abschrecken lassen, tief in das Innere dieser Distrikte vorzudringen, da er mit Recht der Meinung ist, daß in Bezug auf physische und politische Erdkunde wenige Gegenden der Welt mehr Interesse verdienen als das Isthmusland Panama. Bereits hat Wagner von Panama aus drei Kisten, theils mit zoologischen Gegenständen, theils mit getrockneten und lebenden Pflanzen hierher an die k. Akademie gesandt. Sobald er von seiner nächsten Reise in den völlig unbekannten Theil des Isthmusstaates zwischen dem obern Laufe des Rio Chepo und dem Golfe von San Blas nach Panama zurückgekehrt seyn wird, sendet der Reisende mit den auf dieser Tour sich ergebenden Sammlungen zugleich auch dasjenige ein, was er an Petrefakten und Handstücken von Felsarten zusammengebracht hat. Auch auf den Höhenmessungen verwendet W. eine besondere Sorgfalt.

[Der erste Burgunder in Paris.] Im Jahre 1660 hatte Beaujolais und die Maconlande für ihren Wein keinen anderen Ausweg, als was sie selbst vertranken und an die benachbarten Ortschaften verkauften. Ein Winzer, Claude Brosse, welcher den Keller voll dieses Rebensaftes hatte, faßte den kühnen Entschluß, bis nach der Hauptstadt zu gehen, um einen Absatz für seine Waare zu suchen. Er legte zwei Faß seines besten Weines auf einen Karren, spannte die zwei stärksten Ochsen seines Stalles an und machte sich nach Paris auf den Weg, wo er am 33. Tage glücklich und wohlbehalten anlangte. In der darauf folgenden Woche wurde die Messe des Königs im Schlosse zu Versailles durch einen besonderen Vorfall gestört. Im Augenblicke der Wandlung, wo Alles niedergekniet seyn sollte, bemerkte der König einen Kopf, welcher über alle Uebrigen hervorragte. Se. Majestät vermutheten, daß einer der Anwesenden stehen geblieben sey, und befahl einem Offiziere, den unandächtigen Menschen niederknieen zu machen. Nach wenigen Augenblicken kam der Offizier zurück und meldete dem Könige, daß der Mann allerdings knie, aber so groß sey, daß er den Irrthum Sr. Majestät veranlaßt habe. Ludwig XIV. befahl, ihm diesen Mann nach der Messe zu bringen. Eine Stunde später stand Claude Brosse, mit seinem breiten Hut, seiner weißen Schürze und seinen grauen Gamaschen, vor dem Könige. „Was führt dich nach Paris?" fragte Se. Majestät, und Claude Brosse machte eine gelungene Verneigung und antwortete dann frei von der Leber weg, daß er aus Burgund komme und auf einem Wagen zwei Faß vortrefflichen Weines bringe, die er an irgend einen hohen Herrn zu verkaufen hoffe. Der König wünschte ihn auf der Stelle zu kosten und fand ihn weit besser, als die Weine von Surines und von Beaugency, den man bei Hofe trank. Alle Hofleute bestellten nun bei Claude Brosse Macon-Wein, und der kluge Winzer verbrachte den Rest seines Lebens damit, die Produkte seiner Weinberge nach Paris zu bringen und sie dort zu verkaufen. Der Handel der Macon-Weine war gegründet. Heute wirft dieser Handel jedes Jahr 6 — 800,000 Hektoliter Wein auf den Platz von Paris. Die zwei Fässer, welche der Winzer von Charney in 33 Tagen nach Paris führte, waren fruchtbar und vermehrten sich.

Ein Mittel, den Stärkegehalt der Kartoffeln zu erproben, das u. A. den Brennereibesitzern von großem Vortheil ist, von den ihnen zum Kauf angebotenen Kartoffeln diejenigen herauszufinden, welche den meisten Stärkegehalt besitzen, also auch den meisten Spiritus liefern können. Man nehme ein Quart Wasser, löse darin 13 Loth (genau gewogen) Kochsalz auf und lege die Kartoffel hinein. Bleibt dieselbe auf dem Grunde des Gefäßes liegen, so ist die Kartoffel sehr gut; schwimmt sie dagegen oben auf, so ist der Stärkegehalt nur gering. Je mehr sich also die Kartoffel dem Grunde nähert, desto schöner ist sie, und zwar nicht allein für den Brennereibetrieb, sondern auch zur menschlichen Nahrung.

Unter den Chinesen herrscht die Sitte, daß, wenn sie einen Knaben und ein Mädchen in der frühesten Jugend mit einander verloben, sie eine Haarlocke von Beiden in einen Wasserbehälter werfen. Wenn die zwei Haarlocken sich gegenseitig anziehen und umwinden, so wird dieß als ein gutes Vorzeichen angesehen, für ein böses hingegen, wenn sie sich gegenseitig abstoßen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 127 Freitag, 28. Mai 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

Das Klagen in der Luft steigerte sich zum wildesten, entsetzlichsten Geheul, alle Geister der Hölle schienen losgelassen, hinter den Fliehenden her zu toben und Finsterniß, als kehre die alte Nacht zurück, trat an die Stelle des Tageslichts.

Die zitternden Pferde standen schnaubend dicht an die schirmende Felswand gedrückt, und ihre Körper gewährten den drei Menschen, die in diesem Augenblick der Noth sich fest aneinander geklammert hatten, einigen Schutz.

Ein Etwas, scharf wie Metallspitzen, schwirrte in fast wagrechter Richtung durch die Luft und zerbrach beim Niederfallen mit seltsam rasselndem Laut am Boden, der sich in einem Nu Fuß hoch mit Schnee bedeckt zeigte. Das Heulen des nahen empörten Meeres mischte sich, deutlich unterscheidbar, mit dem Heulen des Sturmes und mitten durch diesen Aufruhr der Elemente sah Anna Wender, daß noch ein Vierter, ein stattlicher Offizier zu Pferde, Schutz vor dem Schneesturme unter der Felswand gesucht hatte.

Zu sprechen, sich in irgend einer Weise zu verständigen in dem Rauschen, Klirren, Heulen, Brüllen, Zischen und Donnern der Windsbraut, war unmöglich, Frau Wender konnte indeß gewahr werden, daß der neue Ankömmling in ihr eine Dame erkannt und die ritterliche Absicht sie zu schützen hatte.

Er machte es möglich, daß er seinen weiten Mantel um die Frau Wender schlagen konnte, und so hielt er sie fest an die Felswand gedrückt und deckte sie vor dem grimmigsten Toben der entfesselten Luftgeister durch seinen eigenen Körper.

Ob Stunden, ob Minuten vergangen waren, während sie so von starken Armen gehalten dastand, Anna Wender wußte es nicht, allmählig aber ließ das wilde Geisterkonzert nach, verhältnißmäßige Ruhe trat ein, Schnee fiel in dicken, schweren Flocken und in ungeheuern Massen, es war als ob das Gewölk sich auf die Erde niederlege, aber man konnte jetzt die Gesichtszüge seines Nachbars erkennen, man konnte ohne Beschwerde athmen und schon war es möglich, einzelne Worte auszusprechen und zu vernehmen.

„Madame," sagte eine tiefe und klangvolle Stimme, welche der Räthin äußerst bekannt und sehr wohllautend erschien, „welch ein seltsamer Zufall führt Sie hierher, gerade jetzt, so kurz vor einem wahrscheinlichen blutigen Tage, in diese Einöde."

Anna erhob ihren Kopf und versuchte in dem niederfallenden Schnee das Gesicht ihres Schützers zu erkennen. Es war eines von Denen, die man nicht leicht vergißt, wenn man sie einmal gesehen. Ein regelmäßiges, schönes, kräftiges und kühnes Männerantlitz, das Gesicht des Husaren, der sie einst zu der Gattin ihres Reisegefährten gerufen.

„Sie hier? Sie, Herr von Heiking?" fragte sie mit dem Tone innigster Freude, Gott selbst hat Sie gesendet, uns zu schützen in dieser fürchterlichen Gefahr."

„Ich habe wenig für Sie thun können, Madame, gnädige Frau, mein Beruf führte mich bei einer Rekognoszirung dieses Terrains hierher, wo meine Gefährten geblieben in dem furchtbaren Schneesturme, der uns entgegenkam, weiß ich nicht, ich ließ meinem klugen Pferde den Willen und das trug mich hierher, wo ich Sie und Ihre Reisegefährten fand."

„Ich will den Fürsten Moroschin sprechen, und machte dieserhalb die Reise ins Lager der Verbündeten."

„Der Prinz ist krank, schon seit zwei Tagen, er hat jede Pflege, die ihm hier zu verschaffen ist, und der englische Ingenieur, der wackere Tom Smith, bringt jeden freien Augenblick bei ihm zu, unsere Aerzte behaupten, er leide an einem Cholera-anfalle."

„Großer Gott," sagte Anna, „vielleicht kann ich ihm da nützlich seyn."

„Sehr wahrscheinlich," entgegnete Heiking und nachdem er sich nach allen Richtungen umgeblickt hatte, setzte er hinzu: „Nun vorwärts, der Schnee-

sturm ist vorübergezogen, ich muß ins Lager und meinen Kameraden zeigen, daß ich lebe. Sie, gnädige Frau, werde ich die Ehre haben zu begleiten."

Schweigend und ehrerbietig ritt der Major neben der Dame her, von der er so viel Gutes wußte, die ihm das verehrungswürdigste aller Frauen zu seyn schien und deren Muth und Festigkeit in äußerster Gefahr er jetzt eben so sehr als ihre Güte bewunderte. — Es war wieder hell geworden, der Schnee lag doch auf dem Boden, wenn man anders diese zusammengefrornen spitzen Eisnadeln, die bei jedem Tritt der Pferde wie zerbrechendes Glas knisterten, Schnee nennen kann.

Anna's Gesicht von der Anstrengung und Aufregung hoch geröthet, sah unter der Pelzhülle, die es umgab, fast jugendlich schön aus. Ihre dunklen Augen glänzten und ein Gefühl von Glück, Schutz und Sicherheit, wie sie es noch nie in der Nähe eines Mannes gehabt, legte sich in der Nähe des kühnen Soldaten um ihr Frauenherz.

Laubach hatte den ermüdeten, halbtodten jüdischen Führer mit auf sein Pferd genommen, das unter der Doppellast keuchend, den Beiden nur langsam folgen konnte.

Heiling fühlte sich von der dankbaren und ächt weiblichen Freundlichkeit der schönen Frau seltsam angeregt, sein Herz klopfte heftiger als vor einer Schlacht, und während er sich bemühte, seinen Schützling auf den besten sichersten Pfaden nach dem Lagerplatz seines Bataillons zu führen, wo er ihr seinen besondern Schutz anbieten konnte, dachte er an alle möglichen Dinge, die er zur Bequemlichkeit, zum Komfort seines schönen Gastes herbeizuschaffen beabsichtigte.

Der Major Heiling von der Fremdenlegion, der Freund vieler vornehmen Lords, der nahe Bekannte des Tartarenfürsten war allerdings jetzt anders ausgestattet, als zu der Zeit, wo er die unglückliche Rahab in sein elendes Soldatenzelt führte.

Der Sturm, der nur eine Meile von dem Lager mit der Gewalt eines Erdbebens gewüthet, war seitwärts von diesem über die Ebene gezogen und hatte in den hölzernen Häusern der Soldatenstadt wenig, in den Verschanzungen des Lagers fast gar keinen Schaden angerichtet. Major Heiling konnte daher in seinem Hüttchen seinem schönen Gaste mancherlei kleine Bequemlichkeiten bieten.

Beim Donner der Kanonen von Sebastopol saß er der Dame gegenüber, die für sein Auge die Reize einer Göttin zu haben schien, trank den Thee, den sie bereitete und horchte auf die Erzählungen ihrer Reise und deren Zweck.

Warum dachte nur Anna, sobald sie aufblickte in das Gesicht ihres Wirthes, immer wieder und wieder an die Prophezeihung der Hexe von Morowa: „Heirathe den Mann, der in der alten Heimath Dir zuerst begegnet."

Dieser war es, der ihr zuerst begegnet war, hier traf sie ihn wieder und empfand ein ganz eignes Glück in seiner Nähe, ein Glück, dessen Existenz sie früher nie geahnt hatte.

Sollte das die Liebe seyn? fragte die reiche Dame sich selbst in der Tiefe ihres Herzens und ihre Wange röthete sich jugendlich bei dieser verhängnißvollen Frage, während Leo ihr erzählte, daß er ihre Pflegetochter kenne und mit dieser, der es gar gut gegangen, und die mit dem allerwackersten Jüngling verlobt sey, von ihr, der trefflichen Herrin und Erzieherin gesprochen habe. Ehe der rauhe Soldat es merkte, hatte die gewandte Frau ihm den ganzen Inhalt jenes Gesprächs, ja sogar die lächerlich geringe Summe, die Dorchen aus irgend einem Grunde als das Vermögen ihrer Herrin bezeichnet, durch Fragen herausgelockt und ein abenteuerlicher Plan keimte und erwuchs plötzlich in ihrer Seele.

„Ich will eben den Fürsten Moroschin sprechen, um mir auch von ihm einige Rathschläge über die Rettung des Restes von meinem Vermögen geben zu lassen," sagte Anna Wender mit ruhigem Ernst. „Ich bin, Herr Major, durchaus nicht mehr die reiche Frau, die ich zur Zeit war als Dorchen Laubach bei mir lebte. Das Wenige, was ich noch besitze, steht unsicher in Rußland und ich bedürfte durchaus der Vermittelung eines muthigen Mannes, um es zu retten."

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Es gewährt uns ein wahrhaftes Vergnügen, auf eine neue Schrift des noch immer rüstigen, schon lange als wackerer Geschichtsforscher bekannten Hofraths Dr. Steiner aufmerksam zu machen. Wir thun dieß um so lieber, als wir voraussetzen dürfen, daß viele Freunde eines gründlichen Geschichtsstudiums in eben dieser neuen Druckschrift manchen Aufschluß finden werden, dessen sie bis jetzt noch entbehrt. Sie führt den Titel: „Das System der römischen Wehren, in Anwendung auf die Oertlichkeit wo jetzt Darmstadt liegt und das alte Neckargebiet in der Bergstraße, von Hofrath Dr. Steiner, Historiographen des Großherzoglich Hessischen Hauses und Landes, korrespondirenden Mitgliede der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München 2c., mit einer Biographie des Verfassers. Seligenstadt 1858, auf Kosten und im Verlage des Verfassers." — Hofrath Steiner wid-

men sie seinen Höchsten und Hohen Gönnern und Beschützern, seinen Freunden und Angehörigen, als Programm zur Feier seines fünfzigjährigen Dienst- und Schriftsteller-Jubiläums, dessen Tag der 28. Juli nächsthin ist. — Seine Untersuchungen und Erläuterungen über das System der römischen Wehren sind so tief gehend, so klar und überzeugend, daß sie als eine meisterhafte Darstellung seinen vielen früheren größeren und umfassenden historischen Arbeiten würdig zur Seite stehen. Und welchem Geschichtsfreunde wären die letzteren nicht bekannt? Wir erinnern nur an sein Werk: „Das Maingebiet unter den Römern," an seine „Geschichte des Rodgaues (Steinheim, Heusenstamm, Seligenstadt)," so wie an die „Des Bachgaues (Obernburg, Großostheim, Babenhausen, Dieburg, Umstadt)," ebenso an die Geschichte des Freigerichts Wilmundsheim (Alzenau)," die „Geschichte und Beschreibung der Stadt und Abtei Seligenstadt," ferner an seine gleichfalls treffliche Preisschrift: „Ueber das altdeutsche und altbayerische Gerichtswesen in Bezug auf Oeffentlichkeit, Mündlichkeit," ohne seiner vielen anderen größeren und kleinen Schriften zu gedenken, deren Zahl sich auf achtunddreißig beläuft. — An den ersten Abschnitt seines Eingangs besprochenen neuen Druckwerkes reiht sich ein zweiter, von anderer Hand verfaßt, dessen Inhalt eine meist auf des Jubilars literarisches Wirken sich beziehende kurze Biographie desselben ist, wozu eine Notizensammlung benutzt wurde, die er für eine bereits theilweise ausgearbeitete ausführliche, blos in seiner Familie als Manuskript aufzubewahrende Autobiographie angelegt hat, welch letztere, nach einer Anmerkung, auch Charakteristiken und Züge aus dem Leben bemerkenswerther Personen verschiedener Stände enthält, mit denen er bekannt geworden. Aus der erwähnten kurzen Biographie von fremder Hand lernen wir erkennen, mit welcher Rastlosigkeit Hofrath Steiner sich schon frühe dem Geschichtsstudium und besonders der vaterländischen Geschichte zuwandte. Er liebte die geschichtlichen Forschungen so sehr, daß er lieber seine Advokatur beibehielt, als daß er eine ihm in Aussicht gegebene Staatsstelle angenommen, weil er sonst allen damals in seinem Plane gelegenen Geschäftsbarkeiten hätte entsagen müssen. — Im Jahre 1825 siedelte er von Seligenstadt nach Kleinkrotzenburg über, wo er der Gemeinde durch sein unablässiges Streben, die Bodenkultur zu erhöhen, ganz besonders nützlich wurde. — Anerkennungen bezüglich seines literarischen Wirkens fand der unermüdliche Steiner viele, unter denen eine namhafte Anzahl von gekrönten Häuptern und sonst höchstgestellten Personen. — Seine hier besprochene neueste Arbeit ist auch in der äußeren Ausstattung zu empfehlen; der Druck (von Kittsteiner in Hanau) zeichnet sich durch Reinheit und neue, dem Auge wohlthuende Schrift, so wie durch geschmackvolle Eintheilung aus. Der beigegebene Situationsplan, welcher uns das von Hofrath Steiner entdeckte römische System der Flußabwinkelung veranschaulicht, ist dem Werkchen eine recht passende Zugabe.

Mannigfaltigkeiten.

[Rache eines Löwen.] Seit einiger Zeit richtete ein Löwe allnächtlich Verheerungen in den Heerden eines arabischen Stammes in der Umgegend von Stora an. Um sich von diesem gefährlichen Gaste zu befreien, schickten die Araber zu einem Schuhmacher im Dorfe Sainte Charles, der im verdienten Rufe als geschickter und muthiger Jäger stand. Der Schuhmacher willfahrte sogleich der an ihn ergangenen Aufforderung, verließ, mit einer Doppelbüchse bewaffnet, Sainte Charles und legte sich an der bezeichneten Stelle in einem hohlen Baume in den Hinterhalt. Gegen 8 Uhr hörte er das Brüllen des Löwen und als derselbe sich dem Baume näherte, feuerte er seine beiden Schüsse auf das Thier ab. Der Löwe fiel und blieb regungslos liegen: eine Kugel war in den Kopf, die andere in die rechte Flanke gedrungen. Der geschickte Schütze hatte seine Flinte sofort wieder geladen, verharrte noch eine Viertelstunde in seinem Versteck und näherte sich dann, ohne nochmals zu feuern, dem regungslos gebliebenen Löwen. Bevor er jedoch den in einiger Entfernung harrenden Arabern ein Zeichen gab, wollte er sich überzeugen, ob das Thier wirklich todt sey, und berührte es deßhalb mit dem Laufe seiner Flinte an mehreren Stellen des Körpers. Als dieß geschehen war, drehte der Jäger sich um, um den Wartenden das verabredete Zeichen zu geben. Aber plötzlich erhob der Löwe, seine letzte Kraft zusammenraffend, den Kopf, streckte eine seiner furchtbaren Tatzen aus, packte den Jäger am Halse hinter dem Kopf, warf ihn zu Boden und riß ihm die Wirbelsäule vom Halse bis ans Kreuz weg. Der unglückliche Schuhmacher erlag sofort und der Kopf des Thieres fiel plump auf seine Leiche. Löwe und Jäger waren todt und wurden zusammen nach St. Charles gebracht.

Aus Wien, 14. Mai, schreibt man: Seit einigen Tagen lockt eine industrielle Ausstellung zu wohlthätigem Zweck zahlreiche Beschauer an, eine Ausstellung nämlich von patentirten „Uebersiedelungs-

mobilien.« Der Erfinder, ein Hr. v. Mannstein, war bis vor Kurzem k. k. Offizier, und wurde durch häufige Dislokationen veranlaßt, sich mit dem Problem zu beschäftigen, wie man sein Hab und Gut auf die am wenigsten beschwerliche und zugleich sicherste Weise die erforderlichen weiten Reisen machen lassen könne. Was er zunächst zum eigenen Bedarf ersonnen, hat er jetzt in großem Maßstab ausgeführt, und es läßt sich nicht läugnen, daß vorzüglich in dem weitgestreckten Oesterreich, wo Beamte, Militärs u. s. w. sich bisher so häufig genöthigt sahen, ihre Einrichtung mit Verlust zu veräußern, der ihnen im Vergleich mit der Gefahr eines weiten Transports noch immer gering erscheinen mußte, seine Erfindungen großen praktischen Werth haben. Das Geheimniß besteht im Wesentlichen darin, daß anstatt der Verleimung, wo irgend möglich, die Verbindung durch Schrauben, Kreis-Spannungen u. s. w. angewandt worden ist, und zwar so sinnreich, daß man in den meisten Fällen darüber staunt, daß die Welt nicht längst auf den Gedanken gekommen ist. In einem Kleiderschrank von mäßiger Größe verpackt Hr. v. Mannstein z. B. die vollständige Garnitur eines Salons, und der Schrank selbst verwandelt sich auf die einfachste Weise in eine Packkiste, die nur signirt und aufgegeben zu werden braucht. Die Zerlegbarkeit der Möbel gestattet zugleich sich von der Solidität der Arbeit zu überzeugen; auch werden die ausgestellten Muster jeder Probe bezüglich ihrer Haltbarkeit ausgesetzt. Da die Preise verhältnißmäßig niedrig normirt sind, läßt sich eine günstige Einwirkung dieses Unternehmens auf die Möbelfabrikation in Wien überhaupt hoffen, und wie sehr Reformen da nöthig sind, weiß Jeder, der in der Lage war, sich eine Einrichtung anzuschaffen.

Die Ausgrabungen, welche Hr. Mariette in Aegypten in der Nähe von Sais leitet, haben bereits sehr glänzende Resultate gemacht; 30 Kisten liegen schon in Alexandrien zur Einschiffung nach Paris bereit. Unter den aufgefundenen Gegenständen befindet sich auch ein Sarkophag von rosenfarbenem Granit aus der Zeit des Pyramidenbaues Cheops von 8½ Fuß Länge und mit vortrefflich erhaltenen Skulpturen bedeckt; ferner einen Dolch mit goldenem Griff, eine goldene Schachtel mit Hieroglyphen und zwei auf dem Bauche liegende goldene Löwen. Diese letzteren Gegenstände wurden in Theben auf der Mumie eines unbekannten Königs gefunden; einige Bronzestatuen und Basreliefs aus der Zeit der ältesten Dynastien, kurz im Ganzen 1500 Gegenstände, deren Werth auf mehr als 200,000 Fr. geschätzt wird. Auf Befehl des Vizekönigs soll in Alexandrien ein Museum gebaut werden, zu dessen Direktor Hr. Mariette ernannt worden ist.

In der Umgegend von Rostock wurde am 7. Mai Abends eine Nebensonne gesehen. Zwischen der hell, zwischen Wolken durchscheinenden Sonne und der Nebensonne stand eine Wolke, an deren nord-östlichem Rande (von der Sonne ab gerechnet) die Nebensonne ihre etwas gefärbten Strahlen verbreitete; es war, als ob hier die Sonne eben hinter dem Gewölke hervorkommen wollte. Der Abstand der Nebensonne von der Sonne betrug ungefähr 16 Grad; die Höhe war die gleiche mit der der Sonne. Die prächtige Erscheinung dauerte über eine Viertelstunde und nahm allmälig ab, indem die Wolke sich nach und nach in Dunstform auflöste und so verschwand.

Czarskoje-Selo, der Lieblings-Aufenthalt des Kaisers Alexander von Rußland, bietet in seinen meilenlangen Gärten die schönsten Spaziergänge, die so sauber gehalten werden, daß man kaum begreift, wie diese bis zum Exzeß getriebene Sauberkeit erreicht wird, da die Pflege eine fast unsichtbare ist. Ueberall stecken Wärter in den Gebüschen, die sofort jede Kleinigkeit auffegen, wenn irgendwie die Wege beschmutzt werden. Man erzählt sich jedenfalls eine bezeichnende Anekdote. Als Großfürst Michael, Bruder des Kaisers Nikolaus, eines Tages mit dem Intendanten des Schlosses und der Stadt Czarskoje, General Sacharewski, im Wagen durch die Gärten fuhr und der General mit Stolz auf die Sorgfalt und Pflege hinwies, durch welche er den Gärten diesen Glanz erhielt — blieb der Großfürst immer ernst, schüttelte den Kopf und schien unzufrieden. Sacharewski kam in die größte Verlegenheit, und da all sein Rühmen nichts half, so fragte er endlich: „Vermissen Eure kaiserliche Hoheit noch irgend etwas?« — »Allerdings, und etwas sehr Nöthiges!« lautete die Antwort. — »Und was wäre das?« — »Spucknäpfe!« Die Anekdote klingt sonderbar; wenn man aber Czarskoje gesehen hat, versteht man sie vollkommen.

Die Herzen.

Kein Herz gibt's, das nicht lieben wollte,
Und was zu lieben findet's immer;
Und wenn's nicht jung der Liebe zollte,
So liebt's im Alter desto schlimmer.

Redakteur: Gustav Metzert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 128 Samstag, 29. Mai 1858.

Die Krankheiten unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Mutter und Kind.

Schön ist des Mondes
Mildere Klarheit
Unter der Sterne blitzendem Glanz:
Schön ist der Mutter
Liebliche Hoheit
Zwischen der Söhne feuriger Kraft.
Nicht auf der Erden
Ist ihr Bild und ihr Gleichniß zu sehen.
Hoch auf des Lebens
Gipfel gestellt,
Schließt sie blühend den Kreis des Schönen!
Mit der Mutter und ihren Söhnen
Krönt sich die herrlich vollendete Welt.
Selber die Kirche, die göttliche, stellt nicht
Schöneres dar auf dem himmlischen Thron;
Höheres bildet
Selber die Kunst nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.

Ein Erdenbürger betritt die Welt, ein neues Leben sproßt, ein Mensch wird geboren. Die Lungenzellen dehnen sich aus, ein anderer Kreislauf der Säfte beginnt, die Sinnesthätigkeit erwacht, und der erste Schrei des Neugebornen träufelt Balsam in die Brust der Mutter.

Die Mutter hat erhabene Pflichten gegen ihren Sprößling, die ihr von Gott auferlegt, durch das Sakrament geheiligt, das Wesen der Ehe bedingen.

Die Hintansetzung oder Verletzung dieser Pflichten zerstört oder untergräbt das materielle Befinden von Mutter und Kind und rächt als irdische Nemesis die beleidigte Natur an Keim und Keimstätte.

Die Mutter impft dem Embryo ihre Konstitution, Krankheitsanlagen und wirkliche Krankheiten ein, und erzeugt in ihrer Nachkommenschaft Gesundheit, chronisches Siechthum oder ein frühes Grab.

Eine einfache, naturgemäße Lebensweise, Gemüthsruhe, Unterdrückung von Leidenschaften, sind daher Momente von großer Wichtigkeit für Frauen in diesem Zeitabschnitt. Die tägliche Erfahrung lehrt auf eine traurige Art, wie wenig Mütter ihren hehren Beruf zu würdigen verstehen und welche üppige Ernte durch eigne Schuld in dieser Lebensphase der Sensenmann hält.

Alle Nationen seit dem grauen Alterthume wetteifern in Strenge gegen die Kindesmörderin. Kerker und Schaffot bedrohen sie, die Kirche verdammt sie; und mit Zunahme der Zivilisation steigt dieses naturwidrige Verbrechen in arithmetischer Progression. Der Richter als irdischer Repräsentant der Themis rächt die beleidigte Menschheit an der Verbrecherin und sondert sie für einige Zeit oder für immer von der Mitwelt ab, oder fordert als Ersatz für das geraubte Leben den Kopf der Kindesmörderin.

Den Arzt als Denker interessirt die Frage: Wie kann das Weib so weit sinken, das Gefühl der Kindesliebe, das selbst dem Raubthiere eingeprägt ist, zu verlieren und zur Vertilgerin der eigenen Brut zu werden?

Betreten wir die Schichten der bürgerlichen Gesellschaft, wo dieses Verbrechen am häufigsten vorkommt, so finden wir in jeder Biographie die Lösung dieses Räthsels.

Eine Handarbeiterin oder ein Mädchen aus der dienenden Klasse sind Geschöpfe, die durch ihren Stand und ihre Berührung mit den verschiedenartigsten Personen Versuchungen aller Art ausgesetzt sind, die sich steigern, je mehr die Natur sie mit den körperlichen Reizen versehen hat.

Betrachten wir das Leben und die soziale Stellung eines solchen Mädchens, so finden wir einerseits schwere Arbeit, geringen Lohn, schlechte Behandlung von Seite der Dienstherren oder Arbeitsgeber, andererseits Wohlleben, Versorgung, Versprechungen aller Art; darf man sich wundern, wenn das schwache weibliche Herz, welches so leicht zu täuschen ist, sich den süßesten Hoffnungen einer bessern Existenz in die Arme wirft, und sie mit Wahnbildern ihren Fehltritt zu beschönigen suchen?

Die moralische Basis ihres Charakters ist ohne Säulen, denn die Grundfeste der wahren Sittlichkeit — Religion — hat nur oberflächlich ihr Gemüth ergriffen und die wichtigsten Grundwahrheiten der Kirche sind ihr fremd. Formen machen ihr kirchliches Leben aus, und wenn der Kern fehlt, kann die Schale vom Falle bewahren?

Die Eitelkeit malt rosig aus die Luftschlösser der Phantasie.

In der niedern Sphäre ihres Erdenwallens fühlte sich das Mädchen gekränkt, zurückgesetzt in den goldenen Netzen, die ihr Verführung spinnt, erwartet sie Glanz, Freude, ja ein Grad von Auszeichnung.

Viele Menschen, besonders in großen Städten, verachten das arme Mädchen, das um schnöden Lohn ihre Freiheit verkauft, und streuen Weihrauch der Maitresse eines großen Herrn, die in äußerem Glanz und Schimmer ihren lasterhaften Lebenswandel verbirgt.

Diese krankhafte Verirrung unserer Zeit in Schätzung des Menschenwerthes spornt das Dienstmädchen an, ihre niedrige Stellung aufzugeben, und sie sinkt, während sie in der öffentlichen Meinung zu steigen wähnt. Alles vereinigt sich, um ihr Gewissen zu betäuben und sie dem Verderben zuzuführen.

Die Zeit des Leichtsinns hat ihre Flitterwochen, wo das arme Geschöpf als Ersatz für das Opfer ihres geistigen und moralischen Ichs dauernde Zuneigung von dem Manne ihrer Wahl erwartet.

Gleich Kartenhäusern baut sie ihre Luftschlösser und träumt von einer Zukunft reich an Wonne und Seligkeit; und um so schrecklicher ist ihr Erwachen. Nach einer kurzen Spanne Zeit wird sie gewahr, daß ein Band, was Sinnenlust geknüpft, von selbst sich lockert, und daß bloß Leidenschaft, nicht Liebe, den Verführer an sie kettet. Sie erkennt, sie durchblickt die Verhältnisse in ihrem wahren Lichte und findet sich getäuscht, betrogen.

Die Versprechungen bleiben unerfüllt, die rauhe Wirklichkeit zertrümmert die Phantasiegebilde der rosigen Vergangenheit.

Das schlummernde Gewissen fängt an sich zu regen, sie fühlt die Dornen des Sündenpfades, den sie betreten, und will zur Arbeit zurückkehren und hofft in einer rastlosen Thätigkeit Heilung ihres Seelenschmerzes und Vergessen ihrer Jugendliebe. Sie betritt von Neuem den Lebensweg, aus dem sie Verführung gelockt, und erträgt mit Resignation die Entbehrungen und Mühen ihres Standes.

Sie hofft von der Zeit Seelenruhe und Heilung ihres kranken Gemüths.

Aber die Sünde ließ ihre Folgen zurück! sie ist Mutter. Die Kindesliebe erweckt alle Erinnerungen und Gefühle in ihr, die sie kaum zu ersticken bemüht war, und von ihm, dem sie des Lebens höchste Güter geopfert, hofft sie Rath und Hülfe. Der Mann unseres Jahrhunderts, ein kalter, herzloser Egoist, der die Rose gepflückt, geknickt und sich an ihrem Duft geweidet, weist sie von sich, durch seine Verhältnisse sucht er die Unmöglichkeit, sie zu versorgen, zu beschönigen, und trockene Redensarten bietet er ihr als Ersatz für den Raub an ihrem Heiligthum. Die Mutterpflichten adeln das gefallene Weib. Sie kennt die Welt zu wenig und ist zu edelmüthig, um im trocknen Buchstaben des Gesetzes Hülfe zu suchen; allein will sie durch den Dornenpfad des Lebens ihre Bürde tragen.

Der Fehltritt läßt sich nicht mehr verhehlen. Ihre Dienstgeber behalten sie nicht mehr, als Arbeiterin findet sich kein Atelier für sie.

Betrachten wir das Seelenleben eines solchen unglücklichen Geschöpfes; und sind nicht Leichtsinn, der sich betäuben ließ, und das Verbrechen, das zum Schaffote führt, Glieder derselben Kette, Stufen derselben Leiter? Sie fühlt sich ausgestoßen aus der bürgerlichen Gesellschaft, allein und verlassen auf dem Erdenrunde, in der Unmöglichkeit, für die Subsistenz zu sorgen, in Noth und Elend, in wilder Verzweiflung in der Gegenwart, ohne Hoffnungsstrahl für die Zukunft.

Die Liebe wandelt sich in Haß, das holde Lächeln des zarten Kindes vergegenwärtigt ihr die Züge ihres Verderbens, finstere Nacht umnebelt ihre Sinne, ihr Schutzgeist weint eine stille Thräne und der Kindesmord ist vollbracht.

Verlassen wir dieses Zerrbild des Jammers aus den unteren Volksschichten, Frucht der Irreligiosität, und springen wir zum entgegengesetzten Punkt des sozialen Lebens, wo Reichthum und Ueberfluß Mutter und Kind gleich sanft betten, wo nie der Sorgen Wermuth des Lebens Kelch verbittert.

(Fortsetzung folgt.)

Nochmals der Bock von Lambrecht.

Vom Gebirg, 25. Mai.

Statt am Pfingstdienstag den althergebrachten Gang nach Deidesheim zu machen, wird der berühmte Geisbock von Lambrecht aller Voraussicht nach in den nächsten Jahren wieder in den Gerichtssälen der Pfalz herumgeführt werden, um da zu erfahren, was Rechtens. Er hat sich nämlich heute das grobe Vergehen zu schulden kommen lassen, statt vor Sonnenaufgang, wie vorgeschrieben, erst um halb sieben Uhr sich in Deidesheim zu präsentiren, trotzdem hier zahlreiche Gruppen schon seit dem ersten Tagesgrauen der Ankunft des gehörnten Tributs entgegen harrten. Wie groß war die Freude, als aus dem dichten Gewölk, das über die neugierige Menge einen feinen Regen herabsandte, die Sonne eben einen rasch wieder verschwindenden Strahl hervorbrechen ließ, und der Bock noch immer nicht erschienen war. „Jetzt — hieß es — ist der Vertrag verletzt; jetzt werden wir endlich die Lambrechter aus dem Walde bringen!“ Noch lange

wartete die Menge, bis endlich, geführt von den 8 jüngsten Bürgern Lambrechts naß, müde und ihre Annäherung schon von ferne durch jene bekannten Düfte verkündigend, die 8 Böcke ihren Bestimmungsort erreichten. Schweigend wurde der malerische Zug nach dem Rathhaus begleitet, vor welchem die Böcke einer Musterung unterworfen und für „wohlgehörnt und wohlbeschaffen" erklärt wurden. „Wer ist der jüngste Bürger von Lambrecht?" wurde jetzt gefragt. Der Gerufene trat, den Bock am Stricklein, hervor." Die sieben anderen Böcke, der Tribut für die 7 vorhergehende Jahre, — so lautete der Entscheid — sind angenommen, da für ihre Ankunft kein Zeitpunkt festgesetzt war; der achte aber, geführt von dem jüngsten Bürger ist, der Vertragsbestimmung entgegen, nicht rechtzeitig eingetroffen: seine Annahme wird verweigert. Ein Notarius nahm dieß zu Protokoll und verblüfft standen die Lambrechter.

In einem trockenen Stall fanden die 7 glücklichen Böcke auf den ermüdenden Marsch die ersehnte Nahrung und Ruhe, der arme achte aber, von Deidesheim verschmäht, blieb, angebunden an einem Bäumchen, im Regen stehen ohne Futter und fortwährend den Neckereien der muthwilligen Jugend ausgesetzt. Sogar sein bisheriger Führer wandte seine Sorgfalt von ihm ab und erklärte, sich nichts um ihn kümmern zu wollen, da er zwar verpflichtet sey, ihn nach Deidesheim zu führen, nicht aber zurück nach Lambrecht. Allein der Hartherzigkeit folgte die Strafe auf dem Fuße. Den Führern wurde nach altem Herkommen je ein Liter Wein und ein Stück Brod gereicht; doch zu seinem Schrecken erhielt der jüngste Bürger Lambrechts, da sein Bock nicht angenommen worden — nichts, und ohne Speise und Trank saß er grollend zwischen seinen sich erquickenden Gefährten.

Mit Sehnsucht erwarteten die Deidesheimer und die vielen von nah und fern zu dem seltenen Schauspiel herbeigeströmten Fremden die Stunde, in welcher die öffentliche Versteigerung der Böcke beginnen sollte. Schon nach 4 Uhr bedeckte eine zahllose Menge den Platz vor dem Rathhause, die Fenster der benachbarten Häuser waren von den Schönen Deidesheims eingenommen und auf den Bäumen des Platzes hatte die liebe Straßenjugend Posto gefaßt. Schlag 5 Uhr erschien der erste Bock, die Gebote erfolgten, unter dem ausgelassensten Jubel des Publikums, rasch auf einander und bald hatten die 7 Böcke ihre Eigenthümer gefunden. Ihre höhere Rolle ist aber damit noch nicht ausgespielt und es kann noch lange dauern, bis sie wieder in das gewöhnliche Geleise ihrer Lebensbahn zurückkehren. Sie wurden nämlich erstanden durch Wirthe der Umgegend, um als würdige Preise bei Kegel und anderen Spielen verwendet zu werden.

Welches Schicksal mag dagegen dem bedauernswerthen achten Böcklein vorbehalten seyn? Ohne Zweifel wird es jahrelang in dicke, staubige Aktenstöße gesteckt und in allen Gerichtssälen herumgeschleppt werden, gezerrt und gezupft von den Parteien und Advokaten. Denn Deidesheim ist entschlossen, nochmals sein Recht zu verfolgen. (Pfz. Z.)

Das Marienbild bei Burghausen und der Schäfer.

Ein Schäfer treibt vorüber
Der Schäflein müde Schaar,
Mit ihnen eilt er heimwärts,
Da seh'n sie wunderbar.

Nicht weiter geh'n die Schafe,
Sie steh'n all' aufrecht dort,
Und schauen nach dem Berge,
Der Schäfer kann nicht fort.

Der Schäfer nimmt den Hut ab,
Und fängt zu beten an,
Und sieht, was an dem Bilde dort
Der Frevel hat gethan.

Er hebt das Bild vom Boden,
Das Muttergottesbild;
Das ist so arg verstümmelt,
O weh dem Frevler wild!

Er stellt das Bildchen wieder
In seinen Eichenbaum;
Andächtig wogt sein Busen
In einem sel'gen Traum.

Und feierlich gelobet
Er vor dem Bilde dort,
Den Schaden auszubessern
In nächster Zeit sofort.

Er that, wie er gelobet,
Noch heut' ist's Bild zu seh'n
Am Berg' dort in der Eiche,
Wo oft viel Beter steh'n.

Und viele Beter wallen
Zum Gnadenbilde hin;
Und leichten Herzens wieder
Sie nach der Heimath zieh'n.

Julius Nuttor.

Anmerkung. Burghausen liegt im Landgerichte Arnstein. Vergl. Sagenbuch der bayerischen Lande von A. Schöppner. 3. Band. München, 1853. S. 49.

Kunst und Literatur.

Vor Kurzem ist in Berlin ein neuer Band des von Dr. Johann Matthäus Firmenich herausgegebenen deutschen Nationalwerkes: „Völkerstimmen Germaniens" erschienen. In diesem ist die Würzburger Mundart durch 16 Volkslieder und eine fränkische Sage: „Guldeleß" von unserm einheimischen Dichter Julius Kuttor vertreten. Die bedeutendsten kritischen Stimmen, namentlich in der Allgemeinen Zeitung, in Wolfgang Menzels Literaturblatt, in den Leipziger Blättern für literarische Unterhaltung, spenden diesen Gedichten im Würzburger Volksdialekt, die ein getreues Bild des eigentlichen Würzburger Lebens und Treibens abspiegeln, die vollste Anerkennung, indem diese Poesieen Kuttor's im Würzburger Dialekt, der seither in der Literatur nicht vertreten war (denn in Schmeller's „Die Mundarten Bayerns" und Bernhardi's „Sprachkarten von Deutschland" sucht man vergebens die Würzburger Mundart) sehr gelungen sind. Dem Verfasser, welcher zuerst in Schöppner's Sagenbuch der bayerischen Lande mit 33 in Würzburger Mundart theils in Prosa, theils in Versen bearbeiteten Sagen, dann in Pangkofer's „Deutschlands Mundarten" und in Molike's „Sprachwart" als mundartlicher Dichter aufgetreten, gebührt unstreitig ein großes Verdienst um seine Vaterstadt Würzburg in Beziehung auf linguistische Forschungen. Dem Vernehmen nach bereitet Kuttor die Herausgabe eines Bändchens von Gedichten in Würzburger Mundart vor.

Mannigfaltigkeiten.

In London ist der gelehrte Professor am britischen Museum, Prevost, gestorben, ein Franzose, der jedoch seit 1823, wo er als Hauslehrer nach England kam, ganz zu einem Engländer geworden war. Trotz jener umfassenden Sprachenkunde studirte er fort und fort und erlangte so nach und nach mehr oder weniger Fertigkeit in den 40 Hauptsprachen der alten und neuen Welt, während das Hauptfach das Chinesische war. Seit 1843 am britischen Museum angestellt, hat er namentlich die chinesische Bibliothek geordnet.

[Flohfang-Maschine.] Auf der letzten Leipziger Messe ist eine Maschine zum Flohfang zum Verkauf gebracht worden, die viele Käufer gefunden haben soll. Sie besteht aus einer feindurchlöcherten Holzbüchse, in die ein mit Honig bestrichener Holzstift gesteckt wird. Die auf Süßigkeit versessenen Thiere sollen, von dem Honig des Holzstiftes angelockt, durch die kleinen Löcher kriechen und dort an dem Holzstifte kleben bleiben.

Das silberne Ehren-Klavierpult, welches Liszt in Wien überreicht wurde, ist 934 Loth schwer und hat 3500 fl. gekostet. Das Pult ist im Renaissancestyl mit den Büsten Beethoven's, Schubert's und Webers und Liszt's Medaillon-Portrait in der Mitte versehen.

Charade.

(Viersylbig.)

Die ersten zwei bezeichnen einen Mann,
Von dessen Höflichkeit man nicht viel sagen kann;
Selbst seinen Unterthanen, die ihn ernähren müssen,
Theilt er nur Wenig mit, ihr Leben zu versüßen.
Er ist ein Mann, dem Fortschritt sehr ergeben,
Doch kennt das „Halt" er auch, hat er nur gut zu leben.
Wahrlich, wer wie er die Welt so oft gesehen,
Sollt' von feinen Sitten doch etwas mehr verstehen!

Vom Hause einen Theil nennen die letzten beiden,
Bei warmer Jahreszeit sucht man ihn gern zu meiden;
Zuweilen schön und groß, ist er oft gar zu klein.
So kann auch dessen Zweck ein sehr verschiedener seyn:
Bei der Eröffnung stets mit Sang und Klang geweiht,
Wird ihm auch der Jugend Bildung eingebleut,
Haarschneider und Barbier kann ihn nicht gut entbehren,
Bei Ladung vor Gericht kann er dich warten lehren.

Das Ganze nun ist den zwei ersten zum Aufenthalt bestimmt,
Wo man so manche Klage über die Eisenbahn vernimmt,
Du findest es in Häusern „Gasthöfe" benannt,
Doch wird es auch jetzt in Wirthschaften nachgeahmt.

Auflösung der Charade in Nro. 121:

Rauchwerk.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 129 Montag, 31. Mai 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung.)

„Alle Zeit und Kraft, über die ich gebieten kann, gnädigste Frau, steht zu Ihren Diensten," sagte Heiling sehr heiter. Ein gar beglückender Gedanke war durch seine Seele gegangen, während jener Worte der Räthin. Er war Major, er mußte beim Frieden, nach Auflösung der Fremdenlegion ein hübsches Jahrgeld von diesen Engländern erhalten. Benno Dubois, sein wackerer Schwestersohn, der jetzt längst wohl schon glücklicher Gatte war, würde ihm dann eine Pachtung gern überlassen, und an der Seite einer Frau, wie die, welcher er jetzt in die dunklen Augen sah, mußte der Abend seines Lebens ein glücklicher seyn. Major Heiling hatte sich Ehre und Auskommen erworben, Liebe und Familienglück schienen ihm entgegen zu lächeln. Ehe noch die Mitternacht mit tausend Sternchen niedersah auf das kriegerische Lager, wo schon Blut in Strömen geflossen war, hatte Heiling seine Hoffnungen, Wünsche und Träume Derjenigen mitgetheilt, die sie allein verwirklichen konnte; Anna Wender lag zum Erstenmal in ihrem langen einsamen Leben, in heißer, plötzlich erwachter Liebe erbebend, in den Armen des Mannes, der trotz seiner Wildheit, die Sehnsucht nach einer reinen Liebe stets im tiefsten Herzen getragen hatte und jetzt im Besitz eines Weibes, das er eben so sehr verehrte, als begehrenswerth fand, ein Glück fühlte, das nicht die Jugend allein, sondern, jedes Lebensalter beseligen kann.

Als Anna Wender am folgenden Tage den Prinzen Alexis Moroschin, ihren alten Freund, aufsuchte, fand sie ihn genesen, aber in der fürchterlichsten Laune. Seine Einwilligung zu einer Reise Hermionens nach Deutschland zu erlangen, war nicht möglich. er wollte seine Frau, die er trotz der von ihm verwünschten Kälte ihres Herzens, mit der wildesten Eifersucht des Orientalen liebte, nicht mehr, nie mehr in die Nähe der ihm verhaßten Kinder kommen lassen und so entschloß sich denn auch Anna und mit ihr Laubach, bis zum Schluß des Krieges auf der taurischen Halbinsel und in der möglichsten Nähe der verbündeten Armeen zu bleiben.

Der Ausgang dieses schrecklichen Krieges ist weltbekannt.

Er ging zu Ende, der Friede wurde geschlossen, Heiling hatte außer einem leichten Streifschusse, der ihn nicht einen Tag zwang, seinen Dienst zu verlassen, keine Wunde, wohl aber Obristenepauletten und glänzende Ordenszeichen erhalten. Der Abschied ward ihm mit allen Ehren und einer Pension gegeben, die seinen bescheidenen Wünschen völlig genügte. Seine Trauung mit Madame Wender vollzog ein englischer Geistlicher am Bord des Dampfschiffes, welches das neue Ehepaar auch in die Heimath führen sollte. Tom Smith war Zeuge der Trauung, der auch Hermione, Doktor Salomon und der wackere Zuavenoffizier, Heiling's Freund, beiwohnten. Rahel konnte nicht gegenwärtig seyn, sie war krank; nicht eben krank, aber unfähig zu irgend einer Aufregung.

„Ihre Seele löst sich langsam, aber schmerzlos ab, von ihrem zerfallenden Körper," sagte ihr Großvater mit bebender Stimme, „Gott der Herr wird mir, wenn ich ihren jungen Körper zur Ruhe geleite, die Gnade geben, sagen zu können: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, sein Name sey gelobt!"

Hermione, die Fürstin Moroschin, war auch nach der Abreise ihrer Freundin täglich an dem Lager, auf dem die erste Geliebte ihres Sohnes sich zum Engel verklärte. Sie wußte jetzt aus Herrn Sidrey's eigenem Munde die Geschichte dieser Liebe und obgleich sie ihr, ihrer Natur nach, völlig unverständlich seyn mußte, so liebte sie doch mit rührender Mutterliebe, das junge schöne Weib, das — sie wußte selbst nicht, wie sie es bezeichnen sollte, aber sie fühlte, daß Rahel's Seele ihren Sohn zum edlen Mann herangebildet.

Die junge Frau starb, ihr Haupt in dem Schooße von Eduard's Mutter, ihre Hand in der ihres väterlichen Gatten, ihr Auge zum Himmel erhoben.

„Möge ihre Engelsseele vom Herrn des Himmels und der Erde Vergebung erflehen für die schuldvolle Rahab," sagte der alte bleiche Großvater zur weinenden Mutter der Dahingegangenen.

„Der Tod, o, meine Tochter ist kein Uebel, nur die Schuld ist es, und selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben."

Rahel war noch während des Krieges gestorben. Als dieser beendet war, fühlte sowohl Herr Sidrty als auch der alte Doktor Salomon, daß es nothwendig für sie seyn würde, die taurische Halbinsel zu verlassen, doch hatte der Letztere es nicht mehr nöthig, er ward begraben bei seinen Vätern, und dem Herrn Sidrty glückte es durch ein Geldopfer sich die Gnade der Machthaber in seiner Heimath zu erkaufen; er blieb, bei ihm weilt Frau Deborah, und Beide besuchen täglich die stillen Gräber, wo die Schuldige nahe bei der Schuldlosen und zwischen Beiden der wackere, weise sterbende Greis schlummerte, der den bittersten Vaterschmerz, den, ein Kind als Verbrecher zu sehen, hatte ertragen müssen.

Der Fürst Alexis Moroschin konnte sich die Gunst nicht erkaufen, die dem jüdischen Goldarbeiter zu Theil geworden war.

Die Augen der russischen Regierung waren auf die tartarische Bevölkerung der Krim und vor Allem auf ihr Oberhaupt gerichtet. Obgleich man den nogaischen Tartaren Amnestie zusicherte, so flüchteten doch beim Frieden alle Wohlhabenden und Angesehenen in die freien Berge des Kaukasus, wo Schamil ihnen seinen Schutz versprach.

Die großen Besitzungen des Prinzen Moroschin an der polnischen Gränze und in Großrußland waren schon während des Krieges mit Beschlag belegt worden. Die Prinzessin Feodorowna hatte sich nach Italien geflüchtet, wo sie Schutz bei der österreichischen Regierung suchte. Später ging sie mit Dem, was sie an Vermögen gerettet, nach Paris, wo sie sich nach ihrer Weise einrichtend, sehr bald in Armuth und völlige Unbedeutenheit versank.

Alexis hatte sich zu seinen Stammgenossen geflüchtet, die in ihm noch immer das Blut ihrer Fürsten ehrten. Engländer, Türken und Franzosen hatten seine Interessen aufgegeben und vergessen, die Herrscher der Welt dankten, wie ihre Unterthanen, Gott für den Frieden, und der Tartarenfürst war in ihren Augen eben nichts mehr als eine der vielen Schachfiguren in dem blutigen Spiel, das man, Gott Lob! beendet, er ward zur Seite geworfen.

(Fortsetzung.)

Die Krankheiten unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Der Reichthum, Gegenstand des Neides, Ziel der Wünsche und Bestrebungen der meisten Erdenwürmer, erzeugt in seinem Gefolge ein Heer von Verirrungen des Seelenlebens: Lebensüberdruß, Zerrissenheit des Gemüthes, Leidenschaften und Affekte aller Art, so daß, wenn man die Zufriedenheit der Armen und Reichen miteinander vergleicht, die Wagschale gewiß sich auf Seite der Armen neigen würde.

Folgen wir dem Säugling in den Gränzpunkten des sozialen Lebens: In den Hütten der Armuth erhält oft die wunderthätige Natur das Kind bei der schlechtesten Gesundheitspflege und straft durch sein blühendes Aussehen jede gelehrte Theorie Lüge.

Mütter aus dem Volke sind geborne Säugammen und entschließen sich schwer, dieses enge Band zwischen Mutter und Kind zu lösen. In den sogenannten gebildeten Ständen glaubt die Mutter sich dieser wichtigen Pflichten gegen ihren Sprößling entbunden. Sie lechzt nach dem Augenblicke, zu ihrem genußsüchtigen Leben zurückzukehren.

Für eine Dame der Neuzeit, die ihre Mutterpflichten nur aus Romanen kennt, ist es eine entsetzliche Idee, als Säugamme sich Abbrüche von Lebensgenüssen gefallen zu lassen und ein einfaches, zurückgezogenes Leben zu führen. Die Mode und das Herkommen hat über das Säuggeschäft so vernunftwidrige Ansichten verbreitet, daß auch viele Aerzte aus Gefälligkeit, aus Schwäche, dem Wunsche der jungen Mütter nachgeben und ihre Konstitution unfähig für dieses Geschäft erklären.

Wie viele junge Frauen büßen mit einem lebenslänglichen Siechthum oder frühen Tode die Vernachlässigung dieser Mutterpflicht, und könnten sie in die Zukunft schauen, sie würden zur Erkenntniß kommen, um welchen Preis sie die flüchtigen Freuden dieser Welt bezahlen. Die Hausärzte müssen, wenn sie ihre Pflicht erfüllen wollen, die Mutter vor der Hintansetzung dieser heiligsten Pflichten warnen, und Schwäche und Nachgiebigkeit ist Lieblosigkeit und Treulosigkeit gegen die Familie.

Die Ernährung des Neugebornen bedingt dessen künftige Existenz, seine Gesundheit oder sein Erkranken steht damit im Zusammenhange. Die Kräftigung oder Schwächung unserer Generation und die meisten Krankheiten unserer Zeit hängen von der Art und Weise ab, wie das Pflanzenleben des Kindes in den ersten Lebensjahren sich entwickelt.

Der Mensch, vom allgütigen Schöpfer auf den

Gipfel der organischen Entwicklung im ganzen Weltraume gestellt, ist nichts als ein mit Vernunft und Sprache begabtes Säugthier, das seine Modifikationen durch Klima, Himmelsstrich, Lebensweise, Kulturgrad und vorzüglich die Nahrung erhält.

Vergleicht man den gebildeten Europäer, der feine Speisen genießt, nachdem sie erst durch künstliche Zubereitung ihre Natur verändert haben, mit einem rohen Insulaner, der die Pflanzen abpflückt und sie genießt und auf der Jagd das noch vom Blut rauchende Thier verschlingt; wie verschieden sind ihre moralischen und intellektuellen Lebensäußerungen und wie ganz anders ihre sozialen Verhältnisse! Pflanzen- und fleischfressende Thiere, wie verschieden ist ihre Wechselwirkung zum Menschen! die einen leben in Gruppen und dienen ihm zur Nahrung, zur Kleidung oder unterstützen ihn in der Arbeit, die andern durchstreifen isolirt Steppe und Wald, und ihr Hauptzweck scheint Verminderung der zu üppigen Thierwelt.

Betrachten wir die Haupttypen des Thierlebens, vom Infusorium bis zum Elephanten, so bildet die Art der Ernährung ein Hauptmoment für die Organisirung, und die komparative Anatomie zeigt, wie mit der höhern Entwicklung des Organismus sich die Ernährungsorgane vervielfältigen, und gibt dadurch einen schlagenden Beweis für die Wichtigkeit der Ernährung in den ersten Lebensjahren.

Das natürliche Nahrungsmittel des Kindes ist Milch, und nach dem Aehnlichkeitsgesetze, die Muttermilch. Dieselbe ist das passendste, geeignetste Mittel, um auf natürlichem Wege das Kindspech aus dem Darmkanal zu entleeren und alle Abführsäfte entbehrlich zu machen, so wie es auch durch seinen Reichthum an Nahrungsstoffen zur Ernährung und Wachsthum des Kindes genügt. Die Milch vereinigt in sich alle Elemente, die Grundbedingungen sind für das Leben des Individuums: anorganische, stickstofffreie und stickstoffhaltige; durch die anorganischen bedingt sie das Wachsthum, durch die stickstofffreien unterhält sie den Verbrennungsprozeß, und durch die stickstoffhaltigen bedingt sie die Blutbereitung; die Hauptfunktionen des vegetativen Lebens, Ernährung, Blutbereitung und Athmung werden hiermit durch sie unterhalten.

Muttermilch ist der Mahnruf, den die gespensterbleiche Generation unserer Zeit gebieterisch fordert und dessen Entbehrung die Sterblichkeit im Kindesalter auf furchtbare Art rächt. Wir leben in einer Zeit, wo das Säuggeschäft bei vielen Müttern ein frommer Wunsch bleiben muß, indem die physische Erziehung des weiblichen Geschlechts viele unter ihnen methodisch unfähig machte, diesem Beruf nachzukommen. Die Mode und der Luxus wetteifern, aus dem Weibe eine Zierpuppe zu machen, die die Haare himmelwärts zerrt, um sie frühzeitig zu verlieren, und die durch Schnürbrüste die Entwicklung aller Funktionen gewaltsam hemmt.

Bei allen denen, die ihre Gesundheiten diesem Götzen geopfert haben, muß die Kunst auf Ersatzmittel sinnen, und bei wirklichem Unvermögen der Mutter zum Säuggeschäft ist es heilige Pflicht der Eltern, wenn die Verhältnisse es zulassen, eine Amme in das Haus zu nehmen. Ihre Wahl muß der Obhut des Hausarztes überlassen werden, und nicht bloß die Konstitution und der moralische Charakter muß einer sorgfältigen Prüfung unterworfen werden, sondern es soll auch eine gewisse Analogie zwischen der Amme und der Mutter in Beziehung auf die Zeit ihrer Entbindung stattfinden. Es ist der heiligste Beruf des Arztes, diese Wahl mit Sorgfalt zu treffen, und groß ist die Verantwortung, die hier von seinem Ausspruche über die Tauglichkeit der Amme abhängt, und nicht gering ist die Zahl der Fälle, wo eine gewissenlos gewählte Amme wahre ansteckende Krankheiten beim Säugling einimpfte. Eine Amme ist eine Marter für eine ganze Familie, und es gehört von Seite der Mutter viel Resignation und Religion dazu, ihr kostbarstes Gut in den Händen einer Person zu wissen, die zu den gefallenen Töchtern Evas gehört. Sie ist eine Art Haustyrannin, und despotisch schwingt sie ihr Scepter, da sich Alles, um dem jungen Erdenbürger nicht zu schaden, ihren Launen fügen muß; doch rathe ich, auf Erfahrung gestützt, nur einige Monate Geduld mit diesem Hauskreuz und die Geduldproben werden sich reichlich lohnen durch das Gedeihen des Kindes.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leichenbegängniß der Herzogin von Orleans.

London, 24. Mai.

Die sterblichen Ueberreste der Herzogin von Orleans wurden vorgestern in derselben katholischen Kapelle in Weybridge (Surrey) bestattet, wo die Gebeine des Königs Louis Philippe und der Herzogin von Nemours ruhen. Sehr viele hochstehende Franzosen, Staatsmänner und Militärs, haben die trauervolle Veranlassung benützt, um nach England herüberzukommen und der gefallenen Königsfamilie ihre Achtung zu bezeugen. Bald nach 9 Uhr Morgens versammelten sich die Mitglieder der exköniglichen Familie in der Wohnung der verstorbenen Herzogin in Richmond, und um 10 Uhr kamen die andern Theilnehmer an der Feierlichkeit an. Ein Gemach des Hauses war zur chapelle ardente

hergerichtet, schwarz behangen und mit hohen Wachskerzen beleuchtet. Auf einer Erhöhung stand der Sarg, bedeckt mit einem sammtenen Grabtuch, auf welchem die Wappen des Hauses Orleans und von Mecklenburg prangten. In diesem Gemach wurden die ersten Todtengebete von dem hochw. Hrn. Schorß, dem Pastor an der lutherischen Kirche, verrichtet. Der Graf von Paris, der Herzog von Chartres, die meisten Familienmitglieder und viele der Diener und Dienerinnen der verstorbenen Herzogin wohnten dieser Feierlichkeit bei. Der Zug bewegte sich dann kurz nach 11 Uhr von der Wohnung (Paynter's Villa) über die Brücke, durch Twickenham direkt nach Weybridge, unter dem Geläute der Kirchenglocken von Richmond und der Dörfer, durch die der Zug ging. An der Spitze der Prozession schritten die „Stummen" (professionelle Leidtragende) einher, darauf folgte eine Trauerkutsche mit den vier dienstthuenden Geistlichen, dann der von sechs Trauerpferden gezogene Leichenwagen mit der in drei Särgen eingeschlossenen Leiche. Der äußere Sarg war mit schwarzem Sammet und Silber verziert und hatte eine Platte mit der Inschrift: „Helene Louise Elizabeth, Princesse de Mecklenburg-Schwerin, Née à Ludwigslust le 20. Janvier, 1814, mariée à Fontainebleau le 30 Mai, 1837, à Ferdinand Philippe d'Orleans, duc d'Orleans, Prince Royal, veuve le 13. Juillet, 1842. Morte à Richmond, Angleterre, le 18. Mai, 1858." Auf den Leichenwagen folgten 19 zweispännige Trauerkutschen mit der Gräfin de Montesquiou, der Baronesse de Staël, der Marquise de Beauvoir und andern Leidtragenden. Von der großen Anzahl ausgezeichneter Persönlichkeiten, die dem Zuge folgten, nennen wir nur: Mr. Van de Wayer, Graf Apponyi, Baron Brunnow, Graf Lavradio, Baron de Cetto, der Marquis d'Azeglio, Baron Bentinck, die Gesandten von Brasilien, Griechenland und Spanien, Hr. Guizot, Hr. Thiers, de Remusat, Graf Napoleon Duchatel, Graf Montalembert, Hr. Casimir Perier, Graf v. Jarnac, Prinz Albert de Broglie, Graf d'Haussonville, Graf v. Segur, Marquis de Lasteyrie, General Graf Dumas, Hr. Scheffer, Hr. Delaroche, rc. rc. Se. k. Hoh. der Prinz-Gemahl kam in Weybridge von Osborne noch zur rechten Zeit an, um dem Leichenbegängniß beizuwohnen. Auch Prinz Eduard von Sachsen-Weimar war von London herzugeeilt. Es versteht sich, daß auch alle weiblichen Mitglieder der k. Familie Orleans, die in England wohnen, von verschiedenen Punkten angekommen waren, an ihrer Spitze die ehrwürdige Exkönigin Amélie. Die ländliche Bevölkerung der Umgegend betheiligte sich massenhaft an der Trauerprozession und bezeugte den Leidtragenden auf jede erdenkliche Weise ihre Sympathien und Ehrfurcht. Um 1 Uhr erreichte die Cavalcade Weybridge, wo in dem zur Kapelle gehörenden Garten die letzten Gebete über dem Sarg gesprochen wurden — wieder wie vorher von dem lutherischen Geistlichen, dem hochw. Herrn Schöll und den vier andern Geistlichen. Um 2 Uhr war der Sarg in die Gruft gesenkt, und die außerordentlich große Anzahl von Leidtragenden trat in den verschiedensten Richtungen die Heimkehr an.

Mannigfaltigkeiten.

Ein Diebstahl nicht gewöhnlicher Art wurde jüngst in Brüssel verübt. Ein Fremder, seinem Aussehen und Benehmen nach den bessern Ständen angehörig, miethete sich eine Wohnung mit 2 Zimmern, deren er höchstens 2—3 Tage bedürfen würde, wie er sagte. Vorigen Freitag erschien der neue Miether zum Erstenmal in seiner Wohnung, die er nach einigen Stunden wieder verließ, aber nach kurzer Zeit wieder mit einem andern Individuum erschien. Dieses letztere war ein Juwelier, dem der Fremde für eine Summe von 2000 und einige hundert Franks goldene Ketten und sonstiges Geschmeide abgekauft hatte und den er in seine Wohnung führte, um ihn daselbst zu bezahlen. Vor den Augen des Juwelier legte er seine Einkäufe in eine Kommode und trat dann in das zweite Zimmer, in welchem er, wie er vorgab, sein Geld in einem Sekretär aufbewahrte. Da er jedoch etwas lange auf sich warten ließ, trat der Juwelier selbst in das anstoßende Zimmer, fand aber dasselbe zu seinem Erstaunen leer. Das Nest war leer, der Vogel ausgeflogen. Eine Thür dieses Zimmers führte direkt auf die Stiege. Als man nun in den Kasten nach den Juwelen sehen wollte, machte man die Entdeckung, daß der flinke Dieb in dem kurzen Zeitraum, den er die Zimmer bewohnte, die Zwischenwand durchbrochen und sich durch ein Loch in den Kasten den Zugang zu den dort deponirten Juwelen gesichert hatte. Trotz den Nachforschungen der Polizei ist man dem flüchtigen Diebe nicht auf die Spur gekommen.

Ein Ungar hatte seine Strümpfe verkehrt angezogen, und gab, als man ihn um den Grund davon gefragt, zur Antwort: „Weil sie auf der andern Seite ein Loch haben!"

Berichtigung. In der Charade in Nro. 128, Vers 2, Zeile 6, lese man statt:

Wird ihm auch der Jugend rc.
Wird in ihm auch der Jugend rc.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 130 Dienstag, 1. Juni 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Fortsetzung folgt.)

Hermione wußte und verstand von dem Allen nur so viel, als Herr Lemuel Sidreh ihr erklärte. Sie lebte ganz still für sich in dem Hause ihres Gatten in Eupatoria, bis dasselbe ein russischer Offizier bezog, welcher der Dame auseinander setzte, daß ihres Bleibens hier nicht mehr seyn könne, wenn sie nicht etwa als seine Freundin zu verweilen wünsche.

Entsetzt flüchtete die unglückliche, beraubte Frau zu ihren jüdischen Freunden. Herr Sidreh kaufte ihre Brillanten zu einem hohen Preise, fand Mittel und Wege, ihre Garderobe aus Solotoi in ihre Hände zu bringen und verschaffte ihr endlich eine Schiffsgelegenheit, die sie nach Hamburg brachte.

Sie konnte diese Reise ohne Gewissensbisse antreten, denn Prinz Alexis hatte durch einen tartarischen Boten ihr Freiheit gegeben, zu ihren Kindern zurückzukehren und so viel von seinen Reichthümern mitzunehmen, als sie nur irgend retten könne, da er sie auf seiner Flucht nicht schützen und bei sich behalten könne.

Freilich waren die russischen Beamten rascher gewesen als die einfache Frau, sie hatte eben nicht viel mehr von ihren Reichthümern als die Zeichnungen ihres Sohnes, die sie nie verlassen hatten, etwas Reisegeld, eine werthvolle Garderobe und einige Edelsteine gerettet.

So kam sie nach Hamburg und machte mit der Eisenbahn die Reise von dort nach Danzig, wo sie ihre Kinder wußte. In ihren Schleier gehüllt, saß sie, eine immer noch schöne, ernste und bleiche Frau, im Koupé und starrte hinaus auf die Gegenstände, die in schnellster Flucht an ihr vorüberzogen.

Wie das Leben, dachte sie, wohl uns aber, wenn das Ziel desselben uns mit Denen vereint, die wir lieben.

Es schmerzte sie nicht, daß sie arm zu ihren Kindern zurückkehrte, sie fühlte sich weiser geworden zu seyn und fähig Reichthum und Armuth nach ihrem wahren Werthe zu schätzen. Sie hoffte die Kraft zur Arbeit und den Sinn für häusliche Sauberkeit, die selbst der tiefsten Armuth noch einen Reiz verleihen kann, nicht verloren zu haben. Sie war überzeugt, auch in den ärmlichsten Verhältnissen an Anna Heiking eine Freundin zu haben und — ihre Kinder, ihre lieben wohlgerathenen Kinder, sollte sie wiedersehen, sollte sie an ihr Herz schließen, ihre Vergebung erbitten und ihnen durch den Schatz von Erfahrungen, die sie gesammelt, vielleicht noch nützlich werden.

Sie kam in den Vormittagsstunden in Danzig an und fragte zuerst nach der kleinen Wohnung am Hagelsberge, von der ihr die Freundin so viel Liebes und Schönes erzählt. Man bezeichnete ihr den Weg und sie ging hin.

Das Herz schlug ihr heftig, wie noch nie in ihrem frühern Leben, ihre Kniee wankten, ihre Augen waren feucht von Thränen. Sie betete und zitterte, als sie endlich vor der von Waldrebe und Aristolochia umrankten Thür stand.

Die Laden der Fenster waren alle geschlossen, als sie aber an der Thürklingel zog, ward diese geöffnet und eine alte Frau von gutmüthigem Aussehen bedeutete sie schweigend einzutreten.

„Wo sind — wo finde ich die Geschwister Bergenau?" fragte sie leise mit bebender Stimme.

„Ach, meine gute Dame," entgegnete die Alte, „da kommen Sie zu spät, die sind lange nicht mehr hier."

Hermione schwankte; von der Reise und der großen Aufregung angegriffen, war diese Täuschung für ihre Nerven zuviel, ihr ward weh und schwindelig und der graue Schleier der Ohnmacht legte sich zum Erstenmal in ihrem Leben um ihre Sinne.

Als sie sich erholte, hatte die wackere alte Margarethe sie in ihr Stübchen gebracht.

Ein Strom von Thränen machte ihrem Herzen Luft und händeringend sagte sie:

„O, meine Kinder, wo, wo sind meine Kinder?"

„Ei, lieber Herr Gott, beste Madame, wenn Sie die Mutter der lieben jungen Herrschaft sind, da dürfen Sie sich gar nicht fürchten und betrüben. Denen geht es gar wohl, so wohl, wie nur weni-

gen Menschen. Es sind aber auch Menschen danach und ich freue mich immer wieder, daß ich sie kenne, es ist eine ordentliche Stärkung für mein altes Herz, an die lieben Herrschaften nur zu denken."

„Wo ist Gertrud, wo ist sie?" fragte zitternd die Mutter.

„O, den Umständen nach ganz wohl. Herr Eduard ist zur Taufe zu seinem Schwager Dubois gekommen und wird an demselben Tage seine Hochzeit feiern, gnädige Frau. Sie kommen gerade zur rechten Zeit. In Danzig freilich sind sie nicht, Sie müssen nach Weidau —"

„Margarethe, Frau Margarethe!" schrie eine krächzende Stimme aus dem Nebenzimmer, „wen hat Sie da? Mit wem spricht Sie da?"

„Der alte Satan, der Plagegeist!" schalt die Dienerin; „aber gehen Sie nur mit mir zu ihm hinein, gnädige Frau, im Grunde wird er sich doch freuen, die Mutter seiner liebsten Miethsleute kennen zu lernen, denn wie ausgetrocknet auch sein altes Herz seyn mag, die beiden lieben Kinder hat er doch lieb gehabt."

Hermione trat hinter der alten Margarethe in das Zimmer des Doktor Malmaison. Er war krank und sah noch viel jämmerlicher aus als früher; aber auch Hermione war schwach, sie mußte sich setzen und um ein Glas Wasser bitten.

„Nehmen Sie von diesen Tropfen, meine Gnädigste," sagte der alte geizige Doktor, „sie werden Ihnen gut thun und kosten nur fünf Groschen, ruhen sie auch aus und sagen Sie mir, wen Sie sonst noch sprechen wollen hier in Danzig. Die früheren Zimmer ihrer Kinder stehen Ihnen gegen eine kleine Vergütung zu Gebote, bis Sie sich einen Wagen nach Plessenberg oder Weidau besorgt haben, im Gasthause würden Sie bedeutend mehr Ausgaben haben."

„Es lebt jetzt hier in Danzig vielleicht noch eine Freundin von mir, Frau Anna Heiking, die frühere Räthin Wender, geborne Preuß, wäre es nicht möglich, daß diese Dame zu mir gerufen würde, ihre Wohnung ist, wie ich weiß, am Langenmarkt Numer 117."

„Bleiben Sie nur hier und ruhen Sie ein wenig," sagte der Doktor, „meine Dienerin kann gegen eine kleine Vergütung die Dame ja zu Ihnen rufen."

Hermione fühlte sich bis zum Tode erschüttert und angegriffen und so machte sie Gebrauch von Doktor Malmaison's Tropfen und legte sich auf seine Anordnung, um auszuruhen, ein wenig auf das harte Sopha.

(Schluß folgt.)

Die Krankheiten unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Vergleicht man die Kinder, die an Zahnkrämpfen zu Grunde gehen, so ergibt sich eine überwiegende Zahl bei solchen, die künstlich aufgefüttert wurden, was seinen natürlichen Erklärungsgrund darin hat, daß durch das Säugen die Zähne zum Durchbruch vorbereitet werden.

Damit der Aufenthalt einer Säugamme im Hause für das Kind und auch für die Mutter nicht Veranlassung zu neuen Erkrankungen gebe, so diktirt die Erfahrung einige Verhaltungsmaßregeln:

1. Man behandle die Amme mit Schonung, aber mit Ernst und vermeide Alles, was zu Gemüthsanregungen Veranlassung geben kann.

2. Ihre Kost sey eine gesunde, nahrhafte, aber nicht verkünstelte und in einiger Harmonie mit ihren früheren Verhältnissen.

3. Man lasse sie im Hause täglich arbeiten und sorge auch für tägliche Bewegung im Freien.

4. Man pflege ihre Hautkultur durch Bäder.

5. Ihr Hauptgetränk sey Wasser und gut gegohrnes Bier.

6. Man suche dieselbe Säugamme bei dem Kinde zu erhalten und vermeide den Wechsel.

7. Die Dauer des Säugens variire zwischen 7 bis 9 Monaten.

Wenn die Ernährung durch die Mutter oder die Säugamme in der Familie unmöglich ist, so entschließen sich in manchen Ländern die Mütter, z. B. in Frankreich, ihre Kinder in Pension zu Bäuerinnen zu geben, die sie dann mit den eigenen Kindern abwechseln, und so viel sich auch gegen solche Pensionen vom moralischen und philosophischen Standpunkte einwenden läßt, gedeihen solche Kinder, die in der Stadt verkrüppelt werden, auf dem Lande sehr gut, und ist dieß eine in Paris allgemein verbreitete Sitte, die Kinder bis zum 2. Lebensjahre auf dem Lande in Pension zu haben.

So viele Lobredner die künstliche Auffütterung aus ökonomischen und Bequemlichkeitsgründen gefunden hat, so wird sie immer ein naturwidriges Verfahren bleiben, und ihre generelle Verbreitung ist ein Hauptgrund der Allgemeinheit der Scrophulose.

Eine vernünftige Gesundheitslehre wird ihre Anwendung stets beschränken und nur auf jene Fälle ausdehnen, wo die Ernährung durch Mutter- und Ammenmilch absolut unmöglich ist. Die Stoffe, die das Material zur künstlichen Auffütterung bilden, sind sehr mannigfaltig und danken ihre geschichtliche Ueberlieferung alten Wehmüttern

und Kindsfrauen, und nur einige unter ihnen sind erwähnenswerth.

Die Thiermilch und zumal Kuhmilch, Arrow-Root und Racahou, Fleischthee, und Kalbsthee, Rindssuppe aber ohne Fett und gewürzlos.

Jede künstliche Auffütterung erfordert große Sorgfalt und Pflege von Seite der Eltern, und wenn die Kinder bei einem oder dem anderen Nahrungsmittel nicht gedeihen, so sey die Wahl eines anderen Nahrungsstoffes dem Hausarzt überlassen, und in vielen Erkrankungsfällen der Kinder im zartesten Lebensalter ist die Ammenbrust das einzige Rettungsmittel.

Licht und Luft sind für die Entwickelung jedes Organismus Grundbedingung, und auch das Kind kann ihrer nicht ungestraft entbehren. Es ist daher eine Grausamkeit gegen seine eigenen Nachkommen, sie in kleine Zimmer einzusperren, die der Sonne wohlthätiger Strahl nicht erleuchtet und wo eine regelmäßige Lüftung unmöglich ist. Die Etikette und Konvenienz erfordert geräumige Besuchszimmer, die Mutterpflicht unter der Aegide der Vernunft räumt die schönsten und geräumigsten Wohnzimmer den zarten Sprößlingen ein.

Der Geist der Aufklärung hat viel für die armen zarten Erdenwürmer gethan und die Fesseln abgestreift, die Aberglaube und Vorurtheil verordneten.

Zwei Extreme spielen in der physischen Erziehung der Kinder eine Hauptrolle, die beide auf verschiedene Art das zarte Pflanzenleben untergraben und verderblich auf unsere Generation einwirken: Verweichlichung und excentrische Abhärtung; die erste sucht ihr Heil in übertriebener Wärme, im Abhalten jedes Luftzuges und Vermeidung von Spaziergängen und jeder körperlichen Bewegung — diese Methode hat ihre Anhänger in den alten Kindsfrauen, die leider in vielen Familien aus Pietät eine gewichtige Stimme bei der Erziehung führen, und diese Methode erzieht kraftlose, entnervte Kinder, die nichts ertragen und oft der ersten Krankheit unterliegen; — der Gegensatz davon geht zwar von einem richtigen Prinzip aus, doch kann er viel schaden, wenn die Abhärtung nicht progressiv und mit Mäßigkeit gehandhabt wird, und hier lassen sich keine allgemeinen Regeln vorschreiben, sondern Erfassung der Individualität und Berücksichtigung der Konstitution diktiren die Gesundheitsregeln.

Die wenigsten Frauen unserer Zeit sind Mütter im engen Sinne des Wortes, denn sie übertragen einen großen Theil ihrer Pflichten gegen ihre Sprößlinge auf eine Klasse, die als weiße Sklavinnen oder Dienstboten der Willkür ihrer Dienstherren und dem Eigensinn und den Launen ihrer Pfleglinge ausgesetzt sind. Die Behandlung dieser armen Geschöpfe in den meisten Familien steht im vollkommenen Widerspruch mit dem wichtigen Amte, das man ihnen anvertraut.

(Fortsetzung folgt.)

Die Installation einer Aebtissin zu Lichtenthal.

Vor einigen Tagen ist in dem Frauenkloster Lichtenthal bei Baden-Baden ein Fest gefeiert worden, welches ohne nach außen glänzend und prunkvoll zu seyn, dennoch durch seine innere Weihe bedeutend und durch die begleitenden Umstände besonders erfreulich war. Das Kloster wurde im Jahre 1245 von Irmengard, der Wittwe Markgraf Hermann's V. von Baden, gestiftet. Es liegt an einem Bache (Oosbach), welcher die Gränze zwischen Alemannien und Franken, zwischen den Bisthümern Straßburg und Speyer bildete. Eine Reihe von fürstlichen Töchtern und Wittwen des badischen Hauses nahmen dort den Schleier und unterwarfen sich der strengen Lebensweise des Cisterzienser-Ordens, dem das Kloster angehörte. Nicht minder ist dort die Grabstätte der Stifterin und vieler Mitglieder des badischen Fürstenhauses aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert. Diese Umstände bewogen den Großherzog Karl Friedrich bei der Säkularisation Rücksicht auf diese ehrwürdige Stiftung seiner Ahnen zu nehmen und das Kloster, wenn auch nicht in seiner vollständigen Selbstständigkeit einer geistlichen Korporation, aber doch als klösterliches Institut fortbestehen zu lassen. Und so werden jetzt noch wie ehemals seit sechs Jahrhunderten beständig im Kloster die Namen der Stifterin und der fürstlichen Wohlthäter jeden Tag des Morgens in der Prim von der Cantorin mit lauter Stimme genannt und die Gebete für sie verrichtet, während außerhalb des Klosters in fortwährendem Wechsel so Vieles sich geändert hat. In diesen durch Religion und historische Erinnerungen geweihten Räumen ging die Feier vor, von welcher wir hier sprechen. Es wurde nämlich die Installation einer neuen Aebtissin (der Frau Sophia Schell, bisher Priorin des Klosters) vorgenommen. Der Erzbischof Hermann von Freiburg nahm die Benediktion und Installation vor, während bei der gottesdienstlichen Feier die Gesänge der Klosterfrauen ertönten. Es war ein eben so erbaulicher als rührender Anblick, den ehrwürdigen Priestergreis mit aller Kraft und Salbung die heilige Handlung vornehmen zu sehen. Nicht mit Unrecht hat man ihm im Hinblick auf die Rüstigkeit und Kraft seines hohen Alters einen Radetzky der Ecclesia militans genannt. Eine ganz besondere Verherrlichung

erhielt aber das Fest dadurch, daß der Großherzog und die Großherzogin die Gnade hatten, die Einladung zu demselben anzunehmen und ihm anzuwohnen. Außerdem wohnte auch noch die Prinzessin Amalie von Sachsen, welche sich dermalen zu Baden befindet, der Feier bei. In der Begleitung des Großherzogs war außer einigen Herren und Damen des Hofes der Präsident des Ministeriums des Innern, Frhr. v. Stengel. Nach Vollendung der Zeremonien in der Kirche hielten sich die höchsten Herrschaften noch eine Zeit lang in den Räumen des Klosters auf. Der Herr Erzbischof hatte sich von Seiten des Großherzogs und der Großherzogin der huldvollsten, herzlichsten Aufnahme zu erfreuen, so wie auch die neu installirte Frau Aebtissin, welche in einem sehr schönen Brillantring ein Zeichen der fürstlichen Gnade und ein Andenken an diese Feier zum Geschenk erhielt. Mit großer Freude sieht man in der Art, wie dieses Fest gefeiert wurde, ein Zeichen und ein Pfand des Friedens und der Eintracht.

Mannigfaltigkeiten.

Der anglikanische Bischof von Exeter hat im englischen Oberhause ein düsteres Bild von der Verwahrlosung des Volkes entworfen. In den 19 ärmsten Distrikten Londons bieten die Kirchen nur für 308,865 Personen Plätze, so daß die anderen 1,214,135 Personen daraus entfernt bleiben. Die armen Leute werden sogar aus den Kirchen hinausgeschafft, da sie ihren Platz nicht bezahlen können. So ist es auch in Manchester, Liverpool und in allen anderen größeren Städten. Und dieses England gibt angeblich zur Verbreitung des Evangeliums nur in der Hauptstadt Frankreichs jährlich eine Summe von 250,000 Franken aus, während die eigene (anglikanische) Kirche, die ein Einkommen von 2400 Millionen Gulden bezieht, keinen Platz für die Armen hat!

Aus Paris schreibt man: Im Faubourg St. Honore macht folgender Vorfall seit mehreren Tagen einiges Aufsehen. Hr. Viktor von B . . . und Frln. v. Saint-So und So liebten sich aufs Innigste. Aber aus Vermögensrücksichten widersetzte sich die Familie aufs Entschiedenste einer Heirath, als ein unerwarteter Zwischenfall Alles änderte. Die Pferde des Frln. v. Saint-So und So gingen auf der Straße von Neuilly durch. Viktor, welcher sich zufällig dort befand, stürzte herbei und rettete das junge Mädchen aus der drohendsten Gefahr. Die gerührten Eltern waren auf dem Punkt in die von den Liebenden so ersehnte Vereinigung zu willigen, als sie erfahren, daß ihre Pferde an diesem Tage gewechselt worden waren und man an deren Stelle — zwei abgerichtete Pferde angespannt hatte, die auf ein gegebenes Zeichen durchgehen und von selbst wieder stehen bleiben mußten, was das Verdienst des Lebensretters allerdings wesentlich schmälert.

In Brüssel hat sich eine Anzahl junger, eleganter Leute zu einer Vereinigung zusammengethan, die als eine höchst industriöse Unternehmung angesehen werden darf. Ihr Geschäft besteht nämlich darin, daß sie sich täglich zur Zeit, wo die Eisenbahnzüge ankommen, auf die verschiedenen Perrons vertheilen und dort ihr Augenmerk auf ankommende junge, schöne Damen richten. Sobald ein so Aufgestellter eine artige, hübsche Person weiblichen Geschlechts ansichtig wird, eilt er auf dieselbe zu, um sie als eine erwartete Anverwandte herzlich zu umarmen und zu küssen. Erst nachdem dieß geschehen, wird er natürlich sein Versehen gewahr, und zieht sich dann mit tausend Entschuldigungen zurück. So galant und lustig diese Kußindustrie nun aber auch ist, dennoch scheint es, wird die Polizei sie auf die Länge nicht dulden können und die Stammvereinigung auflösen müssen.

Im Kunstverein zu München ist gegenwärtig das Modell einer Statue des Dichters und Spenglermeisters Grübel's in Nürnberg von G. v. Dornis ausgestellt. Der Bildhauer hat den Dichter humoristisch als den Erfinder des Nürnberger Trichters aufgefaßt. Wir sehen ihn vor seinem Ambos mitten in der Arbeit. Zwischen den Werkzeugen liegt sein Notizbüchlein, in das er, wie weiland Hans Sachs, seine Einfälle und Verse während der Arbeit niederschrieb. Die Ausführung ist ohne alle Prätention in realistischer Einfachheit und Portraitstreue gehalten.

Eine sehr erfreuliche Nachricht für Säuglinge tönt von Stettin herüber, wo Dr. Schartlau ein Surrogat komponirt hat, das der Kuhmilch beigemischt, die Muttermilch ersetzt. Es ist dasselbe in jener Stadt bereits in den Apotheken in Pulver und in flüssiger Gestalt zu haben.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 131 Mittwoch, 2. Juni 1858.

Der Armuth Leid und Glück.

(Schluß.)

„Wie sagten Sie, Madame?" fragte mit seltsamen zitternder Stimme, nach kurzer Zeit der häßliche Greis wieder, „wie sagten Sie, daß Ihre Freundin sich nenne?"

„Frau Heiling, einst Räthin Wender und früher Anna Preuß."

„Sie wissen wohl nicht, ob das der Name ihres Vaters oder ihrer Mutter war?"

„Es war der Name ihrer Mutter, ihr Vater war ein französischer Arzt gewesen und hieß Renard."

„Und diese Dame ist hier, hier in Danzig?" fragte der alte Doktor noch einmal.

Man hörte in diesem Augenblick das Rollen eines Wagens, die Hausthür ward von außen geöffnet, Anna Heiling kam eilig in das Zimmer und schloß unter warmen Freudenthränen die Freundin in ihre Arme.

„Sie hier, Prinzessin, liebste, beste Hermione!" rief sie einmal über das Andere, „o, das ist ein unbeschreibliches, ein übergroßes Glück. Nie ist wohl Jemand mehr zur rechten Zeit und in einem glücklichern Augenblick gekommen. Und wie wird mein Leo sich freuen, daß er die Reise, um Sie aufzusuchen, nun nicht machen und bei seinem Weibe und seinen Penaten bleiben kann. Besseres konnte uns Allen jetzt gar nicht mehr werden, als Ihre Heimkehr, theuerste Frau."

Sie weinte und Hermione weinte auch. Die Prinzessin Moroschin hatte in ihrem Leben noch bei wenigen Gemüthseffekten geweint, deßhalb vielleicht fühlte sie sich jetzt dadurch auch so angegriffen.

Doktor Malmaison hatte seiner alten Dienerin leise flüsternd einen Befehl gegeben. Sie ging hinaus und ließ, die Laden öffnend, das helle Tageslicht in das verdunkelte Zimmer strömen.

Es fiel hell und klar auf die beiden edlen Frauengestalten.

Hermionens Haupt lag an der Brust der Freundin und ihre Thränen fielen auf den Busen Derjenigen, die einen so großen Einfluß auf ihr ganzes Leben gehabt hatte.

„Es hilft nichts, es ist umsonst!" sagte der Greis mit einem bitterm Tone," für mich gibt es kein Licht mehr und der strenge zürnende Gott, den ich vergebens durch Buße und Gebete zu versöhnen strebte, versagt mir jetzt das Glück, das Angesicht meiner Tochter vor meinem Ende zu sehen. Welche von Euch Beiden Anna Renard ist, die trete zu mir und empfange den Segen eines schuldvollen schwergestraften Vaters."

„Großer Gott!" sagte die Gattin Heiling's, „ist es kein Traum, so ist dieser arme blinde Greis wirklich und wahrhaftig mein Vater?"

Sie war zu ihm hingeeilt und an seinem Bett niedergekniet.

Er fuhr mit der Hand über ihr Gesicht und sagte mit leiser Stimme:

„Es sind die Züge meines armen verlassenen Weibes, es ist auch ihre Stimme. Anna, Anna! ich habe Dich, armes Kind, Dein lebenlang Dir selbst überlassen! aber — aber Du sollst meine Erbin seyn, meine einzige Erbin. Ich bin sehr reich! Hörst Du es? Freue Dich, das Gold, was ich in meinem Leben erspart, was ich unter tausenderlei Entbehrungen zusammengescharrt, es ist Dein, ganz allein Dein, Du kannst eine Grafschaft dafür kaufen, ich bin ein sehr reicher Mann."

Anna schauderte.

„Geben Sie mir Ihren väterlichen Segen," sagte sie mild, „Ihres Goldes bedarf ich nicht, ich bin reicher als tausend andere Menschen, wenn ich Ihnen jedoch einen Rath geben soll, so lernen Sie den Reichthum nach seinem wahren Werthe schätzen, indem Sie ihn als ein Mittel, Glück, Bildung, Segen und Freude zu bereiten, benutzen.

Der halb erblindete, lahme, elende Greis richtete sich auf seinem Lager empor und sagte mit einem häßlichen Lachen:

„Das sind nur Redensarten, auch der Reichste ist sich immer noch nicht reich genug, wenn ich todt seyn werde, ist mein Gold dein Eigenthum,

eher nicht, eher nicht, Anna! Ich habe für dich gesammelt und gespart und das ist die Genugthuung, die ich dir gebe; mit Weib und Kind belastet hätte ich nimmermehr etwas zurücklegen können."

In Hermione's Herzen regte sich ein tiefer bitterer Schmerz. Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen und deutlich ward sie sich bewußt, daß alle Schätze der Welt nicht den kleinsten Ersatz geben können für die beiden himmlischen Güter, Liebe und Pflichttreue.

„Gott sey mir gnädig und vergieb mir meine schwere Schuld!" betete sie aus tiefster Seele, und sie war ihr vergeben, denn Reue und Selbsterkenntniß sind die Engel der Vergebung, die Gott dem fehlenden Menschenherzen sendet.

Einige Stunden später fuhr sie in sauberster Toilette mit ihrer Freundin und dem Obristen hinaus nach Weidau.

Sie wußte jetzt, daß ihr erster Enkel, der Sohn ihrer lieben süßen Gertrud, heute getauft würde und daß ihr Eduard, der geehrte und tüchtige Baumeister Bergenau, der in Berlin seine Studien beendet und alle Prüfungen glänzend bestanden hatte, seine Hochzeit mit Dorchen Laubach, dem kleinen hübschen Mädchen, feiere, das sie in Morawa flüchtig gesehen hatte.

„Ich will ihm nichts von Rahel's Tode erzählen, kein einziges Wort davon", sagte sie zu ihrer Freundin, sich die noch immer schönen, saphirklaren Augen trocknend. „Es ist doch sonderbar, sie ist gestorben in ihrem Schmerz und hatte doch die Kraft, einen andern Mann zu heirathen."

Anna Heiling drückte die Hand ihrer vieljährigen Freundin und flüsterte im Andenken an die sanfte Jüdin Schillers Worte:

— — wie groß wird unsere Tugend,
Wenn unser Herz bei ihrer Uebung bricht.

„Hier sind wir, hier sind wir in Weidau, meine Damen", sagte der Oberst. „Benno Dubois, der wackere Junge, der einzige Sohn meiner einzigen Schwester, feiert meinetwegen sein Fest in Weidau, er weiß, daß sich an Plessenberg für mich manche schlimme Erinnerung knüpft. Ja, dort auf dem Balkon steht die alte durchlauchtige Mama und winkt mit ihrem goldgestickten Battisttuche. Das gilt speziell mir, denn seit ich Obrist, Ritter und der Mann einer sehr reichen Frau bin, hat sie mich in ihr Herz eingeschlossen."

Hermione lehnte sich zitternd auf Heiling's Arm als sie die breite Treppe zu den Gesellschaftszimmern emporschritt. Ihr Herz sehnte sich nach ihren Kindern, aber Gertrud, die kaum Genesene, mußte doch vorbereitet werden.

Die alte durchlauchtige Dame eilte den Gästen rasch entgegen.

„Ich muß bitten, sich zu beeilen", sagte sie, in großer Hast die Flügelthüren selbst öffnend; „mein Vetter, der Fürst von Ebersbach-Steinau, ist hier, auf eine Stunde freilich nur, und er will dem Kinde meines Enkels die Ehre erweisen, sein Pathe zu seyn; wir warten schon längere Zeit und nur der Eigensinn Benno's hat ohne Rücksicht auf den hohen Gast, die Zeremonie bis zu Ihrer Ankunft aufgeschoben."

„Bitte sehr, Durchlaucht!" sagte Anna mit aller Ironie früherer Zeiten, „Sie erzeigen uns durch diese Mittheilung wirklich zu viel Höflichkeit."

Heiling aber legte seine kräftige Hand auf die Schulter seiner Gattin, strich mit der andern den glänzenden Schnurrbart und flüsterte:

„Laß die alte Frau, ihr darf man eben nichts übel nehmen."

Die durchlauchtige Großmama war schon seit einiger Zeit etwas leidend an den Augen, jetzt war sie überdieß im größten Eifer und so bemerkte sie die zweite Dame kaum und erkannte sie gar nicht.

Hermione sah sich in der Mitte einer glänzenden Versammlung. Es war ihr wie ein Traum.

Eine bildschöne junge Frau, deren edles, reines und glückliches Gesicht ein verklärtes Bild ihres ersten unglücklichen Gatten schien, stand da, auf den Arm ihres Gatten eines hübschen, muntern, klug und gut aussehenden Mannes, gestützt, und übergab einen in Spitzen gehüllten Säugling den Händen der eleganten Wärterin, und diese schöne Frau war ihre Gertrud, ihr armes, bleiches stilles Kind. Gott, mein Gott, war eine solche Veränderung denn möglich.

Ein schönes kleines Mädchen stand neben Gertrud und leise flüsternd sagte die Obristin Heiling ihrer zitternden Freundin ins Ohr, daß es Leontine sey, das Kind der elenden Nanni, welche die Nachricht, daß ihr Verbrechen nur ein böser Vorsatz gewesen sey, im Gefängniß auf dem Todtenbett empfangen. Sie hatte noch zu sagen gewußt, daß das Schächtelchen mit dem unschädlichen Gifte unter dem Ofen ihrer frühern Schenkstube seyn müsse. Dort hatte es sich auch gefunden und die chemische Untersuchung hatte ergeben, daß Laubachs Aussage auf Wahrheit beruhe. Bergenaus Krankheit war eine besonders schauderhafte Art des Säuferwahnsinns gewesen. Hat doch jede Ausschweifung ihre natürliche unvermeidliche Strafe!

Leontine war nur zum Besuch bei ihrer Schwester, Anna Heiling hatte sie adoptirt und der wilde Leo war dem Kinde ein treuer aufmerksamer Erzieher und Berather.

Dort im Fensterbogen, Hermione's Augen hingen fest an dem Platze, stand ein schöner stattlicher Mann, blond mit reichen weichen Locken und einem Gesicht, das Hermione kannte, o, wie wohl kannte! Das war ihr Knabe, ihr Eduard, ihr Erstgeborner,

und das junge niedliche Mädchen, das neben ihm saß, den Brautkranz im braunen Haar, zu der sich der alte Laubach so freundlich niederbeugte, war seine Braut.

Der lahme Stiefbruder Dorchens war im Augenblick abwesend. Seine Leiden waren durch Doktor Malmaison's Mittel um Vieles gelindert, er konnte sich bewegen und war jetzt draußen bei den Musikern, denen er für die geliebte Schwester einen schönen Gesang von eigener Komposition eingeübt hatte.

Wie in einem Traum sah Hermione auf die Taufe ihres Enkels und die Trauung ihres Sohnes. Sie saß in einem Winkel, vor den Augen ihrer Kinder verdeckt durch die Scharen geschmückter Gäste.

Als aber die Feierlichkeit vorüber, als die Gesellschaft sich zur Abendtafel verfügen wollte, ging sie in ihrer Gertrud Schlafzimmer und kniete weinend an dem Bettchen des Täuflings nieder und bat Gott um Segen für ihn und um Vergebung ihrer Schuld.

So fanden sie ihre Kinder, die Anna auf dieß Wiedersehen vorbereitet hatte.

Am folgenden Morgen, als Vieles besprochen, Manches geordnet war, als der Rausch des Entzückens einem sanften ruhigern Gefühl Platz gemacht hatte, als die durchlauchtige Großmama ihre Freude über die Heimkehr der durchlauchtigen Fürstin Hermione genügend ausgedrückt hatte, saß die Mutter zwischen den beiden Paaren ihren Kindern, und hielt den schlummernden Enkeln auf den Knien.

„Und wo willst du denn deinen eigentlichen Wohnsitz nehmen, meine liebe, einzige Mutter“, sagte Gertrud, die Hand Hermionens an ihre Lippen ziehend, „bei mir ist es geräumiger und — doch ich will meinem Bruder das Glück, dich zu haben, auch wieder nicht durch meine Bitte rauben.“

„Ich werde dich oft, recht oft besuchen, liebe Tochter“, sagte die Mutter, „ich denke, du wirst mir gern ein Stübchen beibehalten in deinem großen Hause, wohnen aber möchte ich wohl lieber bei Eduard und Dorchen. Nein, Gertrud, mache kein so schmerzliches Gesicht, mein herziges Kind, ich sage dir meinen Grund ganz aufrichtig. Du bist eine reiche Frau, aber Eduard und sein Weib müssen sich erst noch emporarbeiten, ich habe, wie du weißt, viel erfahren und bin auch immer eine ordentliche Haushälterin gewesen. Siehe, ich mache mir jetzt gar wenig aus dem Reichthum, das Streben, das Sammeln, das Ordnen und Sparen ist eine weit größere Freude für mich, als der mühelose Besitz und darum, liebste Gertrud, und darum gehe ich mit Eduard. Gott segne deinen Reichthum, genieße ihn freudig und mache ihn zum Segen für die Armuth, wie Anna Heiling, deren Hunderttausende so viel Thränen getrocknet, so viel Freude bereitet haben. Ich, meine liebe Gertrud, ich theile lieber mit meinem Sohne und seiner fleißigen Frau der Armuth Leid und Glück.“

Die Krankheiten unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Die Mutter ist von ihren sogenannten Standespflichten so sehr in Anspruch genommen, daß die Entwicklung der Kinder größtentheils Personen anheimfällt, die selbst unentwickelt um schlechten Lohn ihre Freiheit verkaufen. Die Bedürfnisse, Kleidung und Vergnügungen der dienenden Klasse stehen im vollen Widerspruche mit ihrem Einkommen, und wenn ein hübsches Exterieur es ihnen möglich macht, ihre Reize geltend zu machen, so sucht das Dienstmädchen in Amors Armen Ersatz für die traurige Existenz bei ihrem Dienstherren, und die Kinder werden nur zu oft Zeugen von Scenen, die wie ein Gifthauch die Unschuld des zarten Sprößlings beflecken.

Die Mutter, besonders die reiche Mutter, bezahlt die Bonne, der sie das Kind übergibt, und täglich macht ihr der Hausarzt einen Rapport über das Befinden ihrer Kinder und mit schnödem Gold glaubt sie den Tribut der Mutterpflichten bezahlt zu haben. Im Strudel dieser Welt, im Theater und auf Bällen vergißt sie, daß das Heiligthum unserer Voreltern für Frauen die Kinderstube war. — Den Launen, der Willkür der Kindermädchen ist das Kind preisgegeben, von ihnen lernt es Lüge und Verstellung und der Keim zur Aussaat des Bösen wird zu oft in diesen Jahren gelegt, und man spricht oft von Verdorbenheit des Charakters und bösen Neigungen, deren Keimstätte in den Personen zu suchen ist, denen die leichtsinnige Modedame ihr Kind anvertraute.

Der intellektuelle Fortschritt hat in den verschiedensten Klassen des sozialen Lebens Bildung verbreitet, Gesellen und Arbeiter erhalten in vielen Ländern in den Abendstunden Funken aus dem reichen Gebiete des menschlichen Wissens, die sie erheben und adeln und edlere und feinere Genüsse lehren; die Dienstboten sind noch Paria unter ihren Mitmenschen, und doch ist für keine Klasse eine Veredlung und Bildung nothwendiger, als für die, denen die physische Erziehung und ein großer Theil der elementaren geistigen Entwicklung der kommenden Generation anvertraut ist.

Wie können rohe und ungebildete Wesen mit sinnlichen Trieben und Leidenschaften im Kinde sitt-

liche Ideen erwecken, und wie oft werden durch die Gespräche, Erzählungen solch roher Personen Dinge berührt, die das Kind nicht vernehmen sollte, oder wo die ersten Mittheilungen mit großer Zartheit geschehen müssen. Für unsere Zierpuppen, die des Mutternamens unwerth sind und die in Nippsachen und Kunstgegenständen große Summen verschwenden, ist es freilich bequemer, weiße Sklavinnen im Hause zu haben und sie schlecht zu behandeln, als gebildeten Mädchen aus bessern Ständen mit Achtung zu begegnen und dadurch im eigenen Hause genirt zu seyn.

Ein guter Dienstbote, der gewissenhaft seine Pflichten erfüllt, ist eine eben so große Seltenheit geworden, als ein Dienstherr, der seine Untergebenen mit Wahrung ihrer Menschenrechte behandelt. Aus diesem unrichtigen Wechselverhältniß entspringen zahllose Krankheiten unserer Zeit. Wie viele Zöglinge von orthopädischen Anstalten danken ihre Verkrümmungen einer Zerstreutheit ihrer Umgebung, und ein Fall oder Sturz ist nur zu oft die Veranlassung von späteren krüppelhaften Zuständen.

Die zarte Sorgfalt und Pflege, die Schiller so schön beschreibt: „der Mutterliebe zarte Sorgen bewachen ihr den goldnen Morgen", ist eine Sage der Vorzeit geworden; die Familie ist zerrissen, der Mann sitzt im Kaffeehaus oder politisirt im Gasthaus und die Frau besucht ihre Freundinnen oder bereitet sich am Toilettentisch vor für den Abend, den sie außer Haus zubringt. Sie kehrt von der Gesellschaft so spät heim, daß das Kinderzimmer weit von ihr entfernt seyn muß, damit das Geschrei der Kinder ihr nicht den zarten Morgenschlaf störe oder ihre Nerven derangire. Dürfen wir uns daher wundern, wenn die Scrophel Landplage geworden und die Tuberculose die schönsten Blüthen knickt und es wenig Familien gibt, die nicht schon einen Theil ihrer Sprößlinge frühzeitig verloren haben?

Wir treffen verhältnißmäßig in den reichern Klassen viel mehr kränkliche Kinder, und der Tod hält dort eine viel üppigere Ernte, als in den Hütten der Armuth; bei reichen Leuten ist jeder Zahn gefahrbringend und das Wachsthum ist begleitet von zahllosen krankhaften Störungen, so daß das Kinderzimmer eine Art Kinderspital wird. Solche Kinder erreichen zum Glück selten ein höheres Alter, die Hautkrankheiten, der Wasserkropf, der Croup, die Bräune und andere Uebel befreien die Welt von diesen unglücklichen Geschöpfen, und die Ueberlebenden bilden traurige Erscheinungen in den Phasen des sozialen Lebens.

Der Grund, theils dieser großen Sterblichkeit, theils dieses chronischen Siechthums und der moralischen Verkommenheit, liegt eben in der Vernachlässigung jener Momente, die für die Entwicklung jedes kindlichen Organismus unentbehrlich sind.

Es bliebe noch viel zu sagen übrig, was das Kindesleben in unserer Zeit vergiftet, doch ist es blos mein Zweck, eine allgemeine Rundschau über die Grundbedingungen der Erkrankungen zu halten und die Besonderheiten dem Leser zu überlassen.

Wenn diese Zeilen, die das Jammergeschrei unserer verkrüppelten und fahlen Kinder hervorrief, irgend einen Nutzen haben sollen, so ist eine Generalreform in der Familie nothwendig. Wahre Religion und Sittenlehre allein vermögen hier den Grundstein zu einer bessern Zukunft zu legen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In diplomatischen Kreisen Washingtons macht folgender Vorfall einiges Aufsehen: Ein Attache der spanischen Gesandtschaft brachte der Tochter eines reichen Bankiers seine Huldigungen dar, die nebenbei auch den Dublonen des Vaters galten. Dieser verbot jedoch dem Diplomaten das Haus, und als dieser ihm eine Herausforderung sandte, antwortete der Bankier in sehr undiplomatischen Ausdrücken, daß er sich nicht schlagen, sondern bloß zuschlagen wolle, wenn er Jemand im Hause fände, der seinen Dublonen nachlaufe. Der Bankier speiste eines Tages beim Senator Sktibell, als er benachrichtigt wurde, daß der Attache in sein Haus geschlichen sey. In Begleitung des Senators Bright stürzte der Vater nach seiner Wohnung und fand den Diplomaten unter einem Piano versteckt. Die Art und Weise, wie der Attache aus dem Hause kam, war in hohem Grade unzeremoniös und ereignete sich in Gegenwart so vieler Zuschauer, daß der Repräsentant Spaniens dem Präsidenten sofort einen Besuch abstattete und Genugthuung verlangte. Mehrere Diplomaten, die ihren Stand verletzt sehen, unterstützen die Angelegenheit des Attaches, der letzter nach den Strapatzen des Tages etwas bettlägerig ist.

[Beneidenswerthes Loos.] Lehrer Dälp in Frutigen (Bern) hat jüngst sein 58. Schulexamen abgehalten, das 49. an der gleichen Schule. Er hat etwa 100 Fr. Besoldung und liefert das Lokal unentgeltlich!

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 132 Freitag, 4. Juni 1858.

Die französischen Strafkolonien in Cayenne.

Die in den neuen Publikationen des Jesuiten-Ordens enthaltenen Angaben über die Thätigkeit der Mission in Cayenne haben der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" (Jahrgang 1858, Heft 3) das Material zu einer Darstellung der dortigen französischen Strafkolonien geliefert, die einen eben so interessanten als traurigen Blick auf die Lage derselben eröffnet. „Nur zu sehr mochte man geneigt seyn", heißt es darin, „die entsetzlichen Angaben, welche über diesen Punkt von Zeit zu Zeit in Europa verlauteten, als gehässige Uebertreibungen den Feinden der gegenwärtigen französischen Regierung zur Last zu legen, und bei einer so ernsten Sache mit lebhaftem Bedauern den Mangel an zuverläßigen Nachrichten von unparteiischer Seite empfinden. Den vorliegenden Briefen der frommen Brüder, welche sich um den schweren Dienst in jenem mörderischen Klima freiwillig beworben haben und jetzt im Auftrage der Regierung dort wirken, wird man eine feindselige Parteinahme nicht vorwerfen können, zumal da jede Uebertreibung der dortigen Lebenszustände ihrem Hauptzweck, eine Vermehrung der ganz unzugänglichen Zahl von Seelsorgern in der Kolonie herbeizuführen, entgegenwirken müßte. Es klingt nun schon sehr melancholisch, wenn in der Einleitung zu den erwähnten Briefen mit schmerzlicher Resignation bemerkt wird, das Amt des Missionärs in Cayenne beschränkte sich ausschließlich auf Werke der christlichen und apostolischen Liebe, „dem Sterbenden mit Trost und geistlichem Zuspruch zur Seite zu stehen, sich der Pflege der Kranken zu widmen, mit ihnen und für sie zu sterben", — aber man überzeugt sich leider bald, daß Dieses nicht eine gewöhnliche salbungsvolle Phrase, sondern eine bittere, buchstäblich zu verstehende Wahrheit ist. Selbst die Missionsberichte aus dem mörderischen Khorthun können in dem Leser kaum einen schmerzlicheren Eindruck zurücklassen, als diese Briefe aus Cayenne. Es ergibt sich aus ihnen zunächst, daß sich die Regierung bei der Wahl der Deportationsorte lediglich durch die Rücksicht auf die polizeiliche Sicherheit leiten ließ, um ein Entrinnen der Deportirten absolut unmöglich zu machen, und daß um dieses Zweckes willen die Rücksicht auf Leben und Gesundheit der Gefangenen auf eine wahrhaft unverantwortliche Weise außer Acht gelassen wurde. Man wählte ganz kleine Inseln in der Nähe des ungesunden Küstenstrichs oder auf dem Festlande solche Punkte, die von pestilenzialischen und unwegsamen Sümpfen umgeben waren. Da fast alle diese Orte außerdem nichts produzirten, mußten ihnen alle Lebensmittel von der Hauptstadt zugeführt werden; ein Dampfer und eine Goelette vermitteln zweimal monatlich den Verkehr zwischen Cayenne und den einzelnen Detentionsorten. Unter den letzteren befinden sich die Inseln, auf denen die fieberschwangere Luft durch Seewinde von Zeit zu Zeit gereinigt wird, noch in einer beneidenswerthen Lage, wenn man sie mit den festländischen Strafkolonien vergleicht; doch ist auch hier die Lage der Gefangenen eine wahrhaft trostlose. Die weiteren Einzelnheiten müssen in dem Aufsatze selbst nachgelesen werden; wir bemerken nur, daß in einer der festländischen Kolonieen, die verhältnißmäßig noch zu den gesunderen zählt, die Sterblichkeit durchschnittlich im Jahr vierzig Prozent beträgt, während in einer anderen, Sainte Georges, von 160 europäischen Deportirten innerhalb eines Jahres nicht weniger als 120 umkamen. In letzterer Kolonie war der Missionär Bigot, der die Zustände derselben schildert und der sein Amt im Dezember 1854 als ein kräftiger Mann von 47 Jahren angetreten hatte, schon eine Woche nach Absendung seines Berichts, nach viermonatlichem Aufenthalt in Saint Georges, ebenfalls nicht mehr unter den Lebenden. Sein Nachfolger, Pater Dabbadie, mußte bereits nach wenigen Wochen auf die Insel La Mere gebracht werden, um dort wieder Kräfte zu sammeln; mit untergrabener Gesundheit fristete er sein Leben noch zwei Jahre und erlag dann einem neuen Fieber-Anfalle. Auch in Sainte Marie starben die dorthin gesandten Missionsprediger rasch nach einander: Patre Maulin am 28. Juli 1855, Jules Mouton am 14. September

1855 und Pater Alet schon neun Tage später. Im Ganzen hat die Mission in Cayenne innerhalb dreier Jahre 11 Geistliche, fast alle im kräftigsten Mannesalter, durch den Tod verloren.

Eine Gerichtsverhandlung in Rußland.

Es war in der Donaufestung Ismail. Zwei Verbrecher standen im Bureau der Polizei; bei dem Einen war das Verbrechen erwiesen; bei dem Andern war es zu beweisen; der Eine gehörte dem letzten Stande der Gesellschaft an, sein Aussehen war rauh und gemein, wie die That, deren er überwiesen; er hatte einen Arm amputirt; der Andere, fein und anständig, mit pfiffigen Zügen und schlauem Blicke; der eine war schmutzig, zerlumpt und verwahrlost, der Andere trug die saubere, wenn auch nicht elegante Kleidung russischer Bürger; die weite dunkelblaue Hose, den reich gefalteten, langen bis zu den Knöcheln reichenden Rock und den Nationalstolz der Russen, den üppigen schwarzen Vollbart, sorgsam gehegt und gepflegt. — So stark immerhin der Unterschied der beiden Delinquenten gewesen, ihr Verbrechen sah einander so ziemlich ähnlich.

Der Eigenthümer eines Kohlenmagazins, der die Gewohnheit hatte, allein in seinem Gewölbe zu schlafen, wurde nachdem er Tags zuvor von einem Schiffskapitän eine beträchtliche Geldsumme eingezogen hatte, durch das leise Kratzen einer vorsichtig, aber emsig arbeitenden Feile geweckt. Den Zweck leicht errathend und überzeugt, daß Lärm zu dieser Stunde in diesem Stadttheile fruchtlos bleiben würde, nahm der schlaue Grieche ein Licht in die eine, eine Schnur in die andere Hand und stellte sich mit leisen unhörbaren Tritten hinter die Thüre, an welcher von außen operirt wurde. Langsam und ächzend fuhr die Feile in das schwere Eichenholz, bis nach langem Fressen eine so kleine Bresche entstand, daß eine gelenkige Menschenhand von mittlerer Größe gerade hinein konnte, um darin den Riegel wegzuschieben, um den Eingang in das Gewölb frei zu machen.

Endlich erschien eine Hand, die Faust hatte sich gänzlich hineingearbeitet und fingerte nach dem Schlosse; diesen Augenblick benutzend, warf der Gewölbseigenthümer den mit einer Schlinge versehenen Stricke um die Hand des Räubers, befestigte diesen an das Thürschloß und näherte das bis jetzt verborgen gehaltene Licht an die gefangene Hand und begann dann mit dem größten Phlegma sie zu braten. Die Reihe um Hülfe zu rufen war nun an dem Dieb. Das Feuer der Talgkerze zündete gemach um die rauchende Hand; der Mann draußen brüllte vor Schmerz und voll Wuth: seine Kameraden flohen, den Unglücklichen seinem martervollen Loose überlassend, nach allen Seiten und der Kohlenhändler blieb standhaft bei seiner gräßlichen Arbeit, bis eine Militärpatrouille und ein Menschenhaufen, vom Zeter des gefangenen Diebes herbeigerufen, diesen befreite, um ihn in das Gefängniß zu führen. In's Spital aufgenommen und operirt am Arm entlassen, stand er nun zum Erstenmale vor dem Polizeigericht.

Der andere Angeklagte war Bankier. Schon einmal haftete auf dem wenig gut beleumundeten Armenier der Verdacht, sein Haus angezündet zu haben, nachdem er es um das Vierfache versichert, die Polizei aber in ihrer Nachforschung nicht glücklich gewesen. Jetzt machte er der Behörde händeringend die Anzeige: in der Nacht hätten verwegene Diebe die Außenwand seiner Schreibstube unterminirt, in die Kasse gedrungen, den Sekretär erbrochen, sein eigenes und fremdes Geld geraubt, daß er hierdurch außer Stand sey, seine Zahlungen zu leisten, wenn die Diebe nicht mit dem Raube eingebracht würden. Der scharfe Blick des gewandten Polizeidirektors und seine Quer- und Kreuzfragen, brachten jedoch einige Verwirrung bei dem sonst pfiffigen Mann hervor, und seine Verwirrung steigerte nur noch mehr den gegen ihn aufgekeimten Verdacht.

Der Polizeimeister ging sinnend in seinem Kabinette auf und ab. An der Thüre standen vier Gendarmen, am Pult sein Schreiber in Zivilkleidung, während er selbst wie gewöhnlich die Uniform und zwei goldene Kreuze auf der Brust trug, Zeugen seiner anerkannten Verdienste.

In der Mitte des reich mit Bildern russischer Fürsten dekorirten Saales stand ein runder, mit rothgoldenem Damast bekleideter Tisch, worauf die Marmorbüste des Kaisers Nikolaus stand. Dann und wann blieb er vor dem Einen oder Andern stehen, ein feines, schadenfrohes Lächeln oder einen drohenden Blick austheilend, daß den beiden Männern das Blut im Herzen erstarrte. Endlich trat er vor den Mann mit einem Arm hin.

»Wer sind Deine Mitschuldigen?« fragte er und aus seinen Augen schienen Blitze zu drohen. »Wirst Du endlich über Deine Bande und Euren Versteckort reden?«

»Ich weiß nichts davon; ich habe weder Kameraden noch einen Schlupfwinkel.«

»Was hast Du denn an der Thüre des Alexander Pocupulo gesucht?«

»Ich dachte es sey Niemand darin, da habe ich mir öffnen wollen, um dort die Nacht zuzubringen; ich fürchtete zu meiner Frau heimzugehen, weil ich den Tag nichts verdient habe.«

„Vortrefflich. Also Du willst nichts sagen?“

„Ich weiß nichts. Ihr könnt mich schlagen lassen, wenn ihr wollt“, sagte der Schlingel mit affektirter Resignation; „ihr könnt mich schlagen lassen, aber ich habe nichts zu gestehen.“

„Gut denn, wir wollens mit Dir versuchen“, erwiderte der Polizeimeister, und an einen Gendarmen gewendet, fuhr er fort: „Der Mann wird nicht geschlagen, aber er erhält als ausschließliche Nahrung, ohne einen Tropfen Wasser oder anderer Flüssigkeit, ungewaschene Häringe, bis er, vom Durste gepeinigt, alle seine Verbindungen eingestehen wird und seine Kameraden nennt.“

Der Verbrecher wurde abgeführt; von einem verzehrenden und brennenden Durst gemartert, ohne einen Tropfen Wasser für seine Gluth, gestand er nach drei Tagen sein Verbrechen vollkommen ein.

Kaum hatte der Verbrecher den Saal verlassen, als sich der Beamte an den beraubten Armenier wandte. „Hören Sie“, sagte er sardonisch, „der Dieb ist entdeckt und schon so gut wie in den Händen der Gerechtigkeit.“

„In der That, Herr Polizeimeister? O wie dankbar!“ —

„Seyen Sie auch wegen Ihren Zahlungen außer Sorgen, Ihre Gläubiger werden ganz bestimmt zu ihren Kapitalien kommen und ein so achtbarer Mann nicht insolvent werden.“

„Gott segne Sie für diesen Trost, Herr Polizeimeister — und der Dieb?“

„Sind Sie!“ donnerte der Polizeichef, und als ob ein Blitz zu seinen Füßen einschlüge, blieb sprachlos, in die Seele getroffen, der vernichtet Bankier.

„Wenn Diebe eingebrochen und das Loch in Ihre Wand gebohrt hätten, müßte dieß, merken Sie wohl, Pfuscher! von Außen weiter, von Außen die Spuren der Haue an der Kante der Oeffnung sichtbar, von Außen der gebrochene Schutt aufgehäuft seyn. Die Höhlung aber fand ich drin weiter, der Schutt liegt drin und die innere Seite der Wand trägt die verfehlten Hiebe des Meißels; der Einbruch, oder richtiger der Ausbruch geschah von Innen, und während ich mit Ihnen spreche, ehrenwerther Herr, sind meine Agenten beschäftigt, den von Ihnen an sich selbst begangenen Diebstahl ausfindig zu machen und werde ich Sie ersuchen, inzwischen die Bekanntschaft dieser Männer zu machen.“

Mit diesen Worten überwies der Polizeimeister den gänzlich vernichteten Mann den an der Thüre harrenden Gendarmen.

Mannigfaltigkeiten.

[Der Löwentödter.] Die Zeitungen erzählten, der Kaiser von Oesterreich habe dem Löwentödter Jules Gerard höchst kostbare Waffen zum Geschenk gemacht. — Gerard ist Lieutenant im zweiten Spahi-Regimente in Algier, treibt die Jagd auf Löwen aus Leidenschaft, aus „Beruf,“ wie er selbst sagt und hat bereits fünfundzwanzig solcher „Könige der Schöpfung“ erlegt. Bei Lorck in Leipzig erschienen seine „Jagdabenteuer.“ In einem Gespräche über seine Thaten äußerte er einmal: „Der Löwe ist in der That der König der Schöpfung und der Mensch nur ein Usurpator. Wenn Sie einen Löwen sehen — nicht einen der entarteten, die man in Europa zeigt — einen Löwen in der Freiheit, der sich durch Brüllen ankündiget, das man drei Stunden weit hört; wenn Sie ihn in ruhigem Stolze, in der Majestät seiner Kraft, mit doch anmuthigen Bewegungen herankommen sähen; wenn Sie sein Staunen beim Anblicke des Menschen bemerkten, des einzigen Wesens, das ihm in die Augen zu sehen wagt; wenn Sie Zeuge des Entsetzens aller andern Geschöpfe wären, die vor dem „Herrn“ zittern und beben, würden Sie erst erkennen, was ein Löwe ist. Jedesmal, wenn ich einen Löwen erlegt habe, zu ihm trete, diese gewaltigen Zähne, diese mächtigen Tatzen, diese so wohl proportionirten Glieder betrachte, die es ihm möglich machen, mit einem Satze fünfundvierzig Fuß weit zu springen, lege ich die Hände übereinander und frage mich, fast mit Gewissenspein: „hattest du, Zwerg, ein Recht den Riesen zu tödten?“ — Was ich dem Löwen gegenüber empfinde? Ich bin von ruhigem sanftem Charakter. Mein Puls schlägt gewöhnlich höchstens siebzig Mal in der Minute. Kommt aber eine Araber und sagt: „Gerard, bei uns ist ein Löwe, komme und befreie uns von ihm,“ da befällt mich eine Art Fieber, ich denke an nichts, als an den Löwen, mein Puls hebt sich rasch bis zu achtzig Schlägen, ich schlafe nicht mehr, ich esse nicht und diese Aufregung dauert fort, bis ich dem Löwen gegenüber stehe. Da hört sie plötzlich auf, wie die Bewegung des Räderwerks in der Uhr, wenn man den Pendel berührt. Das Gefühl der Selbsterhaltung, die Größe der Gefahr, vor der ich stehe, zwingt mich, ruhig zu seyn. Diese Abkühlung, die zugleich für mich ein unbeschreiblich hoher Genuß ist, erfolgt, während ich auf den Löwen anlege und ich lege an, sobald ich ihn erblicke. Kommt er bis auf fünfzehn Schritte zu mir heran, so ist er verloren. Der Schuß knallt und ich bin gerettet, wenn nicht mein Fleisch unter seinen Klauen zerreißt und meine Knochen unter seinen Zähnen knacken. Da blicke ich durch den Rauch: der Löwe ist entweder

todt, was äußerst selten nach einer Kugel erfolgt, oder er kommt auf mich zu oder er entfernt sich langsam. Niemals flieht er. Ist er todt — von meinen fünfundzwanzig Löwen habe ich nur vier gleich durch die erste Kugel getödtet — so warte ich seine letzten Zuckungen ab, was lange dauert, denn selbst der Tod kann das mächtige Thier nur mit Mühe bewältigen, und ich gestehe, daß mir der Schweiß auf der Stirn steht, wäre es auch sehr kalt. Ist er noch nicht todt, so sende ich ihm eine zweite Kugel zu, muß auch wohl mein Reservegewehr nehmen und zum Dritten- und Viertenmale schießen. Geht er hinweg, so kehre ich auch zurück, denn ein verwundeter Löwe ist ein gefährlicher Gegner für den Menschen, und ich treffe ihn schon am nächsten Tage." Ein Löwe raubt durchschnittlich in Algier jährlich für fünfzehnhundert Thaler Vieh. Darnach kann man bemessen, welche Verdienste Gerard sich um Algier erworben hat.

Aus New-York, 12. Mai, wird die Entdeckung einer zerstückten Leiche, die in einem Fasse auf dem Bahnhofe der Hudsonbahn unter Adresse: „Herrn W. H. Jennings, Leonard-Street 185, New-York" aufgegeben war, gemeldet. In genannter Straße gibt es aber weder jene Numer, noch einen Bewohner obigen Namens. Die Untersuchung hat ergeben, daß das Faß zu Chicago in Illinois aufgegeben, und daß das Opfer eine junge Deutsche, Sophie E . . . n, verheirathet mit dem Barbier Friedrich Werner, war. Die Sophie E . . . n trennte sich von ihrem Manne, als dieser mit einem anderen Frauenzimmer ein Verhältniß angeknüpft hatte, und lebte mit Heinrich Jumpertz, der jetzt als Angeklagter erscheint. Nachdem sie guter Hoffnung geworden, ging sie mit Jumpertz nach Milwaukee und kam dort nieder, wie Jumpertz behauptet, mit einem todten Kinde, von dem jede Spur verschwunden ist. Im Dezember 1857 schützte er vor, er habe in Chicago Geschäfte, und trennte sich von Sophie, der er noch bis zum 15. Juli die Wohnung bezahlte. Diese drang auf Verheirathung, drohte sich im anderen Falle das Leben zu nehmen u. s. w.; doch Jumpertz wollte davon nichts wissen. Endlich kehrte er, jedoch heimlich, so daß nur der Kommissionär, der sein Gepäck besorgte, davon wußte, zurück und lebte bis 6. März mit Sophie. Der Angeklagte will am 6. März, als er nach einem kurzen Ausgange nach Hause kam, die Unglückliche erhängt und auf dem Tisch einen Brief, worin sie ihm verzieh, gefunden haben; dann, um sich von Sophiens Tode zu überzeugen, ihr einige Lanzettstiche gegeben und hierbei den Einfall bekommen haben, den Körper in Stücke zu zerschneiden und „verschwinden zu lassen". Die Eingeweide vergrub er zwei englische Meilen von der Stadt, die Leiche behielt er bis zum 16. März im Hause, bestrich alsdann das Faß außen mit Oel, rollte es zur Eisenbahn und gab es ab. Die Unglückliche war aus Nieder-Deutschland, sehr schön und am 13. Dez. 1857 29 Jahre alt. Es handelt sich jetzt um Lösung der schwierigen Frage, ob die Unglückliche sich selbst erhängt hat oder von Jumpertz erhängt worden ist. Die Untersuchung ist im Gange, die Spannung im Publikum sehr groß.

Die „Z. f. N." schreibt: Der Verden'sche Garde-Husar, der vor einiger Zeit mit dem Eisenbahnzuge um die Wette lief, hat jetzt Nachfolger seiner Geschwindigkeit und Kühnheit erhalten. Sieben Reisende hatten sich in der Restauration des Bahnhofs in Lohne, durch die Schuld eines Schaffners, wie sie behaupten, verspätet, so daß der Zug schon in Bewegung war und sie nicht mehr mitnehmen wollte, als sie endlich athemlos herbeistürzten. Sogleich entschlossen sich ihrer fünf, der davonbrausenden Lokomotive bis Rehme (eine Stunde Wegs) nachzueilen. Zwei von ihnen indessen, Schlachter aus Osnabrück, mußten den Versuch bald aufgeben. Die andern drei, darunter ein mehr als fünfzig Jahre alter Steinhauermeister aus Oldendorf, Amts Lauenstein, hielten die Anstrengungen aus und trafen, wiewohl von den Bahnwärtern aus den Geleisen der Bahn gewiesen, gleichzeitig mit jenem Schnellzuge in Rehme ein, wo sie ziemlich erschöpft, aber wohlgemuth ihren Platz in dem Coupe einnahmen, das unsern Gewährsmann trug.

„Es ist ermuthigend", heißt es in der wissenschaftlichen Beilage zur „Leipziger Zeitung", für die Verwandten und zahlreichen Freunde des afrikanischen Reisenden Eduard Vogel, daß man in Afrika selbst nicht mehr an die Wahrheit der über ihn seit länger als Jahresfrist verbreiteten Todesgerüchte zu glauben scheint und immer wieder aufs Neue kühne Männer auftreten, welche ihn aufsuchen wollen. So hat kürzlich erst Baron v. Kraft in einem von Algier datirten Briefe an A. v. Humboldt seinen Entschluß erklärt, über Tripolis und Murzuk ins Innere Afrikas reisen und Vogel aufsuchen und so mit Gottes Hülfe vollenden zu wollen, was der edle, für die Seinen wie für die Menschheit und die Wissenschaft zu früh verstorbene Frhr. v. Neimans in jugendlicher und dabei doch so klarer Begeisterung anstrebte. Möge ein günstigeres Gestirn Hrn. v. Kraft leuchten auf seinem gefahrvollen Wege!"

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 133 Samstag, 5. Juni 1858.

Die Krankheiten unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Die Parasiten in der Medizin.

Schon im alten Testament lesen wir von Krankheiten, mithin waren auch damals schon gewissen Stämmen des Priesterthums die Obhut, Pflege und Behandlung der Kranken anvertraut. Das gläubige Volk der Juden sah freilich die Krankheit als Strafe der Sünde an und die Verordnungen des israelitischen Volkes bei den Aussätzigen zeigen, mit welcher Strenge und Grausamkeit man damals die Kranken behandelte.

Die Weltgeschichte spricht an unzähligen Orten von Seuchen, die als Völkerstrafen große Menschenmassen wegräumten. Die Medizin ist daher so alt, als die Geschichte des Menschengeschlechts, und jemehr die Bedürfnisse sich steigerten und die Kultur in der Masse zunahm, in eben dem Grade wuchs die Zahl der Krankheiten und ihr Name wurde Legion. Vergleicht man Stadt und Land, so sieht man, je enger die Menschen zusammenwohnen, je mehr sie mit einander in beständigem Verkehr bleiben, um so häufiger sind die Erkrankungen, und ungeachtet des Widerwillens des Landmannes gegen jeden ärztlichen Rath, bei einer Lebensart, die ihn gewiß allen Schädlichkeiten aller Art aussetzt, erkrankt er viel weniger als der Städter, der bei der Ueberfüllung mit Aerzten gewiß über Mangel an Hülfe nicht klagen kann.

Unsere Vorfahren, die Ritter, deren Rüstungen wir kaum aufzuheben im Stande sind, erfreuten sich gewiß einer andern Gesundheit als wir, die wir von der Natur bestimmt scheinen, als rhachitische Kinder des Gehkorbs zu bedürfen, als Skrophulöse die Wirksamkeit aller drei Naturreiche an uns zu erproben, im Leben Bekanntschaft mit allen Systemen der Medizin zu machen, und nach unserem Hinscheiden ein Museum durch die Mannigfaltigkeit der pathologischen Veränderungen der Organe zu bereichern.

Unsere Existenz wäre nicht eine Gabe Gottes, sondern eine Ironie gewesen, und nimmer könnten wir unserm erhabenen Beruf, unserer Veredlung in diesem verkrüppelten Zustande nachkommen.

Der Schöpfer verlieh uns ein Geschenk, das uns befähigt, jedes Klima zu ertragen, jeden Erdstrich in den verschiedensten Zonen bewohnen zu können: es ist dieß der Selbsterhaltungstrieb.

Der Selbsterhaltungstrieb vermag den Menschen in den traurigsten Verhältnissen gesund zu erhalten, aber vergeblich ist sein Ringen gegen die Verachtung der Naturgesetze, die in so deutlichen Lettern geschrieben sind, und die so wenig Menschen sich die Mühe nehmen zu lesen; diese Kraft vermag nichts gegen die wilde Gluth der Leidenschaften, und sie ist ohnmächtig gegen die Thorheiten der Mode.

Laut ruft unsere sieche Generation nach Hülfe und Befreiung von den Krankheiten, die die Bevölkerung dezimiren, denn je naturwidriger der Mensch lebt, um so häufiger erkrankt er.

Es entsteht eine andere Frage: wie wird die Hülfe geboten und von wem? Werfen wir eine Rundschau in unsere Journalistik, so wimmeln die Blätter von Inseraten, Danksagungen, Anpreisungen von Mitteln aller Art und aller Farben, mit und ohne Zeugnisse: das unschuldige Mehl und das bescheidene Senfkorn, die Leinwanden mit und ohne Pflaster, die Säfte aus allen Gebirgen und Hochebenen, die Bonbons und Bisquits, die Ketten und Ringe, sie alle versprechen der leidenden Menschheit Hülfe. Beim ruhigen Denker entsteht die Frage: wie kann es bei so vielen Mitteln noch Kranke geben, und gar unheilbare, wo nimmt der Tod seine Opfer her, da laut diesen schriftlichen Dokumenten der Schwindsüchtige so gut wie der Krebskranke, der Wassersüchtige so gut wie der Rückenmarkler genesen? Die leidende Menschheit, besonders bei unheilbaren Krankheiten, ist leider eine Kuh geworden, die sich von einer Menge Menschen abmelken läßt, bevor sie zu Grabe geht. Der gebildete Leser wird freilich über diese Zeilen lächeln, und versichern, daß er sich im Erkrankungsfalle nur an Aerzte wende; da aber leider so viele Subjekte medizinische Geschäfte treiben und ihre Wun-

dermittel an den Mann bringen, so müssen bei der Unzahl dieser sogenannten Hausmittel viele Käufer sich finden, sonst würden sich die Inserate nicht bezahlt machen.

Die Parfümeure, Spezereihändler, selbst Bilderhändler beschäftigen sich in der neuesten Zeit mit dem Verkaufe dieser sogenannten ungefährlichen Geheimmittel, und tragen dadurch zur Verbreitung dieses Unsinns bei.

Die Pfuscherei begnügt sich nicht, am Ladentisch die Waare zu verkaufen, die sie durch eigene verunglückte Literaten anpreisen ließ, sondern sie erhebt stolz und ungestraft ihr Haupt und wird Kurpfuscherei. Es ist unbegreiflich, wie bei den strengen Medizinalgesetzen der meisten Länder, und bei der Unzahl Medizinalbeamten, es an unzähligen Orten und Städten sogenannte Naturärzte gibt, die, jeder wissenschaftlichen und ärztlichen Ausbildung entbehrend, sich selbst diplomisirend es wagen, mit der Gesundheit ihrer Nebenmenschen ihr freches Spiel zu treiben. Derlei Individuen sind gewöhnlich verabschiedete Krankenwärter, Wundärzte, die ihren Kurs nicht vollendet haben, Mediziner ohne Staatsprüfung; sie ersetzen durch Eigendünkel und Verschlagenheit und Hinterlist ihre Mängel im Wissen, und wie jeder Narr seine Kappe hat, so finden sie leider auch ihr Publikum.

Jemehr durch die Fortschritte in der Medizin die Lückenhaftigkeit und Mängel in der Vollkommenheit unserer Kunst in den Massen kund wurde, um so mehr verbreitete sich der Irrwahn, daß, da wir laut bekannten, nicht Alles zu wissen, Menschen, die gar nichts wissen, mehr am Krankenbette leisten würden, als diplomisirte Aerzte. Nitimur in vetitum semper cupimusque negata, findet hier seine volle Anwendung, und jede gesetzliche Verfolgung stempelt den Kurpfuscher als Märtyrer seines Berufs, der nur aus Menschlichkeit sich diesem erhabenen Berufe (der Betrügerei seiner Mitmenschen) widmet.

Das Vertrauen zu einer der Vernunft widersprechenden Kunsthülfe ist in der Hineigung des Menschen zum Mystizismus begründet; daher finden die Kurpfuscher ihrer glühendsten Anhänger im weiblichen Geschlechte. Wie weit diese Verirrung des menschlichen Geistes gehen kann, bekräftiget folgendes Faktum, das ich erlebte.

Es war in den vierziger Jahren in einer großen nordischen Stadt, als plötzlich in den höhern Kreisen von den Wunderkuren eines ehemaligen militärischen Krankenwärters erzählt wurde. Besagtes Individuum behauptete in der letzten türkischen Kampagne von einem sterbenden Tartaren ein Geheimmittel erhalten zu haben, um alle Krankheiten zu heilen. Er reichte nach vorausgegangenem dreitägiger strengen Fasten seine Mittel bei abnehmendem Monde vor dem Schlafengehen, und prophezeihte den Kranken, sie würden um Mitternacht Galle, rothes, schwarzes Blut, oder Milch brechen, und da diese humoral-pathologische Ansicht sich natürlich durch die Art der Pulver, die er verabreichte, schon im Voraus bestimmen ließ, so erregte diese auf chemische Taschenspielereien begründete Vorhersage das größte Aufsehen, und was veränderte Diät und Lebensweise und Vertrauen auf Wiedergenesung bewirkten, wurde diesem Wundermanne zugeschrieben. Es war nahe daran, daß man diesem Künstler schon einen Abtheilung im Spitale auf Verwendung seiner hochgestellten Patroninnen anvertrauen wollte, als zum Glück Dr. Mandt, Leibarzt des verstorbenen Kaisers Nikolaus, durch einen Besuch bei Seiner Majestät diesem Unwesen ein Ende macht.

Eine falsche Philanthropie vertheidigt beständig die Kurpfuscher, die natürlich ihr unerlaubtes Gewerbe mit der Maske der Humanität bedecken, und bei den beschränkten Ansichten der meisten Menschen über die Natur und ihre Kräfte nur zu leicht Schutz und Hülfe finden.

Obwohl Staat und Kirche die Kurpfuscherei verdammen, wurzelt dieses Unkraut auf dem Lande und in der Stadt, und findet seine Vertheidiger gerade in jenen Regionen, deren Beruf es wäre, ihre Mitmenschen über diesen Wahnwitz aufzuklären und die Gesetze zu handhaben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Villa Ludwigshöhe.

Mit der Ankunft des Frühlings erwacht auch die Reiselust, bei vielen Leidenden die Sehnsucht in schöner Natur und milder Luft, in einem Bade, in einer Wasser- und Molkenanstalt, die geschwächte Gesundheit wieder herzustellen. Denen, welchen die Wahl freisteht, sey hier eine Heilanstalt empfohlen, die, wie kaum eine andere, alles in und um sich vereinigt, was eine gedeihliche Kur bedingt und die selbst dem weniger Leidenden und nur Erholung Suchenden einen Aufenthalt bietet, der ihn geistig wie körperlich erquicken muß, wenn anders ihm der Sinn für Natur und Geschichte nicht gänzlich abgeht. Es ist dieß das Bad Gleisweiler in der bayerischen Rheinpfalz, die Jedermann als ein schönes und reiches Stück der deutschen Erde anerkennt und der Niemand den Ruhm streitig macht, bezüglich des Klimas vor allen Landstrichen diesseits der Alpen besonders begünstigt zu seyn. Und gerade in der schönsten Gegend dieser Pfalz, am Hang der

Berge, dem hohen westlichen Saum der weiten Ebene liegt dieses Bad Gleisweiler.

Nicht mehr als anderthalb Stunden nordwärts von der Bundesfestung Landau und eben so weit südwestwärts von der Stadt und Eisenbahnstation Edenkoben, oder gerade eine Stunde südlich von der königlichen Villa Ludwigshöhe und so ziemlich in gleicher Höhe mit dieser, also nahe an 1000 Fuß über der Meeresfläche und mehr als 600 Fuß über dem Spiegel des Rheines, liegt das stattliche Dorf Gleisweiler auf dem Abhange des Hardtgebirges, von dem es, gleich andern Dörfern der Gegend, weit in das offene Land hinausschaut und am südlichen Ende des Dorfes in einem Hochthälchen ist das liebliche Bad selbst angelegt worden.

Von allen Ausflügen, welche die Badgäste machen, wird am wenigsten der nach der Villa Ludwigshöhe versäumt, der Besitzung des Königs Ludwig von Bayern.

Der ganze königliche Sommersitz besteht aus drei gesonderten Gebäuden, dem Königsbau, dem Prinzenbau und dem Stall- und Remisengebäude. Der zu oberst gelegene Königsbau ist nach dem Plane des verstorbenen Architekten v. Gärtner in dem edel einfachen italienischen Hausbaustyl ausgeführt und bildet ein von Ost nach West oblonges Viereck, das einen mäßigen Hof umschließt, auf welchen die Fenster der Corridore gehen. Er besteht nur aus zwei Geschossen und einem Souterrain und enthält 50 einzelne Gelasse. Die Frontseite gegen Osten zeigt allein einigen architektonischen Schmuck an den beiden kleinen Balkonen der wenig vorspringenden Flügel und an den beiden übereinander liegenden Kolonaden von je sechs kannelirten Säulen, deren untere dorischer, die oberen jonischer Ordnung sind. Auch das Innere ist höchst einfach gehalten, und nur die Mosaikböden der Dreher'schen Fabrik zu Speyer zieren die oberen königl. Gemächer, deren Fenster die Aussicht nach Osten bieten. Noch einfacher ist der wenig tiefer stehende Prinzenbau, in dessen 66 Piecen auch das Hofmarschallamt, das Hofsekretariat, die Kavaliere und die Hofdamen untergebracht werden. Etwas weiter nördlich befindet sich das ausgedehnte Stall- und Remisengebäude, das mit seinen zwei vorspringenden Flügeln einen weiten Hof umschließt, in seinen gewölbten Ställen für 60 Pferde und in seinen 22 netten Kammern und Wohnungen Raum für die Dienerschaft und das Aufsichtspersonal hat. — Gebahnte Wege findet man wohl um diese Villa, aber nichts von künstlichen Gartenanlagen. Hat doch die Natur hier den prächtigsten Garten in der Umgebung bis in die weite blaue Ferne hingebreitet. Denn vor der Ostseite des Königsbaues fällt der Hügel auf kurze Strecke ziemlich jäh ab und geht in einen grünen Wiesengrund über, den Reben und Obstbäume von drei Seiten einfassen. Wie eine Zunge streckt sich dann der niedere rebenbedeckte Hügelrücken hinaus bis zur nahen Stadt Edenkoben und taucht selben Fuß rechts und links in grüne Gründe, aus denen jenseits wieder neue weinreiche Anhöhen emporsteigen. Noch näher als Edenkoben liegt zur Rechten das stattliche Dorf Rhodt. Draußen aber liegt in einem unermeßlichen Bogen das ganze Rheinland vor Augen, dessen Herrlichkeit den König an eine jener italienischen Landschaften erinnerte, die er vorzugsweise lieb gewonnen. Statt eines Parkes umgeben die Villa Waldbäume und Kastanien und unmittelbar hinter ihr steigt der hohe Berg empor, dessen Spitze den spärlichen Mauerrest der alten Rietburg trägt, und der sich nach Norden steil abhängig in das tiefe und enge Waldthal des Tiefenbachs senkt.

Dr. Roth in Palästina.

Von Professor Roth, der auf Kosten Sr. Maj. des Königs Maximilian Palästina bereist, sind neue Berichte in München eingelaufen. Er hatte mit dem Scheich der Jahalin-Beduinen einen Kontrakt abgeschlossen, um durch ihn mit sicherem Geleit über Usdum (Sodom) um das Südende des todten Meeres nach Kerek im Moabiterland und nach Tafileh in Gebalene hin- und zurückgeführt zu werden. Diese Reise ging im Ganzen glücklich von Statten, obwohl die Fehden der Beduinenstämme weit umher die Sicherheit des Weges gefährdeten. Besonders rühmt er von Kerek, daß es ihm dort besser ergangen sey, als irgend einem seiner Vorgänger, dessen Reisebericht veröffentlicht wurde. Die Empfehlungen, welche er aus dem griechischen Kloster in Jerusalem erhalten hatte, verschafften ihm die bereitwilligste Aufnahme in dem besten Haus der Stadt, dem nur von einem einzigen Mönch bewohnten griechischen Kloster neben der Kirche. Die Häupter der nicht unansehnlichen Christengemeinde stellten sich bald ein, um ihn zu bewillkommnen. Selbst noch in Tafileh fand Dr. Roth eine freundliche Aufnahme, wozu sowohl seine Empfehlungen wie sein Ruf als Arzt beitrugen; aber der Plan, die weitere Umgegend zu besuchen, stieß auf solche Hindernisse, daß er davon abstehen mußte. So trat er denn wieder, befriedigt, im Ganzen doch seinen Hauptzweck erreicht zu haben, den Rückweg an, und zwar über den höchst beschwerlich zu übersteigenden, wild zerrissenen Paß Ladrasch, der allein acht Stunden in Anspruch nahm, und langte von da über Usdum und Hebron am Morgen des Osterfestes am Thor von Jerusalem an. Hiemit hat Dr. Roth

seine Untersuchungen des Südendes des todten Meeres vervollständigt, und die dadurch gewonnenen wissenschaftlichen Resultate wird er nach seiner Rückkehr in einer ausführlichen Bearbeitung zur Veröffentlichung bringen.

Mannigfaltigkeiten.

Dr. Collyer in England fabrizirt aus dem Rückstande der Runkelrüben, nach deren Destillation zum Behuf der Darstellung von Zucker, mit präparirtem Albumen eine neue Gattung von Papier, das unter andern Vorzügen auch den besitzt, nicht erst angefeuchtet werden zu müssen, bevor es unter die Druckerpresse oder Kupferplatte gebracht wird. Das Papier ist glatt und fest und die Abdrücke sollen nichts zu wünschen übrig lassen. Vom Albumen können 20 bis 80 pCt. verwandt werden; es ersetzt die gleiche Quantität Lumpen, ist besser als Glycerine und macht das Leimen entbehrlich. Einstweilen ist das neue Papier von der Regierung bei der Patronenbereitung verwandt worden.

Von Professor Neumann in München ist (bei Brockhaus in Leipzig) eine „Geschichte des englischen Reichs in Asien“ erschienen, über welche die „Allg. Ztg.“ urtheilt: Sie ist ein Meisterwerk unserer Literatur, das nach seinen wissenschaftlichen Verdiensten alle bisherigen Bearbeitungen des gleichen Stoffes überragt und nach seinem künstlerischen Werth sich den jüngsten Erzeugnissen deutscher Geschichtschreiber würdig anreiht.

In Paris ist bei Lafitte u. Firmin Didot eine Subskription für die zu Dreux in äußerster Dürftigkeit lebende fünfundsechzigjährige Tochter des Erfinders der Papiermaschine, Robert, eröffnet. Dieser Mann, dem die Welt eine so nützliche Erfindung verdankt, starb im Elend; seine Tochter ernährte sich kümmerlich von einer Mädchenschule, bis sie zu alt dazu wurde und den Wohlthätigkeitsanstalten zur Last fiel.

In Dresden ist die Blumenzucht von ganz ungewöhnlicher Bedeutung. Ein einziger Gärtner (Seidel) hat ein Betriebskapital von 300,000 Thlrn. und 22 Gärtner arbeiten unter seiner Leitung. Er versendet jedes Jahr mehr als 12,000 Kamelien allein nach Petersburg; nach Chili geht durch ihn eine große Masse von Pflanzen, für die er Gewächse von tropischen Zonen zurückerhält, welche er wiederum an die botanischen Gärten Europas verkauft.

Der gesellige Assoziationsgeist der Württemberger macht sich in den burleskesten Formen Luft. Am 15. Mai wurde dem „Schwäb. Merk.“ zufolge der „Christianentag“ in Nagold gefeiert, zu welchem sich sämmtliche „Christianen“ der Stadt vereinigten und auf sämmtliche Christiane des Landes tranken. Die nächste Jahresfeier sind sämmtliche Christianen des Landes mitzumachen aufgefordert.

In Prag ist vergangenen Winter auf der Kleinseite ein Haus um sechs Gulden gekauft worden. Ein glänzendes Seitenstück zu diesem Hauskauf meldet man aus der Gegend von Beneschau. In den Dörfchen Mzizowic kam dieser Tage ein Haus wegen einer Forderung von 28 fl. zur dritten exekutiven Feilbietung und wurde dabei um das Meistgebot von 1 fl., sage einem Gulden, erstanden.

[Humoralia.] Nach einer bekannten Lehrart gehören zum Heirathen zwei Personen. Diese Ansicht ist aber nicht richtig, denn die Erfahrung lehrt, daß zu einem Bündniß zweier Herzen immer noch eine bald größere, bald kleinere Menge anderer Leute gehören, die mehr oder weniger in die Liebe, um die es sich gerade handelt, hinein zu reden haben. Solche überflüssige oder wenigstens lästige Nebenpersonen gehören gewöhnlich dem Stande der Muhmen, Tanten, Vormünder, Onkel oder sonstigen Familienmitglieder an, die sammt ihren Eigenheiten und Kaprizen alle mitgeliebt und mitgeheirathet werden müssen. Das treffende Liebespaar darf es daher als ein besonderes Glück betrachten, wenn die Anzahl dieser hinderlichen Nebenpersonen möglichst gering oder möglichst gutmüthig ist.

Charade.

(Dreisylbig.)

Die beiden Letzten so zu treiben,
Wie es die erste Sylbe heißt,
Und immerdar das Ganze bleiben:
Hält frisch den Leib und frei den Geist.

Auflösung der Charade in Nro. 128:
Kutscherstube.

Redakteur: Gustav Metzler.
Druck und Verlag der Mallen'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 134 Montag, 7. Juni 1858.

Die Krankheiten unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Ich glaube genügend bewiesen zu haben, wie thöricht es ist, von sogenannten populären Hausmitteln, deren Ruf durch Zeitungen ausposaunt wird, oder von Kurpfuschern Hülfe zu erwarten.

Ich komme nun zu dem Stande, dessen heiligster Beruf es ist, der erkrankten Menschheit Hülfe zu leisten, und von dem allein sie es nach den Gesetzen der Vernunft erwarten kann.

Schon im alten Testamente ist vom Arzte Erwähnung, und zwar geschieht dieß auf eine für ihn ehrenvolle Weise. Der ärztliche Beruf ist also ein von Gott gesegneter und es ist Pflicht des Arztes, ihn vollkommen zu erfassen und würdig auszufüllen. Vergleichen wir die glanzvolle Stellung der Aerzte der Vorzeit, die, an Ehren reich, mit Glücksgütern überhäuft, im Rathe der Könige saßen, mit der erbärmlichen Existenz der meisten Aeskulapsöhne, die mit wenigen Ausnahmen nicht mehr Priester, sondern Diener der leidenden Menschheit sind, und die nicht mehr Heilkünstler, sondern medizinische Handwerker oder ärztliche Spekulanten sind. Die Medizin ist verunehrt durch ihre Jünger und die Kunst durch ihre Künstler geschändet.

Wie kann Achtung für einen Stand im Publikum sich erhalten, wenn es Fachgenossen gibt, die unter die Barbierschüssel ihr Doktordiplom hinhängen, oder die durch ein erkauftes Barbiergewerbe sich in die medizinische Praxis eingeschlichen haben? Wo bleibt die Würde des ärztlichen Standes, wenn es reisende Ohrenärzte und wandernde Tenotomen gibt; wenn wir lesen, daß es beinahe in allen größeren Städten physikalisch-medizinische Boutiquen gibt, wo der Kranke um sein Geld elektrisirt, galvanisirt und mesmerisirt wird; wenn es Aerzte gibt, die nach Belieben des Kranken ihr System und ihre Ueberzeugung ändern, heute Hahnemannianer, morgen Spezifiker, und übermorgen Anhänger der physiologischen Schule sind, wie es gerade die Umstände erfordern? Wie Fixsterne am Horizont glänzen die Koryphäen der Medizin, welche die Wissenschaft gefördert, deren Ruhm die Mitwelt preist, und deren Namen die Geschichte bewahrt. Es wäre Undank, sie zu vergessen; doch wie gering ist ihre Zahl gegen den gemeinen Haufen, gegen das gesammte ärztliche Publikum!

In einer Klasse der bürgerlichen Gesellschaft herrscht eine so große Mannigfaltigkeit, als im ärztlichen Stande, da die Individualität und der ganze Charakter sich auf den Wirkungskreis überträgt; doch wag' ich es, auf die Nachsicht meiner Kollegen rechnend, einige Grundtypen zu zeichnen, die am häufigsten vorkommen.

Der geistlose Arzt.

Wir begegnen Aerzten, die eines ganz guten Rufes genießen, das Vertrauen einer ziemlichen Anzahl ihrer Mitbürger sich erworben haben, und wenn man mit ihnen am Krankenbette zusammenkommt, so erstaunt man über die Lückenhaftigkeit ihrer Kenntnisse, über die schwache Fassungskraft und über die geringe intellektuelle Ausbildung. Wie kann man sein kostbares Gut, seine eigene Gesundheit oder die seiner Angehörigen Jemanden anvertrauen, der die gewöhnlichsten Lebensverhältnisse schwierig erfaßt und dessen Geistesschwäche sich schon im gewöhnlichen Umgange offenbart.

Die Erfahrung zeigt zur Genüge, daß derlei Aerzte sich auf einer gewissen Höhe der Praxis ganz gut zu halten wissen: die Gründe davon liegen in ihrer Lebensweise und in ihrem Benehmen am Krankenbette.

Unser Schüler Aeskulap's studirt gewöhnlich auf einer Universität, wo die Staatsprüfungen keine großen Schwierigkeiten bieten; er ist sehr fleißig in seinen Studien, und alle Gegenstände, die man auswendig lernen kann, erlernt er vollkommen; seine Krankengeschichte zeichnet sich zwar nicht durch Klarheit und Schärfe, aber gewöhnlich durch Länge aus.

Er nimmt gewöhnlich auf der Universität alle Grade und verläßt nie mehr den Ort, wo er einmal sein Domizil aufgeschlagen; er ist sanftmüthigen,

friedfertigen Charakters, sehr theilnehmend am Krankenbette, er erwirbt sich gewöhnlich die Gunst der alten Frauen, denen er die Zeit vertreibt; er ist nie zu beleidigen, wenn man in einer Familie bei einer schweren Krankheit ihm den Abschied gibt, oder einen mehr renommirten Arzt zuzieht; er diagnostizirt nie, und kommt daher nie in den Fall, eine falsche Diagnose gemacht zu haben; seine Therapie ist meist unschuldiger Natur, und da er sich selbst am wenigsten zutraut, so fürchtet er sich immer etwas zu thun, und das ist seine beste Seite. Verbindet er damit ein Vertrauen erweckendes Aeußere, etwas Vermögen, so ist es kein Wunder, daß, obwohl man von ihm spricht, er gehöre nicht zu den fähigsten Köpfen, doch Viele im Erkrankungsfalle ihre Zuflucht zu ihm nehmen.

Der geistreiche Arzt.

So glänzend diese Etikette auch scheint, und so günstig die Prognose auch ist, die man ihm in den Studienjahren stellt, so straft die Praxis oft diese Vorhersagt Lüge. Ein genialer Studirender der Medizin wird gewöhnlich in den theoretischen Studienjahren von den Naturwissenschaften begeistert und mit Liebe zu seinem Berufe erfüllt. Mit Feuereifer wirft er sich auf seine Fachstudien und glaubt hell lesen zu können im Buche der Natur; das Krankenbett enttäuscht ihn, die Praxis steht mit der Theorie im Widerspruch und nicht immer gehorcht der erkrankte Menschenleib den Hypothesen des Verstandes.

Er träumte, so lange er Lehrling in Aeskulap's Tempel war, sich den Beruf so erhaben, so edel, er war des Sieges so gewiß, und im Spitale, da schwinden die Ideale seiner Phantasie. Die rauhe Wirklichkeit zeigt, wie oft selbst mit dem besten Willen sich Lehrer und Professoren irren können. Der Skeptizismus fängt an in ihm zu keimen und wird sein unzertrennlicher Gefährte durchs ganze Leben. — Wohl ihm, wenn es ihm gelang, die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich zu ziehen, und manchen unter ihnen gelingt es, sich als Gehülfen zum Lehramt ihrer Professoren auszubilden. Die Mehrzahl wird im großen Ozean des Lebens herumgeschleudert und ihre Bahn ist eine Dornenbahn; während die Mittelmäßigkeit sich durch die Hintertreppen leicht in die Gunst der Mitmenschen einnistet, vermag die Genialität nie sich zu erniedrigen und jene krummen Wege zu gehen, die im Leben nur zu oft zum Ziele führen.

Ein geistreicher Arzt erblickt die Schwächen und Gebrechen seiner Patienten mit der Klarheit seines hellsehenden Verstandes, nur zu oft gebricht ihm die Geduld, um damit Nachsicht zu haben, und besonders am Krankenbett zeigt sich der Mensch dem prüfenden Auge des denkenden Forschers in seiner schwächsten Seite, und nicht bloß die Funktionsstörungen des physischen Lebens, sondern auch die falsche Richtung und Verirrungen der Seelenkräfte. Es ist eine große Selbstüberwindung, alle Tage mit Vorurtheil, Aberglauben, Herkommen, Gewohnheiten und naturwidrigen Lebensansichten Krieg zu führen: denn gegen Thorheit oder Dummheit kämpfen selbst die Götter vergebens. Daher unterliegt der geistreiche Arzt einer größern Kritik, als der geistlose, und sein scharfes Urtheil wird als Eigendünkel, sein Selbstbewußtseyn als Hochmuth, seine geringe Nachgiebigkeit gegen seine Patienten als Unverträglichkeit ausgelegt. Es ist eine natürliche Folge der vielen Zurücksetzungen, die er im täglichen Leben erfahren, daß er mit den Jahren egoistischer wird, und wenn nicht Reinheit des Charakters ihn gegen die Kränkungen der Außenwelt stählen, so fängt die Liebe zu seinem Beruf an zu erkalten und er benützt seine Mitmenschen bloß als Mittel zu seinem Zweck, zur Erreichung von Glücksgütern und Ehren. Solche Aerzte sind oft, wenn sie das Glück begünstigte, Despoten am Krankenbette, sie paradiren mit ihrem Wissen und Kenntnissen, und da die Natur sich nicht immer dem Machtspruche des Einzelnen fügt, so vermögen sie wohl oft das Vertrauen gekrönter Häupter zu erringen, doch in der alltäglichen Praxis leisten sie wenig oder nichts; für sie ist die Krankheit ein interessanter Prozeß, ein pathologisches Produkt, dessen Phasen sie aus Wißbegierde verfolgen, doch das wahre Objekt der Medizin, das Heilgeschäft, ist ohne Interesse für sie. — Sie äußern unumwunden dem Patienten ihre Unfähigkeit, ihm nützen zu können, verweisen ihn auf Naturhülfe und öffnen dadurch der Charlanterie die Schranken.

Der geistreiche Arzt trägt daher durch seinen Skeptizismus, den er am Krankenbette unumwunden an den Tag legt, und durch das offene Geständniß der Zwecklosigkeit jeder Kunsthülfe dazu bei, den Glauben an die Wichtigkeit des ärztlichen Standes zu erschüttern, und da er des Kranken Vertrauen in die Behandlung untergräbt und ihm nichts dafür bietet, als Ergebung in Gottes Hand, so trägt er gewiß nicht viel zur Heilung seiner Patienten bei. Die bloße Negation genügt dem Kranken nicht, der nach Hülfe lechzt, und sie wird die Brücke zur Kurpfuscherei; daher begegnen wir in unserer Zeit dem merkwürdigen Phänomen: je mehr Licht die pathologische Anatomie, die Chemie, Mikroskopie und Physiologie in die Medizin gebracht, je vollkommener die Diagnostik sich gestaltete, um so lückenhafter wurde die Therapie und die Achtung gegen den ärztlichen Stand sank.

Geist ohne Mitgefühl ist eine Hülse ohne Kern, und der Kranke fühlt instinktartig, ob der dem

Ärzte bloß als Objekt der Wissenschaft oder als leidender Mitbruder Interesse einflößt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gelehrten in China.

Die Sprache der Chinesen ist von den Sprachen aller übrigen Völker durchaus verschieden, und die chinesische Schrift beruht auf einem ganz eigenthümlichen Prinzip. Die Charaktere dieser Schrift stellen nämlich Gedanken dar, sie haben mit der Bedeutung unserer Buchstaben nichts gemein. Sinnliche Gegenstände werden durch ein ihnen einigermaßen entsprechendes Bild oder durch die ihnen eigenthümlichen, charakteristischen Kennzeichen in der Schrift dem Auge vorgeführt, abstrakte Begriffe dagegen durch ein einzelnes Symbol oder durch eine Zusammenstellung mehrerer. Eine so absonderliche Schrift konnte nicht ohne Einfluß bleiben auf die Sprachformen, auf den Charakter der Literatur und vielleicht gar auf den Volksgeist. Bei keinem anderen Volke stehen Gedanke und Schrift in so unmittelbarer Nähe, und hiervon ist die nothwendige Folge, daß der Chinese schon durch das bloße Lesenlernen in den Besitz einer Menge von Kenntnissen gelangt. Wenn bei uns die Kinder die Buchstaben und die denselben entsprechenden Laute sich eingeprägt haben, so können sie Wörter lesen, ohne daß sie nöthig haben, den Sinn und die Bedeutung dieser Wörter zu erfassen; sie gleichen den Papageien, welche reden, ohne zu denken. Wer dagegen in China ein Schriftzeichen in seinem Gedächtniß aufbewahrt, der fördert zugleich sofort seine Erkenntniß. Handelt es sich um einen Gegenstand aus der Natur, so erfährt das Kind zugleich mit dem Zeichen fur denselben, wie er ungefähr aussieht, oder doch eine seiner besonderen Eigenthümlichkeiten; handelt es sich um einen Gegenstand der Kunst, so erhält das Kind zugleich eine Ansicht von dem Nutzen, von dem Zweck desselben; soll dagegen das Zeichen ein Gefühl, eine Pflicht, einen Gebrauch ausdrücken, so lenkt es selbst die Aufmerksamkeit auf eine moralische Lehre, auf einen sozialen Grundsatz oder auf eine alte Ueberlieferung hin. Man will z. B. dem Kinde das Zeichen für Unterricht einprägen; zu dem Ende macht man es darauf aufmerksam, daß dasselbe aus zwei Theilen besteht, deren erster: ein alter Mann über seinem Sohne, den kindlichen Gehorsam, deren zweiter soviel als beleben, in Bewegung, in Thätigkeit versetzen bedeutet, und daß dieß soviel heißen soll als: durch den Unterricht erfährt man, wie man kindliche Liebe zu erweisen hat. So wird der Zorn dadurch in der Schrift bezeichnet, daß sich über einem Herzen ein Sklave befindet. Zwei Perlen von gleicher Größe bezeichnen einen Freund. Wie schwer ist es, Perlen aufzufinden, die einander vollkommen gleich sind! Eine Frau mit der Hand über einem Besen bedeutet eine Gattin, und es erinnert dieß Schriftzeichen zugleich an die Besorgung des Haushaltes. Ein Chinese, welcher zwei- bis dreitausend solcher Zeichen kennen lernte und zugleich deren Bedeutung, deren Etymologie erfaßte, hat, indem er dieselben seinem Gedächtniß einprägte, mit diesem zugleich seine Urtheilskraft geübt, einen Schatz von moralischen Begriffen und historischen Kenntnissen erworben und sich auf diese Weise befähigt, tiefer in die verschiedenen Zweige des Wissens einzudringen? Wenn man also behauptet, daß ein chinesischer Gelehrter sein Leben lang lesen lernen muß, so will man damit nichts Anderes sagen, als er muß bis an sein Lebensende denken und urtheilen lernen. Nachdem der junge Chinese sich mit den eigenthümlichen Charakteren der Schrift einigermaßen bekannt gemacht hat, geht er zum Lesen über, und beabsichtigt er, zu Aemtern und Würden zu gelangen, so beginnt er sofort das Studium von Werken, die sechsmal so umfangreich sind als der Code civil der Franzosen. Er muß diese Werke fließend lesen können; demgemäß muß er alle in denselben vorkommenden Schriftzeichen auswendig wissen; er muß im Stande seyn, jedes Wort zu erklären und dessen Ursprung nachzuweisen, die Parallelen aufzufinden, d. h. die verschiedene Art und Weise, einen und denselben Gedanken auszudrücken. Der junge Chinese muß ferner neben der Wortkenntniß sich Einsicht in die Sachen zu verschaffen bestrebt seyn, er muß Bescheid wissen um Pflanzen, Thiere, Geräthschaften, Künste, Gebräuche und Gesetze, von denen allen in den erwähnten Werken die Rede ist; er muß den Inhalt derselben, indem er ihnen den Rücken zukehrt, schriftlich wiederzugeben im Stande seyn, auch über schwierige Fragen auf der Stelle sich schriftlich äußern können. Die Kunst zu lesen ist bei den Chinesen auf das Engste mit dem Verständniß des Gelesenen verbunden; es ist bei ihnen unmöglich, sich statt mit positivem Wissen mit bloßen Worten und Redensarten zu begnügen, sich als einen Gelehrten zu geriren, während man seine Weisheit lediglich der Journallektüre verdankt, und am besten über Dasjenige zu sprechen, von dem man gar keinen Begriff hat. Gelänge es, was jedoch unmöglich ist, ähnliche Einrichtungen bei uns zu treffen, so würde man sich erst mit den bestehenden Gesetzen bekannt zu machen haben, bevor man neue in Vorschlag brächte, man würde die Geschichte seines Landes studirt haben müssen, bevor man es wagen dürfte, seine Verfassung zu ändern; die Kritiker würden sich zunächst

die Wissenschaften anzueignen haben, über welche sie jetzt ohne Weiteres ein Urtheil abgeben, kurz, es würde eine Umkehr stattfinden, freilich nicht in dem Sinne, in welchem wohl Mancher die Umkehr der Wissenschaft fordert.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Als englisches Gegenstück zu der Pariser Duellgeschichte — welche in der englischen Presse noch immer in einem Ton besprochen wird, der sich für deutsche Blätter kaum andeuten läßt — haben wir hier den Bericht einer Boxerei, einer Todtprügelei um Geld, eines price fight, aus der Nähe von Gravesend. Der Einsatz war 100 Pfd. St., und die löbliche Sippschaft des price ring hatte sich von London per Eisenbahn auf den Schauplatz begeben. Es gibt keine Worte, um diese Barbarei, diese scheußliche Bestialität gebührend zu schildern. Einer der Helden ist todt, ein anderer soll am Sterben seyn. Als die Schwiegermutter des Getödteten ihn im Spital besuchte, fand sie einen unförmlichen Wulst von Fleisch und Muskeln, grün und blau, gelb, schwarz und roth aussehend, alle gewöhnlichen Formen des Gesichts, des Kopfes und Halses in's Unerkennbare verunstaltet. Der Getödtete hatte eigentlich mit der ersten Weite nichts zu thun. Einer der Vertragsfechter war zufällig verhindert; das „Volk" murrte, und wollte sein Schauspiel haben, da ließ der junge Novize sich alberner Weise bereden, in den Kreis zu treten, und sich mit ein em alten Boxer von Profession zu messen. Das Ende war, daß er seine Tollkühnheit mit dem Leben bezahlte. Noch ist der Thäter nicht ergriffen, aber er ist so „berühmt," daß er den Häschern schwerlich entgehen kann, und mag ein minder glorreiches Nachspiel zu gewärtigen haben.

In Nürnberg besteht seit dem Jahre 1843 ein allgemeiner Krankenunterstützungs-Verein. Derselbe wurde von einigen braven Männern, die in dortigen Tabakfabriken arbeiteten, durch wöchentliche Einzahlungen von 3 Kreuzern gegründet. Die erste Jahresrechnung schloß bei 48 Mitgliedern mit einer Einnahme von 18 fl. 48 kr., einer Ausgabe von 14 fl. 38 kr., mithin mit einem Gesammtvermögen von 4 fl. 10 kr. ab. Die braven Arbeiter haben damals wohl nicht gedacht, daß schon nach so kurzer Zeit ihr Werk eine Ausdehnung gewinnen würde, wie sie gegenwärtig in der That so segensreich besteht. Der Jahresschluß von 1857 ergab eine Mitgliederzahl von 5173 und ein Gesammtvermögen von 30,260 fl. an Unterstützungen aber wurden an Kranke in diesem einen Jahr 18,016 fl. hinausgegeben. Es sind bereits Individuen aus den verschiedensten Ständen beigetreten und der Verein hat in neuester Zeit auch auswärts Aufmerksamkeit erregt. So haben die Regierung von Hannover, die Magistrate von Bayreuth und Düsseldorf um Aufschlüsse über die Wirksamkeit des Vereins im Allgemeinen, so wie um Verabfolgung der Statuten nachgesucht. Eine gewichtige Stütze hat der Verein auch in der Gewissenhaftigkeit der dortigen Herren Aerzte gefunden, von denen bereits 3 als Mitglieder beigetreten sind.

Ein neuer Schwimmgürtel zur Rettung vom Ertrinken ist kürzlich in Paris, in einem Bassin der Seine, geprüft worden. Der Gürtel besteht aus eigens dazu hergerichteter Baumwolle und hat nur einen geringen Umfang. Nachdem schon ein Mann damit glücklich durch das Wasser gekommen war, von demselben fortgetragen, sprang der Erfinder selbst hinein, während er zwei Männer an seinen Schultern hängen hatte, und die Letzteren hielten sich mit leichter Mühe flott. Sodann wurde einer der Gürtel durch Messerstiche zerfetzt, so daß die präparirte Wolle unmittelbar von dem Wasser berührt werden konnte, und auch da hielt der Gürtel den, der ihn angezogen hatte, über'm Wasser.

Stallmeister Pouillon in Antwerpen hat ein Rundschreiben an die Pferdeliebhaber erlassen, worin er sagt, daß er schon seit 1857 eine Methode erfunden habe, um Pferde mit Sanftheit und auf der Stelle zu zähmen. Die Erfindung besteht in einem Zaume, den er Filet à poulies nennt und der nicht ein einziges Mal versagt habe; seine Methode leiste mehr wie die von Rarey und wäre bei weitem nicht so theuer. Er fordert Hrn. Rarey heraus, „daß derselbe nicht im Stande seyn werde, das Pferd, welches er ihm vorführen will, auf der Stelle zu bändigen, während er selbst jede Gegenwette annehmen würde."

Die modernsten Visitenkarten in Paris tragen in der Mitte das photographirte Porträt der Person, die den Besuch macht, in der Größe eines Zweigroschenstücks. Noch kleinere Porträts, etwa wie ein Silbergroschen groß, benutzt man als Briefoblaten, namentlich für intimere Stadtbillets.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallau'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 135 Dienstag, 8. Juni 1858.

Die Krankheiten unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Der spekulative Arzt.

Unser Zeitalter ist die Epoche der Selbstvergötterung, und auch in der Medizin hat leider Egoismus und Gewinnsucht seine Anhänger. Schon in den Studienjahren begegnet man Jünglingen, die durch den Besitz der sorgfältigst nachgeschriebenen Vorträge ihrer Lehrer eine gewisse Präponderanz über ihre Kollegen erhalten. Die Kollegialschriften oder Dissertationen werden später um Honorar in den Buchhandel gebracht.

Diese Kinder Merkur's studiren emsig die Lieblingsfragen ihrer Lehrer und kommen dadurch ohne gründliche Studien bei den Prüfungen durch. Sie erforschen frühzeitig die Mittel und Wege, um eine Anstellung zu erreichen, sie knüpfen schon auf der Universität Verbindungen an, die sie später im Leben auszubeuten wissen. In früherer Zeit wurden sie gewöhnlich Gehülfen von älteren praktischen Aerzten und kamen dadurch ohne Anstrengung successive in die Praxis. Die Ueberfüllung von Aerzten, so wie andererseits das Primat einzelner Koryphäen hat die Zahl der ärztlichen Gehülfen vermindert. Die Spekulation ist daher gezwungen, andere Wege einzuschlagen; man verlegt sich aufs Bücherschreiben, wird Mitglied von gelehrten Gesellschaften, man wählt gerade die Spezialität, in der wenige Konkurrenten sind; Inserate werden fabrizirt, wo mit und ohne Garantie Genesung versprochen wird; Werke werden komplizirt mit der Adresse des Verfassers und seinen Ordinationsstunden. Bis in die Kalender und Reisebücher dringt der spekulative Geist. Betritt man die Gränzen Frankreichs z. B., so verfolgen die Plakate mit diesen Selbstanpreisungen den Reisenden bis nach Paris, und leider haben wir Deutsche seit wenig Jahren die üble Gewohnheit unserer aufgeklärten Nachbarn, eine fortdauernde Herabsetzung unseres ärztlichen Standes, nachgeahmt und auch unsere Zeitungen wimmeln von Bandwürmern, die in zwei Stunden auf Befehl des Heilkünstlers ihren Heimathsort verlassen müssen; — von äußerlichen und innerlichen Krankheiten aller Art, die der medizinische Taschenspieler zu heilen verspricht, bevor er noch weiß, ob die Krankheit heilbar ist oder nicht.

Spekulative Aeskulapjünger associiren sich oft und gründen in den Metropolen die elektromagnetischen, galvanischen und mesmerischen Heilwerkstätten, oder Maisons de santé für Geistes- und Gemüthskranke, orthopädische Anstalten, Privat-Entbindungshäuser 2c.

Derlei Unternehmungen müssen, um den Zweck zu erfüllen, unter der Leitung gewissenhafter, tüchtiger ärztlicher Kapazitäten stehen; wenn sie bloß aus Gewinnsucht gegründet sind, schaden sie mehr, als sie nützen, und da zum Glücke die Erfolge hier in die Augen fallen, so richtet sich die Mittelmäßigkeit hier meistens selbst zu Grunde, und wir ermangeln auch nicht bankerotter Aerzte, die ihr Erbtheil oder das Vermögen ihrer Frau einer unsinnigen Spekulation geopfert haben.

Unser Spekulationsritter findet nicht immer in den großen Städten sein Unterkommen, da dort zu viele Kameraden in dieser Beziehung sind; er zieht aufs Land und wir treffen ihn, zur Schande für den Stand, den er entehrt, mit einer Wandertasche Dörfer abgehen, Märkte bereisen und das leichtgläubige Landvolk um ihre Sparpfennige prellen. Solche Kunststücke werden besonders von Wundärzten geübt, und vorzüglich in Gebirgsländern, wo natürlicher Hang zum Wunderbaren vorhanden ist.

Diplomisirte Aerzte, die ihren Stand merkantilisch betreiben, etabliren sich meistens in Badeorten. Nach gehöriger Prüfung des Alters der renommirtesten Badeärzte, des Verhältnisses der Zahl der bereits domizilirenden Aerzte zur Frequenz der Badegäste, wird ein Kurort zum Schauplatz der industriellen Thätigkeit erkoren. Reisen werden zu diesem Zwecke unternommen, Verbindungen mit praktischen Aerzten angeknüpft, Broschüren über die Wirksamkeit der Heilquellen fabrikmäßig verfertigt, und nach wenig Jahren ist der Badearzt schon im Stande,

von den Erträgnissen seiner Sommerpraxis wie ein fetter Hamster den Winterschlaf zu feiern; die Spekulation geht so weit, daß, wenn er den Ort verlassen will, er einen Nachfolger sucht, dem er gegen Vergütung sein Gewerbe abtritt.

Wehe dem armen Kranken, der in die Hände dieser Flibustier in einem Badeorte fällt! Es mag die Heilquelle angezeigt seyn oder nicht, es mag der Zustand sich verschlimmern wie er will, der Raubvogel läßt seine Beute nicht mehr los. Sind diese Industrieritter, die nur aus Gewinnsucht Medizin treiben, würdig, Aerzte zu heißen?

Wie kann man die Selbstverleugnung und Opfer, die dieser erhabene Beruf fordert, von einem Menschen erwarten, den schnöde Geldgier bei allen Handlungen leitet? Wie traurig ist der Gedanke, solche Menschen Kollegen zu nennen und mit ihnen dasselbe Priesterthum auszuüben, das ihre unreinen Hände entweihen.

Der politische Arzt.

Die Politik spielt in der Medizin keine kleinere Rolle, als in der Weltgeschichte, und ihr dankt der Arzt gewöhnlich seine Karrière.

Schon in den Studienjahren weiß der Herr Politikus die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich zu ziehen. Er sitzt gewöhnlich ganz vorne, drängt sich bei Demonstrationen in die unmittelbare Nähe seiner Professoren, erweist ihnen Aufmerksamkeit aller Art, und vermag schon als Student Sandkörner zum Gebäude seiner künftigen Karrière zusammenzutragen. Er unterscheidet sich von seinem Vorgänger, vom spekulativen Aeskulapjünger, dadurch, daß er Alles mit größerer Klugheit unternimmt, und unter dem Scheine der Wißbegierde sich das Vertrauen seiner Lehrer erwirbt.

Wir finden ihn daher häufiger selbst, als den geistreichen Arzt, als Assistenten im Lehrfach oder als angestellten Arzt in Spitälern. Mit Emsigkeit weiß er seine Stellung zu benützen, und sammelt sich Verdienste, wo Andere nur ihre Pflicht thun; seine Hauptkunst besteht darin, sich sehr geltend zu machen, und seinen Vorgesetzten einen hohen Begriff seiner Tüchtigkeit beizubringen. Seine Familie, seine Bekanntschaften, ja selbst die Ehe sind bloß Mittel, um schneller zum Ziele zu gelangen und die Stufenleiter der medizinischen Hierarchie zu erklimmen. Wir finden daher die politischen Aerzte als höhere Medizinalbeamte, und ihnen ist leider das Wohl und Wehe unseres ärztlichen Standes anvertraut, was sie gewiß weniger als ihre eigenen Interessen zu schützen wissen. Ihre Laufbahn ist nicht immer eine bureaukratische, auch sie werden praktische Aerzte und sind dann meistens in der Praxis sehr glücklich. Ihr Benehmen richtet sich nach den Familien, mit denen sie zu thun haben; mit den Gemeinen affektiren sie Gemeinheit, bei dem Gebildeten lassen sie die Funken ihres Geistes sprühen. Sie verstehen den Schwachen zu imponiren und den Starken zu schmeicheln. In der Wahl der Mittel, um sich Vertrauen zu erringen, sind sie nicht wählerisch; sie opfern ihre Grundsätze dem Nützlichkeitsprinzip. Am Krankenbette flößen sie Vertrauen ein durch ihre Zuversicht, mit der sie dem Kranken Hülfe versprechen, und selbst bei unheilbaren Krankheiten geben sie Hoffnung, ja am Sterbebette wankt ihr Selbstvertrauen nicht.

Für politische Aerzte gibt es kein Streben in der Medizin, und auch kein System, heute konsultirt er mit Allopathen, und morgen behandelt er homöopathisch, er verschmäht auch nicht den Rath einer Kindsfrau, wenn sie in einer Familie als Orakel gilt; selbst gegen den Kurpfuscher ist er nachsichtig, wenn Hochgestellte ihn protegiren.

* * *

Die vorausgehenden Zeilen könnten von meinem Leser mißverstanden werden, und darin einen neuen Grund zur Geringschätzung des ärztlichen Standes finden; sie dienen nur als Beweis, daß weder der geistreiche Arzt wie der geistlose, der spekulative wie der industrielle, gegen die Krankheiten unserer Zeit mit Erfolg kämpfen können, wenn ihnen Sittlichkeit, Ehrenhaftigkeit, Gewissenhaftigkeit und wahres religiöses Gefühl abgeht.

In vielen Ländern hält es die Staatsverwaltung für ihre Pflicht, den Arzt für sein mühevolles Walten durch eine ehrenvolle Stelle zu entschädigen: er ist Gesundheitsbeamter und als solcher der höhern Bureaukratie ebenbürtig.

Die Zahl der Aerzte soll in einem gewissen Verhältniß zur Bevölkerung stehen und in Ländern, wo die Domizilirung nach gesetzlichen Normen geschieht, wie z. B. in Schweden, ist der ärztliche Stand viel geachteter und seine Wirksamkeit eine größere. Eine noch größere Schuld an dem Verfall unseres Standes trägt das Publikum, das in neuester Zeit durch Selbstunterricht aus populären Handbüchern sich zum unbefugten Kritiker aufwirft, und jede unserer Handlungen vor das Forum seines ungebildeten Verstandes zieht.

Das Publikum hat das Verhältniß, das zwischen Arzt und Kranken besteht, unrichtig erfaßt, es will schnelle, augenblickliche Hülfe bei Erkrankungen, und sein Vertrauen schwankt wie ein Schilfrohr vom Winde bewegt.

Der Arzt wird gewechselt wie ein Kleid, wenn eine Frau Base die Autoritäten in der Medizin anräth, der Kranke will seinen eigenen Willen haben, und die Versagung eines Lieblingswunsches

zieht oft den Wechsel des Arztes nach sich. Der Arzt soll immer nachgeben, nie befehlen und stets gehorchen, und jede Verschlimmerung wird nicht dem Eigensinne des Kranken oder der Krankheit, sondern der Handlungsweise des Arztes zugeschrieben.

In wenig Familien befolgt man seine Rathschläge und gönnt ihm im Familienrathe eine entscheidende Stimme; daher seine Ohnmacht gegen die unrichtige physische Erziehung unserer Zeit, sein vergebliches Ankämpfen gegen die Thorheiten der Mode, sein fruchtloses Ringen gegen Vorurtheil und Aberglauben.

Wie oft wäre ein denkender Arzt im Stande, durch Veränderung der Lebensweise Krankheiten vorzubeugen, aber seine Stimme wird nicht gehört, und gerade in der Prophylaxis der Krankheiten ist unsere Kunst mächtiger, als in der Therapie.

Die Philantropie baut Spitäler an allen Orten, Vereine erleichtern die Behandlung der Kranken für Arme, Turnanstalten und Schwimmschulen tauchen wie Pilze zur Erkräftigung unserer Generation auf, die Kurorte mehren sich, die Zahl der Quellen ist Legion, und doch ringt die erkrankte Menschheit vergebens mit Krankheiten aller Art. Die Generation wird schwächer von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, die Zahl der jungen Greise und unfruchtbaren Mütter mehrt sich, und ein gesunder Mensch, der im Stande ist, seinem Berufe nachzukommen, wird bald eine Seltenheit seyn.

Es ist daher Zeit, in der Weihe der Aerzte zu ihrem Berufe gewissenhafter zu seyn, das unreine Element davon auszuscheiden, das würdige Element in solche Verhältnisse zu versetzen, wodurch sie ungestört ohne Nahrungssorgen mit Nutzen gegen die Krankheiten unserer Zeit ankämpfen können. Der redliche, gewissenhafte, tüchtige Arzt muß wieder seine Stellung erhalten als Hausfreund in der Familie und als geachteter Bürger im Staate.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gelehrten in China.

(Fortsetzung.)

Der Elementar-Unterricht ist nirgends so verbreitet wie in China; öffentliche Lehrer findet man überall thätig in den Dörfern und auf einsamen Pachthöfen, in den beweglichen Häusern auf den Flüssen und Kanälen, wie in den bevölkertsten Städten, und in vielen Familien wird Privat-Unterricht ertheilt. Daher kommt es, daß fast alle Chinesen, insoweit das gewöhnliche Leben es erfordert, lesen und schreiben können, daß Handwerker und Ackerbauer sich über tägliche Vorkommnisse Bemerkungen in kleine Hefte eintragen, ihre Korrespondenz selbst besorgen und den Almanach, die Verordnungen der Mandarinen und sogar Erzeugnisse der Tages-Literatur zu lesen im Stande sind. Der Unterricht beginnt mit dem Kennenlernen der Schriftzeichen, die deutlich ausgesprochen und mit dem Pinsel nachgemalt werden müssen. Damit das Letztere ermöglicht wird, muß der Schüler zunächst die Linien und Züge darzustellen suchen, aus denen die Schriftzeichen zusammengesetzt sind. Ein Kalligraph, oder wie die Chinesen sich auszudrücken pflegen, ein schöner Pinsel wird von aller Welt bewundert und gepriesen. Jan-tsse-king heißt das von einem Schüler des Confucius verfaßte Buch, welches die chinesischen Schüler zuerst in die Hände bekommen. Unter dem Titel: „Lehrsaal des Mittelreiches", wurde es von C. F. Neumann in deutscher Uebersetzung herausgegeben. Es besteht aus metrischen Sätzen von je vier Zeilen, deren jede durch drei Schriftzeichen gebildet wird. Der Verfasser war daher an manchen Stellen zu Auslassungen genöthigt und mußte deßhalb dunkel werden, ein Grund, der die Ausarbeitung mehrerer Kommentare veranlaßte. Dieser „Lehrsaal" enthält einen gedrängten Auszug aller Kenntnisse, welche das chinesische Wissen ausmachen. Nachdem die Schüler denselben auswendig gelernt haben, gehen sie zu dem Studium anderer Bücher über, welche politisch-moralische Lehren enthalten. Eines derselben prüft die Tugenden des Einzellebens und die des verwandtschaftlichen Verkehrs, bespricht die Ordnung der Geschäfte, die Pflichten, welche dem Kaiser wie den niedrigsten Beamten obliegen, die Arbeiten der Gelehrten, der Bauern, Künstler und Kaufleute, die Gesetze der physischen Welt, die Eigenschaften des Himmels, der Erde und der Berge, der Flüsse, der Vögel, der vierfüßigen Thiere, der Fische, der Insekten, der Pflanzen, der Bäume u. s. w. Das Studium erstreckt sich sodann auf die heiligen Bücher, welche zum Theil historische Nachrichten, so wie die alten Nationallieder und offizielle Nationalgesänge enthalten. Ursprünglich wurden die Beamten vom Volk ernannt, seit dem achten Jahrhundert wurden Prüfungen, wie sie jetzt üblich sind, angeordnet und im elften Jahrhundert erhielt die Korporation der Gelehrten ihre bestimmte Organisation. Zu den Prüfungen kann sich Jeder melden, der nicht Sklave oder Dienstbote ist; auch Solche, die ein entehrendes Gewerbe treiben, werden nicht zugelassen. Da das Ergebniß der Prüfungen die Existenz Derer, welche sich denselben unterziehen, bedingt, so bilden dieselben einen Gegenstand allgemeinsten Interesses. Die erste Prüfung findet unter dem Vorsitz eines Beamten an einem

Hauptort eines Bezirkes statt; wer dieselbe glücklich übersteht, kann sich zu einer weiteren Prüfung in einer Kreisstadt melden. Zwei oder dreimal im Jahre gibt es dann ein Examen in der Hauptstadt der Provinz in der Gegenwart des Generaldirektors des öffentlichen Unterrichts. Diejenigen, welche dieß Examen bestehen, erhalten den ersten Universitätsgrad. Um den zweiten zu erlangen, ist gleichfalls in der Provinzialhauptstadt eine alle drei Jahre vorzunehmende Prüfung angeordnet, welche ein Mitglied der Akademie zu Peking, unterstützt von dem Generalgouverneur der Provinz und einem zweiten Examinator, leitet. Zu dieser Prüfung melden sich 7000 bis 10,000 Personen, die sich bei dem Direktor des öffentlichen Unterrichts einschreiben und dabei den Namen ihres Vaters, ihrer Groß- und Urgroßväter, ihren Geburtsort und ihr Alter angeben müssen.

(Schluß folgt.)

Sieben Fragen.

Wer weiß, wo noch das Brünnlein quillt,
Daraus wir trinken werden?

Wer weiß, wo noch das Körnlein wächst,
Das uns zur Nahrung dienet?

Wer weiß, wo noch das Schäflein geht,
Das uns mit Wolle kleidet?

Wer weiß, wer uns den Tisch noch deckt,
Der uns den Körper weidet?

Wer weiß, wer uns den Weg noch zeigt,
Darauf wir wandern müssen?

Wer weiß, wo noch das Bettlein steht,
Wo Gott mich schlafen leget?

Wer weiß, wie bald der Tod schon kommt,
Der uns zum Richter führet?

Ach, treuer Vater, das weißt du,
Dir ist ja nichts verborgen.

Und wenn es heute nicht geschieht,
Geschieht es doch wohl morgen.

Ihr Sorgen weicht, laßt uns in Ruh',
Denn Gott wird für uns sorgen.

Mannigfaltigkeiten.

Am 31. v. M. begann in Prag nach fast zweijähriger Voruntersuchung die öffentliche Schlußverhandlung eines Monstre-Betrugsprozesses, bei dem es sich um nicht weniger als hundert verschiedene Straffälle handelt. Die Angeklagten, acht an der Zahl, sind mehrentheils bekannte Prager Persönlichkeiten. Die Mehrzahl der Straffälle dreht sich darum, daß die Angeklagten durch Vorspiegelung von zu vergebenden Dienststellen bei Fabriken, Bergwerken rc. von den verschiedensten Leuten Geldsummen als Kautionen, Vorschüsse u. s. w. entlockten. Da die Zahl der Reate so groß und nicht weniger als 216 Zeugen vorgeladen sind, so dürfte die Verhandlung viele Wochen in Anspruch nehmen.

Aus Havanna berichtet man von dem Ausbruch eines Theater-Enthusiasmus, der selbst dort ohne Beispiel war. Der Tag der Benefizvorstellung der Divina Marietta Gazzaniga in der „Traviata“ war ein Festtag; das Theater faßte 4000 Menschen, beim Aufgehen des Vorhanges bedeckten bald Kränze und Bouquets die Bühne und 25 weiße Tauben mit bunten Bändern flogen auf die Scene; an Geschenken folgten ein goldner Pokal, ein paar Ohrringe jeder eine einzige ächte Perle, eine Broche, ein Armband von Brillanten und 16 Kronen der feinsten künstlichen Blumen. Die Einnahme betrug mit Geschenken nahe an 12,000 Dollars.

Wie zahlreich die in aller Welt umherziehenden böhmischen Harfenmädchen seyn mögen, läßt sich daraus entnehmen, daß in Proßnitz, dem eigentlichen häuslichen Herde der Harfnerinnen, voriges Jahr allein 300 Pässe ausgegeben wurden. Rechnet man, daß mit einem Passe 5—6 Personen reisen, so ergibt sich die stattliche Zahl von 1500 Harfenmädchen, welche aus der Proßnitzer Gegend in die weite Welt zogen.

Für den Kölner Dombau sind seit 1842 bereits 1,581,000 Thaler verwendet worden, das ist gerade so viel als 70 Jahre nach der Grundsteinlegung dieses Riesenbaues von 1248—1318 in der Zeit der großen Begeisterung für denselben erzielt wurde. In vier Jahren ist der innere Ausbau des Domes vollendet und wird dann die Scheidewand zwischen dem Chore und den übrigen Räumen beseitigt.

Redakteur: Gustav
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buch

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 136 Mittwoch, 9. Juni 1858.

Der Champagner-Kork.

Novelette von G. Harnisch.

Heinrich Buchau, der Sohn eines reichen Kaufmanns in einer unserer ersten Handelsstädte, gab seinen jungen Freunden ein heiteres Frühstück zur Feier seines Geburtstages. Ein halbes Dutzend junger Männer saßen im Gartensaale des Landhauses von Heinrich's Mutter um den, mit Leckerbissen aller Art besetzten Tisch. Der Champagner schäumte in den Gläsern, glühte in den Köpfen und löste die Zungen, und die kleine Tafelrunde war in jener halb ungebundenen fröhlichen, halbübermüthig muthwilligen Laune, welche gewöhnlich das Ende einer solchen Mahlzeit bezeichnet. Einige der Gäste machten Miene, aufzubrechen, aber der junge Wirth hielt sie beinahe mit Gewalt zurück.

„Halt, meine Freunde," rief er; „wir können noch nicht auseinander gehen, bevor wir noch ein Glas auf das Wohl der Damen geleert haben!"

„Er hat Recht!" rief ein Anderer; „wir haben zwei wichtige Toaste vergessen: den auf die Damen des Hauses und den auf unsere Liebchen! Laßt es uns sogleich nachholen!"

„Ein Hoch auf die Damen des Hauses und insbesondere auf die beiden Gäste der Madame Buchau, Fräulein Georgine und Melanie Blumwald!" rief Franz d'Orville, der lustigste im ganzen Kreise.

„Warum schließt Du denn ihre Kousine Blanca davon aus, Franz?" rief Heinrich, als die Gläser geleert waren. „Blanca ist um keinen Deut weniger werth, als ihre beiden Kousinen zusammen. Sie wäre für jeden Mann, welcher sich mit der einfachen Fassung begnügt, ein wahres Juwel!"

„Wirklich?" versetzte Franz d'Orville nachlässig. „Jenun, ich habe sie früher auch einigemal so beurtheilt. Fräulein Blanca ist allerdings leidlich hübsch und scheint gemüthlich, allein es ist Schade um sie, daß sie so verwünscht scheu und einfach und zurückhaltend ist, und sie wird daher gewiß auch nie anders einen Mann bekommen, als durch irgend einen glücklichen Zufall!"

„Dann sind jene Männer desto größere Thoren, welche sie übersehen!" sagte Heinrich.

„Ah, schönen Dank" riefen einige Andere, „aber warum legst Du Dir nicht selber einen solchen Schatz bei?"

„Ich?" rief Heinrich, „ei nun, Ihr wißt ja, daß ich mein Auge schon auf eine andere Schöne geworfen habe, welche mich schon in Bande geschlagen! Aber dieß beweist nur, daß ich ein ebenso großer Thor bin, als Ihr Anderen alle."

„Fürwahr, lieber Heinz!" rief Franz übermüthig, „Du könntest mich beinahe überreden, mich als Bewerber um Deine Kousine Blanca aufzuwerfen! Allein jedenfalls wäre es mir lieber, wenn ich riskirte, daß mir das Glück aufgedrungen würde! Uebrigens ist es eine Schande, daß in unserer aufgeklärten Zeit ein so treffliches, liebenswürdiges Mädchen auch nicht eine einzige Chance haben soll, einen Mann zu bekommen, bloß weil sein Vermögen kein sehr bedeutendes ist! — Was meint Ihr, Freunde! Wir sind Alle noch im gesegneten Stande der Ehelosigkeit, haben unser Auskommen und brauchen im Grunde nicht nach Geld zu heirathen. Wollen wir nicht ein gutes Werk thun und unter einander übereinkommen, daß Derjenige unter uns, welcher von dem Kork der Champagnerflasche getroffen wird, die Heinz nun sogleich abfeuern wird, sich um Herz und Hand von Fräulein Blanca bewerben und auf diese Weise wider Willen auf Lebenszeit glücklich gemacht werden soll?"

„Einverstanden!" riefen Einige von der Tischgesellschaft, während Andere sich dagegen sträubten. Endlich aber ward d'Orville's Antrag nach einiger Debatte mit dem Vorbehalt angenommen, daß nur eine früher eingegangene Verpflichtung oder eine faktisch vorhandene Neigung den Spruch aufheben könne.

Heinrich zog eine neue Flasche aus dem Eiskübel, zerschnitt Drath und Bindfaden und lockerte den Kork. Dieser flog mit einem lauten Paff an die Decke, prallte von da zurück und traf den Urheber des Vorschlags gerade auf den Kopf.

„O weh! ich bin beim Zeus in meiner eigenen Falle gefangen!" rief d'Orville, sobald er sich ge-

troffen fühlte, während seine Freunde mitleidslos in ein lautes Gelächter der Schadenfreude ausbrachen, worin sich theils das Vergnügen über das eigene glückliche Entkommen aus einer solchen Lage, theils die Anerkennung des Humors und der Gerechtigkeit dieser merkwürdigen Fügung aussprach.

(Fortsetzung folgt.)

Der Reifrock.

Nichts mag zufälliger und schneller wechseln als die Tracht, nichts flüchtiger seyn als die Mode, und unwürdig kann es scheinen, sie einer ernsteren Betrachtung zu unterwerfen. Trotzdem spielt sie eine bedeutende Rolle im Leben des Volkes und spiegelt unläugbar und unwillkürlich etwas von den Seelenzuständen derer, welche sich ihr unterwerfen, ja, unterwerfen müssen. Schon allein deßhalb folgt der erregbarste Theil der Bevölkerung, folgen die Frauen leichter und schneller der Mode, sind sie die Heftigsten, welche sich beim anfänglichen Erscheinen gegen dieselbe erklären, um sie gleich darauf anzunehmen. Bezeichnend wird es selbst für den Unbefangensten seyn, daß in der Zeit der politischen Unruhen, wo rechts und links des Rheines so wenig Kopf gezeigt wurde, daß in dieser die Damenhüte zum Diminutiv zusammenschrumpften, daß in der folgenden Zeit der Plusmacherei, des sich blähenden Schwindels die Kleider der Damen zu wirklichen Aerostaten, zum Tonnengehalt aufschwollen. Bevor die Finanz-Krisis sich auch auf diesem Gebiete geltend gemacht haben wird, wollen wir versuchen, der Welt, besonders der, die sich die schöne nennt, einen Spiegel vorzuhalten; wollen wir untersuchen, welche Eindrücke die gegenwärtige Tracht auf den unbefangenen Sinn machen muß. Der Befangene freilich läßt sich Alles gefallen; durch ihn sind die widerwärtigsten Entstellungen zu erklären! Jeder wird gern zugeben, daß es für den Menschen kein edleres, kein schöneres Geschöpf auf der Erde gibt, als den Menschen, ja, daß uns keine schönere Form denkbar bleibt, daß alle Versuche, die Menschengestalt zu verschönern, nur zu aberwitzigen Verunstaltungen geführt haben, daß wir vor einem Kentauren, wie vor einem Flügelengel zurückbeben würden, wenn diese sich uns in Wirklichkeit vorstellen.

Diese für uns vollkommene menschliche Gestalt ist aber durchaus nicht unter eine der mathematischen Haupt-Körperformen zu bringen, ist aus den verschlungensten und feinsten Wellenlinien zusammengesetzt. Nur die untergeordnetsten Thiergebilde und zwar mehr nur die der ältesten Schöpfungs-Perioden, welche wir in den aufgeschlossenen Schichten der Erde finden, nähern sich den mathematischen Körpern, den Cylindern und Kegeln, ja, zeigen diese mehr nur in zierlichen Windungen als Schnecken.

Erst durch die Mode unserer Zeit ist die eine Hälfte der Menschheit wieder zur mathematischen Gestaltung, ist die Frau zum Kegel aufgeschwollen, auf welchem Kopf und Büste nur als unbedeutende Ueberbeine haften. Die Griechen hatten einst Hermen, Köpfe auf schmäleren Untergestellen, wo für Standbilder kein Raum oder kein Kostenaufwand blieb; wir haben statt dieser Hermen unsere Reifröcke oder, wie man sie jetzt nennt, unsere Krinolinen, die aber Hauptsache sind, den Kopf als reine Nebensache betrachten zu lassen. Ist die Menschengestalt in ihrer Ruhe schön und vollendet, um so schöner ist sie in der Bewegung, im Gange, im Tanze. Wie herrlich sind nicht die Darstellungen der Griechenwelt, die uns überliefert wurden! Wie schön ist nicht die Frauentracht, wie sie noch vor Jahren unter uns vorwaltete, wie wir sie noch bei den unteren Ständen erblicken, wie anmuthsvoll, wie reizend, wie malerisch ist sie nicht in der Bewegung, abgesehen davon, wie schwer die Kunst eines schönen, edeln Ganges ist, wie selten dieser die Mitgift unterer Stände wird! Wo soll man aber nun diesen elastischen, diesen dichterischen Frauengang bekunden, jetzt, wo der Kegel mühsam mitgeschleppt wird, der steife mathematische Körper nicht einmal stätig fortrückt, sondern hin- und herschwankt, so daß sich das Märchen der Göthe'schen fortwackelnden Glocke verwirklicht? Ehedem schwebten unsere Frauen reizend einher, jetzt hat ihr Gang, wenn man ihr Schreiten so nennen darf, sehr viel von dem gewisser Schwimmvögel auf dem Lande, mit deren Namen man wohl ungebildete Mädchen zu necken pflegt. Die Frauen zeigen sich aber nicht einmal in der reinen Kegelgestalt, wenn sie schreiten. Das Gerippe, welches sich unter ihrem Gewande sperrt, reicht nicht bis zum Boden, daher schlägt denn das längere Gewand von allen Seiten zurück, so daß sie mehr geschwellten Ballons gleichen, oder jenen Nürnberger Purzelweibchen, die sich nicht auf den Kopf stellen lassen, welche man wohl Kindern zur Belustigung schenkt.

Um das Geschmacklose noch geschmackloser, noch widerlicher zu machen, hat man in neuester Zeit gestreifte Stoffe in Breitstreifen getragen, so daß diese immerfort in regelrechten Nebenlinien (in Parallelen) um die wandelnden Glocken laufen mußten, diese noch knirpsiger, noch verwachsener und unbeholfener erscheinen ließen!

Trotz diesen Ansichten der gesunden Vernunft, des gebildeten Geschmackes hört man nicht selten aus weiblichem Munde das Lob dieser monströsen

Mode, hört man die Aeußerung, daß die Frau ohne ein solches Rüstzeug doch nichts vorstelle! Es muß also doch irgend ein Grund vorliegen, um diese Tracht werth und angenehm zu machen. Abgesehen von dem Schönheitsgrunde, kann sie sich wohl nicht durch Bequemlichkeit empfehlen. Alle Thüren, alle engen Gänge bieten ja Hindernisse. Wagen, die früher ein halbes Dutzend Geschwister fassen konnten, können jetzt kaum zwei aufnehmen, und stündlich sieht man in Sperrsitzen und Kirchenbänken, in Gesellschaftsräumen aller Art unsere Damen in Verlegenheit, sich niederzulassen, ihren werthen und theuren Kegel vor Beulen zu schützen. Von Führen einer Dame kann nicht mehr die Rede seyn, da der Reifen jede Annäherung verbietet.

Die wahren Gründe, welche diese Bekleidung den Frauen so werth machten und noch machen, sind erstens die Neuheit derselben. Die Frau will nicht nur schön seyn, sie will auch auffallen, und zwar ist dieser Wunsch so heftig, daß, wenn alle schön wären, die gefallsüchtigsten so weit gingen, sich häßlich zu machen, um dadurch nur die Augen der Welt auf sich zu ziehen. Diese Neigung, die Mutter ewig zu erneuernder Formen, wird nie das vollendet Schöne lange unter uns im Trachtwesen bluhen lassen. Bald wird die Gefall- oder Auffallsucht die bestimmte Gränze des zu kurz, oder zu lang, des zu weit oder zu eng überschritten haben. Auf diese Weise werden die Röcke sich immer mehr bauschen, aufschwellen, wie jener Frosch der Fabel, der platzte, bis das Kleid wieder züchtig an den Gliedmassen herunterhängt, wenn nicht die Uebertreibung, die entgegengesetzte der Spanierinnen, Wurzel schlagen sollte, welche um die Schönheit ihres Wuchses, die Anmuth ihrer Bewegung zu zeigen, kleine Bleikugeln unten in den Saum ihrer Gewande nähen. Neben der Sucht, aufzufallen, sich durch den Schnitt des Gewandes in der Mode vor andern auszuzeichnen, wollen die Frauen gern mit dem Auge ihres Triumphes genießen, gern den Putz betrachten, welchen sie mit sich herumschleppen, wie der Galeerensklave seine Kette schleppt. In einem vornehmen Spiegelsaale wird dieses freilich jeder Besucherin leicht, und jede vornehme Dame besitzt wohl einen größeren Toilette-Spiegel, welcher ihr beim Ankleiden die ganze Gestalt mit ihrem vollen Eindrucke zeigt. Der Reifrock gewährt aber den großen Vortheil, nicht daß die Trägerin den lächerlichen Eindruck bemerkt, den sie unfehlbar machen muß, nein, daß sie sich fortwährend des Stoffes vergegenwärtigen kann, welcher um sie ausgespannt, daß die Seide oder die Wolle mit all ihrer Farbenfrische unter ihr wie auf einer Staffelei ruht, daß alle Falbeln, welche sich plump um dieselben herumziehen, ihr bei jedem Schritte gewärtig sind, daß alle Streifen des Gewandes sich vor ihr breiten, wie die die Linien eines Contokorrente.

(Schluß folgt.)

—nn. Tragikomisches Ende eines Rehbockes.

Daß die eigentliche Bestimmung eines Rehbockes keine andere ist, als die Tafel besonders begünstigter Menschenkinder zu zieren, darin werden die Urtheile aller Gastronomen so ziemlich übereinstimmen. Erreicht daher ein derartiges Geschöpf diese ihm vorgesteckte Bestimmung auf dem gewöhnlichen Wege, dann wird kein Mensch etwas Besonderes darin finden und höchstens der glückliche Jäger über das wie? wo? und wann? unter Zuhülfenahme des bekannten »Lateins« so Manches zu erzählen wissen. Anders dagegen verhält sich die Sache, wenn Jenes auf ungewöhnlichem, ja außerordentlichem Wege geschieht und ein derartiger Fall ist es, den wir hier den freundlichen Lesern vorzuführen uns vermüssigt sehen.

Ein stattliches Rehböcklein, 40 bayerische Pfund schwer, kam eines schönen Morgens — es sind seitdem noch keine 8 Tage verflossen — ganz gemüthlich unterhalb der hiesigen Brücke über den Main geschwommen, landete an der Bleiche, spazierte gemächlich den Windfang hinauf und gelangte, nicht ohne an der Hauptwache von einem bärtigen Krieger mit gefälltem Bajonnette bedroht worden zu seyn, durch die Sackgasse in den Hofraum eines dortigen Hausbesitzers. Wie groß war des Letzteren Ueberraschung ob eines derartigen seltenen Besuches, wie unangenehm aber auch seine Enttäuschung, als das Böcklein sich von da schon wieder entfernte, ehe Jener noch in seine »Unaussprechlichen« gefahren war, um — denn was konnte anders seine Absicht seyn? — sich zu erkundigen, was ihm denn die Ehre eines derartigen Besuches verschaffe?

Von da verfügte sich der Vierfüßler wieder den Windfang hinab, wußte sich aber nunmehr, am Appellationsgerichtsgebäude angelangt, der von allen Seiten auf ihn einströmenden Feinde nicht anders zu erwehren, als daß er in dem Hofraume des erwähnten Gebäudes ein Asyl suchte, beim Hinabspringen jedoch, es ist schrecklich zu sagen, den Hals brach!

Groß war ob dieses Unglücksfalles das Leid desjenigen, der den Verendeten auffand, noch größer aber dessen Bedenken darüber, ob ihm denn auch die Verlassenschaft des Böckleins zustehe, zumal von mehreren Seiten gleichfalls Ansprüche hierauf erhoben wurden. Da faßte er sich aber, dem Beispiele

des großen Alexander in Gordium folgend, ein Herz und — verwendete seinen Fund sofort zu eigenem Nutzen und Frommen, wodurch denn auch diese Angelegenheit besser und prompter entschieden seyn dürfte, als so manche andere Verlassenschaftssache.

Die Nutzanwendung aus dem obengeschilderten Vorfalle aber anlangend, so dürfte solche eine doppelte seyn, nämlich 1) für sämmtliche Rehböcke: ihre Spaziergänge nicht zu weit auszudehnen und 2) für Jene, welche ein durch einen unglücklichen Sturz verendetes Wild in ihrem geschlossenen Hofraum finden: solches ohne alle Skrupel als ihr Eigenthum zu betrachten.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Invalidenhäuser in der Mammuthshöhle.] „Flyveposten“ enthält interessante Mittheilungen eines Reisenden über die berühmte Mammuthshöhle im Staate Kentucky (Amerika). Dieselbe ist erst seit 1840 in ihrer ganzen Ausdehnung bekannt geworden und bildet jetzt ein Hauptziel für Reisende. Sie mißt 2½ Meile in der Länge und in ihrem ganzen Umfange 32 Meilen. Wir übergehen alles Uebrige, was von ihr berichtet wird und beschränken uns lediglich auf die darin enthaltenen „Houses of Invalids“ (Invalidenhäuser). Diese hat ein Dr. Mitchell, praktischer Arzt in der Stadt Glasgow in Kentucky, zur Aufnahme schwindsüchtiger Personen angelegt, meinend, daß die gleichmäßige Temperatur und trockene Atmosphäre der Mammuthshöhle für dergleichen Kranke während des Winters heilsam sey. Die kleinen Häuser wurden von Mauersteinen erbaut, mit Thüren und Fenster versehen und anstatt des Daches (gegen den Staub) mit Leinwand überspannt. Das Innere ward auf das Bequemste eingerichtet und für hinreichende Krankenpflege gesorgt. Siebzehn Schwindsüchtige suchten schon im September selbigen Jahres hier Heil und Rettung und unterwarfen sich in der Hoffnung, ihre Gesundheit wieder zu erlangen, der Entbehrung von frischer Luft und Sonnenlicht. Keiner von diesen Patienten verließ im Laufe von vier Monaten die Höhle oder näherte sich auch nur ihrem Ausgang, um das Tageslicht zu schauen. Man brannte am Tage wie in der Nacht Lichter und Lampen. Speisen, Getränke u. s. w. wurden in die Höhle gebracht und es herrschte daselbst eine Zeit hindurch ein seltsam bewegtes Leben. Sogar Ausflüge nach den verschiedenen interessanten Partien wurden veranstaltet, woran außer den Besuchenden, die nicht ans Bett gefesselten Kranken, Theil nahmen. Musik, Tanz und Gesang belebte diese sonst so finstern und öden Räume. Aber schon nach zwei Monaten bemerkte man bei sämmtlichen Kranken eine Abnahme der Kräfte, wozu sich auch Augenschmerzen und Melancholie gesellten. Trotzdem beharrten sie bei ihrem Glauben an baldige Genesung und nur erst nachdem mehrere rasch nach einander starben, verließen die Uebrigen das unterirdische Hospital, um kurze Zeit darauf ihren Lebensgefährten in die Ewigkeit nachzufolgen. Seitdem stehen die Invalidenhäuser leer und unbewohnt.

Wie ächt kaiserliche Denkungsart zugleich mit dem Sinne für persönliche Sparsamkeit sich gemüthlich paaren können, zeigt eine in Wien umlaufende Salons-Anekdote: Nach österreichischer Hofsitte werden nämlich der Kaiserin jeden Tag ein neues Paar Stiefletten gereicht, welche den folgenden Tag sodann in das Eigenthum der weiblichen Hofdienerschaft übergehen. Die junge Kaiserin Elisabeth wollte von dieser einem zarten Damenfüßchen nicht immer ganz bequemen Sitte ablassen, Kaiser Franz aber zog die einmal so herkömmliche Etikette in Betracht, welche ein Abgehen nicht wohl zugestehen möchte. Gut, erwiderte die hohe Frau, ich werde sodann meine bisher nur einmal getragene Chaussure in Zukunft öfter benützen, dafür aber soll die Dienerschaft, um nicht verkürzt zu werden, jene tagtäglich für Mich bestimmte gleich ganz neu erhalten!

Mit Bezug auf das Jubiläum der Universität Jena wird aus Worms berichtet, daß dort vielleicht das älteste „bemooste Haupt“ lebt, welches vor 73 Jahren die Universität Jena bezogen hat. Es ist dieß der greise Konr. Dan. Nebel, geboren zu Worms den 6. Sept. 1765. Im Herbste 1783 bezog er die Universität Gießen; an Ostern 1785 ging er nach Jena, an Ostern 1790 wieder nach Gießen, im Herbste desselben Jahres nach Marburg, promovirte 1792 und ist seitdem in Worms als praktischer Arzt thätig, dessen Rath und Hülfe noch heute vielfach in Anspruch genommen wird.

Man schreibt aus Leipzig, 1. Juni: Kürzlich wurde der Leichnam eines Erhängten aufgefunden. Auf einen Zettel hatte er geschrieben, sein Tod möge in den öffentlichen Blättern (!) referirt werden: „Ein im höchsten Grad dem Trunk und Arbeitsscheu ergebener Mensch, F. M., erhängte sich aus Lebensüberdruß.“

Rauchen ist bei den Menschen eine Untugend, bei den Oefen ein Fehler und bei den Schornsteinen ein gutes Zeichen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 137 Donnerstag, 10. Juni 1858.

Der Champagner-Kork.

(Fortsetzung.)

„Nun ja, lacht mich nur aus!" rief Franz d'Orville, nachdem er tief aufgeathmet. „Aber ich halte trotzdem meine übernommene Verpflichtung. Ich werde mich Fräulein Blanca als der vertragsmäßig und durchs Loos ihr zugefallene Bewerber vorstellen und traue auf meinen Glücksstern, daß sie mir einen Korb geben wird!"

„Darauf hoffst Du vergebens!" riefen die Anderen mit spöttischem Lächeln. „Das Fräulein müßte sehr kurzsichtig seyn, wenn es Dich so leichten Kaufes loslassen sollte, nachdem Du selber diesen Vorschlag gemacht hattest!"

„Und warum nicht?" fragte Franz, wenig erbaut über die geringe Aussicht, diesem Gefangenwerden zu entgehen.

„Jenun, sie ist ein schlichtes Mädchen vom Lande und arm, — Du aber bist reich und ein hübscher Mann!" erwiderte ihm einer seiner Freunde.

Franz seufzte, er fühlte das Gewicht dieses Einwurfs und die Macht der Umstände. —

Und nun, meine holde Leserin, wollen wir Dir noch ein kleines Geheimniß mittheilen: diese ganze Unterhaltung hatte nämlich Blanca Blumwald mit angehört, welche mit ihren beiden Kousinen Georgine und Melanie sich vor einem leichten Regenschauer in ein Gewächshaus, den Wintergarten, geflüchtet hatten, der gerade an jenen Gartensalon stieß und von demselben nur durch eine Glasthüre getrennt war. Blanca und ihre Begleiterinnen hatten ihre Namen nennen hören, da die jungen Herren in ihrer Aufregung durch den Wein sehr laut sprachen, und waren wider Willen Ohrenzeugen eines Gespräches geworden, welches ihnen unmöglich angenehm seyn konnte.

Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß Blanca's Gefühle bei dieser Gelegenheit in hohem Grade schmerzlich, beschämend und demüthigend waren. Unsere holden Leserinnen können sich vergegenwärtigen, daß sie im Laufe der Unterhaltung erröthete, ihr Gesicht verbarg, sich die Ohren zuzuhalten suchte, und am Davoneilen nur durch ihre Gefährtinnen verhindert werden konnte, welche sie schelmischerweise festhielten, damit sie durch keine Bewegung sich selbst und die Andern verrathe. So setzte sich Blanca denn endlich in einen Stuhl, blaß und verstört, blieb regungslos sitzen und vergoß Thränen wirklichen Schmerzes über die Verunglimpfung, welche ihr die jungen Männer in ihrer übermüthigen Weinlaune angedeihen ließen. —

Allein dieser Schmerz war nicht der Einzige, welcher ihr in diesem Augenblicke das Herz zusammenschnürte. Die Demüthigung, welche darin lag, daß ihr Name und ihre äußeren Verhältnisse auf so unehrerbietige Weise hier zur Sprache gebracht wurden, paarte sich noch mit einem andern Schmerzgefühle. Blanca war lebhaft und arglos, ein naives, unverdorbenes, etwas schüchternes, aber auch empfängliches Landmädchen. Sie war deßhalb so schwach und thöricht gewesen, die Artigkeiten, womit Franz d'Orville sie bei seiner ersten Annäherung überhäuft hatte, für baare Münze zu nehmen und so oft und freundlich in das offene, hübsche Gesicht des jungen Mannes zu blicken, bis ein warmes, zärtliches Gefühl für ihn beinahe unbewußt in ihrem ungehüteten Herzchen erwacht war. Wir zollen ihr deßhalb auch nicht die mindeste Sympathie, noch wollen wir sie damit entschuldigen; — Blanca hatte nicht nöthig gehabt, auf solche Komplimente zu hören, ihnen zu glauben oder dem jungen Herrn so oft in die Augen zu sehen. Sie war etwas linkisch und unerfahren, und was brauchen unerfahrene Mädchen mit Interesse nach jungen, reichen Kaufmannssöhnen zu sehen, deren Herzen stets leerer sind als ihre Kassen!? Nein, wir machen diese heimliche kleine Neigung sogar unserer Heldin zum Vorwurf, und sie hatte nun die Folgen davon zu tragen — sie mußte sie jetzt auf eine empfindliche Weise büßen.

Franz d'Orville war einer jener rasch entschlossenen sanguinischen Männer, welche, wenn ihnen die Erfüllung irgend einer unangenehmen dringenden Pflicht bevorsteht, diese lieber unverweilt in Angriff nehmen. Daher machte er gleich am fol-

genden Morgen bei Madame Duchau seine Aufwartung, um bei dieser Gelegenheit auch gegenüber von Blanca sich der Pflicht zu entledigen, welche er sich durch seine Thorheit selber auferlegt hatte. Zudem hatte er sich schlau erwogen, daß wenn er seine Werbung plötzlich vorbringe, ohne irgend ein vorhergehendes Entgegenkommen oder Annähern, weit mehr Wahrscheinlichkeit für eine abschlägige Antwort vorhanden seyn würde.

Die arme Blanca hatte eine schlaflose Nacht verbracht, denn sie war von den betrübendsten Gedanken heimgesucht worden. Sie fühlte, daß ihr eine ganz eigenthümliche Prüfung beschieden worden sey. Sie fühlte deutlich, daß sie Franz d'Orville liebte, sie mußte sich aber sagen, daß er ihr niemals auch nur die mindeste Hoffnung gegeben habe, und dennoch sah sie ihn jetzt doch, durch einen seltsamen Zufall, ganz in ihre Gewalt gegeben. Sie brauchte ja nur seine Bewerbung anzunehmen, so band ihn die Ehre gewissermaßen unwiderruflich an sie. Späterhin konnte sie dann — so flüsterte ihr der Versucher in's Ohr — sein Herz gewinnen; sie bekam ja dazu dann eine Gelegenheit, welche ihr bis jetzt versagt gewesen war, und wann sie alsdann, nach diesem Allem, ihre Hoffnung getäuscht fand, konnte sie ihn ja loslassen, und wär sodann um kein Haar schlimmer daran, als in diesem Augenblicke. Allein gegen diese verlockende Sprache der Eitelkeit und des Herzens sträubte sich ihre Weiblichkeit, ihr weibliches Selbst- und Zartgefühl, welche ihr verboten, eine nur erheuchelte oder durch ein Glücksspiel zu Stande gebrachte Werbung anzunehmen oder sich selbst einem Manne aufzudrängen. — Nach einer solchen gestörten Nachtruhe, während welcher jeder unangenehme Gedanke sie mit gesteigertem Entsetzen heimsuchte, fand sie gewissermaßen einigen Trost darin, daß sie am Morgen beim Erwachen das Uebereinkommen der jungen Freunde ihres Vetters Heinrich kaum für etwas Anderes ansehen konnte, als für einen unzarten, allzu weit getriebenen Scherz. Dieser Ueberzeugung zum Trotz aber kleidete sie sich an diesem Morgen mit besonderer Sorgfalt, (denn ein unschönes Frauenzimmer nimmt auf solche Dinge weit mehr Rücksicht, als ein hübsches) und das harmlose Mädchen mußte sich unwillkürlich noch mit vagen Hoffnungen auf Möglichkeiten tragen. Als daher im Verlauf des Morgens Franz d'Orville angemeldet wurde, ging Blanca mit der Ueberzeugung in den Salon hinunter, daß er nur in der Absicht gekommen sey, der Verbindlichkeit in Folge des gestrigen Uebereinkommens zu genügen, und war mit sich schon ganz im Reinen über die Antwort, welche sie ihm geben wollte.

(Schluß folgt.)

Die Gelehrten in China.

(Schluß.)

Man versammelt sich in dem Gebäude der Akademie. Jeder Kandidat wird beim Eintritt auf das Strengste untersucht, da er weder Bücher, noch Papier bei sich haben darf. Man weist darauf Jedem ein kleines Zimmer an, in welchem die Kandidaten zweimal vierundzwanzig Stunden in völliger Einsamkeit und bewacht von Soldaten zubringen müssen. Die Wachen besorgen die Lebensmittel und hindern jeden Verkehr nach Außen. Mit der ängstlichsten Vorsicht sucht man jedem Betrug vorzubeugen. Der zu Prüfende hat vier Arbeiten über Gegenstände aus den heiligen Büchern, eine Arbeit über eine Stelle aus den alten Klassikern, ein Gedicht und fünf historische und politische Arbeiten anzufertigen. Alles muß in einem eleganten und gedankenreichen Styl abgefaßt seyn; Gemeinplätze so wie Anspielungen auf die Politik der regierenden Dynastie müssen vermieden werden. Die Arbeiten werden von Sekretären mit rother Dinte abgeschrieben, so daß die Examinatoren die Handschriften der Kandidaten gar nicht zu Gesicht bekommen. Der geringste Fehler reicht hin, um die Zulassung zu weiterer Prüfung unmöglich zu machen. Diejenigen Kandidaten, welche dieses Unglück nicht trifft, haben, nachdem sie einen oder zwei Tage sich erholt, in den erwähnten Zimmern nun noch drei schwierige politische Fragen zu behandeln. Wird dieser Aufgabe genügt, so fertigen sie alsdann noch drei Abhandlungen über die Gesetze und Gebräuche des Landes an, und nun erst wird in dem Zeitraum von vierzehn Tagen festgestellt, wer das Examen überstanden hat. Die Namen dieser Glücklichen werden nach der Reihenfolge ihrer dargethanen Kenntnisse auf einen großen Anschlagzettel geschrieben, den man feierlichst unter Geschützsalven von dem Hause des Gouverneurs nach der Akademie trägt. Hier wird der Zettel wirklich angeschlagen, und dreimal verbeugt sich der Gouverneur vor den auf ihm befindlichen Namen. Diese gehen bereits von Mund zu Mund, und Jeder sucht unter ihnen den eines Freundes oder Verwandten ausfindig zu machen. Es machen ungefähr hunderttausend Kandidaten zu gleicher Zeit in den verschiedenen Provinzen des Reiches dieß Examen, allein kaum fünfzehnhundert sind so glücklich, ihre Namen auf den gedachten Zetteln prangen zu sehen, Hut, Kleid, Stiefel, die Zeichen ihres Grades, zu empfangen und an einem glänzenden Festmahl Theil zu nehmen, welchem die höchsten Beamten der Provinz beiwohnen. Die auf diese Weise Graduirten gelten als Personen von äußerster Wichtigkeit; da

man in ihnen bereits die zukünftigen Mandarinen erblickt, so zollt man ihnen ehrerbietige Achtung. Sie zeigen sich öffentlich von nun an nur in Sänften oder zu Pferde. Der dritte Grad kann nur in Peking selbst erlangt werden, wo alle drei Jahre zu diesem Ende eine Prüfung stattfindet. Diejenigen, welche dieselbe glücklich überstehen, werden dem Kaiser vorgestellt, und die drei Vorzüglichsten unter ihnen erhalten aus seinen Händen Belohnungen. Die Prüfungen zum vierten Grad finden gleichfalls alle drei Jahre, aber im Palast und in Gegenwart des Kaisers statt. Wer diesen höchsten Grad erlangt, wird mit dem allbeneideten Titel Han-lin beehrt. Han-lin heißt auch die kaiserliche Akademie, welche aus graduirten Gelehrten besteht. Aus der Mitte derselben werden die Redner bei den öffentlichen Festen und die Examinatoren für die Provinzen ernannt. Eine Kommission dieser Akademiker verfaßt die offiziellen Dokumente, eine andere revidirt die auf Regierungskosten veröffentlichten chinesischen und tartarischen Werke. Ein Kollegium der Historiker bearbeitet die Geschichte aller Reiche und Zeiten, und außer Diesem schreiben zweiundzwanzig Akademiker jeden Tag die Annalen der regierenden Dynastie, welche jedoch erst veröffentlicht werden, wenn eine andere Dynastie den Thron bestiegen hat. Nach den Mittheilungen des Missionärs Huc sind die Prüfungen im Verfall begriffen. Mit Geld kann man alle die Vorsichtsmaßregeln unwirksam machen, welche die völlige Isolirung des Kandidaten ermöglichen sollen. Durch Bestechungen kann man die zu bearbeitenden Aufgaben erfahren, und die Meistbietenden erhalten die besten Zensuren. Es kommt auch wohl vor, daß ein heruntergekommener Graduirter den Namen eines Kandidaten annimmt, der sich nicht getraut, die Prüfung selbst zu bestehen, und auf diese Weise einen Grad erlangt, indem der bereits Graduirte sich einem nochmaligen Examen unterzieht. Merkwürdig aber ist es jedenfalls, daß dreihundert Millionen Menschen, die gegenwärtige Bevölkerung des chinesischen Reiches, in den Gemeinden allgemeines Stimm- und Wahlrecht und außerdem die Möglichkeit vor Augen haben, durch Prüfungen zu jedem Staatsamt, selbst dem höchsten, gelangen zu können.

Der Reifrock.

(Schluß.)

Der Spott ist immer an der Mode erlahmt, wie denn vor mir schon Montesquieu in seinen „Persischen Briefen" vergebens gegen die Reifröcke zu Felde zog. Eines muß der Spott anerkennen: daß die Damen in ihrem Putze jetzt der Intelligenz aufhelfen, daß sie als mathematische Modelle, als Kegel umher wanken. Möchte es denen, die an der Quelle des laufenden, nicht des guten Geschmackes sitzen, doch einfallen, einiger Maßen zu sorgen, daß die Eintönigkeit nicht zu groß werde, daß die übrigen Hauptformen doch auch auf Straßen und Gassen vertreten ständen. Die Sache dürfte so schwierig nicht seyn, als man wohl glauben könnte, und die Selbstverläugnung, die statt des wohlgebauten Ebenbildes Gottes eine mathematische Idee darzustellen sucht, braucht von der gegenwärtigen Vogelscheuche nicht viel weiter herabzusteigen. Eine Pyramide wäre leicht aus dem Kegel zu machen, indem man dem über dem Leibe getragenen Drahtgestelle, statt der runden, die eckige Gestalt gäbe. Beiläufig soll das ägyptische Wort Pyramis, nach Herder, Menschengestalt bedeuten, soll aus der Menschengestalt sich allmählich die Pyramide gebildet haben; wie schön nun, wenn jene wieder so zur Menschengestalt, und zwar zur schöneren, zurückkehrte! Es würde den Frauen nicht viel schwerer fallen, ein Parallelepipedon zu bilden, sich in eine Ecksäule zu verwandeln, wie im alten Testamente schon Loth's Weib verwandelt wurde. Man dürfte nur ein Brett von der Gestalt nehmen, die man gerade der Säule zu geben wünschte, quadratisch, fünf- oder sechsseitig, und an diesem ein Drahtgestelle anbringen, welches man mit gewebten Stoffen überspannte. Oben im Brette befände sich ein Loch, durch welches die Damen nur den Kopf zu stecken hätten, daß somit das Gestelle auf ihren Schultern ruhte, mit welchem sie nun als wirkliche griechische Hermen sich umherbewegen könnten. Diese Frauengestalt, die mathematische, zeichnete sich noch dadurch vortheilhaft vor den heutigen wandernden Kegeln aus, daß sie keine Arme hätten, daß diese durch die Tracht von der Menschengestalt wirklich eliminirt wären. Zur Arbeit paßt nur die Frau aus dem Volke, aber die Dame von Stande erhebt sich über dieselbe, darf, wie die Mumie, wie ägyptische Gottheiten, keine Arme haben, wenigstens keine zeigen.

Stehen wir einmal bei dem Parallelepipedon, bei der Ecksäule, so haben wir nicht weit bis zum Cylinder, bis zur Walze. Das Brett, das Drahtgestelle darf nur dem Kreise allgemach nahe gebracht werden, damit sich das Untergestelle des Hermenkopfes der Rundsäule nähere, zuletzt in dieselbe übergehe.

Würden diese leicht hingeworfenen Vorschläge geneigte Ohren finden, so dürfte es mit der starren Herrschaft des Kegels sich zu Ende neigen, dürften wir ein mannigfaltigeres Reich der Formen erhoffen. Unsere jungen Studenten würden dort

einem Prisma, dort einem Parallelepipedon begegnen, würden sich dort vor einer Pyramide neigen, würden in ewiger Uebung seyn, bald den Inhalt dieser Räumlichkeiten berechnen können. Wir haben oben angedeutet, daß unsere Sopha's, daß unsere Opern- und Konzertsitze, daß unsere Wagen längst für unsere Damen zu eng geworden sind, daß wir bald genöthigt werden, Alles umzubauen, um nur das schöne Geschlecht nicht von unserer Gesellschaft auszuschließen. Die Mannigfaltigkeit könnte uns vor einer solchen allgemeinen Revolution retten. Vielleicht ließen sich diese spanischen Wände von Gewandung so einrichten: daß sie sich durch den Druck einer Feder verschöben, veränderten, daß eine Dame, welche als tadelloser Kegel, wie die heutigen mathematischen Huldinnen aufgetreten, sich alsbald in eine beliebige Pyramide verwandelte. Nicht davon zu reden, welche Annehmlichkeiten diese Umbildungen für die Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens haben dürften, wird es jedem mit der Meßkunst nur einiger Maßen vertrauten Kopfe einleuchten, daß die Damen durch diese Verwandlungsfähigkeit im Stande wären, sich in jedem Raume in höchst ökonomischer Weise zurecht zu finden, indem ein regelmäßiges Dreieck, ein Geviert, ein Sechseck die einzigen Figuren sind, welche sich über jeden Raum ziehen lassen, ohne daß irgend Zwischenräume unbenutzt lägen.

Da nun einmal unsere schöne Welt so von dem Bewußtseyn ihrer Schönheit eingenommen zu seyn scheint, daß sie für durchaus nothwendig hält, derselben durch einen Häßlichkeits-Anhang unter dem Namen Krinoline ein Gegengewicht zu geben, da der Reifrock einmal unsere neueren Melusinen mit einem Fischschwanze behaften muß, so wäre es wirklich nicht ungerathen, nicht unwünschenswerth, wenn die Frauen sich ganz dem Zeiteindrucke hingeben wollten, wenn sie die Zeit ganz und vollständig in ihrer äußeren Erscheinung wiederzugeben trachteten. Die Zeit des Finanzschwindels haben sie trefflich in ihrer aufgedunsenen Kegelgestalt faßlich gemacht, durch die Finanzkrisis ist dieselbe ein Ueberbein geworden, ein Anachronismus. Kehren wir beileibe nicht zur reinen Natur zurück, hüten wir uns vor solchen Trivialitäten, trachten wir vielmehr, die Zeit des Gewerbfleißes, des siegreichen mechanischen Fortschrittes durch die Fülle mathematischer Gestaltungen äußerlich zu bezeichnen!

Doch ich begeistere mich vergebens, gegenüber meinen noch kegelgestaltig hinwackelnden Landsmänninnen, ich habe vergessen, daß die gesunde Vernunft hier tauben Ohren predigt, daß selbst die Narrheit nicht einmal Eingang erhält, wenn sie nicht ausdrücklich in Paris gestempelt ist, wenn sie nicht in Frankreich für den Deutschen zugeschnitten worden. Es ist betrübend, es ist herzergreifend, aber bis dahin ist es eine Wahrheit gewesen, welcher kein Despot, kein Prophet ein genügendes Bollwerk hat erbauen können. Neigen wir uns daher, wenn auch nicht ehrfurchtsvoll, doch klug vor der von der Seine androhenden Gottheit und überlassen es derselben unbeschränkt, welchen Unsinn sie aus der Rumpelkammer der verschwundenen Zeiten aufgreifen, für den deutschen Geschmack mundgerecht machen wird. Unterwerfen wir uns der eisernen Nothwendigkeit, seyen wir Männer schon zufrieden, daß wir die eiserne Krinoline nicht zu tragen, sondern nur zu ertragen hatten und haben.

Wilh. v. Waldbrühl.

Mannigfaltigkeiten.

In Algier fand unlängst ein außerordentliches, von mehr als Tausend Personen begleitetes Leichenbegängniß statt. Moïse Zabulon Alphandéry war eines der ersten und muthigsten Werkzeuge der Zivilisation, die unter dem Schutze des französischen Banners seit den ersten Tagen nach der Eroberung ihr Glück auf algerischem Boden zu suchen kamen. Während dieser langen Zeit von 28 Jahren hatte er außer dem Glück, die Frucht seiner Beharrlichkeit und seines Fleißes zu ernten, auch noch das für einen Mann von Herz noch viel größere, mit jedem Jahre den Ruf der Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit, den er in den Geschäften sich erwarb, wachsen zu sehen, und der sprüchwörtlich geworden, das schönste Erbtheil seiner Familie, bleiben wird. Ein nützlicher und bescheidener Mann wurde er nach und nach Konsular-Richter, Munizipal-Rath, Mitglied der Handelskammer, Mitglied des israelitischen Konsistoriums ꝛc. ꝛc., und in diesen verschiedenen Funktionen leistete er Dienste, deren Andenken ihn lange überdauern wird. Dieß sind die Worte des Akhbar, einer algerischen Zeitung. An seinem Grabe sprachen der Großrabbine Weil und Kanton, der Präsident der Handelskammer.

Eine Prämie kann sich jetzt jeder Familienvater erwerben, der heirathsfähige Töchter besitzt und sich entschließt, nach dem Kap der guten Hoffnung, an der Südspitze von Afrika, auszuwandern. Dort fehlt es so an Frauen, daß die Männer anfangen zu verzweifeln. Die englische Regierung hat gutem Vernehmen nach sich mit Hamburger Schiffsrhedern in Verbindung gesetzt, um den Strom der deutschen Auswanderung dahin zu leiten.

Redakteur: Gustav
Druck und Verlag der Mallaudt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 138 Freitag, 11. Juni 1858.

Der Champagner-Kork.

(Schluß.)

Franz d'Orville war ein junger Mann von eleganten Manieren, großer Weltgewandtheit und vielleicht nur allzu viel Selbstvertrauen; allein an diesem Morgen schien er gar nicht mehr Herr seiner selbst zu seyn, sondern war unverkennbar verwirrt und verlegen, sprach hastig von tausenderlei Dingen und sprang immer von einem Gegenstande zum andern über. Die Ruhe und der Gleichmuth Blanca's gaben ihm allmählich einigermaßen seine Ruhe wieder; allein seine Aufregung stellte sich stets wieder ein, so oft er daran dachte, daß er durch den beabsichtigten unvermittelten Antrag ihre Würde verletzen würde. Es lag überdem heute in Blanca's Antlitz eine gewisse Zärtlichkeit, ein feines Zartgefühl, welche ihm den Gedanken, daß er ihre Gefühle verletzen könnte, noch unerträglicher machte. Er schob daher seine Werbung immer mehr hinaus, und je länger er damit zuwartete, desto schwieriger und unmöglicher erschien ihm diese Aufgabe; je länger er sich mit Blanca unterhielt, desto höher mußte er ihren Charakter schätzen. Mehr als einmal fand er sich durch ihren glänzenden Geist und ihre stille Anmuth so bezaubert, daß er halb entschlossen war, seine Werbung noch weiter hinauszuschieben, bis er sie besser kenne, denn er ahnte deutlich, es seye nicht unmöglich, daß er eines Tages sich in vollem Ernste um ihre Hand bewerben würde. Die übliche Frist für einen zeremoniösen Morgenbesuch war längst um mehr als das Doppelte überschritten, bevor er so weit Muth fassen konnte, zu sagen: „Mein Fräulein! mein heutiger Besuch gilt eigentlich einem sehr unangenehmen — Verzeihung! ich wollte sagen einem sehr angenehmen —, obschon in der That ganz außergewöhnlichen Zwecke . . . ."

Eine heiße Gluth überzog Blanca's Wange, sie zitterte sichtbar, und der feste Blick, womit sie ihn ansah, hatte etwas Strenges, Tadelndes.

„Fräulein Blanca," fuhr Franz stammelnd fort und mußte seinen ganzen Muth aufbieten, um fortfahren zu können, — „mein Fräulein, ich bin eigentlich hier, um Ihnen meine Hand anzubieten . . . . oder vielmehr, ich wollte um Ihre Hand anhalten . . . ." Hier versagte ihm die Stimme, denn er wußte nicht, wie er diese Werbung aus dem Stegreif motiviren sollte.

Der armen Blanca pochte das Herz so rasch, daß sie nicht reden konnte. Während der Pause, die nun folgte, erholte sich Franz von seiner Verlegenheit so weit, daß er die ihrige bemerken und sich darüber verwundern konnte; allein Blanca faßte sich bald wieder.

„Herr d'Orville," erwiderte sie mit gedämpfter aber deutlicher Stimme, „ich will nicht fragen, was Sie veranlaßt hat, mir diesen befremdlichen Vorschlag zu machen. Es genügt mir die Gewißheit, daß Sie mich nicht lieben, und so einfach und unschön und arm ich auch bin, so kann und will ich doch an meinem künftigen Gatten die Anhänglichkeit nicht missen. Aber ich fühle auch zugleich, daß es von Ihnen nicht freundlich war, meine Lage . . . ." Sie vermochte nicht weiter zu reden; ihre heftig hervorbrechenden Thränen drohten all' ihre Würde und Fassung hinwegzuspülen; sie stand auf und schritt rasch der Thüre zu.

Franz war in hohem Grade beschämt und ergriffen; es fehlte nicht viel, so hätte er selbst geweint beim Anblick ihres Kummers und ihrer tiefen innern Bewegung; er folgte ihr, erreichte sie noch unter der Thüre und erfaßte ihre Hand, um sie zurückzuhalten. Blanca hielt etwas zwischen ihren Fingern, das sie in seiner Hand zurückließ, als sie ihm die ihrige entzog, und, aus der Thüre huschend, vermochte sie ihm nur noch zuzuflüstern: „Behalten Sie dieß als Andenken an diese Stunde!" Damit verschwand sie.

Franz dachte nicht eher daran, zu sehen, was das kleine Päckchen enthielt, welches sie in seiner Hand zurückgelassen hatte, als bis er zwei- oder dreimal im Zimmer auf und abgegangen war, während welcher Zeit er sich die bittersten Vorwürfe über seinen thörichten Muthwillen und seine Unzartheit gemacht und die arme Blanca ebenso

herzlich bemitleidet hatte. Endlich öffnete er seine Hand und sah ein sorgfältig in Seidenpapier eingeschlagenes Päckchen; er wickelte es auseinander und fand darin — den Korkstöpsel einer Champagnerflasche!

Es würde kaum möglich seyn, die Empfindungen zu beschreiben, welche in d'Orville's Brust gährten, während er das Landhaus verließ und der Stadt zuschritt. Was er im Stillen gewünscht hatte, war nun erreicht; er war den Folgen seines unbesonnenen Vorschlags entgangen, Blanca hatte seine Hand ausgeschlagen. Aber dennoch schien er nicht mehr der leichtherzige, fröhliche, übersprudelnde Tollkopf zu seyn, der er gestern gewesen war. In der That hatten Blanca's Verstand, Besonnenheit, Ruhe, weibliche Würde und tadellos sicheres und anständiges Betragen und noch mehr die einfache und edle Weise, womit sie seine Werbung abschlägig beschieden, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Vielleicht errieth er auch mit dem intuitiven Scharfblick des Mannes in solchen Dingen den Zustand ihres Gefühls gegenüber von ihm, denn die Männer sind eitle Geschöpfe und scharfblickend genug, um zu sehen oder nöthigenfalls auch nur sich einzubilden, was ihnen schmeichelt.

Auf jeden Fall bewies das Andenken, das sie ihm gegeben hatte, deutlich genug, daß sie um die Beweggründe seiner Bewerbung wußte, und ihre Empfindungen hierüber unter solch außerordentlichen Umständen boten ihm Gelegenheit zu den seltsamsten Grübeleien und Erwägungen, besonders wenn seine Vermuthung hinsichtlich ihres Gemüthszustandes richtig war. Er fühlte sich deßhalb berufen, sich über den letzteren Punkt Gewißheit zu verschaffen, wenn auch nur als bloser Gegenstand der Neugier.

Philosophische Untersuchungen und metaphysische Spekulationen sind unter gewissen Umständen gefährlich, wenn sie auch noch so wohlgemeint sind. Von der Wahrheit dieses Diktums überzeugte sich Franz d'Orville noch lange bevor sein Studienkurs über das menschliche Herz zu Ende war. Er verliebte sich so vollständig in die kleine Blanca, als nur immer zur Befriedigung der Ansprüche auch der unschönsten Frau in diesem Stücke erforderlich war.

Einige oberflächliche Beobachtungen mögen glauben, dieß heiße im Grunde nicht viel. Ich aber behaupte im Gegentheile, daß dieß sehr viel sagen will; — eine unschöne Frau verlangt nämlich von ihrem Anbeter nicht nur denjenigen Grad von Liebe, welcher einer hübschen Frau genügen würde, sondern auch überdieß soviel, als ihr Zweifel an ihrer eigenen Anziehungskraft zu beschwichtigen im Stande ist.

Allein, wie schon erwähnt, Franz d'Orville war bis zum Sterben verliebt in Blanca; sie hatte ihn ganz und gar bezaubert. Man hat ihn oft rühmen hören, der glücklichste Augenblick seines Lebens sey derjenige gewesen, wo ihm Blanca gestanden, sie habe ihn schon damals geliebt, als sie jene Unterhaltung im Gartensalon belauscht, und diese sey nicht im Stande gewesen, ihr ihren Franz verhaßt zu machen, weil er sie durch seinen taktlosen Scherz gedemüthigt, — obschon sie sich nicht zu überwinden vermocht habe, ihr Lebensglück dem zufälligen Aufspringen des Korks einer Champagnerflasche verdanken zu wollen; sie sey aber nun mit diesem Scherz ganz ausgesöhnt, und liebe ihren Franz für immer!

Die Krankheiten unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Die Unvermählten des neunzehnten Jahrhunderts.

Im Kindesalter spiegelt sich die verschiedene Bestimmung der Menschen ab. Der Knabe tummelt sich im Freien herum, sucht sich eine Kriegerschaar zu bilden, ruft in seinen Spielen die vergangene Ritterzeit hervor, fühlt sich beengt in des Hauses Räumen und findet sein Glück nur außerhalb der väterlichen Mauern.

Das Mädchen flieht die Gesellschaft der wilden Knaben, sie schafft sich im Spiele eine Hauswirthschaft an, sie pflegt ihre Puppe, sie kocht, und der Geist der Häuslichkeit ist in ihrem Treiben sichtbar.

Des Lebens Ernst führt den Knaben zu Minerva's oder Mars Tempel, und ihrem Dienst ist seine Zeit geweiht. Des Mädchens Spiele verwirklichen sich, ihre Stellung bei ihrer Familie gewährt ihr Stoff für ihren Wirkungskreis. Die Sorge für die Wirthschaft, die Aufsicht über die kleinern Geschwister beschäftigen sie und neben der geistigen und wissenschaftlichen Ausbildung bereit sie sich an der Seite der Mutter vor, ihre Bestimmung zu erreichen, d. h. eine tüchtige Hausfrau und nützliche Mutter zu werden. Allein wie wenige Mütter sind fähig, ihre Töchter zu dem Stande einzuweihen, zu dem sie die Natur bestimmte, und wie viele Mädchen besitzen wissenschaftliche Kenntnisse und Kunstfertigkeiten, ohne eine Spur von Anlage für eine Hausfrau, Gattin und Mutter zu haben!

Die Erziehung unserer Zeit bezweckt planmäßig den Verstand der Mädchen auf Kosten des Gemüths zu schärfen, ihre Phantasie durch unnütze Lektüre von Romanen zu erhitzen, ihr Gedächtniß mit einem werthlosen Ballast von Kenntnissen zu überladen, durch frühzeitig geweckte Eitelkeit und allgemein ge-

huldigte Koketterie ihr besseres Ich zu ersticken und durch eine wüste, unterhaltungssüchtige Lebensweise ihren Körper einem früheren Siechthum zuzuführen; Herz und Gemüth aber werden weder veredelt noch gebildet, und Egoismus, Neid, Bosheit, Verleumdung ranken frühzeitig im weiblichen Gemüth.

Wie wenig Mädchen werden ihrem Stande gemäß erzogen, und in welch' schroffem Gegensatze steht die Existenz derselben im väterlichen Hause mit der Zukunft, die sie erwartet! In der Erziehung unserer Zeit liegt ein Hauptgrund, warum Hymen's Tempels für so viele verschlossen bleibt und warum die Zahl der Unvermählten sich täglich mehrt.

Beleuchten wir die Gründe des Nichtheirathens, so finden wir, daß die Mädchen entweder nicht können oder nicht wollen.

Das Nichtkönnen im strengsten Sinne des Wortes ist selten, und kann seinen Grund haben in besonders unangenehmem Aeußern, Widerwärtigkeiten des Charakters, unangenehmen Verhältnissen der Umgebung, namentlich der Eltern, Armuth, verschuldetem oder unverschuldetem üblen Rufe, sehr häufig sogar in auffallender Schönheit. Denn vielfache Beobachtung zeigt, daß sehr schöne Mädchen sich sehr schwer verheirathen, wozu wohl der Neid und die Mißgunst der übrigen Heirathskandidatinnen nicht wenig beiträgt.

Viel häufiger ist es, daß die Mädchen nicht wollen, d. h. sie wünschen sich wohl zu verheirathen, allein der Mann, der um ihre Hand wirbt, steht so weit hinter dem Ideale zurück, das ihre Einbildungskraft geschaffen hat, daß sie den Gedanken nicht fassen können, an der Seite solch' eines prosaischen kalten Wesens ihre Tage zu verbringen. Das Mädchen malt den Mann ihrer Wahl aus, schön wie einen Apollo, ausgestattet mit Vorzügen aller Art, reich an Glücksgütern, hochgestellt und geachtet, frei von Egoismus, geistreich und gefühlvoll, und nur dem Manne im Besitze aller dieser schönen Eigenschaften wünscht sie ihre Hand zu reichen.

Allein wie gestaltet sich in der rauhen Wirklichkeit das Bild ganz anders, als sie es mit dem schwärmerischen Pinsel entworfen! Die Jugend ist selten hochgestellt, in einem schönen Körper wohnt sehr oft eine unschöne Seele, und das Feld der geistigen Entwickelung liegt brach und öde. Der erfahrene Mann, dessen Barke durch des Lebens wilde Wogen im großen Weltozean herumgeschleudert worden war, hat sein Herz verhärtet und nicht das Gefühl, sondern der Verstand beherrscht seine Handlungsweise. Wie wenig Mädchen achten einen Mann um seiner selbst willen, sondern der bürgerlichen Stellung halber, die er einnimmt, und wie selten entspricht eine glänzende Karrière den Fähigkeiten und den Verdiensten eines Individuums! Der Wurm unserer Zeit, überspannte Romantik, hat sich in das Herz des Mädchens eingenistet, umnebelt ihre Denkungsweise, und umhüllt ihren Geist wie mit einem Zauberschleier, darum wählt sie oft unrichtig oder verschmäht.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In diesen Tagen fand in **Bamberg** eine eigenthümliche Leichenausgrabung statt. In der heil. Grabkirche, bei welcher sich von der Säkularisation ein Nonnenkloster der Dominikanerinnen befand, das jetzt als Kavalleriekaserne benützt wird, während die Kirche als Militärdepot dient, ruhten seit 1787 die irdischen Ueberreste der Laienschwester Columba, welche stigmatisirt gewesen seyn und im Rufe großer Frömmigkeit gestanden haben soll. Eine andere Laienschwester, Namens Martha, welche ihres zuchtlosen Benehmens wegen aus dem Kloster verstoßen worden war, öffnete in späteren Jahren das Grab und schnitt der Todten den Kopf ab, welchen sie präparirte, um ihn als Reliquie einer Heiligen zu veräußern. Die Sache wurde ruchbar und der Kopf durch die damalige Polizeidirektion im Jahre 1815 wieder beigesetzt. Seit dieser Zeit soll es in den ehemaligen Klostergebäuden spuken, und es werden hierüber Dinge erzählt, welche die von der „weißen Dame" noch übertreffen. Nunmehr haben Anverwandte der verlebten Columba deren Ausgrabung und Beisetzung im allgemeinen Leichenacker beantragt, welchem Wunsche auch entsprochen worden ist. Nach Eröffnung mehrerer Gräber fand man das Grab mit dem Gerippe ohne Kopf und diesen in gebleichtem Zustande nebenan liegend. Dabei befand sich ein Gläschen mit einem Zettel, auf dem die obige Geschichte konstatirt ist. Da die Sache die verschiedenartigsten Gerüchte veranlaßt hat und in entstellter Weise sich immer weiter verbreitet, so wird dem N. C. diese Darstellung als wahrer Sachverhalt mitgetheilt.

Ueber den kürzlich in seinem achtzigsten Lebensjahr verstorbenen deutschen Komponisten Ritter **Neukomm** bringt das Londoner Athenäum einen Nekrolog, in welchem der Verstorbene, der einen großen Theil seines Lebens in England zugebracht hatte, als der musikalische Ehrengast par excellence in den Häusern der englischen Großen dargestellt wird, wo man sich seine fremdartigen Manieren, seine die englische Lebensweise nicht immer achtenden Gewohnheiten gefallen ließ — bloß um ihn

als Hausfreund zu genießen. Sigismund Neukomm war in Salzburg geboren, und erhielt den ersten musikalischen Unterricht von Michael Haydn; nachmals ward er ein Lieblingsschüler Joseph Haydns, der ihn mit väterlichem Wohlwollen behandelte. Frühzeitig bereits wurden ihm Anstellungen auf musikalischem Gebiet in Rußland, Deutschland und Frankreich zu Theil. Im Auftrag des Fürsten Talleyrand komponirte er ein Requiem auf Ludwig XVI., das während des Wiener Kongresses zur Aufführung kam. Später ging er im Gefolge der ersten Gemahlin des Kaisers Dom Pedro I. nach Brasilien, wo er vier Jahre lang lebte. Von da kam er vor etwa dreißig Jahren nach England und hier nahm er nun seinen beständigen Wohnsitz. Bei einem Musikfest in Derby brachte er sein Oratorium: „Der Sinai," zur Aufführung, und ebenso in Birmingham seinen „David," die beide in England großen Beifall fanden. Dem Geschmack der Engländer waren auch die von ihm komponirten Psalmen, so wie zahlreiche Orgelkonzerte angepaßt, doch scheint seine Beliebtheit nur von kurzer Dauer gewesen zu seyn, da jetzt in England nichts mehr von seinen größern Kompositionen aufgeführt wird. Mehr bekannt sind heutzutage noch seine englischen Lieder, namentlich diejenigen nach Texten von Barry Cornwall. Das Athenäum sagt, daß Neukomm noch bis zu seinen letzten Lebenstagen komponirt, und wahrscheinlich auch noch zahlreiche unedirte Arbeiten hinterlassen habe. Der Abgang Bunsens von England, in dessen gastfreundlichem Hause Ritter Neukomm eine den zahlreichen Fremden, die dasselbe besuchten, wohlbekannte Persönlichkeit war, hatte den Greis so geschmerzt, daß er es in der letzten Zeit ebenfalls nicht mehr in England aushielt und nach Paris ging, wo er sein Grab gefunden hat.

Aus Tyrol schreibt man: Hexenprozesse haben wir glücklich hinter uns, nicht so den Wahnglauben an Hexerei, dem in früheren Zeiten so viele Menschen zum Opfer fielen, heutigen Tages aber auch noch hie und da recht saftige Schößlinge treibt, wie nachstehende, kürzlich vorgekommene Thatsache beweisen mag. In dem Stalle eines Bauern in Unterinnthal war es nicht recht geheuer, das Vieh riß Nachts von der Kette, wurde mager, gab blutige Milch, kurz Alles deutete auf — Hexerei. Da wurde denn ein Teufelsbanner, welcher Wurzeln und Kräuter, Planeten und Wetter kannte, berufen, dem Unwesen zu steuern, und den Bösewicht, der es angestiftet, der Strafe zu überliefern. Sämmtliche Bewohner des Hauses wurden um den Tisch versammelt; dort öffnete nach mancherlei Hokuspokus der geheimnißvolle Mann eine kleine Schachtel, aus welcher ein schwarzer Käfer fiel. Auf wen dieser zulaufe, das sey die Hexe. Und der Käfer lief zur Mutter des Bauern. Nun war die Sache erwiesen, und die Alte mußte aus dem Hause.

Vor einigen Wochen wurden in Peckelsheim einer Katze zwei junge Füchse unterlegt. Außer den beiden Füchsen war nur noch eine junge Katze schließlich der alten belassen, welche mit besonderer Vorliebe die Füchse auszeichnete. Nachdem die kleinen Findlinge über 5 Wochen in Frieden und Eintracht mit der Stiefmutter und Stiefschwester gelebt hatten, erhielten dieselben vor zwei Tagen zum Erstenmale Fleisch, welches sie mit der größten Gier verschlangen, jedoch sich schon denselben Tag an der jungen Katze vergriffen, welche sie in der darauf folgenden Nacht buchstäblich in Stücke zerrissen. Dennoch ließ die alte Katze ihre Pflegebefohlenen nicht im Stich, bis auch sie von den kleinen frechen Burschen angefallen wurde; sie wagt es daher nicht, sich ihnen unmittelbar zu nahen, sondern sitzt, etwas erhöht, fast ausschließlich den ganzen Tag neben dem Lager und blickt, unter den jammervollsten Tönen, erstaunt auf die unnatürliche Brut herab.

Dr. G. J. Mulder in Amsterdam und Dr. J. Frankel, Oberrabbiner in Zwolle, haben an die königlich-holländische Akademie der Wissenschaften die Bitte gerichtet, daß die Kommission, welche diese berühmte Körperschaft nach Spanien behufs philologischer Untersuchungen zu senden beabsichtigt, gleichzeitig beauftragt werde, Forschungen nach Werken anzustellen, welche gelehrte Israeliten bei ihrer Verbannung in diesem Lande gelassen haben. Die Akademie hat dieß Gesuch in Erwägung gezogen und hat in der Sitzung vom 11. d. M. die Prüfung einem hierzu ernannten Komite übertragen.

Ein schlichter Zimmermeister aus Ebikon (Kanton Luzern in der Schweiz) hat ein Haus gegenüber der Reußinsel bei Luzern auf mehr als 100 Fuß versetzt, ohne daß die Familie je das Haus mit ihrem Hausrathe räumen mußte; er hob dann auch noch ohne irgend eine Schädigung das Haus um 4 Fuß höher.

Welche Gelehrten werden am unhonorigsten behandelt? — Die Aerzte, denn man streckt gegen sie die Zunge heraus.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 139 Samstag, 12. Juni 1858.

Die Flucht aus dem Irrenhause.

Von Dr. Fr. Heim.

Ehedem war mit dem städtischen Obuchowschen Hospital in St. Petersburg auch die Irrenanstalt vereinigt, die gegenwärtig außerhalb der Stadt angelegt ist.

In diesem Krankenhause, welches den Raum einer kleinen Stadt umfaßt, war ich mit den meisten Aerzten und andern Beamten bekannt.

In der Wohnung einer dieser Familien stand ein Clementischer Flügel, dessen schöner, voller Ton mich anzog, so oft ich an den dortigen Gesellschaftsabenden Theil nahm. Ich verlor mich gewöhnlich so in Phantasien, daß meine Seele sich fortschwang aus dem Gebiete der Sinne, und im Reiche der Töne schwelgte, während der Saal voll stiller Zuhörer war.

Ich hatte zwar mehrmals einen jungen Mann in diesem Kreise gesehen, allein da er immer nur kurze Zeit in der Gesellschaft aushielt, ohne sich an einer Unterhaltung zu betheiligen, so fiel es mir nicht ein, mich näher nach ihm zu erkundigen.

Aufmerksamer wurde ich auf ihn, als er sich einigemal in meine Nähe setzte, wenn ich zu spielen begann. Endigte ich, so wischte er Thränen von den Wangen und entfernte sich stumm.

Wer ist der Herr? fragte ich den Familienvater leise.

Er ist einer der Irren, war die Antwort.

Und an welchen Ecken brach sich das Licht seines Verstandes?

Lauter überspannte Ideen durchfahren sein Hirn, er ist meist stumm.

Ich habe gesehen, er geht überall frei herum, er steckt nicht in dem weißen Kittel der Irren, und Sie haben ihn in Ihren Gesellschaften, seine Krankheit ist also wohl für gehoben zu betrachten?

Das eben nicht; indeß ist sein Seelenzustand der Art, daß ihm ein Maaß Freiheit gestattet werden kann. Haben Sie die Güte, von dieser Erscheinung in meinen Gesellschaften nirgends etwas zu erwähnen, weil wir diese Erlaubniß nur auf eigene Verantwortlichkeit gestatten, sie geschieht gegen höhere Bewilligung.

Damit war das Gespräch abgebrochen.

Die Auskunft stachelte mehr meine Neugierde, als daß sie dieselbe befriedigte. Wie aber Licht bekommen! Waltete ein Geheimniß ob, wie ich vermuthete, so machte ich nicht mit Fragen eindringen, und ich hätte doch nicht die Wahrheit erfahren.

Bald darauf hatte ich mit dem Oberarzt zu sprechen. Willst doch auch einen Augenblick Kiril Iwanowitsch besuchen, dachte ich. So sey der Name Dessen, wo mir der Flügel eigentlich den größten Genuß gewährte.

Er kommt gleich zurück, hieß es, er wird sich sehr über Ihren Besuch freuen.

Ich setze mich an das Instrument. Kaum hatte ich einige Minuten gespielt, so tritt der junge Mann ein. Wir waren allein. Ich höre auf zu spielen, eine Unterhaltung mit ihm war mir jetzt lieber.

O wie bedaure ich, sagte er, daß Sie endigen, ich will mich lieber entfernen.

Ich bitte, bleiben Sie. Ich habe bemerkt, daß die Musik auf Sie einen schwermüthigen Eindruck macht.

Das ist gewiß. Die Sprache, in der Ihre Seele redet, ist mir verständlich, sie weckt Erinnerungen in mir, die mich durch und durch erschüttern, aber wenn Sie wüßten, welche Wohlthat Sie mir durch Ihr Spiel erzeigten, Sie würden in dem göttlichen Tonrausche fortfahren.

Dann thu' ich es gern. Sie spielen wahrscheinlich selbst?

Ich habe gespielt. Auch ich verstand meine eigenen Gefühle in das geheimnißvolle Reich der Töne zu gießen, aber ich würde den Resonanzboden zertrümmern, wenn ich fähig wäre, mit eigenen Fingern Mitgefühl auch nur dem todten Holze zu entlocken; die Welt hat mir mein Höchstes genommen, und will mich noch auf die unmenschlichste Weise zwingen, ihm zu entsagen, es zu verläugnen, die Welt ist todt für mich, ich verlange kein Mitgefühl.

In dem Gesicht des Unglücklichen lag nicht die

entfernteste Spur jener ausgeprägten Züge der Irren, tiefes Leiden hatte sich eingefurcht, und Sanftmuth war das Hauptgepräge unter Augen voll Feuer.

Es thut mir weh, sprach ich, ein schmerzliches Gefühl in Ihnen berührt zu haben.

Sie haben es ja nicht gern gethan, auch habe ich Vertrauen zu Ihnen, von meinen Aeußerungen, bitte ich, erwähnen Sie Kiril Iwanowitsch nichts.

Mich kennen Sie zu wenig oder eigentlich gar nicht, mich dünkt, ihm könnten Sie sich unbedingt vertrauen.

Er erleichtert sehr mein Unglück, und muß man dem Menschen nicht dafür danken, wenn er menschlich seyn kann?

Das Geschick muß grausam gegen Sie gewesen seyn, daß Sie, so scheint es, den Glauben an die Menschheit verloren haben.

Können Sie das jetzt schon errathen, was würden Sie sagen, wenn meine Seele sich Ihnen öffnen könnte.

Und das möchten Sie?

Ja! Doch Kiril Iwanowitsch kommt. Ich bitte, spielen Sie.

Er setzte sich in eine ferne Ecke. Ich spielte. Er entfernte sich.

Sprachen Sie mit Arsinow?

So wurde der seyn sollende Irre genannt und ich gefragt.

Wenig. Ich fragte ihn nur Einiges über Musik, da er mir viel Sinn für diese Kunst schon bewiesen hatte.

Wie finden Sie seine Antworten?

Abgebrochen, scharf.

So ist er immer.

Das Gespräch sprang gleich auf einen andern Gegenstand über. Erhielt ich nun nicht freiwillig weitern Aufschluß, so mochte ich auch mit Fragen nicht behelligen. Es gelang mir jedoch Einigemal an Gesellschaftsabenden Arsinow in die allgemeine Unterhaltung zu ziehen; und nie trat über seine Lippen ein Wort, in dem nicht die lautere Vernunft und hohe Bildung erkennbar gewesen wäre. Das Dunkel, welches sichtbarlich über ihn gehalten wurde, machte mich daher nur aufmerksender.

Eines Vormittags komme ich auch in das Hospital. Ich finde einen besternten, hohen Beamteten, der im Rufe ächt russischer Brutalität stand. Man sagt mir, daß er eben die Krankensäle besichtigt habe und nun zu den Irren wolle. Ich wurde gebeten, die Rundschau mitzumachen. Den Menschen seines göttlichen Lichts beraubt zu sehen, hatte für mich keine Anziehung, auch war ich schon früher in den Zellen der Irren gewesen, ich ging daher nur mit in den kleinen Garten am Irrenhause, begierig, welche psychologischen Bemerkungen von oben herabfallen würden.

Wie erstaunte ich, als ich Arsinow im langen weißen Kittel in der Schaar der unglücklichen Geisteskranken sah! Also hast du dich doch getäuscht! dachte ich bei mir selbst, er hat nur dilucida intervalla!

(Fortsetzung folgt.)

Die Krankheiten unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Beim Mädchen niedern Standes, wo die ganze Erziehung beabsichtigt, sie zur bürgerlichen Hausfrau zu bilden, und wo ein thätiges, arbeitsfrohes Leben die Phantasie in Schranken hält, finden wir daher weniger Unvermählte, so auch bei Völkern, deren Sitten einfach und naturgemäß sind, z. B. in der Schweiz, in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Der Augenblick kommt leider nur zu frühe, wo das Mädchen gewahr wird, daß die Jagd nach einem Ideale ein leeres Phantom, die Ausgeburt einer kranken Phantasie war, wo sie sich am heimathlichen Herde nicht mehr wohlfindet, wo sie ungekannte Genüsse des Lebens ahnt, wo sie das Bedürfniß empfindet, ihre Gefühle auszutauschen und ihre Gedanken mitzutheilen, wo sie sich selbst bei den glänzendsten Verhältnissen im großen Erdenrunde einsam und verlassen fühlt. Sie wünscht die Zeit zurück, wo sie noch wählen konnte, ja sie ist in ihren Forderungen an das männliche Geschlecht bescheiden geworden, allein die zerstörende Zeit hat sie gestempelt und die Jugendfrische ist entschwunden.

Der Augenblick naht sich, wo Naivetät in Koketterie sich verwandelt, die Frauenanmuth in Affektationen, die Eitelkeit in Gefallsucht, das Zartgefühl in Ziererei, wo eine künstlichere, sorgfältig gewählte Toilette natürliche Reize ersetzen soll, wo sie sich im bürgerlichen Leben, im Salon und in der Gesellschaft gekränkt und zurückgesetzt sieht, wo man ihrem Geiste alle Achtung zollt, doch ihren Umgang nicht mehr wie früher sucht, sie sieht ihre jüngeren Freundinnen zu Hymen's Fahnen eilen und Neid und Mißgunst fängt an in ihrem Herzen zu wurzeln, sie glaubt oft Beifall zu ernten, und mißfällt. Die Junge, Zeus besondere Gabe für das schöne Geschlecht, wird redseliger, und die harmlosen Plaudereien des Mädchens verwandeln sich in nichtssagende, gehaltlose Schwätzereien und noch häufiger in Klatschereien.

Sie fängt an, sich über die alte Jungfern lustig zu machen, und ihre Schwächen zu bekritteln, merkt

aber nicht, daß, was bei jenen ausgesprochen ist, bei ihr schon keimt. Der Mangel einer bestimmten Beschäftigung und das Verfehltseyn ihres Berufs fängt an, ihr klar zu werden, und die Feder soll ihr ersetzen, was ihr ein grausames Schicksal nicht gönnte.

Und wie viele geist- und gehaltlose Federqualen danken dieser Periode ihr Daseyn!

Das weibliche Geschlecht paßt nach meiner Ansicht so wenig zur Schriftstellerin, wie der Mann zur Hausfrau.

Das Eine ist so naturwidrig wie das Andere; man kann den Frauen nicht absprechen, daß sie sehr richtig fühlen und sehr schön sprechen, allein die Phantasie überflügelt gewöhnlich den Verstand, und da ihnen meistens die geistige und wissenschaftliche Ausbildung abgeht, so sind die Schriften der meisten Frauen wohl recht gefühlvoll, aber meistens gehaltlos.

Kann aber wohl die bewundertste Schrift die Mutterfreuden ersetzen, oder die geschmeichelte Eitelkeit schadlos halten für das Glück, sich wahrhaft geliebt im häuslichen Kreise zu sehen?

Der Unvermählten stehen noch zwei große Wege offen, wovon sie gewöhnlich den einen oder den andern betritt; der erste, ich möchte sagen die große Heerstraße, ist das Feld der Erziehung, und als Bonnen, Gouvernanten, Erzieherinnen überschwemmen die Unvermählten Europa. Auch hierin möchte ich behaupten, daß, wenn es nicht gelungen, sich selbst zur Mutter und Hausfrau zu bilden, es auch schwer fallen dürfte, diesen Zweck bei den Zöglingen zu erreichen. Der Unverstand der Eltern räumt überdieß besonders in den höheren Ständen den Personen, die sich dem Erziehungsfache widmen, eine so schwierige Stellung im Hause ein, daß sie oft höchstens als erste Domestiken angesehen werden, und ihr Loos gewiß kein beneidenswerthes ist.

Ein Ausweg bleibt noch der Unvermählten: sie opfert ihr Daseyn, das für sie werthlos und für die Mitmenschen nutzlos war, am Altar des Herrn.

Ein religiöser Drang ergreift sie, und unfähig, hienieden ihren Beruf zu erfüllen, glaubt sie sich auserkoren, für das bessere Leben Schätze zu sammeln.

So erhaben das Klosterleben ist für Personen, die aus Ueberzeugung und Selbstheiligung sich dem Dienste des Herrn weihen, so qualvoll und peinigend ist es für die, welche ohne Selbstprüfung aus gekränkter Eitelkeit der Welt entsagen.

So verdorren frühzeitig in den verschiedensten Lebensverhältnissen Herz und Gemüth der Unvermählten, der Lebensbaum entblättert sich und welkt blüthenlos, und blos in dem Schooße der Mutter Erde findet die Unvermählte Ruhe und Frieden, die sie hienieden nie gekannt, und selbst den letzten Gang ihres Lebens wandelt sie allein, nur die kalte, trockene Form begleitet sie.

Keine Thräne folgt ihr nach, kein theilnehmendes Herz folgt ihrer Bahre, selbst der kalte Leichenstein, um den kein Blümchen sproßt und keine Freundeshand Kränze der Erinnerung windet, zeigt dem müden Wanderer, daß hier ein Daseyn, das des Lebens Lenz nicht kannte, in stillem Frieden ruht.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die N. M. Ztg. bringt nun den umfassenden Bericht der Preisrichter über die bei der dramatischen Preiskonkurrenz in München eingelieferten Tragödien. Den Preisrichtern für die Tragödie wurden am 3. August 1857 113 Trauerspiele übergeben, welche zur Preisbewerbung eingegangen waren, wovon aber nur 102 zur Konkurrenz zugelassen wurden. Der deutschen Geschichte hatten 22 Dichter ihre Fabel entlehnt, der deutschen Sage vier. 19 Stücke behandelten antike Stoffe, 9 bewegten sich in der Sphäre des modernen Lebens. Verschiedene Stoffe lagen in mehr als einer Bearbeitung vor. Bei der mündlichen Abstimmung der Preisrichter wurden 19 Tragödien mit Stimmeneinheit als einer fernern Inbetrachtnahme vorzüglich werth bezeichnet. Eine spätere scharf eingehende Sichtung hob aus diesem weiteren Kreise wiederum folgende 9 Dramen als die bedeutenderen heraus: 1. Die Kaiserin Eudoxia. 2. Jenseits des Meeres. 3. Cajus Grachus. 4. Die Wittwe des Agis. 5. Appius Claudius. 6. Judith. 7. Sokrates. 8. Die Sabinerinnen. 9. Die Yglinger. Aus der daran geknüpften eingehenden Beurtheilung ergab sich der Antrag des Preisgerichtes, von den eingereichten Tragödien: 1) Die Sabinerinnen, 2) Die Wittwe des Agis zur Aufführung auf dem königl. Hof- und National-Theater zu bringen. Die Preisrichter (v. Schack, v. Geibel, v. Sybel) geben nun nach erfolgter Aufführung ihr schließliches Gutachten einstimmig dahin ab, daß die Tragödie „die Sabinerinnen“ die in dem Ausschreiben des Kapitels des Königlichen Maximilians-Ordens gestellten Anforderungen vollständig erfülle, und der Verfasser desselben des dort durch die allerhöchste Königliche Munifizenz in Aussicht gestellten Preises würdig zu erachten sey. Sie schlagen weiter für die Tragödie „die Wittwe des Agis“ eine öffentliche ehrende Erwähnung und Anerkennung vor. Nach den auf diesen Bericht Se. Maj. der König geruht hatten, die vorstehenden Anträge allergnädigst zu genehmigen, wurden am 2. Juni in Gegenwart Sr.

Majestät, des Vorsitzenden des Kapitels des Maximiliansordens und sämmtlicher Preisrichter die versiegelten Mottozettel eröffnet. Es ergaben sich, wie schon erwähnt, als Verfasser der Sabinerinnen Dr. Paul Heyse in München; als Verfasser der Wittwe des Agis Dr. Wilhelm Jordan in Frankfurt.

Die Gesellschaft der Taubenfreunde, die sich unter dem Namen Philoperisteron-Society vor einigen Jahren in London bildete, ist von großem Einfluß auf die Erhaltung kostbarer und auf die Erzeugung neuer Taubenarten gewesen. Sie besteht aus etwa 20 Mitgliedern, welche sich allmonatlich versammeln und ihre besten Tauben unter einander austauschen oder dieselben zur Fortpflanzung von seltenen oder zur Kreuzung von ursprünglichen Arten sich gegenseitig leihen. Die Luxustaubenzucht ist in England seit einigen Jahren ein Modezeitvertreib geworden, besonders unter den Damen. Die dadurch veranlaßten zahlreichen Nachfragen haben den Preis seltener Tauben sehr gesteigert. Dieß hat wiederum zur Gründung neuer Vereine von Taubenfreunden geführt und zu öffentlichen Taubenausstellungen ermuntert. Die „Philoperisteron-Society“ hat in denselben Gelegenheit gehabt, die Vorzüge ihres Systems aller Welt vor Augen zu bringen. Eines ihrer Mitglieder hat bereits zwanzig Preise, ein anderes, der Thiermaler Harrison Weir, außer zahlreichen Preisen drei silberne Becher gewonnen. Unter den Tauben, deren Seltenheit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht, stehen obenan die gelben Tauben eines Herrn Wicking, welche einen rosenfarbenen Kopf haben. Nicht minder merkwürdig sind dessen Eulentauben, ferner die Mandeltauben des Herrn Lucy, die scheckigen Springtauben des Herrn Eequ lloint, die Wandertauben des Herrn Huper. Die Taubenzucht erfordert wenig Ausgaben, wenn die ersten Ankäufe gemacht sind; auch ist die darauf zu verwendende Sorge nicht groß. Aus diesem Grunde ist auch keine Art des Geflügels verbreiteter und beliebter als die Tauben. Dazu kommt, daß die Taube durch die fast unendliche Mannigfaltigkeit ihrer Formen und Farben dem Freunde der Natur nicht nur immer neues Vergnügen gewährt, sondern ihn auch zu immer neuen Beobachtungen und Studien treibt. Sonderbar ist es, daß in der Stadt London, obgleich dort viele Tausende von Tauben gezogen werden, die Zucht doch wenig Ausgezeichnetes liefert. Die „Philoperisteron-Society“ schreibt das der Unkenntniß der Taubenzüchter zu und hat deßhalb auch monatliche Ausstellungen angeordnet, um die Züchter zu besseren Leistungen anzuspornen.

Vor Kurzem ist die Rangliste der französischen Armee erschienen. Die französische Armee zählt zur Stunde zehn Marschälle: Prinz Jerome Napoleon, Reille, Vaillant, Magnan, Castellane, Baraguay d'Hilliers, Pelissier, Randon, Canrobert, Bosquet. Die Zahl der Divisionsgenerale beläuft sich auf sechsundachtzig, die der Generalmajore (maréchaux de camp) auf hundertundsiebzig. Die Garde besteht aus: 1 Regiment Gendarmerie, 3 Regimentern Grenadiere, 4 Reg. Voltigeurs, 1 Bataillon Jäger, 1 Reg. Zuaven, 2 Reg. Kürassieren, 1 Reg. Dragoner (dragons de l'Emperatrice), 1 Regiment Lanciers, 1 Reg. Chasseurs, 1 Reg. Guiden, 1 Artillerie-Reg. zu Fuß und 1 Artillerie-Regiment zu Pferd. Die Infanterie zählt 100 Regimenter, 20 Jägerbataillone, 3 Zuaven-Regimenter, 3 Bataillone leichter afrikanischer Infanterie, 2 Fremden-Regimenter, 3 Regimenter eingeborener (afrikanischer) Tirailleurs. In diesen letzten drei Korps sind die höheren Offizierstellen von Franzosen besetzt, die Lieutenants und Unterlieutenants sind zum Theil Franzosen, zum Theil Araber. Die Reserve- (d. i. schwere) Kavallerie besteht aus 2 Karabinier- und 10 Kürassier-Regimentern, die Linien-Kavallerie aus 12 Dragoner- und 8 Lancier-Regimentern, die leichte Kavallerie aus 12 Chasseur- und 8 Husaren-Regimentern. Außerdem gibt es in Afrika 3 Regimenter Chasseur d'Afrique und 3 Spahi-Regimenter. Die französische Armee hat schließlich 3 Genie- und 17 Artillerie-Regimenter. Die Adelstitel sind in der Rangliste nur bei den Generaloffizieren angeführt. Einen besondern Abschnitt bilden die fünf großen Armee-Kommandos.

Charade.

(Zweisylbig.)

Von einem viergetheilten Wesen
Von jeder die Erste ist's Viertel gewesen;
Darinnen geht zu Bett zur Nacht
Der zweiten Mutter, legt ab die Pracht;
Und manchmal entsteht, wenn sie gegangen,
Das Ganze daraus mit lichtem Prangen.

Auflösung der Charade in Nro. 133:

Rechtschaffen.

Redakteur: Gustav Meffert
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 140 Montag, 14. Juni 1858.

Die Flucht aus dem Irrenhause.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Aerzte ihr Gutachten über einzelne Kranke abgegeben hatten und zu Arsinow kamen, lehnte dieser die Stirn in die Hand an eine Birke, um Niemanden zu sehen. Der hohe Besichtiger sagte „das Lied über Den kenne ich schon, der wird wohl nicht eher zu Verstande kommen, bis er da drüben liegt.“ — Er zeigte auf den Kirchhof hin auf der andern Seite des Gartens, und fuhr dann fort: „er magert doch entsetzlich ab, ist er denn auf gar keine vernünftigern Gedanken zu bringen?“

Nein, nahm Kiril Iwanowitsch das Wort vor den Aerzten, er bleibt bei seinem Satze.

Man verließ diese Abtheilung.

Jetzt trat ich zu dem Unglücklichen, der seine Stellung nicht verändert hatte.

Ist Ihnen nicht wohl, lieber Arsinow?

Er blickte auf.

Gott hat mir wieder Kraft gegeben, sprach er halblaut, den Anblick eines meiner Teufel zu ertragen, der Satan hat Recht, da drüben endet mein Leiden.

Er verließ mich rasch in heftiger Aufregung. Ich holte einen Arzt ein.

Das Uebel Arsinow's, wie ich hörte, scheint unheilbar zu seyn, redete ich zu ihm.

Der Arzt sah sich erst um, dann: scheint! ja wohl scheint, man könnte aber auch über manchen Schein selbst wahnsinnig werden. Ich bitte Sie, beobachten Sie den lieben, jungen Mann, ob Sie je von ihm ein unverständiges Wort hören werden.

Wie lange ist er in der Anstalt?

Drei Jahre, und diese Spanne Zeit hat den höchstens dreißigjährigen schönen, robusten Mann zum Skelett gemacht.

Andere nahten, das Gespräch war zu Ende.

Immer höher stieg meine Theilnahme an dem Unglücklichen, allein ich wußte, daß ich auf dem Wege der bloßen Bekanntschaften zu keiner Gewißheit gelangen konnte, im Gegentheil durfte ich mir sagen, daß man Grund habe, mit unrühmlichen Geheimnissen selbst gegen Freunde hinter dem Berge zu halten, so wenig man sich auch in Rußland einer begangenen Sünde schämt, wenn sie nur gelungen ist.

Am befreundetsten im Hospital war ich mit der Familie des Oberarztes, mit der ich auch in andern Gesellschaften zusammentraf. Möglich, daß mir von da ein Lichtstrahl zufiel. Behutsam rückte ich einst dem Gegenstand meiner Neugierde näher, und die Tochter vertraute mir: Arsinow ist nur ein aufgedrungener Name, um ihn Nachforschungen zu entziehen. Seine wahre Familie wissen wir nicht, nur Kiril Iwanowitsch ist wahrscheinlich in Alles eingeweiht. Arsinow wurde vor drei Jahren des Nachts in die Irrenanstalt gebracht. Papa fand ihn am Morgen noch die Hände auf den Rücken geknebelt. Da er in ihm einen völlig gesunden Mann entdeckte, so erklärte er, daß er sein Gewissen damit nicht beflecken werde, denselben in die Kur der Irren aufzunehmen. Man war daher genöthigt, Arsinow nur als „dem Hospital übergeben“ einzuschreiben. Sie sehen ihn daher in seiner feinen Kleidung, allein aus Furcht vor einem mächtigen Großen, den ich nicht kenne, durch den er mit Gewalt in die Irrenanstalt geliefert worden, muß er bei Revisionen die Kleidung der Kranken anziehen, oder er setzte sich der abscheulichsten Mißhandlung aus, die man, unter dem Vorgeben, er sey wahnsinnig und müsse streng behandelt werden, leicht bemänteln könnte. Seine Familie mag reich seyn, denn, wie Papa gehört hat, haben Vermögensangelegenheiten sein Unglück gegründet. Doch auch die Liebe zu einem Fräulein muß mit im Spiele seyn, denn dahinter bin ich gekommen. Er war erst einige Monate hier, als ich mit einer Freundin im Hintergarten bin. Wir hören in der Nähe laut weinen. Arsinow stand im Garten der Irren, rang die Hände, blickte zum Himmel und rief wie in Verzweiflung: O Gott, Antonia! O Gott, meine Antonia! Er spricht mit Niemand, all' sein Leiden trägt er verschlossen in sich. Hülfe scheint unmöglich zu seyn, wenigstens ist Papa mit einigen Versuchen gescheitert.

Dieß Wenige von dem Geheimnisse blieb in meiner Brust vergraben. Lange ging ich nicht in das Hospital. Ich grollte Kiril Iwanowitsch, weil ich ihm nun Mitwissenschaft an einem Verbrechen vorwerfen konnte, obgleich ich genug Augenzeuge gewesen war, daß er das Loos Arsinow's erleichterte. Der Gedanke, einem Verstandesgesunden, Gebildeten die Gesellschaft der Wahnsinnigen anzuweisen, schlug immer wie ein zorniges Meer empörte Wellen in mir, und zu helfen wußte ich ebenfalls nicht, besonders bei dem gänzlichen Mangel an Kenntniß näherer Familienverhältnisse des unglücklichen Arsinow.

Ich wich endlich den wiederholten gutgemeinten Vorwürfen über mein Ausbleiben, um auch die gefolterte Seele einmal wiederzusehen. Bei meinem nächsten Besuch hörte ich, daß Arsinow krank sey. Doch nach einer Weile ließ er fragen, ob es ihm erlaubt sey, zuzuhören, wenn ich spiele. Es ward gern bewilligt. Sieh, doch, sagte Kiril Iwanowitsch, er ist seit Wochen nicht aus der Stube zu bringen gewesen, jetzt hört er, daß Sie da sind, und gleich hat er gesunde Beine bekommen.

Bald darauf trat er ein. Sein gutmüthiges Gesicht drückte Freude aus, mich wiederzusehen. Sie verzeihen meine Zudringlichkeit, sprach er, ich glaubte fast, Sie könnten mich gesund spielen.

Ihre Wiederherstellung wird den Aerzten auch gelingen.

Ich bin eine zu schwere Aufgabe, antwortete er, für die Aerzte, jeder bringt sich durch die Kur an mir um den besten Ruf.

Wie ein Blitz fuhr es jetzt durch meine Seele, es frische vielleicht sein trauriges Daseyn an, wenn ich ihm zu verstehen gebe, daß ich etwas von seinen Verhältnissen wisse, vielleicht wecke es sein Vertrauen zu mir, und rege wieder Hoffnungen in ihm an, die erloschen zu seyn schienen. Ich antwortete ihm daher:

Sie machten mich ja eben auch zum Arzt, bin ich denn ebenfalls der Stümper, der sich an Ihnen zu Schande kurirte?

Ich habe gesagt, Sie könnten mich fast gesund spielen, Sie thun es aber nicht.

Meine Heilmethode gründet sich nicht auf Musik. Ich bin kein Arzt von einer Universität privilegirt, Menschen zu tödten. Ich heile sympathetisch durch Glauben, ich frage nicht einmal, worin die Krankheit besteht.

Ich würde um den Versuch bitten, sagte Arsinow, wenn ich nicht für Ihren Ruf fürchtete.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krankheiten unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Die Scheinehe.

Selbst ein so himmlisches Paar fand nach der Verbindung sich ungleich
Psyche war älter und klug, Amor ist immer noch Kind.

Die Erschaffung des Menschen, wenn wir sie vernünftig betrachten, fordert die Ehe als das Zusammenschmelzen zweier Persönlichkeiten in eine, oder das Aufgeben einer Person in der andern, und zwar nur die monogamische Ehe, denn nur in der Gemeinschaft zweier gleichgesitteter Persönlichkeiten ist Entwicklung and Vervollkommnung des Individuums und Veredlung des Menschengeschlechts möglich.

Die Heiligkeit der Ehe bewahrt die Völker stark und mächtig, und die Polygamie war ohne Zweifel Mitveranlassung zur Demoralisirung des Menschengeschlechts und dadurch zur Erzeugung der farbigen Racen.

Betrachten wir den erhabenen Zweck der Ehe, das Sakrament, das sie heiligt, die Pietät, die sie durchdringen soll, und die Wirkungen auf die Familie, den Staat im Kleinen, so kommen wir zu dem Schlusse, daß im Spiegelbilde der Ehe und in der Art und Weise dieser Verbindung der Keim zum Wohl und Wehe der Nationen liegt. Wenn unsere Zeit daher von Krankheiten aller Art wimmelt, so bietet die Ehe in ihrer Abnormität als Scheinehe die ergiebigste Quelle zu diesen Erkrankungen, und zwar in leiblicher und geistiger Beziehung, und alle Tugenden, die sich in der ideellen Ehe durch die Vollendung der individuellen Persönlichkeit entwickeln sollen, verwandeln sich in Laster.

Die Ehen werden im Himmel geschlossen, so sagt ein altdeutsches Sprüchwort, und die tägliche Erfahrung lehrt uns, daß die meisten Ehen aus Spekulation geschlossen werden, nur ist es in der Regel eine unglückliche.

In vielen Familien, besonders wo viele Mädchen im reifern Alter sind, und dadurch die noch eitle Mutter an den Flügellauf der Zeit erinnern, ist es eine Art Fieber, die Kinder zu verheirathen; Tante und Base werden in Bewegung gesetzt, Verbindungen aller Art eingegangen, Kränzchen besucht und Bälle gegeben, und die guten Eigenschaften oder Kunstfertigkeiten der weiblichen Sprößlinge zur Schau getragen, um doch ein Kind wenigstens, wie man sich einbildet, glücklich zu machen. Endlich glaubt man bemerkt zu haben, daß ein junger Mann, der kaum sich zu versorgen im Stande ist, Interesse für eines der Kinder fühle. Man fordert

eine Erklärung; und ohne den Charakter und die Sittlichkeit desjenigen nur im Mindesten zu prüfen, dem man sein Kind anvertrauen will, schreitet man zur Verlobung, denn Wonne erfüllt das Mutterherz, im schwer rauschenden Seitenkleide dem Kreise ihrer Bekannten den Brautstand ihrer Tochter zu verkünden.

Diese Blüthenzeit, wo einst Bräutigam und Braut nur in einer Phantasiewelt geschwelgt, existirt nicht mehr, denn der junge Mann hat außer der jungen Liebe noch sein Theater, seine Kameraden, seine Spielpartie, die er nicht gerne seiner Braut opfert, und so wird die Zeit der jungen Liebe nach Kräften abgekürzt. Endlich erscheint der Tag der heißersehnten Wünsche, die Ehe wird am Altare geschlossen und Kirche und Staat besiegeln den Bund.

Das Weib ist ohne Zweifel größtentheils für die Ehe geschaffen, um den Zweck ihrer Schöpfung zu verwirklichen, sie soll glänzen am häuslichen Herd, um als liebende Gattin dem Manne die Kraft zu geben, die Mühseligkeiten dieses Lebens zu ertragen, und in ihren Armen frischen Lebensquell zu trinken, und sie soll als zärtliche Mutter den Keim zur Veredlung ihrer Kinder legen.

Das Leben eines Weibes verspricht ein Vaudeville oder ein Lustspiel zu werden, und wie viele Dramen und Trauerspiele werden im engern Familienkreise gespielt, die verhüllt vor den Augen der Welt sich erst dem Arzte am Sterbebette kundgeben, und wie viele Leiden erzeugt die Kälte und Rohheit des Gemahls, für welche die Kunst kein Mittel hat!

Viele Ehen werden in unserer Zeit bloß aus Oekonomie geschlossen; der Mann wählt sich eine Gefährtin, um die Lasten der Existenz sich zu erleichtern, sie ist ihm eine Art Dienstbote und er hofft billiger leben zu können, wenn die eigene Gattin die Stelle einer weißen Sklavin vertritt. Seine Gattin wird wie ein Zugthier in das Joch der häuslichen Berufsgeschäfte eingespannt, jede Stunde hat ihre Arbeit, und derlei Ehen sind ein Frohndienst.

Sie sind sehr häufig in den Klassen, wo bei den jetzigen Theuerungsverhältnissen die Subsistenzmittel nicht genügen (z. B. bei kleineren Beamten, nicht bemittelten Handwerkern), und mit wie vielen Entbehrungen an allen Lebensfreuden und welch' qualvoller Existenz büßen solche Frauen die traurige Errungenschaft des ehelichen Standes! Vermehrt sich die Familie, so vermehren sich auch die Sorgen, und jede Mutterfreude wird die Quelle der bittersten Leiden. Solche Frauen führen hienieden ein wahres Martyrerthum, denn der Mann erheitert sich doch dann und wann in lustiger Gesellschaft und vergißt darob des Lebens bitteren Ernst; nur das Weib sitzt beim Talglicht und näht bis in die Nacht hinein, daß sie erblinden möchte, und des Hahnes erstes Krähen findet sie schon im Hause beschäftiget. Wohl ihr, wenn nicht Rohheit und Trunksucht oder Lüderlichkeit ihres Mannes noch mehr Wermuth in ihren Lebenskelch leeren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Der todte Schlemmer.] In dem russischen Gouvernement Kasan wird jeder Verstorbene ohne Unterschied mit Geld zu kleinen Ausgaben versorgt. Diese Sitte gibt manchmal zu komischen Vorfällen Anlaß, wie der folgende einer war. Ein reicher Familienvater starb und man legte 100 Rubel zu ihm in den Sarg. Taugenichtse, die davon Kunde erhielten, gruben das Grab wieder auf, erbrachen den Sarg, nahmen das Geld heraus, setzten den Todten aufrecht und steckten ihm in eine Hand Karten, in die andere ein Fläschchen Wein. Darauf gingen sie und sagten seinen Angehörigen, ihr respektiver Gatte und Vater führe eine liederliche Existenz unter der Erde. Die ganze Gemeinde eilte auf den Kirchhof, sah den Verblichenen mit jenen zwei Attributen eines Zechbruders und fand keine Kopeke bei ihm, er mußte also das ganze Kapital schon verprasst haben! Man ermahnte nun den Leichnam ernstlich, einem so skandalösen Wandel zu entsagen und sich ehrsam aufzuführen; dann erhielt er eine neue Summe Geldes, und das Grab wurde zugeschüttet. Die Gaudiebe gruben ein Zweitesmal nach, nahmen das Geld und zeigten der Familie an, ihr entarteter seliger Papa fahre fort, zu zechen und Karten zu spielen; aber diesesmal ging eine Anzahl respektabler Leute, mit Peitschen versehen auf den Gottesacker; man ertheilte dem verstockten Sünder eine tüchtige Tracht Hiebe und versenkte ihn dann, ohne einen Heller beizulegen. Seitdem hat der Verstorbene sich musterhaft aufgeführt.

[Eine souveraine Versammlung.] Die Landgemeinde in Glarus, welche am Sonntag Exaudi abgehalten wurde, hatte über ein Forstgesetz zu entscheiden, daß äußerst wohlthätige Verbesserungen der Forstwirthschaft ins Leben führen sollte. Es regnete stark, und der nasse Hut machte das souveraine Volk unwirsch. Vor allen Dingen wollte die versammelte Menge kein Vorrecht der Schirme dulden. „Die Schirme abe!“ war der Ruf. Als der Landamann auf der Bühne erschien und der Waibel ihm einen Schirm anbot, ertönte ebenfalls jener Ruf, und der Landammann wies den Schirm

zurück. Was brauchen wir Forstmänner? meynte das Volk. „Wenn Alles Herren wären,“ sagte ein bekannter glarnerscher Volksredner, der sogenannte Nagelsepp, „so ließe sich schon ein solches Gesetz machen; allein die meisten müssen in's Holz, und für diese ist die Beschränkung nicht praktisch.“ Nicht einmal Prämien für die Gemeinden, welche den Wald in Ordnung halten, wurden beliebt. „Wir wollen keine Anhänker“, hieß es. Der Volkseigensinn entschied; ein Wald von aufgehobenen Händen verwarf das wohlthätige Gesetz, welches man unter lautem Jubel „den Bach abe“ schickte. Der gleichmachende Regen hatte gesiegt, und das Volk, naß bis auf die Haut, freute sich, gezeigt zu haben, wer Meister im Lande sey.

Nach dem neuesten, bis Ende April fortgeführten Militärschematismus zählt die österreichische Armee zur Zeit 4 Feldmarschälle Erzherzog Johann, Fürst Windischgrätz, Graf Nugent und Graf Wratislaw), 15 Generäle der Kavallerie, resp. Feldzeugmeister in Aktivität, 19 in Nicht-Aktivität, 112 aktive Generalmajors. Die Kriegsmarine besteht aus 1 Linienschiff, 4 Segel- und 3 Propeller-Fregatten, 5 Segel- und 2 Propeller-Schoonern, 3 Goeletten, 4 Brig-Schoonern, 16 Kanonenschaluppen, 16 Penichen, 7 Transportschiffen, 3 Lagunenfahrzeugen und 11 Jollen.

[Schullehrer-Einkünfte in Kahlberg.] Kahlberg ist ein seit einigen Jahren entstandenes Seebad auf der frischen Nehrung, eine kleine, größtentheils auf „kahlem Sandberg“ liegende Ortschaft. Der Magistrat von Danzig, als Grundherr des zum Danziger Territorium gehörenden Ortes, bietet die dortige Lehrerstelle aus und offerirt dem, der sie annehmen will, folgende Einkünfte: 15 Schock und 45 Bund Binsen (wir bitten nicht „Linsen“ zu lesen), 186 Portionen Fische, die Portion mit 7½ Sgr. veranschlagt, — Nutzung von 1 Morgen Ackerland, wohl zu merken auf der Sandfläche, auf der nicht viel wachsen dürfte, und 116 Thaler baares Geld, wovon aber 74 Thaler abgezogen werden als Pension für den seitherigen Lehrer.

Auf der Berlin-Hamburger-Eisenbahn hat man seit einer Zeit einige „Damen-Coupees“ eingerichtet, die als solche von außen bezeichnet sind. Die „Hamburger Reform“ zollt dieser Neuerung ihre vollste Anerkennung, indem sie bemerkt: Manche Dame ist gezwungen, allein eine Reise zu machen, und da kann ihr diese Einrichtung nur äußerst lieb seyn; andere, die sonst nicht reisen würden, werden nunmehr eine Reise allein zu unternehmen nicht scheuen, wenn sie wissen, nur mit Personen ihres Geschlechts unterwegs zusammen zu seyn, und so wird die Eisenbahn-Verwaltung auch Vortheil von der neuen Idee haben.

Aus China wird berichtet: „Dem Kriegs-Dampfer „Nimrod“ widerfuhr auf dem Minflusse bei Shanghai am 16. März im tiefen Wasser das seltsame Ereigniß einer so heftigen Erschütterung, als sey das Schiff auf einen Felsen aufgestoßen. Bei näherer Untersuchung ergab es sich indeß, daß der Dampfer einen großen Wallfisch fast mitten durchgefahren hatte, dessen Blut alsbald das Wasser roth färbte. Der Stoß war so heftig, daß die Maschine einen Augenblick zum Stehen gebracht wurde.“ —

[Eine Maßregel gegen schlechte Kunden.] Ein Schneidermeister im Städtchen Waltershausen (Gotha) macht im Wochenblatte bekannt, daß er diejenigen seiner Schuldner, die ihn binnen einer gewissen Frist nicht befriedigt haben würden, meistbietend verauktioniren und deshalb dann das Verzeichniß der Säumigen zu Jedermanns Ansicht auslegen werde.

In Mecklenburg wird seit einiger Zeit der Ausbildung der Soldaten im Singen geistlicher Musik große Aufmerksamkeit geschenkt. Für die Schweriner Garnison ist in dieser Hinsicht auf Spezialbefehl des Großherzogs die Anordnung von drei Militär-Gesang-Chören zu je 20 Stimmen getroffen, welche die Bestimmung haben, bei militärisch-kirchlichen Gelegenheiten, besonders beim Feldgottesdienste, zu wirken.

Ein Schweizer Blatt meldet: „Die Familie des Maire Sandoz von Chaux-de-fonds auf der spanischen Insel Portoriko hat ein entsetzliches Unglück betroffen. Im Seebad bei Humacao wurden die Frau und vier Töchter von der Fluth überrascht und fortgerissen. Einem Herrn, der mit einer Familie in La Chaux-de-fonds verschwägert ist, gelang es, die Gouvernante zu retten, aber Madame Schmalz-Sandoz mit ihren vier Nichten verschwand unter den Fluthen, und als der Retter nochmals nachstürzte, verschlang auch ihn die Tiefe.“

Redakteur: Gustav Meßert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 141 Dienstag, 15. Juni 1858.

Die Flucht aus dem Irrenhause.

(Fortsetzung.)

Einer der Hospitalärzte setzte den Scherz fort und redete Arsinow zu:

Nehmen Sie nur die Kur an, wenn dergleichen Glaubensmittel nichts helfen, so schaden sie wenigstens nicht.

Das laß ich mir nicht zweimal sagen, rief ich. Ich bitte um ein Blättchen Briefpapier.

Von dem Blatte schnitt ich ein winziges Streifchen, stellte Arsinow in die Nähe einer Wandlampe und sagte:

Ich verschreibe Ihnen meine drei Engel, die mit mir den Bund zum Wohl der Menschheit geschlossen haben, mit der einzigen Bedingung, daß Sie dieß Rezeptchen den gegenwärtigen Herren Aerzten nicht zeigen, weil ich sonst meine Praxis verliere. Ferner, wenn Sie gelesen haben, und wahrhaft religiös an diese Dreieinigkeit und Dreiheiligkeit glauben, dann verbrennen Sie das Streifchen am Licht und reiben sich die Asche in die Haare; die heilsame Wirkung wird nicht ausbleiben. Wollen Sie sich meiner Kur unterwerfen?

Von Herzen gern!

Nach allerlei Faxen schrieb ich nun auf das Papierstreifchen die drei Worte: „Antonie, Vertrauen, Ruhe", gab sie Arsinow, und ging unter Murmeln lateinischer Wörter dreimal um ihn herum.

Arsinow sah mich mit starren Augen an, er drehte das Streifchen Papier zusammen, legte es auf die Zunge und verschluckte es.

Na, sagte lachend ein Arzt, wenn drei Engel im Leibe nicht helfen, so schlägt keine Kur an, im Magen müssen die himmlischen Wesen noch weit bessere Dienste thun, als nur in den Haaren.

Während wir Alle über die Posse fortscherzten, sah ich meinem Patienten an, daß ich das richtige Medikament getroffen hatte.

Nach etwa 14 Tagen besuchte mich der Oberarzt des Hospitals.

Herr Kollege, sagte er, mich treibt heute die edelste Eigenschaft der Aerzte zu Ihnen, der Brodneid. Ich fange an, für meine Praxis besorgt zu seyn, wenn alle Ihre Kuren so ausgezeichnet und so wohlfeil sind, wie Sie bewiesen haben. Was haben Sie mit Arsinow gemacht! Der Mensch lebt auf, sucht Unterhaltung, die er sonst floh, hat um Schreibmaterial gebeten, welches bewilligt ist unter der Bedingung, keine Briefe zu schreiben. Er macht kleine philosophische Aufsätze, die von großer Geistesbildung und von einem tiefen Gemüth zeugen. Bei Ihrer Kurmethode ist mir eingefallen, ob Sie nicht etwas von den Verhältnissen des unglücklichen Mannes wissen.

Ich weiß nichts, antwortete ich, und wenn ich etwas wüßte, meinen Sie, daß ich es einem Mitgliede des beaufsichtigenden Personals vertrauen würde, denen allen unmöglich entgangen seyn kann, daß Arsinow die vollkommenste Verständigkeit besitzt? Wem dieß nicht entgeht, der wird doch wohl folgern, daß eine unerhörte Schurkerei ihn zu dem grausamsten Loose verdammt hat? Denn gehört nicht eine ungewöhnliche Geisteskraft dazu, um in solcher Gesellschaft nicht selbst Das zu werden, was sie wirklich ist?

Ich habe diese Lauge von Ihnen erwartet, erhielt ich zur Antwort, weil Sie vorauszusetzen Ursache haben, daß ich oder die andern Aerzte in die Verhältnisse dieses Mannes eingeweiht wären. Darin irren Sie, keine ärztliche Hand rührt in diesem Unglück, es ist Administrativsache, und wissen Sie nicht selbst, daß in Rußland der Fluch auf den Menschen ruht, schlaue Klugheit auf Kosten des Herzens zu üben, wer auf einem Beine wenigstens stehen bleiben will?

Der Arzt erzählte mir hierauf von Arsinow, was ich bereits erfahren hatte. Dann fuhr er fort:

Rücken wir nun für eine gute Sache näher zusammen. Arsinow hegt zu Niemand Vertrauen, Ihnen folgt er wie ein Schatten einem erleuchteten Gegenstande, sobald er hört, daß Sie im Hospitale sind. Benutzen Sie dieß, vielleicht bringen Sie ihn zum Sprechen, doch muß das schwarze Tuch, welches über ihn gehängt ist, mit der größten Behut-

samkeit gehoben werden, wenn ein Rettungsplan gelingen soll, die Gegner sind nicht ohnmächtig, einen kenne ich, den Graf A.

Es ist eine Seltenheit, versetzte ich, wenn der Zufall will, daß ich eine Minute mit Arsinow allein bin, seine strenge Bewachung ist mir nie entgangen.

Ich werde Ihnen die Gelegenheiten, mit ihm zu sprechen, zu erweitern suchen, obzwar nicht in meiner Wohnung. Erst muß Arsinow wieder Hoffnung hegen und Vertrauen zu Ihnen fassen, denn sein Glaube an die Menschheit ist vernichtet. Erst wenn wir Gewißheit von seinen Familienangelegenheiten haben, läßt sich an Plan und Ausführung denken. Nach der Gunst der Mächtigen haben Sie nichts zu fragen, Sie sind gedeckt, darum Handschlag zur Hülfe.

Wie gern schlug ich ein, besonders da mir die Möglichkeit eines Gelingens durch die Verbindung des ausgezeichnetsten Arztes der Stadt, in den höchsten Familien accreditirt, so klar vor Augen lag.

Bei jedem meiner künftigen Besuche im Hospital sah ich nun Arsinow, bisweilen Augenblicke allein, doch ich bemerkte auch den Kampf in ihm, ob er es noch einmal wagen solle, Menschen zu vertrauen. So waren wir einst wieder allein, dennoch redete er nicht. Ich mochte wieder an seinem Vertrauen nicht schütteln. Muß Zutrauen nicht von selber zufallen, wenn es wahrhaft reif seyn soll?

Endlich, als ich stumm ihm die Hand reiche, wirft er sich mit hochgehender Wallung an meine Brust.

Gibt es noch ein Menschenherz für mich? sprach er mit einem Ausdruck, der mich im Tiefsten des Herzens erschütterte. Es sey mein letztes Wagstück! Leben oder Sterben! Verbergen Sie dieß!

Er drückte mir ein Blättchen Papier in die Hand, und kaum hatte ich seine Aufregung einigermaßen beschwichtigt, so ward die Scene unterbrochen.

Zu Hause las ich:

„Gibt es denn in der Welt noch ein Herz offen dem Unglück? Ich glaube es in Ihnen gefunden zu haben. Mein Leben ist eine Reihe von Verrath, vollenden Sie diese Kette, indem Sie diese Zeilen, wenn Sie wollen, nur zeigen dürfen, und ich sterbe dann durch für mich bereitstehendes Gift. Der Tod wird mir dann eine Wohlthat seyn, die ich mit Freuden empfange. Ich habe durch diese Zeilen einen erzwungenen Eid gebrochen, Gott wird mir vergeben. Für mich habe ich nichts zu erflehen, ich bitte für einen Engel. Haben Sie das Gemüth und den Muth, diese reinste Tugend der Erde retten zu wollen, so schreiben Sie mir nicht, denn man ist jetzt mehr als sonst aufmerksam auf jede meiner Bewegungen, und in meiner Zelle werde ich bis in die Falte jedes Kleidungsstücks untersucht. Ein Blick von Ihnen wird hinreichen, mir zu sagen, ob sie entschlossen sind, die Bitte eines höchst Unglücklichen, aber ebenso Unschuldigen zu erfüllen, er wird hinreichen, mich zu bestimmen, Ihnen eine Adresse anzuvertrauen. Doch nehmen Sie Rücksicht auf sich selbst.

Nikolai Alexandrowitsch.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Krankheiten unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Die stille Dulderin, wenn sie mit Religiosität die Ehe eingegangen, erträgt sogar körperliche Mißhandlungen, und ihr Leben oder das ihrer Kinder muß bedroht seyn, bis sie zum weltlichen Arm der Gerechtigkeit ihre Zuflucht nimmt.

In dieser Klasse schwingt Freund Sensemann mit gieriger Hast sein Mordinstrument, und die Tuberculose, Krankheiten aller Art werden die Wege der Erlösung aus diesem irdischen Jammerthal, für diese Opfer einer unglücklichen Ehe.

Die Noth ist nicht der Uebel größtes, und Nahrungssorgen sind nicht die bitterste Medizin in Hymen's Tempel.

Das Mädchen opfert sich ganz dem Manne ihrer Wahl und verlangt als Seelenspeise: Gegenliebe. Wie viele Wesen voll Edelsinn und Gemüthsreinheit, ausgestattet mit trefflichem Körper, schönen Anlagen und voll Durstes nach geistiger Entwickelung, sind in der Ehe angekettet für immer an Männer, die weder ihre Gedanken verstehen, noch ihre Gefühle theilen, und die als vertrocknete Berufsmenschen die Monotomie ihres Bureaulebens in das Familienleben übertragen. Solche Ehemänner schenken nur die Zeit ihrer Familie, die sie müssen; das Amt, das Gast- und Kaffeehaus nehmen den größten Theil ihrer Zeit in Anspruch; die Ehe ist für sie bloß ein Gesellschaftsband, eine Art Geschäftsverbindung, wo der Mann der Frau das gewährt, was zum Leben unentbehrlich ist, und von ihr fordert, was sie nach ihrer Erziehung leisten kann. Hatte das Mädchen nun im väterlichen Hause eine feinere Erziehung genossen, war in ihr das Bedürfniß erwacht nach Mittheilung und nach Austausch der Ideen, wie isolirt muß sie sich dann in dieser Verbindung vorkommen, wo jeder Tag neue Blüthen von ihrem Lebensbaum abstreift, und wo die rauhe Wirklichkeit alle ihre Ideale vernichtet:

Das Weib bedarf der Liebe als Grundelement für ihre Existenz, ihre Welt ist ihr Haus, darum liebt sie nächst Gott ihrem Mann und ihre Kinder glühend. Die Nichterwiderung dieser Neigung und die Kälte und Frostigkeit der sanst in ihren äußern Verhältnissen achtbaren Ehemänner der Neuzeit verletzt sie in ihrem Innersten, und zerstört die Ruhe und den Frieden ihrer Seele. Der Egoismus hat sich so der meisten Menschen bemächtigt, daß für viele die Frau bloß ein neues Spielzeug ist, was sie nur so lange freut, als es ihnen Zerstreuung gewährt, und mit der Gewohnheit verschwindet der Reiz der Neuheit.

Wie wenig Männer geben sich die Mühe, den Charakter ihrer Frauen zu erforschen, und bestreben sich, nachsichtig mit ihren Schwächen zu seyn, und zu meiden, was ihnen wehe thut oder ihr Innerstes verletzt!

Bei wie vielen Ehen, die aus Interesse geschlossen wurden, soll das Weib nur das Mittel seyn, um dem Mann seine Carriere zu erleichtern und den Grundstein seines sogenannten irdischen Glückes zu legen! Ihr Vermögen soll dazu dienen, ihm Freunde und Protektion zu erwerben, und im Verweigerungsfalle klagt er sie noch der Rücksichtslosigkeit, der Undelikatesse an. Dürfen wir uns daher wundern, wenn die Zahl der glücklichen Ehen so gering ist, und wenn in ihnen so häufig der Keim zur Erkrankungen aller Art, besonders Herz- und Gemüthskrankheiten, gelegt wird?

Das Weib hat in der Regel so viel moralische Stärke, um ihr Unglück zu verbergen, und nur in den seltensten Fällen gibt sie die Schande ihres Gatten, wenn derselbe ausschweifend ist, kund, und dringt auf Scheidung. Solche Ehen können auch nicht eine Art freundschaftliche Verbindung bleiben, weil solche Ehemänner die Folgen des unsittlichen, wüsten Lebenswandels an sich tragen; und durch die Unreinheit des Ausdrucks, durch die Wandelbarkeit der Entschlüsse und Unsicherheit der Handlungen gewährt ein solcher Charakter dem Weibe gewiß keinen Stoff zur Entwickelung ihrer geistigen Persönlichkeit. Große Resignation und Nächstenliebe ist erforderlich, damit sie ihr Loos mit Geduld ertrage, und nur wahre Religiosität kann ihr die moralische Stärke verleihen, ihr Leid zu tragen.

Solche Scheinehen werden die furchtbarste Quelle eines Verbrechens, das in der neuesten Zeit sehr allgemein geworden, und besonders in großen Städten seine Vertheidiger findet, nämlich: des Ehebruchs.

Bei den alten Deutschen waren Ehebrecherinnen haar- und ehrlos.

Die moderne Bühne, die Romanliteratur suchen durch Sophismen aller Art und hochtönende Phrasen dieß Verbrechen zu beschönigen. In den großern Städten bewegen sich Ehebrecherinnen ohne Scheu in den Kreisen des geselligen Lebens, und die Neuzeit ist so schamlos geworden, solche Personen, die ihre Unsittlichkeit offen und laut zur Schau tragen, in der Nähe gesitteter Mädchen und Frauen zu dulden.

Die Frauen entarten selten so aus eigener Schuld, da bei ihnen das Sittlichkeitsgefühl sehr hoch entwickelt ist, die Frau war daher entweder vor der Verheirathung unsittlich, dann hätte sie der Mann nicht wählen sollen, denn welche Vervollkommnung für seine Persönlichkeit ist möglich in Vereinigung mit einem solchen unsittlichen Wesen? oder sie wurde in der Ehe demoralisirt, und das letztere ist am häufigsten der Fall.

Die Materialisten mögen den Ehebruch vertheidigen! Und so wie Eigenthum Verbrechen, und Diebstahl erlaubtes Recht nach sozialistischer Ansicht ist, so wäre die Heiligkeit der Ehe ein Unsinn, und Ehebruch die Norm.

Die Vernunft kann diesen Satz nie billigen, denn jede geistige Entwickelung des Menschen hört auf.

Die Ehe ist daher kein Würfelspiel des blinden Glücks, wo zufällig zwei Numern gezogen werden, die vielleicht gar nicht für einander passen; sie ist ein erhabener, heiliger Akt der Entwickelung und Vervollkommnung des Menschen.

Die Scheinehe ist die Quelle der furchtbarsten Leiden physischer und moralischer Art für beide Theile, sie ist eine Hauptursache der meisten Krankheiten unserer Zeit, und zugleich Keimstätte des Verbrechens und Pflanzschule für Irrenhäuser; darum prüfe, wer sich ewig bindet! Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Am 2. Juni fand zu Danzig ein merkwürdiges Autodafe statt; es wurde nämlich auf dem Hauptplatze der Stadt der letzte Rest der Danziger reichsstädtischen Obligationen verbrannt, d. h. jener Schuld-Dokumente, welche Danzig als „freie Stadt“ unter dem mächtigen Schutze Napoleon's des Großen (wie es in der Konstitutions-Urkunde des neuen Freistaats hieß) kontrahirt hatte. Als Danzig wieder unter Preußens Herrschaft zurückkehrte, betrugen diese Schulden nominell 12 Mill. 280,845 Thaler, von welcher Summe der Staat zwei Drittheile, die Stadt ein Drittheil in jährlichen Raten zu tilgen übernahm. Da es nun die letzte Verbrennung war, welche überhaupt stattfand, so ging

der ganze Akt mit einer gewissen Feierlichkeit vor sich.

Ungarische Blätter melden als Beispiel außerordentlicher Schnelligkeit eines Truppenmarsches: Das in Oedenburg stationirt gewesene Jägerbataillon erhielt am 19. Mai, Morgens, Marschordre, marschirte Mittags auf den Oedenburger Bahnhof, ward von Triest, wo es am 21., Abends, anlangte, in einem Kriegsdampfer nach Dalmatien eingeschifft und langte schon am 23. Mai, 11 Uhr Mittags, in Ragusa an. Ein Ziel, welches bei gewöhnlichem Marsche zu Fuße etwa 10 Wochen Zeit erfordert hätte, wurde in vier Tagen erreicht.

Das meteorologische Bulletin des Pariser Observatoriums, welches täglich telegraphisch vom Stande der Atmosphäre aus den bedeutendsten Städten Europas unterrichtet wird, hat in diesem Monate die merkwürdige Wahrnehmung gemacht, daß fast beständig in Europa um 9 Uhr Morgens seit dem 1. Juni die Hitze zwischen 18 und 23 Grad in Paris, Madrid und Florenz varirt, dieselbe in derselben Zeit in Konstantinopel fast mit Petersburg gleich bleibt, nämlich auf 12 bis 14 Grad. Der Barometerstand erfuhr in dieser Zeit in ganz Europa und einem Theile von Asien kaum merkbare Veränderungen. Am 8. Juni hatte man in Paris auf dem hunderttheiligen Thermometer des Ingenieurs Chevalier um 6 Uhr Morgens 20 Grad, um 12 Uhr $30\frac{1}{10}$ und um 2 Uhr Nachmittags $33\frac{3}{10}$ Grad Hitze.

Gaudet, ein Schüler Daguerre's, hat eine Erfindung gemacht, durch welche die Stereoskope bald ganz verdrängt seyn werden. Er nennt seinen Aparat: „Monostereoskope“, weil er nur ein einziges Bild aufnimmt und seine Bilder von jedem Standpunkte und von mehreren Personen zugleich gesehen werden können. Die optische Wirkung der Monostereoskope ist täuschender, als die der gewöhnlichen Stereoskope, die Gegenstände treten noch mehr im Relief hervor und können auch durch Vergrößerungsgläser betrachtet werden. Der Uebelstand der Stereoskope, daß sie nicht für alle Augen passen, fällt bei Gaudet's Erfindung ganz fort.

In Oberfranken bestehen zur Zeit 9 Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder, nämlich: in Bayreuth, Bamberg (2), Hof, Kronach, Martinsberg (Ldg. Naila), Schwarzenbach a. d. S. (Ldg. Rehau), Fassoldshof (Ldg. Weismain) und Wunsiedel. In diesen Anstalten waren nach dem Stande des Jahres 1856/57 zusammen 188 Kinder (104 Knaben, 84 Mädchen) untergebracht, sie hatten ein Stammvermögen von (rentirend) 46,736 und (nicht rentirend) 27,503 fl., erhielten in genanntem Jahre aus Kreisfonds Zuschüsse im Betrag von 4859 fl. und hatten eine Gesammteinahme von 22,922 fl., Gesammtausgabe 21,615 fl.

Ueber die Zahl der bisher bei ihren Konferenzen erschienenen Lehrer ist folgende Notiz nicht ohne Interesse: 1848 fanden sich in Eisenach 200 Lehrer zusammen; 1849 zu Nürnberg 280; im J. 1851 zu Hannover 110; zu Gotha das Jahr darauf 330; im Jahr 1853 zu Salzungen 250; im folgenden Jahr zu Pyrmont 83 Lehrer (und 36 sonstige Theilnehmer); 1855 zu Hamburg 280 Lehrer; 1856 zu Gotha 230; 1857 zu Frankfurt a. M. schon 450, und vor Kurzem in Weimar 473.

In einem Hause zu Schweinfurt wohnen Urgroßvater, Großvater, Enkel und Urenkel zusammen, welche insgesammt ein Alter von $184\frac{1}{2}$ Jahren haben. Der Urgroßvater ist 92 Jahre alt, noch ganz rüstig und vermag noch seinem Beruf nachzugehen, der Großvater 66 Jahre, der Enkel 28 Jahre und dessen Sohn als Urenkel $\frac{1}{2}$ Jahr alt. Es dürfte dieser Fall zu den ganz seltenen zählen.

Privatbriefe, welche aus Spanien in Frankreich eintreffen, schildern die Lage des Landes (Spaniens) sehr bedenklich. Hingegen Briefe aus Frankreich, die nach Spanien kommen, schildern die Lage Frankreichs ebenfalls bedenklich. Wo ist es jetzt am bedenklichsten? Wenn man's bedenkt, wird's immer bedenklicher!

Ein Liverpooler Schiffbauer hat der englischen Regierung angeboten, ihr sechs Dampfer, jeden von 30,000 Tonnen Gehalt, zu bauen, welche 500 Meilen im Tage machen und Australien in 21, Melbourne in 25, Sydney in 27, Vandiemensland in 30 Tagen erreichen könnten.

In Versailles ist vor Kurzem eine Gräfin gestorben, bei deren Leiche man entdeckte, daß sie ein Graf war. — Wir finden es gar nicht so auffallend, daß einmal ein Weib ein Mann ist, wo die Männer fast alle Weiber sind.

Redakteur: Gustav Meffert
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 142 Mittwoch, 16. Juni 1858.

Die Flucht aus dem Irrenhause.

(Fortsetzung.)

Er hatte seinen Familiennamen nicht beigesetzt. Vertrauen und Mißtrauen schwammen noch in diesem Briefchen zusammen. Welch seliges Gefühl, das Vertrauen eines Unglücklichen auch nur so weit gewonnen zu haben! Stumm, als wäre ich der Glückliche, einen Schatz zu heben, trug ich mich mit dem Geheimniß, auch dem Arzte blieb ich noch verschwiegen.

Bei der nächsten Zusammenkunft reichte ich Arsinow die Hand, drückte die seinige mit aller Wärme des Herzens, und blickte ihm mein unverkennbares Ja zu. Dafür lag noch am nämlichen Abend ein Papierchen in meiner Hand. Darauf stand deutlich mit Bleistift geschrieben:

„Gott segne Sie! Die auf der andern Seite stehende Adresse zeigt Ihnen den einzigen Freund an, dem Sie sich anvertrauen können. Ehe sie ihm aber schreiben, daß er zu Ihnen komme, ist nothwendig, daß Sie in der Nähe von Petersburg einen Ihnen beliebigen Ort ausfindig machen, wo eine Zusammenkunft mit meinem Freunde stattfinden kann, und den Sie ihm bestimmen, er wird dann mit seinem Kommen nicht zögern."

Dießmal war der Familienname beigefügt. Ich war also lediglich auf den Freund angewiesen, um Aufschluß über das Ganze zu erhalten. Zu alle dem, was Nikolai Alexandrowitsch verlangte, bedurfte ich keiner Hülfe. Ich sagte daher dem Arzte noch nichts, dessen Beistand ohnehin nur in Verwendung bei manchen Großen bestehen sollte, an welche jetzt noch nicht zu denken war.

Einige 40 Werst von der Stadt hatte ich einen Freund, dessen Seele ein felsiger Verlaß war. Mit ihm verabredete ich mich, auf seinem Gute sollte das Zusammenkommen geschehen. Ich wollte zwar nichts übereilen, allein ich hielt es nun auch für meine Pflicht, nicht mit dem Grundsatze hinzuschlendern, „kommt Zeit, kommt Rath," sondern zur That zu schreiten, den Unglücklichen aus der Hölle zu befreien. Eine neu belebte Hoffnung wieder in das Grab zu senken, ist doppelt Todesmarter.

Ich schrieb daher dem Freunde, von dem ich die Schlüssel zu dem Geheimniß erhalten sollte, wenig Worte, die ihm zwar Licht gaben, jedem Dritten aber unverständlich gewesen wären. Ich vertraute den Brief auch nicht der Post, ein zuverlässiger Feldjäger mußte ihn sicher an den richtigen Empfänger zu bringen.

Daß diesem ein Herz für den Unglücklichen im Busen schlug, erkannte ich an der Schnelligkeit, mit welcher er die Reise an den bezeichneten Ort unternommen hatte. Seine Ankunft überraschte mich in Geschäften, daß ich erst nach einigen Tagen zu ihm eilen konnte.

Ich hatte durchdacht, bis auf's Aeußerste vorsichtig zu seyn, und mit meiner Entdeckung nicht flugs offenherzig zu Werke zu gehen, vielmehr den Fremden erst scharf ins Auge zu nehmen, denn in den Jahren, da Arsinow den Seinigen verschollen war, konnten sich manche Umstände umgestaltet haben.

Dieses Prüfen war überflüssig, denn kaum hatte ich die mir theure Familie begrüßt, so führte mir der Freund den Unbekannten mit den Worten zu: Hier empfehle ich Ihnen von ganzem Herzen einen Mann unserer wärmsten Freundschaft werth, in diesem Herzen liegt kein Hinterhalt, es bedarf nur Ihrer Hülfe.

Habe ich Ihren Brief richtig verstanden, sagte der Fremde, so erfahre ich von Ihnen, daß mein theuerster Freund auf Erden noch lebt, den ich todt glaubte und glauben mußte, weil ich den Todtenschein sah. Nur meine erste Frage befriedigen Sie gefälligst vor Allen, lebt er wirklich? Noch bin ich wie im Traume, als ob ich zweifeln müßte.

Er lebt, antwortete ich.

Und im Augenblick drückte der Frager sein Gesicht auf meine Schulter, umarmte mich fest und weinte schmerzlich; dann eilte er aus dem Zimmer. In der Familie hatte er sich Liebe und große Theilnahme bereits erworben, und ihr Manches aus der Passionsgeschichte schon mitgetheilt.

Ich fand in Rumelin, so möge der Fremde

heißen, einen gebildeten, sehr gemüthlichen Mann von hellem Verstande, innerer Kraft, die es jedoch nur schüchtern wagte, nach Außen aufzutreten. Folge großen, einschüchternden Unglücks.

Zuvor machte er uns mit den handelnden Personen bekannt, und unwillkürlich griff ich nach seiner Hand, als er erzählte: wir waren zwei glückliche Geschwister, mein Name ist Wasil, meine Schwester heißt Antonie.

Sie ist todt? fragte ich.

Sie lebt, sprach er, und nach einer langen Pause setzte er hinzu: „fast in Wahnsinn!“

Er erzählte zusammenhängend, doch in langen Absätzen des Schweigens, als ob er das Erzählte erst in unser Denken und Fühlen wolle übergehen lassen, und in denen es uns nicht entging, welche Qual ihm die Erinnerung durchlebter Leiden verursachte.

Hier folgte die Geschichte in einzelnen Theilen mir von Andern später noch ergänzt. Rumelin erzählt:

„Unser väterliches Haus war in Hinsicht auf unsern Vater ein Sitz der Liebe und Zufriedenheit für mich und meine Schwester. Nur dann wurde dieses Glück auf Wochen wenigstens unterbrochen, wenn unser Stiefbruder bisweilen auf Urlaub unter uns weilte. Bald nach dem Tode unserer Mutter hatte sich der Vater wieder mit einer Wittwe verheirathet. Deren Sohn, unser Stiefbruder, war uns eigentlich immer fremd gewesen, da er als Kadet fern von uns erzogen wurde, und wir ihn nur selten sahen. Er blieb uns desto fremder, jemehr wir von den Launen der Stiefmutter zu leiden hatten, besonders wenn er gegenwärtig war. Sie vergötterte ihn, und in dem Maße, als ihre Ueberschätzung ihn hob, wuchs auch seine Brutalität gegen uns, so daß er als älterer Bruder den knechtischsten Gehorsam sogar von uns verlangte, und uns die bittersten Tage im väterlichen Hause bereitete. Wir fürchteten uns vor ihm.

Der Vater, der seine beiden Kinder zärtlich liebte, der nichts versäumte, unser Glück durch Erziehung zu sichern, hatte es aus Mangel an Energie versehen, das Heft der Familienregierung mit der zweiten Gattin nicht zu theilen, sondern ihr allein zu überlassen, so daß er selbst der erste Vasall wurde. Wahr ist leider, daß auch Antonie und ich der Liebe nicht fähig waren, welche die neue Mutter mit Ungestüm und täglichen Vorwürfen von uns forderte. Sie hatte den Grundstein dazu frühzeitig gelegt.

Wir waren noch Kinder, ich 12, Antonie 9 Jahre alt, als wir einst Arm in Arm geschlungen vor dem Bilde unserer seligen Mutter stehen, und uns gegenseitig Fragen der Erinnerung an sie vorlegen. Hastig trat die Stiefmutter in das Zimmer, ohrfeigte uns unter dem Geschrei: Habt Ihr nichts Besseres zu thun? riß das Bild von der Wand, stieß die Leinwand aus dem Rahmen und dann in mehrere Stücke. Wir flüchteten zum Lehrer, und dieser führte uns zum Vater. Die That ging ihm durch das Herz, er beruhigte uns. Da kam die Zornige. Liebe Apollonia Andrejewna, sprach er zu ihr, wie haben Sie sich vergessen und den Kindern das theure Andenken vernichten können!

So? Vergessen? schrie sie. Ei sieh doch! Ist das Religion, was Sie den Kindern lehren, daß sie ein todtes Bild anbeten sollen, und mich als lebende Mutter wie eine Person betrachten, die sie nichts angehe? Ich verlange Liebe und Ehrfurcht von den Kindern, und wenn Sie das nicht wollen, so werde ich mein Recht zu behaupten wissen, besonders über Antonien, deren Erziehung mir mehr obliegt, als Ihnen.

Die Schwester und ich verkrochen uns im Garten hinter einen dichten Fliederstrauch, zitterten und weinten, bis wir von der Mutter entdeckt und mit einer Ruthe in das Haus gepeitscht wurden.

Der Vater mußte in zwei Jahren viermal die Lehrer wechseln, keiner hielt länger als die ersten sechs Monate aus, bis wir so glücklich waren, einen deutschen Erzieher zu bekommen, der die rechte Würde kannte, sich Launen entgegen zu setzen. Er liebte uns innig, er vollendete unsere Erziehung, und ließ sich dann von den glänzendsten Lockungen nicht bewegen, in Rußland zu bleiben, er ging in sein Vaterland an die Elbe zurück, seine letzten Briefe sind uns unterschlagen worden.

Sie halten es der Bruderliebe zu Gute, wenn ich von meiner Schwester mit Begeisterung rede; würde Sie sie kennen, so bedürfte ich keiner Entschuldigung. Ihr Aeußeres entwickelte sich langsamer als ihre Seele, erst mit zwanzig Jahren stand sie wie eine aufbrechende Rosenknospe da, schön und viel versprechend durch ein reiches Gemüth. Die Liebe war ihr fremd, obgleich sie erfuhr, daß mehrere Bewerber um ihre Hand aufgetreten waren.

„Die Hauptstimme bei deiner Verheirathung gehört mir“! dieß Gebot hatte ihr die Stiefmutter oft aufgestellt, und Antonie bebte bei dem Gedanken, daß dieses Gebot das schwerste Leiden für sie werden müsse, sobald es ihrem Gefühl widerstreite, denn neben kindlichem Gehorsam ging bei ihr der Entschluß nur dem Manne ihre Hand zu reichen, dem ihr Herz gehören werde. Wir waren uns auf der Welt die einzigen Vertrauten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Abschied.

Ballade.

Es rufen die Glocken zur Kirche dort,
Wo ein Brautfest wird gefeiert sofort.

Der Brautzug tritt in die Kirche hinein,
Umgeben von munterer Gäste Reih'n.

Sie geleiten die Braut hinan zum Altar,
Des Bräutigams Scheitel deckt weißes Haar.

Geschlossen muß werden der Ehebund,
Der Braut ist's so weh in des Herzens Grund.

Sie weint so still, ihr „Ja" ist so leis,
An der Kirchthür' es Einer zu deuten weiß.

Der Bräutigam, der alte Mann,
Das junge Bräutchen sich gewann.

Ihm ist so froh, so stolz zu Muth,
Er fühlet erneuert die Jugendgluth.

Der bleichen Braut der wird's so bang',
Das Festlied däucht ihr ein Grabgesang.

Sie mußte sich fügen des Vaters Gebot,
Der achtete nicht ihrer Herzensnoth.

Dort hinten an dem Kirchenthor
Ein blasser Jüngling lauscht hervor.

Er lauscht hervor zum Festaltar,
Er hört die Worte von dem Paar.

Ihm ist's als ring' aus einer Brust,
Verzweiflungsvoll sich ihm bewußt:

„Fahr' wohl, Du Jüngling, fahre wohl,
In meiner Brust ist's öd' und hohl!

Fahr' wohl, fahr' wohl, es ist vorbei
Mit unserer Liebesträumerei!"

Und eh' die Feier zu Ende ist,
Der Jüngling enteilet zu dieser Frist.

Er eilet hinweg an des Flusses Rand,
Im Busen der wilden Verzweiflung Brand.

„Leb' wohl, mein Liebchen, im Wellengrab
Da kühl' ich die Gluth mit dem Leben ab."

Ein Sprung — den Jüngling verschlinget die Fluth,
Gelöschet ist wohl seine Herzensgluth.

Julius Nuttor.

Mannigfaltigkeiten.

Ein Professor in Lyon, Hr. Amédée Bonnet, hat über den Müssiggang und die Unwissenheit der Kinder reicher Leute in der öffentlichen Sitzung der Akademie von Lyon jüngst einen Vortrag gehalten, der jetzt auch im Druck erschienen ist. Es wird darin eine Erscheinung besprochen, die sich leider nicht bloß auf Frankreich beschränkt. Auch in Deutschland machen erfahrene Schulmänner die Beobachtung, daß besonders in den letzten zehn Jahren die Lernlust und der Thätigkeitstrieb der den wohlhabenderen Volksklassen angehörenden Jugend in auffallender Weise einer gewissen Blasirtheit und dünkelhaften Fadheit gewichen ist. Wäre dieß eine natürliche Folge des Bewußtseyns, eine gesicherte Zukunft zu haben, so müßte man diejenigen jungen Leute glücklich preisen, die in Armuth geboren, von der Nothwendigkeit durchdrungen sind, das Talent, welches ihnen die Natur verliehen, auszubilden und sich dadurch zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft zu machen. Herr Amédée Bonnet schildert in nachstehender Weise eine jetzt häufig in Frankreich vorkommende, charakteristische Erscheinung: „Der Sohn des reich gewordenen Bürgerlichen kauft sich ein ehemaliges Rittergut, dessen Namen er seinem eigenen plebejischen Namen anhängt, scheinbar als ein bloßes Mittel, diesen von vielen anderen, gleichlautenden Namen zu unterscheiden. Nach und nach schrumpft sein Familienname zu einem bloßen Anfangsbuchstaben zusammen, mit dem der des ehemaligen Rittergutes durch das aristokratische „de" verbunden ist. Endlich wird auch sogar jener Anfangsbuchstabe weggeworfen und der Nachfolger des Jourdain's, des siebzehnten Jahrhunderts glaubt nun, er sey in einen vollkommenen Edelmann verwandelt. Ich könnte das Lächerliche dieser Umwandlungen hervorheben, über die man sich seit einigen Jahren zwar vielfach lustig macht, die aber gleichwohl von der Gesellschaft mit nachsichtiger Gefälligkeit hingenommen und geduldet werden. Aber die Frage hat auch eine sehr ernste Seite: und dieß ist die Verschmähung des väterlichen Namens und Andenkens. Wie! Dein Vater hat dir, durch ein Leben voller Arbeit, Sorgen und Mühen um dich, ein Vermögen hinterlassen, das dich sorgenfrei macht, während es mit Ehren erworben ward, und du hast nichts Eiligeres zu thun, als seinen Namen, den du in deiner Unwissenheit wie einen Schandfleck behandeltst, zu verwischen?! Er, der, vermöge seiner musterhaften Thätigkeit, Anspruch hatte, das Haupt einer angesehenen, nützlichen Familie zu seyn, hat nicht einmal die Genugthuung, die jedem armen, ehrenwerthen Familienvater von seinen in Kummer und Elend aufgewachsenen, aber guten Kindern zu

Theil wird, nämlich seinen Namen von ihnen geachtet zu sehen! Nur wenn er für seine Kinder nicht so gesorgt hätte, wie er es gethan, würden diese heute noch seinen Namen führen!« Der Verfasser weist mit Recht darauf hin, daß gerade durch diese Sucht des vermögenden Bürgerstandes, sich einer andern gesellschaftlichen Ordnung anzuschließen, in Frankreich die bereits vorhandene Kluft zwischen dem Menschen, der arbeitet, und demjenigen, welcher müßig geht, immer mehr erweitert werde. Er warnt vor dem Hasse, den die Reichen dadurch täglich unter den besitzlosen, arbeitenden Klassen aussäen. Er findet das einzige Heilmittel dieser Krankheit in dem Bestreben der Reichen, Gutes zu thun und selbst an der Arbeit, sey es des Gedankens oder der Hand, der Nation theilzunehmen. Er fordert auf, nach dem Vorgange der wohlhabenden Klassen Englands, vorzugsweise am Handel und am Landbau sich zu betheiligen und dadurch, wie es die berühmtesten Vertreter der englischen Aristokratie thun, gleichzeitig den Glanz des eigenen Namens zu fördern und das Loos der ärmeren Volksklassen zu verbessern. Allerdings müßte aber auch in dieser Beziehung schon früh der Grund gelegt und in den Schulen auch unter den Kindern der Wohlhabenden das Bewußtseyn geweckt werden, daß sie nur dann gegen Gott und sich selbst ihre Pflicht erfüllen, wenn sie mit Lust arbeiten und mit unverrücktem Blicke einem bestimmten, ehrenhaften Ziele zustreben.

[Wasser.] Welch ein Segen Gottes das Wasser ist, davon haben wir, die wir es immer reichlich haben, kaum einen schwachen Begriff. Aber die Bewohner der großen Wüsten in Asien und Afrika, deren ganze Existenz von einigen Quellen abhängt, wissen diese Gabe besser zu schätzen, und wenn die Besitznahme Algiers durch die Franzosen der Menschheit auch keinen andern Vortheil brächte, so ist alles Blut, das bei der Eroberung des Landes geflossen, reichlich ersetzt durch das Wasser, das die Franzosen durch Bohrung artesischer Brunnen in der dortigen Wüste den Bewohnern verschafft haben. Der erste dieser Brunnen wurde in der Oase von Oued-Rir bei Tamorna von einer Abtheilung der Fremdenlegion gebohrt und in Zeit von vier Wochen hergestellt. In jeder Minute strömt aus diesem Brunnen eine Wassermasse von 4010 Liter hervor, die dem Innern der Erde abgewonnen wurden. Sobald der Jubelruf der Soldaten angekündigt hatte, daß Wasser hervorkomme, eilten die Eingebornen mit Freuden herbei, stürzten zu dem gesegneten Strome hin und Mütter tauchten ihre Kinder hinein. Seitdem haben die Franzosen mehrere solcher Brunnen, die in jeder Minute 100 Gallonen Wasser geben, gebohrt. Es entstehen um dieselben sofort ganze Dörfer und Tausende von grünen Dattelpalmen beschatten jetzt ein fruchtbares Ackerland, wo vor Kurzem nichts weiter zu sehen war, als eine öde Sandsteppe unter dem glühenden Brand der Sonne.

In dem Dorfe Bronnbach bei Wertheim, wo gegenwärtig Dom Miguel, der ehemalige Regent von Portugal, auf dem Schlosse seines Schwagers, des jungen Fürsten von Löwenstein, wohnt, wurde kürzlich durch den Hrn. Bischof von Würzburg die Firmung ertheilt. In Baden sind die Firmpathen abgeschafft und machte man bis jetzt meistens den Ortspfarrer zum allgemeinen Firmpathen; indeß hatten dießmal doch einige Firmlinge „Firmdoden“ mitgebracht. Da verkündigte der Pfarrer in der Kirche, wer keinen Firmpathen habe, für den wolle der Herzog von Braganza, Dom Miguel, die Stelle übernehmen. Darauf traten alle andern Pathen zurück, und der Herzog von Braganza legte nun jedem Knaben die Hände auf, während die Herzogin Adelheid und ihre Cousinen, die Prinzessinen Sophie und Adelheid von Isenburg allen Mädchen die Hände auflegten. Die Zahl der Gefirmten betrug bei 630.

Ein Schrift Abd-el-Kaders erscheint dieser Tage in französischer Uebertragung zu Paris. Es ist jenes arabische Manuskript, das Abd-el-Kader vor drei Jahren der kaiserl. Bibliothek zu Paris gewidmet hatte, und enthält Betrachtungen über philosophische, religiöse und historische Gegenstände. Der französische Orientalist, der diese Arbeit des gelehrten Häuptlings übersetzt, heißt Gustave Dugat.

[Ein sonderbares Naturspiel.] In der Nähe von Lockport, erzählt Frank Leslie's „Illustrirte Deutsche Zeitung“ in New-York, wohnt ein vermöglicher Farmer, der vor mehreren Jahren ein kleines Waisenmädchen als Gespiele für sein einziges Töchterchen in seine Familie aufnahm. Das angenommene Kind wurde von den Pflegeltern stets mit großer Liebe behandelt, indem sie es gleich ihrer eigenen Tochter liebgewannen. Mit der Zeit wurde eine auffallend zunehmende Aehnlichkeit zwischen den beiden Mädchen beobachtet, bis sie jetzt beide im Alter von achtzehn Jahren einander in Größe, Gestalt, Gewohnheit und Benehmen so ähnlich sind, daß es schwer hält, sie von einander unterscheiden zu können.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 143 Donnerstag, 17. Juni 1858.

Die Flucht aus dem Irrenhause.

(Fortsetzung.)

Da unsere Stiefmutter sich noch mit keinem der Bewerber um Antonien hervorwagte, von denen ich wußte, daß sie ihre Absichten, trotz meines Abrathens, hatten blicken lassen, so fürchtete ich, sie werde mit meiner Schwester einen gewöhnlichen Handel treiben, und sie dem Reichsten zuschlagen wollen, da Habsucht zu ihren vorragenden Eigenschaften gehörte.

Endlich offenbarte sich ein im Stillen längst getriebenes Spiel.

Antonie war wirklich für ihre Toilette nur kümmerlich bedacht worden. Es blieb uns nicht verborgen, daß der größte Theil der Revenüen nach Petersburg wanderte, und daß wir, denen ein bedeutender Theil des Vermögens bei der zweiten Verheirathung des Vaters zugesichert war, darunter litten, denn auch ich bekam zu dem Civildienste, in dem ich stand, nur geringen Zuschuß.

Plötzlich wandelte sich die Sparsamkeit der Stiefmutter, wie sie ihren Geiz gegen uns nannte, in Freigebigkeit gegen Antonien um. Meine Schwester staunte über die kostbaren Geschenke, und bat sogar, sie bei ihrer zeitherigen Einfachheit zu lassen, doch folgte sie, um verdrießliche Scenen zu vermeiden.

In dieser Zeit erschien der Garderittmeister, unser Stiefbruder. Ein Oberst begleitete ihn, ein natürlicher Sohn des mächtigen Grafen A. Unser sonst mehr stilles, als geräuschvolles Haus wurde ein Sammelplatz geladener Gäste.

Viele jugendliche Freundinnen umgaben Antonien. Sie war die Rose unter ihnen, und desto schöner, je mehr ihre Schüchternheit sprach, daß sie selbst davon nichts wisse. Es ward auffallend, wie sehr der Oberst ihr huldigte. Kaum erfuhr er, wenn sie ihr Zimmer verlassen hatte, so drang er sich als ihr Gesellschafter auf.

Ein äußerst liebenswürdiger Mann, der Oberst, sagte die Mutter, als ich bei Antonien saß.

Wohl möglich! antwortete ich, da Antonie schwieg.

Welche Karriere wird er machen! fuhr die Mutter fort.

Eine glänzende kann ihm gar nicht fehlen, erwiderte ich.

Er will sich verheirathen; eine beneidenswerthe Partie!

Das kann erst die Zukunft beweisen.

Die Gegenwart beweist es genug. Uebrigens rede ich eigentlich zu Antonien, und die antwortet mir gar nicht.

Das wußte ich nicht, entschuldigte sich Antonie.

Ich ging auf mein Zimmer, ahnend, daß sich eine Wolke über der Schwester erhebe, von der ich bereits wußte, wie widerlich ihr der Oberst durch seine Aufdringlichkeit war.

Eine lange, lattenartige Gestalt, linkisch in ihren Bewegungen, ein kaltes, nichts als Dummheit sagendes Gesicht, eine Fadheit ohne Gleichen in der Unterhaltung, dabei recht eigentlich unverschämte Zudringlichkeit zu jedem Gespräch, ein honigklebriger Erguß von gereimten Sprüchen um Konfitüren gewickelt, wenn es darauf ankam, Schmeicheleien zu sagen, ein eifriger Anhänger von Würfeln und Trümpfen, ein Blasebalg von Seufzern bei Liebeserklärungen, kurz ein Geck im schweren Küraß, meist im Nimbus einer dicken Tabakswolke, war nicht geschaffen, meiner Schwester Liebe einzuflößen, und noch weniger später bei neuen Entdeckungen.

Es währte nicht lange, so kam Antonie mit verweinten Augen zu mir.

Bruder, sagte sie, nun steh mir bei in meiner höchsten Noth, der Vater ist als Stütze für mich verloren. Mama hat mir eröffnet, daß wir heute Abend große Gesellschaft haben, und daß der Oberst um meine Hand anhalten wird. Ich erschrack so, daß ich sie nur stumm ansah. Zieh das blaue Kleid an, befahl sie, blau kleidet dich am vortheilhaftesten, gegen 6 Uhr mußt du mit der Toilette fertig seyn, er kommt um diese Zeit mit meinem Sohne und zwei Zeugen aus der Stadt zurück.

Sie scherzen, antwortete ich nun, schon Ihr Ehrgefühl läßt es nicht zu, daß Sie nach Sitte der russischen Kaufmannsweiber Ihre Tochter wie Säcke Kaffee dem ersten besten Käufer verhandeln.

Scherzen? fuhr sie mich an, was? Scherzen? Wenn es Dein Wohl betrifft, scherze ich nicht. Ich glaube gar, du wärest einfältig genug, den Oberst auszuschlagen, den der Kaiser nächstens zum Flügeladjutanten nehmen wird, und dem Fürstinnen die Hand küssen würden, wenn er sie nur ehelichen möchte. Du wärest wohl am Ende boshaft genug, ihn deßhalb auszuschlagen, weil ich ihn dir ausgesucht habe! Dafür habe ich gesorgt, daß du es nicht wagen wirst, der Vater hat ihm schon seine Zusage gegeben, das Glück meines Sohnes, des Rittmeisters, hängt auch daran, und die Religion gebietet mir, für ihn Alles zu thun, was in meinen Kräften steht.

Aber Mama fiel ich ihr ins Wort, die Religion gebietet mir auch, keinen Mann unglücklich zu machen, den mein Herz von sich weiset.

Ach tü dura! (du Närrin!) sagte sie, durch meinen Widerspruch schon zur Heftigkeit gereizt, das Mädchen hat nicht aus Liebe, sondern aus Gehorsam zu heirathen, die Liebe findet sich von selber, wenn nur erst der Pope den Segen gesprochen hat. Ich werde noch erleben, daß du mir für diesen Mann die Füße küssen wirst. Er liebt dich, er ist bezaubert von dir, du wirst sehen, welchen Brillantschmuck er dir heute noch auf deine Toilette wird legen lassen, um dich als seine Braut den Gästen vorzustellen.

Ich begreife wohl Sie, Mama, sprach ich nun immer mutdiger, Sie aber nicht mich. Ich müßte den Mann verachten, der es wagte, mein Herz für Steinen und Gold kaufen zu wollen. Zwingen Sie mich nicht, Ihnen ungehorsam seyn zu müssen, ich würde es seyn, und wenn Sie mich unter Qualen niederstechen ließen.

Ach tü dura! schrie sie wüthend, mir eine solche Sprache? und ehe ich mich so niederer Behandlung versah, schlug sie mich ins Gesicht. Ich sprang zum Vater und warf mich an seine Brust: Vaterherz, schütze dein Kind!

Sie kam mir auf der Ferse nach. Freuen Sie sich über Ihre Erziehung, kreischte sie; sie widersetzte sich, nun sehen Sie zu, wie Sie meine und Ihre Ehre retten, unser Wort ist gegeben, die Zeugen kommen, ich überlasse das boshafte Kind Ihrer Vatergewalt, schaffen Sie bei Zeiten Ruhe, und wenn Güte nicht hilft, so nehmen Sie die Peitsche, wozu wären wir denn Eltern! Und was denkt denn die Dura? in ihrem Leben findet sich eine ähnlich Partie nicht wieder. Sie wissen, was bereits abgemacht ist, wir sind alle unglücklich, wenn Sie nicht Ernst brauchen, denn der allmächtige Graf A. läßt den Oberst nicht beschimpfen.

Damit eilte sie wie eine Furie davon. Der Vater behielt mich im Arme, zitterte ebenso wie ich, und sein einziger Rath war, ich möge aus Liebe für ihn mich dem Wunsche der Mutter fügen, es gebe nicht an, daß er sein Wort zurücknehme. Nun, Bruder, hilf du mir, rathe mir einen Ausweg; denn höre meinen Schwur: lieber sterbe ich, als daß ich diesem Menschen meine Hand reiche.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Ansiedler in Texas.

Es steht in der Erinnerung, daß in den vierziger Jahren deutsche Prinzen und Edelleute in menschenfreundlicher Absicht unseren Auswanderern in Texas eine neue behagliche Heimath verschaffen wollten. Ohne Sachverständniß geleitet, geriethen sehr viele von der texanischen Auswanderung in Tod und Elend. Aus dem allgemeinen Schiffbruch aber rettete sich doch eine kompakte Masse, und es entstanden die zwei großen Gemeinden Neu-Braunfels und Friedrichsburg. Diese Ansiedler haben seit dem Erscheinen von Olmsted's Werk über Texas die höchste Aufmerksamkeit in England wie in den Vereinigten Staaten auf sich gezogen, weil mit sehr dürftigen Ausnahmen kein Deutscher in Texas Sklaven hält. Für Olmsted selbst wurden diese Ansiedler ganz besonders interessant, als er sich Neu-Braunfels näherte und auf sauber gezogenen, tafelförmig abgetheilten Feldern Baumwolle wachsen sah, die einzige „Frei-Arbeitsbaumwolle" vielleicht in der gesammten Union. Die jährliche Erzeugung beträgt nur 500 Ballen, doch wird das Produkt wegen seiner sorgfältigen Behandlung um ein oder zwei Cents das Pfund besser bezahlt, als Sklavenwolle. So gering auch die Quantität seyn mag, so beweist doch das Beispiel der Deutschen zwei wichtige Thatsachen, daß nämlich weiße Menschen in südlichen Ländern ohne Beschädigung der Gesundheit den Baumwollenbau betreiben können und dieser mitten unter einer Sklavenbevölkerung die freie Arbeit reichlich belohnt. Olmsted's Erstaunen wuchs aber, als er sich den Leuten näherte. Zwar sprachen sie das Englische nicht korrekt, sondern mit deutscher Satzbildung, aber überall um ihre Wohnungen herrschte größere Sauberkeit und Wohnlichkeit, als auf den Plantagen. Unter unseren Landsleuten begegnete der Reisende einem ehemaligen Mitgliede des Frankfurter Parlaments, ferner einem Freunde von Goethe's Bettina und einem genauen Bekannten Alexander v. Humboldt's. Er konnte von einem Manne in blauem Flanellhemde Tacitus zitiren hören und wohnte einem Klavierkonzert bei, wo eine Sonate von Beethoven vorgetragen wurde, während die Zuhörer auf Tonnen sich Sitze suchen mußten. Er sah zinnerne Kaffeeschaalen auf Untertassen von

Meißner Porzellan und Madonnenbilder an Holzwänden. Er vernahm Redensarten wie diese: Meine Frau hat diese Beinkleider verfertigt und diese Strümpfe wuchsen auf jenem Felde. Er stieß auf Kisten, die halb mit Klassikern, halb mit süßen Kartoffeln angefüllt waren. Die Leute gestanden sämmtlich, daß sie viel härter arbeiten müßten, als in ihrer Heimath, sie waren aber zufrieden, weil mit jedem Jahre sich ihre materielle Lage bessern mußte.

Mannigfaltigkeiten.

Aus München, 11. Juni, wird der „Augsb. Postz." über Pater Olivieri und seine Negerkinder berichtet: Am 30. Mai Früh kam der unermüdliche Negerfreund mit 19 Negerkindern (14 Mädchen und 5 Knaben) hier an und wurde von den Schulschwestern in der Au auf das Freundlichste aufgenommen. Abends am folgenden Tage reiste Pater Olivieri mit 6 Mädchen und 5 Knaben ab, um 3 Mädchen nach Altötting und 3 nach Burghausen zu den englischen Fräulein, die Knaben aber nach Salzburg zu bringen. Während die Mädchen schon lange erwartet wurden, konnten die Knaben keine Unterkunft in Salzburg finden, weil ihr Wohlthäter sehr ernstlich krank ist. Olivieri brachte die Knaben wieder nach München zurück, um sie nach Neapel ins Institut für Mohrenkinder zurückzubringen, wenn sich in Deutschland keine Gelegenheit zur Unterbringung darbietet. Die Knaben sind alle gesund und talentvoll, voll Leben und Rührigkeit. Am Mittwoch kamen Ihre Majestät die Königin Marie in's Kloster, um die Kinder zu sehen. Das war ein Jubel unter den Kindern! Ihre Majestät hatte ein solches Wohlgefallen, daß Allerhöchstdie den Wunsch äußerten die Knaben auch den k. Prinzen zu zeigen. Donnerstag führte Hr. Hofkaplan Müller die 5 Knaben in die k. Residenz. Da gab es nun eine Menge Dinge, welche ihr Erstaunen und ihre Neugierde erregten. Der größte Jubel trat aber ein, als Ihre Majestät die Knaben mit Säbeln beschenkten; da riefen sie voll Frohlocken: Oscari (Soldat) und stellten sich vor den Spiegel mit gezogenem Säbel. Die königlichen Prinzen waren unendlich freundlich und herablassend. Um das Vergnügen voll zu machen, wurden die Knaben in das Erholungszimmer der Prinzen geführt, wo ein Karoussel aufgestellt ist. Kaum erblickten die Knaben Pferde und Wägen, so waren sie auch schon darauf und darin. Geschickt stachen sie die Ringlein und zeigten sich gewandt im Spiele. Das Spielzimmer hatte aber noch viel Anziehendes: Flinten und Pistolen, Rüstungen, Panzer, Helme, Fahnen, Schärpen, Kanonen, Wägen, Soldaten 2c. Da wurde das Herz schwer mitten unter diesen so anziehenden Sachen. Doch wie freudig wurden die schwarzen Gesichter, als die königl. Prinzen dem einen eine Flinte, dem andern ein Pistol, dem dritten eine Fahne, dem vierten eine Schärpe, dem fünften einen Wagen schenkten, so daß die kleine schwarze Schaar als Oscari aus der Residenz auszogen. Dieser Tag wird den Mohrenknaben gewiß nicht aus dem Gedächtnisse verschwinden, und sie werden immer an die holde freundliche Frau sich erinnern und an die königl. Prinzen, welche so herablassend die armen Kinder aufnahmen. Inzwischen brachte P. Olivieri drei Mädchen nach Seligenthal bei Landshut, wo sich die dortigen Cisterzienserinnen drei erbaten, zwei kommen nach Freiburg im Breisgau, wenn man sie P. Olivieri auf dem Wege nicht schon anderswo abnimmt, und drei bleiben wieder in München bei den Schulschwestern. So wären die Kinder bis auf die Knaben alle untergebracht."

[Witterungs-Erscheinungen.] Die Welt hat sich gedreht, wird der gemeine Mann sagen, wenn er die Nachrichten liest, die aus den nördlichen Gegenden Deutschlands uns zukommen. Zeigte sich schon in dem letzten Winter die merkwürdige Erscheinung, daß die nördlichen Länder Europas einen außergewöhnlichen milden, die südlichen einen außergewöhnlichen strengen Winter hatten und im vorigen Jahre die Vulkane eine bedeutende Rolle spielten, so treten wieder ähnliche abnorme Erscheinungen ein. Von Hamburg schreibt man in den ersten Tagen des Juni von unerhörter, 41 Grad (Reaum.) erreicht habender Hitze, während diese im vorigen Juli nur bis zu 36 Grad gestiegen. Mit dieser Hitze stellt sich Wassermangel ein, ja im holländischen Seeland zeigt sich dieser in einem solchen Maaße, daß schon manches Stück Vieh an Durst einging. Im Rheinthale (Mainz und Umgegend) fanden kürzlich Erdstöße statt und in Italien wiederholen sich schon wieder großartige vulkanische Ausbrüche. Einzelne Gegenden, wie Thüringen, sind hinlänglich mit Regen vom Himmel bedacht worden und im Allgemeinen hat die Trockenheit noch wenig die Vegetation beeinträchtigt, so daß der Stand der Saaten und die Obstaussichten eine reiche Ernte erwarten lassen. In allen Weingegenden folgen die Hoffnungen der Weingärtner dem Steigen der Quecksilbersäule und wirklich sind auch bis jetzt alle Vorbedingungen eines gesegneten Herbstes in seltenem Maaße erfüllt.

Seiner Zeit ist viel darüber geschrieben worden, daß Franz Liszt in Pesth in den Franziskanerorden getreten sey. Man hat aber aus Unkennt-

niß der Sachlage die Thatsache selbst entstellt. Der Franziskanerorden (der seraphische Orden des heiligen Franziskus, Marianischer Provinz) in Pesth unter dem Provinzial Eugenius Koppan ernannte seinen Landsmann, den Freund und Wohlthäter seines Klosters, nachdem derselbe in Gran seine Festmesse, so wie auch in Pesth hatte zur Aufführung bringen lassen, zum Ehrenmitgliede, Konfrater des Ordens, und dieß als ein Zeichen der Liebe und Pietät gegen den Aufgenommenen. Die vor uns liegende Aufnahmsurkunde ist schon den 23. Juni 1857 durch den seligen Provinzial Eugenius Koppan vollzogen, und wurde dem Gefeierten am 11. April d. J. im Kloster selbst, nach feierlichem Gottesdienste, im Beiseyn der ersten Behörden der Hauptstadt Ungarns in herkömmlicher Form überreicht. Nachdem die in lateinischer Sprache gehaltene Festrede die Verdienste des neu aufgenommenen Mitbruders hervorgehoben und besonders den Werth seiner Festmesse gewürdigt hat, heißt es: „Wen wird es denn Wunder nehmen, wenn wir als Zeichen unserer tiefsten Verehrungen und der Liebe, welche wir stets zu Dir hegten und für immer hegen werden, Dich mittelst dieses Dokumentes in die Zahl unserer Brüder aufnehmen, indem wir Dir unsere besten Wünsche und frommen Gebete zusichern, so lange nur unser Orden am Leben bleibt?“ Die auf diese Weise dem Orden als Konfratres Affiliirten sind durchaus durch kein Gelübde gebunden.

[Die Wittwe eines Sergeanten als Sultanin des Kaisers von Marocco.] Wie die Wittwe eines englischen Sergeanten, John Brown, die Gemahlin des Kaisers von Marocco wurde, erzählt Conolly in seinem eben erschienenen Geschichtsbuche. „Sidy Mahomed wünschte, bald nach seiner Thronbesteigung, gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Vertheidigungswerke von Fez zu verstärken, und da er die Ueberlegenheit der Engländer in der Ingenieurkunst kannte, so wendete er sich an die brittische Regierung um den Beistand eines mit besagter Wissenschaft vertrauten Mannes. Das Gesuch ward bewilligt und ein erfahrner Sergeant von dem Corps of Sappers and Miners wurde Sr. Majestät zur Verfügung gestellt. Sidy Mohamed nahm ihn sehr wohlwollend auf, wies ihm ein Haus mit allen möglichen Bequemlichkeiten zu seiner Wohnung an. Der Sergeant blieb im Dienste des Sultans auch nach Vollendung der Festungswerke von Fez; indeß starb er bald darauf und hinterließ eine Wittwe ohne Nachkommenschaft. Nach seiner Beerdigung suchte die Wittwe — eine sehr hübsche Irländerin, um eine Audienz bei dem Sultan nach, um eine Pension und die Mittel zur Rückkehr in ihr Vaterland zu erlangen. Als sie vor dem Machthaber erschien, fühlte sich dieser von der Schönheit und Annehmlichkeit der Bittstellerin nicht wenig überrascht, er behandelte sie mit großer Herablassung und Freundlichkeit und das Ende von der Sache war, daß die arme irländische Wittwe Sultanin von Marocco wurde.

[Seltsame Todesursache.] Vor einigen Tagen wurde in Lissa eine Frau beerdigt, die sich durch Phosphor vergiftet hatte. Die Unglückliche litt an momentanem Irrsinn, dem eine eigenthümliche Entstehung zu Grunde lag. Als dieselbe nämlich vor längerer Zeit eine Mahlzeit zubereiten wollte, sprang ihr eine Maus aus dem Fleischtopfe entgegen. Die Frau gerieth dadurch in einen furchtbaren Schrecken, in Folge dessen sich die Idee bei ihr fixirte, die Maus stecke ihr im Gehirn und verfolge sie unablässig. Da sie in ihrem sonstigen Wesen sich völlig harmlos gezeigt, so lag keine Veranlassung vor, sie in eine Heilanstalt zu bringen. Unbewacht und unbeachtet reifte in der Unglücklichen allmälig der Entschluß, ihrem gequälten Leben auf gewaltsame Weise ein Ende zu machen.

Unter den auf das Preisausschreiben der Mannheimer Tonhalle eingelaufenen 22 Kompositionen erhielt nach Urtheil der Preisrichter (Hofmusikdirektor Hetsch, Hofkapellmeister Reissiger und Generalmusikdirektor Spohr), wie schon erwähnt, das Werk des Hrn. V. E. Becker in Würzburg den Preis; vorzügliche Belobung erhielt das Werk des Hrn. M. J. H. Belljens in Rörmond; deßgleichen wurden besonders belobt: zwei verschiedene Bearbeitungen der Preisaufgabe von Hrn. A. Wolter in Hammelburg (Bayern), sodann die Werke der Herren Rektor Huberich, Pfarrer in Pfauhausen (Württemberg), J. M. Kühne Musikdirektor in Korbach, und A. Dechöner in Havre. Die Kompositionen unseres Landsmannes, Hrn. V. E. Becker, finden aber auch weitere Verbreitung. In Paris wird nächstens eine Sammlung Männerchöre erscheinen, in der auch des Genannten „Kirchlein“ und „Frisch ganze Kompagnie“ mit französischem Texte enthalten seyn werden. Der Komponist (der kürzlich auch von dem Gesang-Vereine „Eintracht“ in Baden-Baden zum Ehrenmitgliede ernannt wurde) hat die zu dieser Uebersetzung seiner Werke nachgesuchte Erlaubniß dem Verleger Ch. L. Schlosser in Paris ertheilt.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 144 Freitag, 18. Juni 1858.

Die Flucht aus dem Irrenhause.

(Fortsetzung.)

Auf einmal riß die Wüthende die Thüre auf, an der sie Antoniens Mittheilung erhorcht hatte, trat mit einer Peitsche in mein Zimmer und hieb Antonien über den Rücken, daß mir die Peitsche mit über die Schulter sprang. Alle Fassung verließ mich, ich entriß ihr die Peitsche, gab sie ihr aber mit den Worten zurück: Nun wagen Sie noch einen einzigen Schlag, und Sie zerreißen das letzte Band, welches uns knüpft, ich vergesse, daß Sie das Weib meines Vaters sind.

Sie wagte es nicht, und ging mit Verwünschungen über unsere Häupter fort. Ich hatte Mühe, Antonien über diese schimpfliche Behandlung zu trösten. Sie ward ruhiger, als ich ihr sagte, daß ich mit dem Obersten sprechen werde, von seinem Antrage abzustehen, und daß er als Mann von Ehre selbst von seinem Vorhaben zurücktreten werde, wenn er ihre völlige Abneigung erfahre.

Nach einiger Zeit kam der Vater zu uns.

Kinder, was denkt ihr zu thun?

Das Natürliche, antwortete ich, ich will dem Oberst Antoniens Widerwillen erklären.

Sohn, das thu nicht, er macht uns unglücklich, wir haben schon zu viel bewilligt, ich berene es, aber es ist geschehen.

Was ist geschehen? Antonie kann nicht durch Abmachungen hinter ihrem Rücken gezwungen werden, und der Oberst kann nicht so ehrlos seyn, eine Verbindung zu fordern, in die meine Schwester nicht willigt, und wenn sie zum Altar bei den Haaren gerissen würde.

Denkst du auch so, Antonie fragte der Vater.

Ebenso! entgegnete sie entschlossen.

Kinder, denkt doch daran, was ihr mir schuldig seyd!

Vater, sprach ich, die Kinder thun über ihre Pflicht, indem sie sich nur aus Achtung vor dir ungerecht mißhandeln lassen, haben denn Eltern aber gar keine Pflichten?

Der Vater verließ uns. Nach einer Weile kam er wieder, mit der Bitte, wir möchten uns gegen die Fremden nicht merken lassen, was vorgefallen sey, und daher die Gäste empfangen. Ich erbot mich dazu, Antonie legte sich unwohl zu Bette.

Nun denke man sich die Kunst und Geschmeidigkeit der Stiefmutter. Kaum hört sie, daß Antonie sich niedergelegt habe, so naht sie sich ihr, sie ihrer Uebereilung wegen um Vergebung bittend, und sie ruhte nicht eher mit ihren falschen Liebkosungen, bis meine Schwester nachgab, daß sie versuchen wolle, trotz des brennenden Kopfwehs, in der Gesellschaft zu erscheinen, unter der Bedingung, daß der Gedanke an eine Verlobung aufgegeben würde. Die Mutter versprach.

Sobald der Oberst angekommen war, ließ ich ihn auf mein Zimmer bitten. Ich wartete, er kam nicht. Ich ging und bat ihn, mir einige Minuten allein zu widmen. Er versprach, ließ mich warten, und kam nicht. Meinte er, ich würde ihn nochmals um einen Besuch bitten lassen, so mochte er nur vergeblich warten.

Mochte nun folgen, was da wolle, die Ruhe meiner Schwester ging mir über jede Rücksicht.

Laß uns sowohl der Bitte der Eltern nachgeben, da du einmal bedingungsweise versprochen hast, aus konventionellen Rücksichten das Opfer bringen, in der Gesellschaft heute Abend zu erscheinen, sagte ich zu Antonien, Gewalt kann doch hier nicht am Platze seyn, ich würde dich mit meinem Leben decken. Im Gegentheil, die Gegenwart Fremder muß Scheu erwecken, die zu deinem Schutze diene. Also beherzt, gute Schwester!

Wir empfingen die Gäste, Antonie zwar den Rücksichten nach gekleidet, doch fern von dem mindesten Prunk. Ich freute mich über die Kraft ihrer Seele, den Zustand ihres Innern der Außenwelt zu verschleiern, mir blieb er sichtbar.

Der Oberst hatte das Feld fader Erbärmlichkeit gepachtet, der Stiefbruder und einige andere Offiziere buhlten als Unterpächter um seine Gunst. Antonie blieb der Zentralpunkt ihrer Aufmerksamkeit, so oft sie auch die Plätze wechselte, und dieser Tortur für ihren Geist zu entschlüpfen.

Der gutmüthige Vater umarmte sie und sagte: du bist mein gutes Kind!

Ja du bist unsere gute Antonie! fügte die Stiefmutter bei, welche die Augen überall hatte, damit ja nichts gegen ihren Plan geschehe. Ich zweifelte schon, fuhr sie fort, daß sie an dem Abende würde Theil nehmen können, den ganzen Tag plagte sie sich mit Kopfschmerzen, indeß man sagt, schon die geahnte Nähe eines Magnetiseurs unterbreche Krankheiten auf eine wohlthuende Weise, nicht wahr, Herr Oberst?

Diese plumpe Wendung verletzte Antoniens Zartgefühl dergestalt, daß sie den bisher beobachteten Moll-Ton der Duldung, von der Minute an, in ein Dur des Ausdrucks umsetzte, und da der Oberst die Plumpheit aufnahm und fragte: Gnädige Frau, dürfte ich den Magnetiseur auf mich beziehen? entgegnete Antonie: Herr Oberst, es gibt eine Menge Charlatane, die durch bloße Nähe zu Tode magnetisiren.

Aufgeregt durch diese Aeußerung, setzte sie sich zu einer Dame, ließ sich mit dieser in ein Gespräch ein, und glaubte durch ihren harten Ausspruch sich Ruhe verschafft zu haben. Dennoch stand der Oberst mit seinem Gefolge mit huldigenden Versuchen wieder vor ihr. So vertrieb er sie von einer Stelle zur andern. Ihren Widerwillen gegen den Aufdringling bemerkte die ganze Gesellschaft, er nicht. Nach einigen Stunden verlor er sich, wie wir glaubten, um sich bei seiner Türkenpfeife, die er seine zweite Frau nannte, neue Trivialitäten zu sammeln. In diesem Stündchen freieren Athmens hatte sich Antonie zwischen mich und einen General außer Diensten gesetzt, der uns manche Beweise edler Gesinnungen gegeben hatte, und mit dem sich jetzt meine Schwester unterhielt.

Ich hoffte Sie, liebe Antonia Pawlowna, am heutigen Abend heiter zu finden. Wenn es dem Herzen nach Wunsch geht, da springt es so leicht. Fragen Sie meine Frau, wie lustig sie war, als sie hörte, ich komme, um mir ihre Hand von den Eltern zu erbitten, denn ihr Herz hatte ich schon lange, und sie das meine.

Wie hätte sie da nicht fröhlich seyn sollen, entgegnete Antonie, wie hängt aber meine Stimmung damit zusammen?

Sind wir denn nicht zu Ihrer Verlobung gebeten? Ich gratulire Ihnen indessen still voraus, ehe wir zur Theilnahme an der Feier dieses Glücks eingeweiht werden.

Eben wollte Antonie antworten, da öffnen sich beide Flügelthüren des Saales, und herein tritt in Gallauniform der Oberst, begleitet von mehreren Herren und meinem Bruder.

Vater und Mutter hatten sich ihrer Rolle gemäß zusammengesetzt. Der Oberst mit seinem Gefolge schreitet auf sie zu, und bringt seine Bewerbung um Antonien an.

Diese zitterte und hält sich an meinem Arm. Die Gesellschaft erhebt sich; wir auch.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krankheiten unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Die Keimstätte des Verbrechens.

Der Mensch ist ein vernünftig-sinnliches Wesen; die Vernunft stempelt ihn zum Ebenbild Gottes, die sinnliche Seite setzt ihn in Verkehr mit der Außenwelt und bringt ihn durch Neigungen und Triebe zur Kenntniß seines physischen Ichs.

Im Normalzustande sind alle Triebe und Neigungen als Willensäußerungen den Gesetzen der Vernunft unterworfen, im krankhaften Zustande erhalten einzelne das Uebergewicht und reißen sich von der Herrschaft des geistigen Ichs los.

Bei den wilden Völkerschaften Amerika's ist z. B. die Gefräßigkeit so vorherrschend, daß sie mit Seelenruhe ihre Gefangenen verspeisen.

Wenn der Trieb einmal sich von seiner Herrin, der Vernunft, losgesagt hat, so wird der Mensch ein Sklave der Leidenschaften. Seine Phantasie spiegelt ihm beständig die Genüsse der Vergangenheit vor, sein Verstand sinnt auf Mittel seiner Genußsucht zu fröhnen, und der Wille wird eine todte Ordonnanz der Sinnenlust.

Die Sinnlichkeit äußert ihre schädliche Wirkung verschieden nach der sozialen Stellung des Individuums. Wenn Reichthum und Rang dem Wüstling erlauben, sich nichts zu versagen und die armen Opfer seiner schnöden Lust um eitel Gold zu erkaufen, dann ist er eines jener Wesen, wo man unsern Schöpfer fragen möchte, wozu er ihn geschaffen hat; denn er hat umsonst gelebt, er war als Jüngling ein Greis; die Liebe war ihm fremd, seine Nebenmenschen sind bloß der Spielball seiner Leidenschaften. Alle seine Handlungen stehen im direkten Zusammenhang mit den schnöden Absichten, und er ist unfähig, irgend etwas Großes zu leisten; seine Familienbande sind gelockert, im Staat ist er ein welker Zweig, doch gibt ihm der Reichthum und seine Stellung oft die Mittel, Thaten der weltlichen Gerechtigkeit zu entziehen, und mit dem Schleier der Wohlthätigkeit und der Großmuth Wunden zuzudecken, die seine wilde Lust geschlagen.

Könnte man oft den Schleier von dem Leben

eines solchen alten Don Juan herabreißen, er würde schlechter in den Augen der Mitwelt erscheinen, als mancher Verbrecher, der in lebenslänglicher Haft die Uebereilung eines Augenblicks büßt.

Er hat Familienglück vernichtet, Jungfrauen um ihr kostbarstes Gut gebracht, arme Geschöpfe auf die Heerstraße des Lasters geführt, und doch straft ihn kein irdischer Richter, und mit dem Beinamen eines ehrlichen Mannes steigt er in das kühle Grab.

Die Sinnenlust äußert sich in allen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft, und je ärmer an Glücksgütern dieser Welt der Sinnenmensch ist, desto gefährlicher wird er für seine Mitmenschen, und verfolgen wir die Jahrbücher des verletzten Rechtes, die Scenen der Gerichtssäle, so finden wir einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen vorwaltender Geschlechtlichkeit und Verbrechen. Ein Mensch, bei dem die sinnliche Seite überwiegend entwickelt ist, erfaßt seinen Beruf in der Regel unvollkommen; er ist den Eindrücken des Augenblicks unterworfen und opfert seine wichtigsten Pflichten der Befriedigung der Lust. Seine Ausgaben stehen in keinem Verhältniß mit seinem Einkommen, er ist ein Geizhals in der Familie und ein Verschwender außer dem Hause; selbst wenn ihn die gütige Vorsehung mit einem trefflichen Weibe und guten Kindern segnete, so weiß er ihren Werth nicht zu schätzen, und jeder Augenblick, den er den Seinigen schenken muß, drückt ihn wie zentnerschwere Last. Ist er Geschäftsmann, so vernachlässigt er seine Angelegenheiten, und wer mit sich zerfallen und von wilden Leidenschaften zerrissen ist, wie kann der die Ruhe und Ordnung besitzen, die für seinen Stand nothwendig sind? Er vernachlässigt sein Vermögen und ist blos ein Sklave seiner thierischen Lust. Wenn selbst Freunde oder Familienangehörige es wagen, ihm Vorwürfe zu machen, so sind sie fruchtlos, denn seine Willenskraft ist gebrochen, und kommt er selbst zur Erkenntniß des Abgrundes, der ihn und die Seinen zu verschlingen droht, so mangelt ihm die Charakterfestigkeit, um sich zu überwinden und seiner Leidenschaften Herr zu werden.

Er hat zwar Momente der Reue und sein scheinbares Genußleben ist verbittert durch die Stimme des mahnenden Gewissens, doch fruchtlos sind seine Vorsätze, und die wilde Gluth, die durch seine Adern rollt, erlaubt ihm keine Rückkehr vom Pfade des Verderbens.

Mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Wenn Deutschland seit einigen Dezennien immer mehr nach merkantilischer Einigung strebte, so kann diese wichtige Richtung nur mit Freudengrüßen bewillkommnet werden. Eine sehr in alle Verhältnisse eingreifende Reform ist der neue Münzverein, über welchen bisher nur mangelhafte Anschauungen unter dem größeren Theile des Volks vorwalteten; und Mancher mochte fragen, was denn in nächster Zukunft diese oder jene Münze gelte, und ob sie Gewinn oder Verlust bringe. Dieser Unsicherheit wurde durch eine Pieçe des Herrn Lehramtsassistenten Rath abgeholfen. Aus der Keppler'schen Offizin in Passau ging ein Werkchen als erläuternde Instruktion über diese Angelegenheit hervor, welches Einsender dieser Zeilen um so mehr empfehlen kann, als es in mathematischer Sicherheit, klar, bündig, allseitig eingehend abgefaßt und zu dem billigen Preise von 12 kr. per Exemplar zu acquiriren ist. Die Gränzbewohner namentlich werden, um sich vor Schaden zu bewahren, gut thun, wenn sie sich aus diesem Schriftchen die nöthige Einsicht verschaffen und den Inhalt aneignen. Zwar werden Viele von der Wiener Konferenz einen einzigen Münzfuß erwartet haben; aber auch die neuen Münzfüße sind ein großes Ergebniß und ein weiterer Erfolg zu einst völliger Einheit in Geldsachen. Es ist übrigens zu erwarten, daß nicht nur bald die Rechnungsbücher darnach modifizirt werden, sondern daß auch in den Schulen und Instituten, den Begründungsorganen heilsamer Fortschritte, dieser Angelegenheit von ganz Deutschland die erforderliche Rücksicht geschenkt werde.

Mannigfaltigkeiten.

Die Ursache des Höhenrauchs (auch Haarrauch, Moorrauch), welcher sich im Mai und Juni vorigen Jahres in ganz Deutschland, namentlich in der Gegend zwischen Emden, Karlsruhe, Wien, Krakau und Dresden, zeigte, ist in vielen Blättern der Gegenstand lebhafter Erörterung gewesen. Es wurde ihm eine vulkanische Entstehung zugeschrieben, und seine Erscheinung als Vorzeichen der später wirklich eingetretenen trockenen und heißen Witterung betrachtet. Auch in diesem Jahre hat er sich wieder gezeigt und ähnliche Deutungen hervorgerufen. Professor Dr. Prestel in Emden hat nun die Erscheinung einer eingehenden Untersuchung unterworfen, deren Resultat er in dem 3. (April-) Hefte der geographischen Mittheilungen des Dr. Petermann

(Gotha, Perthes) veröffentlicht. Darnach wird der Höhenrauch, besser Moorrauch, dem gewöhnlich im Mai erfolgenden Abbrennen des Hochmoors in der Nähe der Ems zugeschrieben. Dieser Moor umfaßt zusammen 65¼ Quadratmeilen und wird nach dem Abbrennen mit Buchwaizen und Roggen bestanden. Der Wind erfaßt den Rauch und treibt ihn langsam oder schneller über die Gefilde fort; dadurch, daß oft Massen desselben an überwindig gelegenen Bergen stagniren, mag er den Namen „Höhenrauch" erhalten haben.

Vor einigen Tagen ist in Emden das Telegraphen-Kabel eingetroffen, vermittelst dessen die Verbindung zwischen der Insel Norderney und dem Festlande hergestellt werden soll. Das Kabel ist 27,000 Fuß (also etwa 1$\frac{1}{12}$ Meile) lang und hält im Durchmesser ungefähr $\frac{1}{4}$ Zoll englisch. Das Innere desselben besteht aus vier fest aneinander gepreßten Kupferdrähten à $\frac{1}{2}$ Linie (Leitungsdraht), dann folgt eine Guttaperchaumhüllung von $\frac{1}{4}$ Zoll Durchmesser; diese ist wieder umsponnen mit getheerten Hanffäden, während zwölf Eisendräthe à eine Linie das Ganze in Windungen einschließen. Das Kabel ohne die Trommel wiegt 118 Zollzentner, kostet circa 3000 Thaler und ist hervorgegangen aus der Fabrik der Herren Felten und Guilleaume in Köln, welche auch den neuerdings gelegten unterseeischen Telegraphen des Bodensee's angefertigt haben, der sich gut bewähren soll. Gegen Ende dieses Monats wird das Tau per Dampfschiff nach dem Finkenpolder am Norddeich geschafft und alsdann sofort mit der Legung desselben durch's Watt begonnen werden.

[Ein Sonderling.] In Wels in Oberösterreich starb dieser Tage ein Mann, welcher nebst vielen guten Eigenschaften manche Eigenthümlichkeiten besaß, so z. B. verschenkte er noch bei seinen Lebzeiten all sein nicht unbedeutendes Vermögen an die nächsten Verwandten; und da er in der festen Ueberzeugung war, er werde die Pfingstfeiertage nicht mehr erleben, so ordnete er selbst noch Alles, was nach seinem Ableben zu geschehen hat; er berichtete die ganze Begräbnißkosten, ordnete an, wie weit er getragen werden müsse, schrieb seinen Partezettel, maß den Sarg, ob er ihm lang genug sey und so viele andere Kleinigkeiten, welche er Alle splendid bezahlte, nur einem von den vielen Doktoren, welche er zu sich rief, soll er die zwei letzten Visiten deßwegen nicht bezahlt haben, weil die Medizin, die ihm derselbe verschrieb, nach seiner Ansicht keine Wirkung machte.

Der Banknotenverfälschungsprozeß in Ofen ist zu Ende. Am 10. Juni wurde über sämmtliche Angeklagte, nachdem die am 26. April eröffnete Verhandlung unausgesetzt bis zum genannten Tage fortgesetzt worden, das Urtheil gefällt. Des Verbrechens der öffentlichen Kreditpapierverfälschung sind schuldig erklärt: a) als unmittelbarer Thäter und Urheber Karl Sz. mit lebenslänglicher schwerer Kerkerstrafe; b) als Mitschuldiger Joseph L. und Johann M., Beide zu lebenslänglicher Kerkerstrafe, 4 Andere mit Anwendung des gesetzlichen außerordentlichen Milderungsrechtes zu 15—10 Jahren schwerer Kerkerstrafe; c) als Theilnehmer unter Anwendung des außerordentlichen Milderungsrechtes 7 Angeklagten zu 16—10 Jahren.

Der Pariser Schriftsteller de Pène, der jüngst in einem Duell, das großes Aufsehen machte, schwer verwundet wurde, ist einer der schönsten Männer des jungen Frankreichs und hat eine Frau zur Gattin, die sich würdig neben ihm sehen lassen kann und welche mit ihm zusammen eines der schönsten Ehepaare in Paris abgibt. Die Dame wußte von dem Duell und billigte es nicht nur, sondern befand sich auch in der Nähe des Platzes, auf dem der unglückliche Zweikampf stattfand, nach dessen traurigem Ausgang sie einen bewunderungswürdigen Heroismus in Haltung und Benehmen zu Tage gelegt haben soll und noch immer zu Tage legt.

Das Studium der evangelischen Theologie in Deutschland hat seit den letzten drei Semestern um fast 200 Hörer gewonnen; es studiren gegenwärtig in Halle 468, Erlangen 325, Berlin 312, Tübingen 194, Leipzig 187, Göttingen 142, Königsberg 113, Jena 101, Heidelberg 88, Breslau 86, Marburg 69, Gießen 52, Bonn 51, Greifswald 29, Kiel 27, Rostock 23, zusammen 2257 die evangelische Theologie. Die juristischen Fakultäten haben dagegen in derselben Zeit etwa 300 Hörer verloren und besitzen deren jetzt 3373.

Die Schuljugend von Havre läßt für den kais. Prinzen eine kleine 6 Schuh lange Schraubenyacht bauen. Das Miniaturschiff heißt die „Stadt Havre" und führt am Spiegel das Wappen dieser Stadt. Die Maschine ist so berechnet, daß das Schiff ungefähr 10 Minuten fahren und kühn eine Fahrt über das große Bassin zu Versailles oder St. Cloud unternehmen kann.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 145 Samstag, 19. Juni 1858.

Die Flucht aus dem Irrenhause.

(Fortsetzung.)

Bruder, verlaß mich nicht! bittet das bebende Espenblatt. Ich schlang meinen Arm um die Erschrockene.

Die Eltern erwiderten den Antrag mit den größten Lobeserhebungen über das Glück, mit einem so ausgezeichneten Manne verwandt zu werden, und nachdem sie geendet, kam der Rittmeister zu Antonien, und bot ihr den Arm mit den Worten: Liebe Schwester, laß mich dein Führer seyn zu deinem außerordentlichen Glück!

Zu meinem Glück? wiederholte Antonie zwar gefaßt, aber doch mit zitternder Stimme. Zu meinem Glück? Wen hab' ich denn in meinem Innern lesen lassen, was ein Glück für mich sey? Hat man dich zum Boten gewählt, so bring' auch die Antwort, daß dieß Glück so vollwichtig für mich ist, daß ich es nicht eine Stunde ertragen könnte.

Der Bruder versuchte, sie mit Gewalt fortzuziehen, ich hielt sie fest.

Der Vater sah das Sträuben und trat zu uns. Gieb mir die Hand, meine Tochter, folge mir!

Vater, sagte ich, ich lasse Antonien nicht von mir, ihr Herz verwirft das Glück, welches man ihr wider ihren Willen ausgesucht hat.

Der Vater wich nicht, und begehrte Gehorsam.

Laß mich, Bruder, sagte Antonie entschlossen, wozu diese Scene den Gästen? ich will doch sehen, wer mich zu dem außerordentlichen Glück zwingen will!

Das sonst so blöde Mädchen ging muthig in den Kampf. Sie, die noch vor einem Augenblick in meinem Arme zitterte, trat mit einer Fassung zum Bewundern vor den Oberst.

Herr Oberst! Möchten Sie Ihre Hand nach der Hand eines Mädchens ausstrecken, welches vor Zeugen aufrichtig Ihnen erklärt, daß es keine Neigung zu Ihnen fühlt und auch nie empfinden würde? Wenden Sie das Glück, von Ihnen geliebt zu seyn, einer Andern zu, ich bin dessen nicht würdig und ich halte Sie für einen Mann von Ehre, der ebenso aufrichtig bekennen wird, daß es seine eigene Schuld ist, wenn er sich in seiner Erwartung getäuscht sieht.

Reichen Sie mir die Hand zur Versöhnung, sprach der Oberst, ich stehe von meinem Verlangen ab.

Ohne Mißtrauen reichte ihm Antonie die Hand.

Fest hielt er sie. „So also, schöne Antonia Pawlowna, muß man Sie erobern, jetzt sind Sie mein!“ Und im Nu hatte er ihr einen Ring an einen Finger geschoben. Aber eben so rasch riß sie die Hand frei, und warf empört den Ring hin, daß er den Saal entlang rollte.

Wenn Ihnen diese Ehre lieber ist, meinetwegen, keine Macht der Erde wird mich zwingen, selbst mich unglücklich zu machen. Sie, Mama, haben nicht für gut befunden, Ihr mir gegebenes Versprechen zu halten, legen Sie es daher nicht als Ungehorsam aus, wenn ich mich berechtigt glaube, auch des meinigen ledig zu seyn.

Ich führte Antonien in ihr Zimmer. Sie hatte die Genugthuung, daß die meisten Damen zu ihr kamen, und die Erschütterung ihres Gemüths durch innige Theilnahme zu besänftigen sich bemühten. Es gelang ihnen sogar, sie der Gesellschaft wiederzugeben.

Man hätte glauben sollen, das Vorgefallene sey hinreichend gewesen, jedem Manne von Ehre Zurückhaltung von jedem Vorhaben zu gebieten, welches nur im Entferntesten eine Erinnerung an jene Scene hätte hervorrufen können. So war es nicht. Der Plan unserer Widersacher schien so festen Boden zu haben, daß sie auf die Weigerung meiner Schwester gefaßt gewesen waren, und daß sie die Erreichung ihres Ziels dennoch für gewiß annahmen.

Ich wußte wohl, daß die Vernunft in dir siegen würde, sagte die Mutter, indem sie schnell an der zurückgekehrten Antonie vorüberging, ohne daß diese Zeit hatte zu antworten. Der Oberst benahm sich, als ob nichts vorgefallen sey. Ich finde keinen passenden Ausdruck für dieses Geschöpf. Thier ist zu wenig, und Mensch zu viel. Etwas Stumpfsinnigeres, wie die Folge lehrte, allem Guten un-

zugänglich, und nur für das Schlechte mit aller Hingebung empfänglich, ist mir nie vorgekommen.

Man gab das Zeichen zur Abendtafel. Der Oberst bot Antonien den Arm, sie in das Speisezimmer zu führen. Als Antwort auf dieß Anerbieten legte sie ihre Hand in den Arm des bereits erwähnten Generals, und durchschnitt die Absicht, sie bei Tisch an die Seite des Obersten zu setzen, indem sie an der Seite des hochgeachteten Greises und einer Dame Platz nahm.

Der Feind stand fest in seinen wieder eröffneten Laufgräben. Ein Diener wechselte Antoniens Kouvert mit einem andern. Es fiel ihr auf, daß jetzt die Serviette höher gebogen war, als die übrigen, und sie ahnte einen neuen Spuck. Sie rührte das Kouvert nicht an, und entschuldigte sich mit Mangel an Appetit, indem sie die gereichten Speisen immer von sich wies.

Der Stiefbruder kam, hob das Kouvert, hielt es Antonien vor: Ich bitte nimm die Serviette!

Ich bedarf ihrer nicht.

Ei warum wollen Sie, Antonia Pawlowna, die Serviette nicht aufnehmen? sagte der General scherzend, fürchten Sie, daß eine Schlange darunter ist? Er hob selbst die Serviette vom Teller.

Ein blitzendes Diadem lag darunter.

Ein kleines Zeichen der Verehrung, meine Tochter, von dem der Deine Schüchternheit liebevoll bezwingen wird, rief der Vater Antonien zu.

Vater, entgegnete diese recht laut, dann gehört dieß Handgeld zu einem Kaufkontrakte, nicht mir. Sie setzte den Teller mit dem Geschmeide, so weit sie langen konnte, mitten auf den Tisch. Dort blieb es unberührt.

Der Champagner kam in die Reihe der Getränke. Der Vater erhob sich mit dem gefüllten langen krystallenen Glase: „Auf das Wohl zweier Verlobten, des Herrn Obersten und Ritters Gregor Borisowitsch Achmetiew mit meiner Tochter Antonia Pawlowna!“

Trompeten und Pauken fielen mit betäubendem Lärm ein. Die Gäste erhoben sich, hielten die Gläser, aber nur einige leerten sie. Die Instrumente schwiegen. Antoniens Nachbar, der General, stand, sein gefülltes Glas hoch haltend.

Herr Nachbar! rief er dem Vater zu, Ihr Wort in Ehren! Doch zur Verlobung gehört die Einwilligung der Tochter. Wir Alle leeren mit Jubel das volle Glas bis auf den letzten Tropfen, wenn meine liebenswürdige Nachbarin ihre Einwilligung laut vor uns erklärt, bis jetzt haben wir nur das Gegentheil vernehmen können. Antonia Pawlowna, sollen die Gläser klingen?

Sie, ermuthigt durch diesen edlen Beistand, sprach mit fester Stimme:

Fehlte es meiner Willenserklärung bis jetzt noch an hinlänglicher Deutlichkeit, so bitte ich die ganze hochgeachtete Gesellschaft, Zeuge meiner Worte zu seyn: daß ich eher sterben würde, als mich einem Manne zu opfern, für den auch nicht ein Fünkchen Neigung in meinem Herzen glimmt. Sie alle würden eher meine Begleiter an mein Grab seyn, als an den Altar mit diesem sich mir aufzwingenden Verlobten.

Der General setzte sich, ließ das Glas gefüllt, und Eines sah das Andere stumm an. Sichtbar aber erntete Antonie den Beifall der Gesellschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krankheiten unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Der fatale Augenblick naht, wo Fortuna ihm den Rücken wendet. Umgeben von den Freuden der Lust, ereilt ihn die rächende Nemesis; sein blühendes Geschäft ist zerrüttet, seine Leichtgläubigkeit, und sein blindes Vertrauen beschleunigten seinen Ruin; er ist verloren; Niemand kreditirt ihm mehr, und seine Gläubiger vertreiben ihn von Haus und Hof. Was ist die Zukunft eines solchen Menschen, der im Wohlstande nicht Zeit fand, seine Angelegenheiten zu betreiben, und der Familienglück und seinen ehrenwerthen Namen der Befriedigung der Lust opferte? wie wird er vermögen, die Launen und Tücken einer mühevollen Existenz zu ertragen, und wo wieder die Kraft hernehmen, die Seinen mit seiner Hände Arbeit zu ernähren?

Der Lüstling hat einen verweichlichten Körper, er ist feig und unentschlossen, ohne Festigkeit in seinen Entschlüssen, ohne Thatkraft in seinen Handlungen, ein wankendes Schilfrohr, welches den Stürmen des Lebens nicht zu trotzen vermag. Die Schuppen fallen zwar von seinen Augen, er klagt sich an als Mörder seines Familienglückes, wilde Verzweiflung zerreißt sein Gemüth, und da jedes moralische und religiöse Gefühl längst in ihm erloschen ist, und er seinen Kräften und Fähigkeiten zur Erhaltung der Seinigen mit Recht mißtraut, verurtheilt er sich selbst und glaubt mit einem Selbstmord seine verbrecherische Lust zu sühnen und hinterläßt seiner Familie nichts als einen geschändeten Namen zum Erbtheil.

Wie viele Menschen haben freiwillig ihren Lebensfaden abgeschnitten, und sind aus eigenem Willen von dem Schauplatz dieses Lebens in die finstere Nacht der Ewigkeit hinabgestiegen, blos weil sie nicht verstanden, die Sinnenlust zu bemeistern und ihre Triebe und Neigungen den Gesetzen der Ver-

müßt zu unterwerfen! Das Grab deckt viele solche Geheimnisse, die nur der ewige Richter zu enträthseln vermag, denn für diese Welt war das Hinscheiden eines Solchen kein Verlust, die bürgerliche Gesellschaft verlor nur ein Wesen, was sicher später in die Hände der strafenden Gerechtigkeit gefallen wäre. Daher beweint und betrauert ihn Niemand, und die Kirche verweigert ihm mit Recht ein ehrliches Grab.

Nicht jeder Sinnenmensch hat Muth oder vielmehr genug Aufregung des Augenblicks, um gewaltsam sein Daseyn zu beenden.

Viel häufiger kommt er auch im Unglück nicht zur richtigen Erkenntniß seiner Verhältnisse. Derlei Menschen sind in der Regel viel zu eitel, um klar zu sehen, sie hängen viel zu viel an den Genüssen dieser Welt, um von ihnen sich freiwillig zu trennen; sie lebten immer in einer imaginären Welt und bauen daher auch jetzt noch Luftschlösser. Wenn sie auch durch die Lage des Augenblicks genöthigt sind, sich einschränken zu müssen, so kommen sie doch nie in eine geregelte Lebensbahn. Das Leihhaus und das Spiel werden der Kompaß, der ihr Schifflein in den Hafen bringen soll; das Eine benutzen sie in der Gegenwart, auf das Andere bauen sie ihre Zukunft. Gar mannigfaltig sind die Wege, womit derlei Industrieritter ihr Daseyn fristen. Wir sehen in unserer Mitte Betrügereien unter den sonderbarsten Formen begehen, bald unter dem Gewande der Freundschaft, bald unter der Form des Romans, bald unter der Lüge des Mitleids werden Darleihen gemacht, und derlei Wechsel sind natürlich nie fällig. Spekulationen werden ins Leben gerufen, die nur den Unternehmer bereichern, die Theilnehmer aber um ihr Hab und Gut bringen. Briefe werden unterschlagen oder mißbraucht, und Familiengeheimnisse zu enthüllen gedroht, wenn nicht die Betreffenden das Stillschweigen durch Geld erkaufen, und das Verbrechen Le Chantage (Benützung von Liebesbriefen zu Gelderpressungen) droht von unsern westlichen Nachbarn sich auch in Deutschland einzunisten.

Das Spiel gibt auch manchmal Futter für derlei Raubvögel, und obwohl die Hazardspiele beinahe überall in Europa verboten sind, so wuchert doch das Unkraut im Geheimen und die Karten ernähren manche dieser Individuen. Er bleibt am grünen Tische so lange ehrlicher Mann, als das Glück ihn begünstigt, oder seine Geschicklichkeit und Erfahrung ihm ein bedeutendes Uebergewicht über seine Mitspieler sichert; wenn ihn aber Fortuna verläßt, oder es leicht seyn kann, so wird er falscher Spieler. Die Wollust selbst seiner Mitmenschen weiß unser arbeitsscheues Subjekt zu seinem Lebensunterhalte auszubeuten, und wir sehen ihn das schamloseste der Geschäfte treiben, vor dem selbst ergraute Wüstlinge Abscheu haben. Es ist dieß ein Verbrechen, das die menschliche Gerechtigkeit zwar straft, doch dessen sie schwer habhaft wird, nämlich die Kuppelei.

Wir sahen unsern Sklaven der Sinnenlust sich auf unsittliche Weise herumtummeln auf der Bühne des geselligen Verkehrs, durch Gewandtheit und Schlauheit seine finstern Wege ungestraft vom Arm der weltlichen Gerechtigkeit wandeln; die Schranke der Sittlichkeit ist gefallen, Tugend ist für ihn ein eitler Wahn, und im Flug erglimmt er die Stufenleiter des Bösen, denn zwischen Fehltritt und Verbrechen ist eine Brücke, die man durchfliegt, ohne es zu gewahren.

Wenn die Vernunft von ihrem erhabenen Thron gestürzt und Sinnenlust der Despot des Ichs wird, so wird das Gewissen eingeschläfert, und das Verhältniß zu den Mitmenschen erscheint im trügerischen Lichte der Selbstliebe. Für ihn gibt es nur ein Ziel, das heißt Genuß, und alles Andere ist bloß Mittel zu seinem Zweck, was er wegzuräumen sich berechtigt glaubt, wenn es im Widerspruch mit seiner Selbsterhaltung ist.

Er beginnt nun den Kampf mit der bürgerlichen Gesellschaft als moralische Leiche und endet als politisch Todter in einem Gefängniß oder auf dem Richtplatz. Werfen wir eine Rundschau in die Tagespresse aller Nationen, so gelangen wir zu der traurigen Erkenntniß, wie mit der Zunahme der Zivilisation auch die Zahl der Verbrechen sich gesteigert und wie allgemein die Pflichtverletzung gegen seinen Nächsten eine moralische Seuche geworden ist. Der Staat baut Zwangs- und Arbeitshäuser, er verwendet enorme Summen für seine Sicherheitsorgane, Wohlthätigkeitsvereine erleichtern dem entlassenen Sträfling die Rückkehr ins bürgerliche Leben, und doch, wenn wir der Wahrheit getreu seyn wollen, ist die Sicherheit und das Eigenthum des Einzelnen in hohem Grade gefährdet.

Moderne Raubritter bedrohen im täglichen Leben durch List und Betrug als Chevaliers d'industrie oder als Straßenräuber Hab und Gut ihrer Mitmenschen. Der Mord selbst dringt bis in das zarte Kindesalter, und wir erleben in unsern Tagen das gräßliche Schauspiel, daß unreife Kinder aus geringfügigen Ursachen das Leben ihrer Geschwister gewaltsam vernichten.

Unsere Voreltern kannten Elternmord als das gräßlichste der Verbrechen, und in vielen Ländern wurde ein Vatermörder mit verhülltem Antlitz hingerichtet. Die gewaltsame Tödtung von zarten Kindeshänden, verübt mit wirklich böser Absicht, nicht aus Uebereilung, ist ein Verbrechen, dessen Daseyn sie gar nicht für möglich hielten.

Diese entsetzliche That, verübt in den Jahren der Unschuld, ist ein sprechender Beweis, wie un-

richtig die Erziehung gehandhabt wird. Wie muß Herz und Gemüth vergiftet seyn, um Kinder zu solcher That zu befähigen! Die Sinnlichkeit spielt leider schon im Kindesalter eine viel zu große Rolle, die Einbildungskraft wird erhitzt durch Lektüre oder Erzählungen von Geister- oder Gespenstergeschichten; das Kind wird in eine Romanwelt versetzt und für die Wirklichkeit unbrauchbar gemacht. Der frühzeitige Theaterbesuch, das Anhören unsittlicher Reden, die Gemeinschaft mit verdorbenen Genossen, sie alle tragen dazu bei, die sinnlichen Neigungen des Kindes zu wecken und es zum Sinnenmenschen auszubilden, den wir vorhin geschildert haben.

Die Genußsucht bietet auch ein bedeutendes Moment, das Kind, den Jüngling und den Mann mit seinen Verhältnissen in Widerspruch zu bringen. Er lernt sich nichts versagen, und wenn auf rechtlichem Wege die Mittel zur Erreichung seiner Wünsche fehlen, so wird er Kommunist und greift zu Unredlichem.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Wenn die Peterskirche in Rom für ein Wunder der Baukunst gilt, so ist sie auch die reichste Kirche der Christenheit. Ich hatte Gelegenheit das diesjährige Verzeichniß ihrer sämmtlichen Einkünfte an Zehnten einzusehen, welche bis zur Vigilie (28. Juni) des Peter-Paul-Festes zu entrichten sind. Die Zahl dieser Einkünfte, welche in dem Liber censuum verzeichnet stehen, ist staunenswürdig; sie selber bestehen aus Geldzinsen oder Naturalien. Der Liber censuum für das diesjährige Peter-Paul-Fest ist gegen den vorjährigen noch um sechs Druckbogen angewachsen, indem er ein Register Zinspflichtiger von nicht weniger als 111 Druckbogen enthält. Mancher kleine deutsche Souverän dürfte nicht über die Hälfte eines solchen Einkommens zu verfügen haben. In der Vigilie des doppelten Apostelfestes aber liest ein Beamter der Curie in einer Versammlung von Prälaten und Kardinälen die Namen der Lehensträger vor, welche ihrer Pflicht gegen den Fürsten der Apostel nicht nachkomen.

[Alter des Papiers.] Die Zeit und das Land, in welchem das Papier erfunden wurde, läßt sich nicht mit Genauigkeit bestimmen, indeß ist es nicht unwahrscheinlich, daß Deutschland die Ehre dieser Erfindung gebührt. Wenigstens bediente man sich unter allen Ländern zuerst in unserm Vaterlande des Papieres zu Dokumenten, und zwar 1308, während diesem Beispiel dann allmälig auch die andern folgten, und zwar 1311, England 1342, Rußland 1350 (hier war das Testament des Großfürsten Simeon Joannowitsch, welcher von 1340 bis 1353 regierte, das erste auf Papier geschriebene Dokument), Spanien und Italien 1367. Neben dem Papier bediente man sich indeß noch lange vorzugsweise des Pergaments.

In der Stadt New-York gibt es nahe an 40,000 weibliche Personen, welche ihr Leben mit Nähen fristen. Von diesen sind, etwa 13,000 Hemdennäherinnen, 16,000 Schneiderinnen, die Westen, Röcke, Mantillen arbeiten; die übrigen sind Damenkleidermacherinnen, Stickerinnen, Haubenverfertigerinnen u. s. w. Während dieses Winters aber hatten nur an 3000 Beschäftigung, die Uebrigen mußten auf andere Weise ihr Leben fristen. Die Hemdenmacherinnen verdienen im Allgemeinen 25 Cents oder 35 kr. täglich.

Die Gründung einer Aktienbrauerei in Berlin ist in voller Ausführung begriffen. Auf dem Terrain vor dem Hallischen Thor arbeiten bereits täglich über 100 Personen an den erforderlichen Baulichkeiten. Der 32 Fuß tiefe Eiskeller erhält einen 100 Fuß langen Raum, in welchem 20,000 Tonnen Bier lagern können. Man hofft den Bau so zu beschleunigen, daß schon im Winter gebraut und im Mai nächsten Jahres das Bier verkauft werden kann.

[Fahrende Photographie.] Ein Wagen zieht in Berlin jetzt die Aufmerksamkeit auf sich. Derselbe gehört den Photographen Michels und Boneys aus Brüssel, welche die Absicht haben, alle großartigen Denkmäler Europa's behufs der Herausgabe zu photographiren.

Charade.

(Viersylbig.)

Schneidet das erste Paar,
Stellt sich des Zweiten Schaar
Kleinlich im Ganzen dar.

Auflösung der Charade in Nro. 139:

Nordlicht.

Redakteur: Gustav Meffert
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 146 Montag, 21. Juni 1858.

Die Flucht aus dem Irrenhause.

(Fortsetzung.)

In der dauernden Stille erhob sich der General nochmals: Dennoch dürfen die Gläser nicht voll bleiben, dem Toast unsers geehrten Wirths muß sein Recht geschehen, wandeln wir seine Worte im Gefühl wahrer Freundschaft nur etwas um: „Auf sein und das Wohl seines ganzen Hauses!"

Die brausenden Töne der Instrumente stürmten in den Klang der Gläser. Er endete lange nicht, denn immer neu forderte man Antonien auf, sich für die Stimmung zu ihren Gunsten zu bedanken.

Der Tafel sollte Tanz folgen. Daraus wurde nichts. Die Lust dazu fehlte, die Gäste fuhren nach Hause. Still entwischte auch meine Schwester auf ihr Zimmer. Der Oberst und die andern Offiziere durchwachten die Nacht am Kartentische.

Am Morgen darauf befand sich Antonie sehr unwohl. Ihr Puls jagte, der Kopf brannte. Ich versprach ihr, den Arzt mitzubringen, denn Dienstgeschäfte nöthigten mich in die nur 12 Werst entfernte Gouvernementsstadt. Auch der Oberst machte sich fertig, auf ein entferntes Gut zu fahren, um dort mehrere Tage zu bleiben und dann wiederzukommen. Der Vater fuhr mit ihm.

Ich hatte mit der Beendigung meiner Geschäfte geeilt, Nachmittag zeitig war ich mit dem Arzt zurück.

Wie groß war mein Schreck, als ich mit ihm in Antoniens Zimmer trat. Sie lag im Bette. Ihr Kammermädchen wischte das Blut aus einer tiefen Wunde über dem linken Auge. Die rechte Hand war geschwollen und verenkt. Antonie lag mit geschlossenen Augen wie ohnmächtig.

Das Mädchen konnte vor Weinen nicht reden und zeigte auf die blutige Diele.

Nachdem Antonie verbunden und die Hand unter heftigem Schrei wieder eingerenkt war, schien sie eingeschlummert. Ich zog das treue Mädchen in das Nebenzimmer, dem Arzt, der mein Vertrauter war, ließ ich Theil an der Erzählung des Geschehenen nehmen.

Die Dienerin erzählte: Bald nachdem Sie, der gnädige Herr und der Oberst fort waren, gingen die gnädige Frau und Ihr Bruder zu Antonie Pawlowna. Ich sah sie durch das Küchenfenster, Ihr Bruder hatte seine Reitpeitsche in der Hand. Das Fräulein hatte mich geschickt, ihr eine Tasse Thee zu bereiten. Ehe ich damit fertig war, höre ich ein anhaltendes, angstvolles Geschrei. Ich springe an die Thür und höre, daß man Antonia Pawlowna schlägt. Ich öffnete die Thüre. Der Rittmeister hält das Fräulein, und die Mutter unter Fluchen und Schimpfen haut sie aus allen Kräften. Der Rittmeister stößt mich mit einem Fluch zur Thür hinaus: Hinaus, Canaille! Zum Unglück hatten Sie ihren Philipp mitgenommen, und als ich andere Dienstleute bat, dem Fräulein zu Hülfe zu gehen, entgegneten sie bange: Was geht das uns an!

Das Angstgeschrei schallte durch das ganze Haus. Ich eilte wieder an die Thür, die Angst um mein Fräulein trieb mich in das Zimmer. Die gnädige Frau schleifte das Fräulein an den Haaren haltend am Fußboden, sie blutete, ich warf mich über sie, um sie zu schützen. Sehen Sie mein Hals, wie man mich zerhauen hat. Ich hielt mich fest an das Fräulein und ließ mich nicht losreißen. Endlich, als man sah, daß das Blut zu stark rann, ließ man uns allein. Ich hob das Fräulein auf das Bett. Im Augenblick aber kamen Gregor und der Denschtschik des Rittmeisters, rissen mich aus der Stube, und der Rittmeister ließ mich von ihnen blutig peitschen, dann schrie er: Nun geh zu Deiner Barischnin! (Fräulein). Die Sorge um diese ließ mich meine Schmerzen nicht achten, und so trafen Sie mich bei ihr. Schon seit Stunden konnte ich das Blut nicht stillen. Als ich kam, sie zu schützen, hatte sie schon die Wunde, wahrscheinlich hat man sie an eine Stuhlecke geschleudert.

Diese Grausamkeit zerriß jedes Band zwischen mir und den beiden Tyrannen. Nie hätte ich mich jetzt wieder entschließen können, die Zimmer meiner Eltern zu betreten; ich sonderte mich in meiner

Wohnung ganz ab, und nahm auch Antonien in ein Zimmer der Abtheilung, welche mein war. Auch des Arztes Gefühl sträubte sich, die Uebelthäter zu sehen. Die unerwartete Ankunft desselben mochte die bösen Gewissen schrecken, sie verbargen sich, wenn ein Tritt von uns im Hause gehört wurde.

Ich befahl augenblicklich die Einrichtung unserer besondern Wirthschaft.

Das gemißhandelte Mädchen meiner Schwester erkrankte auch. Ich nahm statt ihrer gleich zwei uns ergebene Dorfmädchen zur Pflege, und gab meinem starken Philipp noch einen tüchtigen Burschen zur Seite.

Am dritten Tage hatte der Rittmeister die Dreistigkeit, in meine Wohnung zu treten, als ich und der Doktor an Antoniens Bett sitzen. Sie stöhnte, als sie seine Stimme hörte.

Meine Mutter, sagte er, läßt Sie, Herr Doktor, zu sich bitten, sie ist sehr krank, und zugleich bin ich gekommen, mich nach dem Befinden meiner Schwester zu erkundigen.

Die Krankheit der gnädigen Frau wird nicht so gefährlich seyn, sprach der Arzt, daß Sie nicht Zeit haben sollten, einen andern Arzt herbeirufen zu lassen.

Und ich, Herr Rittmeister, ersuche Sie, sich künftig bei mir zuvor anmelden zu lassen, damit ich weiß, wen ich abzuweisen habe, und wen nicht.

Mit diesen Worten öffnete ich ihm die Thür. Er verließ uns ohne einen Laut.

Antonie vervollständigte mir später die Erzählung ihres Mädchens dahin, daß Mutter und Stiefbruder in sie gedrungen, dem Oberst bei seiner Zurückkunft ihre Zusage zur Verehelichung zu geben, und dadurch die Schmach wieder gut zu machen, in welche sie sowohl den Mann, als ihre eigene Familie gebracht habe. Da sie sich geweigert, so habe sie der Bruder bei den Schultern gefaßt und geschrieen: Mutter, zwinge sie ohne Erbarmen, entweder sie oder ich muß verloren seyn, sie muß gehorchen! Die Mutter habe sie gehauen, und als sie sich habe frei machen wollen und entfliehen, sey sie vom Bruder niedergeworfen worden, sie erinnere sich, daß er sie an die Ecke der Kommode geschleudert habe, und daß ihr augenblicklich das Blut über das Gesicht gestürzt sey.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krankheiten unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Zu den drei Hauptquellen der Verbrechen, Sinnlichkeit, schlechte Erziehung und Genußsucht, kommt noch eine Vierte, die Arbeitsscheu. Der Müssiggang ist aller Laster Anfang, und doch wissen sehr wenige Menschen sich auf eine vernünftige Weise, d. h. mit Entwickelung ihres persönlichen Ichs und ohne Beeinträchtigung anderer Personen zu beschäftigen.

Die Nichtsthuerei und die Faulheit ist eine Pestbeule unserer bürgerlichen Gesellschaft geworden, und bis in die niedersten Schichten sehen wir diese Krankheit dringen, — ja es entsteht bald eine Streitfrage, wer mehr arbeitsscheu ist, — der Arme, der durch Noth zur Arbeit getrieben ist, oder der Reiche, der nur aus Zeitvertreib sich beschäftigt.

Machen wir eine Wanderung in entlegene Vorstädte größerer Städte, so finden wir in einem Alter, wo der Mensch mit den Minuten geizen soll, die Kinder auf den Straßen herumlungern, den Vorübergehenden anbetteln und im Spielen ihre Zeit vertreiben. Werfen wir einen prüfenden Blick in die Hütten der Armuth, so finden wir, wenn auch die Eltern der Arbeit nachgehen, die Kinder sich selbst überlassen, verwahrlost an Körper und Geist, sich frühzeitig an Müssiggang gewöhnen.

Könnten wir einen Späherblick in die Zukunft werfen und die Byographieen dieser Opfer einer vernachlässigten Erziehung verfolgen, wir würden manche unter ihnen in Detentionsanstalten wiederfinden als eine unnütze Last der bürgerlichen Gesellschaft, die es leider verschmähte, sich ihrer im Kindesalter anzunehmen. Kinderbewahranstalten und Arbeitsschulen sind vielleicht die einzigen Kardinalmittel gegen die Entsittlichung der kommenden Generation, wenn sie auf wahrhaft religiöse Basis gegründet sind. Ein falsches Heilmittel sind die Fabriken, und selbst die Statistik weist nach, daß in fabrikarmen Gegenden die Zahl der Verbrechen auch bei der größten Massenarmuth geringer ist, als in Gegenden, wo die Industrie Fleisch und Blut der Menschen ausbeutet und das zarte Kindesalter vergiftet.

Die Zulassung der Kinder in Fabriken verbreitet ansteckende Krankheiten, besonders Krätze, in den Familien, entnervt die Jugend, erzeugt verkrüppelte Männer und alternde Weiber, und mit frühem Siechthume und unheilbaren Krankheiten straft sich dieser moderne Philanthropismus der Beseitigung der Noth durch Fabrikanlagen.

Die Vermischung beiderlei Geschlechter, der Umgang mit verdorbenen Genossen, die lasterhaften Reden und schlechten Beispiele tragen das Ihrige dazu bei, die schwankenden Grundsätze aus dem Familienleben zu vertilgen, das schwache Sittlichkeitsgefühl zu zerstören und den jugendlichen Fabrikarbeiter der moralischen Kraft zu berauben, Versuchungen zu widerstehen, im Falle der Arbeitsmangel Noth und Entbehrungen zu tragen, und

lieber sich Alles versagen, als die Pflichten gegen seinen Nächsten zu verletzen.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir in den Gerichtssälen so häufig Fabrikarbeiter auf dem Schauplatze als handelnde Personen die ersten Rollen spielen sehen, und das Fabrikleben bietet so düstere Schattenseiten, die der Menschheit zur Schande gereichen und die unsere Vertheidiger des industriellen Fortschrittes aufzudecken sich wohl hüten.

Die Keimstätte des Verbrechens ist also eine sehr mannigfaltige, und nur nach der Art und Weise der Gelegenheit modifizirt sich die begangene That. Die verschiedensten Ursachen führen daher bei Vorwalten der vier Hauptmomente den Menschen in die Netze des Verderbens, und überliefern ihn früh oder spät dem Arm der strafenden Gerechtigkeit. Das Faktum, daß so Wenige im Stande sind, ungestraft vom irdischen Richter ihr Verbrechen zu Grabe zu tragen, beweist außer dem Walten der göttlichen Vorsehung noch, wie gräßlich die Existenz solcher Unglücklichen ist, die sich am Besitze des unrecht erworbenen Gutes nicht erfreuen können, die der Schatten des ermordeten Nebenmenschen als unzertrennlicher Begleiter verfolgt, und die das Gewissen, auch wenn es durch falsche Schlüsse eingeschläfert wird, auf die furchtbarste Art quält.

Sie ergeben sich der Trunkenheit aus Nothwendigkeit, um ihre Vergangenheit zu vergessen, stürzen sich in einen Strudel von Zerstreuungen und verrathen sich in der Regel selbst, und sind vielleicht noch am glücklichsten, wenn sie ihre That sühnen können. Wie viele Selbstanklagen kommen nicht unter ihnen vor, denn der Verlust ihrer Angehörigen, oder ein Strahl der göttlichen Gnade treibt sie zur Aussöhnung mit sich selbst.

Unser Verbrecher ist nun in den Händen des weltlichen Richters, um nach der Art der Verletzung des menschlichen Rechtes seine Strafe zu empfangen, und mit jahrelanger Haft oder nach den Umständen mit dem Tode seine Schuld zu sühnen.

Ueberlassen wir die Begleitung zum Richtplatze dem Romanschreiber, da uns die Todten ja nicht kümmern, und beschäftigen wir uns mit den Lebenden.

Unser Individuum wird von der bürgerlichen Gesellschaft getrennt, es hört auf, für die Zeit seiner Verurtheilung Staatsbürger zu seyn und wird in bestimmte Anstalten, Straf- oder Zuchthäuser abgeliefert.

Folgen wir unserm Sträfling bei seinem Eintritte in seinen neuen Bestimmungsort, so hört mit dem Zufallen des Eisengitters das Individuum auf, eine Person zu seyn, und wird eine Sache.

Der feine Weltmann wird seiner Kleider beraubt und in wollene Gewänder gesteckt. Die eigene Tracht und die Kette an seinen Füßen bezeichnet ihn als Sträfling. Er unterliegt nun der Willkür der Lokalbehörden, die, Dank der aufgeklärten Richtung unseres Jahrhunderts, aus humanen, gebildeten Personen gewählt werden; doch ist er in noch größerer Abhängigkeit von seinen Wächtern, deren Wahl natürlich nicht so sorgfältig seyn kann. Er ist willenlos, sein Tagewerk wird ihm von seinen Oberen vorgezeichnet und unser Arbeitsscheuer mit Gewalt zur Arbeit angehalten; seine Schlafstätte und sein Arbeitszimmer bringen ihn in vertrauten Umgang mit Verbrechern aller Art, und wie sorgfältig auch denkende Leiter von solchen Anstalten die Mittheilung schlechter Grundsätze und die Anleitung zu neuen Verbrechen zu verhindern versuchen, so gestehen doch Fachmänner ihre Unfähigkeit in dieser Beziehung, da die Immoralität eine der ansteckendsten Krankheiten ist. Die Beobachtung, daß in solchen Anstalten die Verbrecher verwilderten, und zwar von der bürgerlichen Gesellschaft Jahre hindurch entfernt gehalten wurden, aber ungebessert — ja noch unterrichteter in der Schule des Lasters — bloß in der Welt wiedererschienen, um neue Missethaten zu begehen, diese Beobachtung sage ich, war die Veranlassung der Entstehung der Detentionsanstalten nach pennsylvanischem System, wo das gemischte, sogenannte Auburn'sche System, wobei die Sträflinge in ihren Werkstätten gemeinschaftlich arbeiten, aber in Stillschweigen, die Nacht in Einzelnhaft zubringen müssen, gewiß das Geeignetste ist, einen Verbrecher zu heilen und seine moralische Wiedergeburt zu bewirken.

Nach diesem System wirken alle Momente zusammen, eine geregelte Tagesordnung, die Unmöglichkeit der mündlichen Mittheilung, ein systematischer Unterricht in Religion und Sittenlehre, um den Verbrecher zur richtigen Selbsterkenntniß zu bringen, ihm zur Einsicht seines lasterhaften Lebenswandels zu verhelfen und einen neuen Menschen aus ihm zu machen.

Die Philanthropie hat diesem System, welches sich durch die Seltenheit der Rückfälle bei Verbrechern auszeichnet, die große Zahl der Geisteskrankheiten vorgeworfen, die statistisch bei derlei Sträflingen in einer viel größeren Anzahl vorkommen.

Diese Thatsache ist ein neuer Beweis für meine Ansicht, daß bei den meisten Verbrechen die Entwickelung der Sinnlichkeit die Hauptrolle spielt, denn bei diesen Unglücklichen muß die Isolirung und die Unmöglichkeit der Befriedigung des Austausches der Gedanken durch die Sprache und die sitzende Lebensweise dazu beitragen, sie im fruchtlosen Kampfe gegen die wüsten Bilder ihrer aufgeregten Phantasie geistig zu zerrütten, und zur Entwickelung von Geisteskrankheiten beitragen. Wenn aber auch Irrenhäuser durch dieses System sich fül-

fein, so ist es doch allen Andern vorzuziehen, weil es besser ist, daß ein Theil der Sträflinge, in der dunklen Nacht des Wahnsinns gefesselt, für immer unschädlich gemacht wird, und der andere Theil, der seine Strafe abgebüßt, als frisch aufblühender Zweig ein neues Leben beginnt.

Wir haben das Laster in seinem Keim, in seinem Fortschritt und in seiner Entwickelung beobachtet. Wir fanden als dessen Hauptursachen Verletzungen der sittlichen Idee, die in jedes Menschen Brust wohnt; wir belauschten das Wirken dieser Unglücklichen auf der Lebensbühne und sahen den Lohn, der sie erwartete, und kommen zu nachstehender Folgerung: um die Keimstätte der Verbrechen zu mindern, muß sich Staat und Kirche vereinen, um die Volkserziehung zu veredlen und Arbeitsliebe in allen Klassen zu erwecken, um Genußsucht und Sinnlichkeit durch positive Gesetze zu beschränken.

(Fortsetzung folgt.)

Armenzustände im Unterfränkisch-Aschaffenburg'schen Kreise.

Nach dem Stande des Etatsjahres 1855|56 zählte der Kreis Unterfranken und Aschaffenburg bei einer Gesammtbevölkerung von 589,076 Seelen 8172 konskribirte Arme, welche sich ausscheiden in 198 arbeitslose Erwerbsfähige, 3577 beschränkt Erwerbsfähige, 1870 ganz Erwerbsunfähige, 1835 Werktagsschulpflichtige und 692 Sonntagsschulpflichtige. Außer diesen fanden natürlich noch viele Hülfsbedürftige Unterstützung und Pflege durch Privat- und Vereins-Wohlthätigkeit, dann in gestifteten Versorgungsanstalten. Verlässige Aufzeichnungen hierüber fehlen, lassen sich auch schwer herstellen. Dergleichen Unterstützungen kommen indessen mehr oder minder auch anderwärts vor.

Nach Vergleichung der Zahl der konskribirten Armen mit der Gesammt-Bevölkerung des Kreises trifft 1 konskribirter Armer auf 72 Seelen, gewiß ein unbedeutender Armenstand. Die Klasse der arbeitslosen Erwerbsfähigen besteht fast durchweg aus arbeitsscheuen, unverbesserlichen Individuen, welche der ihnen gebotenen Verdienstgelegenheit sich stets wieder entziehen, und meistens schon in Korrektions- und Strafhäusern waren, ohne gebessert worden zu seyn.

Die Gesammtleistungen der Lokalarmenpflegen haben für das Etatsjahr 1855|56 auf 278,874 fl. 17 kr. sich berechnet, so daß auf den Kopf durchschnittlich 34 fl. 6 kr. treffen, wobei natürlich in Betracht gezogen werden muß, daß für manche Schulpflichtige blos Schulgelder und Bücher bezahlt werden. Das rentirliche Vermögen sämmtlicher Lokalarmenpflegen entziffert 1,401,355 fl. 39 kr. und jenes der Distriktsarmenfonds 192,234 fl. 34 kr.

Einen vergleichenden Rückblick auf die Verhältnisse der nächst vorausgegangenen acht Jahre gewährt nachstehende Uebersicht:

Etatsjahr.	Zahl der konskribirten Armen.	Leistungen der Lokal-Armenpflegen	Rentirliches Vermögen a. der Lokal-Armenfonde.	Rentirliches Vermögen b. der Distrikts-Armenfonde.
		fl.	fl.	fl.
1848/49	6844	190,162	1,164 281	131,085
1849/50	6662	182 222	1,202,230	130,956
1850/51	6435	186 272	1,229,717	142 415
1851/52	6787	227,190	1,276,703	144,104
1852/53	7279	228,256	1,328,751	161,220
1853/54	8100	251,601	1,374,577	168,494
1854/55	8277	264,673	1,366,901	185,812
1855/56	8172	278 874	1,401,355	192,234.

Wenn die Etatsjahre 1852|53 mit 1855|56 gegen früher eine größere Zahl von konskribirten Armen und vermehrten Aufwand für deren Verpflegung ersehen lassen, so erklärt sich diese Progression einestheils aus der während jener Periode stattgehabten Theuerung und den hierdurch eingeschränkten Gelegenheiten zum Verdienst, anderntheils aber auch aus den erhöhten Anforderungen für eine bessere Unterbringung der armen verwahrlosten Kinder. Nicht ohne erheblichen Einfluß auf die steigenden Größen der Leistungen der Lokal-Armenpflegen ist ferner auch noch der Umstand, daß in Folge beharrlicher Aufmahnungen der Lokal-Armenpflegschafts-Räthe die Natural-Unterstützungen der Armen von Jahr zu Jahr sorgfältiger als sonst in Ansatz gebracht werden, woher es auch kommt, daß diese Ansätze innerhalb der Jahre 1848|49 mit 1855|56 von 29 957 fl. auf 75 754 fl. angewachsen sind, gleichwohl aber immer noch weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.

Sind nun auch einerseits die Bedürfnisse der Armenpflegen gestiegen, so zeigte doch zugleich andererseits das rentirliche Vermögen der Lokal- und Distrikts-Armenfonds von Jahr zu Jahr ein erfreuliches Wachsthum, welches theils dem geordneten Haushalte und Zinsenzugang, theils der immer mehr auflebenden Privat- und Vereins-Mildthätigkeit zu verdanken ist. Die Summe aller Pflichtbeiträge für Bestreitung dieser Bedürfnisse hat daher im Etatsjahre 1855|56 blos 25,480 fl. betragen, und gegen die Vorjahre keine erhebliche Mehrung erfahren. An Distrikts-Umlagen für Armenzwecke wurden pro 1855|56 2643 fl. erhoben.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

seine Liebenswürdigkeit im Umgange, seinen offenen, gediegenen Sinn so viel Anziehendes, daß wir bald die Unzertrennlichen genannt wurden. Uns Beiden ward ein schöner Sonnenaufgang der großen, ewigen Freundschaft. Die Tage entflohen uns wie Stunden.

Eine Woche war schon seit seiner Ankunft dahin, und Nikolai schien das Weiterreisen vergessen zu haben. Desto mehr überraschte es mich, als er nun eines Morgens leise bei mir eintrit.

Ich weiß, sagte er, Sie stehen mit der Sonne auf. Es ist der letzte Morgen, da sie mir hier aufgegangen ist, auf den Abend will ich reisen. Es hält mich wie mit Zaubermacht hier.

Warum so unerwartet schnell?

Weil ich glaube, daß hier schneller Entschluß das Beste ist. Unsere Freundschaft ist noch jung, aber mein Vertrauen zu Ihnen ist gezeitigt. Es ist mir in diesem Hause ein Gefühl aufgegangen, welches ich nur Liebe nennen kann. Es zieht mich mit unwiderstehlicher Gewalt zu einer der drei Schwestern. Ich werde dieß Engelsbild nie wieder aus meiner Phantasie bringen, ich schlafe schon nicht mehr, der Eindruck sitzt tief.

Nun? Und die Liebe treibt sie fort, statt Sie zu fesseln?

Treibt mich fort, weil ich die Hoffnung aufgebe, so glücklich zu seyn, ein solches Wesen mein nennen zu dürfen! Liebe will Gegenliebe, und ich müßte in Rücksicht auf meine Verhältnisse eine Erwiderung verlangen, die der meinigen an Macht gleich käme. Daß ich dieß Bild gefunden, ist für meine Zukunft entscheidend, es gibt mir Entschlossenheit zu handeln da, wo ich bisher zu schüchtern, zu weich war, aus Furcht, Menschen zu verletzen, die mich verletzen, es aber nach ihren Begriffen nicht wollen. Das Bild sagt mir, was ich von nun an zum einem Lebensglück für unentbehrlich halten muß, wenn ich selbst glücklich seyn und Andere beglücken will. Ich habe nie geliebt, ein Wirbel von Geschäften hat meiner Gefühlswelt keine Zeit zu Bewegungen gelassen, ich war mir daher auch nicht klar des Zustandes bewußt, in welchem des Mannes Bildung vollendet werden soll, und auch nur vollendet werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Armenzustände im Unterfränkisch-Aschaffenburg'schen Kreise.

(Schluß.)

Die Distrikts-Armenfonds ziehen ihre Zuflüsse neben den Kapitalzinsen meistens aus den ihnen in manchen Bezirken überlassenen Hundevisitations-Geldern und Tanzmusik-Lizenzschein-Gebühren, dann aus den Zwangsbeiträgen der Dienstboten, Handwerksgesellen rc. rc. für Krankenpflege, wo eine Distrikts-Kranken-Anstalt eingerichtet ist. Dieselben dienen aber auch wieder zur Unterstützung überbürdeter Lokal-Armenpflegen, dann zur Gründung und Unterhaltung von Wohlthätigkeits-Anstalten für den Bezirk.

Was im Allgemeinen die Armenpflege selbst betrifft, so wird, wo nur immer thunlich, den Natural-Unterstützungen der Vorzug vor den Geldspenden eingeräumt, und der Grundsatz obenangestellt, daß demjenigen, der arbeiten kann, lediglich durch Verschaffung von Arbeitsverdienst geholfen werde.

Der Unterfränkisch-Aschaffenburg'sche Kreis bietet mit Ausnahme einiger Bezirke durch seine Landwirthschaft, seinen Weinbau, seinen Handel und Verkehr hinreichenden Verdienst für fleißige Hände. Es kommt aber bezüglich der arbeitsscheuen Erwerbsfähigen viel darauf an, daß die Lokal-Armenpflegschaftsräthe bei Konstribirung ihrer Armen und Prüfung der Unterstützungsgesuche an dem vorerwähnten Grundsatze strenge festhalten, wonach das Almosen kein Freibrief für die Faulheit werden darf, denn nichts demoralisirt bekanntlich mehr, als das bloße Geben ohne gleichzeitige Inanspruchnahme der noch vorhandenen Arbeitskraft des Unterstützten.

Aus den minderbemittelten Distrikten des Spessarts, der Rhön, des Kahl- und Lauter-Grundes, wo der Grundbesitz sehr gering und minder ertragsfähig ist, suchen und finden die noch rüstigen Leute in den wohlhabenden Gauen der Nachbarschaft mehrere Monate des Jahres hindurch Verdienst; während im Winter und Frühling die Arbeiten in den großen Staats- und Kommunal-Waldungen, in den Steinbrüchen, auf den Straßen, dann die verschiedenen freien Erwerbszweige, als Holzschnitzereien, Stroh- und Weiden-Flechtereien, Häckelarbeiten, Strickereien, Leinewebereien, nothdürftigen Unterhalt gewähren, besonders wenn die Kartoffel-Ernte erträglich gewesen. Für Hebung der Armen-Industrie auf der Rhön als Nebenerwerb haben sowohl der polytechnische Verein zu Würzburg, als auch einzelne Lokal-Armenpflegschafts-Räthe und Private mit Hülfe von Unterstützungen aus öffentlichen Fonds Unterrichts-Anstalten errichtet und sehr Ersprießliches gewirkt.

Armen-Beschäftigungs-Anstalten zählte der Kreis im Etatsjahr 1855/56 im Ganzen 23, nämlich 12 lokale und 11 distriktive, welche vornehmlich für die beschränkt Erwerbsfähigen und Arbeitsscheuen während der Wintermonate bemessen sind. Wie für die Erziehung der armen, verlassenen Kinder gesorgt wird, wolle aus der im vorigen Jahre erhobenen

wurde, daß Gemeinsinn und Nächstenliebe viele segenreiche Wohlthätigkeits-Anstalten geschaffen haben, daß die Nothwendigkeit der sittlichen Hebung der Armuth allerwärts zur Erkenntniß gelangt ist, und daß der St. Johannis-Verein, eine der edelsten Schöpfungen unseres erhabenen Königs, auch in Unterfranken und Aschaffenburg fruchtbaren Boden gefunden hat.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Helgoland vom 8. Juni: Hier ereignete sich am Sonnabend, 5. d. Mts., ein merkwürdiges Naturereigniß. Ungefähr um fünf Uhr Nachmittags saßen und lagen wir bei hohem Wasser am Strand. Viele Fischerschaluppen, die eben vom Fischen zurückgekehrt, waren im Begriff, ihren Fang zu landen, und viele Frauen und Mädchen beim Schlachten und Reinmachen der Fische beschäftigt, als auf einmal das Wasser so hoch stieg, daß es den Frauen bis unter die Arme reichte. Es war ein großes Glück, daß das Wasser eben so schnell wieder ablief als es gestiegen war, sonst wären Viele ertrunken. Wundersam war es, daß diese ängstliche Scene sich bei dem schönsten, warmen und windstillen Wetter zutrug, und daß trotz der scheinbaren Ruhe in der Natur das Wasser rund um die Insel zu kochen schien, als wenn ein Sturm tobte, auch an einigen andern Stellen die Meeresfläche auf und nieder wogte. Zwei Schaluppen wurden so hoch auf das Land geworfen, daß sie erst am folgenden Tag wieder flott gemacht werden konnten. Am nämlichen Abend um 8½ Uhr war das Wasser nur wenig gefallen; drei Seen rollten um die Spitze der Insel, die auch viel höher als die Hochwassermarken stiegen, aber auch gleich wieder verschwanden und keinen Schaden anrichteten. Nachts um 2 Uhr wurden die Bewohner des Unterlandes durch das Brausen des Meeres geweckt, was also zum Drittenmal sich ereignete. Damit war die Erscheinung vorüber. Ob dieses Ereigniß mit irgend einem Erdbeben in Verbindung steht, bleibt dahingestellt.

Kalifornische Blätter erzählen von einem merkwürdigen Pferderennen. Jack Powers, ein berühmter Roßkamm, hatte gewettet, mit Pferden von unvermischtem kalifornischem Blute 150 englische Meilen nacheinander in 8 Stunden zurückzulegen. Er hat die Wette gewonnen, ja er gelangte in 6 Stunden und 43 Minuten zum Ziele. Er hatte dazu 24 Pferde gebraucht. Die ersten 60 Meilen legte er in 2 Stunden 30 Minuten zurück, und keines der Pferde ritt er mehr als 4 Meilen. Wollte er wechseln, so sprang er aus dem Sattel, lief ein Paar Sekunden, um seine Beine zu strecken, dann schwang er sich auf ein frisches Pferd. So legte er wohlgemuth 130 Meilen zurück. Dann aber fing er an schwindlig zu werden. Er konnte nicht mehr gerade im Sattel sitzen, klagte über Unterleibsschmerzen und begann Blut zu spucken. Rasch stiegen jetzt die Wetten gegen ihn, bis sie die Summe von 10.000 Doll. erreicht hatten. Aber von diesem Augenblick an war Powers wieder kerngesund. Der Schelm hatte nie Blut gespuckt, sondern blos eine kleine, mit Ziegenblut oder Bordeauxwein gefüllte Blase ang stochen, um zu Gegenwetten zu verlocken. So gewann er 10.000 Doll. und machte sich obendrein anheischig, auf englischen Zuchtpferden dieselbe Strecke in 5 Stunden zurückzulegen. Es fand sich Niemand, der die Wette angenommen hätte.

Nach dem eben erschienenen Festprogramm des Jubiläums der Universität Jena wird der Verlauf der Feierlichkeiten folgender seyn: 14. August 1) Von Nachmittags 3 Uhr freundschaftliche Zusammenkunft der Gäste und Einheimischen auf der Rasenmühle und im Paradies; 2) Abends: Einläuten des Festes, Feuerzeichen auf den Bergen. Erster Festtag. 15. August 1) Früh 6 Uhr Musik und geistlicher Gesang auf dem Markte; 2) Früh 8 Uhr Begrüßung der Deputationen im obern Saal der neuen Bibliothek; 3) Früh 9 Uhr Festzug zur Stadtkirche; 4) Dankgottesdienst in derselben; 5) 12 Uhr Zug nach dem Markte und Enthüllung des Johann-Friedrich-Denkmals; 6) 2 Uhr Festmahl der Universität im untern Saale der neuen Bibliothek (gleichzeitig Festtafeln in den verschiedenen Gasthöfen); 7) Abends: Fackelzug der Studirenden. Zweiter Festtag. 16. August. 1) Früh 9½ Uhr Festzug von der neuen Bibliothek aus zur Universitätskirche; 2) Jubelrede in derselben; 3) 2 Uhr Festmahl wie am vorigen Tage; 4) Abends: Ball im Rosensaale. Dritter Festtag. 17. August. 1) Festzug wie Tags vorher; 2) Früh 10 Uhr Ehrenpromotionen in der Universitätskirche; 2) Nachmittags 3 Uhr Kommers im Paradies auf Einladung der Stadt.

Unter den jüngst aus Indien nach England heimgekehrten Invaliden befindet sich ein »interessanter Fall«: Ein Gemeiner vom 93. Hochlandregiment, James Parker mit Namen, dem eine Musketenkugel in das linke Schlafbein hinein und beim rechten hinausgefahren war. Sie mußte somit ihren Weg durch das Gehirn genommen haben. Die Folge davon war, daß der Getroffene zur Stelle blind wurde. Sonst befindet er sich wohl.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

ewiger Freund, achtungs- und liebenswürdiger Schwärmer!

Arm in Arm gedrückt standen wir [illegible] dann fuhr er fort:

Schwärmer! Ganz recht! Schwärmen will ich, schwärmen muß ich, oder mein ganzes Daseyn, so weit ich mich dessen bewußt bin, wäre nichts als ein Irrlicht gewesen, auf Sümpfen herumhüpfend. Nein, nein, mein Firmament flammt eigenes, reines Sonnenlicht! Laßt mich nur immerhin der Schwärmer bleiben, denn Seligkeit ist's, das Geliebte sternenhoch zu heben.

Wenn ich aber dem Fluge meiner Phantasie in das Reich der Ideale so hoch folge, wie ich nur möge, meinen Sie, daß ich nicht wüßte, die sichtbare Welt werde mich doch durch ihre Anziehungskraft in ihr Gebiet zurückfordern? Gerade das soll sie, denn sie hat Ansprüche an mein Daseyn als Erdenbürger nicht als an einen Schwamm, nicht als an ein fressendes, tanzendes, träumendes Thier. Von nun an werde ich erst durch eben meine Schwärmerei Mann, welcher der sichtbaren Welt mit allen seinen Kräften zu nützen entschlossen ist. Auch habe ich ihr ja nie entfliehen wollen, im Gegentheil, ich fliege der Erde so nah, daß mich jedes Hirtenmädchen erhaschen könnte. Die Erde hat in der Menschheit so viel Schönes, daß es nicht nöthig ist, sich von ihr wegzusehnen. Meine Begriffe von Dem, was in beiden ist, gehen nur nicht immer in dem Gleise menschlicher Einrichtungen. Im Gebiete der Sinnenwelt z. B. gibt es Heirath, d. h. Versorgung des Mannes und Weibes, Vermehrung des Menschengeschlechts. Im Reiche der Ideale gibt es Ehe. Ich mag nun weder wie ein Fürst heirathen, um meinen Stammbaum nicht ausgehen zu lassen, oder sonst ein adliges, singendes, malendes, stickendes, tanzendes, anziehendes Geschöpf an meine linke Seite zu betten, noch wie ein Handwerker, um mir eine Köchin für meine Gesellen und Lehrjungen zu ersparen. Bewahre der Himmel mein Gemüth vor dem Unglück einer Liebe, die eine Tochter der Wahl wäre! Wählen ist Sache des Verstandes. Das reinste Gefühl der Andacht, das in der Menschenbrust erwacht, soll mit dem Verstande der mit seinen Erfahrungen und Begriffen der Erde immer nah kriecht, nichts zu schaffen haben. Ehe ist in meiner Seele das heiligste Sakrament, ewige, unzertrennliche Liebe, von dem heiligsten Gefühle gebunden, welches Gott eingehaucht hat, welches Gott selbst ist.

(Fortsetzung folgt.)

Programm-Entwurf für den Festzug der Jubiläumsfeier der Stadt München.

Nachdem im vergangenen Monate der Verein zur Veranstaltung der Feier des siebenhundertjährigen Jubiläums ein Manifest an die Bewohner Münchens erlassen hat, ist nun auch ein vorläufiges Programm des projektirten Festzuges entworfen worden und im Druck erschienen. Wir säumen nicht, es zur Kenntniß unserer Leser zu bringen. „Unter Mitwirkung und Leitung eines aus dem genannten Vereine gebildeten, besondern Ausschusses — so heißt es im Vorworte — soll sich die Idee jenes schönen Festzuges verwirklichen, welcher den Bürgern und Bewohnern Münchens ein umfassendes, lebendiges und wahres Kulturbild ihrer Heimathstadt von ihrem ersten geschichtlichen Auftreten bis zur Gegenwart vorzuführen beabsichtigt. Man rechnet hiebei auf eine allgemeine Theilnahme aller Schichten der Bevölkerung, aller Stände und Klassen. Das Programm enthält eine so reiche Fülle des Stoffes, daß jeder Stand, jedes Gewerke, jede Zunft, jede Kategorie der Gesellschaft ein Stück ihrer eigenen Geschichte, ihrer Entstehung und Fortentwicklung darin finden kann, zu dessen lebendiger Darstellung sie sich veranlaßt und freudig angeregt fühlen möge. Es ist nicht der stattlich ausgeschmückte Festzug mit dem bunten, malerischen Reize der Trachten und Kostüme aus sieben Jahrhunderten, — es ist vorzugsweise die demselben zu Grunde liegende Idee, welche zu einer erhöhten Theilnahme ermuntern soll. Sitten und Gebahren unserer Ahnen und Urahnen, ihr häusliches Leben und ihr öffentliches Wirken, ihre Kämpfe und Errungenschaften sollen wie ein Spiegelbild längst vergangener Zeiten der Gegenwart vorgeführt werden. Gleichwie aus einem aufgeschlagenen Buche soll der Münchener daraus lesen können, wie seine vielliebe Vaterstadt zu jener ehrenwerthen Bedeutung gelangte, welche sie heute den ersten Städten Deutschlands ebenbürtig macht! — Namen die mit wohlbekanntem Klange an unser Ohr schallen, — Namen unserer Fürsten und Staatsmänner, unserer Gelehrten und Kriegshelden, unserer Patrizier und Bürger, sollen fortan lebendiger in unserem Gedächtniß leben, seitdem die leibhaftigen Konterfeie ihrer Träger an uns vorüber gewandelt! Also soll der Festzug nicht das Gepräge eines Mummenschanzes, sondern eines erhebenden und begeisternden Volksschauspieles an der Stirne tragen. Er soll unserer Heimathliebe Befriedigung gewähren und mit beitragen zur Hebung unseres Nationalgefühles. Er soll uns aber nicht minder dessen gemahnen, daß auch unsere Vaterstadt ihr Theil angewiesen war am Geschicke unseres gemeinsamen deutschen Vaterlandes, und daß sie mitrathen

auf einem Wagen, sogenannten Wurstwagen, ausspielte, daß Straßen, Fluren und Gärten wiederhallten. Alles lief herbei, sah und grüßte ehrerbietig, als wäre der König selbst vorübergefahren; war der General doch der mächtige Herr, sein Stellvertreter. In diesem Bewußtseyn seiner Macht und des Vertrauens seines großen Königs glaubte er sich auch Manches erlauben zu können, das ein Anderer nicht gewagt hätte. Eines Tages war er auf einer Rundreise auch nach Altena gekommen, wo damals schon, wie noch heute, bedeutende Drahtwerke waren. Dort sah er die riesigen Gestalten der Eisenarbeiter, und unwillkürlich brach er in die Worte aus: „Schöne, kräftige Leute! Schade, daß sie keine Soldaten sind!“ — Der gesprochene Wunsch ward gar bald zu dem Gedanken, ihn zu verwirklichen. Aber Altena genoß der Kantonsfreiheit, die der Stadt versprochen und durch Königswort bestätigt war. Jene Worte aus dem Munde des Generals waren bei seiner Unterredung mit dem Landrathe des Kreises, v. Holzbrück, gefallen und verbreiteten sich wie ein Lauffeuer. Wirklich erschien auch der General bald darauf an der Spitze seiner Leibkompagnie, indem ihn nach den Altenaer Drahtziehern gelüstete. Da gerieth die Stadt in Bewegung und das Sturmgeläute erscholl vom Thurme! nur eine enge Gasse führte zur Stadt, sie war von Drahtziehern besetzt und so vollgepropft von Menschen, daß kein Durchkommen war. Die Kompagnie rückte vor. Die Drahtzieher aber hielten ihre glühenden Eisenstangen vor, die, wenn sie erkaltet, mit andern vertauscht wurden. Die Alten standen an den Feueressen zum Stangenglühen, die Jungen wehrten mit dieser Waffe die Soldaten ab; von den hochgelegenen Gärten und Dächern gossen Weiber siedendes Wasser auf die Köpfe der Soldaten, die Kinder trugen es kochend vom Feuerherde; Glockengeläute und Geschrei tönten und stürmten in wildem Lärme durcheinander. — Zwei Stunden dauerte der Kampf. Die Altenaer wichen nicht und der General kam nicht in die Stadt. Verwundungen kamen viele vor; zum Glück hatte die Mannschaft keine scharfen Patronen. Der Held des siebenjährigen Krieges wähnte, nur sich zeigen zu dürfen, um Alle gehorsam und unterwürfig zu finden. Er mußte unverrichteter Sache abziehen. Jauchzen und Jubeln der Altenaer ob ihres Sieges, dem am Sonntag darauf Dankfest und Predigt folgten nach dem Text: Ich will dir einen Ring in die Nase legen und ein Gebiß in dein Maul, und will dich den Weg wieder umführen, den du hergekommen (2. Kön. 19, 28). Landrath, Magistrat und Bürgerschaft berichten den Vorfall dem Könige, der mit vieler Weisheit nicht antwortete, aber an den General folgende Kabinetsordre erließ: „Mein lieber General v. Wolfersdorf! Es ist offiziell angezeigt, welche Disturbationen Er in dem Städtchen Altena gemacht hat. In Erwägung Euren sonstigen Meriten will ich diese mauvaise Geschichte für dießmal verdoppiren, werde Euch aber nach Spandau schicken, wenn Ihr je eine ähnliche Abnormität Euch sollet zu Schulden kommen lassen.“ Nach Empfang dieses ungnädigen Handschreibens ließ der General das Regiment ausrücken, und als es vollständig aufmarschirt war, trat er mit denselben vor seine Truppen und sprach: „Federhelden und Fuchsschwänzer haben uns bei Sr. Majestät angeschwärzt. Nun, Strafe muß seyn, dem Einen so, dem Andern anders, und da ist Keiner ausgenommen. Wir danken für die wohlgemeinte gnädige Strafe, und wollen um so treuer unsere Schuldigkeit thun. Die Ehre des Regiments soll unser Augapfel seyn. Paßt auf, Soldaten! Vivat, der König hoch!“ Und unter Pauken- und Trompetenschall stimmte das ganze Regiment in den Ruf ein. Der General aber zog mit den Offizieren des Regiments in seine alte und ritterliche Burg und bewirthete sie festlich; auch dem Regiment gab er an langen Tafeln ein reiches Bankett, als wenn etwas Fröhliches geschehen wäre.

Mannigfaltigkeiten.

In Bordeaux hat sich eine originelle Gesellschaft gebildet, welche sich die Gesellschaft der dreizehn nennt, und den Zweck hat, gewisse populäre Vorurtheile auszurotten. Die Sitzungen bestehen einfach in Banketts, welche jeden Freitag zu dreizehn abgehalten werden; die Mitglieder verpflichten sich feierlich, nur an einem Freitag ihre Unternehmungen und Reisen anzutreten. Ehe man sich zu Tische setzt, werden die Stühle auf einem Beine umgedreht, und die Salzfässer umgeschüttet. Die Gesellschaft existirt schon seit fast einem Jahre und noch ist Niemand verunglückt. Sie nimmt auch Korrespondenten auf, und wer in dem Rufe steht, den „bösen Blick“ zu haben, hat von Rechtswegen Anspruch auf diese Ehre.

Der Punkt, an welchem die beiden Draht-Enden des atlantischen Telegraphentaues verbunden werden sollen, liegt im 52° 2′ n. Br., 33° 18′ westl. Länge (Greenwich); der Landungspunkt an der amerikanischen Küste liegt im 47° 49′ n. Br., 54° 0′ westl. L., der Endpunkt auf der irischen Küste 51° 56′ n. Br., 10° 25′ westl. L. Die Entfernung mißt genau 1720 Seemeilen, die Länge des Kabels 2966 Seemeilen. Bleiben somit 80—90 Proz. für Windungen, Abweichungen von der geraden Linie und unvorhergesehene Fälle.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Es ist mir nicht entgangen, fiel er ein, mit welcher Innigkeit Antonie Sie auszeichnet.

Und zwar sehr wahr; und dennoch nicht die Liebe, die dem Manne den Schlüssel zum Himmelreich reicht. Mein Erstaunen ist groß. Wir müssen uns austauschen, reine Seele um reine Seele! Nochmals: Sie lieben Antonien?

Keine Zeit wird diese Liebe wieder tilgen.

Ich gestehe, ich bin nicht aufmerksam genug auf Antonien gewesen, haben Sie an ihr Anspruch für Sie oder das Gegentheil wahrgenommen?

Nicht das Eine, nicht das Andere. Sie ist eine so reine Natur, eine so heilige, schüchterne Unschuld, daß nur eine von sich eingenommene Seele sagen könnte: sie zieht mich vor. Diese liebenswürdige Blödigkeit verbirgt sich sogar und läßt Andern den Vorrang, ihre Seele ist das Veilchen im Blumenparterre, und darin liegt die unnennbare Macht, die sie über mich übt.

Wir wurden unterbrochen. Man ließ zum Kaffee bitten, den wir mit der ganzen Familie gemeinschaftlich genossen.

Wenn ich Sie nun bäte, sprach ich, jetzt beim Kaffee zwar Ihre heutige Abreise kund zu thun, sie aber nochmals zu verschieben, wenn ich Sie dann darum ersuchte, würden Sie meinen Wunsch gewähren?

Ich würde noch bleiben, doch Ihr Grund?

Lassen Sie mich noch schweigen. Ich bin Ihr Freund.

Der Kaffee wurde im Garten servirt. Ich setzte mich neben Antonien.

Ein göttlicher Morgen! sagte Nikolai, und doch hängt mir dort im Blau eine Wolke, heute Abend reise ich nach Petersburg.

Aus jedem Munde hörte er einen Widerspruch. Nur Antonie schwieg. Die Bitten um längeres Bleiben wurden dringender, sie gab dazu nicht ein Wort, sie gab die Hand in die meinige und legte mir einige ganz kalte Fragen vor, als ob sie das Ander überhöre und kein Interesse dafür habe.

Nikolai blieb unbeweglich bei seinem Beschluß.

(Fortsetzung folgt.)

Programm-Entwurf für den Festzug der Jubiläumsfeier der Stadt München.

(Fortsetzung.)

XIV. Jahrhundert. Trompeter zu Pferde. Ein Herold mit dem Banner der Stadt. Edelknecht mit der Standarte Kaiser Ludwig des Bayern. Kaiser Ludwig der Bayer (1315—1347) umgeben von seinen Edlen: Arnold von Massenhausen, Erbmarschall in Bayern; Heinrich Gumppenberg, Vitzthum; Heinrich von Preising, Hofmeister; Heinrich von Lichtenberg, Kanzler u. A.; Konrad Tettendorfer, des Kaisers Beichtvater; dann die Minoriten: Wilhelm Occam, Michael von Cesena, Bonagratia von Bergamo als Verfechter kaiserlichen Rechtes gegen Papst Johann XXII. Rathsherren und Bürger mit der Konfirmations-Urkunde vom 4. Mai 1315, worin der Stadt alle ihr verliehenen Freiheiten bestätigt wurden. Die Herren vom Stadtbauamt mit der Urkunde vom 14. Februar 1327, wonach diese Behörde in Folge des verderblichen Stadtbrandes anno 1327 geschaffen wurde. Chorknaben mit der Bulle Papst Nikolaus V. vom 9. Januar 1328 (Ablaßertheilung an die St. Peters- und hl. Geistkirche zu deren Wiedererbauung und Bestätigung des Patronatsrechtes auf die zwei Kapellen zu St. Salvator und St. Nikolaus). Kupferschmiede, Kalt- u. Waffenschmiede mit der Urkunde vom Jahre 1345, welche ihnen eine eigene Gerichtsbarkeit verlieh. Papierer mit der Urkunde vom 7. August 1347 betreffs der Errichtung einer Papiermühle an der Au. Stadtkämmerer, Stadtzöllner, Patrizier und Bürger (Heinrich Gollier, Berchthold Wildrecht, Friedrich Tauter, Johann Mäusel, Dietrich Schönecker, Heinrich Tulbeck, Barth, Riedler, Ligsalz 2c). Züchtiger mit Knechten. Eine Abtheilung der in der Folge des Freibriefes vom 16. Juli 1315 neu errichteten Stadtknechte, das Stadtwappen auf dem Brustschilde. Marktleute, Fleischer (Entstehung des freien Marktes und der großen Fleischbank). Das Fähnlein der Streitbaren Münchener Bäcker, aus der Ampfinger Schlacht (1322) heimkehrend, an ihrer Spitze die Helden jenes Kampfes: Friedrich, Burggraf von Nürnberg, Seyfried Schweppermann, Konrad von Gundelfingen, Albrecht Rindsmaul, Stephan von Gumpenberg, Berthold von Hennenberg, Wilhelm von Montfort, ein Graf von Schlüsselburg, Konrad von Bayerbrunn.

XV. Jahrhundert: Trompeter zu Pferde. Ein Herold mit dem Banner der Stadt. Ein Edelknecht mit der Standarte der Herzoge Ernst, Wilhelm und Albrecht III. Edle vom Hofstaate der genannten Herzoge: Konrad von Preising, Hans von Degenberg, Hofmeister; Johann Ramsperger, Bernhard von Waldeck, Hans Sattelberger u. A. Das Münchener Patriziat; Mitglieder der Familien Pütrich, Riedler, Sendlinger, Ebner, diesen sich anschließend die ältesten Gilden der Stadt (Wiederherstellung der Eintracht zwischen Patriziat und Gemeine). Eine Abtheilung bewaffneter Patrizier und Bürger, an der Spitze die Tuchmacher, welche den Herzogen in der Allinger Schlacht (den 21. 22. September 1422) zum Siege verhalfen. Nenn-

gen. Dennoch sehen wir uns veranlaßt, jetzt abermals das Schwimmen als ein noch immer viel zu sehr vernachlässigtes Hülfsmittel des gesundheitlichen Wohls und der Erziehung zu bezeichnen. Es ist immer ergötzlich, dem Gewirre eines Völkchens von Knaben und Jünglingen im lustigen Spiele mit den Wellen zuzuschauen, zu sehen, wie sie von der körperlichen Uebung erquickt und in geistiger Hinsicht gehoben werden. Es ist, als ob im vertrauten Umgange mit dem elastisch-flüssigen Stoffe des Wassers die Elastizität des Körpers und Geistes vermehrt würde.

Die unausstehliche Hitze hat die Herren der Schöpfung auf einen Gedanken gebracht, welcher geeignet erscheint, den Krinolinen der Frauen einen schönen Gegensatz gegenüberzustellen. Man bemerkt in Wien nämlich seit einigen Tagen Herren, die sich der Regenschirme gegen den Stich der Sonne bedienen. Wenn diese ganz begreifliche Neuerung erst überall um sich gegriffen hat, dann ist Hoffnung vorhanden, das Gleichgewichtsverhältniß mit der weiblichen Reifrockmaschinerie wieder hergestellt zu sehen. So viel die Damen unten Raum einnehmen, so viel beanspruchen die Männer oben. Das ist recht und billig.

Aus dem Gömörer Komitat wird dem Pesther Lloyd geschrieben, es sey am 8. Mai in Folge des auf den Anhöhen stattgefundenen Schneegestöbers ein Mädchen auf der Spitze des Berges Wolover erfroren und dort von einem Forstmanne in diesem Zustande aufgefunden worden. In der Mitte desselben Monats begegnete eine Bauerndirne auf dem Wege durch den Wald bei Ornawa einer Bärenmutter mit zwei Jungen, und wurde von ihr angegriffen. Da erhob die Unglückliche ein Geschrei, welches den zottigen Jungen solche Angst einjagte, daß sie davonrannten; Dieß rettete das Mädchen; denn nun jagte die Mutter ihren erschrockenen Jungen nach und ließ das halbtodte Opfer los, welche in Folge des Schreckens und der erhaltenen Bisse noch immer in Lebensgefahr darniederliegt.

Man schreibt aus Berlin, 6. Juni: Ein hiesiger Maschinenbauer Leonhardt hat eine Maschine erfunden zum Gießen von Kugeln zu den beim preußischen Militär bekanntlich jetzt fast durchweg eingeführten Miniegewehren, deren Bereitung seither eine ziemlich kostspielige und langwierige war. Die neu erfundene Maschine kann sehr leicht transportirt und auch im freien Felde wie sonst benutzt werden, zwei Personen treiben dieselbe mit Leichtigkeit und sind im Stande, 4000 Minickugeln in einer Stunde zu liefern. Nebenbei bedarf die Maschine zu einer Feuerung von 10 Stunden nur eines Brennmaterials im Werthe von 5 Sgr. und erspart auch an Blei Bedeutendes gegen die bisherige Gießart.

Der Prinz von Wales (am 9. November 1841 geboren) hat eine Abhandlung über Entomologie herausgegeben, in der sich bei großer Einfachheit der Form eine für sein Alter ungewöhnliche Sicherheit in der Klassifikation und eine scharfe Beobachtungsgabe zeigt. Kein junger Gelehrter vom Fach würde sich dieser Arbeit zu schämen haben, meint das belgische Blatt, dem diese Mittheilung entnommen ist.

Die Amerikaner haben berechnet, daß sie für 50 Millionen Wollen- und Baumwollenwaaren, für 25 Millionen Eisen- und Baumwollenwaaren, für 25 Millionen Seidenwaaren von Europa einführen, und daß sie die 100 Millionen Dollars, die sie dafür ausgeben, selbst behalten könnten, wenn sie sich mehr einschränkten und ihre Industrie mehr ausdehnten. In Pensilvanien, Maryland und Virginien gebe es z. B. Eisen genug, um nicht nur Amerika, sondern die ganze Welt damit zu versorgen.

Aus Baden wird geschrieben: Wie man in der Umgegend von Karlsruhe in der Würdigung des Düngers vorangeschritten, zeigen nachstehende Zahlen: Im Jahre 1828 kostete die Reinigung der Abtritte in den Kasernen in Karlsruhe und Gottesaue 800 fl. und im Jahre 1843: 80 fl. Im Jahre 1856 ertrug dieselbe dagegen eine Einnahme von 1790 fl., 1857: 2700 fl., 1858: 3000 fl. Also in 30 Jahren ein Unterschied von 3800 fl.!

In Columbia County im Staate Arkansas, entstand in Folge des plötzlichen Erscheinens eines Genies, Namens Ben Johnson von Harrison County, Missouri, in einem Ballon, woran 30 wilde Gänse gespannt waren, ungeheuere Aufregung. Johnson erklärte, daß er seit beinahe 48 Stunden die Luft durchschifft und sich nur niedergelassen habe, weil es Zeit gewesen „Futter“ einzunehmen. Die Geschicht liest sich wie ein „hoax“, wird jedoch als wahr durch eine Schaar respektabler Zeugen bestätigt.

Redakteur: Gustav Meffert
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

eine Bewegung vorgehe, von der sie sich selbst keine Rechenschaft ablegen konnte, es schien mir möglich, daß der liebenswürdige Mann ihr Gefühl anrege. War dieß der Fall, so stieß ich zugleich auf die menschliche Schwachheit, daß die redlichsten Gemüther schwanken können, wenn es auf eigenes Interesse ankommt. Die Reden der Mutter und Paulinens vorlautes Forschen schienen mir bedenklich. Welche zarten Bande der Freundschaft und Dankbarkeit konnten hier verletzt werden! Auf der andern Seite kannte ich Nikolai's Liebe zu Antonien. Wie, wenn er nun Gegenliebe fände, sollte ich sie zerreißen?

Wie ich vermuthet hatte, wandte man sich an mich, ich möge Nikolai Alexandrowitsch bewegen, seine Abreise wenigstens noch einige Tage zu verschieben. Es fiel daher nicht auf, als ich ihn Nachmittags allein zu mir nahm.

Sie bleiben noch, wenn ich bitte, nicht wahr?

Allerdings, obgleich Sie mir durch mein längeres Bleiben den Dorn tiefer in das Herz drücken. Ich hätte vorhin Antonien zu Füßen sinken mögen, als sie Kalkbrenner's vortreffliches Adagio vortrug.

Pauline spielt fertiger, Sie werden parteiisch.

Wirklich? Ich will Memnonstöne, wenn der Sonnenstrahl zittert. Ich kann gaffen bei Sprüngen auf dem Seile. Denken Sie, der Pfeil sitzt mir in der Haut?

Ich denke vielmehr, er sitzt da, wo er dem wahrheitsliebenden, gefühlvollen Manne sitzen muß. Ich täusche mich nicht in Ihnen. Können Sie sich aber nicht in Antonien täuschen, deren innere Welt Ihnen noch nicht aufgegangen seyn kann?

Für vier Eigenschaften gebe ich für Antonien in den Kampf auf Leben und Tod: Geist, Gemüth, Leben, Eigenthümlichkeit. Haben Sie Lust, den Handschuh aufzuheben? Freund Wasil Pawlowitsch, Sie sind nicht aufrichtig. Herz gegen Herz! so ist meine Devise. Sie lassen mich Ihr Inneres nur halb sehen. Sie lieben Antonien, wollen mir nicht weh thun und bemühen sich, sie von mir zu entfernen.

Würde ich Sie zu bleiben bitten?

Nun was ist es? Irgend etwas fesselt Ihre Aufrichtigkeit, und mein unbedingtes Vertrauen liegt wie ein offenes deutlich gedrucktes und verständliches Buch vor Ihnen. Ein Geheimniß waltet ob. Wollen wir uns ganz gehören. Nicht wahr, das Geständniß meiner Liebe hat Sie verwundet?

Schlag ein, wie Du gewollt, guter Mensch! rief ich, durchglüht von der Freundschaft loderndster Flamme. Herz um Herz, es gilt! Ich bin Antoniens Bruder!

Nikolai sah erst stumm mich an, dann drückt er sich an meine Brust.

Der Bund der Brüder war geschlossen.

Nikolai, sprach ich tief bewegt, ich helfe Dir weder mit Miene noch mit Wort zu Antoniens Besitz. Auch ohne sie bleiben wir, was unsere Seelen jetzt still sich gelobt haben.

So ist's! So bleib' es! Nun tausendmal lieber bist Du mir noch geworden. Ich verschmähe Deine Hülfe, den Engel mein zu nennen. Nur die einzige Frage vergönne mir: Meinst Du, daß ich dieß Himmelsgut erringen könne?

Ich weiß nur, daß meine Schwester nie Liebe gekannt hat, daß ihr Herz eben so frei als tugendhaft ist. Dir aber sey die erste Warnung von Deinem Freunde, laß mich der einzige Eingeweihte Deiner Liebe seyn.

Warum sagte man mir, Antonie sey verlobt?

Ich weiß es nicht, aber es macht mich aufmerksam, und eben deßhalb bitte ich Dich, wache über unser Geheimniß.

Sorge nicht. Die Zeit und die Wichtigkeit des Geschäfts drängen mich, ich muß reisen. Es ist möglich, daß ich von Petersburg nach Riga muß, dann kehre ich nicht hierher zurück. Ich bin auf's Reine mit meiner Innenwelt, Antonie oder nie ein Weib an meiner Hand! Bist Du dawider, wenn ich mir jetzt von Deiner Schwester Gewißheit wünsche?

Keinesweges. Ist Antonie Dein, so liegt es schon so gewiß in ihrem Herzen, wie in dem Deinen. Lerne sie näher kennen, sie ist, wie Du weißt, sehr blöde, in ihrem völlig freien Wesen siehst Du sie nur bei mir. Jeden Morgen von 8 bis gegen 10 Uhr widmet sie mir. Sieh zu, daß Du mich morgen besuchst, doch mache es nicht auffallend.

Ich begleitete Nikolai in den Garten zu den Andern, und kündigte an, daß ich den Eigensinnigen mürbe gemacht und bewogen habe, noch einige Tage bei uns zu bleiben. Das freute. Es sammelte sich nach und nach eine Menge Bekannte, ein munteres Völkchen kam wieder zusammen. Nikolai war heiter, doch entging mir nicht, daß er sich Zwang anthat. Niemand war sichtbar glücklicher als Pauline. Antonie war mehr still und in sich gekehrt.

Du bist nicht heiter, liebe Schwester.

Es ist wahr; ich zürne mir selbst, denn ich kann mir keinen Grund angeben, ich möchte so gern recht ausgelassen lustig seyn, hilf mir meinen Fehler verdecken.

(Fortsetzung folgt.)

Grabesscenen.

(Episoden aus dem Leben.)

1.

An einem Grabe knieet
Ein Mägdlein zart' und hold,
Ein Jüngling bei ihr stehet
Und heischet Minnesold.

Das ist das Grab des Vaters,
Drauf weinend kniet sein Kind;
Mit ihren dunklen Locken
Der Zephyr spielt so lind.

Sie reicht zum Liebesbunde
Die Hand dem Jüngling hin:
„Nimm meinen Schwur, Geliebter,
Daß ich Dein eigen bin.

Des Vaters Geist soll Zeuge
Von meinem Schwure seyn;
Auf ewig, Heißgeliebter,
Auf ewig bin ich Dein.“ —

2.

An einem Grabe knieet
Ein Mägdlein leichenblaß,
Sie ringt vor Gram die Hände
Und weint ohn' Unterlaß.

Das ist das Grab des Vaters,
Drauf weinend kniet sein Kind;
Die Locke ihr zerzauset
Der kalte wilde Wind.

Sie ringt die hagern Hände,
Sie klaget ihren Schmerz;
Der Lieb' ihr hier geschworen,
Brach treulos ihr das Herz.

Er hat sie längst verlassen,
Gebrochen seinen Eid,
Er schwelgt in andern Armen
Im Reiz der Sinnlichkeit.

Das Mägdlein kniet in Thränen
Dort an des Vaters Grab;
Sie möchte bei ihm ruhen,
Sie wünschet sich hinab.

3.

Es wird ein Grab geöffnet,
Drein senkt man einen Sarg,
Darin man heut' die Leiche
Von einem Mägdlein barg

Das ist tas Grab des Vaters,
Drein senkt man ein sein Kind;
Und mit den Todtenkränzen
Der Zephyr spielt so lind.

Der Jüngling hat gebrochen
Durch Untreu' ihr das Herz;
Sie welkt' dem Grab entgegen,
Unnennbar war ihr Schmerz.

Wie das zerknickte Blümchen,
So welkt' sie sichtbar ab;
Sie ruht aus von dem Leiden
Jetzt in des Vaters Grab.

4.

An einem Grabe knieet
Ein jugendlicher Greis,
Der, abgezehrt die Wangen,
Her kam von weiter Reis'.

Das ist das Grab des Vaters,
Drin ruht bei ihm sein Kind;
Drauf kniet voll Reu' der Falsche,
Es heult um ihn der Wind.

Es rollen seine Thränen
Auf's theure Grab hinab;
Zurück ruft keine Reue
Die Todten aus dem Grab.

Es treibt den Jüngling weiter,
Ein Schuß knallt; — fern man fand
Am Weg des Jünglings Leiche,
Der starb durch eig'ne Hand.

5.

An einem Grabe knieet,
Verhüllt das Angesicht,
Ein Weib; und Blumenkränze
Sie um zwei Kreuze flicht.

Das ist das Grab des Vaters,
Drin ruht bei ihm sein Kind;
Drauf weinend kniet die Mutter,
Der Zephyr flüstert lind.

Sie spricht mit blassen Lippen
Ein inniges Gebet,
Worin sie um die Seelen
Der todten Lieben fleht.

6.

Dort an des Friedhofs Mauer
Da scharrt man zu ein Grab,
Drein senkte man die Leiche
Des Jünglings still hinab.

Der Kirche fromme Weihe,
Der Sakramente Heil,
Ihm wurde nicht gespendet,
Ihm wurde nicht zu Theil.

In später Abendstunde
Scharrt ohne Sang und Klang
Man ein des Jünglings Leiche,
Der mit Verzweiflung rang;

Der vor der Zeit ins Jenseits
Als Todesopfer kam,
Mit eigner Hand das Leben
Verzweifelt selbst sich nahm.

7.

An einem Grabe flimmern
Am Allerseelentag
Viel Lichtlein, dran erkennen
Man Mutterliebe mag.

Das ist das Grab des Vaters,
Drin ruht bei ihm sein Kind;
Drauf weinend kniet die Mutter,
Der Zephyr flüstert lind.

Fern an des Friedhofs Mauer
Da ist ein einsam Grab,
Kein Lichtlein drauf erglühet,
Das treue Liebe gab.

Das ist das Grab des Jünglings,
Der starb durch eig'ne Hand;
Der selbst als Geist noch ruhlos
Die Ruh' im Grab nicht fand.

Glühwürmlein in dem Moose
Nur seine Lichtlein sind;
Auf seinem Grabe wehet
So schauerlich der Wind.

Julius Ruttor.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

ist. Du kannst es nicht, die Welt kann es nicht, des Lebens Reichthum seht ihr durch gefärbte Gläser, grün, blau, gelb, rosa, ich durch einen einzigen reinen Krystall.

In den Momenten reiner Begeisterung, unterbrach ich ihn, ist der Geist frei von den Banden des Körpers. Das weiß ich, mein Nikolai, aber ich muß Dich doch wieder als Geist und Leib zusammenbinden und in die Gesellschaft zurückfordern.

Er folgte mir, und dem Tage ein äußerst fröhlicher Abend. Die Schwester schloß sich meist an mich, Nikolai ganz nach meinem Wunsche an die Töchter des Hauses.

Lange konnte ich nicht einschlafen. Nikolai Alexandrowitsch kannte ich nun als einen Mann von Hoheit des Geistes, tiefem Gemüth und großer Charakterstärke. Auch in seine Familienverhältnisse hatte er mich blicken lassen. Es war nichts darin, das mir einen Lichtstreif gegeben hätte, meine Schwester könne mit diesem vortrefflichen Manne nicht glücklich werden; denn daß sie es werden möchte, war mein heißester Wunsch, meine Liebe zu ihr war gränzenlos. Falls die Stimmung meines Freundes in ihr Anklang fand, war ich selbst glücklich, allein nie hätte ich es vermocht, sie für diesen Anklang zu stimmen, selbst wenn es, ihr unbemerkbar, hätte geschehen können.

Zeitig wachte ich wieder auf. Ich ging in den Garten und fand schon den Freund.

Schon so früh? fragte ich.

Erst so spät? fragte er mich zurück. Ich begreife gar nicht, wie man schlafen kann.

Bravo, daß Du den Erdenstaub abgeschüttelt hast, also von heute fängst Du die Unsterblichkeit an?

Lache nur, Du lieber, liebeloser Mensch, Du kennst recht gut den Genius, der auf der Fahne meiner Ueberzeugung steht.

Ich habe ihn aber nicht für einen solchen Rumorgeist gehalten, daß er Dich nicht schlafen läßt, wird denn das so fortdauern?

Ich könnte mich über Deine Kälte ärgern, wenn ich nicht die erwärmende Sonne in Dir kennte. Glaubst Du, daß ich meine Liebe bis zur Hoffnung erheben dürfte?

Meinst Du Antonien?

Wie Du fragst! Wen sonst!

Dann weiß ich es nicht, Antonie hat Dich gar nicht erwähnt.

Auch gestern nicht, als ich sie nach dem Tanz zu Dir führte, und Worte gegen meinen Willen äußerte, die sie als vage Schmeicheleien deuten konnte?

Erschrickst Du davor?

Antonien gegenüber ja, weil sie mich nicht kennt.

Das raube Dir keinen Schlaf, denn erstens wird kein Mädchen darüber grollen, wenn Du einen Engel in ihr findest, dann aber scheint auch Antonie keine Aufmerksamkeit darauf verwendet zu haben, und wenn Deine Liebe keine bessern Auge hat als ich, so möchte ich Dich nicht zu Hoffnung verleiten.

O Gott! wie Du heute kalt bist! Hatte ich nicht Recht, daß ich durch mein Bleiben den Dorn tiefer mir eindrückte? Ich reise heute!

Wenn es Dich von uns treibt, so reise! Ich habe Dich unendlich lieb gewonnen, das wird so bleiben, aber ich führe Dir meine Schwester zu Deinem Lebensgange auch nicht einen Finger breit entgegen, ich habe es Dir gesagt, und dabei bleibe ich, ich kenne meine Schwester noch genauer als Dich. Ich überlasse es Dir, ob darin Kälte für Dich liegt. Was hast Du gethan, um Antonien kennen zu lernen, oder ihr einen Blick der Liebe abzugewinnen? Soll sie etwa Dir entgegenkommen? Dann reise ruhig, ihr seyd ewig getrennt!

Du sprachst gestern vom heutigen Morgen.

Ich erwarte Dich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krankheiten unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Das Spiel.

„Die Römer und Griechen und jede Nation des Alterthums hatten ihre Volksspiele, warum soll der gebildete Europäer nicht das gleiche Recht haben, durch gemalte Blätter oder Würfelspiel sich der Stunden Einerlei abzukürzen?“ so höre ich manchen meiner Leser ausrufen.

Die Spielmenschen, die mit Ungeduld den Nachmittag erwarten, um zum Kartentisch zu eilen, sind eine so stereotype Figur in unserem Zeitalter geworden, daß die Leser dieses Kapitel am wenigsten begreifen werden, und meine Ansicht: das Spiel sey eine Krankheit unserer Zeit im direkten Zusammenhange mit Erkrankungen, Verbrechen und der Verkümmerung unserer Generation, den meisten Widersachern begegnen wird.

Das Spiel ist im Widerspruch mit der Bestimmung des Menschen, denn es trägt nichts zur Selbstveredelung bei, und vervollkommnet durchaus nicht das Menschengeschlecht; es ist ein Diebstahl am kostbarsten Gute, das uns der Schöpfer verlieh: an der Zeit.

Es verflacht den Menschen und tödtet seine Empfänglichkeit für Natur und Kunst.

Folgen wir den sogenannten Kaffeehausmenschen

das British Museum hat bereits seinen Antheil an der Beute von Lucknau erhalten; einen Stoß werthvoller indischer Bücher, den ein patriotischer Offizier mitten im Wirrwarr beiseite geschafft hatte; es sollen sich dabei wahre Schätze befinden.

In Konstantinopel macht der mysteriöse Tod eines jungen Mannes und dessen Leichenbegängniß viel von sich sprechen. In einem der ersten Häuser des großen Campo's wohnten seit längerer Zeit zwei elegante Herren in einem Zimmer beieinander. Niemand wußte, welcher Nation sie angehörten, oder was der Zweck ihres Aufenthalts in der türkischen Hauptstadt sey. Eines Abends kam nun einer von ihnen keuchend und bleich nach Hause, und es zeigte sich, daß er mehrere Dolchwunden, aus denen das Blut hervorquoll, an sich trug. Zwei Tage später war er eine Leiche, ohne daß er jedoch den Thäter oder die Ursache seiner Verwundung angegeben hatte. Des andern Tages versammelten sich mehre Hunderte von Personen vor der Wohnung des Verstorbenen und verrichteten hier Zeremonien, wie ähnliche bis jetzt in Konstantinopel noch bei keinem Leichenbegängniß beobachtet wurden. Das Auffallendste war, daß selbst Damen an diesem mysteriösen Treiben Theil nahmen und den Leichenzug begleiteten. Auf dem Friedhofe wiederholten sich die geheimnißvollen Zeremonien, und ein junger Mann, den Niemand kennen will und der seit dieser Zeit spurlos verschwunden ist, hielt eine Grabrede, die nach mehrfacher Versicherung in keiner der bekannten lebenden Sprachen gesprochen wurde. Alles ist im höchsten Grade gespannt, ob es der Polizei gelingen wird, etwas Näheres über diesen Vorfall zu enthüllen.

[Ein Droschkenwitz.] Aus Berlin meldet der Publ.: In der vorigen Woche war im Gesellschaftshause Ball. In der Nacht fing es ein klein wenig zu regnen an. Regenwetter aber ist die Ernte der Nachtdroschken, die sonst im Sommer bitter wenig verdienen, da die Herrschaften, welche öffentliche Bälle besuchen, sich der Droschken selten anders zu bedienen pflegen, als aus der dringendsten Nothwendigkeit. Spekulirend hierauf waren die Kutscher der vor dem Gesellschaftshause haltenden Nachtdroschken sogleich darüber einig, den Regentropfen mit der Gießkanne beziehungsweise dem Futtereimer nachzuhelfen, und bald war der Platz vor dem Gesellschaftshause so naß, als wäre ein mehrstündiger Regen gefallen. Die Spekulation bewährte sich. Die in der Nacht heraustretenden Ballgäste wurden kaum des schwimmenden nassen Pflasters ansichtig, als sie auch sogleich die Unmöglichkeit erkannten, in solcher Nässe sich zu Fuß nach Hause zu begeben. In wenigen Minuten waren sämmtliche Droschken vergriffen. Die Fahrgäste mögen sich wohl nachher gewundert haben, die übrigen Straßen der Stadt trocken zu finden, indessen, die Droschken waren einmal gemiethet, mußten also auch bezahlt werden und — weiter hatte es keinen Zweck.

[Die beiden Philosophen.] Philosoph. „Mein lieber Freund und Schiffer, könnt Ihr Arithmetik?“

Schiffer. „Nein, davon habe ich noch nichts gehört.“

Philosoph. „Dann thut es mir leid, denn ein Viertel Eures Lebens ist verloren. Versteht Ihr etwas von Mathematik?

Schiffer. „Nein!“

Philosoph. „Ach! ein zweites Viertel Eures Lebens ist verloren. — Habt Ihr Kenntniß in der Astronomie?“

Schiffer. „Ach nein, lieber Herr!“

Philosoph. „Nun, so sind drei Viertel Eurs Lebens verloren.“

(Ein heftiger Sturm überraschte die im Wasser Fahrenden.)

Schiffer. „Mein Herr könnt Ihr schwimmen?“

Philosoph. „Ach nein!

Schiffer. „Nun, so legt Euch schnell am Boden des Schiffes, denn wenn es umschlägt, sind alle vier Viertel Eures Lebens verloren!“

In Schaffhausen braucht für dieses Jahr gar keine Steuer erhoben zu werden. Wie ist es möglich, einen so guten Finanzzustand herbeizuführen, wie der in Schaffhausen? — Durch Schaffen und Hausen.

Charade.

(Dreisylbig.)

Das Erste seht ihr nur im Winterkleide;
Das Zweit' und Dritte liefert uns Getreide;
Das Ganze ist ein Kind der grünen Haide.

Auflösung der Charade in Nro. 145:

Sägespäne.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

mit einem Urtheile beherzt hervorzuwagen, so vermuthete ich wirklich eine gewisse Gleichgültigkeit in ihr gegen die Meinung ihres fremden Zuhörers.

Pauline unterbrach. Sie bat mich zu ihrer Mutter in den Garten; diese wünsche mich zu sprechen. Pauline blieb, ich ging hinab. Nach verschiedenen Wendungen rückte die Mutter mit ihren Kerntruppen aus.

Sie und Nikolai Alexandrowitsch sind intime Freunde geworden. Hat er Ihnen seine Neigung für meine Pauline vertraut?

Nicht ein Wort.

Dann wird er es unfehlbar thun. Handeln wir Eltern wohl voreilig, wenn wir nach so kurzer Bekanntschaft ihm das Glück unseres Kindes anvertrauen? Sie kennen ihn näher, ich erwarte Ihre aufrichtige Antwort.

Er hat mir nichts von seinem Gefühle für Paulinen mitgetheilt, das thut nichts, die Liebe ist schüchtern. Daß er ein Ehrenmann ist, dafür könnte ich mit meinem Leben bürgen. Hat er sich Paulinen entdeckt?

Ihr nicht, aber mir. Ich hab' ihn an meine Tochter selbst verwiesen. Mein Sohn hat mir gesagt, er solle nach dem Wunsche seiner Eltern ein Fräulein heirathen, wogegen er sich sträube. Halten sie ihn für selbstständig genug?

Er hat mir von der Geschichte erzählt; sie könnte Mißhelligkeit in den Familien erzeugen, sein Charakter würde dabei würdevoll erscheinen.

Diese Ansicht wollte ich nur von Ihnen wissen. Was ich Ihnen vertraute, bleibt unter uns.

Ich ging zurück. Entweder war der Freund der ärgste Heuchler, oder ich mußte der Frau, die wir als Mutter verehrten, Motive zuschreiben, die mir und meiner Schwester die bittersten Stunden bereiten konnten. Ich entschuldigte jedoch auch den Wunsch einer guten Mutter, ihr Kind an der Hand eines so würdigen Mannes glücklich zu sehen. Mein Glaube an den Freund wankte nicht. Ich traf ihn mit Paulinen und Antonien im heitern Gespräch.

Sein Diener brachte ihm einen Brief von der Post. Er las ihn, seine Heiterkeit verschwand. Nach einer Weile gab er mir den Brief zu lesen. Der Inhalt gebot ihm schleunige Reise. Pauline hörte, als er dem Diener befahl: um 3 Uhr pünktlich bestelle die Pferde, packe indeß ein. Sie verließ uns.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krankheiten unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Das Spiel ist bei vielen nicht blos Zeitvertreib, sondern steigert sich selbst zur Leidenschaft und hat dann als unmittelbare Folge: Vernachläßigung des Berufs. Die Spielwuth raubt dem Menschen die nöthige Zeit, sich fortzubilden in den für seinen Beruf nöthigen Studien, sie erstickt die Geduld, die Mühen und Beschwerden des Berufs zu ertragen, füllt die Phantasie mit hohlen Luftschlössern und entfremdet den Menschen seiner Familie.

Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers sind nicht bloß ein Bühnenstück, sondern ein wahres Zeitbild aus dem täglichen Leben, und wie viel Familienglück ist am grünen Tische vergeudet worden.

Der Spieler ist eitel, denn er hält sich für fähig, die Glücksgöttin zu beherrschen und durch Ueberlegenheit und Calcül des Siegels sicher zu seyn; er ist habsüchtig, denn er betrachtet das Eigenthum seiner Mitmenschen bereits als seine sichere Beute: er ist neidisch, denn er gönnt seinen Mitmenschen nichts, als das Recht, ihre Habe an ihn zu verlieren; er ist hartherzig gegen die Armen, verschwenderisch bei Genüssen, und geizig bei nothwendigen Lebensbedürfnissen; er ist zornig und dadurch gefährlich, indem nicht die Vernunft, sondern die entfesselte Leidenschaft die Triebfeder seiner Handlungen ist.

Der Spieler ist in geistiger Beziehung krank, da blos die Hoffnung auf Erfüllung seiner Wünsche ihn zum grünen Tische treibt, und Glück wie Unglück foltert ihn mit Höllenqualen; denn lächelt ihm Fortuna, so ist er unersättlich und durstig bei sprudelndem Quell, hungrig bei offener Mahlzeit, und kehrt die launische Glücksgöttin ihm den Rücken, so treibt ihn die Nothwendigkeit und das Trugbild, das Verlorene wieder zu gewinnen, zur Sisyphusarbeit. Der Spieler ist nicht minder krank in körperlicher Beziehung, die Furchen auf seiner Stirne, der gelbe Teint, die zitternden Gesichtsmuskeln, die heisere krächzende Stimme, die Unruhe in den Geberden, die Veränderung in der Gemühtsstimmung drücken nur zu deutlich aus, wie Geist und Körper von selbem Gift durchwühlt sind und, gefräßiger wie die Zeit, der Erde zuführen, was der Erde entsprossen.

Die Spielleidenschaft ist in allen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft vorherrschend, und besonders in der arbeitenden Bevölkerung, die aus der Hand in den Mund lebt, und mit dem Tagelohn den Hunger stillt, ist das Verlangen ganz natürlich, durch ein blindes Lächeln des Glücks aus der qual-

der Direktor schläft neben seinen Instrumenten und ist mehrere Nächte hindurch nicht aus den Kleidern gekommen. Seine Adjunkten, die, während er in einem Fauteuil schlummert, beobachten, haben Befehl, ihn sogleich zu wecken, sobald sie irgendwelche bedeutende Veränderung bemerken. Seitdem ist der Zugang zum Observatorium abgeschnitten, die Lava hat sich auf die neue Straße gestürzt, und gestern wurde den Wagen die Fahrt dahin untersagt; man konnte nur mittelst eines improvisirten Fußpfades zu dem Hause gelangen; auch dieser ist in der Nacht vom glühenden Strome verletzt worden, der, wie es scheint, seinen Weg gegen das östliche Ufer der Bucht von Neapel bei Torre del greco, einer Hauptstation der Eisenbahn nach Castellamare, nehmen will. Auch zur Eremitage kann man nicht mehr gelangen, zum Verdruß der ganzen Masse von Leuten, die auf dem Plateau ihre wandernden Buden und Kramstellen aufgeschlagen hatten, wo Limonade, Eis, Wasser und alles, was überhaupt getrunken und gegessen werden kann, verkauft wurde. Mit einer Kühnheit sondergleichen wagten sich die Leute bis zu den gefährlichsten Punkten vor. Unter den Reisenden bewiesen namentlich die Frauen eine Verwegenheit, die alle Begriffe übersteigt. Wir befanden uns auf einem Haufen von Lavastücken, der in der Linie lag, welche die feurige Jauche durchströmen zu wollen schien. Schon begann der Boden unter unsern Füßen heiß zu werden, unsere Schuhsohlen verkohlten, unser Haupt und Barthaar wurde versengt, die Gendarmen und Führer ermahnten, es sey Zeit zurückzuweichen; aber gerade die Frauen waren es, welche sich auf die größern Blöcke zurückzogen und nicht gehen wollten, bis sie gezwungen waren, von einem Stück zum andern einen salto mortale zu machen; denn dazwischen bewegte sich bereits der sengende Strom. Als eine halbe Stunde später die Sonne unterging, konnten wir wahrnehmen, wie der Ort, wo wir uns postirt hatten, mitten in den Feuerwellen lag; noch ragten einige schwarze Blöcke hervor und die leuchtende Masse bildete um dieselben sprühende Wellen."

Mannigfaltigkeiten.

Zu Schönberg in Mähren kam am 6. v. M. eine empörende Unthat zu Tage. Die dort dienende Magdalena F. gebar vor fünf Jahren einen Knaben, dessen Vater Benedikt M. in Schönberg als Knecht in Diensten stand. Die Mutter nährte das Kind, ohne eine Beisteuerung von dem besagten Vater zu erhalten, volle 3 Jahre, und dann, als Letzterer auf die Pflege des Kindes ihr noch immer nichts geben wollte, brachte sie es wider seinen Willen in seine Wohnung, ging fort und kümmerte sich nicht mehr darum. Benedikt M. nahm sein Söhnlein an und übergab selbes seinem Bruder, eigentlich seiner Schwägerin Anna M. in Kost und Pflege. Diese, wahrscheinlich im Einverständnisse mit dem Vater, beschloß, des armen Kindes für immer sich zu entledigen und solches durch Hunger, körperliche Pein und Kälte — indem es während des Winters auf dem Dachboden liegen mußte — und Unterlassung jeder Säuberung, langsam zu tödten, was wohl in Kurzem ohne Zweifel erzielt worden wäre, wenn nicht die schützende Vorsehung das unglückliche Kind gerettet und dabei auch die ruchlose That zu Tage gefördert hätte. Dieses Opfer unmenschlicher Grausamkeit, welches unter einem Schopfen im Hofe, auf Reisig von Nadelhölzern, ganz nackt, gebettet war, kroch nämlich in einer unbewachten Stunde — zu gehen vermochte es nicht — von seinem Schmerzenslager hinaus auf die Gasse, wo es von einer Frau, welche erst nach einigem Zagen dieses keinem menschlichen Geschöpfe ähnliche Wesen, dessen verfilztes Kopfhaar, seit Jahren von keiner Scheere und keinem Kamm berührt, von Schmutz und Ungeziefer wimmelte, an seinem mit Wunden und hineingedrungenen Holznadeln bedeckten schwachen Leibe angefaßt und ihren seltenen Fund zur öffentlichen Anzeige gebracht hatte. Dieser, nun im sechsten Jahre stehende Knabe, dem man als Nahrung nur harte, für Andere ungenießbare Brodrinde und etwas kalte Erdäpfel zukommen, und seinen Trank aus einem hölzernen Schaffe, das dann und wann mit Wasser gefüllt wurde, einem Thiere gleich, mit dem Munde aufnehmen und einsaugen ließ, der weder zu sitzen noch zu stehen vermochte und dessen Füße bis an die Knie deutliche Spuren des Erfrorenseyns tragen, ist nun bereits aus Humanität in gute Pflege aufgenommen, um am Leben erhalten zu werden. Seine Peiniger dagegen sind der strafenden Gerechtigkeit verfallen.

Die Aut. Corr. meldet aus Wien: „Vor einiger Zeit war das Portrait eines Mädchens in dem Ausstellungs-Rahmen eines Photographen eingereiht. Ein reicher Gutsbesitzer aus der Walachei, der vor Kurzem hier verweilte, verliebte sich in das Portrait der Schönen, sucht dieselbe auf und heirathete sie. Beide sind vor wenigen Tagen in die Heimath des Gatten abgereist, wohin auch die Eltern der glücklichen Gattin, die ein kleines Pfaidler-Geschäft betrieben, folgen werden."

Redakteur: Gustav Meffert
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

satz für die Abwesenheit seyn würden. Sie führte ihn zum Erstenmal in ihr Zimmer, und sein Geist faßte jede Unbedeutenheit auf, die auf reinen Schönheits- und Häuslichkeitssinn hindeutete. Seine Wonne erhöhte sich mit jeder Stunde. Jedes Kästchen, jede Schublade im Büreau durfte er öffnen, der Erlaubnißschein der Unschuld lautete: ich bin ja ganz Dein! Er lernte kennen, wodurch Antonie ihre Seele gepflegt hatte. Die Bücher, die sie von mir in ihre unmittelbare Nähe genommen, waren der Athem ihres Geistes und Gemüths. Unter den Deutschen waren Herder und Schiller ihre Lieblinge, unter den Franzosen Racine und Fenelon. Deutsch und Französisch sind ihr geläufig wie ihre Muttersprache, und es war ihr hoher Genuß, daß sie sich mit Nikolai in beiden fremden Idiomen unterhalten konnte.

Von nun an, mein Nikolai, sagte sie, steige ich herab von der Aussicht auf meinem Hügelchen des Wissens und lausche Deiner Belehrung.

Oder umgekehrt, frommer Engel, entgegnete er, Du beginnst meine Bildung.

So lernte der Liebende seine Gefährtin durch's Leben von Geist und Gemüth kennen, und jede Stunde verschmelzte die Seelen inniger.

Die einzigen Vertrauten unseres Geheimnisses waren Maschinka, meiner Schwester Kammermädchen, und Philipp, mein treuer Diener. Wir hatten Beiden die Freiheitsbriefe ausstellen lassen. Wir behandelten Menschen, die in unser Privatleben verwebt waren, nicht wie Untergebene, wir suchten sie zu uns heraufzuheben, ohne daß wir zu ihnen hinabstiegen, und hatten dafür die Genugthuung, daß sie freudig für uns das Leben lassen würden, wenn ein Versuch es erfordertete.

Was uns recht ungelegen kam, war der Wunsch, den letzten Abend nochmals in gebetener Gesellschaft zu verbringen. Indeß die Liebe ist erfinderisch, wir dachten uns aus, wie wir doch bisweilen dem Zwange entwischen konnten.

Nicht wahr, Antonie, Du tanzest noch einmal den Nationaltanz? bat Nikolai.

O gern, gern! Dir zu Liebe. Ich will ihn heute weit besser tanzen. Es war mir gestern, als ob ich Dich auch schon im Herzen trüge, allein heute beseelt mich die Gewißheit. Du darfst mir aber nicht huldigen, sondern Andern, vorzugsweise Paulinen.

Wenn ich es vermag.

Du mußt es können.

Ich soll Dich und mein Gefühl verläugnen!

Nicht mich verläugnen, wenn es der Liebe gilt, aber der Welt die heiligsten Regungen Deines Herzens verbergen, weil Du sie zu derselben nie erheben kannst. Du mußt Alles für mich können, wie ich für Dich, nur nicht uns entsagen, das versteht sich von selbst.

Ich will mich wenigstens bemühen, meinem Gefühl Gewalt anzuthun.

Nein, versprich erst, es zu können, dann tanze ich. Ich bitte nicht ohne Ursache, ich würde sie Dir bekennen, ich appellire an Dein Zartgefühl, das Du mir das Bekenntniß erläßest.

Ich verspreche, dieser Kuß sey der Bürge.

So, mein Nikolai, gehören wir uns ewig, laß den Blitz zwischen uns niederfallen, und unsere Herzen schlagen fort für einander.

Mißdeute mich nur nicht, schloß sie ihr Verlangen, ich will keine erbärmliche Probe, keinen Weg von Dir, der zu Heuchelei führt, es betrifft nur Rücksichten, und muß nicht jedes Menschenleben auf Stunden gefaßt seyn, wo die ganze Kraft der Seele dazu gehört, um in ihnen das Leben zu ertragen? Wolken werden auch über die Berge unseres Seyns kommen, aber rein bleibt der Himmel unserer unerschütterlichen Liebe.

Der Abend kam mit seinem Zwange, mit seiner Pein. Pauline war ungemein heiter, Antonie sekundirte ihr mit wahrer Ausgelassenheit. Ihre Neckereien sprudelten von Witz, aber mit natürlicher Unbefangenheit ließ Antonie Paulinen immer den Vorrang. Sie gehörte dem allgemeinen, Pauline dem engern Kreise, der um Nikolai gezogen wurde, und während man von Antonien nicht wußte, wer oder was sie stimmte, war der Punkt unverkennbar, um den Pauline kreiste.

Beide wurden um die Wiederholung der gestrigen Tänze gebeten. Pauline weigerte sich, Nikolai bat, bis sie nachgab; Antonie schlug ihm seine Bitten ab und bewilligte sie Andern.

Die Shawltänzerin leistete in der That die Möglichkeit der Kunst und Grazie, und dieser Leistung stand nichts entgegen, als die sichtbare Kunst.

In unserem Nationaltanze verschönert nur die Kunst, aber sie weicht der Natürlichkeit. Das bewies Antonie. Ich spielte den Flügel, und Nikolai hatte sich hinter mich gesetzt. Hätte ich meine Schwester nicht anders gekannt, so hätte ich glauben müssen, sie habe es darauf angelegt, ihm das Herz aus der Brust zu tanzen. Es war nichts Beabsichtigtes in ihr, die Glückliche folgte heute dem Zuge ihres Gefühls. Schwebte sie an mir vorüber, so ruhte der Blick des dunklen Auges auf ihm, einige Mal stand sie still vor uns, und sprach in Miene und Geberde so innig zu ihm, daß ich überzeugt bin, sie hätte seine Umarmung öffentlich erwidert, wenn er sie umschlungen hätte, so hingegeben war sie ihrem natürlichen Gefühl.

Er hielt sich wacker im Kampfe. Die Gewißheit eines beseligten Herzens brach in ihr mit der vollsten Lebendigkeit aus. Es war, als ob das

hitzten Phantasie ist, beweist die Erfahrung, und die Gerichtssäle haben in der Neuzeit nur zu oft mit Börsenspielern Bekanntschaft gemacht, und überseeische Länder wurden Asyle derlei moderner Flüchtlinge. Wie wenig der Börsenmann für seine Familie sorgt, und wie bloß die Eitelkeit und Ostentation die Triebfeder seiner Handlungen ist, beweist folgendes Lebensbild, das nur zu sehr aus dem Leben gegriffen ist.

N. N., einer armen Familie entsprossen, wuchs in einem Landstädtchen ohne Erziehung auf, verließ frühzeitig das Vaterhaus und legte sich auf Handel; er war so glücklich, in kurzer Zeit selbstständig als Kaufmann dazustehen. Der Himmel segnete seine Unternehmungen und er wurde durch Geschäfte mancher Art in kurzer Zeit ein vermögender Mann; durch große Geschäftskenntniß, Zufall und glückliche Heirath verwandelte sich die Wohlhabenheit in Reichthum. Nach einem Dezennium finden wir ihn in einer Residenz als adeligen Millionär im Besitze von Häusern, Gütern und Realitäten aller Art und reicher Kindersegen ist in das Haus gezogen. Unser Günstling Fortuna's war ein Feind der Erziehung in der Familie. Die Mädchen wurden in die ersten Pensionate in fremde Länder gesandt und für die Zukunft der Knaben glaubte er durch eine bedeutende Kapitalanlage reichlich gesorgt zu haben; mit gänzlicher Vernachlässigung der Ausbildung ihres Verstandes, Gemüthes und Herzens bestimmte er sämmtliche Träger seines Namens zum Krieger- und Kaufmannsstande. Die Söhne kannten den Reichthum ihrer Eltern und wußten, daß die Offiziers-Epaulette sicher ihrer harre, sie lernten daher nichts in den militärischen Bildungsanstalten und erfaßten den Kriegerstand ohne Befähigung und ohne Neigung. Die Kaufleute vergeudeten, so lange sie reich waren und wurden Börsenspieler aus Nothwendigkeit. „Mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell."

Der Bankerott eines Sohnes in fremden Landen erzeugt im Vater die Liebhaberei zum Börsenspiel, die in kurzer Zeit zur Leidenschaft emporglimmte und alle Schranken der Klugheit und Ueberlegung durchbrach. Das Vermögen schwand auf der Börse im Fluge und die Welt staunte über die Millionen, die N. N. an diesem Orte ausbezahlt hatte. In wenigen Jahren schwindet der große Reichthum und der wohlhabende Mann erlebt in seinen eigenen Kindern die Frucht der Vernachlässigung ihrer Erziehung und ein schneller Tod erlöst ihn von dem Jammerbilde, seine männliche Nachfolge der öffentlichen Verachtung und dem Gerichte anheimfallen zu sehen.

Das Börsenspiel hatte wie eine bösartige Seuche das Gift in den wohlhabenden Mann und seine schlecht erzogenen Söhne gepflanzt und mit Schnelligkeit Familienglück, Ehre, guten Namen und Reichthum in alle vier Winde zerstreut.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Wien standen dieser Tage 16 junge Burschen vor Gericht, Lehrlinge im Alter von 13 bis 16 Jahren; sie hatten sich theils auf der Straße, theils in der Sonntagsschule kennen gelernt und bildeten eine Diebesbande, welche innerhalb der letzten vier Monate in den verschiedensten Vorstädten mehr als 90 Diebstähle ausführte und verschiedene Gegenstände im Werth von 1000 fl. entwendete. Einer derselben, der jüngste und kleinste, war gleichsam der Hauptmann der Bande; er war es, welcher in den meisten Fällen den Ort, wo etwas zu holen wäre, auskundschaftete, welcher den übrigen die betreffenden Rathschläge ertheilte und bei den kühnsten Unternehmungen selbstthätig mitwirkte. Die Bande war in Sektionen getheilt und stahl, was gerade vorkam. Vor Gericht erschienen die jungen Verbrecher eher heiter als niedergedrückt und waren ohne Weiteres geständig. Das Gericht verurtheilte sie zu 14tägigem Arrest bis zu einem Jahre schweren Kerker.

Eine in Offenbach kürzlich von dem praktischen Arzte, Hrn. Dr. med. Mogk im Beiseyn von fast sämmtlichen dortigen Aerzten an dem 4jährigen Söhnchen eines Kaufmanns in Folge der Halsbräune vorgenommenen Operation verdient insofern öffentliche Erwähnung, weil sie von vielen seit einer Reihe von Jahren aus gleichem Grunde und an Kindern jeglichen Alters vollzogenen Operationen die erste in ihrem Verlaufe so vollkommen geglückt ist, so daß das Kind dadurch nicht allein gerettet, sondern auch als vollkommen genesen zu betrachten ist. Es macht dieser in Offenbach die allgemeine Theilnahme erregende Fall dem betreffenden Arzte nicht allein alle Ehre, sondern liefert auch der Wissenschaft einen Triumph und dem Publikum einen Beweis mehr, daß bei rechtzeitigem Einschreiten immer noch Möglichkeit vorhanden, dem Tode die schon sichere Beute zu entreißen.

Redakteur: Gustav Messert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

und doch könnte ich mich nie entschließen, ihn zu lernen, ich weiß selbst nicht warum. In diesem Tanze würde es mir scheinen, als schwebte ich immer vor dem Spiegel, in unserm Nationaltanze dünke ich mich häuslich einfältig.

Nikolai, welchem jene Schlange unter Blumen nicht entgangen war, die gegen Antonien ankroch, hob mit wahrem Kennerauge den Reiz des Shawltanzes. Pauline fühlte schon ihren Sieg, als er sein Lob schloß: Nur einen Vorrang läßt sich unser Nationaltanz nicht nehmen, Unschuld und Liebe!

Seine treffenden Bemerkungen paßten weder für Tochter noch für Mutter, und nur zu sehr ward uns bemerkbar, daß Antonie für den Abend ein Hinderniß war, welches man entfernt wünschte.

Die Mutter nahm Antonien bei Seite und sagte wie im vertraulich klingenden Tone: Wir wollten heute eigentlich nur mit Verwandten beisammen seyn, indeß bleibt nur auch Ihr zum Abendessen. Antonie sagte es mir, und wir zogen uns still zurück. Zuvor aber hat sie Nikolai, zur Abendtafel zu bleiben, mit dem Versprechen, daß sie bei mir auf ihn warten werde.

Lange blieb er nicht aus.

Jetzt sprach er seine Verwunderung aus, daß wir so unbedingtes Vertrauen in eine Familie setzen könnten, der es durchaus an reinen Gesinnungen mangele. Einen Austausch in dieser Hinsicht wünschte ich sehr, nur Antoniens Gemüth sollte daran noch nicht Theil nehmen. Ich führte daher das Gespräch auf Nikolai's Familienangelegenheiten über, von denen er uns noch viel erzählte, bis sie uns verließ.

Sobald wir allein waren, eröffnete er mir, wie man ihm die Neigung Paulinens nahe gelegt habe. Darin steckt noch kein Böses, sagte er, wohl aber darin, daß diese Neigung durch die Verdunkelung einer dritten Person gehoben werden soll, und ich bekenne Dir, daß nur Antoniens Bitten mich vermochten, heute Abend in der Gesellschaft auszuhalten. Sie ist der Gegenstand desjenigen Lasters, welches die ganze menschliche Gesellschaft zerreißt, der Verleumdung. Vertheidige nicht mehr, wo meine Ueberzeugung keine Vertheidigung mehr annimmt, das Weib hat mich gegen sich mit Bitterkeit erfüllt. Sie hat mir im Beiseyn eines Dritten eine Scene aus Antoniens Leben im väterlichen Hause so keck erzählt, daß ich glauben könnte, wenn ich Antonien nie gesehen. Woher hat diese die Narbe über dem Auge?

Was? sagte ich erschrocken und entsetzt, in diese Narbe wird die Verleumdung doch keine Eier gelegt haben?

O mich dünkt, schon ausgebrütet. Betrachte, Bruder, den Apfel, den die Schlange mir reichte, und lerne kennen, was Euch, unbefangenen Seelen, umgibt. Antonie, erzählte sie mir, war mit dem unehelichen Sohne des Grafen A. verlobt. Man entdeckte später ein Liebesverhältniß zwischen ihr und einem Kollegienassessor, dessen Name ich nicht gemerkt habe. Die Mutter hält ihr ihre unlautern Gesinnungen vor, und die Tochter, erzürnt über die Entdeckung, vergreift sich an der Mutter, daß sie um Hülfe rufen muß. In der Wuth rennt Antonie an einen Nagel, daher die Narbe. Ist Dir's genug?

Genug!

Nun so vollende das, was Du mir seither aus Euern Familienverhältnissen nur oberflächlich vertraut hast, nicht als Vertheidigung meiner Antonie, sondern weil wir unsere Zukunft besprechen und sichern müssen. Ich halte das Weib mit ihrem Anhange für gefährlich, ich muß Antoniens Ruhe geborgen wissen. Die feine Mutter zog Euch an sich, weil Deine schöne Schwester ein Gegenstand seyn sollte, mehr annehmbare Partien für ihre eigenen Töchter zu locken, es war Eigennutz, der Euch in dieß Haus föderte. Hat sich der Gesellschaftskreis seit Eurem Hierseyn vergrößert oder verkleinert?

Vergrößert!

Also denke nun weiter. Ich bin auf dem richtigen Punkte, und ich glaube, Antonie weiß mehr als wir Beide; morgen soll sie reden. Entscheidet Ihr, daß unsere Liebe noch unbekannt bleibe, so sey es, ich bin bereit, morgen mein namenloses Glück der ganzen Welt zu verkünden, nur Eure Verhältnisse wollen wir berücksichtigen, ich bin frei, und wo ich es nicht seyn sollte, da trotze ich allen Mächten der Hölle, Antoniens Charakter ist auch der meine.

Mit tiefem Schmerz vertraute ich Nikolai den Hauptschlüssel zu den Verhältnissen in unserm väterlichen Hause. Das Eingehen in fürchterliche Scenen erschütterte mich im Innersten.

In ununterbrochenen Mittheilungen unserer Innen- und Außenwelt saßen wir noch beisammen, als uns der Morgen überraschte. Wir wollten versuchen, einige Stunden zu schlafen. Wie wäre bei solcher Aufregung daran zu denken gewesen! Ich stand wieder auf und auch Nikolai kam zurück zu mir.

(Fortsetzung folgt.)

Begrüßung des transatlantischen Lloyddampfers Bremen.

Bremen feierte am vorletzten Sonnabend ein schönes deutsches Fest. Es galt der Begrüßung

Was ich suche.

Den Mann der Wahrheit such' ich auf,
Der redlich denkt und handelt,
Und der auf krummen Wegen nie
Durch's Pilgerleben wandelt;
Den Mann, der voll von edlem Muth,
Nur wenig spricht, doch Vieles thut.

Den Schmeichler such' ich nimmer auf,
Der nur da kriecht und lüget
Und gleich des Thurmes Wetterfahn'
Sich jeder Meinung füget;
Der stolz sich bläht und eitel prahlt
Und doch mit falscher Münze zahlt.

Gern such' ich sonnbeglänzten Pfad,
Wo reine Lüfte wehen,
Mich, ungenirt vom Thorenschwarm,
Da fröhlich zu ergehen;
Nur da, wo Ungeziefer fern,
Verweil' ich für mein Leben gern.

Gern such' ich liebe Sprüche auf,
An ihnen mich zu laben;
Vor allen doch möcht' ich den Spruch
Tief in das Herz mir graben;
Den gold'nen Spruch bracht ich von Haus:
Triffst du auf Koth, so weiche aus!

Was man als Knabe mich gelehrt,
Will ich als Mann noch ehren,
Und wer mich da mit Koth bewirft,
Der Gall' sich zu entleeren,
Den blick' ich voll Verachtung an
Und zieh' in Frieden meine Bahn.

J. G.

Mannigfaltigkeiten.

Der Chef des französischen Medizinalwesens in der Krim, Dr. G. Scrive, hat einen medizinisch-chirurgischen Bericht über den Feldzug im Orient veröffentlicht. Aus demselben ersieht man, daß während des 20 Monate dauernden Feldzuges die französische Armee die ungeheure Zahl von 193,404 Mann in die Lazarethe der Krim geschickt hat, und daß in diesen 28 404 Kranke starben; daß ferner 114,668 Kranke nach und nach aus der Krim in die Hospitäler zu Konstantinopel zurückgeschickt wurden, und daß hier gleichfalls 27,825 unterlagen. Zu diesen Verlusten die in Gallipolis und Varna Gestorbenen und vor Sebastopol Gefallenen hinzugerechnet, ergibt sich für die nach und nach auf über 300,000 Mann gestiegene französische Armee die Zahl von 69,229 Todten, und die Reihen derselben waren folglich in dem Verhältnisse von 1 zu $4\frac{4}{10}$ gelichtet worden. Dagegen stieg, nach Angabe des „Morning Chronicle" der Verlust der nach und nach in das Feld gesandten 82,901 englischen Soldaten nur auf 18,927 Mann, also auf ein Verhältniß der Sterblichkeit wie 1 zu $4\frac{3}{10}$. Die Krankheiten, denen diese Opfer erlagen, waren die Cholera, der Typhus, eine geheimnißvolle Krankheit, welche die Aerzte die Laufgraben-Krankheit nannten, der Scorbut, ... Fieber, erfrorene Glieder, Verwundungen. Die Einnahme des Malakoff am 8. Sept. allein füllte die französischen Lazarethe mit 5400 Verwundeten, unter denen 400 russische Offiziere und Soldaten. Erst am Abend des 10. September hatten, trotz der vollkommensten Hingebung des ärztlichen Personals so viele der Hülfe des letztern Bedürftige der Wohlthat eines ersten Verbandes theilhaftig und von 550 unerläßlich schweren Operationen 350 der dringendsten ausgeführt werden können. Die nach und nach in dem Feldzuge verwendeten französischen Aerzte stiegen auf die Zahl von 550 und sie haben 1,400,000 Verbände angelegt und 392,000 Pfund Charpie und Bandagen zu denselben verwendet.

Zu Rostock ist kürzlich ein Mann gestorben, der durch die wechselvollen Phasen eines Kriminalprozesses, den er zu bestehen hatte und dessen Schluß er zwanzig Jahre überlebt hat, unter den Juristen viel genannt worden ist: der Tischlermeister Wendt. Der Ermordung seiner Ehefrau durch Gift angeklagt, ward er am 19. März 1831 in Untersuchungshaft genommen und durch das ihm am 6. Nov. 1834 publizirte Erkenntniß der Göttinger Juristenfakultät zum Tode durch das Rad verurtheilt. Die Heidelberger Juristenfakultät urtheilte darauf in zweiter Instanz, daß er von der Instanz zu entbinden sey, und endlich ward er durch das von dem mecklenburgischen Oberappellationsgericht gefällte Erkenntniß dritter Instanz am 5. Febr. 1838 für völlig unschuldig erklärt.

[Die Wurst.] Der verstorbene K . . . . . fuhr einmal mit zwei seiner Lieblinge auf einem sogenannten Wurstschlitten zur Jagd. Unterwegs begegnet er einem Bauern, der keinen der Herren kannte, jedoch stehen blieb und sie der Reihe nach scharf ansah. Nun Kerl, fragte der K . . . ., hat er noch keine Wurst gesehen? Jo wohl, aber noch keine mit drei Zipfel, war die kurze Antwort.

Redakteur: Gustav Meffert
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

